This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

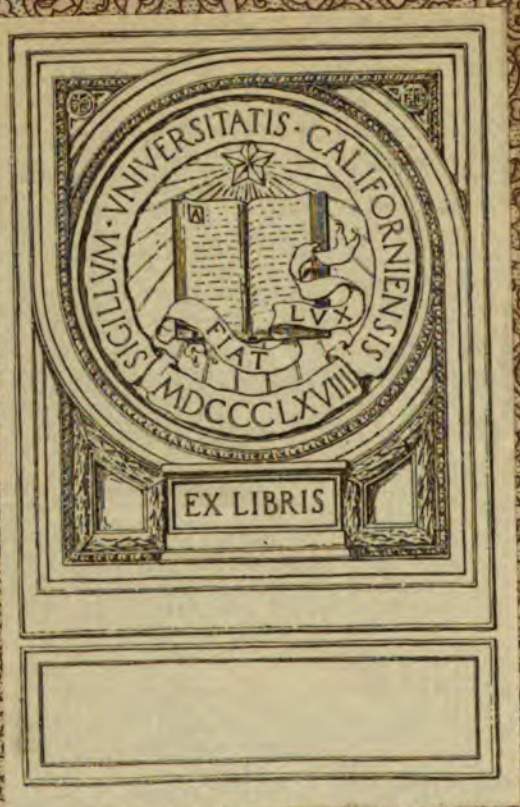
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

LA ROCHETERIE

# Marie Antoinette


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Wrazimus de La Rocheterie

# Marie Antoinette.

Königin Marie Antoinette von Frankreich.

Nach einem bisher nicht vervielfältigten Bilde des hochwürdigsten Bischofs Dupanloup.

UNIV. OF CALIFORNIA

# Marie Antoinette

# Königin von Frankreich.

Von

Maxime de la Rocheterie.

Von der französischen Akademie preisgekröntes Werk.

Einzig autorisierte deutsche Ausgabe.

## Erster Band.

Wien.
Verlag der Buchdruckerei „Austria".
1893.

UNIV. OF CALIFORNIA

JC 137 .1 L32

Alle Rechte vorbehalten.

Buchdruckerei „Austria", Wien, VII. Schottenhofgasse 8.

A. T. L.

UNIV. OF CALIFORNIA

Ihrer kaiserlichen und königlichen Hoheit

der durchlauchtigsten Frau

# Erzherzogin Marie Therese

in tiefster Ehrfurcht gewidmet

von der

Verlagsbuchhandlung „Austria".

537713

# Vorbericht zur deutschen Ausgabe.

Der Verfasser des Werkes, dessen Übersetzung wir hiemit dem deutschen Lesepublicum übergeben, Maxime de la Rocheterie, ist kein Neuling auf dem historischen Specialgebiete, dessen monographische Bearbeitung er in seiner „Histoire de Marie-Antoinette“ unternommen hat; seit mehr als zwanzig Jahren ist die geschichtliche Erforschung des Lebens und Charakters der unglücklichen Kaisertochter Gegenstand seines ernstesten Studiums, und genaueste Erhebung und Feststellung des Thatbestandes durch Zurückgehen auf die Quellen war hiebei sein leitendes Princip; dass dies ohne mühsames archivalistisches Arbeiten, Sichten, Ordnen und Vergleichen des Materials nicht abgieng, versteht sich von selbst.

Da Rocheteries Werk in gewissem Sinne und Maße eine abgerundete und abschließende Bearbeitung seines Gegenstandes genannt werden kann, indem es die bisherigen historiographischen Leistungen und den vorliegenden Quellenschatz über Marie Antoinette zu einem einheitlichen Gemälde zusammenfasst, so dürfte es angemessen sein, hier eine kurze Übersicht über die Haupterscheinungen der Marie Antoinette behandelnden historischen Literatur zu geben.

Beginnen wir mit den Biographien Marie Antoinettes, das heißt mit jenen Werken, die ihren Lebensgang von der Wiege bis zum Grabe vorführen, so tritt uns an erster Stelle entgegen Montjoye's „Histoire de Marie-Antoinette Josephe Jeanne de Lorraine, archiduchesse d'Autriche, par l'auteur de l'éloge de Louis XVI“, Paris bei Peronneau, 1797. Das Buch bietet

den Vortheil, daſs es von einem Zeitgenoſſen und theilweiſe Augen- und Ohrenzeugen herrührt, iſt aber mit kritiſcher Vorſicht zu gebrauchen, da es von A bis Z nur ein Panegyricus iſt, auch offenbare Schwächen und Fehler ſeiner Heldin nicht ſieht, und ſo häufig eine mehr legendariſche als hiſtoriſche Erzählung bietet. Des weiteren ſind zu nennen: Goncourt, „Histoire de Marie-Antoinette“ (eine deutſche Überſetzung, 1867 in Wien in 3. Aufl. erſchienen); J. de Chambries, „Marie-Antoinette, Reine de France“ (2 Bde., 2. Aufl., Paris, Perrin, 1888); Yonge, „Life of Mary Antoinette, queen of France“; und die letzte Arbeit vor Rocheteries Werk, nämlich De Vyné's 1889 in Paris erſchienenes Buch „Marie-Antoinette. Sa vie — sa mort“, „eine recht anſprechende Skizze, gleich einer friſch und geiſtreich hingeworfenen Federzeichnung“ („Stimmen aus Maria-Laach“, LXII, 567; ſieh auch die Anzeige des Buches von Freiherrn v. Helfert im „Vaterland“ vom 14. Juli 1889).

Einzelne längere oder kürzere Abſchnitte im Leben Marie Antoinettes behandelten unter anderen: Leſaure, „Marie-Antoinette et sa famille, d'après les nouveaux documents“; Combes, „Marie-Antoinette et l'intrigue du collier“ (Paris 1876); Campardon, „Marie-Antoniette et le procès du collier“ (1863); desſelben „Marie-Antoinette à la Conciergerie“; Lord Gower, „The last days of Mary Antoinette“ (London 1885).

Die namhafteſten über das Leben Marie Antoinettes ſich verbreitenden Memoirenwerke ſind: Weber, „Mémoires concernant Marie-Antoinette“ (3 Bde., London 1866); Madame Campan, erſte Kammerfrau und Vorleſerin der Königin, „Mémoires sur la vie privée de Marie-Antoinette“ (ſchon 1823 zu Paris in 5. Auflage erſchienen, auch deutſch in Dresden 1827); Huard, „Mémoires sur Marie-Antoinette“ (Paris 1865). Eine beſondere Wichtigkeit beanſpruchen die in der neueſten Zeit veröffentlichten „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, deren Verfaſſerin in den letzten Lebensjahren der Königin Gouvernante der königlichen

Kinder gewesen, die königliche Familie bis in den Temple hinein begleitete und nach ihrer gewaltsamen Trennung von derselben längere Zeit in dem la Force genannten Gefängnisse eingekerkert war.

Von nicht genug hervorzuhebender Bedeutung für die Beurtheilung Marie Antoinettes und für die Aufklärung verschiedener Umstände, Verhältnisse und Episoden ihres Lebens waren gleichfalls der neuesten Zeit vorbehaltene Veröffentlichungen umfangreicher Briefsammlungen, theils Marie Antoinettes Correspondenz, theils jene der competentesten Zeitgenossen enthaltend. Wir erwähnen: Arneth, „Maria Theresia und Marie Antoinette; ihr Briefwechsel“ (2. Aufl., Wien 1866); Arneth und Geffroy, „Correspondance secrète entre Marie-Thérèse et le comte de Mercy d'Argenteau. Avec les lettres de Marie-Thérèse et de Marie-Antoinette“ (Paris 1873 bis 1874); Feuillot de Conches, „Louis XVI, Marie-Antoinette et M^me^ Elisabeth“ (Paris 1864 bis 1873), eine sechsbändige, äußerst reichhaltige Documentensammlung, die auch dann ihren Wert behält, wenn einzelne Stücke in ihr unecht sind. Einen besondern Wert beansprucht auch das 1878 erschienene Werk: „Le comte de Fersen et la Cour de France“, das manches im Leben der Königin bis dorthin gebliebene Dunkel endlich beseitigte; es enthält über 200 wichtige Documente in Bezug auf deren Geschichte, 28 Briefe der Königin an Fersen, 32 Briefe des letzteren an die Königin. Daran reihten sich die Correspondenzen von Turckheim, von Kageneck, Staël-Holstein und mancher anderer. Das Jahr 1889 brachte die hochbedeutsame „Correspondance intime du comte de Vaudreuil et du comte d'Artois pendant l'émigration“. Als besonders rührig in der Herausgabe Marie Antoinette betreffender kleinerer Geschichtsquellen erwies sich Graf Reiset, der 1865 24 Briefe der Königin an ihre Jugendfreundin, Landgräfin Luise von Hessen, 1876 10 Briefe von ihr an Prinzessin Charlotte von Hessen, und einen an die Prinzessin Polignac mit vielen dankenswerten Anmerkungen und

Zusätzen veröffentlichte. Derselbe Forscher gab sogar das Tagebuch der Kleidermacherin Marie Antoinettes, Madame Eloffe, heraus, das nicht nur für eine Reihe von Jahren die Ausgaben der Königin für ihre Toilette, sondern auch die verschiedenen Toiletten selbst mit genauen Maßangaben kennen lehrt. Eines der Kleidungsstücke hat Graf Reiset sogar nachbilden lassen, wie auch Nachforschungen über die Niedlichkeit ihrer Füße angestellt und Überreste von ihren Schuhen nachgewiesen.

Wir haben auch die vom Verfasser seinem Werke vorangestellte „Introduction" vollständig wiedergegeben, weil sie den Ausgangspunkt seiner Erzählung genetisch beleuchtet und diese mit den ihr unmittelbar vorausgegangenen Phasen der französischen Politik in anschaulicher Weise verknüpft. Um jedoch Missverständnisse zu vermeiden, müssen wir an dieser Stelle aufmerksam machen, dass Herr v. la Rocheterie in dieser Einleitung eine Auffassung des historisch-politischen Verhältnisses des Hauses Habsburg zum Hause Bourbon und zu Frankreich zum besten gibt, gegen die wir den schärfsten Widerspruch erheben müssen. Es ist geradezu eine Geschichtslüge, zu sagen, Österreich habe nicht nur die Macht, sondern auch die Existenz Frankreichs bedroht, von Österreichs Eroberungsplänen und Streben nach Universalherrschaft zu reden, während es notorisch nur die Expansionsgelüste der Valois und der Bourbonen waren, die eine endlose Reihe blutiger, durch nichts gerechtfertigter Kriege heraufbeschworen und bei Ludwig XIV. in geradezu ruchloser Weise zutage traten. Es ist sehr bedauerlich, dass ein Historiker, der in seinem Werke sonst durchwegs Unbefangenheit, Unparteilichkeit und Rechtssinn bekundet und sich nichts weniger als Österreich feindlich zeigt, sobald er um einige Jahre in die Geschichte vor Marie Antoinette zurückgreift, sich so bar aller historischen Gerechtigkeit erweist, dass er das Verhältnis zwischen Angreifer und Angegriffenem einfach in sein Gegentheil verkehrt und den Wolf zum Lamme macht. Noch bedenklicher ist es, wenn der Verfasser, um die schmachvollen Bündnisse der französischen Könige von Franz I. bis

Ludwig XIV. gegen Österreich zu rechtfertigen, meint, dieſelben wäre denn „allerchriſtlichſten“ Königen gewiſs ſehr ſchwer angekommen, wären aber eben nothwendig geweſen; es klingt doch gewiſs ſeltſam, wenn ein Geſchichtſchreiber, der ſich ſonſt als gläubigen und überzeugten Katholiken gibt, Allianzen eines katholiſchen Fürſten mit der Häreſie und dem Islam gegen den katholiſchen Kaiſer das Wort redet, und zwar zu einer Zeit, da jener ſelbe katholiſche Fürſt die Häreſie in ſeinem eigenen Lande auf Leben und Tod bekämpfte, und der Islam das chriſtliche Europa in eine neue Barbarei zu ſtürzen drohte; ein ſolches Vorgehen des „allerchriſtlichſten“ Königs mit der Nothwendigkeit — die noch dazu gar nicht vorhanden war — legitimieren zu wollen, iſt kaum etwas anderes, als ſich zu dem Grundſatze bekennen: der Zweck heiligt die Mittel. Man iſt ſchwer geneigt, zur Entſchuldigung de la Rocheteries deſſen Franzoſenthum gelten zu laſſen, umſo ſchwerer, als es nicht an Franzoſen fehlt, die den von ihm vertretenen Standpunkt entſchieden verwerfen.

Ein ſolcher iſt der Verfaſſer des vortrefflichen, ſehr intereſſanten und belehrenden Buches „Guerre de la Prusse contre l'église catholique avec la complicité et pour le malheur de la France dans le passé et le présent“ (Paris, Dauniol & Cie., 1874), Timotheus Francoeur. Wir überſetzen aus ſeinem Buche die ſignificanteſten hieher gehörigen Stellen:

„Die (franzöſiſchen) Fürſten und ihre Miniſter haben der Reformation zum Triumph verholfen, die die Kirche in Europa erſchüttert hat. ... Und infolge einer wahrhaft providentiellen Vergeltung hat die blinde und verbrecheriſche Hartnäckigkeit, mit der ſie, entgegen der göttlichen Sendung, die das Frankenvolk zum Apoſtel und Soldaten des irdiſchen Gottesreiches geſalbt, im Lager der Gegner Jeſu Chriſti blieben, ihren Sturz veranlaſst und die Erhebung ihrer Waffengefährten bewirkt, aus denen ſie Werkzeuge ihrer Macht zu machen hofften, während ſie zu ihrer Schande die Agenten ihrer Größe geworden ſind. Nach unſerer Anſicht iſt die

Größe Preußens die allgemeine Sünde Europas und die Schuld Frankreichs insbesondere, das die Züchtigung seiner jahrhundertelangen Pflichtvergessenheit durch den glänzenden Triumph seines Irrthums gefunden hat. Das Haus Hohenzollern verdankt die Königskrone der Politik der Valois und der Bourbonen. ...

„Wir zögern nicht, anzuerkennen, dass unsere Könige und ihre Minister einen großen Fehler gegen Gott, gegen die Kirche, gegen das Völkerrecht und gegen die Zukunft ihres Reiches begangen haben, indem sie Häresie und Empörung zur Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit und zur Ausdehnung ihrer Grenzen verwendeten. ... Mag man das Interesse ihrer Krone und ihres Staates für noch so berechtigt und wichtig halten, es erlaubte ihnen nicht, die Türken zur Verwüstung Italiens und Ungarns, weil diese zu Österreich hielten, aufzustacheln, um den Islam in katholische Gegenden zu verpflanzen, noch auch den Kirchenräubern (im deutschen Reiche) die Hand zu reichen. ...

„Indem sie (die französischen Könige) mit ihren Waffen die Revolte gegen Papst und Kaiser sanctionierten; indem sie die auf das kirchliche Eigenthum, das heiligste und rechtmäßigste, weil es ja das Vermächtnis des Gebetes, der Ertrag der Arbeit und der Schatz der Wohlthätigkeit ist, verübten Attentate offen beschützten; indem sie auf jede Weise die Förderer der Unordnungen ermuthigten, die sammt Verachtung der Autorität das Recht der Gewalt predigten und übten, haben sie mit Leuten und Grundsätzen pactiert, die auf jede bürgerliche und religiöse Gesellschaft zerstörend wirken; sie haben die revolutionäre Schlange, die ihre Nachkommenschaft aufgezehrt hat, ausgebrütet, genährt und großgezogen.

„ ... Ohne ihren (der französischen Könige) übertriebenen, exclusiven, durch Hass, Übermuth und Ehrgeiz verblendeten Patriotismus, der, von heidnischen Eroberungs- und Herrschaftsgedanken eingenommen, gegen die Stimme der Gerechtigkeit und des Gewissens taub war, ihr Privatinteresse über das allgemeine Wohl

der Menschheit stellte, die Gefälligkeiten der Sorbonne[1] den Vorstellungen des heiligen Stuhles vorzog, sich von Macchiavelli und nicht vom Evangelium belehren ließ, ohne diesen selbstsüchtigen und in die Irre gerathenen Patriotismus, der sie ihrem geschichtlichen Berufe abwendig gemacht und von der Vertheidigung der Kirche abgelenkt hat, um sie in das Lager ihrer Zerstörer zu ziehen, der ihnen die gottlose Absicht eingeflößt, ihre persönliche Größe auf den Trümmern ihrer Mutter (der katholischen Kirche) in den von ihrem Vorfahren zum Evangelium bekehrten nördlichen Gegenden aufzubauen, ohne ihre lange Pflichtvergessenheit zu Gunsten der Neuerer hätte sich die Spaltung Europas nicht in so großer Ausdehnung vollzogen und wäre nicht endgiltig geworden."

So schreibt ein Franzose, der gewiss die Ehre und Größe seines Vaterlandes hochhält, der aber eben deswegen nie und nimmer billigen kann, was Frankreich weder zur Ehre noch zur Größe gereicht.

Rocheterie weist am Schlusse seiner Einleitung darauf hin, dass im Verlaufe der Allianzunterhandlungen zwischen Österreich und Frankreich Marie Antoinette, das „lebendige Symbol" dieser Allianz, zur Welt kam. Denselben Gedanken spricht noch, nur genauer, Alfred Ritter v. Arneth aus in seinem Buche: „Maria Theresia nach dem Erbfolgekriege" (Wien 1870), indem er schreibt (p. 402):

„Ein eigenthümliches Zusammentreffen ist es, dass die Antwort der Kaiserin auf die französische Erklärung (betreffs deutlicherer Erläuterung der Vorschläge Österreichs) durch die Entbindung

[1] Bekanntlich hat Cardinal Richelieu von der Pariser Universität auf folgende Anfrage einen günstigen Bescheid erhalten: „Ist es einem Kirchenfürsten erlaubt, Häretiker gegen einen katholischen König zu unterstützen?" Derselbe Cardinal pflegte zu sagen, dass, wenn er nach reiflicher Erwägung einen Entschluss gefasst habe, er vor keiner Schwierigkeit in der Ausführung zurückschrecke und die Unregelmäßigkeiten in der Form „mit seinem Purpurmantel" bedecke. Er sah aber nicht voraus, dass der als Deckmantel für die Revolte und die Raubsucht der Sectierer dienende Purpur zur rothen Fahne der Revolutionäre werden sollte.

verzögert wurde, in welcher sie die Erzherzogin Antonia, jene Prinzessin zur Welt brachte, deren ganzer späterer Lebenslauf mit dem österreichisch-französischen Bündnisse in so enge Verbindung trat, deren Verheiratung nach Frankreich gewissermaßen als sichtbares Zeichen dieser Allianz galt, und welche zuletzt das beklagenswerte Opfer derselben wurde. Aber damals kamen derartige Gedanken selbstverständlich niemandem in den Sinn; Kaunitz meldet nur dem Grafen Starhemberg die am 2. November erfolgte glückliche Niederkunft der Kaiserin. „Da aber Ihre Majestät," so fügt er hinzu, „die gewöhnlichen Wochen nicht auszuhalten, sondern den Geschäften nur allzu geschwind sich wieder zu unterziehen pflegen, so hoffe ich, binnen wenigen Tagen die Antwort ertheilen zu können."

# Vorrede und Einleitung des Verfassers.

Mit der Berichterstattung über die damals soeben erschienene „Correspondance du comte de Mercy avec Marie-Thérèse“ in der „Revue des questions historiques“ betraut, schrieben wir vor einigen Jahren folgende Zeilen:

„Die geschichtliche Wahrheit liegt hier, in den Berichten Mercys, zwischen den parteiischen Aufstellungen Frau Campans, Webers und Montjoyes und den Verleumdungen Besenvals, Lauzuns nnd Soulavies, zwischen der systematischen Anschwärzung der einen und der abergläubischen Begeisterung der andern, zwischen Pamphlet und Legende, doch aber näher der Legende. Marie Antoinette ist keine Verbrecherin und keine Heilige; sie ist eine ehrbare und liebenswürdige Frau, etwas muthwillig, etwas lebenslustig, aber immer rein; sie ist eine Königin, zuweilen etwas zu eifrig in ihren Protectionen, zu unüberlegt in ihrer Politik, aber voll Thatkraft und edlen Stolzes, in vollem Sinne Königin durch die Würde ihrer Haltung und den Glanz der Majestät, in vollem Sinne Weib durch den Leibreiz ihres Wesens und die Zartheit ihres Herzens, bis sie zur Martyrin werden sollte durch ihre qualvollen Prüfungen und den blutigen Triumph ihres Todes.“ [1]

Fünfzehn Jahre gewissenhafter Forschungen und die Prüfung neuer Documente ersten Ranges, wie der Papiere des Grafen Fersen, der Correspondenz des Barons Staël, des Grafen Goltz, des Grafen Mercy mit Josef II. und Kaunitz, der Memoiren der Herzogin von Tourzel u. s. w., haben unsere Ansicht nicht geändert, und wir würden 1889 (beim Erscheinen der ersten Auflage dieses Werkes) noch dasselbe schreiben, was wir 1874 dachten.

[1] „Revue des questions historiques“, April 1774, p. 594.

Die Eigenschaften, welche während der zehn ersten Jahre des Lebens Marie Antoinettes in Frankreich zutage traten, finden wir in den dreizehn letzten wieder bis zum verhängnisvollen 16. October 1793, nur mit den Veränderungen, die Alter, Erfahrung, Mutterschaft und besonders das Unglück herbeiführen mussten.

Wir haben uns bemüht, sie so wiederzugeben, wie sie sich unseren Augen darstellen aus dem vergleichenden Studium der Texte, und dabei soviel als möglich den sie beeinflussenden Haupt- und Nebenursachen Rechnung zu tragen.

Wir haben Mängel und Fehler nicht vertuscht, da wir uns nur darum kümmerten, die Wahrheit zu suchen, und nur danach strebten, sie zu sagen.

Ist uns dies gelungen? Es wird Sache unserer Leser sein, diese Frage zu beantworten.[1]

Orléans, 22. December 1889.

* * *

„Wenn je ein Ereignis ein Recht auf die öffentliche Verwunderung gehabt, so ist es die zwischen dem König und der Kaiserin-Königin 1756 geschlossene Vereinbarung.“[2]

So lautete das Urtheil, das einer der Hauptförderer der großen im achtzehnten Jahrhundert in der französischen Politik eingetretenen Änderung, der Herzog von Choiseul, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, über jenes wichtige Ereignis fällte, und diese seine Überzeugung war so tief, dass er denselben Gedanken in derselben Form noch zweimal in seinen diplomatischen Instructionen wiederholte, 1761 in denen für den Grafen du Châtelet, 1766 für den Marquis de Durfort.[3]

[1] Das Original des dem ersten Bande beigegebenen Porträts gehörte dem Herzog von Choiseul, Minister Ludwigs XV. und Unterhändler bei der Eheschließung Marie Antoinettes. Nach ihm gieng das Bild an seinen Neffen, Herzog Gabriel von Choiseul, über, dann an dessen Tochter, die Frau Herzogin von Marmier, endlich an dessen Enkelin, die Frau Herzogin von Fitz-James. Letztere hat für Msgr. Dupanloup die Copie herstellen lassen, zu deren Reproduction Herr v. Lacombe, dem sie Msgr. Dupanloup vermacht, uns gütigst ermächtigt hat.

[2] „Recueil des Instructions données aux ambassadeurs et ministres de France, Autriche“, p. 382.

[3] Daselbst p. 394.

Die Änderung war in der That eine radicale, und das öffentliche Erstaunen mußte groß gewesen sein. Seit mehr als zwei Jahrhunderten hatte sich Frankreich daran gewöhnt, Österreich als seinen ewigen Nebenbuhler zu betrachten. Frei von Seiten Englands, das während des ganzen Mittelalters der Erbfeind gewesen, das aber das ruhmreiche Eingreifen Jeanne d'Arcs und später die Einnahme von Calais durch Franz von Guise endgiltig jenseits des Canals verwiesen, hatte es seit Beginn der Neuzeit nicht nur seine Macht, sondern auch seine Existenz gegen die doppelte Umschließung seitens der Habsburger zu vertheidigen, die es durch ihre beiden Linien, die spanische und österreichische, im Norden, Süden und Osten einschnürten. Diese uns erstickende Umgürtung zu zerreißen, über unsere natürlichen Grenzen hinaus die vorgeschobenen Posten zurückzuwerfen, die der König von Spanien einer-, der Kaiser andererseits auf dem nationalen Gebiete hatten, die Freiheit unserer Bewegungen wiederzugewinnen und der französischen Krone „die ihrem Alter, ihrer Würde und ihrer Größe gebürende überwiegende Rolle“ [1] wiederzugewinnen, das war das von den Fürsten, die seit Franz I. einander auf dem Throne gefolgt waren, und von den Ministern, die ihnen gedient hatten, mit geduldiger Beharrlichkeit und patriotischer Geschicklichkeit verfolgte Ziel gewesen. Nachdem der Kampf infolge der religiösen Wirren unter den letzten Valois eher versteckt als unterbrochen gewesen, wurde er unter den Bourbonen mit mehr Glanz und Kraft wieder aufgenommen. Dieser Kampf ums Dasein war der Ursprung von Allianzen, die dem Allerchristlichsten Könige schwer gefallen sein mochten, die aber die Noth auferlegt hatte: nämlich mit dem Sultan und den deutschen und holländischen Protestanten, die, Feinde Spaniens und Österreichs, für uns natürlich nützliche Hilfskräfte waren. So wurde auch unter Frankreichs Schutz die Größe der Hohenzollern begründet und entwickelt, die aus Kurfürsten von Brandenburg Könige von Preußen geworden waren.

Allein die Lage hatte sich geändert. Die durch den westfälischen und den pyrenäischen Frieden anerkannten Eroberungen Richelieus und Mazarins, die Siege und selbst die Niederlagen Ludwigs XIV. hatten, mit dem Utrechter Frieden abschließend, die Karte Europas von Grund aus verkehrt. Das Haus Österreich

[1] Instructionen für den Grafen de Stainville in: „Instructions données aux ambassadeurs et ministres de France, Autriche“, p. 351.

war für immer aus Spanien vertrieben und dort durch die Bourbonen ersetzt worden, und wenn es noch zunächst eine Gefahr geblieben durch seine Besitzungen in Italien, besonders aber durch seine Herrschaft über die Niederlande, wohin es die Coalition offenbar als eine Vorhut gegen uns gestellt hatte, und durch das Bündnis mit England, das, unter den Stuarts Ludwig XIV. freundlich gesinnt, mit Wilhelm III. und dem Hause Hannover alle seine franzosenfeindlichen Überlieferungen wieder aufgenommen, so schwächten der Wiener und der Aachener Vertrag, die es um den Besitz von Neapel und Parma brachten, während gleichzeitig der Belgrader Friede es im Oriente zurückdrängte,[1] gar sehr sein Prestige, indessen das von Preußen in gleichem Maße stieg.

War es angezeigt, unsere Revindicationen auf die Spitze zu treiben, die Niederwerfung eines geschwächten und gedemüthigten Gegners bis zur Erschöpfung zu verfolgen, um auf seinen Überresten eine junge, unruhige, kriegerische Macht emporzuheben, deren Oberhaupt, ohne andere Richtschnur als sein Gelüste, ohne andere Zügel als seine Vortheile, ohne andere Scrupel als die seines Ehrgeizes, schon von Anfang an gezeigt hatte, dass er weder ein folgsamer Schützling noch ein treuer Verbündeter war? Sollte man sich aus angeblicher Achtung vor einer traditionellen Familienpolitik, in Wirklichkeit aber aus Schablonenhaftigkeit in ein System verbohren, dessen nützliche Wirkungen erzielt waren, und war es nicht besser, einem von nun an gegenstandslosen Streite ein Ende zu machen, die erreichten Erfolge sicherzustellen und das erlangte Gleichgewicht durch Sicherung des Friedens zu befestigen?

Übrigens konnten seit einiger Zeit aufmerksame Beobachter Anzeichen einer Erschlaffung des jahrhundertelangen Hasses zwischen dem französischen und österreichischen Hause wahrnehmen. Kaiser Karl VI., durch seine letzten Schlappen von seinen Eroberungsgedanken geheilt und zur Einsicht gebracht, dachte an eine Annäherung an Frankreich, und Cardinal Fleury war nicht abgeneigt, seine Eröffnungen anzunehmen. „Er war der Ansicht," hat man richtig bemerkt, „dass Frankreich und Österreich, nachdem sie beide zu ihrer vollen Entwicklung gelangt, ihre Macht vielmehr zu sichern als auszudehnen suchen sollten, und ein Werk der Weisheit voll-

[1] A. Vandal, „Une ambassade française en Orient sous Louis XV".

brächten, wenn sie sich einigten, um auf das übrige Europa eine mäßigende Action auszuüben.“[1] Der Beitritt von Versailles zur pragmatischen Sanction, der die habsburgische Erbfolge sicherte, schien dieser Friedenspolitik die Weihe zu geben, und selbst der Belgrader Friedensschluss, bei dem der französische Einfluss zu Gunsten der Türkei sich geltend machte und die Pläne des Kaisers vereitelte, hatte sie nicht gestört; ein lebhafter Briefwechsel entwickelte sich zwischen Karl VI. und Fleury, und wenn man einem unverdächtigen Zeugen, Friedrich II., glauben darf, so waren diese intimen Beziehungen auf dem Punkte, zur Abtretung des Großherzogthums Luxemburg an den König (Ludwig XV.) zu führen.[2] Man versichert sogar, der Kaiser hätte vor seinem Tode seiner Tochter empfohlen, sich mit Frankreich zu verbinden.[3]

Was Ludwig XV. betrifft, dessen natürlicher Scharfsinn oft den einzuschlagenden Weg erkannte, ohne stets die Thatkraft zu haben, ihn zu verfolgen, theilte er über diesen Punkt die Absichten seines Ministers und neigte sichtlich zu einer Annäherung an den Wiener Hof. „Der König beklagte es seit langem,“ liest man in den dem Grafen d'Estrées gegebenen Instructionen, „dass die politischen Vorurtheile der Anwendung eines Systems entgegenstanden, das sein Herz befriedigte und ihm geeigneter schien als irgendein anderes, die wahre Religion und den allgemeinen Frieden aufrechtzuerhalten und den Ehrgeiz jedes Fürsten in die Schranken seines Staates und seiner Macht zu bannen.“[4]

[1] A. Vandal, „Une ambassade française en Orient sous Louis XV“.

[2] „Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe.“ (Oeuvres complètes, VIII, p. 16.)

[3] „Mémoires et lettres du cardinal de Bernis“, I, 225.

[4] „Recueil des Instructions données aux ambassadeurs de France, Autriche“, p. 345. — Ludwig XV. hat die österreichisch-französische Allianz stets als sein persönliches Werk reclamiert. „Haben Sie immer die innige Verbindung mit Wien im Auge; das ist mein Werk; ich halte es für gut und will es aufrechterhalten.“ Ludwig XV. an den Grafen de Broglie, 22. Jänner 1759. — „Correspondance secrète inédite de Louis XV sur la politique étrangère“, veröffentlicht von Boutaric, I, 216. — „Man kannte die Anhänglichkeit, die Se. Majestät Ludwig XV. an das System einer Allianz mit dem Wiener Hofe thatsächlich hegte; man wusste gar wohl, dass der friedliebende Monarch es als sein Lieblingswerk betrachtete und sich darob beglückwünschte als für das wertvollste Unterpfand der öffentlichen Ruhe.“ Denkschrift des Grafen de Broglie an die Grafen du Muy und de Vergennes, 1. März 1775. — Daselbst, II, 274.

Der unglückliche österreichische Erbfolgekrieg, in dem sich das Cabinet von Versailles, angetrieben von Friedrich II., aufgestachelt von der Militärpartei und deren Führer, den Marschall de Belle-Isle, hingerissen von der noch immer von den alten Vorurtheilen durchdrungenen öffentlichen Meinung, zum Bruche des beschworenen Wortes herbeiließ, und der einen Beschwerdegrund mehr gegen Frankreich zu bilden schien, stimmte den Wunsch nach einer Annäherung nicht herab, vielmehr brach dieser trotz allem durch und wurde verstärkt durch die Erbitterung Maria Theresias gegen den König von Preußen. Der Verlust Schlesiens, das ihr ohne vorausgegangene Kriegserklärung mit roher Gewalt entrissen worden, war für sie empfindlicher als die Abtretung Parmas und Piacenzas. Noch während des Krieges hatte sie zu verschiedenenmalen entweder direct oder durch Vermittlung des Dresdener Hofes dem Hofe von Versailles Separat-Friedensvorschläge machen lassen, sogar mit dem Angebote der Auslieferung einiger Plätze in den Niederlanden, wenn der König zwischen ihr und dem Könige von Preußen auch nur neutral bleiben wollte.[1] Nach dem Aachener Frieden wurden diese Schritte, und zwar von beiden Seiten, fortgesetzt.

Graf Kaunitz, der von 1751 bis 1753 Botschafter in Paris war, bevor er durch vierzig Jahre der Leiter der österreichischen Politik geworden, suchte mit dem Cabinete von Versailles herzliche Beziehungen anzuknüpfen,[2] und es gelang ihm in einem gewissen Maße; die den nach Wien abgehenden französischen Gesandten ertheilten Instructionen tragen das Gepräge derselben Herzlichkeit. „Der Marquis von Hautefort," schrieb der Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten, Herr v. Puysieux, 1750, „wird darauf bedacht sein, in seine Unterredungen mit den kaiserlichen Ministern, wenn er hiezu natürliche Anlässe findet, einfließen zu lassen, dass der König durchaus nicht mehr mit dem alten Misstrauen behaftet ist, das seit der Regierung Karls V. das Haus Österreich als gefährlichen und unversöhnlichen Nebenbuhler Frankreichs betrachten ließ, dass die Feindschaft zwischen diesen beiden Haupt-

[1] Instructionen an den Marquis d'Hautefort, 1750. — „Recueil des Instructions données aux ambassadeurs de France, Autriche", p. 316. — Über diese Eröffnungen des Wiener Hofes siehe den zweiten Band des schönen Buches von Herzog von Broglie, „Marie-Thérèse Impératrice".

[2] „Mémoires et lettres du cardinal de Bernis", I, 227.

mächten keine Staatsraison mehr sein darf, und dass Se. Majestät im Gegentheile sehr überzeugt ist, dass sie — die beiden Mächte — ihre gegenseitige Sicherheit und ihr Wohlbefinden in einem aufrichtigen Bündnisse und einem vollständigen Zusammengehen finden würden, das sie untereinander schlössen; dass dieses Einverständnis, wenn fest begründet, in Zukunft nothwendigerweise den Kriegen vorbeugen müsste, die, während sie die Finanzen der Souveräne erschöpfen, für die Völker, die deren Opfer sind, stets zum Verhängnisse werden; dass die Verbindlichkeiten, die der König in der Folge gegen den Wiener Hof eingehen würde, nur die öffentliche Ruhe zum Beweggrunde und Zwecke haben und daher mit denjenigen, die die beiden Höfe schon gegen andere Mächte eingegangen, nicht unvereinbar sein dürften." [1]

Dieselbe Sprache findet sich drei Jahre später in den Weisungen für den Marquis d'Aubeterre, der 1753 auf Marquis d'Hautefort folgte.

„Es handelt sich heutzutage nicht mehr um jene bekannten Streitigkeiten Franz I. und Karls V. Die Umstände haben sich sehr verändert; der König gedenkt mit der Kaiserin und Königin in besserem Einvernehmen zu leben. Es ist keine Spur von jenen veralteten Feindseligkeiten im Herzen Sr. Majestät; dieselbe ist geneigt, zum Vortheile Ihrer kaiserlichen Majestäten beizutragen." [2]

Wie aber die Instructionen des Marquis d'Hautefort bezeugen, gieng der Gedanke einer Annäherung an Österreich nicht bis zu einem Bruche der alten Allianzen. Der König blieb, was er seit dem westfälischen Frieden war, der Beschützer (!) des deutschen Staatenbundes; als Freund Österreichs beabsichtigte er nicht, ihm Preußen zu opfern. Dieses war ein Client, der unter seinem Schutze groß geworden; er ließ ihn nicht im Stiche. Aber er fand, dass das Kind ziemlich stark gewachsen, dass es unruhig, unfolgsam, störrisch und zu geneigt war, seinem Vormunde zu trotzen, im Nothfalle ihn selbst zu verdrängen; es war Zeit, eine Entwicklung aufzuhalten, die bei dem bekannten Temperament des jungen Nachfolgers Friedrich Wilhelms bedrohlich werden konnte. Es war für Frankreich nützlich, in Deutschland einen ergebenen Bundesgenossen

[1] Instructionen an den Marquis d'Hautefort, 1750. — „Recueil des Instructions données aux ambassadeurs de France, Autriche", p. 315.

[2] Instructionen an den Marquis d'Aubeterre, 1753. — Daselbst p. 320.

zu haben; es konnte ihm nicht behagen, dort mit eigenen Händen einen neuen Nebenbuhler aufzuziehen. „Wenn es weder seinem Ruhme noch seinem Vortheile entsprach, den König von Preußen dem Grolle des Wiener Hofes zu überliefern,“ [1] so konnte er doch nicht zulassen, „dass der Kurfürst von Brandenburg in Europa den Platz ausfülle, den ein König von Frankreich einnahm“.[2]

So standen die Dinge; die beiden Regierungen kamen offenbar der öffentlichen Meinung ihrer Länder zuvor, hatten sich aber im ganzen und großen auf Anbiederungen und Artigkeiten beschränkt, als anfangs September 1755 Graf Starhemberg, österreichischer Botschafter in Paris, um eine Zusammenkunft mit Frau v. Pompadour bat, um ihr, wie er sagte, geheime Vorschläge mitzutheilen, mit denen er seitens der Kaiserin betraut sei. Man hat erzählt, dass Maria Theresia, in dem Wunsche, vor allem jene Unterhandlungen zum Abschlusse zu bringen, und den überwiegenden Einfluss der Favoritin kennend, keinen Anstand genommen, ihr ein Billet zu schreiben, in dem sie die Herablassung soweit getrieben, sie als „theure Freundin“ zu bezeichnen. Das ist eine Fabel, die Maria Theresia selbst in einem Briefe an den Kurfürsten von Sachsen für unwahr zu erklären Sorge getragen.[3] Aber was die Kaiserin nicht gethan, stand der Botschafter nicht an zu thun, und eben durch die Vermittlung Frau v. Pompadours ließ er seine Vorschläge dem Könige zukommen.[4] Gleichzeitig bat er, der König möge einen seiner Minister bestimmen, um der ersten Conferenz beizuwohnen und sodann als Vermittler zu dienen.[5] Der König bestimmte den Abbé de Bernis, und obwohl die Favoritin versichert hat, die Wahl sei aus eigenem Antriebe geschehen, so ist es doch schwer anzunehmen, dass sie nicht wenigstens den Namen eines

[1] Instructionen an den Marquis d'Hautefort, 1750. — „Recueil des Instructions données aux ambassadeurs de France, Autriche“, p. 316.

[2] Instructionen an den Grafen de Stainville, 1759. — Daselbst p. 359.

[3] „Correspondance secrète du comte de Mercy“, Einleitung, XXXII, Anm.

[4] „Mémoires de lettres du cardinal de Bernis“, I, 222. — Instructionen an den Grafen de Choiseul, 1759. — „Recueil des Instructions données aux ambassadeurs de France, Autriche“, p. 374. — Schon Kaunitz hatte während seiner Botschafterzeit sich an die Pompadour gewendet, um den König zu einer Allianz mit der Kaiserin zu bereden.

[5] „Mémoires et lettres du cardinal de Bernis“, I, 222 u. 223.

Mannes bezeichnet habe, der noch keinen Zutritt zum Staatsrathe hatte, den sie aber als ihr vollständig ergeben kannte. Zudem war dies ein Mittel, den Ministern, deren Feindseligkeit gegen Österreich nicht unbekannt war, eine Eröffnung zu verbergen, die einem geheimen Wunsche des Königs entsprach.

Nach einigen Einwendungen nahm Bernis die ihm anvertraute Mission an, und die Unterredungen mit dem österreichischen Botschafter begannen gleich am nächsten Tage. Sie fanden in einem kleinen unterhalb der Terrasse von Bellevue gelegenen Hause statt, dessen Name „Babiole“ (Kinderspielzeug) den Freunden Friedrichs II. einen Gegenstand ihrer Späße abgegeben hat. Frau von Pompadour wohnte der ersten Zusammenkunft bei; die übrigen fanden zwischen Bernis und Starhemberg allein statt; es war nicht einmal ein Secretär für die schriftlichen Aufzeichnungen vorhanden. „Die Absicht der Kaiserin war, gleichsam unter vier Augen mit dem Könige zu unterhandeln.“ [1] In Wien waren nur die Kaiserin, Josef II. und Kaunitz, in Versailles der König und Frau v. Pompadour (nebst Bernis) in die Sache eingeweiht. Erst nach Verlauf von fast drei Monaten wurden die französischen Minister oder wenigstens einige von ihnen beigezogen. Bezüglich der auswärtigen Gesandten, sagt Bernis, wurde das Geheimnis so gut gewahrt, „dass sie während mehr als einem halben Jahre von unseren Verhandlungen nichts ahnten“. [2] Jeden Abend berichtete Bernis direct dem Könige über die Ergebnisse des Tages und ließ von ihm alle Antworten und Denkschriften, die er Starhemberg einhändigte, genehmigen.[3]

Trotzdem der französische Unterhändler den leidenschaftlichen Wunsch seines Souveräns bemerkte, zu einer Lösung zu gelangen, so gieng er doch mit äußerster Klugheit vor; er fürchtete stets eine Falle. Gerade die Aufrichtigkeit und Offenheit, mit der die kaiserliche Regierung ihre Pläne auseinandersetzte und ihre Anschauungen darlegte, machte ihn stutzig. Die Vorschläge Maria Theresias boten wirkliche Vortheile für Frankreich, für das Haus Bourbon und für den Frieden Europas, zogen aber einen derartigen Wechsel im politischen System nach sich, dass Bernis zögerte einzuwilligen.

[1] „Mémoires et lettres du cardinal de Bernis“, I, 226.
[2] Daselbst, I, 228.
[3] Daselbst, I, 226.

Der König hätte entschlossener angenommen, aber er begriff die Gründe seines Bevollmächtigten und ließ ihm freie Hand. Die Antwort auf die ersten Eröffnungen Starhembergs war zurückhaltend, fast kühl; man verschanzte sich hinter die Bestimmungen des Aachener Friedens, und die Unterhandlungen zogen sich in die Länge, als eine unerwartete Entdeckung den Dingen ein anderes Gesicht gab und die Lösung beschleunigte.

Schon am ersten Tage hatte der Botschafter die Enthüllung gemacht — und das war eine der Hauptgrundlagen, auf die er seine Auseinandersetzungen stützte — dass der König von Preußen seit August[1] durch Vermittlung des Herzogs von Braunschweig einen Vertrag mit England vorbereite. Wie sollte man aber an diesen Abfall glauben? Unsere Diplomatie hatte hievon nichts erfahren. War diese Aufstachelung unserer gerechten Empfindlichkeit nicht eine Falle? Der König von Preußen war mit uns seit vierzehn Jahren durch einen Vertrag verbündet, der erst in einigen Monaten ablief. Wie sollte man voraussetzen, dass er, da die Zeit da war, ihn zu erneuern — denn nichts deutete bei einem der Theile auf Absichten eines Bruches — mit England, das bis dahin der treue Alliierte Österreichs und unser traditioneller Feind gewesen, in Verbindung treten werde? Wie sollte man es insbesondere zu einem Zeitpunkte voraussetzen, wo ein neuer Conflict zwischen den beiden alten Nebenbuhlern ausgebrochen war? Am 8. Juni 1755 nahm die englische Flotte mitten im Frieden, ohne Kriegserklärung zwei französische Schiffe, „Alcide" und „Lys", weg. Der Schimpf wurde in Frankreich lebhaft empfunden, und der preußische Gesandte in Paris, Baron Knyphausen, die gerechte Entrüstung des Publicums noch überbietend, erklärte nachdrücklich, ein solches Vorgehen sei unerträglich, man müsse es ohne Zögern bestrafen durch einen gleichzeitigen Angriff auf England und dessen Freund Österreich, und bot sogar die Unterstützung seines Gebieters an, der bereit sei, mit 140.000 Mann in Böhmen einzufallen.[2] Der Rath des Königs, der nicht gerüstet war, widerstand diesen Aufreizungen, begnügte sich, Reclamationen an das Londoner Cabinet zu richten, enthielt sich aller Repressalien, rüstete

[1] „Le Secret du Roi" vom Herzog von Broglie, I, 118.

[2] „Mémoires et lettres du cardinal de Bernis", I, 210.

aber nichtsdestoweniger zum Kriege, der täglich unvermeidlicher erschien. Wie sollte man glauben, dass Friedrich gerade diesen Zeitpunkt wählte, um seinen treuen, gröblich insultierten Alliierten zu verlassen und sich dem Angreifer zu nähern, gegen den er eine so geräuschvolle Missbilligung kundgab?

Wie seltsam und unwahrscheinlich auch Starhembergs Enthüllung klang, sie bedurfte dringend der Aufklärung. Ein außerordentlicher Gesandter, der Herzog von Nivernais, ward nach Berlin geschickt unter dem Vorwande, mit dem Könige von Preußen die Modalitäten der Erneuerung des Vertrages von 1741 zu prüfen, in Wirklichkeit, um Friedrichs wahre Gesinnungen auszuforschen und ihm gewissermaßen in einer so ernsten Conjunctur „den Puls zu fühlen". Als Grandseigneur in der vollen Bedeutung des Wortes, aber liberaler Grandseigneur, als Weltmann bester Sorte, als aufgeklärter Geist, zeitweilig Dichter, als Mitglied der französischen Akademie, gleich den meisten Höflingen jener Zeit Anhänger Preußens, konnte der Herzog von Nivernais in Berlin nur persona grata sein. Der König bereitete ihm den besten Empfang, nahm ihn gleichzeitig als Bevollmächtigten und als Akademiker auf, hörte seine Ansichten und Vorschläge an, überhäufte ihn mit Zuvorkommenheiten, betheuerte seine Anhänglichkeit an Frankreich, schläferte seine Wachsamkeit ein, blendete seinen Scharfblick und erklärte ihm eines Tages cynischerweise, dass sein Gesandter in London soeben einen Allianzvertrag mit England abgeschlossen habe.[1] Trotz alles Drängens des Herzogs, um ihn zu verhindern, einen Act zu bestätigen, der damals uns gegenüber ein wahrer Verrath war, ratificierte er den Vertrag sozusagen unter unseren Augen am 16. Februar 1756, erbot sich hinwieder, auch mit uns zu unterhandeln, „was," wie Bernis sagt, „ganz das Aussehen einer Verhöhnung hatte,"[2] und erwiderte die gerechten Beschwerden des Bevollmächtigten nur mit Späßen. „Sie sind recht böse," sagte er lachend; „warum schließen Sie keinen Vertrag mit der Kaiserin? Ich werde es nicht übel nehmen."[3]

Unterdessen nahmen die durch die erste Antwort Bernis' erkalteten Conferenzen von Bellevue einen langsamen Fortgang. Es

[1] Am 16. Jänner 1756.

[2] „Mémoires et lettres du cardinal de Bernis", I, 242.

[3] Daselbst, I, 243.

war übrigens zwischen Frankreich und Österreich nur die Rede von einem einfachen Garantievertrage, in den der französische Unterhändler durchaus den König von Preußen miteinbegreifen wollte.[1] Die Nachricht von Friedrichs Verrath beschleunigte die Dinge. „Frankreich konnte nicht ohne Allianzen bleiben; von Preußen im Stiche gelassen, musste es sich mit dem Wiener Hofe verbinden oder sich einer Liga der europäischen Großmächte aussetzen.“[2] Die eine Zeitlang durch eine Krankheit Bernis' unterbrochenen Unterhandlungen schlossen endlich am 1. Mai 1756 mit einem Defensiv- und Neutralitätsvertrage ab.

Dieser Act hat zur Zeit seines Abschlusses und später zu lebhaften Controversen und heftigen Kritiken Anlass gegeben. Die dem Könige von Preußen ergebenen Memoiren-Verfasser, die von ihm pensionierten Philosophen, die in ihren Überlieferungen gestörten Diplomaten der alten Schule haben sich kein Gewissen daraus gemacht, den gründlichen Wechsel in der französischen Politik anzugreifen. Friedrich selbst stellt sich in seinen „Werken“ als Opferlamm hin. Die besser erforschte Geschichte hat die Recriminationen dieses sonderbaren Verfechters der Gerechtigkeit und des Völkerrechtes auf ihren wahren Wert zurückgeführt. Es ist erwiesen, dass er zuerst die französische Allianz verrathen hat, und dass der Vertrag von Versailles nur die vollkommen berechtigte Antwort auf den Londoner Vertrag gewesen. Wenn die Folgen dieses Actes nicht von der Art waren, wie man sie voraussehen und wünschen konnte, wenn sie sich manchmal zum Schaden Frankreichs und zum Nutzen Österreichs gewendet, wenn sie zum Unheile des siebenjährigen Krieges und zur Theilung Polens geführt, so liegt die Schuld nicht an den Unterhändlern des Vertrages von 1756, sondern an den Fortsetzern ihres Werkes, die dessen natürliche und billigerweise zu erwartende Früchte nicht zur Reife zu bringen verstanden, und, wie Bernis sehr gut bemerkt, „an unserer schlimmen Haltung, am schlechten Gebrauch unserer Kräfte und an den Intriguen, die bei der Wahl unserer Generale den Ausschlag gegeben“.[3]

[1] Mémoires et lettres du cardinal de Bernis“, I, 243.

[2] Daselbst, I, 234.

[3] Daselbst, I, 270.

Allein zur Zeit, da der Vertrag abgeschlossen worden machte er in befriedigendster Weise einer schwierigen und heiklen Lage ein Ende. Brach ein neuer Krieg mit England aus, so nahm er diesem unversöhnlichen Feinde seinen mächtigsten Bundesgenossen. Er hielt den westfälischen Frieden, die Grundlage unseres Einflusses in Deutschland, aufrecht.[1] Er zog uns nicht nothwendig in die Streitigkeiten zwischen Österreich und Preußen hinein, da vermöge einer letzten Rücksicht auf einen alten Schützling Ludwig XV. ausdrücklich erklärt hatte, dass keinerlei Maßregel gegen den König von Preußen ergriffen werden sollte, falls er die Bestimmungen des Aachener Friedens verletzte. Indem der Vertrag auf diese Weise die Aussichten auf einen Conflict auf dem Continente benahm oder wenigstens erheblich minderte, unsere Nordgrenze sicherte, die beiden territorialen Großmächte verband, gab er uns die Mittel, unsere Seemacht herzustellen und uns ganz dem Seekriege gegen unsern ewigen Nebenbuhler zu überlassen. Er gestattete sogar, den Frieden rascher herbeizuführen und ihn dauerhafter zu begründen. „Und so," sagte Bernis, „hatte der König in Europa die größte politische und militärische Rolle gespielt, ohne sich von Recht und Gerechtigkeit zu entfernen."[2] An Stelle der zweifelhaften Freundschaft des Königs von Preußen, eines misstrauischen Clienten und verdächtigen Verbündeten, der hauptsächlich vermöge seiner Geisteskräfte stark, aber auch stets bereit war, im Interesse seines Ehrgeizes seine Entschlüsse zu wechseln, trat die Allianz mit einer Macht ersten Ranges, die, von ihren Ansprüchen auf Universalherrschaft abgekommen und in richtige Schranken zurückgeführt, keine Gefahr mehr, sondern eine Stütze war. Es war ein Act der Weisheit und unter den gegebenen Umständen ein Act der Nothwendigkeit. Es war eigentlich weniger ein Verlassen der Politik Richelieus und Ludwigs XIV., als deren Krönung und Weihe. „Die größte Huldigung, die Ludwig XV. seinen Vorgängern zollen konnte," sagt ein ausgezeichneter Staatsmann, „war, zu erkennen, wie es heutzutage die Geschichte thun muss, dass sie die Revindicationen Frankreichs gegen Österreich bis auf den Punkt geführt hatten, wo das Werk vollendet, und es weder nothwendig

[1] „Mémoires et lettres du cardinal de Bernis", I, 270.

[2] Daselbst, I, 274.

noch klug war, es weiter treiben zu wollen.“ [1] Und während in Frankreich die mit dem Vertrage von Versailles abschließenden Unterhandlungen geführt wurden, schenkte in Österreich, wie um diese neue Politik zu verkitten, die Kaiserin dem Kinde das Leben, das einst das theuerste Band und gleichsam das lebendige Sinnbild der Allianz der beiden Länder sein sollte.

[1] „Le Secret du Roi“ vom Herzog von Broglie, I, 152.

UNIV. OF CALIFORNIA

# Erſtes Capitel.

Geburt Marie Antoinettes. — Graf Tarouca. — Der Dichter Metaſtaſio. — Erziehung. — Gräfin Brandeis. — Gräfin Lerchenfeld. — Tod Franz I. — Seine Weiſungen für ſeine Kinder. — Abbé de Vermond. — Vermählungsfeier. — Marie Antoinettes Abreiſe. — Weiſungen der Kaiſerin an ihre Tochter.

(Die mit vorgeſetztem * bezeichneten Notenziffern verweiſen auf die am Schluſſe des Bandes folgenden Anmerkungen zur deutſchen Ausgabe.)

Am 2. November (Allerſeelentag) 1755 wurde Marie Antoinette Joſefine Johanna von Habsburg-Lothringen zu Wien geboren.

Als ob das Unglück ſchon dem Morgen ihres Lebens, das ſo glanzvoll ſich ankündigte und ſo viel des Leides erfahren ſollte, ſeinen unauslöſchlichen Stempel hätte aufdrücken wollen, verwüſtete am ſelben Tage ein entſetzliches Erdbeben den Süden Europas, zerſtörte Liſſabon, vertrieb aus ihrem in Trümmern liegenden Palaſte die künftigen Pathen des Kindes,[1] begrub unter ſeinem Schutte 30.000 Menſchen und bereitete am Geſtade von Cadix dem Erben eines der ruhmreichſten Namen der franzöſiſchen Literatur, dem Enkel des großen Racine,*[1] den Untergang.

Die neue Erzherzogin war die ſechste Tochter und das neunte Kind des deutſchen Kaiſers Franz I. und Maria Thereſias.*[2] Man erzählt, daſs die Kaiſerin, als ſie anfangs Herbſt 1755 zu Schönbrunn Cercle hielt, den Grafen Tarouca (ihren bekannten vertrauten Rathgeber und ſelbſtgewählten Mentor. Anm. des Überſ.) lachend fragte: „Werde ich einen Sohn oder eine Tochter bekommen?“ — „Sicherlich einen Prinzen, Madame,“ antwortete der Hofmann. — „Nun gut,“ verſetzte Maria Thereſia, „ich wette um zwei Ducaten, daſs ich eine Tochter zur Welt bringen werde.“ Einige Zeit nachher wurde das Mädchen geboren, Graf Tarouca hatte die Wette verloren; er ſchickte der Kaiſerin den Wettpreis mit folgender geiſtreicher Strophe des Dichters Metaſtaſio:*[3]

[1] Das portugieſiſche Königspaar.

UNIV. OF CALIFORNIA



Ho perduto: l'augusta figlia
A pagar m'ha condannato,
Ma s'è vero ch'a voi simiglia,
Tutto 'l mondo ha guadagnato.

(Ich habe verloren. Die erhabene Tochter hat mich zu zahlen verurtheilt. Doch wenn es wahr ist, dass sie Ihnen gleicht, so hat die ganze Welt gewonnen.)

Am 3. November wurde die neue Prinzessin vom Erzbischof*[4] von Wien getauft. Pathe und Pathin waren der König und die Königin von Portugal,*[5] vertreten durch Erzherzog Josef und Erzherzogin Maria Anna. Ein feierliches Te Deum ward hierauf gesungen, der Hof war durch zwei Tage in großer Gala, einen Tag in kleiner; doch der Kaiser — sollte es eine unbestimmte Ahnung der Zukunft gewesen sein? — konnte sich nicht entschließen, eine große öffentliche Tafel zu geben. Zum Ersatz waren der 5. und 6. November Festtage mit Gratistheater und freiem Durchzug durch die Thore der Stadt.

Die Kaiserin war infolge ihrer Niederkunft ernstlich unwohl und feierte ihre Genesung erst am 14. December in der Hofkapelle.[1]

Aus den Händen ihrer Amme, Marie Constanze Hoffmann, Gattin des Magistratsrathes Johann Georg Weber,*[6] gieng die junge Erzherzogin bald in die ihrer Erzieherin, der Gräfin Brandeis, über. Das Leben zu Wien war einfach. „Die kaiserliche Familie," sagt Goethe, „ist nichts als ein großes deutsches Bürgerhaus." Die Etikette war dort unbekannt (im Vergleich zu anderen Höfen. Anm. des Übers.). Kaiser und Kaiserin lebten gern inmitten der Ihrigen, gegen alle gütig und vertraulich, allerdings mit Bewahrung ihrer Würde. Leider waren sie durch die politischen Sorgen und die Verwaltung ihrer weiten Reiche zu sehr in Anspruch genommen, als dass sie Zeit gehabt hätten, sich mit der Erziehung ihrer zahlreichen Kinder zu beschäftigen. Sie vertrauten sie Erziehern und Erzieherinnen an, die allerdings mit Sorgfalt gewählt wurden, aber es scheint, dass sie denselben Weisungen ertheilten, ohne deren Ausführung in eigener Person gehörig zu überwachen.

Marie Antoinette, feurigen und aufgeräumten Charakters, zarten und empfindsamen Herzens, lebhaften und scharfen, aber unsteten Geistes, ebenso eigensinnig in ihren Willensäußerungen, als geschickt,

[1] „Memoiren des Grafen Khevenhüller", veröffentlicht von Wolf. — „Lettres de la reine Marie-Antoinette à la landgrave Louise de Hesse-Darmstadt." Paris, Plon, 1865, p. 48 u. 49.

UNIV. OF CALIFORNIA



Vorwürfen auszuweichen,[1] ziemlich geneigt zur Spottsucht und hierin bestärkt durch ihre Schwester Karoline, mit der sie bis 1767[2] erzogen wurde, mehr Geschmack für Vergnügungen als für ernste Studien zeigend, fand an ihrer Gouvernante nicht jene ernste und unbeugsame Festigkeit, die ihre Beweglichkeit hätte eindämmen und ihren Starrsinn brechen können. Frau v. Brandeis liebte das ihr anvertraute Kind sehr und wurde von ihm wieder geliebt; allein ebensosehr verzog sie es; wollte sie zuweilen sich streng zeigen, äußerte sie Tadel, so wurde ein Witzfunke, ein guter Einfall, eine Liebkosung des Kindes bald fertig mit ihrem flüchtigen Verdrusse. Bis zum Alter von zwölf Jahren hatte sich die Gräfin nicht darum bekümmert, ihrem Zögling jene geistige Anstrengung, jene Regelmäßigkeit in der Arbeit, jene Selbstbeherrschung beizubringen, ohne die die glücklichsten Anlagen unfruchtbar bleiben; die Erziehung förderte nicht in hinreichendem Maße eine Natur, die doch reich veranlagt war.[3]

Gräfin Lerchenfeld, die 1768 auf Frau v. Brandeis folgte, besaß mehr Consequenz und Charakterfestigkeit; aber ihre üble Laune und schwankende Gesundheit scheint zu dem lebhaften und frohgemuthen Kinde, dessen Obsorge sie hatte, schlecht gestimmt zu haben. So wuchs Marie Antoinette auf, ungebunden und heiter, geistreich und reizend, alle, die ihr nahe kamen, hinreißend durch eine eigenartige Mischung französischen Muthwillens mit deutscher Natürlichkeit, doch mehr mit angeborenen Vorzügen, als mit erworbenem Wissen und Können ausgestattet. Der Wiener Schuldirector Messmer lehrte sie schreiben,[4] Metastasio unterrichtete sie im Italienischen, Aufresne und Sainville in der französischen Aussprache und Declamation, Noverre im Tanzen,[5] andere Lehrer in

[1] Maria Theresia an Mercy, 31. Juli 1776. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 472.

[2] Maria Theresia an Karoline, Königin von Neapel, 9. August 1767. — „Briefe der Kaiserin Maria Theresia an ihre Kinder und ihre Freunde", herausgegeben von Ritter v. Arneth, Wien, 1881, III, p. 31.

[3] Abbé de Vermond an den Grafen de Mercy, 21. Jänner 1769. — „Maria Theresia und Marie Antoinette, ihr Briefwechsel", von Ritter v. Arneth, Wien, 1866, p. 354. — Derselbe an denselben, 14. October 1769. — Daselbst, p. 359.

[4] Maria Theresia an Marie Antoinette, 30. Mai 1776. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 449.

[5] Maria Theresia an Mercy, 17. Juni 1776. — Daselbst, II, 460.

der Musik und im Zeichnen; aber Maria Theresia beklagte sich, dass sie aus dem Unterrichte ihrer Lehrer nicht genug Nutzen ziehe.[1]

Wenn die junge Prinzessin für die Musik eine Vorliebe zeigte, die sie ihr ganzes Leben lang bewahrte,[2] wenn sie ohne Widerstreben Latein und Italienisch mit Vergnügen[3] lernte, wenn sie sich für die Geschichte interessierte, wofern man sie ihr mehr als eine Unterhaltung, denn als anstrengende Arbeit[4] bot, so machte sie doch nicht in allem dieselben Fortschritte. Ihre Handschrift war mangelhaft,[5] sie bildete sich erst in Frankreich aus; ihre Zeichnungen bedurften oft der Nachbesserung; bezüglich der Rechtschreibung eignete sie sich gewisse Freiheiten an, die ihr freilich mit den meisten hervorragenden Frauen ihrer Zeit gemein waren.

Hingegen besaß sie eine treffende Beurtheilungsgabe,[6] eine unübertreffliche Anmuth und eine stets dienstbereite Feinfühligkeit.[7] Als die Kaiserin eines Tages krank war, warteten im Vorzimmer ungarische Officiere auf den Augenblick, wo sie ihr eine Bittschrift überreichen könnten. Marie Antoinette sah dieselben, als sie zu ihrer Mutter hineingieng. „Mama," sagte sie dann, „Ihre Freunde sind um Ihre Gesundheit besorgt und wünschen Sie zu sehen." — „Was sind das für Freunde? — „Ungarn." Es war dies eine Anspielung auf die bekannte ritterliche Ergebenheit der Ungarn gegen ihren „König" Maria Theresia. Die Kaiserin verstand die zarte Andeutung der Erzherzogin, und die Bittsteller fanden Gehör.[8]

Ein anderesmal wüthete in Wien ein strenger Winter; alle Arbeiten waren eingestellt, das Elend groß. Als man eines Abends in der Burg im Familienkreise davon sprach, trat Marie Antoinette zu ihrer Mutter, überreichte ihr eine kleine Schachtel und sagte:

[1] Maria Theresia an Mercy, 17. Juni 1776. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 460.

[2] Maria Theresia an Marie Antoinette, 30. März 1776. — Daselbst, II, 449.

[3] „Mémoires de Weber", Paris, Didot, 1860, p. 11.

[4] Vermond an Mercy, 14. October 1769. — „Maria Theresia und Marie Antoinette", p. 359.

[5] Daselbst.

[6] Daselbst.

[7] Maria Theresia an Mercy, 1. August 1770. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 28.

[8] „Mémoires de Weber", p. 12.

„Da sind 55 Ducaten, alles, was ich habe; erlauben Sie, dass man sie unter diese Unglücklichen vertheile."

Maria Theresia nahm die Spende an, fügte zu den Ersparnissen ihrer Tochter eine bedeutendere Summe bei und überließ dem mildthätigen Kinde selbst die Vertheilung des Ganzen.[1]

Durch diese reizenden Geistes- und Herzensgaben, diese zarte Empfindsamkeit, diese bestechende Unbefangenheit, diese Entfaltung der Kindlichkeit, die keine strenge Etikette unterdrückt hatte, und diese unverfälschte Naivetät, die nicht vom Gifthauch der Höfe angesteckt war, übte Marie Antoinette oder vielmehr Frau Antonia, wie man sie in der Burg nannte, auf die, welche sie sahen, eine fast unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Als Madame Geoffrin*[7] 1766 durch Österreich reiste, um in Warschau den König von Polen, den sie ihren „lieben Sohn" nannte, zu besuchen, hielt sie sich in Wien auf und fand hier die gnädigste Aufnahme. Maria Theresia stellte ihr ihre Töchter, und namentlich die jüngste vor. Madame Geoffrin rief entzückt: „Dieses Kind möchte ich gerne mitnehmen." — „Nehmen Sie, nehmen Sie es," antwortete heiter die Kaiserin und empfahl ihrer Besucherin, nach Frankreich zu schreiben, sie hätte diese Kleine gesehen und schön gefunden.[2] Madame Geoffrin ermangelte nicht, dies zu thun; sie erzählte ihrem Freunde, dem Bankier Bautin, von ihrem Aufenthalt in Wien, und die Pariser Salons begannen, von der Schönheit und Anmuth derjenigen zu sprechen, die bald Kronprinzessin von Frankreich werden sollte.

Manchmal indessen fühlte sich die Kaiserin mitten unter den Ergüssen der Zärtlichkeit gegen ihre Tochter und ihren Zukunftsträumen von einer geheimnisvoll düsteren Ahnung erfasst. Dann zog sie sie heran, drückte sie an ihr Herz und sagte mit bewegter Stimme: „Meine Tochter, im Unglücke erinnere dich an mich."[3]

Während ihres langen, wechselvollen Lebens hatte Maria Theresia gar oft die rauhe Hand des Schmerzes empfunden, und auch das lebhafte, fröhliche Kind, dessen blondes Haar sie küsste, sollte in unerhörtem Maße erfahren, wieviel Gram und Qual das

[1] „Mémoires de Weber", p. 12.

[2] Brief von Madame Geoffrin an Bautin, 12. Juni 1766. — „Mémoires du baron de Gleichen", Paris, 1868, p. 110.

[3] Mémoires de Weber", p. 2.

Herz einer Königin zu tragen vermag. Noch ganz jung, hatte sie schon eine grausame Erfahrung gemacht: Marie Antoinette zählte noch nicht zehn Jahre, als ihr Vater nach Innsbruck reiste, um der Verehelichung seines zweiten Sohnes Leopold, Großherzogs von Toscana, beizuwohnen. Bevor er sich auf den Weg machte, verlangte er nach seiner Tochter, nahm sie auf den Schoß, umarmte sie mehrmals, Thränen traten in seine Augen, und er schien sich von ihr nicht trennen zu können.[1] „Ich fühlte das Bedürfnis," sagte er, „dieses Kind zu umarmen." Einige Tage darauf, am 18. August 1765, wurde Franz von Lothringen beim Hochzeitsmahle selbst vom Schlage getroffen.

Sterbend hinterließ er seinen Kindern unter dem Titel: „Weisung für meine Kinder sowohl betreffs des geistlichen als des zeitlichen Lebens" bewundernswerte Rathschläge voll hoher Weisheit und wahrhaft christlichen Geistes, worin er aber, getreu den patriarchalischen Gewohnheiten des Hauses Österreich, vielleicht mehr als Privatmann, denn als Souverän, mehr als Familienhaupt, denn als Reichsoberhaupt spricht. Es heißt darin:

„Um Euch noch nach meinem Tode zu zeigen, dass ich Euch während meines Lebens liebte, hinterlasse ich Euch diese Weisung als Richtschnur, nach der Ihr Euch zu verhalten, und als Grundsätze, bei denen ich mich stets wohlbefunden habe."[2]

Dann ermahnt er sie, vor allem der katholischen Religion aufrichtig zugethan und Gott treu zu bleiben, „der allein außer dem ewigen Heil, welches das einzige Glück ist, eine wahre Befriedigung auf dieser Welt verschaffen kann".

„Es ist ein wesentlicher Punkt, den ich Euch nicht genug bei allen Gelegenheiten empfehlen kann, Euch nie von dem, was Euch schlecht scheint, einnehmen zu lassen, oder zu suchen, es unschuldig zu finden."[3]

[1] So erzählte Marie Antoinette der Marquise de Tourzel. — „Mémoires inédits de M^me^ la duchesse de Tourzel, gouvernante des Enfants de France, pendant les années 1789, 1790, 1791, 1792, 1793, 1795", herausgegeben vom Herzog von Cars, mit dem letzten Porträt der Königin. Paris, Plon, 1883, I, 14.

[2] „Instruction pour mes enfants", zum erstenmale herausgegeben von Grafen H. v. Vielcastel. — „Marie-Antoinette et la Révolution française", Paris, Techener, 1859, p. III.

[3] Daselbst p. XXII.

... „Die Welt, in der Ihr Euer Leben zubringen müſst, hat nur Vorübergehendes, da nur die Ewigkeit ohne Ende iſt; darum ſoll dieſe Erwägung verhindern, ihr allzuſehr anzuhängen. Da aber Gott ſelbſt die Unterhaltungen erlaubt hat und ebenſo, daſs wir alles genießen, was ſeine Güte Zahlloſes uns liefert zur Beluſtigung unſerer Sinne, ſo ſollen wir es gemäß ſeiner Erlaubnis genießen."

... „In Unſchuld ſollen wir die Vergnügungen des Lebens genießen. Denn ſobald ſie uns zu Böſem, von was immer für einer Art es ſein mag, führen können, hören ſie auf, Vergnügungen zu ſein und werden zu einer Quelle von Kummer und Gewiſſensbiſſen."

„Wir ſind nicht auf dieſer Welt, um uns bloß zu unterhalten, und Gott hat uns dieſe Beluſtigungen nur zur Abſpannung des Geiſtes gegeben."[1]

... „Wenn man befehlen ſoll, darf man es nie thun, ohne vorher genau über das, was man befiehlt, und über die Gründe für und wider im Reinen zu ſein, und dann ſoll man es mit Milde thun ... Man darf an nichts eine beſondere Anhänglichkeit haben und vor allem keinerlei Leidenſchaft beſitzen und ſich nie einer ſolchen hingeben, denn alle machen uns unglücklich."[2]

Nachdem er ſeinen Kindern „Zurückhaltung und Schweigſamkeit, ſehr nothwendige Eigenſchaften," denn „es frommt nicht, alles zu ſagen, was man denkt," und Liebe zu den Armen, die „ein gutes Werk vor Gott iſt und bei der Welt beliebt macht," empfohlen, fügt er bei:

„Die Sorgen eines Herrſchers müſſen hauptſächlich darauf gerichtet ſein, ſeine Unterthanen nicht zu überlaſten, um einen zum Unterhalt und zur Ruhe derſelben Unterthanen oder zur Erhaltung und zum Wohle ſeiner Staaten nicht nothwendigen Aufwand zu machen ..."

„Doch damit will ich nicht ſagen, daſs man nicht dem Stande gemäß leben ſoll, in den uns Gott geſetzt hat, und in welchem wir nach ſeinem Willen angemeſſen leben ſollen; indes beides läſst ſich ſehr leicht vereinigen."

... „Ich halte es für nöthig, Euch ebenſo ſehr zu empfehlen, den Müßiggang ſtets zu meiden. Auch die Geſellſchaften, die man

[1] „Instruction pour mes enfants", p. XXIX, XXX.

[2] Daſelbſt p. XXXIV.

besucht, sind ein heikler Gegenstand; denn oft verwickeln sie uns wider Willen in Dinge, in die wir ohne sie nicht gerathen wären; darum muss man auch in dieser Beziehung auf seiner Hut sein, besonders Persönlichkeiten, wie Ihr, meine Kinder, die oft von einer Menge Leute umgeben sind, die nur ihrem Geschmack zu schmeicheln und sie dorthin zu bringen suchen, wohin ihrer Meinung nach ihre Neigungen gehen, um ihnen dann den Hof zu machen und sich in Ansehen und Gunst zu setzen, ohne auf das Seelenheil oder die Welt zu achten, wenn sie nur dadurch Gunst oder Geld gewinnen." [1]

... „Die Freundschaft ist eine Versüßung des Lebens; nur muss man achtgeben, mit wem man sich befreundet, und mit der Freundschaft nicht allzu verschwenderisch sein; denn nicht jedermann macht guten Gebrauch davon, und oft finden sich falsche Freunde, die das ihnen geschenkte Vertrauen nur zu missbrauchen suchen, sei es zu ihrem eigenen Vortheil, sei es zu einem anderen Zwecke, und uns dadurch großen Schaden verursachen; darum empfehle ich Euch, meine lieben Kinder, Euch mit Eurer Freundschaft und dem Vertrauen zu jemandem nicht zu überstürzen, dessen Ihr nicht ganz sicher seid, und zwar seit langem; denn die Leute dieser Welt wissen lange zu heucheln." [2]

Nachdem er seinen Kindern Ordnung, weise Sparsamkeit, Abscheu vor hohem Spiele, Eintracht unter einander und unverletzliche Anhänglichkeit an den Chef ihres Hauses empfohlen, zeichnete er ihnen schließlich eine förmliche Lebensregel, Jahr für Jahr, Woche für Woche, Tag für Tag, Stunde für Stunde vor und setzte folgende ernste Worte bei:

„Ich empfehle Euch, alle Jahre Euch zwei Tage zu wählen, um Euch auf den Tod vorzubereiten, als ob Ihr sicher wäret, dass dies die letzten zwei Tage Eures Lebens seien. Dadurch werdet Ihr Euch gewöhnen, zu erfahren, was Ihr in einem solchen Falle zu thun haben werdet, und wenn Euer letzter Augenblick kommt, werdet Ihr nicht so überrascht sein und werdet wissen, was Ihr zu thun habt ... Ihr werdet den Nutzen dessen durch die Übung erkennen, und die Sache ist von unendlichem Werte, ohne irgendwelchen Schaden zu machen; man thut nur

[1] „Instruction pour mes enfants", p. LXXVIII.

[2] Daselbst.

kaltblütig das, was vielleicht Krankheit und Zeitmangel uns zu thun hindern würden." [1]

„Hier befehle ich Euch," so schließt er, „zweimal jährlich diese Weisung zu lesen, die von einem Vater herrührt, der Euch über alles liebte und es für nöthig gehalten, Euch diesen Beweis seiner zärtlichen Freundschaft zu hinterlassen, die Ihr ihm nicht besser bezeigen könnt, als wenn Ihr alle einander mit der gleichen Zärtlichkeit liebet, die er Euch allen zurücklässt." [2]

Wurden diese strengen Vorschriften befolgt? Inmitten des Glanzes von Versailles und der Zerstreuungen des Hofes — machte da Marie Antoinette manchmal Halt, sammelte sie sich bei dem Gedanken an den Tod? Wir wissen es nicht; scheint es aber nicht, als ob in dieser letzten Mahnung des Vaters eine geheimnisvolle Ahnung der Zukunft seiner Tochter liege, und tritt nicht vor den Geschichtschreiber fast bei jedem Schritte, den er im Leben der anmuthvollen, unglücklichen Herrscherin weiter macht, jenes grause Todesbild, drohend und höhnend, hin?

„Über welches Volk wünschest du zu regieren?" sagte eines Tages Maria Theresia zu Marie Antoinette. — „Über die Franzosen," antwortete lebhaft das Kind, „über diese haben Heinrich IV. und Ludwig XIV., die Güte und die Größe, geherrscht." — Die Antwort war glücklich, und die Kaiserin war so entzückt davon, dass sie den französischen Botschafter bat, dieselbe sofort dem Könige, seinem Herrn, zu übermitteln. Die Wünsche der Tochter standen also im Einklang mit der Politik der Mutter hinsichtlich einer Verbindung, die nicht minder der König von Frankreich wünschte.

Die Abmachung war längst getroffen, bevor sie förmlich erklärt wurde. Ludwig XV. ließ sich durch seinen Gesandten zu Wien, Marquis de Durfort, über die Fortschritte und die Erziehung der Erzherzogin berichten. Er schickte aus Frankreich den Maler Ducreux, um sie zu porträtieren, und nach Vollendung des Porträts hatte er solche Eile, es zu sehen, dass der Botschafter veranlasst war, es durch seinen Sohn nach Versailles zu befördern. In Deutschland ertheilte man den Befehl, die Wege auszubessern, die die künftige Dauphine (Kronprinzessin) nach Frankreich führen sollten. In Wien selbst umgab Maria Theresia ihre Tochter mit

[1] Instruction pour mes enfants", p. LXXIV.

[2] Daselbst.

allem, was sie an Frankreich erinnern konnte; sie gab ihr eine französische Frisur und wollte ihr vor allem eine französische Erziehung geben. Zu diesem Ende bat sie Choiseul, ihr einen geschickten und ergebenen Lehrer zu bezeichnen, der die junge Prinzessin in die Gebräuche und Überlieferungen des französischen Hofes einweihen könnte. Choiseul zögerte. Da sprach mit ihm der Erzbischof von Toulouse, Loménie de Brienne,*[8] vom Abbé de Vermond, Bibliothekar des Collège des Quatre-Nations. Das Lob, das der Prälat seinem Schützling spendete, bestimmte die Wahl des Ministers, und einige Tage darauf reiste der Abbé nach Wien, wo er seinen Posten officiell antrat.[1]

Abbé de Vermond war ein ernster Charakter, arbeitsam, vielleicht nicht ganz uneigennützig, doch aufrichtig ergeben, was auch Madame Campan sagen möge, die ihn in ihren Memoiren angeschwärzt hat, ohne Zweifel aus beruflicher Eifersucht und Nebenbuhlerschaft; er spielte bei seiner kaiserlichen Schülerin keineswegs die häßliche Rolle, die ihm deren erste Kammerfrau andichtet. Er suchte sie nicht „vermöge einer geschickten und strafbaren Berechnung in Unwissenheit zu lassen".[2] Seine Briefe, die jetzt bekannt sind, beweisen, daß er seine Mission gewissenhaft erfüllte und sich ohne Hintergedanken damit befaßte, die Lücken auszufüllen, welche die übel verstandene Zärtlichkeit der Gräfin Brandeis in der Erziehung der Erzherzogin gelassen hatte.

Gleich nach seiner Ankunft in Wien verfaßte er einen Unterrichtsplan, den die Kaiserin billigte. Derselbe umfaßte Religion, französische Geschichte mit besonderer Hervorhebung des Charakteristischen in Sitten und Gebräuchen, die Kenntnis der hohen Familien, namentlich derjenigen, die Hofämter bekleideten, eine allgemeine Übersicht über die französische Literatur mit besonderer Berücksichtigung der Sprache und Rechtschreibung. Um diese Studien für ein Mädchen, das so wenig an Zwang gewöhnt war,

[1] „Mémoires de Weber", p. 11.

[2] „Mémoires sur la vie de Marie-Antoinette, reine de France et de Navarre, suivis de souvenirs et anecdotes historiques, sur les règnes de Louis XIV, Louis XV et Louis XVI, par M^me^ Campan, lectrice des Mesdames, première femme de chambre de la Reine, et depuis surintendante de la maison d'Ecouen, avec une notice et des notes par M. F. Barrière." Paris, Didot, 1858, p. 66.

weniger verdrießlich zu machen, gab ihnen der Abbé so viel wie möglich eine conversationelle Färbung:[1] eine verführerische Methode, die vielleicht den Vortheil hatte, einem so unsteten Geiste leichter Kenntnisse beizubringen, aber den schweren Übelstand mit sich führte, den jedem ernsthaften Fortschritte so schädlichen Mangel an Selbstthätigkeit fortbestehen zu lassen.

Während der Lehrer in großen Zügen die Geschichte der französischen Monarchie vortrug, hielt er zuweilen inne, um das Urtheil seiner Schülerin über das Verhalten der Könige und vornehmlich der Königinnen auszuforschen, und konnte mit Genugthuung constatieren, dass ihr Urtheil fast stets richtig war. Die junge Prinzessin besaß eben einen hohen Grad von Verständigkeit, aber leider auch eine gewisse Lässigkeit, diese Geistesanlage ununterbrochen zur Anwendung zu bringen. „Ich konnte sie nicht," sagt der Abbé, „daran gewöhnen, in einen Gegenstand gründlich einzudringen, obwohl ich fühlte, dass sie dessen gar wohl fähig war." Dies und die schlechten Witze der Leute, die die Erziehung der Erzherzogin allzu französisch fanden, die instinctive Eifersucht der Einheimischen gegen die Fremden, die wenige Zeit, über die Vermond verfügte — zu Wien bloß eine Stunde täglich — die unvermeidlichen Zerstreuungen einer Lebensweise, die von nun an weniger eingezwängt war, machen es erklärlich, dass die Fortschritte der Schülerin nicht so rasche waren, wie der Lehrer es gewünscht hätte.

Es wurden aber doch Fortschritte gemacht. In Schönbrunn, wo man mit der Zeit für das Studium weniger kargte, holte man durch die Conversation ein, was man durch den regelmäßigen Unterricht nicht erreichte,[2] und als im Herbste 1769 eines Tages Maria Theresia zu ihrer Tochter hinabgekommen war und selbst durch fast zwei Stunden sie ausgefragt hatte, erklärte sie sich für befriedigt; sie hatte die Erzherzogin „in der Beurtheilung, namentin das Betragen betreffenden Dingen, sehr fähig befunden".[3] Nicht minder günstig war der Eindruck der Prinzessin am Hofe, wo sie

[1] Abbé Vermond an den Grafen de Mercy, 21. Jänner 1769. — „Maria Theresia und Marie Antoinette", p. 353.

[2] Vermond an Mercy, 21. Juni 1769. — „Maria Theresia und Marie Antoinette", p. 357.

[3] Derselbe an denselben, 14. October 1769. — Daselbst p. 359.

um so häufiger erschien, je näher die Zeit ihrer Vermählung heranrückte. Man war ebenso überrascht als entzückt über den Zug von Güte, Leutseligkeit und Fröhlichkeit, der auf diesem reizenden Gesichte sich malte.[1]

Bei einem Feste, das ihr zu Ehren am Tage vor St. Anton in Laxenburg gegeben wurde, bezauberte die junge Prinzessin jedermann durch ihre Haltung und ihr Gespräch. Selbst Kaunitz, so blasiert er war, ward zur Bewunderung hingerissen. Mercy, der anfangs 1770 nach Österreich kam, fühlte sich ebenfalls geschmeichelt, dass die künftige Dauphine ihn anhörte und seine Ansichten einholte.[2] Nach und nach führte man sie ins öffentliche Leben und in das Repräsentationswesen ein. Zweimal wöchentlich wurde in ihrem Appartement Cavagnol gespielt, an den übrigen Tagen Lotterie, wozu die Prinzen der kaiserlichen Familie und die Botschafter beigezogen wurden. Die Abendunterhaltung wurde bis 10 Uhr ausgedehnt. Marie Antoinette — eigentlich noch immer Frau Antonia — war darauf bedacht, jedem Theilnahme zu bezeigen, und, fügt ein Augenzeuge hinzu, es gelang ihr. „Diese große Gesellschaft verlieh ihr die bestmögliche Haltung und den bestmöglichen Ton; jedermann war davon entzückt, die Kaiserin mehr als jeder andere.“ [3]

So wurde denn alles für eine nahe Verbindung vorbereitet, und diese Vorbereitungen wurden nicht so leichthin vorgenommen. Mutter und Tochter sahen mit religiösem Ernste in die große Zukunft, die sie beide herbeisehnten. Es wurde beschlossen, dass die Erzherzogin unter Abbé Vermonds Leitung in der Charwoche dreitägige Exercitien machen solle.

So flatterhaft das Mädchen zu sein schien, gedachte es doch, diese Zurückgezogenheit ernst zu nehmen, und bedauerte sogar, dass sie so kurz war. „Ich hätte vielleicht mehr Zeit nöthig, um Ihnen alle meine Gedanken darzulegen,“ sagte sie zu ihrem Lehrer.[4]

Die Abreise stand bevor. Schon am 1. Juli 1769 hatte Marquis de Durfort mit dem Fürsten Kaunitz die Einzelheiten der Heirat geordnet. Der Ehevertrags-Entwurf wurde dem Könige bei

[1] Vermond an Mercy, 14. October 1769. — Daselbst p. 358.

[2] „Gazette de France“, Nr. 23.

[3] Vermond an Mercy, 14. März 1770. — „Maria Theresia und Marie Antoinette“, p. 362.

[4] Daselbst.

seiner Rückkehr von Compiègne unterbreitet, und am 13. Jänner 1770 wurde die letzte Note des Wiener Hofes nach Versailles abgesandt. In den ersten Tagen des April begannen die officiellen Beglückwünschungen; am 2. wurden die deutsche (Arcieren-) und die ungarische adelige Garde zum Handkusse bei der Erzherzogin vorgelassen; am selben Tage sprach sie der Rector der Universität lateinisch an, und sie antwortete ihm in derselben Sprache; am 3. traf die Reihe die Officiere der Garnison und die Beamtenschaft.[1]

Am 14. April kündigte die Kaiserin feierlich ihren Ministern die Vermählung ihrer Tochter mit dem Dauphin*[2] von Frankreich an. „Am 16.," erzählt die „Gazette de France", „gegen 6 Uhr abends war der Hof in Gala, und der französische Botschafter hatte bei Ihren kaiserlichen und königlichen Majestäten eine feierliche Audienz, in welcher er im Namen des Königs, seines Herrn, um die Frau Erzherzogin Antoinette als künftige Gemahlin des Monseigneur Dauphin angehalten hat."

„Nach dieser Ceremonie war im Palais großer Empfang. Als der Botschafter sich dahin begab, wurde er von den Großwürdenträgern Ihrer Majestäten empfangen; die Palastgarden bildeten auf der große Treppe Spalier; die Leibgarde zu Fuß befand sich in der ersten Anticamera; die deutsche und ungarische adelige Garde bildeten in den übrigen Vorzimmern ein doppeltes Spalier, und der Hof war ebenso zahlreich wie glänzend. Der Botschafter begab sich zuerst zur Audienz bei Sr. Majestät dem Kaiser und sodann zur Kaiserin-Königin, bei welcher er im Namen des Allerchristlichsten Königs um die Frau Erzherzogin anhielt. Nachdem Ihre kaiserliche und königliche Majestät ihre Zustimmung gegeben hatte, wurde Ihre königliche Hoheit in den Audienzsaal gerufen, machte vor der Kaiserin eine tiefe Verbeugung, empfieng von ihr die Zeichen der Einwilligung und nahm aus den Händen des Botschafters einen Brief des Monseigneur Dauphin und dessen Porträt,[2]

[1] „Gazette de France" von 1770, Nr. 32.

[2] Der König hatte seiner künftigen Schwiegertochter ein herrliches Geschenk geschickt. „Es war eine große goldene Büchse, überragt von dem von Hall gemalten Porträt des Dauphin und eingefasst von einem Kreise von 70 großen Diamanten. Sie kostete die unglaubliche Summe von 75.678 Livres ohne das Porträt, das separat mit 2664 Livres bezahlt wurde. „Le Livre des collectionneurs" von Alf. Maze Sencier, Paris, Renouard, 1885, p. 109.

das sodann von der Gräfin Trauttmansdorff, Obersthofmeisterin, Ihrer königlichen Hoheit der Erzherzogin auf die Brust geheftet wurde. Gegen halb 9 Uhr abends begab sich der Hof in den prächtig geschmückten und beleuchteten Schauspielsaal. Man führte Marivaux' Lustspiel „La Mère confidente" auf, worauf ein neues, von Herrn Noverre componiertes Ballet, betitelt: „Les Bergers de Tempé", folgte." [1]

Tags darauf, den 11., vollzog gemäß dem bei solchen Anlässen im österreichischen Hause beobachteten Gebrauche die Erzherzogin in der Geheimen Rathsstube vor dem französischen Botschafter und in Gegenwart des Kaisers, der Kaiserin, der Minister und Staatsräthe ihre Verzichtleistung auf die väterliche und mütterliche Erbfolge. Fürst Kaunitz las die Verzichtleistungsformel, Marie Antoinette unterzeichnete sie und leistete den Eid auf das Evangelium, das Graf Herberstein, Coadjutor des Fürstbischofs von Laibach,*[10] hielt.[2] Am nämlichen Tage gab der Kaiser im Belvedere ein prachtvolles Fest, mit dessen Vorbereitungen hundert Arbeiter seit mehr als zwei Monaten zu thun hatten; ein Souper für 1500 Personen, Maskenball, Feuerwerk; nichts fehlte zum Glanze dieser Festlichkeit.

Am 18. war die Reihe am französischen Botschafter. Die zum Liechtenstein'schen Palais, wo der Botschafter wohnte, führenden Straßen waren glänzend beleuchtet, Zugänge, Einfahrt, Inneres, alles war mit ausgesuchtem Geschmack decoriert, und im Hintergrunde des Gartens erhob sich ein elegantes, Hymens Tempel vorstellendes Gebäude, von dem aus nach Anbruch der Nacht Feuergarben in die Luft stiegen.

Am 19., um 6 Uhr abends, begab sich der ganze Hof über den von einem doppelten Spalier von Grenadieren besetzten Burgcorridor in die Augustinerkirche. Die Kaiserin geleitete ihre Tochter, die mit einem Prachtkleide aus Silberstoff, dessen Schleppe die Gräfin Trauttmansdorff trug, angethan war. Erzherzog Ferdinand vertrat den Dauphin. Sobald der Kaiser und die Kaiserin unter dem Baldachin waren, knieten der Erzherzog und die Erzherzogin auf den für sie reservierten Plätzen nieder. Der päpstliche Nuntius Visconti segnete die Ringe und nahm die Trauung des erhabenen

[1] „Gazette de France", Jahrgang 1770, Nr. 36, Wiener Correspondenz vom 18. April.

[2] „Gazette de France" von 1770, Nr. 36.

Brautpaares vor. Dann stimmte er das Te Deum an, das von der Hofkapelle unter dem Donner der Kanonen und dem Geknatter der Musketensalven gesungen wurde. Die Vermählung durch Procuration war vollzogen, die Erzherzogin war Dauphine geworden, und Graf de Lorge, Sohn des Botschafters Marquis de Durfort, reiste sofort ab, um die Nachricht hievon nach Versailles zu bringen.

Am nächsten Tage speiste der Hof öffentlich; abends fand großer Empfang statt; eine Denkmünze wurde geprägt, worauf Hymen und Concordia Myrtenkränze flechten und Füllhörner tragen mit der Inschrift: „Concordia novo sanguinis nexu firmata“ (Die Eintracht ist befestigt durch eine neue eheliche Verbindung.)[1]

Indes mitten in diesen berauschenden Festen und diesen glänzenden Aussichten lastete eine gewisse Traurigkeit auf den Herzen und drückte die Gemüther nieder. War es einfacher Trennungsschmerz? Oder war es jenes geheimnisvolle Erzittern, das in feierlichen Stunden die stärksten Seelen erfasst? Mochte das Geschick der Neuvermählten noch so glänzend scheinen, die Zukunft bedeutete das Unbekannte, die Gegenwart das Scheiden.

Klarblickend, wie sie war, und von ihrem treuen Botschafter Mercy über alle Vorgänge am Pariser Hofe genau unterrichtet, konnte sich Maria Theresia durch die ihrer Tochter vorbehaltene hohe Stellung nicht blenden lassen; es konnte ihr nicht unbekannt sein, wie unterminiert und wankend der Thron war, den die Erzherzogin einst besteigen sollte. Man erzählt, sie habe vor der Abreise Marie Antoinettes einen berühmten Wundermann, den Geistlichen Gasser (bekannt durch seine Krankenheilungen und die darob erlittenen Verfolgungen. Anm. d. Übers.) über deren Zukunft befragt. Dieser sah die Prinzessin lange an, zauderte einen Augenblick und antwortete schließlich mit ernster Miene, es gebe Kreuze für alle Schultern.

Was immer an dieser Erzählung, die vielleicht eine bloße Sage ist, sein mag, in Wien war man über die Abreise der jungen Prinzessin, die nur durch ihre Anmuth und Güte bekannt war, betrübt; alle Männer und Frauen waren in Schmerz versenkt; Straßen und Gassen der Stadt waren von einer trauernden Menge

[1] „Gazette de France“ von 1770, Nr. 38.

angefüllt. „Die Hauptstadt von Österreich," berichtet ein Augenzeuge, „bot nur ein Bild der Trauer." [1]

Am 21. April, um halb 10 Uhr morgens, nahm die neue Dauphine Abschied von ihrer Mutter, verließ dieses Wien, das sie nie wiedersehen sollte, und reiste nach Frankreich ab. Der Kaiser begleitete sie bis Melk; [2] er konnte sich nicht entschließen, sich von dieser Schwester zu trennen, die er oft auszankte, aber mehr noch liebte. Als er tags darauf wieder in Wien eintraf, fand er die Stadt in Trauer versenkt und Maria Theresia in Thränen gebadet.

Doch am Tage der Abreise selbst, am 21., hatte sich die Kaiserin auf einen Augenblick ihrem Kummer entrissen, um auch ihrerseits ihrer Tochter eine Lebensregel vorzuzeichnen, an der man nicht weiß, was man mehr bewundern soll, den Scharfsinn der großen Politikerin, den klaren Blick der Mutter oder den Glauben der Christin. [3]

Wie Kaiser Franz, war sie darauf bedacht, die junge Prinzessin vor den Klippen zu schützen, die ihre Schritte bedrohten; da sie sich aber an Marie Antoinette allein wandte, hatten ihre Weisungen einen mehr persönlichen und bestimmteren Charakter. Wie der Kaiser, empfiehlt sie vor allem Frömmigkeit, diese Haupt- und Grundtugend aller übrigen; sie erinnert in großen Zügen an die Vorschriften jener weiten und nachsichtigen Frömmigkeit, die demjenigen Stärke verleiht, der sie übt, ohne je eine Besonderheit oder für andere ein Zwang zu werden; aber sie vergaß nicht, die der hohen, ihrer Tochter bestimmten Stellung eigenen Pflichten und die dem französischen Hofe entsprechenden Verhaltungsregeln.

„Belaste Dich mit keiner Empfehlung," sagte sie darin; „höre niemanden an, wenn Du ruhig bleiben willst. Sei nicht neugierig; das ist ein Punkt, von dem ich betreffs Deiner vieles fürchte. Vermeide jede Art von Vertraulichkeit mit Niedriggestellten. Frage in allen Fällen Herrn und Frau v. Noailles, ja fordere es von ihnen, was Du als Fremde, die durchaus der Nation gefallen will,

[1] „Mémoires de Weber", p. 13.

[2] „Gazette de France", 1770, Nr. 38.

[3] Man hat einen angeblichen Brief Maria Theresias an den Dauphin veröffentlicht. Dieser Brief, übrigens gar nicht im Stile der Kaiserin, ist nach Grimm*11 nur ein schöngeistiges Phantasiestück ohne jede Gewähr der Echtheit. — „Correspondance littéraire, philosophique et critique, adressée à un souverain d'Allemagne, depuis 1770 jusqu'en 1782", von Baron Grimm und Diderot. Paris, Buisson, 1812, I, p. 160.

thun sollst, und sie mögen es Dir aufrichtig sagen, wenn in Deiner Haltung, Deinen Reden oder anderen Punkten etwas zu verbessern ist. Antworte jedermann freundlich, anmuthig und würdevoll. Du kannst es, wenn Du willst. Man muss auch etwas zu verweigern wissen.... Von Straßburg an sollst Du nichts mehr annehmen, ohne um das Gutachten von Herrn und Frau v. Noailles zu fragen und an sie alle jene weisen, die mit Dir von ihren Angelegenheiten sprechen werden, indem Du ihnen höflich erklärst, dass Du, selbst eine Fremde, es nicht auf Dich nehmen kannst, jemanden beim König zu empfehlen. Wenn Du willst, kannst Du, um der Sache mehr Nachdruck zu geben, beifügen: ‚Die Kaiserin, meine Mutter, hat mir ausdrücklich verboten, irgendeine Empfehlung auf mich zu nehmen.' Schäme Dich nicht, jedermann um Rath zu fragen und thue nichts nach Deinem eigenen Kopfe." [1]

Vierzehn Tage darauf, am 4. Mai, als der Zug schon an der Grenze Frankreichs stand, schrieb ihr die Kaiserin, die sich über die Wegreise ihrer Tochter nur im Gedanken an sie zu trösten wusste und ihr im Geiste auf allen Etapen ihres Weges folgte, noch einmal, um der Lebensregel neue Rathschläge hinzuzufügen.

„Du wirst," schrieb sie, „einen zärtlichen Vater finden, der gleichzeitig Dein Freund sein wird, wenn Du es verdienst. Setze auf ihn volles Vertrauen, Du wirst dabei nichts aufs Spiel setzen. Liebe ihn, sei ihm unterwürfig, trachte seine Gedanken zu errathen.

... „Über den Dauphin sage ich Dir nichts; Du kennst meine Empfindlichkeit in diesem Punkte. Die Frau ist ihrem Manne in allem unterworfen und darf kein anderes Streben haben, als ihm zu gefallen und seinen Willen zu thun."

„Das einzige wahre Glück auf dieser Welt ist eine glückliche Ehe, ich weiß davon zu reden. Alles hängt von der Frau ab, ob sie gefällig, sanft und unterhaltend ist."

„Ich empfehle Dir, meine theuere Tochter, jeden 21. meinen Brief zu lesen. Ich bitte Dich, bleib mir treu in diesem Punkte;

[1] Maria Theresia an Marie Antoinette, 21. April 1770. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 3—5. — Maria Theresia pflegte, wenn sie sich von einem ihrer Kinder trennte, stets demselben eine ins einzelne gehende Lebensregel zu entwerfen. Man findet deren an ihre Söhne Ferdinand und Maximilian und an ihre Tochter Karoline in der von Herrn v. Arneth herausgegebenen Correspondenz.

ich fürchte bei Dir nur die Nachläſſigkeit in Deinen Gebeten und Deiner Lectüre, und darauf wird Lauheit folgen. Kämpfe an dagegen; denn das iſt gefährlicher als ein unvollkommener und ſelbſt ein ſchlechter Zuſtand; von dieſem kommt man eher wieder ab. Liebe Deine Familie, ſei ihnen anhänglich, Deinen Tanten wie Deinen Schwägern und Schwägerinnen, dulde keine Häkelei; Du biſt imſtande die Leute zum Schweigen zu bringen dadurch, daſs Du ſie meideſt oder Dich von ihnen entfernſt. Wenn Du Deine Ruhe liebſt, vermeide gleich vom Anfang an dieſen Punkt, den ich fürchte, da ich Deine Neugierde kenne.“ [1]

Unterdeſſen durchzog die Dauphine Deutſchland. Am 25. April gelangte ſie nach München, am 29. nach Augsburg, am 30. nach Günzburg.[2] Überall auf ihrer Durchreiſe drängte ſich die Bevölkerung heran, begierig, eine öſterreichiſche Erzherzogin und Dauphine von Frankreich zu ſehen; die Leute kehrten heim, entzückt von ihrer Anmuth, ihrer Schönheit, ihren Aufmerkſamkeiten, ihrem ſanften Weſen.[3] Während der Reiſe ſuchten die Damen ihrer Begleitung ſie zu zerſtreuen. Als eine von ihnen die Unbeſcheidenheit gehabt hatte, ſie zu fragen: „Iſt es Ihnen ſehr darum zu thun, den Monſeigneur Dauphin zu ſehen?“ erwiderte die Prinzeſſin würdevollen Tones: „Madame, in fünf Tagen bin ich in Verſailles, am ſechsten werde ich Ihnen leichter antworten können.“ Nach dieſer Lection nahm ſie wieder ihre heitere und wohlwollende Miene an; doch ihre Gedanken richteten ſich beſtändig nach der Heimat und den dort Zurückgebliebenen. Als ſie die Grenzen der unter der Herrſchaft der Kaiſerin ſtehenden Länder überſchritten hatte, ſagte ſie, in Thränen ausbrechend: „Ach! ich werde ſie nicht mehr ſehen.“ [4]

Es war der letzte Aufſchrei ihres Herzens, das letzte Lebewohl an alle Erinnerungen ihrer Kindheit, alle Familienbande, alles, was ihr im Vaterlande theuer geweſen. Von dem Tage an, wo ſie den Fuß auf franzöſiſchen Boden ſetzte, fühlte ſie ſich ganz als Franzöſin.

[1] Maria Thereſia an Marie Antoinette, 4. Mai 1770. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, I, 7.

[2] „Gazette de France“, 1770, Nr. 38 u. 39.

[3] Maria Thereſia an Marie Antoinette, 4. Mai 1770. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, I, 6.

[4] „Mémoires de Weber“, p. 13 u. 14.

# Zweites Capitel.

Die Dauphine in Frankreich. — Straßburg. — Nancy. — Reims. — Compiègne. — Porträt der Dauphine. — Marie Antoinette in St. Denys. — Souper in La Muette mit Frau du Barry. — Vermählungsfeier zu Versailles. — Ansprüche der Prinzessinnen aus dem Hause Lothringen. — Pariser Feste. — Katastrophe auf der place Louis XV. — Brief des Dauphin an den Polizeilieutenant.

Am 3. Mai zog der Graf von Noailles, außerordentlicher Botschafter, zum Empfang der Dauphine in Straßburg ein. In dieser von Ludwig XIV. für Frankreich eroberten Stadt sollte er im Namen Frankreichs die Gemahlin des Urenkels Ludwigs XIV. begrüßen. Am 5. Mai kamen die Gräfin Noailles, Ehrendame, der Graf de Tessé, erster Stallmeister, der Graf de Saulx, Ehrencavalier, mit dem Hofstaate der Dauphine an. Endlich, am 7., erschien gegen Mittag Marie Antoinette selbst am Ufer des Rheins.

Auf einer Insel in der Mitte des Flusses erhob sich ein Pavillon, der für die Ceremonie der sogenannten „Übergabe" (remise) bestimmt war. Hier sollte die Prinzessin aus der Obhut des deutschen Hofstaates in jene des französischen übergehen. Infolge eines sonderbaren Missgriffes stellte das in der Gerätheкammer der Krone zur Decorierung des Raumes, der zum erstenmale die junge Frau, die ihrem Gatten entgegenzog, unter einem französischen Dache beherbergen sollte, gewählte Tapetenwerk das unglückliche Verhältnis und die blutigen Streitigkeiten zwischen Jason und Medea, also das Beispiel der unheilvollsten Verbindung vor, die nach der Sage je existiert hat.[1] Seltsames Gemälde und noch seltsamerer Willkomm! Goethe, damals Student in Straßburg, war beim Anblick dieser Behänge wie von einer düsteren Ahnung betroffen, und man versichert, dass auch die Erzherzogin, sie bemerkend,

[1] Goethe in „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben".*[1]

ihren Schrecken nicht bemeistern konnte. „Ah!“ rief sie, „welche Vorbedeutung!“ [1]

Der Rhein-Pavillon war in drei Gemächer getheilt: in der Mitte ein geräumiger Saal, in dem die Übergabe stattfinden sollte; rechts und links zwei Appartements, in deren einem der französische, in dem anderen der deutsche Hofstaat sich aufhielt. In letzterem musste sich die Dauphine dem verdrießlichen Geschäfte der Toilette unterziehen. Die Etikette verlangte, dass sie in ihrem Anzuge alles ablegte, was an ihre Heimat erinnern konnte, sogar Strümpfe und Leibwäsche. Nachdem sie diese langweilige Operation überstanden und ihr von Paris geschicktes Costüm angelegt hatte, „erschien sie“, wie ein Zeuge sagt, unter dieser französischen Hülle „tausendmal reizender“.[2] Die Thür öffnete sich, die Dauphine trat in den Mittelraum; dort wurde sie vom Grafen Noailles, von Bouret, Cabinetssecretär des Königs, und von Gérard, erstem Beamten der auswärtigen Angelegenheiten, empfangen. Sobald die Vollmachten ausgetauscht und die Urkunden der Übergabe und Übernahme von den betreffenden Commissären unterzeichnet waren, wurde das Gemach, wo sich der französische Hofstaat befand, geöffnet, und die Dauphine schritt leicht und anmuthig auf die Gräfin von Noailles zu und warf sich in ihre Arme, sie bittend, sie möge ihre Führerin, ihre Stütze und ihr Trost sein.

In diesem Augenblicke traten die Damen des deutschen Hofstaates auf ihre junge Herrin zu, um ihr ein letztesmal die Hand zu küssen und sich sodann zurückzuziehen; sie drückte dieselben, heftig weinend, an ihr Herz, ertheilte ihnen zärtliche Aufträge an ihre Mutter, Schwestern und Freundinnen in Wien,[3] wandte sich dann an ihre französischen Damen und sagte, lächelnd und weinend zugleich: „Verzeihen Sie, das gilt noch der Familie und dem Vaterlande, die ich verlasse; von nun an werde ich nicht vergessen, dass ich Französin bin.“

[1] „Mémoires de la baronne d'Oberkirch“, herausgegeben von Graf Léonce de Montbrison, ihrem Enkel, und Sr. Majestät Nikolaus I., Kaiser aller Reußen, gewidmet. Paris, Charpentier, 1869, I, 32.

[2] Daselbst p. 33.

[3] Daselbst p. 33. Im „Livre des collectionneurs“, 109, kann man das Verzeichnis der kostbaren, im Namen des Königs von Frankreich dem deutschen Hofstaate Marie Antoinettes gemachten Geschenke lesen.

Die Stadt Straßburg war im Festkleide. Sie hatte für die Dauphine denselben Glanz entwickelt, wie fünfundzwanzig Jahre vorher für die Reise Ludwigs des Vielgeliebten.*[2] Zwölf Jahre später bewahrte Marie Antoinette noch pietätvoll die Erinnerung daran, indem sie äußerte, „dort habe sie die ersten Wünsche der Franzosen entgegengenommen und das Glück begriffen, ihre Königin zu werden".[1] Drei Compagnien als Schweizergarden gekleidete Knaben von zwölf bis fünfzehn Jahren bildeten Spalier auf dem Durchzuge der Prinzessin. Vierundzwanzig Mädchen aus den angesehensten Straßburger Familien in Nationaltracht streuten Blumen vor ihr her, und achtzehn Hirten und Hirtinnen boten ihr Blumenkörbchen. Als sie den Fuß auf das Stadtgebiet setzte, sprach sie der Chef des Magistrats, Herr von Antigny, deutsch an. „Sprechen Sie nicht deutsch, mein Herr," sagte die Prinzessin, „von heute an verstehe ich keine andere Sprache als französisch."[2]

Als sie in der königlichen Caroſſe in die Stadt einzog, begrüßte sie eine dreifache Kanonensalve, alle Glocken läuteten, und der Marschall Contades, Gouverneur von Straßburg, empfieng sie unter einem prächtigen Triumphbogen. Auf dem Rathhausplatze flossen Weinfontänen für das Volk; in den Straßen wurden ganze Ochsen gebraten, und die Brotvertheilung war so reichlich, dass man sich nicht einmal mehr die Mühe nahm, die Stücke aufzuheben.[3]

Die Dauphine zog durch die Stadt zwischen einem Spalier von Soldaten und stieg im bischöflichen Palais ab, wo ihr Cardinal Rohan, Bischof von Straßburg, sein Capitel vorstellte. Abends gab es großen Empfang, Vorstellung der adeligen Damen, Spiele der Zünfte, einen Tanz der Böttcher, eine Aufführung in der Comédie-Française.[4] Sobald die Nacht anbrach, schien die ganze Stadt in Flammen zu stehen; Häuser und öffentliche Gebäude waren beleuchtet, Feuerströme schlängelten sich an dem Dome empor, in leuchtenden Reliefs die anmuthigen Einzelheiten des Meisterwerkes Erwin v. Steinbachs abzeichnend. Gegenüber dem Bischofshofe, auf der anderen Seite des Flusses, war eine geräumige

[1] „Mémoires de la baronne d'Oberkirch", I, 200.
[2] Daſelbſt, I, 33.
[3] Daſelbſt, I, 31.
[4] „Gazette de France", 1770, Nr. 41.

Säulenhalle errichtet, deren Arcaden in der Ferne Gärten erblicken ließen; ein künstliches Gartenbeet, auf Boote gelegt, glitt über das Wasser hin zu den Gärten, und abends funkelten die Bäume von farbigen Gläsern. Gleichzeitig verwandelte ein prächtiges Feuerwerk im Ill, tausenderlei mythologische Figuren, Schilde, Wagen, Meergötter und die verschlungenen Namenschiffren des Dauphin und der Dauphine wiederspiegelnd, den Fluss in einen Feuerteppich.[1]

Tags darauf, am 8. Mai, besuchte Marie Antoinette den Dom. Durch ein sonderbares Zusammentreffen war der Prälat, der sie am Kirchenthore mit dem Capitel erwartete und der in ihrer Person begrüßte „die Seele Maria Theresias, die sich mit der Seele der Bourbonen vereinen will",[2] der Neffe jenes Bischofs und Prinzen Ludwig von Rohan, der später der Dauphine, als sie Königin geworden, die schmerzlichste Beleidigung zufügen sollte. Doch wer hätte damals auf diesem so strahlenden Horizonte schwarze Punkte entdecken können?

Von Straßburg begab sich die Dauphine nach Saverne, wo sie im bischöflichen Schlosse Wohnung nahm. Cardinal Rohan stellte ihr dort eine alte Frau von 105 Jahren vor, die nie krank gewesen war. „Prinzessin," sagte diese Frau auf deutsch, „ich wünsche vom Himmel, dass sie ebenso lange und ebenso gesund leben mögen, wie ich." — „Auch ich wünsche es," antwortete die Dauphine, „wenn es zum Glücke Frankreichs gereicht." Nachdem sie ihr die Hand zum Kusse gereicht, ließ sie ihr eine Geldsumme einhändigen.[3]

Abends war Ball, nach dem Ball Feuerwerk, nachher Souper, wo die Damen des deutschen Hofstaates zum letztenmale mit denen des französischen versammelt waren. Am 9. nahmen sie endgiltig von der Erzherzogin Abschied, nur Fürst Starhemberg blieb in ihrer Begleitung.

Die Dauphine verließ den Elsass, entzückt von dem ihr bereiteten Empfange. Von allen Seiten kamen die Landleute herbei, die Wege waren mit Blumen bestreut, die Mädchen, in ihrem schönsten Putz, brachten Sträuße. Die schaulustige Landbevölkerung, die damals eine so innige Liebe zu ihren Fürsten hegte, drängte

[1] „Mémoires de la baronne d'Oberkirch", I, 31.

[2] Les quatre cardinaux de Rohan, évêques de Strasbourg, en Alsace", von le Roy de Sainte-Croix, Hagermann, 1881, p. 73.

[3] „Gazette de France", 1770, Nr. 42.

sich zu dem Wagen, und als die Leute durch die Vorhänge das frische und anmuthige Gesicht der jungen Frau gewahrten, sagten sie: „Wie hübsch doch unsere Dauphine ist!“ Eine Dame des Gefolges, die diese Worte hörte, machte die Prinzessin darauf aufmerksam. „Madame,“ erwiderte Marie Antoinette, „die Franzosen haben für mich die Augen der Nachsicht.“ [1]

Am 9., abends, kam die Dauphine in Nancy an, das gleich Straßburg beleuchtet war. Nancy ist die Wiegenstadt des Hauses Lothringen, der Geburtsort des Kaisers Franz I.; es war für sie gleichsam ein letzter Bindestrich zwischen ihrer heimischen und ihrer Adoptivfamilie, zwischen Österreich und Frankreich. Tags darauf begab sie sich nach den officiellen Ceremonien ins Kloster der Franciscaner, um am Grabe ihrer Väter niederzuknien. Der ernste Gedanke an den Tod mischte sich in den blendenden Glanz der Feste.

Die nächste Nacht schlief Marie Antoinette in Bar; in Lunéville erwies ihr die Gendarmerie auf Befehl des Marquis v. Castries und des Marquis v. Autichamp die militärischen Ehren; zu Commercy empfieng die Erzherzogin eine Huldigung, die ihr vielleicht mehr zu Herzen gieng: ein blondes Mädchen von zehn Jahren bot ihr einen Blumenstrauß und begrüßte in ihr „den Abkömmling einer Familie, die seit fast 1000 Jahren über die Herzen der Lothringer geherrscht hat.“ [2]

Einige Meilen vor Châlons näherte sich ein alter Landpfarrer, umgeben von seiner ganzen Pfarre, dem Wagen der Dauphine, um sie zu begrüßen. Er hatte als Vorspruch seiner Ansprache folgende Worte aus dem Hohenliede: „Pulchra es et formosa“ (Schön bist du und hold) gewählt. Aber der Anblick der Prinzessin, die Aufregung, die Überraschung verwirrten ihn dermaßen, dass es ihm unmöglich war, über seinen Vorspruch hinauszukommen. Umsonst suchte er den Faden wieder zu gewinnen, das Gedächtnis ließ ihn hartnäckig im Stich. Marie Antoinette bemerkte es, und um der Verlegenheit des wackeren Mannes ein Ende zu machen, nahm sie aus seiner Hand mit einem reizenden Dankeslächeln den ihr dargebotenen Strauß. „Ach! Madame,“ rief der gute Pfarrer, der

[1] „Mémoires de Weber“, p. 14.

[2] Begrüßungsspruch des Abbé Lambert, Vicars von Commercy, gesprochen von Fräulein Doublot. „Mercure de France“, Juni 1770, p. 164.

zwar nicht seine Ansprache, aber doch seine Geistesgegenwart wiedergewann, „wundern Sie sich nicht über mein schwaches Gedächtnis; bei Ihrem Anblicke hätte Salomon seine Anrede vergessen und nur an seine schöne Egypterin gedacht.“ [1]

Am 11. stieg die Dauphine zu Châlons im Gebäude der Intendanz*[3] ab. Sechs von der Stadt gelegentlich der Vermählung der Prinzessin ausgestattete Mädchen sagten vor ihr Verse auf, folgenden Inhalts:

„O Prinzessin, deren Geist, Anmuth und Reize unseren Himmelsstrich verschönern, wie groß ist unser Glück an diesem ruhmwürdigen Tage! Wir verdanken unser Eheglück dem Glanze des Ihrigen. Der Himmel erweist dem Staate eine doppelte Gunst bei dieser erhabenen und prachtreichen Verbindung: Wir werden Frankreich Unterthanen, Sie werden ihm Könige geben.“ [2*4]

Abends war Theatervorstellung, wo man „Die Jagdpartie Heinrichs IV.“ spielte, öffentliches Souper, eine Beleuchtung, die Hymens Tempel vorstellte, Eröffnung des neuen Stadtthores, dessen Widmung die Dauphine annahm, Vertheilung von Brot, Wein und Fleisch und wiederholte Acclamationen: „Es lebe der König! Es lebe Madame Dauphine!“

Am 12. fuhr Marie Antoinette durch die Krönungsstadt Reims. „Das ist,“ sagte sie artig, „die Stadt Frankreichs, die ich so spät als möglich zu sehen wünsche.“

Abends gelangte sie nach Soissons, von den Gardes-du-corps umgeben, die sie von Fismes her begleitet hatten.[3] Die Bürger und die Armbrustschützen erwarteten sie an den Thoren der Stadt. Die zur bischöflichen Residenz, wo die Prinzessin wohnen sollte, führenden Straßen waren von einer eigenthümlichen, malerischen Decoration eingefaßt; eine Doppelreihe von 25 Fuß hohen Obstbäumen, zwischen denen Epheu-, Blumen-, Gold- und Silbergaze-Guirlanden, untermischt mit Laternen, hinliefen. Vom Herzog-Bischof von Soissons bei der Einfahrtsrampe seines Palastes empfangen, wurde die Dauphine über einen mit unzähligen Candelabern erleuchteten Gang in ihre Gemächer geleitet. Es fanden Spenden an das Volk statt, und abends zeigte ein wunderbares Feuerwerk

[1] „Mémoires de Weber“, p. 15.

[1] „Mercure de France“, Juni 1770, p. 165.

[3] Daselbst p. 165.

der begeisterten Menge einen von einer doppelten Gruppe überragten Tempel: der Ruhm, wie er die Dauphine Frankreich ankündigt, und einen Genius, der ihr ihr Bild reicht.

Tags darauf empfieng Marie Antoinette, getreu den Lehren ihrer Mutter, in der bischöflichen Kapelle die heilige Communion aus den Händen des Bischofs und wohnte am Abend in der Kathedrale einem feierlichen Te Deum bei.[1] Am 14., nachmittags, schlug sie den Weg nach Compiègne ein.

In einer der Städte, durch die sie fuhr, begrüßten sie Professoren und Schüler auf lateinisch; sie fühlte sich gelehrt genug, um diesen jungen Ciceronen in derselben Sprache zu antworten.[2]

Die ganze Reise von Straßburg nach Compiègne war für die Prinzessin nur ein langer, glanzvoller Triumph gewesen. Überall war auf ihrem Durchzuge die Einwohnerschaft in festlicher Kleidung herbeigeeilt, überall hatte sie dieselbe durch ihre anmuthige Haltung, ihr liebliches Lächeln, ihr Wohlwollen, das Treffende ihrer Reden, „ihre sanfte Fröhlichkeit und majestätische Leutseligkeit", wie die „Gazette" sagte, gewonnen; „ein rührendes Schauspiel," fügte der Redacteur der „Gazette" hinzu, „für eine Nation, deren erstes Gefühl Liebe zu ihren Herrschern ist."[3] Man sah die Dauphine und kehrte bezaubert heim, man hörte sie und war hingerissen. „Unsere Erzherzogin-Dauphine hat alle meine Hoffnungen übertroffen," schrieb Mercy.[4]

Die gesammte königliche Familie war zu Compiègne versammelt. Schon hatte der König den Marquis Chauvelin nach Châlons, den Herzog von Aumont nach Soissons, den Herzog von Choiseul auf einige Wegstunden*[5] vor Compiègne der Dauphine entgegengeschickt. Er selbst war am 13. Mai mit dem Dauphin und den Prinzessinnen von Versailles abgereist, hatte in La Muette übernachtet und war am 14. in Compiègne eingetroffen, um die Gemahlin seines Enkels zu erwarten. Mitten im Forste, bei der Brücke von Berne, fand die Begegnung statt. Kaum hatte die junge Prinzessin den König bemerkt, als sie aus dem Wagen sprang und sich ihm zu

[1] „Gazette de France", 1770, Nr. 42.

[2] „Mémoires de Weber", p. 15.

[3] „Gazette de France", 1770, Nr. 41.

[4] Graf de Mercy an Baron de Neny, 14. Mai 1770. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 10 (Anm.).

Füßen warf. Entzückt von diesem Act der Hingebung, hob sie Ludwig XV. auf, umarmte sie mit großer Zärtlichkeit und stellte sie dem Dauphin vor, der, der Etikette gemäß, sie auf die Wange küßte. Man kehrte ins Schloss zurück, der König im Hintergrund des Wagens mit der Dauphine an seiner Seite;[1] der Dauphin auf dem Vordersitze mit der Gräfin von Noailles.[2] Der König und der Dauphin führten selbst die Erzherzogin in ihr Appartement und stellten ihr nacheinander die Mitglieder der königlichen Familie vor: den Herzog von Orléans, den Herzog und die Herzogin von Chartres, den Prinzen von Condé, den Herzog und die Herzogin von Bourbon, den Prinzen von Conti, den Herzog und die Herzogin von La Marche, den Herzog von Penthièvre, die Prinzessin von Lamballe. Der König war von dieser ersten Zusammenkunft entzückt und fand die Dauphine reizend.[3]

Sie war in der That reizend, und die Porträte, die um diese Zeit die Schriftsteller von ihr entwarfen, machen den Eindruck gar wohl erklärlich, den diese junge und frische Erscheinung auf den alten Monarchen hervorbrachte, der nicht gewohnt war, so viel Anmuth und Züchtigkeit verbunden zu sehen.

„Die Dauphine," sagt ein Chronist, „war sehr hübsch und ebenmäßig gebaut."[4] Ihr zarter und schlanker Wuchs besaß sowohl die Geschmeidigkeit eines Mädchens als die Würde einer Frau. Ihre Züge hatten vielleicht nicht mathematische Regelmäßigkeit, sie waren eher hübsch als schön; das Oval ihres Gesichtes war etwas in die Länge gezogen; ihre Lippen, namentlich die untere, besaßen jenen die Österreicher charakterisierenden (?) Anflug von Dicke. Doch ihr Mund war klein und schön gewölbt, ihre Arme prächtig, ihre Hände tadellos, ihre Füße reizend, ihre Adlernase fein und hübsch.[5]

[1] „Gazette de France", 1770, Nr. 41.

[2] Daselbst Nr. 42.

[3] Während dieser officiellen Vorstellungen gab es in der Stadt Volksfeste. Die Menge drängte sich um die beiden verschwenderisch besetzten Tafeln zu 600 Gedecken, und man tanzte bis 5 Uhr morgens beim Klange zweier Orchester. Die Armen des Spitals und die Gefangenen bekamen ihren Antheil am Feste, indem ihnen die Stadtvertretung ein Abendessen schickte. („Gazette de France", 1770, Nr. 43).

[4] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 23. Mai 1770, V, 136, 137.

[5] „Souvenirs de Mme Vigée Le Brun", Paris, Charpentier, 1869, I, 44.

Ihr aschblondes, ganz eigenthümlich nuanciertes Haar krönte eine Stirne von wunderbarer Reinheit. Ihre Augen, blau, ohne langweilig, sanft, ohne schmachtend zu sein, überragt von für eine Blondine ziemlich dichten Brauen, bewegten sich mit geistvoller Lebhaftigkeit und schimmerten von ihrem bezaubernden Lächeln.[1] Ihre Hautfarbe besaß einen blendenden Glanz, eine unvergleichliche Weiße, gehoben durch natürliche Färbung, die sie der Schminke enthob;[2] ihre Haut war von solcher Durchsichtigkeit, dass sie keiner Schattierung fähig war und die Maler zur Verzweiflung brachte.[3] Sie war nicht schön, sagt eine Zeitgenossin, sie war mehr als schön.[4] Ihr Gang besaß sowohl die imponierende Haltung der Prinzessinnen ihres Hauses als französische Grazie.[5] Alle ihre Bewegungen hatten das Gepräge der Geschmeidigkeit und Eleganz; sie gieng nicht, sie glitt dahin.[6] Wenn sie über die Gänge des Schlosses schritt, so verlieh ihr der von einem schönen griechischen Hals getragene Kopf, den sie in ganz eigener, allerliebster Weise zu wiegen pflegte[7] und etwas stolzer erhob, wenn sie sich allein glaubte, soviel Majestät,[8] dass man meinte, eine Göttin unter ihren Nymphen zu sehen.[9] „Sieht man sie auch im einfachsten Gewand," schrieb über sie ein Reisender, „es wäre leicht zu errathen, dass sie für den Thron geboren ist;"[10] und ein berühmter Engländer, Horace Walpole,*[6] rief bei ihrem Anblicke aus: „Das ist die personificierte Grazie!"[11] Ein Maler, der ihr Bild herzustellen hatte, glaubte es am besten in der Mitte einer aufgeblühten Rose anbringen zu können,[12] und

[1] „La Vie parisienne sous Louis XVI", Paris, Calmann Lévy, 1882, p. 59.

[2] „Mémoires secrèts", V, 136.

[3] „Souvenirs de Mme Vigée Le Brun", I, 45.

[4] „Mémoires de Mme Campan", p. 72.

[5] Daselbst.

[6] „La Vie parisienne sous Louis XVI", p. 84.

[7] Daselbst p. 159.

[8] Daselbst p. 84.

[9] „Souvenirs de Mme Vigée Le Brun", I, 48.

[10] „La Vie parisienne sous Louis XVI", p. 59.

[11] Walpole an die Gräfin von Ossory, 23. August 1775. „Lettres d'Horace Walpole, écrites à ses amis pendant ses voyages en France" (1739—1775), übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Graf Baillon, 2. Aufl., Paris, Didier, 1873, p. 281.

[12] Der Maler hieß Vincenz de Montpetit; er stellte die Dauphine dar „in einer Rose, umgeben von einer Lilie, von Immortellen und anderen Blumen,

ein Dichter fügte hinzu: „Ein Rosenstengel, der sich mit unserer Lilie vereint.“ [1]

Als am Abend nach ihrer Ankunft zu Compiègne ihre Damen beim Schlafengehen zu ihr sagten: „Madame, Sie entzücken jedermann,“ antwortete sie: „Man erweist mir zuviel Theilnahme; mein Herz contrahiert Schulden, die es nie abzahlen kann; ich hoffe, man wird sich mit meinem Wunsche zufrieden geben, es thun zu können.“ [2]

Am 15. Mai verließ der Hof Compiègne. In St. Denys hielt der Reisezug. Marie Antoinette besuchte Ludwigs XV. Tochter, Madame Louise, die seit kurzem bei den Carmelitinnen eingetreten war. Sie blieb dort etwa eine halbe Stunde und gefiel allen. „Das ist, theure Mutter,“ schrieb eine Nonne von St. Denys an eine Carmelitin in der rue Saint-Jacques (zu Paris. Anm. d. Übers.), „nach ihrem Aussehen, Wuchs und Benehmen eine vollendete Prinzessin, und was weit wertvoller, man sagt ihr eine gewinnende Frömmigkeit nach. Ihre Physiognomie weist gleichzeitig Seelengröße, Bescheidenheit und Sanftmuth auf. Der König, die Prinzessinnen und besonders der Dauphin scheinen von ihr bezaubert zu sein; sie sagten um die Wette: ‚Sie ist unvergleichlich.‘“ [3]

Auf der ganzen Fahrt des Reisezuges waren die Zuschauer nicht minder entzückt. Nachdem sich das Gerücht von der Durchfahrt der Dauphine verbreitet hatte, stellten sich die Bewohner von Paris massenweise zwischen Versailles und dem Maillot-Thore auf; die Wagen bildeten ein doppeltes Spalier; das Volk klatschte Beifall; die Menge war so dicht, dass die königliche Equipage genöthigt war, im Schritte zu fahren. Die Prinzessin, auf diesen ungeheuren

die einen aus einer Lasurvase herausragenden Strauß bildeten. Die Vase war reich ornamentiert und mit verschiedenen, auf die Verbindung der beiden erhabenen Häuser Frankreich und Österreich bezüglichen Attributen versehen.“ — „Gazette de France“, Nr. 78.

[1] „Mercure de France“, Juni 1770, p. 181.

[2] „Mémoires de Weber“, p. 16.

[3] Brief einer Carmelitin von St. Denys an das Kloster in der rue Saint-Jacques, 23. Mai 1770. — Archiv des Carmelitinnenklosters von St. Denys, citiert von Abbé Gillet in seinem Buche: „La vénérable Louise de France, fille de Louis XV, en religion Marie-Thérèse de Saint-Augustin, avec portrait gravé et fac-simile d'autographe.“ Orleans, Herluison, 1881, Beilagen, p. 543.

Zulauf aufmerksam gemacht, gab sich in ihrer vollendeten Liebenswürdigkeit und ihrem feinen Takte den Anschein, als ob sie glaubte, dass alle diese Huldigungen dem alten Monarchen galten, und sagte: „Die Franzosen können sich an ihrem Könige nicht satt sehen; sie können mich nicht mit größerer Freundlichkeit behandeln, als indem sie mir beweisen, dass sie denjenigen zu lieben wissen, den ich bereits gewohnt bin, als meinen zweiten Vater zu betrachten.“ [1]

Abends um 7 Uhr erreichte Marie Antoinette La Muette. Der König erwartete sie dort und mit ihm der Graf von Provence, der Graf von Artois, Madame Clotilde und leider auch jenes erbärmliche Weib,*[6] zu dessen Füßen Ludwig XV. die schönste Krone der Welt schändete, und das an jenem Tage seiner strafbaren Nachgiebigkeit die Erlaubnis abgepresst hatte, mit der Dauphine zu speisen. Die Prinzessin war davon tief verletzt; ihre stolze Ehrbarkeit empörte sich gegen die unreine Berührung, die ihr die despotische Schwäche des alten Königs auferlegte; doch sie besaß Selbstbeherrschung genug, um von ihrer gerechten Unzufriedenheit öffentlich nichts merken zu lassen. Nach dem Souper fragte sie einer jener Höflinge, die ihre Jugend belauerten, wie sie die Gräfin du Barry gefunden habe. Die Falle errathend, antwortete sie einfach: „Reizend!“ [2]

Geschah es, um den üblen Eindruck, den diese seltsame Gesellschaft hervorbringen musste, abzuschwächen oder ihm zuvorzukommen, dass Ludwig XV. seiner Schwiegerenkelin in La Muette einen herrlichen Diamantschmuck brachte und am Tage nach der Hochzeit bei ihr ein von Bocciardi reizend ciseliertes, mit Juwelen gefülltes Kästchen hinterlegen ließ? [3] Thatsache ist, dass er sie mit

[1] „Mémoires de Weber“, p. 17.

[2] „Mémoires de Weber“, p. 16 u. 17.

[3] Die für die Dauphine bestimmte, mit ihrer Namenschiffre in Diamanten geschmückte Büchse kostete 20.746 Livres, und das Juwelenkästchen mehr als 22.000. Letzteres war 6 Fuß lang und $3^1/_2$ Fuß hoch, theilweise mit prächtig gesticktem Carmesinsammt bedeckt. Die Stickerei der fünf Fächer kam auf 8000 Livres, und die von Bocciardi ausgeführte Sculptur auf 4445 Livres zu stehen. Der Kunsttischler Evalde (Ewald?) hatte den Körper, Gouthière die Kupferciselierungen geliefert. Der reichste von den Fächern zeigte auf dem Griffe Brillanten und Smaragde. Die blau emaillierte Taschenuhr sammt Kette, beide mit Diamanten garniert, waren 1000 Livres wert. — „Le Livre des collectionneurs“, p. 108. — Der Herzog von Aumont reichte der Dauphine den Schlüssel zu diesem in ihr Schlafzimmer gestellten Kästchen. — „Journal de Papillon de la Ferté“, p. 272.

Geschenken überhäufte. Er schenkte ihr alle Diamanten und Perlen der verstorbenen Dauphine und fügte das einst von Anna von Österreich*[7] mitgebrachte und den Königinnen und Kronprinzessinnen von Frankreich vermachte Collier hinzu; die kleinste von dessen Perlen hatte die Größe einer Haselnuss.[1]

Mittwoch am 16. Mai, um 9 Uhr, reiste Marie Antoinette von La Muette nach Versailles ab, wo Toilette gemacht werden musste. Der König und der Dauphin waren ihr am Abend vorher vorausgefahren. Als sie im Schlosse ankam, empfieng sie der König im Erdgeschoß, unterhielt sich lange mit ihr und stellte ihr Madame Elisabeth, die Gräfin von Clermont und die Prinzessin von Conti vor. Um 1 Uhr begab sie sich in die Appartements des Königs, von wo der Zug in die Kapelle gieng.

Der Dauphin und die Dauphine, gefolgt von dem Monarchen, schritten auf den Altar zu und knieten auf einen auf den Stufen des Presbyteriums liegenden Polster nieder.[2] Der Erzbischof von Reims, Monseigneur de la Roche-Aymon, bot als Großalmosenier das Weihwasser, hielt eine Ansprache an das junge Paar und segnete die üblichen dreizehn Goldstücke und die Ringe.[3] Der Dauphin nahm den Ring, steckte ihn der Dauphine an den Ringfinger und händigte ihr die dreizehn Goldstücke ein. Der Erzbischof nahm die Trauung vor und begann, sobald der König auf seinen Betschemel zurückgekehrt war, die Messe. Die königliche Kapelle führte eine Motette von Abbé Gauzargue auf, nach dem Offertorium giengen der Dauphin und die Dauphine zum Opfer, beim Pater noster wurde ein Trautuch von Silberbrocat über ihre Häupter gebreitet, von dem ein Ende der Bischof von Senlis und erste Almosenier des Dauphin, Monseigneur de Roquelaure, das andere der Bischof von Chartres und erste Almosenier der Dauphine hielt.

Nach beendigter Messe trat der Großalmosenier zum Betschemel des Königs und reichte ihm das Trauungsbuch der königlichen Pfarre, das der Pfarrer gebracht hatte. Dann kehrte der

[1] „Memoires de Mme Campan", p. 74.

[2] „Gazette de France", 1770, Nr. 42.

[3] Daselbst Nr. 41. — Die beiden Ringe waren von dem berühmten Roettiers geliefert worden; der Sticker Guédon hatte die Griffe zu den zwei Kerzen in Silber auf weißem Sammt, Delanoue und Buffault je ein Silbertuch mit „sehr schönen Enden" gestickt. — „Le Livre des collectionneurs", p. 111.

Zug in der nämlichen Ordnung in die königlichen Appartements zurück, und die Dauphine empfieng in den ihrigen die Beamten ihres Hofstaates und die Gesandten der auswärtigen Höfe.

Eine ungeheure Menschenmenge drängte sich in der Königsstadt. Paris war ausgestorben, die Läden geschlossen,[1] die gesammte Bevölkerung hatte sich nach Versailles begeben, um den Festlichkeiten und dem Feuerwerk beizuwohnen, das den Tag beschließen sollte.

Doch um 3 Uhr bedeckte sich der Himmel mit Wolken, ein fürchterliches Gewitter brach los, das Feuerwerk konnte nicht abgebrannt werden, die Beleuchtung wurde vom Regen erstickt, und die Masse der Neugierigen, die Gärten und Straßen füllte, war gezwungen, sich in Unordnung zu flüchten unter Donnerschlägen und Wasserströmen.[2]

Im Schlosse indessen wurde der Tag glanzvoll abgeschlossen. Die Höflinge, in Prachtkleidung, gierig zu sehen, und noch mehr, gesehen zu werden, stauten sich in den Gemächern; im Theatersaale, der in einen Speisesaal verwandelt und durch eine „verschwenderische Menge von Wachskerzen" erleuchtet war, wurde ein reiches Souper aufgetragen. „Alle Damen, im Vordergrund der Logen, in großer Toilette, bildeten ein ebenso überraschendes als herrliches Schauspiel." Nie schien der Hof so glänzend gewesen zu sein.[3]

Um 6 Uhr war Empfang, Lansquenet (ein Kartenspiel. Anm. des Übers.) und große Tafel. Abends führte der König die Neuvermählten in ihr Zimmer; der Erzbischof von Reims segnete das Ehebett, der König reichte dem Dauphin, die Herzogin von Chartres der Dauphine das Brauthemd. So groß aber auch der Glanz dieses Festes gewesen und welche Aussichten immer zu jener Stunde die Zukunft bot, hartnäckige Pessimisten konnten nicht umhin, jenen

[1] „Gazette de France", 1770, Nr. 40. Seit zwei Jahren hatte man schon an dem Festprogramme für die Hochzeit des Dauphin gearbeitet. Bezüglich aller dieser Vorbereitungen sehe man das „Journal de Papillon de la Ferté", Küchenintendanten, veröffentlicht 1888.

[2] „Mémoires de Weber", p. 17.

[3] Alle Einzelheiten dieser Feste in: „Journal de Papillon de la Ferté", p. 273 ff. — „Mémoires de Weber", p. 17. — Die Marquise du Deffand an H. Walpole, 19. Mai 1770. — „Correspondance complète de la marquise du Deffand avec ses amis, suivie de ses œuvres diverses et éclairée de nombreuses notes", von Herrn v. Lescure, Paris, Plon, 1865, II, 60.

Gewittersturm als eine Drohung des Himmels hinzustellen, und die Abergläubischen erinnerten daran, dass der junge Gemahl bei dem Unterzeichnen des Trauungsregisters einen Tintenklecks gemacht und so die Hälfte seines Namens verwischt habe.

Tags darauf begann in Versailles eine ganze Reihe von Festen: große Empfänge, Galabälle in dem neuen, vom Architekten Gabriel gebauten Theatersaal, Aufführung der „Persée", deren manche Einzelheiten die Dauphine sehr belustigten,[1] Feuerwerk, Wasserkünste, Beleuchtung des großen Canals, der Terrasse und der Gärten.[2]

Doch mit den Festen begannen am Hofe auch die Stürme, nicht minder heftig und weit gefährlicher als die Stürme des Himmels. Auf dem Balle am 19. „beunruhigte" das von der Prinzessin von Lothringen getanzte Menuet „sehr viele Köpfe".[3] Der österreichische Botschafter, Graf de Mercy, hatte den König gebeten, gelegentlich der Hochzeit der Dauphine der Prinzessin von Lothringen, Tochter der Gräfin von Brionne und Verwandten des Kaisers, irgend einen besonderen Beweis von Auszeichnung zu gewähren. Ludwig XV., in dem Wunsche, der Kaiserin „seinen Dank für das Präsent, das sie ihm gemacht",[4] kundzugeben, hatte bestimmt, dass die Prinzessin von Lothringen ihr Menuet unmittelbar nach den Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt tanzen sollte. „Da die Wahl der Tänzer und Tänzerinnen, ohne Unterschied von Platz, Rang und Würde, nur vom Willen des Königs abhieng,"[5] so konnte diese der Tochter der Gräfin von Brionne zugestandene Ehre für die Zukunft keine weiteren Folgen nach sich ziehen. Dennoch gerieth

[1] Man kann über diese Aufführung die „Correspondance littéraire" von Grimm*[7] nachsehen. Papillon de la Ferté behauptet indessen, dass die Dauphine keinen Geschmack daran zu finden schien. — „Journal de Papillon de la Ferté", p. 274.

[2] Diese Beleuchtung war so glänzend, dass ein Zuschauer ausrief: „O Nacht, schöner als ein schöner Tag!" — „Mercure de France", Juni 1770, p. 177. — „Selbst Leute aus dem Volke," sagt Papillon de la Ferté, „bedienten sich der Ausdrücke der Bezauberung, um ihre Bewunderung kundzugeben."

[3] Die Marquise du Deffand an H. Walpole, 19. Mai 1770. — „Correspondance de la marquise du Deffand", II, 60.

[4] Antwort des Königs auf die Denkschrift des Adels. — „Correspondance de la marquise du Deffand", II, 62 u. 63.

[5] Daselbst.

der ganze Adel darüber in Aufruhr. Die Herren vom Hofe, selbst die winzigsten, versammelten sich beim Bischof von Noyon, dem zweiten geistlichen Pair*[8] in Abwesenheit des ersten, des Erzbischofs von Reims, der verhindert war, und verfaßten eine lange Denkschrift, um dagegen zu protestieren, daß es eine Mittelstufe zwischen den Prinzen von Geblüt*[9] und dem Hochadel geben könne. Das Publicum belustigte sich sehr an diesem Streite und an dieser Versammlung von Höflingen unter dem Vorsitze eines Bischofs, um über die wichtige Frage eines Menuet zu berathen. Man parodierte die Denkschrift des Adels in geistreichen Versen, die in ganz Paris circulierten und folgenden Inhalts waren:

„Majestät! Die Großen Ihrer Staaten werden mit großem Verdruß sehen, wie eine Prinzessin von Lothringen vor ihnen zum Tanze schreitet. Wenn Eure Majestät sie durch einen solchen Schimpf zu beugen vermeint, so werden sie auf und davon gehen. Geben Sie acht; die Ligue ist geschlossen und unterzeichnet vom Bischof von Noyon, von La Vaupalière, Beaufremont, Clermont, Laval und De Vilette.“*[10]

Ludwig XV. blieb fest. Am Balltage giengen die zum Tanze bestimmten Damen in demonstrativem Negligé durch die Appartements des Schlosses; abends befanden sich zur bestimmten Stunde (5 Uhr) nur drei Damen im Saale.

Es bedurfte eines ausdrücklichen Befehls des Königs, um die anderen zu zwingen, zu kommen.[1] Der Abend verlief auf diese Weise in der festgesetzten Ordnung, aber nicht ohne tiefes Mißvergnügen, und von all der in Versailles zur Hochzeitsfeier der Dauphine entfalteten Pracht[2] blieb nur verletzte Eitelkeit und das Bonmot übrig: „Wie finden Sie meine Feste?“ fragte Ludwig XV. den Abbé Terray. — „O, Majestät, unbezahlbar,“ antwortete der Generalcontrolor (Finanzminister. Anm. des Übers.).[3]

Doch was waren diese Hofintriguen im Vergleiche zur Katastrophe, die vierzehn Tage später die Hauptstadt in Trauer versetzen sollte?

[1] „Correspondance de la marquise du Deffand“, II, 60 u. 61. — „Correspondance littéraire de Grimm“, I, 144 ff.

[2] Das Detail all dieser Feste im „Mercure de France“, October 1770, p. 127 ff.

[3] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres“, 24. Mai 1770.

Am 30. Mai feierte die Stadt Paris ihrerseits die Hochzeit der Dauphine durch öffentliche Belustigungen. Das Fest sollte durch ein auf der place Louis XV bei der Mündung der rue Royale abgebranntes Feuerwerk und die Beleuchtung der Colonnaden des Platzes gekrönt werden. Die Vorbereitungen sahen sehr verführerisch aus. Die an der Statue Ludwigs XV. angebrachte Hauptdecoration stellte den Tempel der Hymen vor; an den vier Ecken sollten vier Delphine Feuerwirbel von sich geben, und auf den vier Façaden vier Flüsse feurige Wasserfälle ergießen. Ein hinter der Statue stehendes Gebäude enthielt den Vorrath zum Feuerwerk.[1]

Unglücklicherweise war infolge eines Competenzconflictes die Überwachung des Festes nicht dem Polizeilieutenant*[11] Sartines, sondern dem Vorstand der Kaufmannschaft,*[12] Bignon, anvertraut worden, der, unerfahren oder unfähig, nicht die nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte. Die Vorderseite des Feuerwerks war statt gegen die place Louis XV, die eine große Zahl von Zuschauern hätte fassen können, gegen die rue Royale gerichtet, die damals im Bau begriffen war, und in der das aufgeschichtete Baumaterial und die zum Abflusse des Wassers gezogenen Gräben die Passage verlegten. Kein Reglement für den Wagenverkehr war kundgemacht worden; schließlich war auch der Garten der Tuilerien, durch den die Menge sich hätte zerstreuen können, zur gewöhnlichen Stunde geschlossen worden.

Das Feuerwerk gelang nicht; war das ein Vorzeichen? Eine Rakete flog zu früh auf, die Hauptpièces versagten. Nachdem alles zu Ende war, setzte sich das Volk, das die place Louis XV und die rue Royale besetzt hielt, in Bewegung. Es bildeten sich zwei Menschenströme; der eine suchte den Platz zu gewinnen, um die Beleuchtung der Colonnaden zu sehen und sich an den seit 7 Uhr ununterbrochen fließenden Weinfontänen ergötzen zu können;[2] der andere drang in die rue Royale ein, um den Jahrmarkt zu besuchen, der auf den Boulevards abgehalten wurde. Diese beiden in entgegengesetzter Richtung sich bewegenden Ströme stießen zusammen, ohne weichen zu wollen oder zu können; die von rückwärts

[1] Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", V, p. 137 u. 138.

[2] „Gazette de France", 1770, Nr. 45.

kommenden Menschenfluten stießen und drängten die vorderen; die Verwirrung war unbeschreiblich.

Die Polizei war abwesend; Stadtgarden in ungenügender Zahl machten vergebliche Anstrengungen, um Ordnung herzustellen; was vermochte eine Handvoll Leute gegen diese dichten Massen, die einander drängten, ohne auf irgend etwas zu hören? Das Geschrei einzelner gepreßter oder von den Gaunern, von denen es in diesem Gewühl wimmelte, bestohlener Personen vermehrten den Tumult.[1] Um das Unglück voll zu machen, fieng die Vorrathskammer des Feuerwerks und das die Statue Ludwigs XV. umgebende Gerüst Feuer. Die Pompiers stürmten mit ihren kräftigen Pferden und schweren Maschinen heran, um den Brand zu löschen, und stießen das Volk gewaltsam zurück, das sich in der rue Royale staute, die ohnehin schon verstopft war; Kutschen, auf der Suche nach ihren Herrschaften, trachteten durch die von den Pompiers gemachte Öffnung zu gelangen. Einige halbzerquetschte Zuschauer griffen zum Degen, um sich loszumachen; Gauner stürzten sich in das Getümmel, um ihren Profit zu machen, und erhöhten die Panik. Das Geschrei der Frauen und Kinder, die in Erstickungsgefahr waren, das Getrappel der Pferde, die Flüche der Kutscher, der rothe Feuerschein, alles trug dazu bei, den Massen, die den Tod vor sich sahen, ohne zu ihrer Rettung etwas thun zu können, einen unüberwindlichen Schrecken einzuflößen. Wehe dem, der zu Boden fiel; er ward sofort zertreten und zu Tode gestampft. Die Menge, wahnsinnig vor Furcht, unfähig, dem von rückwärts stoßenden Strome zu widerstehen, versuchte, sich auf die Seite zu schlagen; da fiel sie in die Gräben, deren Ausfüllung man vergessen hatte, und häufte sich auf in diesen gähnenden Abgründen; jede neu hinzukommende Menschenmenge begrub die ihr vorhergegangene und ward ihrerseits begraben unter dem Röcheln der Sterbenden und den Klagerufen der Verwundeten. Es war ein gräßliches Schauspiel.

Als endlich eine in letzter Stunde gerufene Wacheverstärkung eintraf, um ein wenig Ordnung zu machen, war es zu spät. Man zog 132 Leichen und fünf- bis sechsmal so viel Verwundete hervor, darunter vornehme Persönlichkeiten und auswärtige

[1] Mémoires autographes de M. le prince de Montbarrey, ministre secrétaire d'Etat au département de la guerre, sous Louis XVI, avec fac-simile de son écriture", Paris, Eymery, 1826, I, II, p. 6.

Gesandte.[1] Die Leichname wurden längs des Boulevard gleich einer Trauerdecoration aufgebahrt und tags darauf auf dem Madeleine-Friedhofe bestattet. Wer hätte damals voraussehen können, dass sie dort auf das Prinzenpaar warteten, deren Hochzeit der unfreiwillige Anlass ihres Todes gewesen?

Die Dauphine war mit den Prinzessinnen auf der Fahrt von Versailles her begriffen, um die Beleuchtung des Platzes zu sehen, als sie auf dem Wege das Unglück erfuhr, das geschehen. Sie kehrte um mit verwundetem Herzen und nassen Augen.[2] Wie sehr man auch besorgt war, ihr den Umfang des Unglückes zu verbergen, sie konnte ihre Thränen nicht zurückhalten. „Man sagt uns nicht alles," äußerte sie wiederholt. „So viele Opfer!" Und als man, um ihren Schmerz zu lindern, ihr mittheilte, man habe unter den Leichen Gauner gefunden, deren Taschen voll gestohlener Sachen waren, versetzte sie: „Freilich; allein sie sind neben ehrlichen Leuten gestorben."[3]

Sie schickte sofort ihre Börse an Herrn v. Sartines, um die Familien der Opfer zu unterstützen. Dasselbe that der Dauphin. Er erwartete mit einer bei ihm ungewohnten Ungeduld den Augenblick, wo ihm seine Monatsapanage gezahlt wurde; sobald er diese behoben hatte, beeilte er sich, die 6000 Livres — so hoch belief sich die Summe — an den Polizeilieutenant mit folgendem Billet zu senden:

„Ich habe das in Paris anlässlich meiner Hochzeit geschehene Unglück erfahren; ich bin davon erschüttert. Man bringt mir soeben, was mir der König monatlich als Taschengeld schickt; über mehr kann ich nicht verfügen, ich schicke es Ihnen. Helfen Sie den am meisten Betroffenen.

Ich hege, mein Herr, große Achtung für Sie.[4]

Versailles, 1. Juni 1771. Ludwig August."

[1] Die Einzelheiten dieser entsetzlichen Katastrophe findet man in den „Mémoires du prince de Montbarrey", II, 6 ff. — Montbarrey wäre selbst bald ein Opfer geworden. Mit dem Marschall de Biron, Generaloberſten der französischen Garden, in einen Graben gefallen, konnte er sich und seinen Gefährten nur durch eine Kraftleistung herausziehen.

[2] „Correspondance littéraire de Grimm."

[3] „Mémoires de Mme Campan", p. 72.

[4] „Mémoires de Weber", p. 19 u. 20. — „Correspondance littéraire de Grimm", I, 197—203.

# Drittes Capitel.

Die königliche Familie im Jahre 1770. — Der König. — Der Graf von Provence. — Der Graf von Artois. — Die Prinzessinnen Clotilde und Elisabeth.

Wie stand es nun mit dieser königlichen Familie, der ersten der Welt, als Marie Antoinette ihr unter gleichzeitig so glänzenden und so düsteren Auspicien beitrat?

Das Haupt der Familie, König Ludwig XV., war mehr wert als sein Ruf und besonders als seine Aufführung.[1] Seine heute bekannte geheime Correspondenz zeigt, dass er im Grunde um Frankreichs Ehre und Größe mehr besorgt war, als er es merken ließ. Es gab sogar eine Zeit, wo er willens war, selbst zu regieren;[2] aber dieser edle und nur zu flüchtige Einfall wurde bald von seiner Geistesträgheit, seinem Misstrauen in sich selbst, seinem Geschmack an Nichtigkeiten und der Herrschaft der Maitressen erstickt.

Aus lauter Gegensätzen zusammengesetzt, besaß er sowohl hohe Vorzüge als gemeine Instincte, großherzige Bestrebungen und selbstsüchtige Entschlüsse. In seinen jungen Jahren hatte er glückliche Anlagen gezeigt: lebhafte Auffassung, Aufmerksamkeit, außerordentliches Gedächtnis, frühreife Vernunft, richtiges und rasches Urtheil, ein leicht zu rührendes Herz.[3] Villeroy's schlechte Erziehung hatte diese kostbaren Keime nicht entwickelt, sondern erstickt; der Knabe, sonst liebenswürdig und gut, war ein eigenwilliges, schüchternes, unbeholfenes Kind und bald ein verschlossener und verdrossener Jüngling geworden. Die Langweile, der Überdruss war der nagende Wurm, der durch fünfzig Jahre am Herzen Ludwigs XV. zehrte.

[1] Über Ludwigs XV. Charakter sehe man zwei beachtenswerte Artikel des Herrn Marquis de Beaucourt in der „Revue des questions historiques", 1. Juli 1867 und 1. Jänner 1868.

[2] „Correspondance de Louis XV" und „du maréchal de Noailles", herausgegeben von M. C. Rousset.

[3] „Oeuvres posthumes de Ch.-Georges Leroy", p. 3.

Darin lag auch oft die Erklärung für seine Ausartungen. Er hätte dem entgehen können durch die edle Leidenschaft, sich mit den Staatsgeschäften zu befassen; der Cardinal Fleury*[1] gestattete es nicht. Um seine eigene Macht besser zu sichern, förderte der alte Minister bei seinem königlichen Zögling die Lust an nichtigen Dingen und leeren Zerstreuungen. Er machte aus ihm, was er sein Lebtag lang blieb: „ein Kind vom Scheitel bis zur Sohle,[1] stets zehn Jahre unter seinem Alter", nach dem Ausspruche des Regenten.[2*2] Seitdem war der junge Fürst nicht mehr er selbst; er gehörte demjenigen oder vielmehr derjenigen, die ihn am besten zu unterhalten verstand.

Ludwig XV. hatte von seinem Geschlechte eine natürliche Schönheit geerbt,[3] in der die Majestät seines Urgroßvaters Ludwig XIV. durch die Anmuth seiner Mutter, der reizenden und lebhaften Herzogin von Bourgogne, gemäßigt erschien. Trotz dieser Schönheit, trotz gefährlicher Frühreife, trotz der Lockungen der Damen des Hofes, deren weitherzige Tugend sich gerne mit einem glänzenden und gewinnbringenden Falle abgefunden hätte, war er bis zum zwanzigsten Jahre keusch geblieben. Neben dem Mangel an soliden und zur Regierung befähigenden Eigenschaften hatte sein Lehrer ihm wenigstens religiöse Grundsätze eingeschärft, die einige Zeit lang seiner Simlichkeit Zügel anlegten. Leider waren die Versuchungen hartnäckiger als seine Standhaftigkeit, und nachdem einmal der erste Schritt gethan war auf dem Wege des Lasters, hielt Ludwig XV. trotz mancher Versuche zur Umkehr nicht mehr inne. Von Frau v. Mailly gieng er zur Frau v. Vintimille, von dieser zur Herzogin von Châteauroux, dann zur Frau v. Pompadour*[3] und zu den flüchtigen Schönheiten des Hirschparkes.*[4]

Nach dem Tode des Dauphin und der Dauphine wollte er, betroffen von dieser doppelten Warnung des Himmels, in sich gehen und die schmachvollen Ketten brechen, die ihn fesselten. Später gedachte er sogar einen Augenblick sich wieder zu verehelichen, wie man sagt, mit der Prinzessin von Lamballe, dann mit einer von

[1] „Mémoires de Mme d'Argenson", II, 212.

[2] „Journal inédit de M. de Boynes, ancien ministre de la marine", 17. März 1765.

[3] In einem Pamphlet jener Zeit wohnt der König bei der „gekrönten Schönheit".

den Töchtern Maria Thereſias, der Erzherzogin Eliſabeth.[1] Eine häſsliche Hofintrigue brachte dieſe guten Abſichten zum Scheitern und warf den alten, ſchon halbbekehrten König in die Arme einer Buhlerin niedrigſter Stufe, die Abbé de Beauvais zu Verſailles auf öffentlicher Kanzel ein „elendes Überbleibſel der öffentlichen Zügelloſigkeit“ zu nennen wagte. In dieſer ſchmählichen Geſellſchaft verſchwand alles, was dem ſchwachen Monarchen noch an Männlichkeit geblieben war. Der glänzende Sieger von Fontenay*[5] war nur mehr der demüthige Sclave der Du Barry, ließ ohne Murren ihre groben Späſſe und grotesken Spöttereien über ſich ergehen, fügte ſich ihren noch ſo lächerlichen Launen und war überglücklich, ihre tollen Grillen zu befriedigen. Der Fürſt, an dem d'Argenſon Menſchlichkeit, Gerechtigkeit, geſunden Hausverſtand, Intereſſe an den Geſchäften, Neigung zur Sparſamkeit,[2] alſo lauter Kennzeichen der Regierungstüchtigkeit entdeckt hatte, war verwandelt in einen blaſierten, ſich gehen laſſenden, jeder Arbeit und jedem Zwange abholden Greis, einen König-Nichtsthuer (roi fainéant, ſo werden in der franzöſiſchen Geſchichte die letzten Merovinger genannt. Anm. des Überſ.) im vollen Sinne des Wortes, der ſein Leben zwiſchen der Jagd, kleinen Soupers und kleinen Geſellſchaften dahinſchleppte und nur an den Kleinlichkeiten des Hoflebens, ſchlüpfrigen Anekdoten und ausgelaſſenen Converſationen Gefallen fand, der wahnſinnig das Geld für ſeine Maitreſſe verſchwendete und ſich weder um die Zukunft ſeines Reiches noch um die Klagen ſeiner Unterthanen kümmerte; der ſcharfblickend genug war, die Miſsbräuche zu ſehen, aber zu ſorglos, um nach Abhilfe zu ſuchen, und zu einem ſeiner Höflinge das cyniſche Wort ſagte: „Die Dinge werden ſo bleiben, wie ſie ſind, ſo lange ich lebe.“[3]

Es war eine gerechte Vergeltung, daſs, je mehr ſich der König von ſeinen Unterthanen entfernte, das Volk ſich deſtomehr von ihm entfernte, und die Zurufe, die ſeine Jugend begrüßt hatten, ſich ſchnell in Gemurre und „fanatiſche Unzufriedenheit“ verwandelten.[4]

[1] Ludwig XV. an den Grafen de Broglie, 6. Juni 1770. — „Correspondance de Louis XV et du comte de Broglie“, herausgegeben von Boutaric, I, 409.

[2] „Journal et mémoires du M. d'Argenson“, I und II.

[3] „Mémoires de M^me^ du Hausset.“

[4] „Mémoires du Marquis d'Argenson“, V, 371.

Frankreich, das, sagt Michelet, gegen das Kind „alle Arten von Liebe, einer Mutter, einer Braut, einer Amme“ [1] hegte, hegte jetzt nur mehr Zorn und Abneigung gegen ihn, die um so lebhafter waren, je größer die Hoffnungen und je ausharrender die Liebe gewesen. Aus Ludwig XV. dem „Vielgeliebten“ war Ludwig XV. der Vielgehaßte geworden.[2]

Beim Könige lebten seine Töchter: Madame Adelaide, Madame Victoire und Madame Sophie, an und für sich fromme Prinzessinnen, deren Frömmigkeit jedoch etwas engherzig war und sich nicht liebenswürdig zu machen wußte. Ihr Äußeres hatte nichts Einnehmendes; Walpole, der sie während seiner Vorstellung am französischen Hofe sah, schildert sie als „quatschelig und plump“, linkisch in ihrem Benehmen, gezwungen in ihrem Gange, nichts zu reden und nichts zu deuten wissend.[3] Da sie in strenger Zurückgezogenheit lebten, in Verlegenheit geriethen, wenn sie in der Öffentlichkeit erscheinen mußten, selbst ihrem Vater, der übrigens vertraulich mit ihnen verkehrte, gegenüber schüchtern waren, den Hof vernachlässigten und von ihm vernachlässigt wurden, konnten sie nie jenen Einfluß erlangen, den ihnen ihre Geburt zu sichern schien, und welchen Ludwig XV. nach ihrer Rückkehr aus Fontevrault,*[6] wo ihre, übrigens ziemlich vernachlässigte Erziehung sich vollzogen hatte, einen Augenblick geneigt schien, ihnen einzuräumen. Seit dem Emporkommen der Du Barry lebten sie zurückgezogener als je, mit Musik und Uhrmacherei beschäftigt, der Favoritin entschieden feindlich, die sie tief und gerechtermaßen verachteten, ganz heimlich in Intriguen verwickelt und umso eifersüchtiger auf den Anschein von Ansehen, je weniger sie wirklich besaßen.

Sie waren noch keine alten Weiber — die älteste zählte erst 38 Jahre — wohl aber alte Mädchen mit deren mißtrauischer Empfindlichkeit, Geistesbeschränktheit, Herrschsucht, scheuem Wesen, unaufrichtigem Benehmen, kleinen Schelmereien, Eifersüchteleien und Klatschereien.

Madame Adelaide, die älteste und auch fähigste der drei Schwestern, hatte abstoßende Manieren, eine rauhe Stimme, war

[1] Michelet, „Louis XV“, p. 19.

[2] „Mémoires du Marquis d'Argenson.“

[3] Walpole an John Chute, 3. October 1765. — „Lettres d'Horace Walpole“, p. 43.

kurz angebunden, und in ihrer ganzen Person lag etwas Männliches, das nicht anzog. Sehr vernarrt auf die Vorrechte ihres Ranges, litt sie ungemein durch die Bedeutungslosigkeit, zu der sie sich verurtheilt fand. Ihr thatenlustiger und hochfahrender Geist hätte gerne nach einer herrschenden Rolle gestrebt; da aber ihr Talent so hohen Ansprüchen nicht gewachsen war, rächte sie sich durch eine Haltung, die ihr manche Demüthigung zuzog. Jeder Verbindung mit den Habsburgern abhold, verzieh sie ihrer jungen Schwägerin das Blut nicht, das in ihren Adern floss. Als sich Frau Campan vor ihrer Abreise mit dem Hofstaate der Dauphine zu deren Empfang an der Grenze der alten Prinzessin vorstellte, um ihre Befehle entgegenzunehmen, antwortete sie trocken: „Wenn ich Befehle zu geben hätte, so würde ich sie nicht geben, um eine Österreicherin abzuholen.“ [1]

Ihre Schwester, Madame Victoire, war sanfter und sympathischer; ihr Hofstaat betete sie an. Alle ihr Nahestehenden waren von ihrer beständigen, vielleicht mehr unbewussten als absichtsvollen, immerhin aber aus dem Herzen kommenden Güte eingenommen; es war ihr eine Lust, gefällig zu sein. Ihre frühzeitige Beleibtheit hatte ihr von Seite des Königs, der infolge seines Umganges mit niedrigen Leuten schließlich auch zuweilen deren Sprache sich aneignete, einen grotesken Spitznamen eingetragen,[2] und bosshafte Zungen behaupteten, dass die Corpulenz der Prinzessin gar wohl den saftigen Gerichten zu verdanken sein könnte, die ihr ihr Haushofmeister auftragen ließ. Sie machte übrigens selbst kein Hehl davon, sondern gestand mit liebenswürdiger Einfalt ihre Vorliebe für eine gute Tafel und für die Bequemlichkeiten des Lebens. „Da ist ein Armstuhl, der mich vermissen wird,“ sagte sie einmal zu Frau Campan. Von Natur aus etwas apathisch, gab sie dem Einflusse ihrer älteren Schwester nach und ließ sich durch diese zu kleinlichen Abneigungen verleiten, die ihr Herz oft missbilligte, gegen die aber ihre zu schwache Güte sich nicht zu wappnen wusste.[3]

Die dritte Schwester, Madame Sophie, ohne Geist wie ohne Anmuth, stets furchtsam, verdutzt, schweigsam und menschenscheu, zählte nicht am Hofe; sie war nur ein bedeutungsloser Neben-

[1] „Mémoires de Mme Campan“, p. 60.

[2] Der König nannte sie — coche. „Mémoires de Mme Campan“, p. 49.

[3] Daselbst p. 57 u. 58.

planet, der blindfolgsam in Madame Adelaidens Bahn einherschritt; man sagte, sie öffne den Mund nur bei einem Gewitter, und die Augen, um, wie die Hasen,[1] seitwärts zu blicken.

Madame Louise endlich, die „letzte Madame", wie sie Ludwig XV. bei ihrer Geburt genannt hatte, hatte seit einem Monate, anscheinend plötzlich, allem Glanz des Hofes und allen Genüssen des Lebens, obschon für dieselben keineswegs unempfänglich,[2] entsagt, nachdem sie zwanzig Jahre mit ihren Schwestern zusammengelebt hatte. Am 11. April, um 7 Uhr morgens, reiste sie, ohne, außer ihren Vater, jemanden verständigt zu haben, von Versailles ab und begab sich, einen seit achtzehn Jahren genährten Wunsch ausführend, bloß von einer Dame und einem Stallmeister begleitet, in das Kloster der Carmelitinnen zu St. Denys, das ärmste des Ordens. Das Gitter hatte sich hinter ihr geschlossen, aus der französischen Königstochter war die Schwester Theresia vom heiligen Augustin geworden. Der Hof war wie versteinert, die Prinzessinnen bestürzt. Der König, in dem der heldenmüthige und unerwartete Entschluss Madame Louisens, leider auf nur allzu kurze Zeit, den Glauben seiner Kindheit wiedererweckt hatte, und der ihr Briefe schrieb, in denen er sich als liebevollen Vater und überzeugten Christen zeigt, war einen Augenblick in seinen Gewohnheiten gestört, als er die „letzte Madame" zur Kaffeestunde nicht mehr bei ihren Schwestern traf, nahm aber bald wieder einen Lebenswandel auf, den seine Tochter durch die Strengheiten des Klosters zu sühnen suchte. Entschlossen, ihr Opfer vollständig zu machen, gestattete sich die Prinzessin keine Milderung der Regel und nahm die härtesten Abtödtungen und die demüthigendsten Arbeiten gleich der letzten Novizin auf sich. Leider verstummte der Lärm der Welt nicht immer vor der Pforte des Klosters zu St. Denys. Mutter (so nannte man sie nach Ablegung der Gelübde. Anm. des Übers.) Theresia vom heiligen Augustin musste sich mehr als einmal erinnern, dass sie Tochter und Tante eines Königs war und die Autorität ihres hochgeachteten Wortes und heiligen Lebens den politischen Leidenschaften ihrer Schwestern und ihren Klagen gegen die junge Schwägerin, aus deren Händen sie bei der Gelübdeablegung den Habit empfangen, entgegenhalten.

[1] „Mémoires de Mme Campan", p. 53.

[2] Abbé Proyart.

Die Brüder und Schwestern des Dauphin: Der Graf von Provence,*[7] ein feingebildeter Geist, aber zweifelhafter Charakter; der Graf von Artois,*[8] ein glänzender Springinsfeld, der nur ans Vergnügen dachte; die Prinzessinnen Clotilde und Elisabeth, die noch in den Händen der Gouvernante, der Gräfin von Marsan, sich befanden, waren sämmtlich zu jung, um eine Vergangenheit zu haben, fast nicht sicher, ob sie eine Zukunft haben würden, und zählten bei Hofe kaum; erst später werden wir ihnen wieder begegnen.

Wir kommen nun zum Dauphin selbst, dessen Geschick Marie Antoinette für immer theilen sollte. Wie war sein Charakter? Welche Erziehung hatte er genossen? Was konnte man von ihm erwarten zu jener feierlichen Stunde, wo von der ersten Berührung zweier Herzen, die sich durch ein unauflösliches Band vereinigen, die Zukunft eines ganzen Lebens abhängen kann?

Ludwig August, Herzog von Berry, dritter Sohn des Dauphin, des Sohnes Ludwigs XV. und der Maria Josefa von Sachsen, wurde am 23. August 1754 geboren. Seine Geburt erfolgte plötzlich zu Versailles, während der Hof in Choisy war, und war nicht mit jenem feierlichen, bei den „Kindern von Frankreich" üblichen Gepränge umgeben; der mit der Überbringung der Nachricht an den König beauftragte Courier fiel vom Pferde und war todt. Misstrauische Gemüther waren von diesem traurigen Umstande betroffen, und im Volke hatte sich die Sage verbreitet, dass „der neue Prinz nicht für das Glück geboren sei".[1]

Die Gesundheit des Herzogs von Berry war nicht sehr kräftig, aus welchem Grunde seine Erzieherin, die Gräfin v. Marsan, geborene Rohan-Soubise, ihn nach Bellevue*[9] aufs Land geleitete. Hier obsiegten die frische Luft, Bewegung und verständige Pflege bald über angeborene Schwächlichkeit. Unter ihrem stärkenden Einflusse gewann die Constitution des jungen Prinzen dauernde Festigkeit, und als er im September 1760 männlicher Aufsicht übergeben wurde, konnte die Dauphine sein gutes Aussehen preisen in demselben Briefe, in welchem sie leider genöthigt war, das wachsende Hinsiechen ihres ältesten Sohnes, des Herzogs von Bourgogne, zu constatieren.[2] Sechs Monate darauf, am 22. März 1761, starb in

[1] Abbé Proyart: „Louis XVI et ses vertus."

[2] Brief vom 4. September 1760, citiert in: „La Dauphine Marie-Josèphe de Saxe, mère de Louis XVI", von Emil Regnault S. J., Paris, 1875, p. 200.

der That der Herzog von Bourgogne, und der Herzog von Berry wurde präsumtiver Thronerbe.

Erzieher der „Kinder von Frankreich" war der Herzog de la Vauguyon, ein tüchtiger Soldat, aber lächerlich eitler und beschränkter Geist,[1] der nicht begreifen konnte, dass der Dauphin nach seiner Verehelichung seiner Aufsicht entrückt war, und dem jungen Gatten seine Überwachung aufdrängen wollte; in seinen Berechnungen durch die Festigkeit Marie Antoinettes getäuscht, suchte er boshafterweise diejenigen zu entzweien, die er nicht beherrschen konnte. Sous-Gouverneur (zweiter Erzieher. Anm. des Übers.) war Marquis de Sinéty; Lehrer, Monseigneur de Coëtlosquet, Bischof von Limoges; dessen Stellvertreter (sous-précepteur) war der Abbé de Radonvilliers, ein „feiner und vorurtheilsfreier Geist", wie ihn der preußische Geschäftsträger nannte; seine Mission war die wichtigste, weil er in täglicher Berührung mit seinem Zöglinge war, und sein Einfluss der dauerhafteste, da ihn noch zwanzig Jahre später Necker beschuldigte, dass er Frankreich regiere.[2] Doch der Dauphin und die Dauphine behielten sich die Oberaufsicht über die Erziehung ihrer Kinder vor. Leider dauerte diese erleuchtete Führung nicht lange. Der Dauphin wurde am 20. December 1765 weggerafft, die Dauphine folgte ihm am 13. März 1767. Der Herzog de la Vauguyon blieb allein mit der Erziehung des Kronerben betraut.

Der Unterricht des Prinzen war ernst und solid; sein Vater drang darauf, dass er nicht spielend lernte, wie es damals gewisse Philosophen empfahlen, sondern unter ausdauernder Arbeit. Auch nach dem Tode des Dauphin wurden diese strengen Grundsätze beobachtet, und ihnen verdankte der Herzog von Berry die rasche Aneignung nützlicher und mannigfacher Kenntnisse. Er kannte von Grund aus die lateinische Literatur, so dass er in einer traurig feierlichen Stunde über Titus Livius' und Tacitus' Verdienste

[1] In der „Correspondance de Grimm", Bd. VII, ist die pompöse Todesanzeige des Herzogs de Vauguyon zu lesen. Hof und Stadt machten sich darüber lustig.

[2] Brief des Herrn v. Sandoz-Rollin an Friedrich II., 25. April 1782. — „Histoire de l'action commune de la France et de l'Amérique pour l'indépendance des Etats-Unis", von Georges Bancroft, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Graf de Circourt, Paris, Vieweg, 1876, III, 160.

debattieren konnte,[1] verstand italienisch, sprach hinlänglich deutsch, englisch mit genügender Vollkommenheit, um verschiedene Werke aus demselben zu übersetzen. Seltsamerweise war das erste Werk, das er übersetzte, die „Geschichte Karls I." von Hume — abermals eine Ahnung?*[10]

Es offenbarte sich hierin übrigens seine Vorliebe für Geschichte, der nur noch jene für Geographie gleichkam, in welcher Wissenschaft er Meister war. Kartenzeichnen und eine Erdsphäre construieren war für ihn ein Vergnügen, und bekanntlich entwarf er später mit eigener Hand die für den ebenso berühmten als unglücklichen La Pérouse*[11] bestimmten Instructionen, als dieser die große Reise um die Welt antrat, von der er nicht wiederkommen sollte.

Die Pflege der Erziehung hielt gleichen Schritt mit jener des Studiums. Hierin aber war die Leitung keine so glückliche, noch die Ergebnisse so befriedigend. Hatten auch die Lehrer des Prinzen ihm wahre und tiefe Frömmigkeit, unerschütterliche Anhänglichkeit an die katholische Religion und eine Sittenreinheit, die den Verführungen eines verdorbenen Hofes gegenüber standhielt, beigebracht, so hatten sie doch nicht verstanden, mit diesen Tugenden, die allen zukommen, die speciell einem Souverän nothwendigen Eigenschaften zu verbinden: sie hatten ihn nicht gelehrt, dass ein Monarch nicht bloß Gerechtigkeit üben, sondern auch den Commandostab führen und im Nothfalle das Schwert ziehen muss: sie hatten aus ihm einen Heiligen gemacht, aber keinen König.

So besaß denn der Herzog von Berry zwar viele wirkliche Vorzüge, aber leider fehlte es ihm an Liebenswürdigkeit und Charakterstärke; er war und blieb unentschlossen, in sich selbst zurückgezogen. Bei aller natürlichen Rechtschaffenheit, bewunderungswürdigen Geradheit, bewusstem Gerechtigkeitssinn, glühender Liebe zum Volke ermangelte er der Festigkeit, die imponiert, des äußeren Zaubers und der Schlagfertigkeit, die anziehen. Obwohl seine ganze Persönlichkeit jene Würde athmete, die die Bourbonen nie verleugnen und ihre Bildnisse aufweisen, obwohl bei feierlichen Gelegenheiten und an Empfangstagen man von der Majestät seines Blickes über-

[1] Am 26. December 1792, als sich Ludwig XVI. in den Convent begab, der an diesem Tage über ihn richten sollte, nahm er an einer Conversation theil, die sich über Literatur und speciell über Livius und Tacitus entsponnen hatte. — „Rapport fait à la Commune sur la seconde translation de Louis XVI à la Convention nationale. Procès de Bourbons", I, 263, 264.

rasch ward,[1] so war nichtsdestoweniger im gewöhnlichen Leben sein Gang schwerfällig, seine Haltung etwas plump, seine Sprache herb. Seine Güte artete oft in Schwäche, seine Freimüthigkeit in Schroffheit, seine Späße in Derbheit aus. Er bedurfte des Umganges mit Menschen, um der soliden Grundlage, die er von Gott empfangen, die mangelnde Form, die einem Fürsten, der inmitten der glänzendsten Gesellschaft und auf dem schönsten Throne der Welt leben sollte, so nothwendige Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit zu verleihen, um auch jene Menschen- und Sachkenntnis zu erwerben, ohne die ein König weder sich noch sein Reich leiten kann.

Statt dessen isolierte man ihn ganz und gar. Vater und Mutter, abgestoßen durch die Ärgernisse des Hofes, hatten es sich zum Gesetz gemacht, sich abseits zu halten und so ihre Kinder zu erziehen. Nach dem Tode der Eltern wurde diese Überlieferung nur zu gewissenhaft geachtet. Sie entwickelte in dem jungen Prinzen eine vortreffliche Anlage, wenn sie sich in gewissen Grenzen hält, die aber, im Übermaß gepflegt, ein Fehler wird. Sie machte ihn schüchtern, verlegen, misstrauisch gegen sich selbst, „wild", wie Ludwig XV. sagte.[2] „Sein Charakter," sagt ein Geschichtschreiber, „gewöhnte sich unmerklich an jene übertriebene Bescheidenheit, die ihn so oft seine eigene Einsicht dem mittelmäßigsten Gutachten opfern ließ."[3] Von Brüdern umgeben, deren Vorzüge weniger thatsächlich als glänzend waren, sah der Herzog von Berry, nachdem er Dauphin geworden, wie die Höflinge sich von ihm fernhielten und ihre Huldigungen an die Grafen von Provence und Artois richteten. Dies verwirrte ihn so, dass er dadurch noch unentschlossener wurde. Sein Herz, gemartert von diesen Zeichen der Geringschätzung oder wenigstens Gleichgiltigkeit, konnte sich einer gewissen Bitterkeit nicht erwehren, und als ihn eines Tages jemand aus der Provinz ob seiner frühreifen Vorzüge beglückwünschte, sagte er: „Sie irren sich, mein Herr, nicht ich besitze Geist, sondern mein Bruder, der Graf von Provence."[4]

Von den Hofleuten hintangesetzt, vom König vernachlässigt, zog sich der Dauphin auf seine Studien und Handarbeiten zurück.

[1] „La Vie parisienne sous Louis XVI", p. 59.

[2] Mercy an Maria Thereſia, 15. Juni, 1770. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 12.

[3] „Louis XVI", von Graf Fallour, Paris, Sagnier und Bray, 1852, p. 7.

[4] „Mémoires de M. le prince de Montbarrey", II, 30.

Seine kräftige Gesundheit bedurfte körperlicher Übung, darum ließ er Tischler- und Schlosserwerkstätten einrichten. Derartigen Beschäftigungen widmete er die Stunden, die nicht von der Lectüre und von der Jagd eingenommen waren. Jagd und Schmiedehandwerk waren seine beiden Lieblingszeitvertreibe, man könnte sagen, seine zwei Leidenschaften. Er hatte eine dritte, die alle anderen übertraf: Gutes zu erweisen; leider fehlte ihm hiezu die nöthige Kenntnis. Sein einsames Leben konnte ihm wohl Abscheu einflößen vor den Missbräuchen, die er in der Regierung gewahrte, und ebenso den heißen Wunsch, sie abzustellen;[1] doch vermochte es nicht, ihm jene Welterfahrung zu geben, ohne die man aufs Gerathewohl dahin geht, noch auch jene Entschlossenheit, ohne die man dem Abgrunde zusteuert.

Bei seiner Zurückgezogenheit, seinem kühlen Naturell, seiner geringen Expansivkraft konnte der Dauphin für die junge Frau, die ihm anvertraut worden, weder ein erleuchteter Führer noch ein dienstbeflissener Gatte sein. „Er ist kein Mann wie andere," sagte sein Großvater von ihm.[2] Als er erst wenige Tage nach seiner Hochzeit, am 23. Mai, in der Früh in das Zimmer der Dauphine trat, sagte er zu ihr: „Hast du gut geschlafen?" — „Ja," antwortete Marie Antoinette.[3] Auf diesen kurzen Austausch von Worten beschränkte sich mitten im Honigmonate die Unterhaltung der Gatten.

Die arme Dauphine, deren zartes und feuriges Herz Gegenleistung verlangte, war ganz untröstlich über diese Kälte, die sie sich nicht zu erklären wusste. Wohl hatte ihr Gatte seinen Tanten erklärt, er finde sie sehr liebenswürdig und sei mit ihr sehr zufrieden,[4] sie aber wollte, er schlösse diese Befriedigung weniger in seinem Busen ein; sie fühlte sich traurig und unheimlich an diesem Hofe, wo sie keine der ihrigen gleiche Herzlichkeit noch eine Stütze für ihre ersten Schritte fand. Umsonst versuchte sie, diese Melancholie, die ihr ganzes Wesen ergriff, abzuschütteln; immer wieder, wenn auch einen Augenblick davon abgezogen, kehrte sie zu ihren trüben Gedanken und Träumereien zurück. „Mein Herz ist davon durchbohrt," schrieb Vermond.[5]

[1] „Réflexions sur mes entretiens avec M. le duc de la Vauguyon", von Ludwig August, Dauphin (Ludwig XVI.), Paris, Aillaud, 1841.

[2] Mercy an Maria Theresia, 15. Juni 1770.

[3] Vermond an Mercy, 23. Mai 1770.

[4] Mercy an Maria Theresia, 15. Juni 1770.

[5] Vermond an Mercy, 23. Mai 1770.

# Viertes Capitel.

Hofränke. — Die vorhandenen Parteien. — Spionage des Herzogs von Vauguyon. — Glückliches Auftreten der Dauphine. — Die Gräfin von Grammont. — Ein Tag aus dem Leben Marie Antoinettes. — Lectüre. — Vorstellungen Maria Thereſias. — Nach einigem Wiederſtreben unterwirft ſich dieſen die Dauphine.

Nach unſerer Anſicht war ein Hof ſelten ſo geſpalten, ſo den Parteiungen und dem Intriguenſpiel, den verſchiedenen Gelüſten und Reibungen ausgeliefert, wie der franzöſiſche Hof 1770. Zwei Parteien ſtritten ſich dort um die Macht: die eine, damals die Oberhand habende Partei, die man die Partei Choiſeul nannte, hatte an ihrer Spitze den Miniſter, der die Allianz mit Öſterreich geſchloſſen und die Ehe des Dauphin mit Marie Antoinette zuſtande gebracht hatte. Sie hatte die öffentliche Meinung und die Parlamente für ſich. Die andere Partei nannte man die der „Frommen“, obgleich die meiſten ihrer Mitglieder ſich recht wenig um Religion kümmerten, aber ſie hatten eben alle jene um ſich geſchart, die Choiſeul (und mit Recht. Anm. des Überſ.) die Vertreibung der Jeſuiten nicht verziehen; ihre Häupter waren der Kanzler Maupeou, die Gräfin Marſan, Gouvernante der „Kinder von Frankreich“, die — das muſs man ihr laſſen — ihren Zöglingen Clotilde und Eliſabeth eine ſolide Frömmigkeit eingeflößt hatte, aber eine ränkevolle und rachſüchtige Frau war, welche die mächtige Familie Rohan mit ſich zog; der Herzog von Aiguillon, Feind von La Chalotais, der deſpotiſche und ungeſchickte Gouverneur der Bretagne, der das ganze Anſehen eines Richelieu genoſs, der Herzog von Vauguyon, der anſpruchsvolle und mittelmäßige Prinzenerzieher, von dem wir geſprochen, dem dieſer Titel eine bedeutende Stellung am Hofe verſchaffte. Die Prinzeſſinnen, aus miſsverſtandener Pietät gegen ihren Bruder und aus Haſs gegen Choiſeul, neigten zur zweiten Partei, und dem ehrgeizigen Maupeou war es gelungen, auch Madame du Barry für dieſelbe zu gewinnen, die dem Miniſter die ſtolze Unabhängigkeit nicht verzieh, die er ihr gegenüber zu bewahren wuſste.

Zwischen diesen beiden Hauptparteien, in die sich der Hof spaltete, bewegte sich eine Flut von kleinlichen Cabalen und Eifersüchteleien, gemeinen und bisweilen schmachvollen Leidenschaften. Wir haben hier kein Bild der französischen Gesellschaft am Ende der Regierungszeit Ludwigs XV. zu entwerfen; dieses Bild ist bekannt, und seine Züge findet man bei allen gleichzeitigen Geschichtschreibern. Man wird zugeben, dass das für ein keusches, reines Kind von fünfzehn Jahren eine traurige Umgebung war, diese Welt von Versailles, wo allzu oft nach dem Beispiel des Herrn und seiner Favoritin die Männer nur eine Frau hatten, um sie zu vernachlässigen, die Frauen einen Mann, um ihn zu hintergehen. Auf diesem schlüpfrigen Boden war das Gehen schwierig und jeder Fehltritt außerordentlich gefährlich. Wie sehr auch Marie Antoinette wünschen mochte, außerhalb der politischen Händel zu bleiben, es war ihr unmöglich, sich ihnen zu entziehen; von ihrem Erscheinen an war sie gezwungenerweise der einen oder der andern der rivalisierenden Coterien beigezählt. Dankbarkeit und die Empfehlungen ihrer Mutter riefen zur Partei Choiseul. Das genügte, um sie zur Zielscheibe aller Vorurtheile, aller Manöver und alles Hasses sämmtlicher Gegner Choiseuls zu machen. Die einen suchten ihr Ansehen zu vernichten, bevor sie eines erlangt hatte; die anderen, geschickter vorgehenden, bestrebten sich, sie zu beherrschen. Marie Antoinette war noch keinen Monat in Versailles, und schon war sie in ein fast unentwirrbares Netz von Intriguen verwickelt. Alles gab Anlass zu Häkeleien, Comploten und Conflicten. Zunächst suchte man den Abbé Vermond zu entfernen; dann trachtete man die Gräfin von Noailles durch tausend Verdrießlichkeiten zu verstimmen. Bald wollte man eine Kammerfrau von zweifelhafter Treue in den Hofstaat der Dauphine einschmuggeln, bald einen verdächtigen Beichtvater ihr aufdrängen. Man bemühte sich, den König gegen sie einzunehmen, indem man das Gerücht verbreitete, sie weigere sich, ihn auf seinen Reisen zu begleiten.[1] Man arbeitete mit allen Mitteln daran, ihren Gemahl ihr zu entfremden.

Diese letztere Aufgabe war dem Herzog von Vauguyon zugefallen. Eifersüchtig bedacht, seinen Einfluss auf den Prinzen, den er beherrschen wollte, zu erhalten, nachdem er es nicht verstanden, ihn

[1] Brief von Mercy an Maria Theresia, 25. Juni 1770.

zu erziehen, beunruhigt durch die Gewalt, die über diese noch unverdorbene Natur eine reizende junge Frau gewinnen konnte, sparte der ehemalige Erzieher nichts, um die beiden Gatten zu entzweien. Gegen alle Schicklichkeit und trotz des Widerstandes der Gräfin von Noailles erhob er den Anspruch, zu jeder Stunde und durch Hinterthüren nicht nur zum Dauphin, sondern auch zur Dauphine Zutritt zu haben.[1] Er gieng noch weiter. Eines Tages waren Marie Antoinette und ihr Gemahl zusammen in ihrem Appartement. Ein Kammerdiener, „entweder ein Dummkopf oder ein ehrlicher Mensch," öffnet plötzlich die Thür, und man gewahrt Herrn de la Vauguyon, der sich leise der Thür genähert hatte, um zu horchen, und nun dastand, aufgepflanzt wie ein Pflock. Beschämt, sich entdeckt zu sehen, ohne zurückweichen zu können, fand er kein Wort zu seiner Vertheidigung. Die Dauphine benützte die Gelegenheit, um ihrem Gemahl lebhaft das Unpassende des „unschicklichen Benehmens" seines Erziehers vorzustellen, und der Dauphin fand den Unwillen seiner Gattin vollkommen berechtigt.[2]

Trotz all dieser Ränke und Klippen war die Erstlingszeit Marie Antoinettes eine glückliche;[3] dies bezeugt ein unverdächtiger Zeuge, ein Pamphletist. Der König fühlte sich wie verjüngt beim Anblicke dieses schönen und reinen Kindes, dessen Erscheinen in Versailles, wo nur zu oft die Tugend anwidernd und die Schönheit liederlich war, für einen Augenblick die Atmosphäre des Hofes aufgefrischt hatte. Er bemerkte wohl, dass sie ein wenig lebhaft und kindisch war, „doch," fügte er bei, „das gehört zu ihrem Alter".[4]

Sonst fand er sie reizend. „Ich habe wieder meine Herzogin von Bourgogne," sagte er oft. Das Publicum war entzückt über die Leutseligkeit der Prinzessin; die ältesten Höflinge waren von ihr hingerissen. Choiseul sagte begeistert: „Man hat nie etwas ähnliches in ihrem Alter gesehen."[5] Und der Herzog von Noailles, „vielleicht der geistvollste Mann Frankreichs und der beste Kenner seines Souveräns und des Hofes," erklärte dem Grafen de Mercy,

[1] Mercy an Maria Theresia, 14. Juli 1770.

[2] Marie Antoinette an Maria Theresia, 9. Juli 1770.

[3] „Essais historiques sur la vie de Marie-Antoinette d'Autriche", I. Theil, p. 11 u. 12.

[4] Mercy an Maria Theresia, 15. Juni 1770.

[5] Derselbe an dieselbe, 20. August 1770.

dass „nach den Vorzügen, die er an dieser Prinzessin bemerkte," ihre Reize sicherlich einmal eine allmächtige Herrschaft über den König gewinnen würden.

Die Damen der Dauphine fühlten sich gewaltig geschmeichelt durch die Rücksichten, die sie ihnen erwies, und den Schutz, den sie ihnen gewährte. Gleich anfangs zeigte ein bemerkenswertes Beispiel, mit welcher Lebhaftigkeit und Festigkeit sie dieselben im Nothfalle zu vertheidigen wusste. Während einer Vorstellung in Choisy hatten sich die Damen des Palastes der vorderen Bänke bemächtigt und sich geweigert, der Gräfin du Barry und zweien ihrer vertrauten Freundinnen Platz zu machen. Es setzte auf beiden Seiten beißende Bemerkungen ab, die Favoritin beklagte sich beim Könige, und dieser, ihren Klagen Gehör schenkend, verbannte auf 15 Wegstunden vom Hofe eine Dame der Dauphine, die sich am meisten gegen Frau du Barry hervorgethan hatte.[1] Als einige Monate später Frau v. Grammont — so hieß die Gemaßregelte — krank geworden war, bat sie um Erlaubnis, nach Paris zurückzukehren, und wandte sich an Marie Antoinette um deren Fürsprache. Die Prinzessin suchte sofort ihren Großvater auf und setzte ihm in ihrer anmuthsvollen und holdseligen Weise die Bitte ihrer Palastdame auseinander. Der König, etwas verlegen, wie bei solchen Anlässen immer, verschob seine Antwort. Aber die Dauphine ließ sich nicht abweisen. „Madame," versetzte Ludwig XV. etwas trocken, „ich glaube gesagt zu haben, dass ich Ihnen eine Antwort geben werde." — „Aber, Papa," entgegnete lebhaft die Prinzessin, „bedenken Sie doch, abgesehen von den Gründen der Menschlichkeit und Gerechtigkeit, welcher Kummer es für mich wäre, wenn eine in meinem Dienste stehende Frau in Ihrer Ungnade sterben sollte." Der König lächelte und versprach seiner Schwiegerenkelin Gewährung. Er beauftragte sofort den Herzog von la Vrillière, sich über den Zustand Frau v. Grammonts zu unterrichten und ließ der Kranken zwei Tage nachher, trotz des anfänglichen Widerstrebens Frau du Barrys, die Erlaubnis zur Rückkehr nach Paris senden. La Vrillière, der mit der Favoritin eng verbündet war, ließ die Erlaubnis nur mit süßsaurer Miene abgehen und versäumte es aus Böswilligkeit oder Vergessenheit, die Dauphine davon zu verständigen. Diese ließ den

[1] Mercy an Maria Theresia, 4. August 1770. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 29.

Mann rufen und sagte in würdevollem Tone: „Mein Herr, da es sich um ein mich und eine in meinem Dienste stehende Dame betreffendes Anliegen handelte, hätte ich zuerst, und zwar durch Sie, von dem Entschlusse unterrichtet werden sollen, den der König betreffs ihrer faßte; doch ich sehe, mein Herr, daß Sie mich wie ein Kind behandelt haben, und es freut mich, Ihnen zu sagen, daß ich das nicht vergessen werde."

La Vrillière stammelte beschämt einige schlechte Ausreden. Der Hof war von dieser stolzen Sprache überrascht; Madame Adelaide bewunderte eine Festigkeit, deren sie nicht fähig gewesen wäre, und konnte nicht umhin, zu ihrer Schwägerin, vielleicht nicht ohne geheimen Neid, zu sagen: „Man sieht wohl, daß Sie nicht von unserem Blute sind." [1]

Trotz der Verschiedenheit in den Ideen und im Auftreten standen selbst die Prinzessinnen damals unter Marie Antoinettes Zauber, und Madame Adelaide, einen Augenblick ihre Vorurtheile gegen ihre Schwägerin vergessend, gab ihr einen Schlüssel zu ihren Appartements, die sie so ohne Gefolge und ungesehen betreten konnte.[2] Sogar der Dauphin erfuhr den günstigen Einfluß seiner jungen Frau; sein etwas verschlossener und zurückhaltender Charakter thaute gleichsam auf im Umgang mit einem so anmuthvollen und gemüthreichen Wesen. „Da wir doch in inniger Freundschaft leben sollen," sagte eines Tages seine Gemahlin zu ihm, „so müssen wir über alles vertrauensvoll sprechen." Und in der That wurde sofort eine vertrauliche Unterhaltung über die heikelsten Gegenstände, Frau du Barry und den Herzog von Choiseul, angeknüpft.[3]

Ein solcher Triumph war zu glänzend, um dauerhaft zu sein, und der treue Mercy, der den Hof von Versailles und den französischen Charakter gar wohl kannte, ließ sich über das, was auf dieses schmeichelhafte Debut folgen würde, nicht täuschen. „Ohne mich durch den wohlverdienten Erfolg der gnädigen Frau Dauphine blenden zu lassen," schrieb er am 15. Juni 1770, „bedachte ich, daß es bei einer so lebhaften und leicht beweglichen Nation und

[1] Mercy an Maria Thereſia, 16. November 1770. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 87, 89.

[2] „Mémoires de Mme Campan", p. 74.

[3] Mercy an Maria Thereſia, 14. Juli, 1770. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 29.

an einem so ränkevollen Hofe leichter ist, im Anfang Beifall zu finden, als denselben auf die Länge zu behaupten.“ [1] Es hatten zu viele Leute ein Interesse daran, dieses im Entstehen begriffene Ansehen zu zerstören, und überdies traten die Vorzüge der Prinzessin zu sehr nach außen hervor, um ihr nicht gefährlich zu werden. Immer der ersten Regung, ohne Berechnung und Hintergedanken, folgend, wusste sie ihre Gesinnung nicht zu verhehlen; diese Unbefangenheit aber war nicht nur einer ihrer Reize, sondern auch für sie eine Klippe. Ihr leicht gewonnenes Vertrauen überlieferte sie wehrlos den Intriguen ihrer Umgebung, gerade wie ihr gutes Herz Bitten und Belästigungen schutzlos preisgegeben war. Lebhaft, feurig, heiter, den Vergnügungen hold, etwas spottsüchtig, verstand sie sich schlecht auf Überlegung und Zwang. Übrigens gab es am Hofe so viele Anlässe zur Zerstreuung, so viel gesellschaftliche und Familienverbindlichkeiten, dass man kaum Zeit hatte, an eine halbwegs ernste Fortbildung zu denken.

Was die Zeiteintheilung Marie Antoinettes in den ersten Monaten ihres Aufenthaltes in Frankreich betrifft, so beschreibt sie dieselbe in einem Briefe an ihre Mutter vom 12. Juli 1770 folgendermaßen:

„Ich stehe um 10, 9 oder $9^1/_2$ Uhr auf, kleide mich an und verrichte mein Morgengebet; dann frühstücke ich und gehe von da zu meinen Tanten (eigentlich Schwägerinnen. Anm. des Übers.), wo ich gewöhnlich den König treffe. Dies dauert bis $10^1/_2$ Uhr; um 11 Uhr lasse ich mich frisieren. Gegen Mittag wird die Kammer berufen, und jedermann kann eintreten, der nicht zu den gemeinen Leuten gehört. Ich lege meine Schminke an und wasche meine Hände in aller Gegenwart; hierauf gehen die Männer hinaus, die Damen bleiben, und ich kleide mich vor ihnen an. Um Mittag ist die Messe. Wenn der König in Versailles ist, gehe ich mit ihm und meinem Gatten und meinen Tanten zur Messe; ist er nicht hier, so gehe ich allein mit dem Dauphin, aber stets zur gleichen Stunde. Nach der Messe speisen wir beide vor allen Anwesenden; doch dies ist um $1^1/_2$ Uhr zu Ende, denn wir essen beide sehr schnell. Von hier gehe ich zum Dauphin, und wenn es etwas zu thun gibt, gehe ich in meine Appartements zurück. Ich lese, schreibe

[1] Mercy an Maria Theresia, 15. Juni 1773. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, I, 14.

oder arbeite; denn ich mache ein Camisol für den König, das nicht vorwärts geht; doch mit Gottes Hilfe wird es in einigen Jahren fertig sein. Um 3 Uhr gehe ich wieder zu meinen Tanten, wohin der König um diese Stunde kommt."

„Um 4 Uhr kommt der Abbé zu mir, um 5 Uhr jeden Tag der Clavier- oder Gesangslehrer, und bleibt bis 6 Uhr. Um $6^1/_2$ Uhr gehe ich fast täglich zu meinen Tanten, wenn ich nicht spazieren gehe; es ist zu bemerken, dass mein Gatte fast immer mit mir zu den Tanten geht. Von 7 bis 9 Uhr wird gespielt; wenn aber schönes Wetter ist, gehe ich spazieren, und dann ist bei mir kein Spiel, sondern bei meinen Tanten. Um 9 Uhr soupieren wir, und wenn der König nicht da ist, soupieren meine Tanten bei uns; ist aber der König hier, so speisen wir bei ihnen. Wir warten auf den König, der gewöhnlich um $10^3/_4$ Uhr kommt; ich aber lege mich unterdessen auf ein großes Canapee und schlafe bis zur Ankunft des Königs; ist er aber nicht zugegen, so gehen wir um 11 Uhr schlafen."[1]

In Choisy war die Tagesordnung reichlicher, und das Spiel wurde zuweilen bis $1^1/_2$ Uhr morgens verlängert.[2]

Wo hätte man in diesem einerseits so vollbesetzten, andererseits so leeren Programme, in diesem so geschäftigen und doch so müßigen Leben einen Platz für ernste Beschäftigungen, wir sagen nicht für Studien, aber wenigstens für Lectüre, finden können? Marie Antoinette hatte kaum Zeit, an ihre Mutter zu schreiben; sie war oft genöthigt, dies während ihrer Toilette zu thun, und doch weiß man, wie sehr sie ihre Mutter liebte. Wenn ihr zur Erfüllung einer so dringenden und ihrem Herzen so theuren Pflicht die wenigen Augenblicke fehlten, wie hätte sie jeden Tag Zeit finden sollen zu anhaltender Arbeit, die freilich sehr nützlich gewesen wäre, aber der Hochzeit hätte vorhergehen sollen, für die sie übrigens, man muss es gestehen, nur wenig Geschmack hatte.[3] „Sie hat,"

[1] Marie Antoinette an Maria Theresia, 12. Juli 1770. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 19, 20.

[2] Daselbst.

[3] Mercy an Maria Theresia, 15. Juni 1770. — Maria Theresia an Mercy, 24. Mai 1770. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 15, 9. — In den ersten Monaten übrigens war Marie Antoinette der ihr von ihrer Mutter empfohlenen Lectüre treu geblieben. Siehe die Briefe Mercys vom 14. Juli und 4. August 1770. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 22, 31.

schrieb Mercy, „eine glückliche und leichte Auffassung, mittelst deren sie, was sie liest, begreift und behält; doch verwendet sie zu wenig Zeit darauf.“ [1]

Das war eben ein Hauptkummer Maria Theresias; sie fühlte, dass die Erziehung ihrer Tochter in Wien nicht recht abgeschlossen worden war, und hätte es gerne gehabt, dass sie in Versailles vervollkommnet würde und sich in dem Wirbel am Hofe ein Plätzchen für solide Lectüre fände, die zur Vervollständigung der Ausbildung hätte dienen können. Sie kam in ihren Briefen immer wieder darauf zurück und verlangte, dass man ihr von der Lectüre Rechenschaft gebe und sogar, dass man darüber ein Tagebuch führe.[2] Marie Antoinette wurde durch dieses Verlangen in Verlegenheit gebracht; ihre natürliche Lebhaftigkeit, ja fast Muthwilligkeit, ihre Abneigung gegen geistige Anstrengung, ihre häufigen Besuche bei ihren Tanten, die Spaziergänge während der schönen Jahreszeit, das Bedürfnis, über tausend Dinge zu plaudern, „die durch ihre Schönheit oder Neuheit interessant waren“,[3] hatten ihr nicht immer erlaubt, die in ihrer so überreichen Tagesordnung für die Lectüre bestimmte Stunde besonders genau einzuhalten. Nicht als ob sie müßig gewesen wäre; Mercy hat sich oft über ihren Arbeitseifer lobend ausgesprochen, und Vermond bemerkte, dass ihre Sprache sich gebessert habe und sie sich „leicht, angenehm, sehr edel bei bedeutenden Gelegenheiten und über bedeutende Dinge ausdrücke“.[4] Doch es traf sich manchmal, dass sie sich mehr für die Spiele des Sohnes ihrer ersten Kammerfrau, Madame de Misery,[5] oder für die tollen Sprünge ihres kleinen Mopses[6] interessierte, als für die „Briefe des Grafen de Tessin“ oder die „Moralischen Kleinigkeiten“ des Abbé Coyer.[7] So wusste sie denn nicht, was sie ihrer

[1] Mercy an Maria Theresia, 20. October 1770. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, I, 65.

[2] Derselbe an dieselbe, 19. September 1770. — Daselbst, I, 55.

[3] Vermond an Mercy, October 1770. — „Maria Theresia und Maria Antoinette“, p. 366.

[4] Daselbst p. 367.

[5] Mercy an Maria Theresia, 20. August 1770. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, I, 36.

[6] Derselbe an dieselbe, 19. September 1770. — Daselbst, I, 50.

[7] Vermond an Mercy, 15. October 1770. — „Maria Theresia und Marie Antoinette“, p. 367. — Irrthümlicherweise ist in diesem Werke dieser Brief

Mutter antworten sollte. Obwohl zu aufrichtig, um die Wahrheit zu verbergen, kostete es ihr doch Mühe, sie zu gestehen. Indessen war dieser Rechenschaftsbericht, den die Kaiserin forderte, nicht so leicht zu machen, als es anfangs schien. Es war ja ganz natürlich, dass die Prinzessin nicht in auffälliger Weise schreiben wollte; ihre sehr berechtigte Eigenliebe wäre darüber erröthet, in den Augen ihres Gemahls und ihrer Tanten noch als erziehungsbedürftig zu erscheinen. Wie sollte sie aber schreiben, ohne dass man ihre Briefe und Berichte bemerkte?

Mit Recht oder Unrecht glaubte Marie Antoinette kein Papier in ihrer Wohnung sicher; sie fürchtete die Nachschlüssel.[1] Da sie nicht wusste, wozu sie sich entschließen sollte, zog sie sich, wie es sonst Leute thun, die in Verlegenheit sind, dadurch aus der Verlegenheit, dass sie sich zu gar nichts entschloss. Wie groß auch immer ihre Fügsamkeit gegenüber ihren Rathgebern,[2] ihre Unterwürfigkeit, Ehrfurcht und Vertrauen gegen ihre Mutter war,[3] sie antwortete nicht auf deren dringende Fragen. Die Kaiserin wurde böse und trat mit einer Strenge auf, die zuweilen bis zur Ungerechtigkeit gieng, und mit einer Beharrlichkeit, die schließlich Marie Antoinette reizten.

„Trachte, Deinen Kopf ein wenig mit guter Lectüre auszustatten ... Vernachlässige dieses Hilfsmittel nicht, das Dir nöthiger ist als einer anderen, da Du keine andere Fertigkeit besitzest, weder Musik, noch Zeichnen, noch Tanz, Malerei oder andere angenehme Kenntnisse. Ich komme darum immer wieder auf die Lectüre zurück, und Du wirst den Abbé beauftragen, mir monatlich das Verzeichnis dessen zu schicken, was Du vollendet hast und Du zu beginnen gesonnen bist.“[4]

vom November 1770 datiert. Der Brief Mercys an Maria Theresia vom 20. October 1770 gestattet, ihm sein richtiges Datum zu geben, nämlich den 25. October. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, I, 67.

[1] Mercy an Maria Theresia, 20. October 1770. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, I, 67. — Die Dauphine fürchtete sogar, dass man ihr bei der Nacht ihre Briefe aus den Taschen nähme. — Vermond an Mercy, 15. October 1770. — „Maria Theresia und Marie Antoinette“, p. 369.

[2] Derselbe an dieselbe, 14. Juli 1770. — Daselbst. I, 22. — Vermond an Mercy, 15. October 1770. — „Maria Theresia und Marie Antoinette“, p. 370.

[3] Vermond an Mercy, 15. October 1770. — „Maria Theresia und Marie Antoinette“, p. 367 u. 368.

[4] Maria Theresia an Marie Antoinette, 6. Jänner 1771. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, I, 116 u. 117.

Diesesmal war die Lection zu stark und schoss übers Ziel. Marie Antoinette war nicht erbittert, aber im Innersten gekränkt. „Schauen Sie, Herr Abbé," sagte sie zu Vermond, „wenn man dies erführe, so würde mir dies eine schöne Ehre machen." Und nachdem sie die oben citierte Stelle gelesen hatte, versetzte sie ärgerlich: „Wahrhaftig, sie würde mich als ein dummes Thier erscheinen lassen." Sich ein wenig beruhigend, fügte sie hinzu: „Gut, ich werde antworten, dass es mir während des Carnevals kaum möglich sein wird, eine geregelte Lectüre zu pflegen, wohl aber in der Fastenzeit. Ist es gut so?" — „Ja, Madame, vorausgesetzt, dass es aufrichtig gemeint ist," antwortete Vermond.[1]

Wir haben diesen kleinen Zwischenfall angeführt, weil er den Charakter Marie Antoinettes zu jener Zeit und die Natur ihrer Beziehungen zu Maria Theresia gut kennzeichnet: seitens der Mutter eine beständige und meistens gebieterische Leitung; seitens der Tochter ein wenig Verdrossenheit über diese geheime Überwachung und dieses fortwährende Ausschelten, zuweilen eine flüchtige Neigung, sich dem zu entziehen und, was sehr menschlich ist, manche Versuche, eine lästige Verpflichtung aufzuschieben, vielleicht zu umgehen, aber im Grunde eine wahre Ehrfurcht und wirkliche Folgsamkeit, der nur der tausendfache Wirrwarr des Tageslaufes und die außerordentliche Lebhaftigkeit des Geistes hindernd entgegentraten.

Doch Maria Theresia hielt sich durch dieses Versprechen nicht für befriedigt, da es ihr als eine Ausflucht erschien. In folgendem Briefe drängte sie von neuem:

„Ich erwarte mit Ungeduld bei der Rückkehr dieses Couriers den Bericht über Deine Lectüre und Zeitverwendung; es ist erlaubt, besonders in Deinem Alter, sich zu unterhalten, aber daraus seine ganze Beschäftigung zu machen, nichts Ernsthaftes und Nützliches zu thun und die Zeit mit Promenaden und Visiten zu tödten, das wird Dir auf die Länge die Leere einer solchen Lebensweise erkennen lassen, und Du wirst es sehr bedauern, Deine Zeit nicht besser

[1] Vermond an Mercy, Jänner 1771. — „Maria Theresia und Marie Antoinette", p. 271 u. 272. — Die geringe Leseluft war auch mehreren anderen Kindern Maria Theresias eigen. In der von Herrn v. Arneth herausgegebenen „Correspondenz Maria Theresias mit ihren Kindern und Freunden" sind dieselben Rathschläge und Vorwürfe an Ferdinand, an Karoline von Neapel, an Amalia von Parma und an Maximilian zu lesen.

verwendet zu haben. Ich muſs ſogar hervorheben, daſs die Handſchrift Deiner Briefe täglich ſchlechter und weniger correct wird. Seit zehn Monaten hätteſt Du Dich vervollkommnen können. Ich fühlte mich etwas gedemüthigt, Deine Briefe an die hieſigen Damen durch mehrere Hände gehen zu ſehen; Du ſollteſt Dich mit dem Abbé oder jemandem andern üben, um eine gleichförmige Handſchrift zu bekommen." [1]

Marie Antoinette hätte antworten können, daſs es ihr ſehr ſchwer geweſen wäre, in zehn Monaten zu Verſailles mitten unter zahlloſen Zerſtreuungen das zu thun, was man ihr zu Wien im ruhigen Verlaufe der Erziehung nicht in zehn Jahren hatte beibringen können. Sie war aber zu achtungsvoll, um dies zu ſagen. Übrigens war ihr Verſprechen, ſich während der Faſten ernſter zu beſchäftigen, aufrichtig, und ſie blieb ihm treu. Seit dem Monate März ſchickte ſie das Tagebuch ihrer Lectüre [2] ein und führte es mit größerer Regelmäßigkeit. Abbé Vermond ſelbſt conſtatierte, daſs die Ideen der Dauphine „geordneter wurden und ihre Sprache zuſammenhängender". [3] Freilich, bei der Lebhaftigkeit ihres Charakters gieng es ſchwer ohne Rückfälle ab. Bald führten die Zuneigung Marie Antoinettes zu dem Sohne ihrer erſten Kammerfrau, [4] bald Reiten zu Pferde [5] oder auf einem Eſel, [6] Spaziergänge während der ſchönen Jahreszeit, [7] die Carnevalsvergnügungen während des Winters eine kleine Unterbrechung im Studium herbei. Aber es iſt gewiſs — und die unparteiiſchen Berichte Mercy's ſtellen es feſt — daſs die junge Frau wirkliche Anſtrengungen machte, um ihre der Mutter gegenüber eingegangene Verpflichtung zu halten. Der treue Botſchafter

[1] Maria Thereſia an Marie Antoinette, 10. Februar 1771. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 129 u. 130. — Dieſe ſchlechte Schrift der Dauphine ſetzt einen weniger in Erſtaunen, wenn man weiß, welche Schwierigkeiten ſie hatte, um ihre Briefe zu ſchreiben. Sie ſchrieb ſie während der Toilette, ſprungweiſe und im letzten Augenblicke aus Furcht, ſie möchten geleſen werden. — Siehe den ſchon citierten Brief Vermonds an Mercy vom 15. October 1770. — „Maria Thereſia und Marie Antoinette", p. 369.

[2] Maria Thereſia an Mercy, 15. April 1771. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 144.

[3] Mercy an Maria Thereſia, 22. Mai 1771. — Daſelbſt, I, 163.

[4] Derſelbe an dieſelbe, 22. Juni 1771. — Daſelbſt, I, 176.

[5] Derſelbe an dieſelbe, 16. November 1770. — Daſelbſt, I, 91.

[6] Derſelbe an dieſelbe, 19. September 1770. — Daſelbſt, I, 49.

[7] Derſelbe an dieſelbe, 15. Juni 1772. — Daſelbſt, I, 311.

bemerkte bei seinem erhabenen Mündel vortheilhafte Veränderungen.[1] Die Gespräche mit Abbé de Vermond waren länger, ernster, belehrender.[2] Musik, Tanz, Arbeit mit der Nadel wechselten mit dem Studium ab.[3] Die Lectüre dauerte bisweilen sogar mehrere Stunden,[4] sei es, dass die Dauphine selbst las, oder dass sie sich von Abbé de Vermond[5] vorlesen ließ, während sie mit einer jener Handarbeiten beschäftigt war, zu denen sie stets die größte Lust hatte.[6] Die Wahl fiel auf Werke, die geeignet waren, den Geist zu bilden, auf gut geschriebene Briefe, auf Predigtsammlungen, historische Abhandlungen oder Denkwürdigkeiten, bisweilen auf Theaterstücke, aber nie auf Romane oder andere nichtige Bücher, für die sie nie Neugierde kundgab.[7] Sie las die „Anekdoten des Hofes Philipp Augusts“,[8] die „Memoiren von L'Estoile“, die „Briefe einer Mutter an ihre Tochter“, das Buch Tobias,[9] den „Petit-Carême“ von Massillon,[10*1] die Werke Bossuets,[11] die „Geschichte von England“ von Hume,[12] so dass sie in der Geschichte, namentlich in der von Frankreich, besser unterrichtet war als die Prinzen und Prinzessinnen der königlichen Familie.[13] Sie that noch mehr: aus einer Schülerin wurde sie ein Mentor und gab dem Dauphin die „Memoiren Sullys“ zu lesen.[14]

[1] Mercy an Maria Theresia, 16. November 1771. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, I, 238.

[2] Derselbe an dieselbe, 19. December 1771. — Daselbst, I, 255.

[3] Derselbe an dieselbe, 15. Mai 1772. — Daselbst, I, 301.

[4] Derselbe an dieselbe, 15. April 1772. — Daselbst, I, 292.

[5] Derselbe an dieselbe, 15. Mai 1772. — Daselbst, I, 301.

[6] „Récit des événements arrivés au Temple, depuis le 13 août 1792 jusqu'à la mort du Dauphin Louis XVII“ (von der Herzogin von Angoulême). Paris, Audot, 1823, p. 50.

[7] Mercy an Maria Theresia, 23. Jänner 1772. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, I, 265. — Derselbe an dieselbe, 18. März 1773. — Daselbst, I, 554.

[8] Marie Antoinette an Maria Theresia, 14. October 1772. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, I, 315.

[9] Mercy an Maria Theresia, 17. Juli 1772. — Daselbst, I, 322.

[10] Derselbe an dieselbe, 15. März 1773. — Daselbst, I, 428.

[11] Maria Theresia an Marie Antoinette, 1. November 1770. — Daselbst, I, 84.

[12] Marie Antoinette an Maria Theresia, 13. Jänner 1773. — Daselbst, I, 393.

[13] Mercy an Maria Theresia, 16. September 1772. — Daselbst, I, 349.

[14] Derselbe an dieselbe, unter dem nämlichen Datum. — Daselbst, I, 349.

Sie entwarf für sich einen ganzen Stundenplan, und um die sich selber gegenüber eingegangene Verpflichtung gewissermaßen feierlicher zu machen, schrieb sie ihn mit eigener Hand in ein Notizbuch.

„Es scheint," schrieb Mercy, „dass Ihre königliche Hoheit sich selbst an eine beständige und unveränderliche Form hat binden wollen, indem sie eine Art Gedenkbuch niederschrieb, das mir vorzulesen sie die Güte hatte, und das die Stundenvertheilung des Tages enthält. Es wird darin gesagt, dass die Erzherzogin die ersten Augenblicke nach dem Aufstehen zum Gebete verwenden und sich sodann mit Musik, Tanz und durch eine Stunde mit ‚vernünftiger Lectüre' beschäftigen wird; so der Ausdruck des Notizbuches. Die Toilette, ein Besuch beim Könige, Messe und Diner füllen den Rest des Vormittags aus. Nachmittags findet sich eine und eine halbe Stunde für die Fortsetzung der vernünftigen Lectüre angesetzt; Spaziergänge, Jagd und Conversation mit dem Dauphin und der übrigen königlichen Familie finden nacheinander ihren Platz. Ich habe die Prinzessin-Dauphine ehrfurchtsvoll erinnert, von einem so weisen und wohlgeordneten Plane nicht abzugehen. Sie hat mir in ihrer gewöhnlichen Offenherzigkeit geantwortet: ‚Ich weiß nicht, ob ich das alles genau erfüllen werde, doch werde ich mich so genau als möglich daran halten.'" [1]

Man vergleiche dieses Programm mit dem vom 12. Juli 1770 und entnehme daraus die in zwei Jahren bewerkstelligten Fortschritte. Und in der That blieb Marie Antoinette trotz mancher Zerstreuung im folgenden Sommer, besonders während eines Aufenthaltes in Compiègne, wo Promenaden und Jagd kaum mehr Ausdauer zuließen,[2] dieser Ordnung treu. Der Widerwillen, den sie anfangs gegen ernsthafte Beschäftigungen gezeigt hatte, war gewichen, sie widmete sich ihnen von nun an ohne Abneigung und sogar mit Vergnügen.[3] Im Monate November widmete sie denselben,

[1] Mercy an Maria Thèresia, 18. Mai 1773. — „Correspondance secrète du comte de Mercy," I, 453, 454.

[2] Derselbe an dieselbe, 14. August 1773. — Daselbst, II, 26. — Doch hatte auch damals die Lectüre nicht gänzlich aufgehört; die Dauphine widmete jeden Tag des Morgens eine Stunde einer belehrenden, abends eine Viertelstunde einer geistlichen Lesung.

[3] Derselbe an dieselbe, 16. September 1773. — Daselbst, II, 43.

trotz der Zerſtreuungen des Herbſtes, täglich zwei Stunden.[1] Sogar mitten unter den Hochzeitsfeſten für den Grafen von Artois behielt ſie ſich eine Stunde der Sammlung vor.[2] Und als der Winter ein wenig Ruhe und Freiheit brachte, ſo ſchenkte die Dauphine nicht mehr eine, ſondern zwei Stunden der Lectüre und den Erklärungen, die Abbé de Vermond daran knüpfte, und zwei weitere Stunden der Muſik und dem Tanze. „Mittelſt all dem," ſchrieb Mercy, „ſind die Tage ziemlich gut ausgefüllt, und ich glaube, daſs Eure Majeſtät allen Grund hat, damit zufrieden zu ſein."[3]

[1] Mercy an Maria Thereſia, 12. November 1773. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 70 u. 71.

[2] Derſelbe an dieſelbe, 18. December 1773. — Daſelbſt, II, 81.

[3] Derſelbe an dieſelbe, 19. Jänner 1774. — Daſelbſt, II, 98.

# Fünftes Capitel.

Was man von den Vorwürfen Maria Thereſias an ihre Tochter zu halten hat. — Marie Antoinettes Rathgeber. — Graf de Mercy. — Seine Mittel, Erkundigungen einzuziehen. — Der Abbé de Vermond. — Marie Antoinettes Reitluſt. — Einfluſs der Prinzeſſinnen. — Wie dieſer Einfluſs zuſtande kam. — Der Hofſtaat der Dauphine. — Gräfin de Noailles. — „Madame Etikette.“ — Die Gräfinnen de Coſſé und de Mailly. — Einkleidung von Madame Louiſe. — Nachtheile des Einfluſſes der Prinzeſſinnen auf ihre Schwägerin. — Gräfin de Narbonne und Marquiſe de Durfort. — Verhältnis zwiſchen dem König und Marie Antoinette. — Verminderung des Einfluſſes der Prinzeſſinnen. — Miſsſtimmung Madame Adelaides. — Ihr Groll.

Der Mangel an ernſter Beſchäftigung war der vorzüglichſte, aber nicht der einzige Vorwurf, den Maria Thereſia ihrer Tochter machte. Ihre mütterliche Sorge war unabläſſig rege und erſtreckte ſich auf alles,[1] und man darf wirklich der Anſicht ſein, daſs, wenn ſie der Erziehung ihrer Tochter jene Beaufſichtigung zugewendet hätte, die ſie auf ihr Verhalten in Verſailles ausübte, viele Fehler, deren unerbittliche Cenſorin ſie ſpäter wurde, ſich hätten beſſern laſſen. Man darf übrigens dieſe Vorwürfe nicht immer buchſtäblich nehmen. Die Kaiſerin übertreibt bisweilen ihre Anwürfe, um die Eigenliebe der Dauphine tiefer zu treffen und „ihrem Gemüthe einen Stoß zu geben“.[2] Sie ſelbſt geſteht, daſs ſie ihr zuweilen etwas ſtarke Dinge ſchreibe, um ſie aus ihrer „Lethargie“ zu wecken.[3] Sie wurde von allem, was geſchah, genau unterrichtet durch ihren treuen Geſandten, den Grafen de Mercy-Argenteau, vielleicht eine der originellſten Geſtalten jener Zeit. Mercy vertrat bereits ſeit

[1] Dasſelbe war übrigens bei allen ihren anderen Kindern der Fall. Ihre verſchiedenen, von Herrn v. Arneth herausgegebenen Correſpondenzen beweiſen es zur Genüge.

[2] Mercy an Maria Thereſia, 7. Februar 1778. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, I, 422.

[3] Maria Thereſia an Mercy, 1. October 1771. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, I, 220. — Maria Thereſia findet ſelbſt dieſen Brief ſo ſtark, daſs ſie es Mercy freiſtellt, ihn nicht zu übergeben.

mehreren Jahren Österreich in Paris und wuſste ſeinen franzöſiſchen Hof auswendig, ſo hatte er alle Perſönlichkeiten ſtudiert; er kannte gründlich alle ſeine Triebfedern und Ränke; von ſeiner Souveränin beauftragt, die Schritte der Erzherzogin auf dieſem ſchlüpfrigen Boden zu ſtützen und zu lenken, erfüllte er ſeine Miſſion bis ans Ende mit einer über alles Lob erhabenen Ergebenheit, Scharfſichtigkeit, Wachſamkeit und Aufrichtigkeit.

Intereſſant iſt ein Einblick in das verwickelte Syſtem, mittelſt deſſen der geſchickte Diplomat Tag für Tag und faſt Stunde für Stunde im Laufenden war über die Handlungen ſeiner Schutzbefohlenen. „Ich bin dreier untergeordneter Perſonen im Dienſte der Frau Erzherzogin verſichert: es ſind eine ihrer Frauen und zwei Kammerdiener, die mir über das, was im Innern geſchieht, genauen Bericht erſtatten. Ich bin Tag für Tag über die Geſpräche der Erzherzogin mit Abbé de Vermond, dem ſie nichts verheimlicht, unterrichtet; durch die Marquiſe de Durfort erfahre ich die kleinſte Bemerkung, die bei den Prinzeſſinnen ausgeſprochen wird, und ich habe weitere Leute und Mittel, um in die Kenntnis deſſen zu kommen, was beim Könige vorgeht, wenn die Frau Dauphine bei ihm iſt. Dazu füge ich meine eigenen Beobachtungen, ſo daſs es keine Stunde des Tages gibt, bezüglich derer ich nicht Rechenſchaft geben könnte über das, was die Frau Erzherzogin geſagt, gethan oder gehört hat.....und ich habe meinen Nachforſchungen eine ſolche Ausdehnung gegeben, weil ich weiß, wie ſehr die Ruhe Eurer Majeſtät hiebei im Spiele iſt.“ [1]

Man muſs es dem treuen Botſchafter nachſagen, daſs er der Kaiſerin nichts verbarg. Nie brachte er eine Thatſache vor, über die er nicht volle Gewiſsheit hatte; [2] nie wollte er ihr eine verhehlen, deren er ſicher war; nie — er hatte die Verpflichtung übernommen und hielt ſie — ſuchte er ſeine erhabene Souveränin auf Koſten der Wahrheit zu beruhigen; [3] er ſagte ihr alles, die kleinen Fehler ſo gut wie ſchwerere Ungehörigkeiten.

Man darf die Bemerkung nicht unterlaſſen, daſs er bei der Erfüllung ſeiner heiklen Miſſion ſo viel Takt entwickelte und durch

[1] Mercy an Maria Thereſia, 16. November 1770 und 16. December 1772. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, I, 98, 390.

[2] Derſelbe an dieſelbe, 16. December 1772. — Daſelbſt, I, 390.

[3] Derſelbe an dieſelbe, 16. April 1771. — Daſelbſt, I, 135.

seine bewährte Ergebenheit und fast väterliche Zuneigung dieselbe so gut zu verkleiden und zu mildern verstand, was sie Gehässiges und Hartes an sich zu haben scheinen mochte, dass Marie Antoinette, obwohl von ihm überwacht, ausgeforscht, wenn man will, auch gescholten, zwar ehrfurchtsvoll aber unerbittlich, es ihm nie übel nahm; sie fügte sich nicht immer seinen Vorstellungen, aber nie ließ sie ihm einen Verdruss merken, nie wurde ihr Vertrauen auf ihn erschüttert. „Die Frau Dauphine," schrieb Mercy, „gewährt uns, dem Abbé und mir, ihr Vertrauen und bezeigt uns umsomehr Güte, je mehr wir ihr die Wahrheit ohne Umschweife und Schmeichelei auseinandersetzen."[1] Ein solcher Einklang unter so schwierigen Verhältnissen macht der Schutzbefohlenen ebensoviel Ehre wie dem Mentor.

Wie wir schon gesehen haben, war in dieser delicaten Mission der zweite nach Mercy der Abbé de Vermond, der aus dem Lehrer der Erzherzogin in Österreich Vorleser der Dauphine in Frankreich geworden war, um „die Functionen, mit denen er in Wien betraut gewesen, fortzusetzen und die Kenntnisse zu vervollständigen, für deren Pflege die Prinzessin-Dauphine so viel Interesse zeigt,"[2] und trotz gar mancher Umtriebe und zeitweiliger Entmuthigung fest auf dem ihm übertragenen Posten blieb. Seine Augen, so sagt er selbst, waren stets offen, bald aus Besorgnis, bald aus Begeisterung.[3] Berufseifersucht und der Hass von Höflingen haben ihn verleumdet. Frau Campan hat ihn als Marie Antoinettes bösen Geist, als herrschsüchtigen und ehrgeizigen Ränkeschmied hingestellt.[4] Die nun

[1] Mercy an Maria Theresia, 20. August 1770. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 45.

[2] So in dem vom König an den Abbé de Vermond vor seiner Abreise von Wien erlassenen Patent. — Vermond an Mercy, 1774. — „Maria Theresia und Marie Antoinette", p. 380.

[3] Vermond an Mercy, Jänner 1771. — Daselbst p. 372.

[4] „Mémoires de Mme Campan", p. 65 bis 66. — Ähnliche Vorwürfe werden in einem der bei Fersen nach der Abreise (des Königspaares) nach Varennes aufgegriffenen Briefe erhoben, wo es heißt: „Lord Dorcet hat mich besucht. Er hat von der Person gesprochen, der Sie zugethan sind (der Königin), und zwar mit Anhänglichkeit und Achtung, nur bemerkte er mir, dass das einzige, was er ihr vorwerfe und auch ihr selbst nicht verhehlt habe, ihre vollständige Ergebenheit gegen Abbé Vermond sei, dem er kein Lob spendete. Er hat mich versichert, dass dieser allein Einfluss auf ihren Geist übe und sie despotisch leite." — Briefe aus England an den Herrn Grafen v. Fersen. —

beſſer erforſchte Geſchichte hat Abbé de Vermond vollſtändig gerechtfertigt und ihm den richtigen Platz angewieſen. Wenn ſie Recht hat mit dem Vorwurf, es manchmal an Uneigennützigkeit fehlen laſſen zu haben — wobei zu bedenken, daſs die Abteien, um die er nach dem Gebrauche der Zeit anſuchte,*[1] ein für einen Mann, der genöthigt war, am Hofe zu leben und deſſen Bezüge nicht regelmäßig bezahlt wurden, ſehr mittelmäßiges Einkommen abwarfen[1] — wenn man bedauern kann, daſs ſeine Leitung nicht immer eine ſehr erleuchtete geweſen, ſo muſs man doch in ihm einen eifrigen und verſtändigen Mitarbeiter des Grafen de Mercy bei dem ſchützenden und vorbeugenden Werke, das ihm Maria Thereſia anvertraut hatte, einen ſcharfſichtigen Beobachter und einen ergebenen Diener Marie Antoinettes, wie der Botſchafter ſagte, den einzigen ihres Hofſtaates erkennen, der ihr wirkliche Dienſte leiſtete durch ſeine „Art und Weiſe, ihr die Wahrheit auseinanderzuſetzen und dieſelbe ſie fühlen zu laſſen".[2]

Dank dieſer doppelten, ſo wohlorganiſierten Überwachung konnte Maria Thereſia von Wien aus ſozuſagen Schritt für Schritt den Bewegungen ihrer Tochter folgen; ſie begleitete ſie ſo nach Verſailles, Fontainebleau und Compiègne; ſie gieng mit ihr auf den Ball, auf die Jagd, in ihre Gemächer. Sobald etwas Ungehöriges ihr gemeldet worden, flugs gieng ein Brief mit Vorwürfen oder Mahnungen von Schönbrunn oder Laxenburg ab. Merkte ſie, daſs die Dauphine ihre Körperhaltung vernachläſſige und ihren Wuchs beeinträchtige, ſo ſchrieb ſie ihr ſofort, ſie ſolle ein Fiſchbein-Mieder tragen,[3] und nach einigem Zögern fügte ſich Marie Antoinette.[4] Doch war ſie nicht immer ſo gelehrig, vielmehr machte ſich bei gewiſſen Gelegenheiten ein neuer Einfluſs geltend.

„Fuite de Louis XVI à Varennes", von Eugen Bimbenet, 2. Aufl., Beilagen, p. 131. — Man weiß heutzutage, daſs dieſe Vorwürfe nur ein Echo der am Hofe verbreiteten Gerüchte und keineswegs begründet waren.

[1] Mercy an Maria Thereſia, 16. Juli 1770. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 24. — Derſelbe an dieſelbe, 20. Auguſt 1770. — Daſelbſt, I, 43.

[2] Derſelbe an dieſelbe, 14. Juli 1770. — Daſelbſt, I, 24.

[3] Maria Thereſia an Mercy, 1. September 1770. — Daſelbſt, I, 46.

[4] Mercy an Maria Thereſia, 20. October 1770, 17. December 1770, 28. Februar 1771. — Daſelbſt, I, 65, 111, 137.

Seit ihrer Ankunft in Frankreich hatte die Erzherzogin den Wunsch geäußert, reiten zu dürfen. Die Kaiserin war darüber erschrocken; mit fünfzehn Jahren, im vollen Wachsthum, schien ihr das eine Gefahr in sich zu schließen, die ernste Folgen nach sich ziehen konnte.[1] Man wandte sich an Choiseul; von diesem verständigt, gab der König nicht die von der Dauphine gewünschte Erlaubnis, sondern gestattete nur das Reiten auf einem Esel. Man suchte sehr sanfte Thiere aus, und dieses für die Prinzessin neue Vergnügen gefiel ihr sehr.[2] Doch bald genügte ihr der Esel nicht; sie hatte gar zu gute Gründe, ein edleres Reitthier vorzuziehen. Ihre Tanten ermuthigten sie dazu; der König und der Dauphin, so meinten sie, die die Parforcejagd liebten, wären glücklich, sich von ihr begleiten zu lassen; man befand sich in Fontainebleau, die Gelegenheit war günstig. Madame Adelaide nahm es auf sich, die Schwierigkeiten zu ebnen und die Erlaubnis des Königs zu erlangen. Es wurde heimlich sammt den Eseln ein Pferd an eine bestimmte Stelle des Waldes geführt, und als die Dauphine dort anlangte, schickte sie den Esel fort und sprang auf das Pferd.[3] Sie war auf ihren kleinen Triumph ganz stolz, aber auch ganz verlegen. Was sollte sie auf Mercys Einwendungen antworten? Wie den Vorwürfen ihrer Mutter entgehen? Sie zog sich durch das Versprechen aus der Verlegenheit, nie der Jagd zu Pferde folgen zu wollen;[4] doch die Gelegenheit, die Lust daran, eine Menge guter und schlechter Vorwände bewirkten, dass sie dieser Verbindlichkeit nicht sehr treu blieb. Maria Theresia kam mehr als einmal auf dieses heikle Thema zurück; da es ihr nicht gelang, die so heftige Reitlust ihrer Tochter zu zähmen, stand sie davon ab und beschränkte sich auf Verhaltungsregeln, die allerdings gewöhnlich beobachtet wurden.[5]

Wie man soeben gesehen, waren es die Prinzessinnen, die der Dauphine diese Gattung Vergnügen angerathen und sie zum ersten-

[1] Maria Theresia an Marie Antoinette, 2. December 1770. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 104.

[2] Mercy an Maria Theresia, 19. September 1770. — Daselbst, I, 49 u. 50.

[3] Derselbe an dieselbe, 16. November 1770. — Daselbst, I, 91.

[4] Derselbe an dieselbe, 16. November 1770. — Daselbst, I, 91.

[5] Derselbe an dieselbe, 16. November 1771. — Daselbst, I, 241, 243.

male zum Ungehorsam gegen die Weisungen ihrer Mutter verleitet hatten. Ihr Einfluss hatte damals die Oberhand, worüber sich Maria Theresia mit Grund beunruhigt fühlte. Als ihre Tochter auf der Reise nach Frankreich begriffen war, hatte sie nicht umhin können, ihr zu schreiben: „Sei ihnen (den Tanten) anhänglich; diese Prinzessinnen besitzen Tugend und Talent, das ist ein Glück für Dich; ich hoffe, dass Du Dir ihre Freundschaft verdienen wirst.“ [1] Und in der That, welch andere Führer aus der königlichen Familie konnte sie ihr empfehlen? Der Dauphin war selbst zu jung und unerfahren, um die Jugend und Unerfahrenheit seiner Frau leiten zu können.

Was den König betrifft, so hatte er seinen Kindern nie einen Willen kundgegeben. Nie hatte er irgend jemandem die mindeste Autorität über sie eingeräumt,[2] nie es über sich bringen können, sie in irgend einem Punkte zu warnen oder zu corrigieren.[3] Er liebte seine Familie, aber mit jener selbstsüchtigen Liebe, die weder belästigen noch belästigt sein will.[4] Wenn man ihm nur bei seinen Vergnügungen Ruhe ließ, so gönnte er selbst den andern volle Freiheit in ihren Unterhaltungen.

Es war allerdings Mercy da, der das volle Vertrauen der Kaiserin besaß und verdiente. „Komm oft mit Mercy zusammen,“ [5] wiederholte sie ihrer Tochter oft; „folge allen Rathschlägen, die er

[1] Maria Theresia an Marie Antoinette, 4. Mai 1770. — „Correspondance secrète du comte de Mercy, I, 7. — Maria Theresia ließ sich sogar sinnreicherweise dazu herbei, an Madame Louise ihr eigenes Porträt im Carmelitinnen-Habit mit folgenden, von ihrer Hand geschriebenen Worten zu schicken: „Wenn Sie zu den Füßen der Altäre das Glück jener Ruhe genießen, die Ihre Tugenden Sie dem Geräusch des Hofes vorziehen hieß, so werfen Sie einen Blick auf dieses Bildnis; es wird Sie in meinem Namen um eine liebevolle Erinnerung an mich und meine Tochter bitten.“ — Madame Louise versicherte in ihrer Antwort die Kaiserin „ihres lebhaften Dankes“ und „ihrer guten Wünsche für die kaiserliche Familie“, besonders „für die Dauphine, ihre sehr theuere Nichte“. — „La vénérable Louise de France“, p. 340.

[2] Mercy an Maria Theresia, 19. September 1770. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, I, 54.

[3] Derselbe an dieselbe, 4. August 1770. — Daselbst, I, 33.

[4] Graf Creutz an Gustav III., 12. August 1773; citiert in „Correspondance secrète du comte de Mercy“, I, 463, Anm.

[5] Maria Theresia an Marie Antoinette, 9. Juni 1771. — Daselbst, I, 171.

Dir geben wird.[1] Mercy ist beauftragt, mit Dir deutlich zu sprechen."[2] Und neben Mercy war Vermond. Aber dieser nahm nur eine untergeordnete Stelle ein, und Mercy, als auswärtiger Gesandten dem französischen Hofe verdächtig, war zu äußerster Zurückhaltung verpflichtet und konnte höchstens zwei- bis dreimal wöchentlich bei der Dauphine Audienz nehmen.[3] Jedenfalls konnte weder der eine noch der andere für die junge Prinzessin eine „Gesellschaft" abgeben.

Steigen wir von der königlichen Familie zum Hofstaat der Dauphine herab, so finden wir in erster Linie die Ehrendame Gräfin de Noailles, „Madame Etikette", wie Marie Antoinette sie scherzhaft nannte,[4] eine Frau von untadelhaften Sitten, aber von etwas schwerfälligem Ernste und ziemlich kleinlichem Geiste, mit steifer Haltung und strenger Miene kleine Schmeicheleien verbindend, über deren Wert der Scharfsinn ihrer jungen Herrin sich nicht täuschte. Die übertriebene Wichtigkeit, die sie lästigen Vorschriften beilegte, deren viele gerechtfertigt, andere aber Kindereien waren, und die sie übrigens nie begründete, erbitterte die Dauphine, während ihre Dienstbeflissenheit sie abstumpfte. Trotz dieser Mängel war Frau v. Noailles vielleicht diejenige von den Frauen des Hofes, die am besten für ihre hohen Functionen paßte.[5] Die hohe Stellung ihrer Familie hatte sie dazu vorbereitet und ihre unbestreitbare Tugend sie deren würdig gemacht. Mercy verwendete sie mehr als einmal gegen den vorwiegenden Einfluss der Prinzessinnen.

Unter ihr stand als Kammerdame die Herzogin von Cossé, Tochter des Herzogs von Nivernais, eine zurückhaltende und taktvolle junge Frau, die „Vernünftigkeit mit Schlagfertigkeit vereinigte",[6] und von der der Kaiser (Josef II. Anm. des Übers.) einst

[1] Maria Theresia an Maria Antoinette, 13. Februar 1772. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 272.

[2] Dieselbe an dieselbe, 17. August 1771. — Daselbst, I, 197.

[3] Mercy an Maria Theresia, 16. April 1771. — Daselbst, I, 152.

[4] „Mémoires de Mme Campan", p. 71.

[5] Mercy an Maria Theresia, 16. April 1771. — Maria Theresia an Marie Antoinette, 5. Mai 1771. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 151, 158.

[6] „Portefeuille d'un talon-rouge contenant des anecdotes galantes et secrètes de la Cour de France", Paris, Buchdruckerei des Grafen Paradès, p. 10.

sagen sollte, dass „in ihrem Kopfe ein englischer Geist mit französischer Phantasie beisammen wohne“;[1] sie war übrigens wahrhaft anhänglich und wahrhaft geliebt, und hinterließ, als sie später wegen der Krankheit ihres Sohnes ihren Platz verlassen musste, der Königin in Form eines „Testamentes der Treue“ kluge Warnungen vor den Hofintriguen und den Fallen, die man ihr legte.[2]

Unter den anderen Damen des Hofstaates der Dauphine hatten die einen, sanft und gefühlvoll, wie die sehr anständige, aber etwas saumselige Marquise de Mailly, keine Ungehörigkeiten an sich, boten aber auch keine moralische Unterstützung.[3] Die anderen, wie Frau v. Chimay, obwohl von anerkannter Tugendhaftigkeit, flößten dennoch weder dem Botschafter noch dem Prinzen volles Vertrauen ein.[4] Wieder andere endlich genossen keinen unbescholtenen Ruf, wie die geistreiche, aber boshafte Herzogin von Chaulnes, die eine Reihe von Abenteuern und Ungereimtheiten mit einer lächerlichen Heirat abschloss.[5]

Wenn man alles in Betracht zieht, war es sehr natürlich, dass Marie Antoinette, namentlich im Anfang, sich ihren Tanten näherte, und dass ihre Mutter sie hiezu ermunterte. Mercy selbst, der den Hof gut kannte, gab die Vortheile dieser Beziehungen zu,[6] fügte jedoch gleich bei, dass man sich ihnen nicht ohne eine gewisse Umsicht überlassen dürfe.[7] Überraschender ist im ersten Augenblick, dass die Prinzessinnen trotz ihrer Vorurtheile gegen die österreichische Verbindung sich so leicht zu dieser Vertraulichkeit herbeiließen. Sahen sie hierin die Erfüllung einer Pflicht gegen eine junge Schwägerin, die ohne Lotsen und ohne Steuerruder in das

[1] „Portefeuille d'un talon-rouge contenant des anecdotes galantes et secrètes de la Cour de France“, Paris, Buchdruckerei des Grafen Paradès, p. 12.

[2] Mercy an Maria Theresia, 17. Juli 1775. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, II, 354.

[3] Derselbe an dieselbe, 19. October 1775. — Daselbst, II, 391.

[4] Derselbe an dieselbe, 15. September und 19. October 1775. — Daselbst, II, 355 (Anm.), 391.

[5] Derselbe an dieselbe, 12. November 1773. — Daselbst, II, 66. — Über die Herzogin von Chaulnes, geborene Bonnier de la Mosson, siehe: „Les Bonnier ou une famille de financiers au XVIII^e siècle“, von Grasset-Morel, Paris, Dentu, 1886.

[6] Derselbe an dieselbe, 19. September 1770. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, I, 55.

[7] Derselbe an dieselbe, 14. Juli 1770. — Daselbst, I, 24.

stürmische Meer von Versailles verschlagen worden? Unterlagen auch sie dem Einflusse jener Anmuth, die jedermann gefangen nahm? War es bei ihnen Berechnung, und umarmten sie, eifersüchtig auf das neue Gestirn, das am Horizonte des Hofes aufstieg, deswegen ihre Nebenbuhlerin, um sie unschädlich zu machen? Wir möchten nicht behaupten, dass diese letztere Erwägung nicht ihren Antheil gehabt an den Beweggründen, die, wenn auch nicht alle drei Schwestern — wir machen gern eine Ausnahme betreffs der vortrefflichen Madame Victoire — wenigstens Madame Adelaide leiteten, die Politikerin in der Familie und das anerkannte Haupt jener erhabenen Dreizahl, die in den kleinen Appartements des Schlosses thronte.

Die Ankunft der Dauphine störte alle ihre Pläne und verwiesen sie selbst in die zweite Reihe. Seit dem Tode Maria Josefas von Sachsen nahmen die Prinzessinnen am Hofe den ersten Rang nach ihrem Vater ein; bei ihnen machte der König sein Spiel. Von nun an gieng diese Rolle auf die Dauphine über. Dass Madame Adelaide diesen Wechsel mit Ärger gesehen, erscheint als unzweifelhaft. Von da war der Übergang natürlich zur Verbergung des Ärgers unter einem liebenswürdigen Äußern, zu dem Versuche, einen Einfluss, gegen den es vielleicht schwierig gewesen wäre anzukämpfen, in unmerklicher Weise zu verdrängen, und gerade dem politisch veranlagten Geiste der Tochter Ludwigs XV. lag eine solche Berechnung nahe.

Wie dem immer sein mag, der vertraute Umgang zwischen Nichte und Tanten wurde gleich im Anfang hergestellt. Verleitet durch letzterer Entgegenkommen und die Nothwendigkeit einer Stütze fühlend, gab sich die junge Prinzessin mit jener Unbefangenheit und Aufrichtigkeit hin, die ein Grundzug ihres Charakters war.

Eine rührende Ceremonie diente gewissermaßen als ein neues Bindemittel dieser Freundschaft. Am 10. October 1770, nach Verlauf der von ihrem Vater geforderten fünfmonatlichen Frist, nahm Madame Louise zu Saint Denys den Habit der Carmelitinnen (während sie bisher nur Postulantin gewesen. Anm. des Übers.), und zwar empfieng sie denselben aus den Händen der Dauphine. Trotz des Widerstrebens der demüthigen Candidatin wurde die Ceremonie mit großem Glanze vollzogen. Der apostolische Nuntius und zweiundzwanzig Bischöfe waren dabei, und die „Tochter

Frankreichs“ nahm für diesen Tag wieder Costüm und Gefolge einer mächtigen Prinzessin an. Als sie aber nach den üblichen Fragen im Chore erschien, ihres reichen Schmuckes beraubt und mit grobem Wollenzeug angethan, um zu den Füßen ihrer Schwägerin niederzuknien, liefen Thränen aus aller Augen, und die Dauphine selbst benetzte mit ihren Zähren Scapulier und Mantel, womit sie die demüthige Postulantin bekleidete.[1]

Die Prinzessinnen und der König hatten sich nicht stark genug gefühlt, um diesem großen Opfer beizuwohnen; es hätte ihren Herzen zu viel gekostet, sagt ein Brief aus dem Kloster; begierig horchten sie dem Berichte ihrer Schwägerin, und die Freundschaft zwischen Marie Antoinette und den Tanten scheint durch jenes erhabene Beispiel und jene große Lehre, die ihnen Prinzessin Louise gegeben, befestigt worden zu sein.

Die Wirkungen machten sich bald fühlbar. Die Prinzessinnen waren schüchtern, selbst gegen ihren Vater; sie liebten die Gesellschaft nicht, fürchteten öffentliches Auftreten, lebten in einem kleinen Kreise von Vertrauten, der sich oft in einen Kreis von Intriguen verwandelte, und erlaubten sich dort unbescheidene Bemerkungen und übelwollende Kritiken.[2] Die Dauphine ließ sich darauf ein, an diesen Kritiken theilzunehmen; ihr Hang zur Spötterei wurde auf diese Weise ermuthigt, und da sie sich innerhalb der engen Grenzen einer geschlossenen Gesellschaft glaubte, ließ sie ihm freien Lauf, und ihre geistreichen Witze, die sofort am Hofe herumgetragen und mit boshaften Commentaren begleitet wurden, verdrossen diejenigen, auf die sie gemünzt waren, und verstimmten den König.[3] Man behauptete sogar, dass sie die Verkehrtheiten gewisser Personen lächerlich machte und ihnen ins Gesicht lachte.[4]

Dann sah man plötzlich, wie die junge Prinzessin gleich ihren Tanten schüchtern und menschenscheu wurde trotz des Erfolges, den sie in der Gesellschaft hatte.[5] Sie richtete nicht das Wort an hohe

[1] „La vénérable Louise de France“, p. 544 bis 548.

[2] Mercy an Maria Theresia, 4. August 1770. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, I, 30.

[3] Derselbe an dieselbe, 16. April 1771. — Daselbst, I, 151.

[4] Maria Theresia an Marie Antoinette, 17. August 1771. — Daselbst, I, 197.

[5] Mercy an Maria Theresia, 25. Februar 1771. — Daselbst, I, 195.

Persönlichkeiten, wagte nicht, mit dem Könige zu sprechen, hielt in ihrem Appartement kein Spiel mehr ab,[1] befreite sich so viel als möglich von den Pflichten der Repräsentation oder befand sich, wenn sie sich genöthigt sah, dieselben zu erfüllen, in einer furchtbaren Aufregung.[2]

Am 4. September 1770 sollten die Stadtvertretung von Paris und die Stände von Languedoc der Dauphine vorgestellt werden, erstere vom Herzog von Chevreuse, Gouverneur von Paris, letztere vom Grafen d'Eu, Gouverneur der genannten Provinz. Die Prinzessinnen, stets wegen ihrer Haltung in Verlegenheit, wenn sie öffentlich erscheinen sollten, wollten ihre Schwägerin überreden, die Begrüßungen entgegenzunehmen, ohne darauf zu antworten; sie selbst, sagten sie, hätten es nie anders gemacht. Glücklicherweise wurde Mercy davon verständigt. Er bekämpfte entschieden die Rathschläge der Prinzessinnen, und Marie Antoinette hörte auf ihn; sie ertheilte der Stadtvertretung und den Ständen Antworten voll Anmuth, von denen die Deputierten und das Publicum entzückt waren.[3]

Doch der treue Botschafter war nicht immer da, um gegen den vorherrschenden Einfluss der Tanten anzukämpfen. Es kostete ihn viele Mühe, bei seinen zweimal in der Woche stattfindenden Besuchen die üble Wirkung der täglichen Gespräche und Beispiele gutzumachen. Die unablässigen Einflüsterungen der alten Prinzessinnen setzten sich schließlich im Geiste der jungen Frau fest, wie das Wasser endlich den härtesten Felsen aushöhlt, so groß übrigens auch ihr Widerstreben und die Proteste ihres gesunden Sinnes sein mochten.[4] Dieser beklagenswerte Einfluss erstreckte sich auf alles, mengte sich in alles und berührte alles. „Die Prinzessinnen beschränken sich nicht darauf, die Frau Dauphine in deren persönlichen Angelegenheiten zu leiten," schrieb Mercy; „sie wollen ihre Gewalt auch auf die im Dienste Ihrer königlichen Hoheit stehenden Leute ausdehnen, deren Rechte beeinträchtigen, ihre Rangstufen vermengen und so den sehr bedeutenden Unterschied verwischen, der zwischen der

[1] Mercy an Maria Theresia, 19. September 1770. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 50, 53.

[2] Derselbe an dieselbe, 14. Juli 1770. — Daselbst, I, 26.

[3] Derselbe an dieselbe, 19. September 1770. — Daselbst, I, 56.

[4] Derselbe an dieselbe, 22. Mai 1771. — Daselbst, I, 162.

Stellung einer Dauphine und jener der Prinzessinnen von Frankreich bestehen soll.“ [1] Gerade letzteres war im Grunde das Ziel der Töchter Ludwigs XV.

Infolge ihres Mangels an Berechnung und ihres Bedürfnisses, sich mitzutheilen, das ihrem Charakter eigen war, wusste Marie Antoinette vor ihren Tanten ihre Freuden und Hoffnungen nicht zu verheimlichen. Eines Tages hatte sie vom Dauphin das lange erwartete und heiß ersehnte Versprechen vertraulichen Verkehres erhalten; ganz glücklich über diese Aussicht, wollte sie ihr Glück nicht für sich behalten und beeilte sich, es Madame Adelaide und Madame Sophie mitzutheilen. Geschwätzig, wie alte Jungfern sind, hatten die Prinzessinnen nicht so viel Verschwiegenheit, die vertrauliche Mittheilung der jungen Frau zu respectieren; sie erzählten sie so vielen Leuten, dass sie zu einer Tagesneuigkeit wurde. Kopfscheu und missgestimmt, hielt der Dauphin sein Wort nicht, und der häusliche Verkehr war auf einige Zeit erkaltet.[2]

Hinter Madame Adelaide stand, diese lenkend, ihre Kammerdame, die Gräfin von Narbonne, eine Frau von geringen Fähigkeiten,[3] aber sehr erfahren in der Intrigue an einem Hofe, wo man, um durchzudringen, weniger Talent als Geschick in der Cabale brauchte. Frau von Narbonne, die auf ihre Herrin einen bestimmenden Einfluss gewonnen hatte, versäumte nichts, um die Dauphine an sich zu ziehen und auf sie den nämlichen Einfluss zu erlangen. Und Marie Antoinette ließ, sei es aus Geistesträgheit, sei es aus Bedürfnis nach Unterhaltung, die ihr die Kammerdame verschaffte, schließlich diesen Einfluss sich gefallen.[4] Hievon ein auffallendes Beispiel.

Als die Erzherzogin Wien verließ, empfahl ihr ihre Mutter, für den Marquis de Durfort, der die Unterhandlungen über ihre Heirat abgeschlossen hatte, als besondere Gunst den Herzogstitel zu erbitten. Zu wiederholtenmalen war Maria Theresia, die die Gabe der Dankbarkeit besaß, sowohl in den Briefen an ihre Tochter als in ihrer Correspondenz mit Mercy auf diesen Punkt zurück-

[1] Mercy an Maria Theresia, 25. Februar 1771. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, I, 132.

[2] Derselbe an dieselbe, 20. October 1770. — Daselbst, 77 u. 78.

[3] Derselbe an dieselbe, 22. Juni 1771. — Daselbst, I, 174.

[4] Derselbe an dieselbe. — Daselbst.

gekommen und hatte ihr Erstaunen ausgedrückt, dass eine Gnade, die sonst Leuten gewährt wurde, die dem Marquis de Durfort an Verdienst nicht gleichkamen, so lange hinausgeschoben würde.[1] Und doch war hiebei ein directes Interesse Marie Antoinettes im Spiele, zu zeigen, dass sie diejenigen, die ihr Dienste geleistet, beschütze und hinreichenden Einfluss besitze, sie wirksam zu beschützen. Aber bei jedem neuen Drängen verschob die Prinzessin die Sache: man müsse warten, die Gelegenheit sei nicht günstig, sie habe wohl mit Choiseul gesprochen, aber man müsse mit dem Könige sprechen u. s. w.[2] Die Wahrheit ist, dass Madame Adelaide sich der Creierung des Marquis de Durfort zum Herzog widersetzte, weil der Glanz dieses Titels gewissermaßen auf ihre jüngere Schwester Madame Victoire, deren Kammerdame die Marquise de Durfort war, zurückgestrahlt hätte. Auch bemühten sich um diese Zeit Madame Adelaide und Madame Sophie,[3] die Dauphine von ihrer Schwester, deren Zuneigung und sanfteres Wesen sie verdunkelten, fernzuhalten.[4]

Alles änderte sich infolge eines jener Compromisse, wie sie an Höfen öfter vorkommen, die aber, soviel wir wissen, nicht gerade monarchischen Staaten allein eigenthümlich sind. Der Bischof von Gap, Schwager der Gräfin von Narbonne, wünschte lebhaft, zum ersten Almosenier der Madame Victoire ernannt zu werden; die Marquise de Durfort, die auf diese Prinzessin ebenso viel Einfluss hatte, wie die Gräfin von Narbonne auf Madame Adelaide, vermochte sie, die Ernennung des Bischofs zu hintertreiben, so lange man ihr selbst nicht willfahrt hatte. „Da Madame Victoire diesem Ansinnen nachgab, so folgte daraus, dass die beiden Kammerdamen aufeinander angewiesen waren. Sie schlossen Frieden durch die Vermittlung gemeinsamer Freunde, und man kam überein, dass die Gräfin von Narbonne Madame Adelaide bewegen sollte, mit der Dauphine zu Gunsten der Marquise de Durfort zu sprechen, und diese Madame Victoire bestimmen möge, den Bischof von Gap als ersten Almosenier anzunehmen. Diese Übereinkunft wurde gewissenhaft eingehalten und bewirkte zunächst, dass der Bischof von Gap zum

[1] Maria Theresia an Mercy, 23. Jänner 1771. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 119.

[2] Daselbst.

[3] Mercy an Maria Theresia, 20. October 1770. — Daselbst, I, 68.

[4] Derselbe an dieselbe, 14. August 1772. — Daselbst, I, 237.

ersten Almosenier von Madame Victoire und Madame Sophie berufen wurde. Als gleich darauf Madame Adelaide ihre Zustimmung erklärt hatte, dass sich die Dauphine beim Könige zu Gunsten des Marquis de Durfort verwende, that dies Ihre königliche Hoheit sofort und sprach darüber mit dem Könige am 6. d. M. Der König nahm die Bitte der Frau Dauphine sehr gut auf und antwortete ihr ohne das geringste Widerstreben, dass, da die Sache gerecht sei und die Frau Dauphine sie wünsche, er gerne zustimme und dem Herzog von Brillière befehlen werde, an den Marquis de Durfort die schriftliche Zusicherung zu senden, vermöge deren er und seine Nachkommenschaft die Würde eines Herzogs und Pairs genießen werden nach dem ganz nahe bevorstehenden Aussterben der Linie De Lorge; damit war die Bitte des Marquis de Durfort erfüllt." [1]

Ludwig XV. liebte die Dauphine aufrichtig, da ihre gute Laune, ihre Anmuth und selbst ihr zuweilen kühner Muthwille ihm gefielen. Man konnte wiederholt seine Vorliebe für sie bemerken. Als er eines Tages auf der Jagd in den Wagen gestiegen war, ließ er sie sich auf seine Knie setzen.[2]

Ein anderesmal begab er sich in Fontainebleau des Morgens im Schlafrocke durch eine sonst verschlossene Verbindungsthür zu ihr, nahm dort seinen Kaffee und blieb zwei Stunden, fröhlicher und zufriedener erscheinend als sonst.[3] Blasiert, wie er war, angeekelt von seinen strafbaren Vergnügungen, konnte man meinen, er suche in dieser reinen Atmosphäre eine Zuflucht gegen sich selbst, und es wäre für Marie Antoinette leicht gewesen, ihren Großvater zu gewöhnen, regelmäßig in ihre Appartements zu kommen und sich auf diese Weise über diesen leicht zu gewinnenden Geist eine unerschütterliche Herrschaft zu sichern. Sie hätte nur sich so zu zeigen gebraucht, wie sie war, und der ersten Regung folgen sollen.

Leider waren die Prinzessinnen darauf versessen, ihr gegenüber ihrem Vater dieselbe Scheu und Schweigsamkeit einzuflößen, die sie selbst beobachteten. Unter diesem verhängnisvollen Einflusse fühlte sich die junge Frau in Gegenwart des Königs verlegen, und in

[1] Mercy an Maria Theresia, 23. Jänner 1771. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 121, 122.

[2] Derselbe an dieselbe, 2. September 1771. — Daselbst, I, 206.

[3] Derselbe an dieselbe, 22. März 1771. — Daselbst, I, 165.

dieſer Verlegenheit verſtummte ihr Mund. Hatte ſie um eine Gunſt zu bitten, ſo ſchrieb ſie lieber, und König Ludwig XV., der, ſeinen Kindern gegenüber ſelbſt ſchüchtern, ins Geſicht nicht hätte nein ſagen können, verſagte brieflich, was er mündlich gewährt hätte. Da er ſah, daſs man ſeinem Entgegenkommen nicht entſprach, fühlte er ſich zuletzt verletzt; er ſagte nichts davon, das hätte ſeiner Trägheit zuviel gekoſtet, aber er ließ ſeine Miſsſtimmung durch Schmollen und Kälte merken.[1]

Mercy ſtellte der Dauphine vergeblich vor, wie leicht es ihr geweſen wäre, die gute Stimmung ihres Großvaters auszunützen, der ſich ſeinen Kindern zu widmen wünſchte, wenn ſie nur ihrerſeits ſuchten, ſeinen Überdruſs zu verſcheuchen. Die Dauphine gab alles zu, erklärte aber ſchließlich, daſs ihr der Muth fehle und ſie nicht die Kraft in ſich fühle, mit dem König zu ſprechen. „Ich glaubte nichts auslaſſen zu dürfen," ſchrieb Mercy an die Kaiſerin, „damit Eure Majeſtät in der Lage ſeien, gewahr zu werden, bis zu welchem Grade die Rathſchläge Madame Adelaidens darauf abzielen, die Frau Dauphine zu ‚entkräften'." [2]

Maria Thereſia beunruhigte ſich ob dieſes fortdauernden Einfluſſes, deſſen für ihre Tochter unheilvolle Folgen gleichzeitig ihre mütterlichen Hoffnungen und ihre politiſchen Pläne gefährdeten. „Alle Briefe," ſo ſchrieb ſie, „beſagen, daſs Du nur durch Deine Tanten handelſt. Ich achte und liebe ſie, ſie aber haben nie bei ihrer Familie oder beim Publicum Hochſchätzung zu erlangen gewuſst, und Du willſt denſelben Weg einſchlagen!" [3]

Dann zog ſie einen ſtolzen Vergleich zwiſchen dem, was die Prinzeſſinnen waren, und was ſie — Maria Thereſia — für ihre Tochter geweſen.

„Verdienen meine Rathſchläge, meine Liebe, weniger Berückſichtigung als die ihrigen? Ich geſtehe es, dieſer Gedanke durchbohrt mein Herz. Vergleiche einmal die Rolle, den Beifall, den ſie in der Geſellſchaft genießen? Und welche Rolle habe ich geſpielt? Du muſst doch mir mehr glauben, wenn ich Dich warne oder Dir

[1] Mercy an Maria Thereſia, 2. September 1771. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 211.

[2] Daſelbſt, I, 208.

[3] Maria Thereſia an Marie Antoinette, 30. September 1771. — Daſelbſt, I, 217.

das Gegentheil von dem rathe, was sie thun. Ich vergleiche mich in keiner Weise mit diesen achtungswerten Prinzessinnen, die ich ob ihrer guten Eigenschaften schätze; aber ich muss immer wiederholen, dass sie weder die Achtung des Publicums noch die Liebe der Familie erlangt haben. Durch lauter Güte und Gefügigkeit haben sie sich verhasst, unangenehm und ihrer selbst überdrüssig und zum Gegenstande der Umtriebe und Ränke gemacht. Ich sehe, dass Du denselben Weg einschlägst, und soll schweigen! Ich liebe Dich zu sehr, um dies zu können und zu wollen, und Dein absichtliches Schweigen über diesen Punkt hat mir sehr viel Kummer gemacht und lässt mir wenig Hoffnung auf eine Änderung." [1]

Die Änderung erfolgte dennoch. Nach und nach beurtheilte Marie Antoinette, aufgeklärt durch die Warnungen Mercys und die Vorwürfe der Mutter, die Rathschläge ihrer Tanten besser. Sie konnte die einmal eingegangene und täglich mehr befestigte Verbindung nicht plötzlich abbrechen. Doch das Vertrauen war geschwunden.

Aus Achtung und alter Gewohnheit hörte sie noch bisweilen auf das Gutachten ihrer früheren Rathgeberinnen. Doch seit Mitte 1772 lässt sich leicht wahrnehmen, dass die alten Prinzessinnen eine beträchtliche Einbuße an ihrem Ansehen erlitten hatten. Wenn ihnen Marie Antoinette noch bisweilen nachgibt, so geschieht es nicht aus Überzeugung, sondern aus Gefälligkeit oder Furcht.[2]

Drei Monate später constatiert Mercy, dass sie über nichts mehr, nicht einmal über die täglichen kleinen Veranstaltungen, deren Feststellung früher bei ihnen stand, zu Rathe gezogen werden.[3] Im Anfang des Jahres 1773 sind die Beziehungen der Dauphine zu ihren Tanten das, was sie sein sollen: eine Sache einfacher Wohlanständigkeit; die Dauphine erweist ihnen alle billigen und gebürenden Rücksichten, unterhält aber mit ihnen keine Vertraulichkeit. Der Einfluss der Prinzessinnen war dahin.

Die alten Damen ertrugen den Verlust des kleinen Despotismus, den sie gewohnt waren über ihre Schwägerin und durch sie auf die übrige Familie auszuüben, keineswegs mit freudigem Herzen.

[1] Maria Theresia an Marie Antoinette, 30. September 1771. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 217.

[2] Mercy an Maria Theresia, 18. Juli 1772. — Daselbst, I, 327.

[3] Derselbe an dieselbe, 14. November 1772. — Daselbst p. 369.

Ihre Mifsvergnügtheit machte sich durch Kritiken, Klatschereien, bittere Bemerkungen[1] und durch geheime Bemühungen Luft, auf Kosten der Dauphine ihre neue Schwägerin, die Gräfin von Provence, zu rühmen; es gelang ihnen nicht. Ihre Taktik ändernd, suchten sie sich aufs neue Marie Antoinette zu nähern, erwiesen ihr Entgegenkommen, wurden gefällig, nachdem sie herrisch gewesen,[2] und bewarben sich sogar um die Unterstützung des Abbé de Vermond.[3] Auch bei diesem Versuche zurückgewiesen und durch das kluge und feste Benehmen der Dauphine ferngehalten, fügten sie sich endlich nach einigen Ausbrüchen der üblen Laune und einigen gereizten Erörterungen, in denen sie den Kürzeren zogen,[4] der unbestreitbaren Überlegenheit ihrer Schwägerin; aber indem sie ihren Ärger verbissen, brach ihr angesammelter Hafs, wie die Ausströmungen des eingeschlossenen Dampfes, unablässig hervor in beißenden Bemerkungen und übelwollenden Unterstellungen, und wurde so zu einer gewaltigen Gefahr für die Tochter Maria Theresias. Die Hände dieser „lieben Tanten", ungeschickt zu großen Dingen, aber sehr geübt in kleinen Ränken, finden sich in allen gegen die junge Prinzessin angezettelten Complotен wieder. Da sie die Dauphine nicht hatten beherrschen können, beschlossen sie, die Königin ins Verderben zu stürzen, und leider gelang ihnen dies. Ihr Einfluss war unheilvoll gewesen, ihr Groll war tödlich. Um nur ein Beispiel anzuführen, so war es Madame Adelaide, die ihrer Schwägerin den Spitznamen „die Österreicherin" beilegte, dessen Unbeliebtheit auf dem ganzen Leben Marie Antoinettes lastete und sie aufs Schaffot brachte, um dann auf ihrem Andenken zu lasten, bis die besser erforschte Geschichte sowohl den Bosheiten der alten Jungfern als den Schmähungen der Zeitungsscribler Gerechtigkeit widerfahren ließ.

[1] Mercy an Maria Thereſia, 16. December 1772. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 387.

[2] Derſelbe an dieſelbe, 14. Auguſt 1773. — Daſelbſt, II, 18.

[3] Derſelbe an dieſelbe, 16. Juni 1773. — Daſelbſt, I, 462.

[4] Derſelbe an dieſelbe, 17. Juli und 12. November 1773. — Daſelbſt, II, 5, 65.

# Sechstes Capitel.

Der Herzog von Choiseul in Ungade. — Sein Triumph in der Verbannung. — Sein Charakter. — Fall der Parlamente. — Misfstimmung des Publicums. — Der Herzog von Aiguillon. — Die Gräfin du Barry. — Stolze Haltung der Dauphine gegenüber der Favoritin. — Der König ist unzufrieden. — Vorstellungen Maria Theresias. — Brief des Fürsten Kaunitz an Mercy. — Directes Eingreifen Ludwigs XV. — Beharrlichkeit der Kaiserin. — Heftige Briefe zwischen Mutter und Tochter. — Madame du Barry sucht sich der Dauphine zu nähern. — Es gelingt nicht. — Die Geschichte rechtfertigt in diesem Streite vollständig Marie Antoinette.

Am 24. December 1770 empfieng der Herzog von Choiseul, der französische Premierminister, wenn auch nicht dem Titel, so doch der That nach, vom Könige folgendes Billet:

„Ich befehle meinem Vetter, dem Herzog von Choiseul, seine Entlassung als Staatssecretär und Oberintendant der Posten zu Handen des Herzogs von Brillière einzureichen und sich bis auf neuen Befehl meinerseits nach Chanteloup zurückzuziehen.

Versailles, 24. December 1770.

Louis." [1]

Der Herzog erfuhr seine Ungnade mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit und reiste sofort nach Paris ab und suchte die Herzogin auf, die sich soeben zu Tische gesetzt hatte. Als sie ihren Gemahl eintreten sah, sagte sie zu ihm: „Du schaust ganz darein, wie ein Verbannter; doch setze dich; unser Diner wird trotzdem nicht minder gut sein." [2] Sie speisten wirklich sehr ruhig, und am nächsten Tage reiste der Herzog mit seiner Frau und seiner Schwester, der Herzogin Gramont, auf seine Ländereien in Touraine. „Das Volk

[1] Ein von obigem ganz verschiedener Text, den Pidansat de Mayrobert mittheilt, ist von vielen Geschichtschreibern angenommen worden. Das hier wiedergegebene Billet wurde von Herrn Herzog Gabriel von Choiseul 1829 der „Revue de Paris" mitgetheilt und kann demnach als authentisch betrachtet werden.

[2] Mercy an Maria Theresia, 23. Jänner 1771. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 125.

von Paris," erzählt ein Zeitgenosse, „stellte sich in den Straßen vor seinem Palais bis zur Barrière d'Enfer auf und überhäufte ihn mit ehrenvollen Zurufen, was auf den unpopulär gewesenen Minister einen solchen Eindruck machte, dass er mit Thränen in den Augen sagte: „Das habe ich nicht verdient." [1]

Choiseuls Abreise von Versailles und Paris war eine Ovation gewesen, sein Aufenthalt zu Chanteloup gestaltete sich zu einem Triumphe. Hof und Staat, wie man damals sagte, fanden sich dort ein; es war kaum ein hochgestellter Herr, ein Mann von Stand und Würde, eine Weltdame, die es sich nicht zur Ehre anrechneten, dem Exilierten ihre Aufwartung zu machen, und der König, der vielleicht im Grunde seinen Minister ungern vermisste,[2] machte beide Augen zu vor dieser unverkennbaren Demonstration, die sich schlecht genug verhüllte unter der Form einer dem Missgeschick erwiesenen Huldigung.

Der Herzog von Choiseul besaß große Vorzüge und große Fehler, und es ist vielleicht richtig, dass er mehr noch durch letztere als durch erstere gefiel; er war ein leichtfertiger, aber umfassender und scharfsichtiger Geist, ein wankelmüthiger, aber weitschauender Politiker, geistreich, feinsinnig, prachtliebend bis zur Verschwendung, vertrauensselig bis zur Vermessenheit, kühn bis zur Verwegenheit, stolz bis zum Hochmuth, ein großmüthiger Feind, ergebener Freund,[3] gern gesehen von den Frauen, gefürchtet von den Diplomaten, die Ehre Frankreichs hochhaltend.[4] Man hat über ihn geschrieben, er treibe „die Unvorsichtigkeit bis zum Freimuth, die Keckheit bis zur Würde, die Ungezwungenheit bis zum Unabhängigkeitssinn". [5] So bedauerlich manche Acte seiner Verwaltung sein mögen, so ist es nichtsdestoweniger sicher, dass Choiseul mitten in jener verweichlichten Gesellschaft unter der Regierung Ludwigs XV. ein Charakter war und bei verschiedenen Gelegenheiten ein wahrhaft staatsmännisches Talent entfaltete. Mitten im achtzehnten Jahr-

[1] „Souvenirs du baron de Gleichen", p. 40.

[2] Mercy an Maria Thereſia, 23. Jänner 1771. — Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 125.

[3] „Souvenirs du baron de Gleichen", p. 20.

[4] „Mémoires du baron de Besenval", von M. F. Barrière, Paris, Didot, 1857, p. 104.

[5] „Histoire de la chutes de Jésuites", von Vicomte de Saint Prieſt, p. 67.

hundert, zu einer Zeit, wo die herrschende Meinung nur für Friedrich II. schwärmte, erkannte seine Voraussicht das Gefährliche der noch so jungen und schon so aggressiven preußischen Macht und fand in der Allianz mit Österreich das Mittel gegen Übergriffe, deren drohenden Charakter uns die Zukunft nur allzusehr bewiesen hat.

Er übte auf die auswärtigen Höfe, insbesondere auf den spanischen Hof, einen solchen Einfluss, dass er sich selbst seines Übergewichtes im Madrider Cabinet viel sicherer hielt als in dem von Versailles.[1] Allein gerade sein Stolz ließ ihn wehrlos gegen die wider ihn gesponnenen Intriguen. „Nie," sagt ein Zeitgenosse, „hat man gesehen, dass er sich zu feigen Hofumtrieben erniedrigte und Kammerdienern schmeichelte."[2] Er verachtete seine Feinde aus Hochmuth und schonte ihrer aus Großmuth. Das bewirkte seinen Sturz. Sein Stolz hatte sich geweigert, sein Knie vor dem Götzen des Tages, vor Frau du Barry, zu beugen. Daraus ergaben sich zunächst „kleine Verdrießlichkeiten, Gesichterschneidereien, Spöttereien, Achselzucken, endlich kleine, kindische Feindseligkeiten".[3]

Choiseul lachte darüber und mit ihm seine Freunde. Seine Stellung schien gefestigt; der König schätzte und liebte ihn. „Sie führen meine Geschäfte gut, ich bin mit Ihnen zufrieden,"[4] schrieb er ihm. Die Heirat des Dauphin und die Ankunft Marie Antoinettes kräftigten den Einfluss des Ministers. Selbst die Favoritin hegte gegen ihn keine persönliche Feindschaft. „Sie nährt keinen Hass gegen Sie," schrieb der König an Choiseul; „sie kennt Ihren Geist und ist Ihnen nicht übel gesinnt."[5] Dieser offenbar von der Maitresse geschriebene Brief des königlichen Liebhabers drückt in unbezweifelbarer Weise deren Wunsch nach einer Verständigung aus. Choiseul wies das Entgegenkommen stolz zurück, indem er sich begnügte zu antworten, er würde Frau du Barry jene Bitten gewähren, die er für gerecht fände.[6]

[1] „Mémoires du baron de Besenval", p. 124.

[2] Daselbst p. 123.

[3] Frau du Deffand an Horaz Walpole, 2. November 1769.

[4] Brief Ludwigs XV. an den Herzog von Choiseul, herausgegeben von Herzog G. von Choiseul in der „Revue de Paris", 1829.

[5] Daselbst.

[6] „Portraits et caractères de personnages distingués de la fin du XVIII^e siècle", von Sénac de Meilhan.

Doch er vermochte weder seiner Umgebung noch sich selbst öffentliche, scharfe Späße auf Kosten der Favoritin zu untersagen und wagte es sogar, dem Könige über sie kühne Bemerkungen zu machen.[1]

Der König war verletzt und schenkte den Feinden seines Ministers Gehör. Man stellte ihm vor, Choiseul stehe im Einverständnisse mit den damals gegen den königlichen Kanzler im Kampfe befindlichen Parlamenten und suche in seinem Interesse Frankreich in einen Krieg zwischen Spanien und England zu verwickeln. Der Prinz von Condé und Maupeou griffen ein, und Frau du Barry warf das Gewicht ihrer Allmacht in die Wagschale.[2]

Ludwig XV. gab nach und schickte dem Minister durch den Herzog von Brillière das oben angeführte Billet. Choiseul gieng; eine Maitresse hatte ihn erhoben, eine andere stürzte ihn.

Nach außen änderte sein Fall nichts. Obwohl er im Cabinet von Versailles der hervorragendste Vertreter des österreichischen Bündnisses war, war doch der König nicht minder ein Anhänger dieser Allianz.[3] Es war dies, nach dem Ausspruche des Herzogs von Broglie, sein „Lieblingswerk",[4] und er gedachte nicht, es aufzugeben. Jedoch nach innen bedeutete es den Triumph der Cabale gegen Marie Antoinette. Maria Theresia fürchtete demgemäß nicht für die Allianz, war aber äußerst beunruhigt ob ihrer Tochter.[5] Wird man nicht ihre treuen Rathgeber, Mercy und De Vermond, von ihr zu entfernen suchen? Wird die junge Prinzessin bei ihrer zur Überlegung wenig geneigten Lebhaftigkeit ihre Sympathien für den gestürzten Minister nicht zu offen zur Schau tragen? Oder wird sie vielleicht, sich selbst überlassen und der Schweigsamkeit ermangelnd, sich von jener gewissen „abscheulichen Clique"[6] ver-

[1] Mercy an Maria Theresia, 23. Jänner 1771. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 135.

[2] „Mémoires du baron de Besenval", p. 126 u. 127.

[3] Maria Theresia an Mercy, 11. Februar 1771. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 131.

[4] Denkschrift des Grafen de Broglie an die Grafen de Mercy und de Vergennes. — „Correspondance secrète inédite de Louis XV", II, 274.

[5] Maria Theresia an Mercy, 8. Jänner 1771. — Mercy an Maria Theresia, 23. Jänner 1771. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 116, 125.

[6] Maria Theresia an Mercy, 4. Jänner 1771. — Daselbst, I, 116.

derben lassen? Die Besorgnisse der Kaiserin waren unbegründet; die junge Dauphine, geleitet von Mercy, wusste bei dieser heiklen Gelegenheit ein vorwurfsfreies Benehmen einzuhalten; doch die Gefahren bestanden.

Der Fall des Parlaments*[1] folgte bald dem Sturze Choiseuls. In der Nacht vom 20. auf den 21. Jänner 1771 wurden 169 Präsidenten und Räthe verbannt; am 14. April unterdrückte ein zu Versailles feierlich abgehaltenes sogenanntes lit de justice*[2] das Parlament und ersetzte es durch eine neue, größtentheils aus Mitgliedern des Großen Rathes bestehende Versammlung. Der Rummel über diese Maßregel war im ganzen Königreiche groß; zu Paris wie in Versailles nahm man für die Proscribierten offen Partei; die Prinzen von Geblüt mit Ausnahme des Grafen de la Marche weigerten sich, dem lit de justice beizuwohnen. Selbst die Frauen mischten sich ein, und das Publicum beobachtete gar kein Maß in seinen Bemerkungen. Am Hofe waren Ränke und Gährung nicht geringer. „Es ist fast unmöglich," schrieb Mercy an Maria Theresia, „dass sich Eure Majestät eine genaue Vorstellung von der hier allenthalben herrschenden entsetzlichen Verwirrung bilden. Der Thron wird hiebei in den Staub gezogen durch die Zunahme des Einflusses und das anstandswidrige Auftreten der Favoritin und die Schlechtigkeit ihrer Anhänger. Die Nation macht ihrem Grimme Luft in aufrührerischen Reden und in Brandschriften, in denen die Person des Königs nicht geschont wird. Versailles ist ein Sitz der Treulosigkeit, des Hasses und der Rache geworden; alles vollzieht sich dort durch Intriguen und von persönlichen Gesichtspunkten aus, und es scheint, dass man dort auf jedes Gefühl von Redlichkeit verzichtet habe."[1]

Choiseul war gestürzt, aber nicht ersetzt. Die Häupter der Gegenpartei waren getheilt betreffs der Wahl seines Nachfolgers.[2] Die Favoritin wollte den Herzog von Aiguillon, der Prinz von Condé widersetzte sich dem;[3] der Kanzler kümmerte sich nicht darum, und der König zauderte. D'Aiguillon war bloß bekannt durch lange

[1] Mercy an Maria Theresia, 16. April 1771. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 154.

[2] Briefe der Frau de Deffand an Walpole vom 9. Jänner bis 17. März 1771. — „Correspondance de la marquise du Deffand", II, 121, 151, 152.

[3] Daselbst, II, 151.

und heftige Händel mit dem Parlament der Bretagne, aus denen sein Ruf von Redlichkeit und Tapferkeit nicht unbescholten hervorgieng. Es war eine Verleumdung;[1] nichtsdestoweniger war sie in Umlauf und brachte den Schützling Frau du Barrys in bedauerlichen Misscredit. Ludwig XV. persönlich schätzte ihn nicht und hatte sogar eine Art Abneigung gegen ihn.[2] „Wie können Sie glauben, dass er Sie ersetzen könne?" schrieb er ein Jahr vorher an Choiseul; „verhasst, wie er ist, was könnte er Gutes stiften?"[3] Auch diesesmal trug der Wille der Favoritin über den des Monarchen den Sieg davon; am 5. Juni 1771 erhielt der Herzog von Aiguillon seine Ernennung.[4]

Die Allmacht Frau du Barrys war auf diese Weise in die Augen springend, und das erklärte Bündnis zwischen dem Premier und der Maitresse wurde für Marie Antoinette zum ersten Anstoß auf dem schlüpfrigen Boden des Hofes von Versailles.

Die Gräfin du Barry war im Grunde genommen kein bösartiges Weib.[5] Sie war nicht rachsüchtig, wohl aber eitel,[6] und zeigte sich umso gieriger nach Rücksichten und Ehrenbezeigungen, je mehr sie fühlte, dass man ihr deren keine schuldete. Sie wollte den Frauen der besten Kreise vorgestellt werden, und ward es; sie wollte mit der Dauphine nach deren Ankunft soupieren, und die feige Gefälligkeit ihres königlichen Geliebten ließ sie am Tage vor deren Hochzeit mit der Dauphine speisen. Bei ihren ersten Schritten auf französischem Boden fand Marie Antoinette diese „dumme und

[1] Man behauptete, er habe sich in der Schlacht bei St. Caste gegen die Engländer in einer Mühle versteckt. „Wenn unser General auch nicht mit Ruhm bedeckt ist, so doch mit Mehl," sagte man. Und nach seiner Rückberufung aus der Bretagne war er vom Pariser Parlament als „solcher Handlungen beschuldigt" erklärt worden, „die seine Ehre verletzten". Nach den Forschungen Batels in seinem merkwürdigen Buche über Frau du Barry, „Histoire de Mme du Barry" ꝛc., Versailles, Bernard, 1883, 3 Bde., scheinen dies Verleumdungen zu sein.

[2] Mercy an Maria Thersia, 1. September 1771. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 215.

[3] Brief des Königs an Choiseul, wie oben.

[4] Frau du Deffand an H. Walpole, 26. Juni 1771. — „Correspondance de la marquise du Deffand", II, 175.

[5] Mercy an Maria Thersia, 14. November 1772. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 373.

[6] Derselbe an dieselbe, 2. September 1771. — Daselbst, I, 215.

impertinente Creatur“ [1] sich gegenüber oder vielmehr an ihrer Seite in Muette, in Marly,[2] in Choisy,[3] in Compiègne, in Versailles, überall. Ihre jungfräuliche Züchtigkeit empörte sich dabei, und sie konnte sich nicht entschließen, auch nur das Wort an die Gräfin zu richten, geschweige ihr irgend eine Gunst zu erweisen. Der Dauphin theilte ihr Widerstreben und verhehlte dies nicht. Man hatte versucht, ihn kleinen Soupers in St. Hubert[4] oder in der Eremitage beizuziehen;[5] er zog sich auf den Rath seiner Frau bald davon zurück.[6] Die Favoritin war von dieser Haltung des jungen Ehepaares verletzt, und ihre Freunde, von der Dauphine nichts mehr hoffend, suchten ihr Ansehen durch böswillige Zumuthungen, beißende Kritiken und geschickte Lügen zu zerstören.[7] Der König selbst, von der Maitresse aufgereizt, wurde aufgebracht; da er aber Auseinandersetzungen mit seinen Kindern scheute, ließ er die Gräfin de Noailles rufen und zollte zwar dem Charakter seiner Enkelin alle Anerkennung, beklagte sich aber, „dass die Frau Dauphine sich erlaube, allzu frei zu sprechen über das, was sie sehe oder zu sehen glaube, und fügte hinzu, dass ihre etwas gewagten Bemerkungen innerhalb der Familie schlechte Wirkungen hervorbringen könnten“.[8]

Diesesmal wusste Marie Antoinette ihre gewohnte Schüchternheit zu überwinden; sie sprach mit ihrem Großvater, und dieser, der weder ins Gesicht zu widerstehen noch Vorstellungen zu machen wagte, konnte seine Missstimmung nicht aufrechterhalten. Er versicherte seine Enkelin, dass er sie reizend finde und aus ganzem Herzen liebe; er küsste ihr die Hand, umarmte sie und billigte alles, was sie ihm gesagt hatte. Für diesesmal war die Gefahr beschworen, die Cabale vereitelt, und es schien sicher, dass, wenn die Prinzessin über ihre Verlegenheit obgesiegt und den Entschluss gefasst hätte, die Sache jedesmal vor den König selbst zu bringen, sie schnell dieser Umtriebe Herr geworden wäre.

[1] Marie Antoinette an Maria Theresia, 9. Juli 1770. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, I, 17.

[2] Mercy an Maria Theresia, 4. August 1770. — Daselbst, I, 29.

[3] Derselbe an dieselbe, 14. Juli 1770. — Daselbst, I, 21.

[4] Derselbe an dieselbe, 14. Juli 1770. — Daselbst, I, 35.

[5] Derselbe an dieselbe, 20. August 1770. — Daselbst, I, 35.

[6] Derselbe an dieselbe, 17. März 1771. — Daselbst, I, 143.

[7] Derselbe an dieselbe, 20. October 1770. — Daselbst, I, 94.

[8] Derselbe an dieselbe, 17. März 1771. — Daselbst, I, 143.

Aber die Prinzessinnen trachteten, um ihre Schwägerin leichter zu verdrängen, sie ihrem Vater zu entfremden, und da ihnen dies leider gelang, wurde der König verdrießlich, und alle Ränke hatten freies Spiel. Frau du Barry und der Herzog von Aiguillon traten vereint auf,[1] und der König, von den achtungsvollen kleinen Klagen der Maitresse und den bitteren Klagen des Ministers gequält, zeigte sich den Beschwerden zugänglich. Es gab immer neue Anwürfe gegen die Dauphine, immer neue Anläufe, um ihre Stellung zu erschüttern. Die Gräfin von Provence kam an den Hof, sofort nahm die Cabale sie mit Beschlag und suchte ihr im Entstehen begriffenes Ansehen dem ihrer Schwägerin entgegenzusetzen. Savoyen gegen Österreich, das war eine persönliche Gefahr für Marie Antoinette, und auch eine politische Gefahr steckte darin. Maria Theresia war davon betroffen, und Fürst Kaunitz schrieb auf ihren Antrieb an den Grafen de Mercy einen Brief, den der Botschafter zur Kenntnis der jungen Prinzessin zu bringen beauftragt wurde. Es hieß darin:

„Es an Rücksichten für Personen fehlen zu lassen, die der König erhoben oder in seine Gesellschaft aufgenommen hat, heißt so viel wie sich gegen ihn selbst verfehlen. Noch schlimmer wäre es, wenn man sich über sie beleidigende Bemerkungen erlaubte. Man darf in derartigen Personen eben nur Leute sehen, die der König seines Vertrauens und seiner Güte würdig befunden hat, und darf sich nicht erlauben zu untersuchen, ob dies mit Recht oder Unrecht geschehen; schon die Wahl des Fürsten allein muss geachtet werden; aus diesem Grunde und aus Achtung für ihn schuldet man solchen Personen Rücksichten. Ja auch die Klugheit verlangt dies, weil sie schaden können.“[2] Der alte Diplomat entwirft schließlich einen Plan, in dem er fast die einzelnen Worte angibt, die Marie Antoinette in ihrer Unterredung mit dem Könige gebrauchen sollte.

Doch Kaunitz hatte sowohl die Einflüsterungen der Prinzessinnen als den Widerwillen der Dauphine gegen sich; seine Rathschläge wurden nicht befolgt, und die Intriguen dauerten fort.

Eines Tages — am 28. Juli 1776 — bei einem Souper bei der Gräfin von Valentinois, nahm der Herzog von Aiguillon den

[1] Der Herzog von Aiguillon verzieh es der Dauphine nicht, dass sie ihn kalt empfangen hatte, als er ihr in seiner Eigenschaft als Minister vorgestellt wurde.

[2] Kaunitz an Mercy. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, I, 192.

Grafen de Mercy beiseite und verständigte ihn, dass der König ihn übermorgen bei seiner Maitresse zu sprechen wünsche. „Sie wissen," hatte der Fürst zu seinem Minister gesagt, „dass ich hier nicht in der Lage bin, ihn zufällig treffen zu können; darum laden Sie ihn ein, mich bei Frau du Barry zu besuchen." Obwohl von dieser Mittheilung etwas überrascht, da sie ihm nur als Vorwand erschien, ihn zu der Favoritin zu ziehen, verfehlte Mercy das Zusammentreffen am 30. nicht. Er begegnete zunächst der Gräfin, die ihm unter großen Freundschaftsbetheuerungen den Kummer anvertraute, von dem sie betroffen sei. „Man habe zu den abscheulichsten Verleumdungen seine Zuflucht genommen, um sie bei der Frau Dauphine anzuschwärzen und ihr sogar wenig achtungsvolle Bemerkungen über sie angedichtet.[1] Fern davon, sich eine so enorme Schuld vorwerfen zu müssen, habe sie sich stets denen angeschlossen, die den Vorzügen der Frau Erzherzogin so gerechtes Lob spenden, und niemals ihren Einfluss beim Könige gebraucht, als um ihn den vernünftigen Bitten der Frau Dauphine geneigt zu machen. Dennoch habe diese Prinzessin ihr fortwährend eine gewisse Verachtung bezeigt." Mercy, von diesen Erklärungen etwas gelangweiligt, schützte Unwissenheit vor und bezeichnete die Beschwerden der Gräfin als übertrieben, als Ludwig XV. selbst über eine geheime Treppe ankam. „Bis jetzt," sagte er zum Grafen, „sind Sie der Botschafter der Kaiserin gewesen; ich bitte Sie, jetzt mein Botschafter zu sein, wenigstens auf einige Zeit." Dann kam er, aber nicht ohne einige Verlegenheit, auf seine einzelnen Klagen gegen die Dauphine zu sprechen. Er finde sie reizend; aber jung und lebhaft, wie sie sei, mit einem Gemahl, der nicht imstande sei, sie zu lenken, sei es ihr unmöglich, die gelegten Fallen zu vermeiden; sie überlasse sich Vorurtheilen, Abneigungen, die ihr eingeflüstert würden; sie behandle die Personen, die er in seinen Privatzirkel aufnehme, mit absichtlichem Übelwollen. Ein solches Benehmen verursache Scenen am Hofe, entzünde das Ränkespiel und den Parteigeist. „Besuchen Sie oft die Frau Dauphine," fuhr der König fort; „ich bevollmächtige Sie, ihr von mir alles zu sagen, was Sie wollen; man gibt ihr schlechte Rathschläge, sie möge dieselben nicht befolgen." Und als Mercy einwarf, dass dergleichen Bemerkungen aus dem Munde des Königs seiner Enkelin

[1] Die Zuträger behaupteten, Madame du Barry hätte die Dauphine die „kleine Rothköpfige" genannt.

gegenüber weit mehr Autorität hätten, die gewiss mit allem Eifer ihm gehorchen würde, schützte der Monarch sein Widerstreben gegen Erörterungen mit seinen Kindern vor und bat den Botschafter, die Sache zu übernehmen. „Sie sehen mein Vertrauen," schloss er, „da ich Ihnen meine Ansichten über die inneren Vorgänge in meiner Familie mittheile."

Ein seltsames und belehrendes Bild! Was soll man von dem alten, absoluten Monarchen denken, der den traurigen Muth hatte, sich seinen Kindern gegenüber zum Vollstrecker der Launen und Feindschaften seiner Maitresse zu machen, es aber nicht wagte, es ihnen ins Gesicht zu sagen, sondern sich an die Gefälligkeit eines fremden Gesandten wandte, um seiner Familie seinen Willen kundzugeben?

Wie dem immer sei, Mercy war der Dauphine zu ergeben und durchschaute die gegen sie gesponnene Intrigue zu gut, um sie nicht sofort zu verständigen. Er besuchte sie am 31., erzählte ihr den Vorfall des gestrigen Tages und bestand auf der Nothwendigkeit eines schnellen Entschlusses. Wolle die Frau Erzherzogin durch ihr öffentliches Verhalten kundgeben, dass sie die Rolle kenne, welche die Gräfin du Barry am Hofe spiele, so erfordere es ihre Würde, vom Könige zu verlangen, dass er dieser Frau verbiete, künftig beim Cercle zu erscheinen. Wolle sie im Gegentheile den wahren Charakter der Favoritin ignorieren, was eben Kaunitz empfehle, so müsse sie dieselbe wie jede andere vorgestellte Frau ohne Voreingenommenheit behandeln und, wenn die Gelegenheit sich böte, und wäre es auch nur ein einzigesmal, das Wort an sie richten. Es sei nicht minder dringend, mit dem Könige zu sprechen und sich mit Freundlichkeit zu beschweren, dass er, statt seiner Enkelin selbst seine Ansichten zu sagen, ihr diese durch einen dritten zukommen lasse. Ein solcher Schritt würde den Monarchen sicherlich in Verlegenheit setzen, und um dergleichen in der Zukunft zu vermeiden, würde er dem Antriebe der herrschenden Partei weniger zugänglich sein. Es schicke sich übrigens, hierüber den Dauphin zu befragen; man dürfe aber auf keinen Fall dem Gutdünken der Prinzessinnen folgen.

In dem kleinen Kreise der Dauphine herrschte große Aufregung; der Dauphin billigte Mercys Rathschläge, aber die Prinzessinnen schlugen Lärm, und Marie Antoinette, die trotz der Warnungen des Botschafters damals ihren Tanten blindlings

gehorchte und einen entschiedenen Widerwillen gegen die von ihr verlangten Schritte hatte, that, was unter solchen Umständen Leute thun, die sich nicht auskennen: sie nahm nur die Hälfte des ihr vorgelegten Planes an, indem sie zustimmte, ein Wort zu Frau du Barry zu sprechen, aber sich hartnäckig weigerte, mit dem Könige zu reden. „Meine Tanten," sagte sie, „wollen es nicht."

Die Favoritin sollte am 14. August zum Cercle kommen; es war beschlossen worden, dass am Ende des Spieles der Botschafter die Conversation mit ihr einleiten würde; die Dauphine würde dann hinzukommen und gelegentlich die Gräfin ansprechen. Die Dinge schienen am genannten Tage zu gehen, wie vereinbart worden war. Die Prinzessin fürchtete sich ein wenig, war aber entschlossen. Anfangs gieng alles gut. Mercy knüpfte nach dem Spiele ein Gespräch mit Madame du Barry an, und die Dauphine begann, Cercle zu halten. Schon näherte sie sich der Favoritin, als Madame Adelaide, die sie nicht aus den Augen verlor, die Stimme erhob und sagte: „Es ist Zeit zu gehen; gehen wir; wir wollen den König bei meiner Schwester Victoire erwarten." Bei diesen Worten verlor die Dauphine den Muth; sie entfernte sich ganz verwirrt, und die Veranstaltung war gescheitert. Die Favoritin war beleidigt, der König unzufrieden; ungeduldig zu erfahren, welcher Empfang seiner Maitresse zutheil geworden, fragte er sie darum beim Hinausgehen aus dem Staatsrath. „He, Herr v. Mercy," sagte er dann zum Botschafter, „Ihre Rathschläge fruchten nichts, ich muss Ihnen zuhilfe kommen." [1]

Der Botschafter war erschrocken über die sichtbare üble Laune des Königs und fürchtete, der Ärger könnte ihn zu einem verhängnisvollen Schritte gegen seine Kinder hinreißen; um einem Aufsehen erregenden Vorgehen vorzubeugen, richtete er eine dringende Aufforderung an die höchste Autorität Maria Theresias. Die Kaiserin, die bisher in ihrer Correspondenz mit der Tochter diesen heiklen Gegenstand nicht berührt hatte,[2] ergieng sich in strengen Vorwürfen; sie schrieb: „Gestehe nur Deine Verlegenheit, Deine Furcht, auch nur ‚Guten Morgen' zu sagen; ein Wort über ein Kleid, über eine Kleinigkeit kostet Dich so viele Zimperlichkeit, reine Zimperlich-

[1] Depesche Mercys vom 2. September 1771.

[2] Mit Ausnahme einer Anspielung in ihrem Briefe vom 9. Juli 1771 hatte Maria Theresia Madame du Barry in ihrer Correspondenz nie genannt.

keit oder noch Ärgeres. Du hast Dich also in eine derartige Sclaverei schleppen lassen, dass Vernunft und Pflicht keine Kraft mehr haben, Dich zu überreden. Ich kann nicht länger schweigen; nach der Unterredung mit Mercy und all dem, was er Dir über die Wünsche des Königs gesagt, was Deine Pflicht erforderte, hast Du es gewagt, sie nicht zu erfüllen! Welch guten Grund kannst Du dafür anführen? Keinen. Du darfst die Barry als nichts anderes kennen und betrachten, denn als eine bei Hof und in die Gesellschaft des Königs zugelassene Dame. Du bist seine erste Unterthanin; Du schuldest ihm Gehorsam und Unterwürfigkeit; Du schuldest dem Hofe und den Leuten am Hofe das Beispiel, den Willen Deines Herrn zu vollziehen. Würde man von Dir Erniedrigungen oder Vertraulichkeiten fordern, so könnte weder ich noch jemand anderer sie Dir anrathen, aber ein gleichgiltiges Wort, gewisse Rücksichten, nicht gegen die Dame, sondern für Deinen Großvater, Herrn und Wohlthäter. Und Du verletzest ihn so empfindlich bei der ersten Gelegenheit, die nicht sobald wiederkehren wird, wo Du ihn Dir verpflichten und ihm Deine Anhänglichkeit beweisen könntest! .... Du fürchtest Dich, mit dem Könige zu sprechen, fürchtest Dich aber nicht, gegen ihn ungehorsam und ungefällig zu sein. Du magst immerhin auf einige Zeit mündliche Erklärungen vermeiden, aber ich fordere, dass Du ihn durch alle Deine Handlungen von Deiner Ehrfurcht und Zärtlichkeit überzeugest, indem Du bei jeder Gelegenheit auf das bedacht bist, was ihm gefallen dürfte; er soll in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig haben, keine gegentheilige Handlung oder Rede soll vorkommen. Solltest Du Dich auch mit allen anderen überwerfen, das könnte ich hingehen lassen; Du hast nur ein Ziel, nämlich dem Könige zu gefallen und seinen Willen zu thun; wenn Du so handelst, halte ich Dich für einige Zeit der mündlichen Erklärungen gegen den König enthoben." [1]

Es ist schwer, die Bemerkung zu unterlassen, dass diese gewichtvollen Erwägungen über die der königlichen Majestät schuldige Ehrfurcht sich ziemlich seltsam ausnehmen bei einer Gelegenheit, wo die königliche Majestät sich selbst so wenig achtete. Mochte der Gedanke unter was immer für Umschreibungen verhüllt sein — und

[1] Maria Thersia an Maria Antoinette, 30. September 1771. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 217 u. 218.

Maria Thereſia opferte dieſem dringenden Gegenſtande ſogar die Nothwendigkeit mündlicher Erklärungen gegen den König — ſo gieng doch ſchließlich alles darauf hinaus, mit einer Frau zu ſprechen, deren Gegenwart am Hofe ein öffentliches Ärgernis war; denn die Maitreſſe von der vorgeſtellten Dame wegdenken, das war doch außerordentlich ſpitzfindig und ſchwer durchführbar. Ja, wenn ein Wort genügt hätte; das war aber nicht der Fall. „Wenn Sie in der Lage wären, wie ich," antwortete Marie Antoinette, „alles zu ſehen, was hier vorgeht, ſo würden Sie es mir glauben, daſs dieſes Weib und ihre Clique nicht zufrieden wären mit einem Worte, und daſs man immer wieder von vorne anfangen müſste.... Ich ſage nicht, daſs ich nie mit ihr ſprechen werde, aber ich kann mich nicht herbeilaſſen, mit ihr an beſtimmten Tagen und Stunden zu ſprechen, ſonſt würde ſie ſich deſſen im voraus rühmen und ein Triumphgeſchrei erheben." [1]

Marie Antoinette hatte Recht. Madame du Barry beſaß alle Keckheiten und Gelüſte der Claſſe, aus der ſie hervorgegangen war; fortwährend neue Beiſpiele beſtätigten dies. Bei den Soupers im kleinen Schloſſe, wo ſie den Vorſitz führte, hatte ſie die Frechheit ſo weit getrieben, ſich neben den Dauphin ſetzen zu wollen; ſie hatte die Beſuche bei der Dauphine vermehren wollen; [2] ſie ließ ein Luſthaus bauen, das in einen bis dahin der königlichen Familie vorbehaltenen Garten hinüberreichte; [3] ſie maßte ſich das Recht an, über alle Stellen bei der Bildung des Hofſtaates der Prinzen zu verfügen. [4] Bei der Hochzeit des Grafen von Artois erneuerte ſie den bei der Hochzeit der Dauphine verurſachten Scandal, indem ſie öffentlich mit der königlichen Familie dinierte und hiebei Edelſteine im Werte von fünf Millionen auf ſich trug! [5] Man gieng noch weiter: der Herzog von Aiguillon im Einvernehmen mit Madame Louiſe, die man ſonderbarerweiſe in dieſe Intrigue verwickelt findet, verſuchte, vom Papſte die Auflöſung der Ehe Madame

[1] Marie Antoinette an Maria Thereſia, 13. October 1771. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 221, 223.

[2] Mercy an Maria Thereſia, 16. September 1772. — Daſelbſt, I, 346 u. 347.

[3] Derſelbe an dieſelbe, 14. November 1772. — Daſelbſt, I, 368.

[4] Derſelbe an dieſelbe, 20. April 1773. — Daſelbſt, I, 440.

[5] „Le gouvernement de la Normandie aux XVII^e et XVIII^e siècles." — „Documents inédits tirés des archives du château d'Harcourt", von E. Hippeau, IV, 87.

du Barrys zu erlangen, um sie in die Lage zu setzen, den König zu heiraten; das wäre eine seltsame Maintenon*[3] mit einem seltsamen Ludwig XIV. gewesen.[1] „Wenn die Kaiserin sähe, was hier vorgeht," sagte Marie Antoinette, „so würde sie mir verzeihen; es gibt keine Geduld, die dem standhalten kann."[2]

Eben diese Übergriffe, dieser allmächtige Einfluss der Favoritin bildeten eine beständige Gefahr. Madame du Barry besaß zu wenig Geist und Lebensart, um durch sich selbst gefährlich zu sein; sie war es aber durch ihre Umgebung, deren Äußerungen sie, wie Mercy sagt, mit der Gelehrigkeit eines Papageis wiederholte.[3] Ueberdies verleitete sie ihre Eitelkeit, ihre augenblicklichen Vortheile und ihre unbestrittene Herrschaft über den schwachen Monarchen auszunützen. Hieß es nicht ihre Macht in den Augen aller bestätigen, wenn man seinen Verdruss öffentlich kundgab? Mercy fürchtete alles von „abscheulichen" Leuten, die, von der Zukunft nichts hoffend, nichts in der Gegenwart schonen zu brauchen glaubten.[4] Er fürchtete besonders den Herzog von Aiguillon, der, wie er sagte, „mehr und mehr die Züge eines erschreckend häßlichen Charakters erkennen läßt".[5] Er bestand bei der Dauphine unabläßig darauf, sie möchte gegenüber der herrschenden Partei ein mehr politisches Verhalten annehmen, richtete aber wenig aus; der jungfräuliche Sinn der Prinzessin empörte sich gegen alles, was als ein Zeichen von Willfährigkeit gegen die „Creatur" hätte erscheinen können. Eines Tages jedoch — es war der 1. Jänner 1772 — ließ sie, bei der Favoritin vorübergehend, ein Wort fallen, das als an diese gerichtet aufgefaßt werden konnte. Mercy triumphierte, aber sein Triumph war von kurzer Dauer. „Ich habe," sagte Marie Antoinette am nächsten Tage zu ihm, „einmal gesprochen, aber ich bin fest entschlossen, es dabei bewenden zu lassen; dieses Weib wird den Ton meiner Stimme nicht mehr vernehmen."[6]

Einmal zu diesem Weibe, das sie aufs höchste verachtete, sprechen, war für die Prinzessin schon ein ungeheures Opfer, und

[1] Pichler an Mercy, 4. December 1771. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 283.

[2] Mercy an Maria Thereſia, 19. December 1771. — Daſelbſt, I, 250.

[3] Daſelbſt.

[4] Daſelbſt, I, 256.

[5] Daſelbſt, I, 252.

[6] Derſelbe an dieſelbe, 28. Jänner 1772. — Daſelbſt, I, 264.

es schien ihr, dass ihre Mutter und der Botschafter sich damit zufrieden geben könnten.

„Ich zweifle nicht," schrieb sie an Maria Theresia, „dass Mercy Ihnen mein Benehmen am Neujahrstage gemeldet hat, und hoffe, dass Sie damit werden zufrieden gewesen sein. Sie dürfen wohl glauben, dass ich meine Vorurtheile und Abneigungen stets opfere, so lange man von mir nichts Bloßstellendes und gegen die Ehre Verstoßendes verlangt." [1]

Die Kaiserin gerieth in Harnisch.

„Ich musste lachen," schrieb sie zurück, „über Deinen Einfall, ich oder mein Gesandter könnten Dir je Rathschläge ‚gegen die Ehre' geben; nicht einmal im geringsten gegen den Anstand. Da kannst Du sehen, wie sehr die Vorurtheile und bösen Rathschläge Deinen Geist eingenommen haben. Deine Aufregung nach diesen wenigen Worten, der Vorsatz, sich nicht mehr dazu herbeizulassen, lassen für Dich Schlimmes erwarten. Welches Interesse sollte ich im Auge haben, als Dein Wohl und selbst das Deines Staates, das Glück des Dauphin und das deinige, die kritische Lage, in der Du und das ganze Königreich sich befinden, die Intriguen und Parteiungen? Wer kann Dir besser rathen, wer mehr Dein Vertrauen verdienen, als mein Gesandter, der Deinen Staat und die dort thätigen Werkzeuge gründlich kennt?..."

„Der König ist alt; die Verdauungsbeschwerden, an denen er leidet, sind nicht leicht zu nehmen; es können mit der Du Barry und mit den Ministern Veränderungen zum Guten oder zum Schlimmen geschehen. Ich wiederhole Dir, meine liebe Tochter, wenn Du mich liebst, folge meinem Rathe, der dahin geht, ohne Zaudern und mit Vertrauen alles zu befolgen, was Mercy sagt oder verlangt, wenn er wünscht, dass Du Deine Aufmerksamkeiten gegen die Dame oder andere wiederholest, es zu thun." [2]

Die Erklärung für diese außerordentlich lebhafte Sprache findet man in den Zeitumständen. Der Brief ist vom 13. Februar 1772; es war die Zeit, wo zwischen Preußen, Russland und Österreich die große historische Missethat der ersten Theilung Polens ver-

[1] Marie Antoinette an Maria Theresia, 21. Jänner 1772. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 261.

[2] Maria Theresia an Marie Antoinette, 13. Februar 1772. — Daselbst, I, 272.

handelt wurde. Maria Thereſia, deren Gewiſſen dieſer gehäſſige Handel empörte und die ihr Lebenlang ſich darüber nicht beruhigen konnte, ſuchte ihn damals auf die einzig mögliche Art zu hintertreiben: durch Befeſtigung des durch Choiſeuls Sturz etwas erſchütterten öſterreichiſch-franzöſiſchen Bündniſſes. Aber d'Aiguillon hatte es abgelehnt, die halb und halb dunklen Eröffnungen zu vernehmen, und es befand ſich in ſo ernſter Zeit nicht einmal ein franzöſiſcher Botſchafter in Wien.[1] Von Verſailles zurückgewieſen und iſoliert, entſchloſs ſich die Kaiſerin, „um," wie ſie ſagte, „nicht allein einem Kriege mit den Ruſſen und Preußen ausgeſetzt zu ſein," endlich, die ihr gemachten Vorſchläge anzunehmen.[2]

Nachdem die Sache einmal im Zuge war, kam es darauf an, daſs ihr nichts in die Quere käme; konnte man von Seite Frankreichs ſicher ſein? Choiſeul hätte bei ſolcher Gelegenheit gedroht, ſich auf die Niederlande zu werfen, und der Theilung nie zugeſtimmt;[3] aber Choiſeul war nicht mehr da. Der neue Botſchafter in Wien, Prinz von Rohan, aus dem einige ſchlecht Unterrichtete einen geſchickten Diplomaten machen wollten, „beläſtigte" Kaunitz nicht und begnügte ſich damit, den Kaiſer mit ſeinen Späſſen zu unterhalten.[4] Der talent- und einfluſsloſe d'Aiguillon, der Mercys Eröffnungen nicht hatte verſtehen wollen, war wohl nicht ſehr geeignet, ernſte Schwierigkeiten zu erheben. Was konnte jedoch geſchehen, wenn er, gereizt durch den hochfahrenden Empfang bei der Dauphine, ſeine Anſtrengungen mit denen der gleichfalls beleidigten Favoritin vereinigte, um aus Rache den Plänen des Wiener Hofes entgegenzuwirken? Man muſste eine ſolche Gefahr auf jede Weiſe vermeiden, und das beſte Mittel dazu war, daſs Marie Antoinette ſich dazu verſtünde, den Miniſter und die Favoritin rückſichtsvoller zu behandeln.

„Wir wiſſen es gewiſs," ſchrieb Maria Thereſia an Mercy, „daſs England und der König von Preußen die Barry gewinnen wollen. Frankreich liebäugelt mit Preußen. Der König iſt ſchwach, ſeine Umgebung läſst ihm keine Zeit, zu überlegen und ſeinem eigenen

[1] „Correspondance secrète de Louis XV", I, 163 u. II, 486.

[2] „Briefe Maria Thereſias" ꝛc., I, 151.

[3] „Correspondance secrète du comte de Mercy", Einleitung, I, XXIX und II, 15.

[4] Daſelbſt, I, 289 u. 290.

Gefühle zu folgen. Sie ersehen hieraus, wie wichtig es ist zur Aufrechthaltung der Allianz, dass man alles aufwende, um sie in diesem kritischen Augenblicke nicht zu lockern. Dieses Übel zu hindern ist nur meine Tochter imstande; sie muss sich durch ihre zarte Aufmerksamkeit die Gunst des Königs bewahren und die Favoritin gut behandeln. Ich verlange keine Erniedrigungen, noch weniger Vertraulichkeiten, aber Aufmerksamkeiten gegen ihren Großvater und Herrn in Berücksichtigung des Guten, das daraus für uns und die beiden Höfe entspringen kann; die Allianz hängt vielleicht davon ab."[1]

Nach dem Empfange so dringender Instructionen verdoppelte Mercy seine Aufmerksamkeiten gegen die „herrschende Partei". Auf seinen Antrieb ließ sich Marie Antoinette, die von den Verwicklungen der europäischen Diplomatie nichts verstand, aber natürlicherweise einen Bruch des österreichisch-französischen Bündnisses über alles fürchtete, herbei, an die Gräfin ein bedeutungsloses Wort zu richten; aber nach diesem Zugeständnisse nahm sie ihre geringschätzige Haltung wieder auf.

Umsonst stellte Mercy die Unannehmlichkeiten vor, die daraus für die Geschäfte entstehen könnten; umsonst bemerkte er, es wäre weder recht noch schicklich, dass die königliche Familie durch ihre Haltung das Betragen des Königs kritisieren zu wollen scheine; „dass, wenn sich der König auf einem Irrwege befinde, es nicht seinen Kindern zustehe, die Aufmerksamkeit darauf zu lenken; dass uns die heilige Schrift in dieser Beziehung einen sehr schlagenden Fall berichte in dem Fluche des Herrn über jenen der Söhne Noahs, der über die Trunkenheit seines Vaters gelacht hatte, während Gott die Kinder jenes Patriarchen segnete, die ihn mit ihrem Mantel bedeckt hatten."[2*4]

Die Dauphine war einen Augenblick gerührt, nicht durch die theologische Beweisführung des Botschafters, sondern durch den Wunsch, ihre Mutter zu befriedigen, selbst mit Opferung ihres noch so gerechtfertigten Widerwillens, kehrte aber bald auf ihren abweisenden Standpunkt zurück, ermuthigt von ihrem Gemahl, der Madame du Barry „verabscheute".[3]

[1] Maria Thersia an Mercy, 2. Juli 1772. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 321.

[2] Mercy an Maria Thersia, 17. Februar 1773. — Daselbst, I, 144.

[3] Derselbe an dieselbe, 16. Juli 1773. — Daselbst, I, 399.

Umsonst schmiedete der Herzog von Aiguillon neue Complote mit Frau von Narbonne, um Marie Antoinette zu bestimmen, die Favoritin besser zu behandeln; umsonst bemühte sich Madame Adelaide, jetzt aus Politik der Gräfin näher getreten,[1] diese ihrer Schwägerin näher zu bringen. Der Einfluss der alten Tante war gewichen, und der Dauphin antwortete auf ihre Zumuthungen trocken: „Tante, ich rathe Ihnen, sich nicht in die Intriguen des Herrn v. Aiguillon zu mengen; denn das ist ein schlechtes Subject.“[2] Als Madame du Barry der Dauphine ihre neuvermählte Nichte vorstellte, konnte sie weder für sich noch für die Vorgestellte ein Wort erlangen.[3] Drei Monate später erreichte sie keinen besseren Empfang für ihre Schwägerin, die Gräfin d'Argicourt.[4] Maria Theresia zankte; aber Marie Antoinette begnügte sich zu antworten, dass, wenn sie anders gehandelt hätte, es der Dauphin übel aufgenommen hätte, und setzte folgende Worte hinzu, die ihrer Mutter kaum mehr Hoffnung auf Änderung ließen: „Wenn man einmal eine Art des Verhaltens angenommen hat, so soll man sie nicht mehr ändern.“[5]

Die Favoritin beklagte sich übrigens nicht mehr.[6] Mercy legte ihr eines Tages „über Gegenwart und Zukunft“[7] und über den Nutzen für sie, die königliche Familie zu schonen,[8] Erwägungen vor, die ihre Wirkung nicht verfehlten. Die Zukunft verdüsterte sich für Madame du Barry; man hatte schon einmal von ihrer Entlassung gesprochen.[9] Der König alterte, verschiedene Anzeichen hatten ihn gemahnt, dass mit den Jahren körperliche Schwächen gekommen waren; er mochte sich der gläubigen Gesinnung seiner Jugend erinnern. Schon hatte der plötzliche Tod einige seiner Vertrauten, die fast unter seinen Augen dahingerafft worden, auf seinen leicht-

[1] Mercy an Maria Theresia, 24. Juli 1771. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, I, 192.

[2] Derselbe an dieselbe, 17. Juli 1773. — Daselbst, II, 5.

[3] Derselbe an dieselbe, 14. August 1773. — Daselbst, II, 27.

[4] Derselbe an dieselbe, 17. October 1773. — Daselbst, I, 56.

[5] Marie Antoinette an Maria Theresia, 14. September 1773. — Daselbst, II, 37.

[6] Mercy an Maria Theresia, 17. October 1773. — Daselbst, II, 56.

[7] Derselbe an dieselbe, 15. October 1771. — Daselbst, I, 226.

[8] Derselbe an dieselbe, 14. August 1772. — Daselbst, I, 336.

[9] Derselbe an dieselbe, 18. Mai 1773. — Daselbst, I, 452.

fertigen Sinn einen sehr lebhaften Eindruck hervorgebracht. Er begann, Gespräche über sein Alter, über seinen Gesundheitszustand, über die furchtbare Rechenschaft, die jeder Mensch über die Verwendung seines Lebens Gott ablegen muss, zu führen. Eine geschickt geführte Intrigue, in die man Madame Louise zu verwickeln gewusst, um den Beichtvater des Königs, den Abbé Maudoux, einen frommen und erleuchteten Priester, der gleichzeitig Beichtvater Marie Antoinettes war,[1] zu entfernen, war an der Festigkeit letzterer gescheitert.[2] Bestimmten etwa all diese Erwägungen Madame du Barry, das Betragen jener gegenüber, die heute nur Dauphine war, aber morgen Königin sein konnte, zu ändern? Thatsache ist, dass man seit den letzten Monaten des Jahres 1773 die Favoritin und ihre Freunde unerhörte Anstrengungen machen sieht, sich Marie Antoinette zu nähern.[3] Madame du Barry machte ihr fortwährend Anträge; sie erbot sich, vom Könige die Rückberufung der Gräfin von Grammont zu erwirken, wenn die Dauphine den Wunsch danach ausspreche.[4] Sie gieng soweit, ihr vorzuschlagen, durch den König für sie auf sieben Millionen Livres geschätzte Ohrgehänge in Diamanten kaufen zu lassen. Wie groß auch die Vorliebe der Dauphine für Geschmeide war, sie antwortete einfach, sie wünsche deren Zahl nicht zu vermehren.[5] Als Feindin geschlagen, als Bundesgenossin zurückgewiesen, entschloss sich die Du Barry zu der einzigen Rolle, aus der sie nie hätte heraustreten sollen: sie verhielt sich ruhig und erhob keine Beschwerden mehr.[6]

So endete mit einer ebenso gerechten als leicht vorauszusehenden Lösung dieser lange und ärgerliche Streit, in dem mit Verachtung aller natürlichen und göttlichen Ordnung eine aus dem Schlamme gezogene Maitresse während vier Jahre eine Prinzessin

[1] Siehe über Abbé Maudoux die sehr interessante, nach den im großen Seminare von St. Sulpice** befindlichen Papieren desselben verfasste Broschüre: „L'abbé Maudoux, confesseur de Louis XV", von Ant. de Lantenay, Paris, Jules Vic, 1881.

[2] Mercy an Maria Theresia, 19. Februar 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 111.

[3] Derselbe an dieselbe, 12. November 1773, 18. December 1773. — Daselbst, II, 68 u. 80.

[4] Derselbe an dieselbe, 16. September 1773. — Daselbst, II, 42.

[5] Derselbe an dieselbe, 19. Jänner 1774. — Daselbst, II, 95.

[6] Derselbe an dieselbe, 19. April 1774. — Daselbst, II, 129.

kaiserlichen Geblüts und Gemahlin des Kronerben von Frankreich in Schach gehalten hatte; ein Kampf, der Veranlassung zu soviel Umtrieben am Hofe, zu soviel gerechtem Widerwillen seitens Marie Antoinettes, soviel klugen Manövern Mercys und soviel strengen und ungerechten Vorwürfen Maria Theresias gegeben hatte. Sicherlich, wenn man kalt und mit jener gewissen hochmüthigen Gleichgiltigkeit hinsichtlich der Moral diese fast ausschließliche Sorge um die materiellen Interessen, die zu den Traditionen der modernen Diplomatie gehört, beurtheilt, so lassen sich die Beunruhigung, die unaufhörlichen Anempfehlungen und Forderungen der Kaiserin leicht erklären; aber noch leichter ist es, die jungfräuliche Entrüstung Marie Antoinettes zu begreifen, oder sagen wir lieber, zu theilen. Vielleicht waren die Absichten der Kaiserin klüger; die der Dauphine waren unbestreitbar großherziger. Man fühlt gerne in dem Herzen der jungen Frau die zarte Fiber verletzter Züchtigkeit vibrieren und betrachtet mit Rührung jene „Keuschheit der Ehre", wie Burke sagt,[1] die das blendende Weiß ihrer Flügel durch eine unwürdige Berührung zu besudeln fürchtet. Marie Antoinette geht aus diesem Kampfe größer und reiner hervor. Wenn die Politik sie verurtheilt, die öffentliche Ehrbarkeit spricht sie los.

[1] „Reflexions sur la Revolution de France", London 1740, p. 157.*6

# Siebentes Capitel.

Volksthümlichkeit der Dauphine. — Züge ihrer Güte. — Der Bauer von Achères. — Brand des Hotel-Dieu. — Einzug des Dauphin und der Dauphine in Paris. — Allgemeine Begeisterung. — Brief Marie Antoinettes an ihre Mutter. — Vorstellungen in der Comédie-Française und in der Comédie-Italienne. — Der Graf von Provence und der Graf von Artois. — Ihre Ehen. — Ihre Beziehungen zur Dauphine. — Unterhaltungen der jungen Ehepaare. — Theaterspiel in den inneren Appartements. — Vertrauter Umgang des Dauphin und der Dauphine. — Der Dauphin wird weniger schüchtern, die Dauphine nachdenkender. — Feste Stellung Marie Antoinettes am Hofe zu Anfang 1774.

All jene Umtriebe, von denen wir berichtet, schadeten der Volksthümlichkeit der Dauphine nicht im geringsten. Abgesehen von einigen Höflingen, deren Schicksal daran hieng, und einigen Zeitungsscriblern kümmerte sich das Publicum wenig um diese kleinen Intriguen innerhalb des engen Umkreises der königlichen Paläste. Es war geblendet worden von der lebensfrischen und anmuthigen Erscheinung, die Frankreich von Straßburg bis Versailles wie ein glänzendes und wohlthätiges Meteor durchzogen hatte, und es glaubte noch immer an ihren Glanz und ihre Güte. „Es ist eine natürliche Neigung der Franzosen, ihre Fürsten zu lieben," schrieb 1753 der Marschall de Noailles.[1] Das Volk stieß sich nicht daran, wenn diesem fünfzehnjährigen Kinde ein Lächeln entfuhr über die veraltete Tracht einiger alten Witwen, oder wenn es einige Fehler gegen die Etikette begieng, die Frau v. Noailles ärgerten. Das Volk liebte seine Dauphine und schaute nur auf ihre frische Gesichtsfarbe und ihre Herzensgüte. Leider konnte es sich derselben nur wenig erfreuen. Kleinliche Eifersucht verschob den feierlichen Einzug des jungen Ehepaares in seine „gute Stadt Paris". Doch das Publicum sah Marie Antoinette auch in der Ferne, wo sie jetzt weilte, stets reizend, wie am Tage ihrer Ankunft, gut und

[1] „Mémoires historiques et militaires du Maréchal de Noailles", VI, 317.

gefühlvoll, wie damals, als sie ihren ganzen Barvorrath den Verwundeten von der place Louis XV schickte. „Ihre Jugend," sagt Montbarrey, „ihr Gesicht, ihr Wuchs gewannen alle Herzen und erregten Begeisterung." [1] Es schien, als ob man ihr als der Braut eines ganzen Volkes zuriefe; sie war wirklich, wie ein unverdächtiger Pamphletist geschrieben, der Abgott der Nation.[2] Frankreich, das nicht wusste, was es mit seiner traditionellen Liebe zu seinem Fürsten anfangen sollte, schenkte sie mit vollem Herzen der Dauphine. Sie war der Leuchtthurm, auf den sich alle Blicke richteten, die reichliche Quelle, aus der alle Anmuth floss. Man begriff gar nicht, dass eine populäre Maßregel ergriffen werden konnte, ohne von ihr zu stammen oder durch ihre Hände zu gehen.

„Die Frau Dauphine wird hier angebetet," schrieb Ende 1770 der unparteiische Mercy, „und die öffentliche Meinung ist in dieser Hinsicht eine so entschiedene, dass das Pariser Volk vor einigen Tagen gelegentlich der Preisverminderung des Brotes in den Straßen und auf den Märkten laut sagte, sicherlich habe die Frau Dauphine diese Verminderung zu Gunsten der armen Leute erbeten und erlangt." [3]

Reizende Züge, die ihrem Herzen wie einer natürlichen Quelle entsprangen und durch Tausende von Stimmen verbreitet wurden, erhielten und vermehrten die begeisterte Liebe des Volkes. Man erzählte sich, der Herzog von Duras, Kammerjunker, habe der Prinzessin vorgeschlagen, während des Aufenthaltes in Fontainebleau Bälle zu geben, sie aber habe geantwortet, dass „ihr dies zwar sehr genehm wäre, dass sie aber nicht wolle, dass man sage, man fände Geld für ihre Vergnügungen, aber keines, um den Personen ihres Hofstaates ihre Bezüge zu bezahlen; sie verzichte also aus diesem Grunde auf die ihr vorgeschlagenen Unterhaltungen." [4] Man erfuhr, dass sie ihren Einfluss zu Gunsten zu streng bestrafter Soldaten verwendet habe.[5] Man erzählte sich,

[1] „Mémoires du prince de Montbarrey", I, 376.

[2] „Essais historiques" ꝛc., 1. Theil, p. 12.

[3] Mercy an Maria Theresia, 17. December 1770. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 108.

[4] Derselbe an dieselbe, 22. Juni 1771. — Daselbst, I, 176.

[5] „La vie militaire sans l'ancien régime", von A. Babeau, Paris, Didot, 1889.

UNIV. OF CALIFORNIA


dass, als einmal auf der Jagd das todgehetzte Thier sich in den Bach gestürzt hatte, die Jäger sich beeilten, um zum Hallali zu kommen; sie mussten aber zu diesem Zwecke ein Getreidefeld durchqueren. Die Dauphine befahl sogleich, einen Umweg zu machen, „indem sie lieber auf das Schauspiel verzichtete, als es sich auf Kosten der Ackerbauern verschaffte, die stets bei ähnlichen Gelegenheiten schlecht entschädigt werden.“ [1]

Ein anderesmal, ebenfalls auf der Jagd, war der Kutscher ihres Wagens bei der Fahrt über eine Brücke so unglücklich gefallen, dass vier Pferde der Bespannung über seinen Leib giengen; man trug ihn blutend und bewusstlos fort. Die Dauphine ließ sogleich halten und wollte, dass der Verwundete vor ihr verbunden werde. „Mein Freund,“ sagte sie zu einem Pagen in aller Unbefangenheit, „hole einen Chirurgen.“ — „Lauf um eine Sänfte,“ sagte sie zu einem anderen; „schau, ob er spricht, ob er bei sich ist.“ Sie verließ den Platz nicht, bis sie sich versichert hatte, dass der Verwundete gut versorgt und sachte nach Versailles gebracht wurde, wo sie ihn von ihrem ersten Chirurgen behandeln ließ. Hof und Publicum waren hingerissen, und zu Paris und Versailles sagte man allgemein, dass bei dieser Gelegenheit „Maria Theresia in ihrer Tochter, und Heinrich IV. in seiner Erbin wiederzuerkennen gewesen.“ [2]

Die junge Prinzessin erwies ihrem Personale ausgesuchte und zartsinnige Aufmerksamkeiten. Eines Tages versetzte ihr das Pferd ihres Stallmeisters einen Hufschlag auf den Fuß; sie überwand ihren Schmerz und setzte den Spazierritt fort, obwohl der Fuß stark geschwollen war, um dem Manne den Kummer zu ersparen, der unfreiwillige Urheber des Unfalles gewesen zu sein.[3] Ein anderesmal hatte sich der dienstthuende Kammerdiener verwundet, als er ein etwas schweres Möbelstück rücken wollte; die Dauphine wusch ihm selbst die Wunde und machte ihm mit ihrem Taschentuch Umschläge.[4] Noch ein anderesmal verzichtete sie auf die Spazierritte, für die sie bekanntlich große Vorliebe hatte, um

[1] Mercy an Maria Theresia, 2. September 1771. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, I, 206.

[2] Derselbe an dieselbe, 17. December 1770. — Daselbst, I, 107.

[3] Derselbe an dieselbe, 22. Mai 1771. — Daselbst, II, 163.

[4] „Mémoires de Mme Campan“, p. 75.

ihrem Stallmeister zu erlauben, zu seiner leidenden Frau heimzukehren.[1]

Doch nicht nur ihren Bediensteten bezeigte sie solche gefühlvolle Rücksichten, sondern allen Armen und Unglücklichen. Ein Jahr nach den erzählten Vorfällen fiel zu Compiègne ein Reitknecht der Gräfin von Provence, als er durch die Stadt ritt, vom Pferde und wurde schwer verwundet. Die Prinzessin fuhr kalt vorüber, ohne sich weiter um den Unfall zu kümmern; aber die Dauphine, die in kurzer Entfernung folgte, ließ ihren Wagen halten, ertheilte Befehle, dass dem Verwundeten Hilfe geleistet werde und fuhr erst weiter, als ihre Befehle ausgeführt waren. Das Publicum ermangelte nicht, das Verhalten der beiden Schwägerinnen zu vergleichen, und es lässt sich errathen, dass der Vergleich nicht zu Gunsten der Gräfin von Provence ausfiel.[2]

Doch am meisten Aufsehen erregte das sogenannte Ereignis von Achères.[3] Es war wieder auf der Jagd zu Fontainebleau, am 16. October 1773. Der angeschossene Hirsch hatte sich in eine kleine Umzäunung des Dorfes Achères geflüchtet. Da er hier keinen Ausweg fand, wurde er aus Verzweiflung wüthend und stürzte sich auf einen Bauer, der die Umzäunung bestellte, und versetzte ihm mit dem Geweihe zwei Stöße, den einen in die Hüfte, den andern in den Oberkörper. Der Mann stürzte, tödlich verwundet, zusammen. Sein Weib, wahnsinnig vor Schmerz, stürzte sich auf die Jäger und fiel ohnmächtig nieder. Der König ordnete an, dass man für sie Sorge trage, und entfernte sich. Die Dauphine stieg aus ihrer Kalesche, gab der Unglücklichen Salze zu riechen, und nachdem letztere aus ihrer Ohnmacht erwacht war, spendete sie ihr, selbst tief ergriffen, Geld, Trost und Thränen. Sie hieß sie dann in ihren Wagen steigen, ließ sie in ihre Behausung zurückbringen und holte die Jagdgesellschaft erst wieder ein, nachdem sie sich versichert hatte, dass die beiden Kranken die nöthige Pflege erhielten.

Der ganze Hof, von diesem so edlen Beispiele angezogen, kam den Verunglückten zuhilfe. Der Dauphin leerte seine Börse in ihre Hände, die Gräfin von Provence that dasselbe. Die

[1] Mercy an Maria Theresia, 2. September 1771. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 212.

[2] Derselbe an dieselbe, 16. September 1772. — Daselbst, I, 345.

[3] „Gazette de France", 22. October 1773, Nr. 85, p. 785.

UNIV. OF CALIF.


folgenden Tage versäumte Marie Antoinette nicht, sich nach dem Verwundeten zu erkundigen, dessen Zustand anfangs ein verzweifelter zu sein schien, der aber geheilt wurde, dank der Pflege, die ihm gemäß der Anordnung der Prinzessin die Hofchirurgen angedeihen ließen.[1] Das Publicum, von diesen Einzelheiten unterrichtet und hingerissen von den Thränen der Rührung, die es die Dauphine hatte vergießen sehen, erschöpfte sich in Lobsprüchen auf sie und drückte einstimmig seine Bewunderung aus. In Fontainebleau scharte sich das Volk überall zusammen, wo es sie zu treffen hoffte.[2] In Marly und zu Versailles empfieng man sie mit einer Beflissenheit und mit Zurufen, die sie fast einschüchterten. Die damaligen Zeitungen sind voll von Versen ihr zu Ehren, und die geistreiche Prinzessin de Beauveau sprach ein Wort, das zu sehr der Stimmung des Tages entsprach, um nicht gang und gäbe zu werden: „Die Frau Dauphine folgte der Natur, und der Herr Dauphin folgte der Frau Dauphine.“[3]

Wir könnten diese Beispiele vervielfältigen, die in den gleichzeitigen Memoiren und den Berichten Mercys reichlich verzeichnet sind.[4] Wir wollen nur noch eines anführen. In der Nacht vom 29. auf den 30. December 1772 brach im Hotel-Dieu (allgemeines Krankenhaus. Anm. des Übers.) zu Paris ein schrecklicher Brand aus. Nachdem das Feuer in den unterirdischen Räumen gewüthet hatte, schlug es gegen 1 Uhr morgens mit solcher Heftigkeit hervor, dass der Widerschein an den äußersten Enden der Stadt gesehen wurde. Trotz der raschen Hilfe, trotz der Thätigkeit des neuorganisierten Pompiercorps und der Hingebung der Löscharbeiter, an deren Spitze der Erzbischof von Paris, Monseigneur de Beaumont, die ersten Beamten und die Ordensleute der Stadt standen, wurden die meisten Gebäude zerstört; man schätzte den Verlust auf zwei Millionen. Zehn Kranke verbrannten; die anderen wurden in Eile in die erzbischöfliche Residenz, nach Notre-Dame und in die anderen Kirchen geschafft; doch mehrere der zur Hilfe-

[1] Mercy an Maria Theresia, 12. November 1773. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, II, 68.

[2] Daselbst, 64.

[3] Daselbst, 64, Anm.

[4] Und doch haben sich Schriftsteller aus der revolutionären Schule gefunden, die Marie Antoinette anklagen, kein Herz gehabt zu haben.

leistung Herbeigeeilten kamen in den Flammen um oder wurden verwundet.

Bestürzt über ein solches Unglück, erließ der Erzbischof von Paris einen warmen Aufruf an die öffentliche Mildthätigkeit und ordnete Sammlungen an. Sobald Marie Antoinette davon erfuhr, schickte sie eilig tausend Thaler, und ergriff mit einer Bescheidenheit, die sie noch mehr ehrt als ihr Mitleid, bis ins kleinste gehende Vorsichtsmaßregeln, damit niemand etwas davon erführe, wobei sie die Geheimhaltung soweit trieb, selbst Mercy und Vermond nichts davon zu sagen.[1]

Trotz alledem wurde die Sache ruchbar, und das Publicum wusste der Prinzessin umsomehr Dank für die großmüthige Spende, als dieselbe aus ihrem eigensten Antriebe kam und niemand in der königlichen Familie ihr mit gutem Beispiele vorangegangen war.[2] Doch eben diese Anerkennungen setzten sie in Verlegenheit, und sie wusste nicht, wie sie sich ihnen entziehen sollte.[3]

Auch als Marie Antoinette endlich am 8. Juni 1773, noch von dem Andenken an ihre edlen Handlungen und von den schönsten Hoffnungen umleuchtet, ihren Einzug in die Hauptstadt hielt, war der Enthusiasmus der Pariser Bevölkerung unbeschreiblich. Es war üblich, dass die Ceremonie des Einzuges bald auf die Hochzeitsfeier des Dauphins folgte;[4] doch der Cabale, die die Popularität der Prinzessin fürchtete und jene nicht durch den Glanz eines öffentlichen Triumphes erhöhen wollte, war es gelungen, die argwöhnische Empfindlichkeit des alten Monarchen zu erwecken, der seit langem der Acclamationen entwöhnt war.[5] Den Einflüsterungen seiner Maitresse und seiner Minister leicht zugänglich, hatte sich Ludwig XV. dieser officiellen Ceremonie stets widersetzt, und Marie Antoinette hatte trotz ihres lebhaften Wunsches noch nicht die Freude gehabt, Paris zu sehen und sich dort sehen zu lassen; sie hatte nicht einmal, wie sie eines Tages geplant hatte, über die

[1] Marie Antoinette an Maria Theresia, 13. Jänner 1773. — Mercy an Maria Theresia, 17. Februar 1773. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 397, 416.

[2] Mercy an Maria Theresia, 17. Februar 1771. — Daselbst, I, 416.

[3] Marie Antoinette an Maria Theresia, 13. Jänner 1773. — Daselbst, I, 397.

[4] Mercy an Maria Theresia, 18. Mai 1773. — Daselbst, I, 455.

[5] Derselbe an dieselbe, 15. Juni 1772. — Daselbst, I, 313.

Boulevards fahren können.[1] Endlich, im Mai 1773, entschloss sie sich, mit dem Könige über ihren Wunsch zu sprechen, und der Monarch, der ins Gesicht nichts abschlagen konnte, antwortete ihr, dass er das Gleiche wünsche, und dass ihr die Wahl eines beliebigen Tages freistünde.[2] Es wurde der 8. Juni bestimmt, die Vorbereitungen wurden mit Beschleunigung getroffen, und die Ceremonie fiel prächtig aus; seit langem hatte man nichts Ähnliches gesehen. Das Volk von Paris lechzte nach dem Anblick der Prinzessin, die es noch nicht kannte, deren Anmuth und Tugenden aber ein tausendfaches Echo pries.

Bei der porte de la Conférence wurden die beiden Gatten von Herzog von Brissac, Gouverneur von Paris, dem Polizeilieutenant Herrn v. Sartines, der Stadtvertretung und dem Vorstand der Kaufmannschaft empfangen. Hier wurden ihnen auf silberner Schüssel die Schlüssel der „guten Stadt" überreicht, und die „Damen der Halle" boten ihnen die Erstlinge des Marktes, Blumen und Früchte. Das erhabene Paar nahm mit seinem Gefolge in einem Galawagen Platz, fuhr über den Quai der Tuilerien, den Pont-Royal, den Quai Conti, wo der Münzvorstand seine berittene Compagnie aufgestellt hatte, den Pont-Neuf, wo der Obercriminalrichter am Fuße der Statue Heinrichs IV. mit seinem Wachcorps harrte, den quai des Orfèvres, die rue Saint-Louis, dann zum Hotel-Dieu, wo die Mutter Priorin mit ihren Religiosinnen stand, und langte endlich bei Notre-Dame an. Am Portale vom Erzbischof und seinem Capitel begrüßt, begaben sich Dauphin und Dauphine in den Chor, beteten dort kniend und giengen von da in die Kapelle der seligsten Jungfrau, wo ein königlicher Kaplan eine stille Messe las, während welcher die Dommusik ein Motette aufführte. Nach der Messe besuchten sie die Schatzkammer, begaben sich dann nach der St. Genovefa-Kirche,*[1] giengen um den Reliquienschrein der Heiligen herum und verfügten sich endlich in die Tuilerien. Im collège Louis-le-Grand sprach der Rector der Universität an der Spitze der vier Facultäten das hohe Paar an, im collège Montaigu sagten die Studierenden Verse auf.

[1] Mercy an Maria Theresia, 15. Juni 1772. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 312.

[2] Daselbst, I, 455.

Das alles war programmäßig, aber nicht auf dem Programme stand die wirklich außerordentliche Begeisterung des Publicums. Auf dem ganzen Wege, den der Zug nahm, war die Menge so dicht gedrängt, dass es dem Wagen fast unmöglich war, vorwärts zu kommen. Überall gab es Decorationen, Triumphbögen, Blumenteppiche, dröhnendes Hochrufen. Die Dauphine hatte für jeden ein Lächeln, für hochgestellte Personen einen Gruß, einen heiteren Blick für das ganze Volk. „Es ist unmöglich," schrieb Mercy, „sich anmuthiger, reizender und geistesgegenwärtiger zu zeigen, als die Frau Erzherzogin bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegt hat."[1] Ihr Lächeln gieng zu Herzen; die Hände klatschten, Taschentücher wurden geschwungen, Hüte flogen in die Luft; es war eine allgemeine Freudetrunkenheit. Mit gewohnter Güte hatte die Prinzessin ihrer Wache befohlen, jedermann herbeizulassen; es schien für diesen Tag die alte Etikette abgeschafft zu sein. In den Tuilerien speisten die Marktfrauen im Concertsaale; Palais und Garten war voll von Menschen. Als die Dauphine auf dem Balkon erschien, konnte sie, erschrocken über diese Menschenwogen, nicht umhin, auszurufen: „Mein Gott! wie viel Menschen!" — „Madame," erwiderte galant der Herzog von Brissac, „das sind, mit Erlaubnis des Herrn Dauphin, 200.000 Liebhaber Ihrer Person."

Aber der Dauphin war nicht eifersüchtig, er war glücklich. Die Begeisterung dieser Menge, der Zauber seiner Lebensgefährtin übten auf ihn ihre Wirkung, und mit Überwindung seiner natürlichen Schüchternheit antwortete er mit Leichtigkeit auf die an ihn gerichteten Ansprachen.[2] Sein gewöhnlich so kühles Wesen war wie von einem Reflex der Anmuth seiner jungen Frau erwärmt, und das Volk, glücklich über diese unerwartete Verwandlung schrieb, das Verdienst der Dauphine zu. „Wie schön ist sie, wie reizend!" wiederholte man überall.

Nach dem öffentlichen Diner stiegen die Gatten Arm in Arm in den Tuileriengarten hinab und ergiengen sich dort. Wohl 50.000 Personen waren hier in den Alleen, auf den Bänken, den Geländern und selbst auf den Bäumen. Die Massen waren so dicht, dass

[1] Mercy an Maria Theresia, 16. Juni 1773. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 465.

[2] Marie Antoinette an Maria Theresia, 14. Juni 1773. — Daselbst, I, 459.

das königliche Paar fast drei Viertelstunden weder vor- noch rückwärts konnte und sogar einen Augenblick von seinem Gefolge getrennt wurde.[1] Aber dieses Herzudrängen entzückte sie beide; sie fühlten sich sicher inmitten dieses Volkes, freuten sich über dessen stürmischen Jubel, horchten mit Rührung auf die Zurufe naiver Begeisterung, die aus allen Kehlen drangen, und nur den einen Auftrag ertheilte die Dauphine ihrer Wache, niemanden wegzuweisen.

Als das prinzliche Paar nach der Rückkehr von dieser Promenade „mit Hindernissen" ins Schloss hinaufgieng, um nochmals dieses Schauspiel zu betrachten, und eine halbe Stunde lang auf der Terrasse blieb trotz der glühenden Sonnenstrahlen, mit der Hand nach rechts und links die sich am Fuße der Tuilerien drängende Menge grüßend, brach ein einstimmiges Freudengeschrei los.

Die Dauphine hatte Mühe, ihre Thränen freudiger Rührung zurückzuhalten. „Ach! das gute Volk!" wiederholte sie unaufhörlich.[2]

„Letzten Dienstag," schrieb sie nach einigen Tagen an ihre Mutter, „hatte ich ein Fest, das ich in meinem Leben nicht vergessen werde: wir haben unseren Einzug in Paris gehalten. Man hat uns mit allen erdenklichen Ehren empfangen; doch nicht das hat mich am meisten gerührt, sondern die Liebe dieses armen Volkes, das trotz der Steuern, von denen es erdrückt wird, vor Freude außer sich war, uns zu sehen. Als wir in den Tuilerien spazieren gehen wollten, war die Menge so groß, dass wir drei Viertelstunden lang weder vor- noch rückwärts konnten. Der Herr Dauphin habe der Wache mehrmals empfohlen, niemanden zu stoßen, was eine sehr gute Wirkung hervorgebracht hat. Es herrschte an diesem Tage so gute Ordnung, dass trotz der enormen Menschenmasse, die uns überallhin folgte, niemand verwundet wurde. Nach der Rückkehr von der Promenade bestiegen wir eine offene Terrasse und blieben dort eine halbe Stunde. Ich kann Ihnen nicht sagen, liebe Mutter, welche Freude und Zuneigung man uns da bezeigt hat. Bevor wir uns zurückzogen, grüßten wir mit der Hand das Volk, was einen sehr guten Eindruck gemacht hat. Wie glücklich ist man in unserem Stande, wenn man die Freundschaft eines ganzen Volkes

[1] Mercy an Maria Theresia, 16. Juni 1773. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 466.

[2] „Mémoires de Weber", p. 21.

um einen so billigen Preis gewinnt! Und doch gibt es nichts Wertvolleres; ich habe es wohl gefühlt und werde es nie vergessen." [1]

Ludwig XV. erwartete in Versailles mit einer gewissen Ungeduld die Rückkehr seiner Enkel. „Meine Kinder," sagte er, als sie wieder kamen, „ich war fast beunruhigt. Ihr müßt recht müde sein, von eurer Tagesleistung." — „Es ist der lieblichste Tag unseres Lebens," antwortete die Dauphine,[2] und zartsinnig den König mit den Kundgebungen in Verbindung bringend, deren Gegenstand sie gewesen, sagte sie zum Monarchen: „Eure Majestät müssen bei den Parisern sehr beliebt sein, denn dieselben haben uns überaus gefeiert." [3]

Entzückt von einem so begeisterten Empfange, hatte die Prinzessin nur einen Wunsch: oft in eine Stadt wiederzukommen, die sie mit solchen Acclamationen begrüßte. Sie erlangte vom Könige die Erlaubnis, jede Woche dorthin ins Theater zu fahren, zuerst in vollem königlichen Aufzuge, beim Donner der Kanonen der Bastille und des Invalidenhauses, mit einem zahlreichen Aufwande von französischen und Schweizergarden bei den Eingängen zum Theater und sogar auf der Bühne,[4] bald aber in größter Einfachheit, in gewöhnlicher Kleidung und mit kleinem Gefolge.[5] Mochte sie aber in großem oder kleinem Aufzuge erscheinen, der Erfolg war gleich groß. „Es gäbe ein Buch zu schreiben," schrieb Mercy, „über alle rührenden Aussprüche und Bemerkungen, die man über die Gestalt, Anmuth, Leutseligkeit und Güte der Frau Erzherzogin machte." [6]

Am 23. Juni gab man in der Comédie-Française „Die Belagerung von Calais". Als im dritten Acte Fräulein Vestris zwei Verse recitierte, deren Sinn ist: „Der Franzose findet gern an seinem Fürsten einen Bruder, der, geboren als Sohn des Staates,

[1] Marie Antoinette an Maria Theresia, 14. Juni 1773. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 459.

[2] „Mémoires de Weber", p. 21 u. 22.

[3] „Histoire de Marie-Antoinette-Joséphe-Jeanne de Lorraine, archiduchesse d'Autriche", von Montjoye, Paris, Perronneau, 1797, p. 63.

[4] Mercy an Maria Theresia, 17. Juli 1773. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 3.

[5] Derselbe an dieselbe, 17. October 1773. — Daselbst, II, 54.

[6] Derselbe an dieselbe, 17. Juli 1773. — Daselbst, II, 3 u. 4.

dessen Vater wird",*[2] wandte sie sich gegen den Dauphin; das ganze Publicum applaudierte.

Als man etwas später die Stelle vortrug, wo es heißt:

„Welche Lehre für euch, stolze Potentaten:
Wachet über eure Unterthanen auch des niedersten Ranges.
So mancher stirbt, fern von euren Blicken, im Elend,
Der vielleicht eines Tages eure Herrschaft gerettet hätte."*[3]

da applaudierten der Dauphin und die Dauphine, was neue, stürmische Ausbrüche des Jubels und Dankes hervorrief.[1]

Ein anderesmal spielte man in der Comédie-Italienne den „Deserteur". Der Refrain eines Couplets enthält den Ruf: „Es lebe der König!" Der Dauphin applaudierte. Man wiederholte den Ruf; der Schauspieler Clairval fügte bei: „Und seine lieben Kinder!" Das ganze Publicum klatschte in die Hände, und der Abend schloss mit dem Absingen von vier bis fünf zu Ehren des jungen Ehepaares improvisierten Strophen.[2]

Bei jedem Besuche, auf dem Marktplatze St. Ovide, in der Bildergallerie,[3] wo der Dauphin vor dem Gemälde von Marchy, das ihn am Arme seiner Gemahlin im Tuileriengarten promenierend darstellte,[4] stehen blieb, im Garten des Marschalls de Biron,[5] überall gab es denselben Enthusiasmus, dieselben Acclamationen, und als der Hof nach Compiègne zog, trennte sich Marie Antoinette nicht ohne Bedauern von dieser „guten Stadt" Paris.[6]

Soviel Mühe man sich auch gab, die Eifersucht Ludwigs XV. zu erregen, er freute sich über den glänzenden Triumph seiner Enkel.[7] Freilich, die Prinzessinnen ärgerten sich, und die Cabale verdoppelte ihren Hass und ihre Wuth, erschöpfte sich aber in vergeblichen Anstrengungen. Der Einzug des Grafen und der Gräfin von

[1] „Le Gouvernement de Normandie", IV, 86.

[2] Marie Antoinette an Maria Theresia, 17. Juli 1773. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 8.

[3] Mercy an Maria Theresia, 16. September 1773. — Daselbst, II, 44.

[4] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", VII, 63.

[5] Mercy an Maria Theresia, 17. October 1773. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 53.

[6] Marie Antoinette an Maria Theresia, 17. Juli 1773. — Daselbst, II, 8.

[7] Mercy an Maria Theresia, 17. Juli und 18. December 1773. — Daselbst, II, 4, 82.

Provence, den man mit königlichem Glanze umgab, um ein Gegengewicht zu schaffen gegen den durch den Einzug der Dauphine hervorgebrachten Eindruck, endete mit einer kläglichen Schlappe.[1] Der pompöse Aufzug ließ das Publicum gleichgiltig. Graf und Gräfin von Paris wurden von der Dauphine vollständig in den Schatten gestellt; von ihr allein sprach man, sie allein wollte man sehen.[2]

Begreiflicherweise hatte die Dauphine, von dem Glanze der Volksgunst umgeben, nicht viel zu fürchten von den Palastumtrieben und Hofränken. Der Graf von Provence, der vierzig Jahre später das constitutionelle Regime in Frankreich (als Ludwig XVIII. Anm. des Übers.) einführen und mit kluger (?) Hand die dem Lande von der Revolution und dem Kaiserreiche geschlagenen Wunden heilen sollte,*[4] gab damals noch nicht jene Eigenschaften kund, die er auf dem Throne entfaltete. Um ein Jahr jünger als der Dauphin, zeigte er von Kindheit an einen übersprudelnden Ehrgeiz und einen zum Nachdenken, aber auch zur Intrigue geneigten Charakter. Ein feingebildeter Geist, Literatur und Politik gleichmäßig liebend, von seiner Umgebung, und zwar gewöhnlich auf Kosten seines älteren Bruders,[3] gerühmt und erhoben, verhehlte er schlecht seinen Verdruss, den zweiten Rang einzunehmen, während er sich für den ersten berufen glaubte. Bei solchen Ansprüchen und Stimmungen schien er ein ganz taugliches Werkzeug in den Händen der Marie Antoinette feindlichen Cabale zu sein. Man suchte ihn seinem Bruder entgegenzustellen, besonders als seine Heirat mit einer savoyischen Prinzessin seine Stellung am Hofe gesichert hatte; man bildete für ihn aus diesem Anlasse absichtlich einen dem des Dauphin gleichen Hofstaat. Seine Frau, ohne Geist und Anmuth,[4] unsympathischen Charakters,[5] gab sich gerne zu diesen Treibereien kleinlichen Ehrgeizes her. Marie Antoinette hatte sich wiederholt über die vom jungen Ehepaare gegen sie eingenommene Haltung zu beklagen. Auf einmal erfolgte ein voll-

[1] Mercy an Maria Theresia, 16. September 1773. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 45.

[2] Derselbe an dieselbe, 17. October 1773. — Daselbst, II, 55.

[3] „Mémoires du prince de Montbarrey", II, 29.

[4] Mercy an Maria Theresia, 22. Juni 1771. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 173.

[5] Marie Antoinette an Maria Theresia, 16. September 1773. — Daselbst, II, 37.

ständiger Umschwung. War es ein Gefühl von Ohnmacht gegenüber dem wachsenden Ansehen der Dauphine? War es das Bedauern darüber, dass man sich hatte vom Herzog von Vauguyon mitschleppen lassen? Oder eine einfache Frontveränderung bei Fortbestand des alten Planes? Thatsache ist, dass der junge Prinz sich nach dem Tode seines Erziehers seiner Schwägerin zu nähern suchte,[1] ihr sein Unrecht gestand und alle Schuld auf Herrn von Vauguyon schob.[2] Marie Antoinette, wie immer gut und ohne Groll, bat nur, die früheren Häkeleien zu vergessen; die Beziehungen gediehen bald bis zur Vertraulichkeit. Jeden Morgen kam der Graf von Provence zur Dauphine[3] und brachte ihr die Hofnachrichten und die Lieder und Bonmots des Tages;[4] er vereinbarte mit ihr Pläne für Belustigungen,[5] übermittelte ihr sogar Projecte für ihr Verhalten[6] und schlug ihr vor, eine eigene Fraction am Hofe zu bilden.[7] Marie Antoinette, immer vertrauensvoll und ohne Berechnung, überließ sich dem Reize einer Freundschaft, die, dank der weisen Rathschläge Mercys, nur Annehmlichkeiten ohne Nachtheil bot; das Bedürfnis nach Gesellschaft, um dem Despotismus der Prinzessinnen zu entgehen, die Anziehungskraft einer geistreichen Conversation machten sie zu einer solchen Hingabe bereit. Aber eines Tages zeigten ihr die Beziehungen, die sie zwischen ihrem Schwager und dem Herzog von Aiguillon entdeckte, dass nicht alles vollkommen aufrichtig war im Benehmen des jungen Prinzen.[8] Seitdem war sie auf ihrer Hut; die Besuche des Prinzen wurden weniger häufig, und das Verhältnis blieb zwar ein gutes, hörte aber auf, ein vertrauensvolles zu sein.

Der zweite Bruder des Dauphin, der Graf von Artois, hatte keine so hohen Bestrebungen. Von einnehmenden Gesichtszügen, schönem Wuchse, lebhaften und ungezwungenen Manieren, in allen

[1] Mercy an Maria Theresia, 18. April 1772. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 293.

[2] Derselbe an dieselbe, 16. October 1772. — Daselbst, I, 359.

[3] Derselbe an dieselbe, 14. November 1772, 17. Februar 1773. — Daselbst, I, 368, 415.

[4] Derselbe an dieselbe, 17. Februar 1773. — Daselbst, I, 415.

[5] Derselbe an dieselbe, 17. Februar 1773. — Daselbst, I, 415.

[6] Derselbe an dieselbe, 14. November 1772. — Daselbst, I, 365.

[7] Derselbe an dieselbe, 16. October 1772. — Daselbst, I, 359.

[8] Derselbe an dieselbe, 16. Juni 1773. — Daselbst, I, 461.

Leibesübungen geschickt, wacker und galant, wie nur ein Bourbon, in den Augen der Zeitgenossen der einzige elegante Prinz der königlichen Familie,[1] gab er sich weniger mit Geschäften als mit Vergnügungen ab; er wollte nicht herrschen, sondern sich und andere unterhalten. Sein Charakter war ganz das Gegentheil von dem des Grafen von Provence. So sehr der eine kühl, zurückhaltend und berechnend war, so heiter und offen, liebenswürdig und anziehend, aber eitel und leichtsinnig, unbedachtsam in seinen Gesprächen und inconsequent in seinem Betragen zeigte sich der andere; er spottete über die Minister, lachte über die öffentliche Meinung, hörte auf niemanden und zog sich dadurch manchmal die Unzufriedenheit und die Vorstellungen seines ältesten Bruders zu. Die Dauphine stellte sich so, als ob sie ihn nicht ernst nähme und als Spass auffasste, was er „Unvernünftiges“[2] sagen oder thun mochte. Dieses Benehmen demüthigte zwar den Prinzen, imponierte ihm aber auch;[3] doch es war leicht vorauszusehen, dass dieser Eindruck von kurzer Dauer sein und eine Zeit kommen würde, wo die Gesellschaft dieses geistreichen und angenehmen, aber unbesonnenen, stürmischen und „bis zum Excess kühnen“[4] Schwagers eine Gefahr werden konnte.

Die Gräfin von Artois, dem Körper und dem Geiste nach stiefmütterlich bedacht, klein, mittelmäßigen Wuchses, mit überlanger Nase, schiefliegenden Augen, zu breitem Munde, unregelmäßigem Gesichte,[5] arm an Fähigkeiten, von ihrem Gatten wenig geliebt, konnte für Marie Antoinette keine Nebenbuhlerin sein, obwohl die Cabale, einige Zeit vom sardinischen Gesandten, Grafen de la Marmora,[6] unterstützt, versuchte, die beiden piemontesischen Schwestern der österreichischen Erzherzogin entgegenzustellen.

Doch Marie Antoinette zeigte sich nicht eifersüchtig. Stark durch ihre Überlegenheit und von den Eingebungen ihres Herzens geleitet, beunruhigte sie sich nicht ob dieser Manöver, die sie nicht

[1] „Mémoires du prince de Montbarrey“, II, 32.

[2] Mercy an Maria Theresia, 19. Jänner 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, II, 94.

[3] Daselbst.

[4] Maria Theresia an Marie Antoinette, 16. Juli 1774. — Daselbst II, 205.

[5] Mercy an Maria Theresia, 15. December 1773. — Daselbst, II, 78.

[6] Derselbe an dieselbe, 18. December 1773. — Daselbst, II, 82.

mehr treffen konnten, und dachte nur daran, in der königlichen Familie die Eintracht herzustellen. Dieses heikle Unternehmen gelang ihr. Ohne eine Partei zu bilden, wie der Graf von Provence gemeint hatte, was aber nicht ohne Gefahr war, bildete man eine Vereinigung der jungen Ehepaare. Man veranstaltete gemeinsame Vergnügungen, hatte Hausbälle, Abendunterhaltungen, Familiensoupers[1] und gieng zusammen auf die Bälle der Komischen Oper. Man that noch mehr: man spielte Theater. In einem Cabinet des Zwischenstockes im Schlosse von Versailles, wohin niemand so leicht dringen konnte, errichtete man heimlich ein Theater, dessen verschiedene Theile zerlegt und in einem Schranke aufbewahrt werden konnten. Man beschloss, die besten Stücke des französischen Repertoires zu lernen und zu spielen. Die drei Prinzessinnen, die Grafen von Provence und Artois waren die Schauspieler; Herr Campan war der Regisseur der kleinen improvisierten Truppe; der Dauphin bildete das Publicum. Der Graf von Provence wusste seine Rollen fehlerlos zu spielen, der Graf von Artois sagte die seinigen mit Grazie, die Dauphine die ihrigen mit feinem Verständnis her; die anderen Prinzessinnen spielten schlecht. Von Zeit zu Zeit hörte man das tiefe Lachen des Dauphin, wenn er das Erscheinen der Schauspieler auf der Bühne begrüßte. Das gieng so einige Zeit fort, und man unterhielt sich sehr gut; das Geheimnis, mit dem sich die königliche Truppe umgab, verlieh dieser verbotenen Frucht etwas Pikanterie und mehr Wohlgeschmack. Leider begegnete einst Herr Campan, als er, schon im Costüme, im Toilettezimmer einen vergessenen Gegenstand holte, einem Kammerdiener; das Geheimnis war entdeckt, man fürchtete verrathen zu werden. Was hätte der König, was die Prinzessinnen zu Schüler-Ferienunterhaltungen gesagt? Man scheute ihre Vorwürfe und verzichtete auf ein Vergnügen, das ein wenig Abwechslung in die Eintönigkeit des Hofes brachte, und dem selbst der Dauphin Geschmack abgewonnen hatte.[2]

Unterdessen nahm der innige Verkehr zwischen den beiden Gatten jeden Tag zu. Der Dauphin lernte seine Frau immer mehr schätzen, und sie fand ihrerseits alle seine Vorzüge, wie Treue, Redlichkeit, wahre Liebe unter einem etwas schroffen Äußern, einer

[1] Mercy an Maria Theresia, 15. Juni 1772. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 311.

[2] „Mémoires de Mme Campan", p. 83.

etwas dichten Hülle heraus. Wieviel Geist auch der Graf von Provence, wieviel Eleganz der Graf von Artois besitzen mochten, sie erkannte sehr bald, dass bezüglich der Festigkeit der Beziehungen ihr Gatte ihnen überlegen war. Als sie eines Tages über die Winkelzüge des Grafen von Provence erbittert und von den leichtfertigen Reden des Grafen von Artois verletzt war, warf sie sich in die Arme des Dauphin und rief: „Ich fühle, lieber Mann, dass ich dich täglich mehr liebe. Dein Rechtssinn und Freimuth bezaubern mich; je mehr ich dich mit anderen vergleiche, desto mehr erkenne ich, um wieviel du besser bist als sie.“ [1] Allerdings gab es bei dem Prinzen noch einige Punkte, die zu wünschen übrig ließen, Züge, die zuweilen das echt weibliche Zartgefühl, die angeborene Vornehmheit, das unbefangene Wesen Marie Antoinettes abstießen. Es wäre schwer gewesen, zwei Charaktere zu finden, die mehr Gegensätze boten, als diese beiden Gatten. Es war da die Lebhaftigkeit mit der Kühle, die Mittheilsamkeit mit der Schweigsamkeit, die personificierte Anmuth mit einer Art angeborenem Mangel an Eleganz, mit einem Worte, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein geschliffener Diamant mit einem ungeschliffenen verbunden. Der Dauphin hatte immer gewisse Passionen, mit denen sich die hohe Eleganz seiner Frau schlecht vertrug; er gab sich der Jagd, den Leibesübungen und Handarbeiten mit übermäßigem Eifer hin, der seiner Gesundheit schadete und ihm ein nachlässiges und rauhes Äußeres beibrachte, das für einen künftigen Herrscher stets nachtheilig, noch nachtheiliger aber am Hofe von Versailles war, der den Ton in Europa angab. Die Dauphine begriff es; sie machte dem Dauphin — vielleicht etwas zu lebhafte — Vorwürfe; der Dauphin, anfangs gereizt, begann dann zu weinen; die junge Frau, dadurch gerührt, vermischte ihre Thränen mit denen ihres Mannes, und die Versöhnung war sehr zärtlich. Der Graf von Provence, Zeuge dieser Scene, fragte scherzend, ob der Friede hergestellt sei, worauf der Dauphin antwortete, dass die Zwistigkeiten der Liebenden nie von langer Dauer seien.[2]

Unter dem milden Einflusse seiner anmuthigen Egeria vollzog sich ein glücklicher Wechsel in dem Benehmen des Dauphin. Es

[1] Mercy an Maria Theresia, 10. December 1771. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, I, 254.

[2] Derselbe an dieselbe, 24. Juli 1771. — Daselbst, I, 189.

gelang ihm, seine Schüchternheit zu überwinden, er sprach mehr, legte seine Unbeholfenheit ab,[1] gewann mehr Geschmack am Tanze[2] und an geselligen Vergnügungen, obwohl er immerhin ernsten Dingen und besonders der Lectüre[3] mehr Zeit widmete; denn die junge Frau, der man es lange zum Vorwurfe gemacht hatte, sich nicht hinreichend mit geistiger Arbeit zu beschäftigen, war jetzt die erste, die ihrem Gatten Studium predigte. Sie freute sich im Stillen über diese Fortschritte und trachtete sie ins rechte Licht zu setzen, ohne daran zu denken, damit ihre Eitelkeit zu befriedigen;[4] aber das Publicum erwies ihr die Ehre dafür[5] und der Prinz bezeigte ihr bei jeder Gelegenheit seine Erkenntlichkeit. „Man muss gestehen," sagte er zu ihr eines Tages, „dass du mich immer rechtzeitig erinnerst."[6] — „Liebst du mich?" fragte er sie eines Tages. — „Ja," antwortete die Prinzessin mit freimüthiger Unbefangenheit, „du kannst daran nicht zweifeln: ich liebe dich aufrichtig und achte dich noch mehr."[7]

Der Dauphin war von diesem naiven Geständnis gerührt und wurde gegen seine Frau zärtlich und fast galant;[8] sein Vertrauen zu ihr nahm von Tag zu Tag zu, und er erwies ihr bei mancher Gelegenheit eine „unbegrenzte Willfährigkeit".[9] „Seine Nachgiebigkeit gegen die Frau Erzherzogin," schrieb Mercy drei Wochen vor dem Tode Ludwigs XV., „beweist der Umstand, dass er auf ihre Ansichten große Stücke hält, und man kann wahrnehmen, dass er dafür eine Erkenntlichkeit hat, die das Band zwischen ihm und seiner erhabenen Gemahlin immer enger knüpft."[10]

Zu jenem Zeitpunkte hatte Marie Antoinettes Stellung eine Festigkeit gewonnen, die nichts mehr erschüttern zu können schien.

[1] Mercy an Maria Theresia, 6. December 1772. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 384.

[2] Derselbe an dieselbe, 15. Juni 1772. — Daselbst, I, 311.

[3] Derselbe an dieselbe, 4. November und 16. December 1772 und 17. Februar 1773. — Daselbst, I, 374, 388, 417.

[4] Derselbe an dieselbe, 19. Jänner und 19. April 1774. — Daselbst, II, 97, 128.

[5] Derselbe an dieselbe, 19. Februar 1774. — Daselbst, II, 108.

[6] Derselbe an dieselbe, 17. Mai 1774. — Daselbst, II, 142.

[7] Derselbe an dieselbe, 12. November 1773. — Daselbst, II, 75.

[8] Derselbe an dieselbe, 7. Mai 1774. — Daselbst, II, 43.

[9] Derselbe an dieselbe, 12. Jänner 1774. — Daselbst, II, 97.

[10] Derselbe an dieselbe, 19. April 1774. — Daselbst, II, 128 u. 129.

Seit einem Jahre, und ganz besonders seit ihrem triumphierenden Einzuge in Paris, hatte ihr Ansehen trotz des unvermeidlichen Wechsels der Strömungen des Hofes unaufhörlich zugenommen. Die Cabale, die ihre Verdrängung versucht hatte, musste ihre Niederlage eingestehen.[1] Die Prinzessinnen hatten sich nach anfänglichem Sträuben darein gefügt, wenigstens dem Anscheine nach, in der Dauphine die künftige Herrin des Staates zu sehen; Graf und Gräfin von Provence waren darauf bedacht, ihr gefällig zu sein;[2] der Herzog von Aiguillon unterdrückte seinen Groll und suchte Gelegenheiten auf, sich ihr angenehm zu machen;[3] der Generalcontrolor der Finanzen empfieng ihre Befehle;[4] selbst die Favoritin zeigte sich entgegenkommend, und alle die, welche am Hofe an ihre Zukunft dachten, fühlten, dass ihnen nichts anderes übrig bleibe, als in der Freundschaft und dem Wohlwollen der Dauphine eine Stütze zu suchen.[5] So entwaffnete sie alle Eifersüchteleien und entmuthigte die Intriguanten.

Über ihren glänzenden Erfolg in der öffentlichen Meinung haben wir oben so eingehend gesprochen, dass es unnöthig ist, darauf zurückzukommen.

Aber betonen muss man, weil dies bestritten worden ist, dass Marie Antoinette diesen Erfolg sich selbst und der immer reicheren Entfaltung ihrer Vorzüge verdankte. Was man immer sagen mag, sie hatte trotz für ihr Alter unvermeidlicher Rückfälle in jenen vier Jahren ernstliche Anstrengungen gemacht, um die Fehler abzulegen, die ihr ihre Mutter und Graf Mercy mit ausharrender Wachsamkeit bezeichneten. „Ich werde so wenig Fehler begehen, als ich kann," sagte sie einmal; „sollten mir deren zustoßen, so werde ich es immer zugeben."[6] Sie hielt Wort, in sehr vielen Punkten gelang ihr die Besserung. Das lebhafte, unüberlegte und etwas eigenwillige Kind, das am 7. Mai 1770 den Rhein überschritten hatte, war eine gesetzte, noch zuweilen hitzige, stets aufrichtige und unbefangene,

[1] Mercy an Maria Theresia, 16. Juni 1773. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 404.

[2] Derselbe an dieselbe, 19. Jänner 1774. — Daselbst, II, 94 u. 95.

[3] Derselbe an dieselbe, 7. März 1774. — Daselbst, II, 117.

[4] Derselbe an dieselbe, 18. December 1773. — Daselbst, II, 80.

[5] Daselbst, II, 79.

[6] Derselbe an dieselbe, 6. September 1773. — Daselbst, II, 41.

aber sich nicht mehr von der ersten Regung hinreißen lassende junge Frau geworden, die die Tragweite ihrer Worte und Handlungen besser berechnete und mit der natürlichen Anziehungskraft witziger Einfälle und einer Herzlichkeit ohne Falsch den dauerhafteren Reiz eines consequenten Benehmens und überlegter Haltung verband. Mit gerechtem Stolze konnte sie eines Tages zu ihrem treuen Rathgeber sagen, ohne dass dieser irgendeine Einwendung machen konnte: „Sie müssen zugeben, dass ich mich in sehr vielen Punkten gebessert habe.“[1]

Ihr Geist, früher zerstreut und unstet, trachtete aufrichtig, sich mit ernsten Dingen zu befassen.[2] Ihr Verstand, der die Geschäfte vortrefflich begriff, aber übermäßig fürchtete,[3] begann sich ein wenig zu den mannigfachen politischen Verwicklungen zu bequemen.[4] Ihre Frömmigkeit erhielt sich unter der Leitung des tugendhaften und bescheidenen Priesters Maudoux[5] rein und unangetastet. Ein stets richtiges Urtheil, woferne sie nicht fremdem Einflusse unterlag, eine Scharfsicht, die selbst Mercy oft aus der Fassung brachte[6] und sie Menschen und Dinge in ausgezeichneter Weise abschätzen ließ:[7] das waren die Hauptvorzüge, die der Dauphine eine glänzende Zukunft und unwiderstehliche Macht zu sichern schienen, wenn sie sich von einem Reste von Schüchternheit[8] und von einer noch zu starken Lust an Vergnügungen[9] zu befreien und sich hauptsächlich den Zudringlichkeiten und Zumuthungen ihrer Umgebung zu entziehen wusste.[10] Und diese Macht erhielt einen bedeutenden Zuwachs

[1] Mercy an Maria Theresia, 30. August 1773. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, I, 443.

[2] Derselbe an dieselbe, 20. April und 17. October 1773. — Daselbst, I, 445, II, 75.

[3] Derselbe an dieselbe, 14. August 1773. — Daselbst, II, 31.

[4] Derselbe an dieselbe, 13. März und 20. April 1773. — Daselbst, I, 433, 442.

[5] „Ihre königliche Hoheit erfüllt die Pflichten der Frömmigkeit stets mit möglichster Erbaulichkeit und hat in diesem so wichtigen Stücke nie etwas unterlassen.“ — Mercy an Maria Theresia, 17. März 1773. — Daselbst, I, 434. — Ferner: 15. Juni 1770, 15. December 1772, 12. November 1773. — Daselbst, I, 13, 383, II, 72.

[6] Derselbe an dieselbe, 17. März 1773. — Daselbst, I, 431.

[7] Derselbe an dieselbe, 21. April 1773. — Daselbst, I, 445.

[8] Derselbe an dieselbe, 14. August 1773. — Daselbst, II, 31.

[9] Derselbe an dieselbe, 17. October 1773. — Daselbst, II, 57.

[10] Derselbe an dieselbe, 18. Juli 1772. — Daselbst, I, 42.

durch die Kunst, in der sie Meisterin war, Hof und Cercle zu halten und einem jeden ein liebenswürdiges Wort zu sagen, und durch ihre angeborene Grazie, die nur durch das sichere Auftreten, das eine Folge reiferen Alters ist, und durch den Reiz ungetrübter Würde erhöht wurde.

Allen jenen, die sie in ihrer Kindheit gekannt hatten und sie Ende 1773 oder anfangs 1774, welches Jahr für sie entscheidend werden sollte, wiedersahen, wie Baron Neny[1] und Feldmarschall Lascy,[2] fiel diese glückliche Veränderung auf. Mercy schrieb: „In Betreff der Grundsätze, des Charakters und des Urtheiles ist die Frau Dauphine so glücklich begabt, dass es moralisch unmöglich ist, dass sie in Irrthümer fallen könne, die jetzt oder in der Zukunft schwerere Folgen haben würden.“[3]

Maria Theresia selbst, die so streng gegen ihre Tochter, bisweilen sogar bis zur Ungerechtigkeit, war, konnte nicht umhin, ihrem treuen Botschafter am 5. April 1774 zu antworten: „Ich bin durch die Nachrichten beruhigt, die Sie mir über das Betragen meiner Tochter schicken.“[4]

So gieng denn Marie Antoinette, mitten durch Intriguen und Cabalen, doch ohne etwas von ihnen zu fürchten habend, vom Volke geliebt, am Hofe vielleicht beneidet, doch geachtet, alles durch die Höhe ihres Ranges beherrschend und durch den Glanz ihrer persönlichen Vorzüge[5] verdunkelnd, heiter und sorglos, leider nicht ohne Feinde, aber ohne Nebenbuhler, nicht ohne Klippen, doch mit Vertrauen und festen Schrittes der nahen Stunde entgegen, wo aus der Dauphine die Königin von Frankreich werden sollte.

[1] Maria Theresia an Mercy, 6. November 1773. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, II, 59.

[2] Mercy an Maria Theresia, 19. April 1774. — Daselbst, II, 131 u. 132.

[3] Derselbe an dieselbe, 17. October 1773. — Daselbst, II, 57.

[4] Maria Theresia an Mercy, 5. April 1774. — Daselbst, II, 124.

[5] Mercy an Maria Theresia, 18. December 1773. — Daselbst, II, 79

# Achtes Capitel.

## Tod Ludwigs XV.

Mittwoch den 27. April 1774 wurde Ludwig XV. zu Trianon von einem Schüttelfroste befallen, dem Fieber und heftiger Kopfschmerz folgten;[1] am 28. entschloss er sich zur Rückkehr nach Versailles; am 29. wurde ihm zweimal zur Ader gelassen, in der Nacht vom 29. auf den 30. zeigten sich die Pocken unter den schlimmsten Anzeichen.[2] Sie waren so gefährlicher Art, dass die Luft im Palais davon angesteckt schien; fünfzig Personen wurden davon befallen, nachdem sie bloß über die Gänge des Schlosses gegangen waren; zehn starben daran; der Marquis de Létorière, der nur auf zwei Minuten die Thür des königlichen Gemaches halb geöffnet hatte, wurde von der Krankheit erfasst und binnen wenigen Stunden weggerafft.[3]

Seit Beginn der Krankheit nahmen die Prinzessinnen mit bewundernswerter Hingebung und trotz der stärksten Gegenvorstellungen keinen Anstand, der Ansteckung zu trotzen, sich bei ihrem Vater einzuschließen und Tag und Nacht zu seinen Häupten und unter den Vorhängen seines Bettes zu verweilen.[4] Marie Antoinette hatte dasselbe thun wollen;[5] der Monarch gestattete es nicht und verbot jeden Verkehr zwischen sich und der jungen königlichen Familie,[6] die sich in die strengste Abgeschlossenheit zurückzog, so dass der Dauphin sich weigerte, irgend einen Befehl zu ertheilen und mit den Ministern auch nur zu sprechen, so lange sein Großvater lebte.[7]

[1] „Registres des gentilshommes de la chambre du Roi."

[2] Mercy an Baron de Neny, 1. Mai 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 134.

[3] „Memoires de Mme Campan", p. 85.

[4] „Souvenirs de Félicie."

[5] Daselbst.

[6] Mercy an Maria Theresia, 1. Mai 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 134.

[7] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 21. Mai 1774.

Entsetzliche Intriguen spielten sich um dieses Krankenbett ab. Barry- und Anti-Barry-Partei, Aiguillonisten und Anti-Aiguillonisten[1] lieferten einander eine furchtbare Schlacht, deren Preis die Seele dieses armen Fürsten war.[2] Unerhörte Anstrengungen wurden gemacht, um einem Priester den Zutritt zu ihm zu wehren, der zu ihm von der Ewigkeit sprechen und ihn so hätte bestimmen können, den Ärgernissen seines Lebens ein Ziel zu setzen. Madame du Barry trotzte der Gefahr, um ihr Ansehen zu retten, und setzte sich täglich neben das Bett des Kranken,[3] doch man merkte es, dass der König, mochte er durch die Krankheit niedergedrückt sein oder eine Selbsteinkehr halten, nur mehr mit einer gewissen Gleichgiltigkeit mit seiner Maitresse sprach.[4] Die Überwachung wurde verdoppelt. Der Herzog von Aiguillon, der Herzog von Richelieu, der Herzog von Aumont, der Kammerdiener Laborde[5] verwehrten mit eifersüchtiger Strenge jeder verdächtigen Persönlichkeit den Eintritt ins Zimmer. Den 2. Mai kam der Erzbischof von Paris nach Versailles; mit Mühe verschaffte er sich Zutritt zum Sterbenden, an dessen Thür der Herzog von Richelieu sich lange bemühte, ihn zurückzuhalten.[6] Die Zusammenkunft dauerte nur eine Viertelstunde und führte zu keinem Resultate. Die dafür gewonnenen Ärzte erklärten, man dürfe zum Könige in dem Zustande, in dem er sich befand, vom Versehen mit den Sterbesacramenten nicht reden, ohne ihn der Gefahr des Todes auszusetzen. Dieser drohenden Behauptung gegenüber wagte selbst der Großalmosenier von Frankreich, Cardinal de la Roche-Aymon, nicht, den Empfang der Sacramente vorzuschlagen, und behielt sich bloß vor, bei der ersten Gelegenheit dafür einzutreten.

Infolge einer jener plötzlichen Wendungen, durch die Gott alle Berechnungen der Menschen zunichte macht, trat das von den einen so gefürchtete, von den anderen so sehr ersehnte Ereignis ein. Als der König den Fortschritt des Übels fühlte, ließ er am

[1] Mercy an Maria Theresia, 17. Mai 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 144 u. 145.

[2] „Mémoires du baron de Besenval", p. 144, 146.

[3] „Gustave III et la Cour de France", von Geffroy, I, 270.

[4] Eines Tages wäre sie dort bald mit dem Erzbischof von Paris zusammengetroffen. — Daselbst, I, 270.

[5] „Mémoires du baron de Besenval", p. 147.

[6] Daselbst.

4. Mai[1] den Cardinal de la Roche-Aymon rufen und fragte ihn, was für eine Krankheit er habe, da man ihm deren Namen bis dahin verhehlt hatte.[2] Wie er erfuhr, daſs es die Pocken wären, ſagte er: „In meinem Alter kommt man da nicht mehr auf; ich muſs meine Angelegenheiten ordnen.“

Sodann ließ der Monarch Madame du Barry kommen und erklärte ihr: „Madame, da ich die Sacramente zu verlangen gedenke, ſo geziemt es ſich nicht, daſs Sie hier bleiben, denn ich will jedes Aufſehen vermeiden. Beſprechen Sie Ihre Abfahrt mit dem Herzog von Aiguillon; ich habe ihm die nöthigen Befehle ertheilt, damit Ihnen nichts mangle.“ In der That reiste die Favoritin am ſelben Tage um 4 Uhr im Wagen der Herzogin von Aiguillon ab, die ſie nach Rueil in ein Landhaus des Herzogs geleitete.[3] Dort, zwei Wegſtunden von Verſailles, blieb ſie, über alle Einzelheiten vom Miniſter unterrichtet und zur Rückkehr bereit, wenn der Zuſtand des Königs ſich beſſerte.

Doch der Zuſtand des Königs wurde nicht beſſer. Umſonſt verfaſsten die Ärzte befriedigende Berichte, ihre beruhigenden Erklärungen täuſchten niemanden. Das Publicum, welches für den einſt ſo geliebten Monarchen nur Verachtung hatte, nahm dieſe Nachrichten mit Gleichgiltigkeit, wenn nicht gar mit Freude auf; die Höflinge ſchroteten die Zukunft aus. „Alle jene, die in das Krankenzimmer Einlaſs fanden, benahmen ſich dort wie bei einem merkwürdigen oder auch lächerlichen Schauſpiele. Man beobachtete alles, was vorgieng, um es niederzuſchreiben oder auszuplaudern, und machte ſeine Späſſe darüber.“[4] In gewiſſen Kreiſen äußerte man offen ſeine Wünſche nach dem Tode des Königs. Die Gährung war am Hofe aufs höchſte geſtiegen; Gerüchte, Manöver, Umtriebe verdoppelten ſich auf allen Seiten; die verſchiedenen Parteien ſuchten nach einem Mittel, den Beichtvater für ſich zu gewinnen, dieſer aber blieb unzugänglich.[5] Einige Höflinge machten, ſich der auf-

[1] Mercy an Maria Thereſia, 17. Mai 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, II, 144.

[2] Daſelbſt.

[3] Daſelbſt.

[4] „Gustave III et la Cour de France“, I, 270.

[5] Mercy an Maria Thereſia, 17. Mai 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, I, 144.

gehenden Sonne zuwendend, Anstrengungen, bei der jungen königlichen Familie vorgelassen zu werden, wurden aber unerbittlich zurückgewiesen.

Mitten unter all diesen Intriguen und trotz des wachsenden Fortschrittes der Krankheit oder zeitweiliger Geistesabwesenheit[1] bewahrte der König seine Kaltblütigkeit und seinen Muth.[2] Zu wiederholtenmalen verlangte er nach seinem Beichtvater. In der Nacht vom 6. auf den 7. Mai, um $2^1/_2$ Uhr morgens, sagte er zum Herzog von Duras, der bei ihm wachte: „Aber jetzt verlange ich zum drittenmal zu beichten; ist denn Abbé Maudoux nicht hier?" Er wurde eine Zeitlang bewusstlos und erkundigte sich, nachdem er wieder zu sich gekommen, neuerdings, ob der Abbé Maudoux angekommen sei. Dieser trat ein, und die stets auf der Lauer stehenden Höflinge berechneten mit der Uhr in der Hand, er sei sechzehn Minuten bei dem hohen Kranken gewesen.[3] Als der Priester fort war, erklärte der König, er werde die heilige Wegzehrung am nächsten Tage empfangen; doch auf die Bemerkung seines Chirurgen La Martinière hin, es wäre besser, dies heute zu thun, entschloss er sich hiezu.

Um 5 Uhr schickte Ludwig XV. nach dem Herzog von Aiguillon und sprach zu ihm mit leiser Stimme. Man vermuthete sofort, er gebe ihm Befehle bezüglich der Entfernung der Favoritin, und es verbreitete sich das Gerücht, der Beichtvater habe diese Entfernung zur Bedingung der Absolution gemacht.[4] Es ist ein Geheimnis zwischen Gott, Beichtkind und Beichtvater, was hieran Wahres sei. Man bemerkte nur, dass der König dreimal den Beichtvater[5] berief und mit größter Ungeduld die Spendung der heiligen Wegzehrung erwartete; mehrmals schickte er den Prinzen von Beauveau ans Fenster, zu sehen, ob der Großalmosenier nicht komme.[6]

Um 7 Uhr[7] erschien der Cardinal de la Roche-Aymon mit dem Viaticum. Die Truppen waren ausgerückt; gemäß dem aus-

[1] „Gustave III et la Cour de France", I, 270.

[2] Marie Antoinette an Maria Theresia, 14. Mai 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 139.

[3] Mercy an Maria Theresia, 8. Mai 1774. — Daselbst, II, 137.

[4] Derselbe an dieselbe. — Daselbst.

[5] Derselbe an dieselbe. — Daselbst.

[6] „Mémoires du baron de Besenval", p. 103.

[7] „Correspondance de la marquise du Deffand", II, 403.

drücklichen Verbote ihres Großvaters hatten der Dauphin und seine Brüder das heiligste Sacrament nur bis zur ersten Stufe der Treppe begleitet; die Prinzessinnen folgten ihm bis ins Zimmer, wo die Prinzen von Geblüt und die Minister versammelt waren.[1] Sobald der Kranke den Großalmosenier bemerkte, fühlte er seine ganze einstige Lebenskraft, die vierzig Jahre Unordnungen nicht hatten ersticken können, wieder erwachen, warf plötzlich seine Decken weg, entblößte das Haupt und versuchte, mit gefalteten Händen sich auf die Knie niederzulassen, „mit einer Frömmigkeit, die zu Thränen rührte".[2] Als man ihn hieran zu hindern suchte, rief er aus: „Wenn mein großer Gott einem Elenden, wie ich, die Ehre eines Besuches erweist, so muss er doch wenigstens mit Ehrfurcht empfangen werden."[3] Nachdem er communiciert hatte, gab er dem Großalmosenier ein Zeichen, und dieser, sich an die anwesenden Höflinge wendend, sagte: „Meine Herren, der König befiehlt mir, da er selbst nicht sprechen kann, Ihnen zu sagen, dass er seine Sünden bereue, und dass, wenn er seinem Volke Ärgernis gegeben, ihm dies sehr leid thue; dass er den festen Entschluss habe, auf die Wege seiner Jugend zurückzukehren und den ganzen Rest seines Lebens zur Vertheidigung der Religion zu verwenden."[4] Als der Großalmosenier von der Reue des Königs über die Ärgernisse seines Lebens sprach, unterbrach ihn der Sterbende, sich mühsam auf seinem Kissen umwendend, mit den Worten: „Herr Cardinal, wiederholen Sie diese Worte, wiederholen Sie dieselben."[5]

So endete unter Kundgebung später, aber wahrer Reue und in erbaulicher und aufrichtiger Frömmigkeit dieses vor Gott und den Menschen so schuldbeladene Königsleben. Selbst weniger religiösen Zeitgenossen gieng diese Umkehr, die Festigkeit, mit der der König dem anstrengenden Act sich unterzog,[6] „die Ruhe, Geduld, Sanftheit und der Muth, mit der er sich entschlossen hatte, seine

[1] „L'abbé Maudoux, confesseur de Louis XV", Paris, Julius Vic.

[2] „Journal de Hardy."

[3] „Le caractère de Louis XV", in der „Revue des questions historiques", IV, 243.

[4] „Correspondance de la marquise du Deffand", II, 403.

[5] „Récit inédit des derniers moments de Louis XV", von M. du Buisson de la Boulaye.

[6] „Correspondance de la marquise du Deffand", II, 403.

Pflichten zu erfüllen,“ [1] zu Herzen, und Madame Louise schrieb an Abbé Bertin: „Ich bin so getröstet, wenn ich an die ausnehmenden Gnaden denke, die der König in seinen letzten Augenblicken empfangen hat, und die er so wohl benutzt zu haben scheint, dass ich gestehe, wenn es von mir abhienge, ihn ins Leben zurückzurufen, so möchte ich es ihm nicht verlängern inmitten der Gefahren und seine Seele ein zweitesmal aufs Spiel setzen.“ [2]

Vom 7. Mai an verschlimmerte sich das Übel. Am 9. war alle Hoffnung geschwunden; der Dauphin bat den Erzbischof von Paris um Anordnung von Gebeten und gab dem Generalcontrolor den Befehl, 200.000 Francs den Armen der Hauptstadt zu schicken, und verfügte die Anweisung dieser Summe auf seine und der Dauphine Apanage.[3] Abends spendete der Bischof von Senlis, erster Almosenier, dem hohen Kranken die letzte Ölung. Tags darauf begann um 11 Uhr der Todeskampf. Der Großalmosenier recitierte die letzten Gebete,[4] und zwischen drei und vier Uhr nachmittags (10. Mai) im Augenblicke, als der Cardinal die Worte ausgesprochen: „Proficiscere, anima christiana“ (Fahre hin, christliche Seele),[5] gab Ludwig XV. mitten unter allgemeiner Gleichgiltigkeit seinen Geist auf, bis zum Ende das Bewusstsein bewahrend und bis zur letzten Stunde Zeichen wahrhaft christlicher Bußgesinnung gebend, während der von der Krankheit zerfressene Leib in Stücke fiel.[6] Eine auf ein Fenster des Schlosses gestellte Wachskerze meldete Frankreich, dass diese sechzig Jahre lange Regierung soeben geendet hatte, und alles stürzte aus dem Zimmer. In diesem Augenblicke, so berichtet ein Augenzeuge, „ließ sich ein schreckliches, ganz und gar dem Donner ähnliches Getöse im ersten Gemach der Appartements vernehmen; es war die Schar der Höflinge, die das Vorzimmer des dahingeschiedenen Souveräns verließ, um die neuerstehende Macht Ludwigs XVI. zu begrüßen“.[7]

[1] „Gustave III et la Cour de France“, I, 269.

[2] „Vie de la mère Marie-Thérèse de Saint Augustin“, II, 20.

[3] Mercy an Maria Theresia, 10. Mai 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, II, 138.

[4] Brief von Abbé Maudour.

[5] Daselbst.

[6] Mercy an Maria Theresia, 10. Mai 1770. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, II, 138.

[7] „Mémoires de M^me^ Campan“, p. 87.

# Neuntes Capitel.

Anfang der Regierung Ludwigs XVI. — Schwierigkeiten der Lage. — Hoffnungen des Volkes. — Volksthümlichkeit des neuen Herrscherpaares. — Berufung Maurepas' ins Ministerium. — Sturz der alten Minister. — Rückkehr Choiseuls. — Politische Haltung der Königin. — Ihr Widerwillen gegen die Geschäfte. — Maria Theresia, Mercy und Vermond fordern sie auf, sich damit zu befassen. — Marie Antoinette widersteht diesen Rathschlägen. — Soupers des Hofes. — Die Etikette. — Die Königin sagt sich davon los. — Unzukömmlichkeiten hieraus. — Impfung des Königs.

Man erzählt, dass, als die Gräfin von Noailles zuerst in die Appartements des Dauphin und der Dauphine eindrang und sie als König und Königin begrüßte, beide in Thränen ausbrechend auf die Knie fielen und ausriefen: „Mein Gott, bewahre und beschütze uns! Wir gelangen zu jung zur Regierung.“ [1]

Herz und Verstand drängten zu diesem Rufe.

Die Lage war in der That kritisch. Ein zwanzigjähriger König, den man stets systematisch von den Geschäften ferngehalten hatte;[2] eine neunzehnjährige Königin, die zu Geschäften keine Lust hatte; ein in Parteien gespaltener Hof; zerrüttete Finanzen;[3] nach außen kein Ansehen; im Innern unentwirrbare Schwierigkeiten, die sich durch Ludwigs XV. Sorglosigkeit täglich gesteigert hatten, und zudem eine umso anspruchsvollere öffentliche Meinung, je nothwendiger die Reformen und je ungeduldiger die Hoffnungen waren; ach! Maria Theresia hatte gar sehr Grund zu sagen: „Ich bin wahrhaftig bekümmert, — die Last ist zu groß.“ [4]

[1] „Mémoires de Mme Campan“, p. 87.

[2] „Correspondant“, 25. August 1866.

[3] Man hatte im Publicum das Gerücht verbreitet, und selbst Maria Theresia glaubte, Ludwig XV. hätte ein bedeutendes Privatvermögen hinterlassen. In Wirklichkeit fand man in einer Schublade nur „44.000 Livres und geringwertige Juwelen“. — „Journal de Papillon de la Ferté“, p. 367.

[4] Maria Theresia an Marie Antoinette, 18. Mai 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, II, 150.

Das Publicum schwamm in Freude und Wonne. Man erwartete viel von dem jungen Herrscher, den man als ernst, fleißig, wohlthätig, wenn auch unter schüchternem Äußern, kannte; man erwartete noch mehr von der jungen Herrscherin, an der man soviel Schönheit und Güte gewahrt hatte. Die ersten Regierungsacte des neuen Herrscherpaares verstärkten das Vertrauen und erhöhten die Begeisterung. Der König verzichtete auf die Abgabe des joyeux avènement,*[1] die Königin auf das „Gürtelgeld" (droit de ceinture); letztere begründete ihre Verzichtleistung mit der netten Äußerung: „Man trägt keinen Gürtel mehr." [1] Man schrieb auf die Statue Heinrichs IV.: „Resurrexit" (er ist wiedererstanden). Man stellte in alle Schaukästen das Bildnis des jungen Monarchen zwischen die Bilder Heinrichs IV. und Ludwigs XII. mit den Worten: XII und IV ist XVI. Voltaire schrieb an Friedrich II.: „Wir haben einen jungen König, der freilich keine Verse, aber vortreffliche Prosa macht." [2] Und Gresset,*[2] der die Königin im Namen der Akademie begrüßte, pries „die allgemeine Bezauberung, die rührenden Zurufe, die allen ihren Schritten vorangiengen, das Geleite gaben und nachfolgten".[3]

Mit dem ihr eigenen ausgesuchten Zartsinne galt einer der ersten Besuche Marie Antoinettes Madame Louise, die durch den Tod ihres Vaters und die Krankheit ihrer Schwestern so schwer betroffen war.[4] „Die Königin," erzählt eine Augenzeugin, „umarmte die Carmelitin und hielt sie lange umschlungen, ohne anders als durch Thränen sprechen zu können. Diese flossen so reichlich, dass sie uns und alle Umstehenden zum Weinen brachten; unsere erhabene Mutter, deren Herz zerrissen war, konnte kaum einige abgebrochene Worte hervorbringen. Ihre Nichte gewahrte es und trug sozusagen alle Kosten der Unterredung. Geschickt wusste sie ihr die Gefühle der Liebe zu schildern, die ihr Neffe gegen sie hege, ohne ihm je den Königstitel zu geben, eine Aufmerksamkeit, die unserer erhabenen Mutter zum Troste gereichte.[5] ‚Liebe Tante,' sagte Marie Antoinette,

[1] Maria Theresia an Marie Antoinette, 16. Juni 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 180.

[2] „Louis XVI" von Fallour.

[3] „M^me^ Elisabeth" von de Beauchesne, I, 72.

[4] Die Prinzessinnen hatten sich durch die Pflege ihres Vaters selbst die Pocken zugezogen.

[5] Madame Louise war damals Priorin.

‚in allen Ihren Anliegen wenden Sie sich an mich. Ich werde es ihm sagen, werde ihn bitten und dazu veranlassen; ich kenne ihn, er liebt Sie und wird alles thun, um Ihnen gefällig zu sein. Wenn Sie hinlänglich Muth haben, ihn zu empfangen, lassen Sie es mir sagen, ich werde ihn mitbringen.‘“ [1]

Wie die Königin gegen ihre Tante war, so war sie gegen alle. „Die Besucher von Choisy erzählen Wunder vom Könige und der Königin,“ schreibt ein Chronist.[2] In La Muette, wohin sich der Hof von Choisy begab, empfieng die Königin jedermann mit ihrer gewohnten Liebenswürdigkeit; sehr viele Personen, die sich aus der vorigen Regierung her ihr gegenüber etwas vorzuwerfen hatten, traten mit Furcht vor sie hin; sie ließ keinen Groll merken; die Königin rächte nicht die Unbilden gegen die Dauphine.[3] Von La Muette aus machte sie oft Spaziergänge im Walde von Boulogne. Als sie eines Tages einen arbeitenden Greis bemerkte, trat sie auf ihn zu und stellte voll Güte verschiedene Fragen an ihn. Da ihr Frau von Noailles einige Bemerkungen über das Unschickliche einer solchen Vertraulichkeit machte, drehte ihr die Königin schroff den Rücken, und der König, bei dem sich, wie man sagte, die Ehrendame beschwert hatte, begnügte sich mit der trockenen Erwiderung: „Man lasse die Königin thun, was ihr gefällt, und sie möge sprechen, mit wem sie will.“ [4] Er selbst ließ die gewöhnlich geschlossenen Thore zum Walde von Boulogne öffnen und ergieng sich dort mit seiner Frau zu Fuß inmitten einer ungeheuren Volksmenge, die nicht müde wurde, den zu schauen und zu segnen, den man Ludwig den Ersehnten[5] nannte. Man erzählte, dass er in allem die strengste Sparsamkeit beobachte; dass er daran gehe, die sogenannten Menus plaisirs*[3] und — was ihm bei seiner bekannten Vorliebe schwer ankommen mochte — zwei Jagdausrüstungen, nämlich für Dam- und Schwarzwild, abzuschaffen; dass er dem Polizeilieutenant Sartines Befehl gegeben habe, die rückständigen Armengelder auszu-

[1] „La vénérable M^me^ Louise de France“, p. 408.

[2] „Chronique secrète de Paris“ von Abbé Baudeau. — „Revue retrospective“, 1. Serie, III, 36.

[3] Mercy an Maria Theresia, 7. Juni 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, II, 162.

[4] „Chronique secrète de Paris“, p. 56.

[5] „Gustave III et la Cour de France“, I, 299.

zahlen;[1] daſs er nur das eine wünſche: von den üblen Nachreden gegen ihn unterrichtet zu werden, um ſich zu beſſern;[2] daſs er endlich ein Verzeichnis der ehrlichſten Männer ſeines Reiches habe anfertigen laſſen und dieſes ſtets bei den zu treffenden Wahlen einſehe. „Er umſchanzt ſich mit ehrlichen Leuten," ſchrieb in ſeiner kräftigen Ausdrucksweiſe der ſchwediſche Geſandte.[3] Und der Monarch ſelbſt ſagte zum Herzog von Noailles, als dieſer mit Berufung auf ſein Alter ſich zurückziehen wollte: „Verlaſſen Sie mich nicht; ich möchte von ehrlichen Leuten umgeben ſein, die mich an meine Pflicht erinnern."[4]

Dem öffentlichen Bewuſstſein ſuchte man ſofort durch einige wichtige Verfügungen gerecht zu werden. Sofort nach dem Tode Ludwigs XV. wurde die Favoritin in das Kloſter der Bernardinerinnen in Pont-aux-Dames bei Mâcon verwieſen. Ihr Schwager, der Graf Jean du Barry, der Haupturheber aller Intriguen, wurde zum Perſonalarreſt verurtheilt und entgieng Vincennes*[4] nur durch ſchleunige Flucht nach England.[5] Die von der Königin dem Herzoge von Aiguillon öffentlich bezeigte Kälte ließ ſeinen nahen Sturz vorausſehen.[6] Man verbreitete in dieſer Hinſicht mit Freuden ein der jungen Herrſcherin in den Mund gelegtes Wort; als jemand in ihrer Gegenwart geſagt hatte: „Zu dieſer Stunde tritt der

[1] „Chronique secrète de l'abbé Baudeau", p. 37.

[2] Maria Thereſia an Marie Antoinette, 16. Juli 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 206. — Die „Kölniſche Zeitung" hatte obiges Wort des Königs in Umlauf geſetzt. — „Was die ‚Kölniſche Zeitung' ſagt, iſt wohl in ſeinem Herzen," antwortete Marie Antoinette ihrer Mutter am 30. Juli, „aber ich glaube nicht, daſs er es geſagt hat." — Daſelbſt, II, 207. — Es war wenigſtens ein Symptom der öffentlichen Meinung.

[3] „Gustave III et la Cour de France", I, 299. — „Unſer neuer Herr," ſchrieb ſeinerſeits ein keiner Parteilichkeit verdächtiger Zeuge, der Herzog von Aiguillon, „verhält ſich bewunderungswürdig. Er arbeitet von früh bis ſpät mit wunderbarer Ausdauer. Er ſucht ſich zu unterrichten ... ſcheint der Intrigue unzugänglich zu ſein und zeigt viel Verſtändigkeit, richtige Auffaſſung und das Verlangen, ſeine Unterthanen glücklich zu machen." — Der Herzog von Aiguillon an Cardinal Bernis, 23. März 1774. — „Le cardinal de Bernis depuis son ministère, p. 266.

[4] „Gustave III et la Cour de France."

[5] „Correspondance de la marquise du Deffand", II, 407.

[6] Mercy an Maria Thereſia, 17. Juni 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 162.

König mit seinen Ministern in den Staatsrath," versetzte sie lebhaft: „Mit denen weiland des Königs." [1]

„Alles ist in Entzückung, alles ist in Euch vernarrt," schrieb die Kaiserin an Marie Antoinette, „man verspricht sich das größte Glück. Ihr bringt eine Nation wieder zum Leben, die in den letzten Zügen lag und die einzig und allein die Liebe zu ihrem Herrscherhause aufrecht erhielt." [2]

Doch ihrem treuen Botschafter gegenüber sprach sie sich weniger zuversichtlich aus; ihr politischer Scharfblick ließ bei ihr keine Täuschung über die vorhandenen Gefahren aufkommen. „Die Lage des Königs, der Minister und des Staates selbst hat für mich nichts Beruhigendes," schrieb sie, und in jenem geheimnisvollen Vorgefühl, das zuweilen ein Mutterherz erfasst, fügte sie bezüglich der Zukunft ihrer Tochter den charakteristischen Satz hinzu, den die Ereignisse nur zu sehr bestätigen sollten: „Ich halte ihre schönen Tage für vorüber." [3]

In der That traten die Intriguen und Umtriebe, die bis zur letzten Stunde das Sterbebett Ludwigs XV. umgeben hatten, nicht minder heftig und hartnäckig am Fuße des Thrones des jungen Königs hervor. Während der vom Brand zerfressene Leichnam des alten Königs zur Nachtzeit ohne Pomp und Gefolge unter den Verwünschungen und Beschimpfungen der Menge nach St. Denys gebracht ward,[4] stritt man sich in Versailles mit Erbitterung um Macht und Vorrang. „Die Umtriebe sind abscheulich an diesem neuen Hofe," schrieb der Abbé Baudeau, „und man müsste schlechter als ein Teufel sein, um sich darein zu mischen." [5]

Der Kampf der Parteien drehte sich natürlich um die Fragen: Wer wird Einfluss gewinnen, wer Premierminister werden? Die Prinzessinnen, die den Regeln der Klugheit zum Trotz der königlichen Familie nach Choisy gefolgt waren und deren Einfluss auf

[1] „Chronique secrète de l'abbé Baudeau", p. 56.

[2] Maria Theresia an Marie Antoinette, 16. Juli 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 204.

[3] Maria Theresia an Mercy, 18. Mai 1774. — Daselbst, II, 149. — Ebenso schrieb sie am 17. Mai 1774 an ihren Sohn Ferdinand: „Ich glaube, dass nun das Ende der friedlichen und angenehmen Tage Deiner Schwester gekommen ist."

[4] „Gustave III et la Cour de France", I, 271.

[5] „Chronique secrète de l'abbé Baudeau", 30. Juni 1774.

Entsetzliche Intriguen spielten sich um dieses Krankenbett ab. Barry- und Anti-Barry-Partei, Aiguillonisten und Anti-Aiguillonisten[1] lieferten einander eine furchtbare Schlacht, deren Preis die Seele dieses armen Fürsten war.[2] Unerhörte Anstrengungen wurden gemacht, um einem Priester den Zutritt zu ihm zu wehren, der zu ihm von der Ewigkeit sprechen und ihn so hätte bestimmen können, den Ärgernissen seines Lebens ein Ziel zu setzen. Madame du Barry trotzte der Gefahr, um ihr Ansehen zu retten, und setzte sich täglich neben das Bett des Kranken,[3] doch man merkte es, dass der König, mochte er durch die Krankheit niedergedrückt sein oder eine Selbsteinkehr halten, nur mehr mit einer gewissen Gleichgiltigkeit mit seiner Maitresse sprach.[4] Die Überwachung wurde verdoppelt. Der Herzog von Aiguillon, der Herzog von Richelieu, der Herzog von Aumont, der Kammerdiener Laborde[5] verwehrten mit eifersüchtiger Strenge jeder verdächtigen Persönlichkeit den Eintritt ins Zimmer. Den 2. Mai kam der Erzbischof von Paris nach Versailles; mit Mühe verschaffte er sich Zutritt zum Sterbenden, an dessen Thür der Herzog von Richelieu sich lange bemühte, ihn zurückzuhalten.[6] Die Zusammenkunft dauerte nur eine Viertelstunde und führte zu keinem Resultate. Die dafür gewonnenen Ärzte erklärten, man dürfe zum Könige in dem Zustande, in dem er sich befand, vom Versehen mit den Sterbesacramenten nicht reden, ohne ihn der Gefahr des Todes auszusetzen. Dieser drohenden Behauptung gegenüber wagte selbst der Großalmosenier von Frankreich, Cardinal de la Roche-Aymon, nicht, den Empfang der Sacramente vorzuschlagen, und behielt sich bloß vor, bei der ersten Gelegenheit dafür einzutreten.

Infolge einer jener plötzlichen Wendungen, durch die Gott alle Berechnungen der Menschen zunichte macht, trat das von den einen so gefürchtete, von den anderen so sehr ersehnte Ereignis ein. Als der König den Fortschritt des Übels fühlte, ließ er am

[1] Mercy an Maria Theresia, 17. Mai 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 144 u. 145.

[2] „Mémoires du baron de Besenval", p. 144, 146.

[3] „Gustave III et la Cour de France", von Geffroy, I, 270.

[4] Eines Tages wäre sie dort bald mit dem Erzbischof von Paris zusammengetroffen. — Daselbst, I, 270.

[5] „Mémoires du baron de Besenval", p. 147.

[6] Daselbst.

4. Mai[1] den Cardinal de la Roche-Aymon rufen und fragte ihn, was für eine Krankheit er habe, da man ihm deren Namen bis dahin verhehlt hatte.[2] Wie er erfuhr, dass es die Pocken wären, sagte er: „In meinem Alter kommt man da nicht mehr auf; ich muss meine Angelegenheiten ordnen."

Sodann ließ der Monarch Madame du Barry kommen und erklärte ihr: „Madame, da ich die Sacramente zu verlangen gedenke, so geziemt es sich nicht, dass Sie hier bleiben, denn ich will jedes Aufsehen vermeiden. Besprechen Sie Ihre Abfahrt mit dem Herzog von Aiguillon; ich habe ihm die nöthigen Befehle ertheilt, damit Ihnen nichts mangle." In der That reiste die Favoritin am selben Tage um 4 Uhr im Wagen der Herzogin von Aiguillon ab, die sie nach Rueil in ein Landhaus des Herzogs geleitete.[3] Dort, zwei Wegstunden von Versailles, blieb sie, über alle Einzelheiten vom Minister unterrichtet und zur Rückkehr bereit, wenn der Zustand des Königs sich besserte.

Doch der Zustand des Königs wurde nicht besser. Umsonst verfassten die Ärzte befriedigende Berichte, ihre beruhigenden Erklärungen täuschten niemanden. Das Publicum, welches für den einst so geliebten Monarchen nur Verachtung hatte, nahm diese Nachrichten mit Gleichgiltigkeit, wenn nicht gar mit Freude auf; die Höflinge schroteten die Zukunft aus. „Alle jene, die in das Krankenzimmer Einlass fanden, benahmen sich dort wie bei einem merkwürdigen oder auch lächerlichen Schauspiele. Man beobachtete alles, was vorgieng, um es niederzuschreiben oder auszuplaudern, und machte seine Späße darüber."[4] In gewissen Kreisen äußerte man offen seine Wünsche nach dem Tode des Königs. Die Gährung war am Hofe aufs höchste gestiegen; Gerüchte, Manöver, Umtriebe verdoppelten sich auf allen Seiten; die verschiedenen Parteien suchten nach einem Mittel, den Beichtvater für sich zu gewinnen, dieser aber blieb unzugänglich.[5] Einige Höflinge machten, sich der auf-

[1] Mercy an Maria Thereſia, 17. Mai 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 144.

[2] Daſelbſt.

[3] Daſelbſt.

[4] „Gustave III et la Cour de France", I, 270.

[5] Mercy an Maria Thereſia, 17. Mai 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 144.

gehenden Sonne zuwendend, Anstrengungen, bei der jungen königlichen Familie vorgelassen zu werden, wurden aber unerbittlich zurückgewiesen.

Mitten unter all diesen Intriguen und trotz des wachsenden Fortschrittes der Krankheit oder zeitweiliger Geistesabwesenheit[1] bewahrte der König seine Kaltblütigkeit und seinen Muth.[2] Zu wiederholtenmalen verlangte er nach seinem Beichtvater. In der Nacht vom 6. auf den 7. Mai, um $2^1/_2$ Uhr morgens, sagte er zum Herzog von Duras, der bei ihm wachte: „Aber jetzt verlange ich zum drittenmal zu beichten; ist denn Abbé Maudoux nicht hier?" Er wurde eine Zeitlang bewusstlos und erkundigte sich, nachdem er wieder zu sich gekommen, neuerdings, ob der Abbé Maudoux angekommen sei. Dieser trat ein, und die stets auf der Lauer stehenden Höflinge berechneten mit der Uhr in der Hand, er sei sechzehn Minuten bei dem hohen Kranken gewesen.[3] Als der Priester fort war, erklärte der König, er werde die heilige Wegzehrung am nächsten Tage empfangen; doch auf die Bemerkung seines Chirurgen La Martinière hin, es wäre besser, dies heute zu thun, entschloss er sich hiezu.

Um 5 Uhr schickte Ludwig XV. nach dem Herzog von Aiguillon und sprach zu ihm mit leiser Stimme. Man vermuthete sofort, er gebe ihm Befehle bezüglich der Entfernung der Favoritin, und es verbreitete sich das Gerücht, der Beichtvater habe diese Entfernung zur Bedingung der Absolution gemacht.[4] Es ist ein Geheimnis zwischen Gott, Beichtkind und Beichtvater, was hieran Wahres sei. Man bemerkte nur, dass der König dreimal den Beichtvater[5] berief und mit größter Ungeduld die Spendung der heiligen Wegzehrung erwartete; mehrmals schickte er den Prinzen von Beauveau ans Fenster, zu sehen, ob der Großalmosenier nicht komme.[6]

Um 7 Uhr[7] erschien der Cardinal de la Roche-Aymon mit dem Viaticum. Die Truppen waren ausgerückt; gemäß dem aus-

[1] „Gustave III et la Cour de France", I, 270.

[2] Marie Antoinette an Maria Thersia, 14. Mai 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 139.

[3] Mercy an Maria Thersia, 8. Mai 1774. — Daselbst, II, 137.

[4] Derselbe an dieselbe. — Daselbst.

[5] Derselbe an dieselbe. — Daselbst.

[6] „Mémoires du baron de Besenval", p. 103.

[7] „Correspondance de la marquise du Deffand", II, 403.

drücklichen Verbote ihres Großvaters hatten der Dauphin und seine Brüder das heiligste Sacrament nur bis zur ersten Stufe der Treppe begleitet; die Prinzessinnen folgten ihm bis ins Zimmer, wo die Prinzen von Geblüt und die Minister versammelt waren.[1] Sobald der Kranke den Großalmosenier bemerkte, fühlte er seine ganze einstige Lebenskraft, die vierzig Jahre Unordnungen nicht hatten ersticken können, wieder erwachen, warf plötzlich seine Decken weg, entblößte das Haupt und versuchte, mit gefalteten Händen sich auf die Knie niederzulassen, „mit einer Frömmigkeit, die zu Thränen rührte".[2] Als man ihn hieran zu hindern suchte, rief er aus: „Wenn mein großer Gott einem Elenden, wie ich, die Ehre eines Besuches erweist, so muss er doch wenigstens mit Ehrfurcht empfangen werden."[3] Nachdem er communiciert hatte, gab er dem Großalmosenier ein Zeichen, und dieser, sich an die anwesenden Höflinge wendend, sagte: „Meine Herren, der König befiehlt mir, da er selbst nicht sprechen kann, Ihnen zu sagen, dass er seine Sünden bereue, und dass, wenn er seinem Volke Ärgernis gegeben, ihm dies sehr leid thue; dass er den festen Entschluss habe, auf die Wege seiner Jugend zurückzukehren und den ganzen Rest seines Lebens zur Vertheidigung der Religion zu verwenden."[4] Als der Großalmosenier von der Reue des Königs über die Ärgernisse seines Lebens sprach, unterbrach ihn der Sterbende, sich mühsam auf seinem Kissen umwendend, mit den Worten: „Herr Cardinal, wiederholen Sie diese Worte, wiederholen Sie dieselben."[5]

So endete unter Kundgebung später, aber wahrer Reue und in erbaulicher und aufrichtiger Frömmigkeit dieses vor Gott und den Menschen so schuldbeladene Königsleben. Selbst weniger religiösen Zeitgenossen gieng diese Umkehr, die Festigkeit, mit der der König dem anstrengenden Act sich unterzog,[6] „die Ruhe, Geduld, Sanftheit und der Muth, mit der er sich entschlossen hatte, seine

[1] „L'abbé Maudoux, confesseur de Louis XV", Paris, Julius Vic.

[2] „Journal de Hardy."

[3] „Le caractère de Louis XV", in der „Revue des questions historiques", IV, 243.

[4] „Correspondance de la marquise du Deffand", II, 403.

[5] „Récit inédit des derniers moments de Louis XV", von M. du Buisson de la Boulaye.

[6] „Correspondance de la marquise du Deffand", II, 403.

Pflichten zu erfüllen,“[1] zu Herzen, und Madame Louise schrieb an Abbé Bertin: „Ich bin so getröstet, wenn ich an die ausnehmenden Gnaden denke, die der König in seinen letzten Augenblicken empfangen hat, und die er so wohl benutzt zu haben scheint, dass ich gestehe, wenn es von mir abhienge, ihn ins Leben zurückzurufen, so möchte ich es ihm nicht verlängern inmitten der Gefahren und seine Seele ein zweitesmal aufs Spiel setzen.“[2]

Vom 7. Mai an verschlimmerte sich das Übel. Am 9. war alle Hoffnung geschwunden; der Dauphin bat den Erzbischof von Paris um Anordnung von Gebeten und gab dem Generalcontrolor den Befehl, 200.000 Francs den Armen der Hauptstadt zu schicken, und verfügte die Anweisung dieser Summe auf seine und der Dauphine Apanage.[3] Abends spendete der Bischof von Senlis, erster Almosenier, dem hohen Kranken die letzte Ölung. Tags darauf begann um 11 Uhr der Todeskampf. Der Großalmosenier recitierte die letzten Gebete,[4] und zwischen drei und vier Uhr nachmittags (10. Mai) im Augenblicke, als der Cardinal die Worte ausgesprochen: „Proficiscere, anima christiana“ (Fahre hin, christliche Seele),[5] gab Ludwig XV. mitten unter allgemeiner Gleichgiltigkeit seinen Geist auf, bis zum Ende das Bewusstsein bewahrend und bis zur letzten Stunde Zeichen wahrhaft christlicher Bußgesinnung gebend, während der von der Krankheit zerfressene Leib in Stücke fiel.[6] Eine auf ein Fenster des Schlosses gestellte Wachskerze meldete Frankreich, dass diese sechzig Jahre lange Regierung soeben geendet hatte, und alles stürzte aus dem Zimmer. In diesem Augenblicke, so berichtet ein Augenzeuge, „ließ sich ein schreckliches, ganz und gar dem Donner ähnliches Getöse im ersten Gemach der Appartements vernehmen; es war die Schar der Höflinge, die das Vorzimmer des dahingeschiedenen Souveräns verließ, um die neuerstehende Macht Ludwigs XVI. zu begrüßen“.[7]

[1] „Gustave III et la Cour de France“, I, 269.

[2] „Vie de la mère Marie-Thérèse de Saint Augustin“, II, 20.

[3] Mercy an Maria Theresia, 10. Mai 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, II, 138.

[4] Brief von Abbé Maudoux.

[5] Daselbst.

[6] Mercy an Maria Theresia, 10. Mai 1770. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, II, 138.

[7] „Mémoires de M^me^ Campan“, p. 87.

# Neuntes Capitel.

Anfang der Regierung Ludwigs XVI. — Schwierigkeiten der Lage. — Hoffnungen des Volkes. — Volksthümlichkeit des neuen Herrscherpaares. — Berufung Maurepas' ins Ministerium. — Sturz der alten Minister. — Rückkehr Choiseuls. — Politische Haltung der Königin. — Ihr Widerwillen gegen die Geschäfte. — Maria Theresia, Mercy und Vermond fordern sie auf, sich damit zu befassen. — Marie Antoinette widersteht diesen Rathschlägen. — Soupers des Hofes. — Die Etikette. — Die Königin sagt sich davon los. — Unzukömmlichkeiten hieraus. — Impfung des Königs.

Man erzählt, dass, als die Gräfin von Noailles zuerst in die Appartements des Dauphin und der Dauphine eindrang und sie als König und Königin begrüßte, beide in Thränen ausbrechend auf die Knie fielen und ausriefen: „Mein Gott, bewahre und beschütze uns! Wir gelangen zu jung zur Regierung.“ [1]

Herz und Verstand drängten zu diesem Rufe.

Die Lage war in der That kritisch. Ein zwanzigjähriger König, den man stets systematisch von den Geschäften ferngehalten hatte;[2] eine neunzehnjährige Königin, die zu Geschäften keine Lust hatte; ein in Parteien gespaltener Hof; zerrüttete Finanzen;[3] nach außen kein Ansehen; im Innern unentwirrbare Schwierigkeiten, die sich durch Ludwigs XV. Sorglosigkeit täglich gesteigert hatten, und zudem eine umso anspruchsvollere öffentliche Meinung, je nothwendiger die Reformen und je ungeduldiger die Hoffnungen waren; ach! Maria Theresia hatte gar sehr Grund zu sagen: „Ich bin wahrhaftig bekümmert, — die Last ist zu groß.“ [4]

[1] „Mémoires de Mme Campan“, p. 87.

[2] „Correspondant“, 25. August 1866.

[3] Man hatte im Publicum das Gerücht verbreitet, und selbst Maria Theresia glaubte, Ludwig XV. hätte ein bedeutendes Privatvermögen hinterlassen. In Wirklichkeit fand man in einer Schublade nur „44.000 Livres und geringwertige Juwelen“. — „Journal de Papillon de la Ferté“, p. 367.

[4] Maria Theresia an Marie Antoinette, 18. Mai 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, II, 150.

Das Publicum ſchwamm in Freude und Wonne. Man erwartete viel von dem jungen Herrſcher, den man als ernſt, fleißig, wohlthätig, wenn auch unter ſchüchternem Äußern, kannte; man erwartete noch mehr von der jungen Herrſcherin, an der man ſoviel Schönheit und Güte gewahrt hatte. Die erſten Regierungsacte des neuen Herrſcherpaares verſtärkten das Vertrauen und erhöhten die Begeiſterung. Der König verzichtete auf die Abgabe des joyeux avènement,*[1] die Königin auf das „Gürtelgeld“ (droit de ceinture); letztere begründete ihre Verzichtleiſtung mit der netten Äußerung: „Man trägt keinen Gürtel mehr.“[1] Man ſchrieb auf die Statue Heinrichs IV.: „Resurrexit“ (er iſt wiedererſtanden). Man ſtellte in alle Schaukäſten das Bildnis des jungen Monarchen zwiſchen die Bilder Heinrichs IV. und Ludwigs XII. mit den Worten: XII und IV iſt XVI. Voltaire ſchrieb an Friedrich II.: „Wir haben einen jungen König, der freilich keine Verſe, aber vortreffliche Proſa macht.“[2] Und Greſſet,*[2] der die Königin im Namen der Akademie begrüßte, pries „die allgemeine Bezauberung, die rührenden Zurufe, die allen ihren Schritten vorangiengen, das Geleite gaben und nachfolgten“.[3]

Mit dem ihr eigenen ausgeſuchten Zartſinne galt einer der erſten Beſuche Marie Antoinettes Madame Louiſe, die durch den Tod ihres Vaters und die Krankheit ihrer Schweſtern ſo ſchwer betroffen war.[4] „Die Königin,“ erzählt eine Augenzeugin, „umarmte die Carmelitin und hielt ſie lange umſchlungen, ohne anders als durch Thränen ſprechen zu können. Dieſe floſſen ſo reichlich, daſs ſie uns und alle Umſtehenden zum Weinen brachten; unſere erhabene Mutter, deren Herz zerriſſen war, konnte kaum einige abgebrochene Worte hervorbringen. Ihre Nichte gewahrte es und trug ſozuſagen alle Koſten der Unterredung. Geſchickt wuſste ſie ihr die Gefühle der Liebe zu ſchildern, die ihr Neffe gegen ſie hege, ohne ihm je den Königstitel zu geben, eine Aufmerkſamkeit, die unſerer erhabenen Mutter zum Troſte gereichte.[5] ‚Liebe Tante,‘ ſagte Marie Antoinette,

[1] Maria Thereſia an Marie Antoinette, 16. Juni 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, II, 180.

[2] „Louis XVI“ von Fallour.

[3] „M^me^ Elisabeth“ von de Beauchesne, I, 72.

[4] Die Prinzeſſinnen hatten ſich durch die Pflege ihres Vaters ſelbſt die Pocken zugezogen.

[5] Madame Louiſe war damals Priorin.

‚in allen Ihren Anliegen wenden Sie sich an mich. Ich werde es ihm sagen, werde ihn bitten und dazu veranlassen; ich kenne ihn, er liebt Sie und wird alles thun, um Ihnen gefällig zu sein. Wenn Sie hinlänglich Muth haben, ihn zu empfangen, lassen Sie es mir sagen, ich werde ihn mitbringen.‘“ [1]

Wie die Königin gegen ihre Tante war, so war sie gegen alle. „Die Besucher von Choisy erzählen Wunder vom Könige und der Königin,“ schreibt ein Chronist.[2] In La Muette, wohin sich der Hof von Choisy begab, empfieng die Königin jedermann mit ihrer gewohnten Liebenswürdigkeit; sehr viele Personen, die sich aus der vorigen Regierung her ihr gegenüber etwas vorzuwerfen hatten, traten mit Furcht vor sie hin; sie ließ keinen Groll merken; die Königin rächte nicht die Unbilden gegen die Dauphine.[3] Von La Muette aus machte sie oft Spaziergänge im Walde von Boulogne. Als sie eines Tages einen arbeitenden Greis bemerkte, trat sie auf ihn zu und stellte voll Güte verschiedene Fragen an ihn. Da ihr Frau von Noailles einige Bemerkungen über das Unschickliche einer solchen Vertraulichkeit machte, drehte ihr die Königin schroff den Rücken, und der König, bei dem sich, wie man sagte, die Ehrendame beschwert hatte, begnügte sich mit der trockenen Erwiderung: „Man lasse die Königin thun, was ihr gefällt, und sie möge sprechen, mit wem sie will.“ [4] Er selbst ließ die gewöhnlich geschlossenen Thore zum Walde von Boulogne öffnen und ergieng sich dort mit seiner Frau zu Fuß inmitten einer ungeheuren Volksmenge, die nicht müde wurde, den zu schauen und zu segnen, den man Ludwig den Ersehnten[5] nannte. Man erzählte, dass er in allem die strengste Sparsamkeit beobachte; dass er daran gehe, die sogenannten Menus plaisirs*[3] und — was ihm bei seiner bekannten Vorliebe schwer ankommen mochte — zwei Jagdausrüstungen, nämlich für Dam- und Schwarzwild, abzuschaffen; dass er dem Polizeilieutenant Sartines Befehl gegeben habe, die rückständigen Armengelder auszu-

[1] „La vénérable M^me^ Louise de France“, p. 408.

[2] „Chronique secrète de Paris“ von Abbé Baudeau. — „Revue retrospective“, 1. Serie, III, 36.

[3] Mercy an Maria Theresia, 7. Juni 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, II, 162.

[4] „Chronique secrète de Paris“, p. 56.

[5] „Gustave III et la Cour de France“, I, 299.

zahlen;[1] daſs er nur das eine wünſche: von den üblen Nachreden gegen ihn unterrichtet zu werden, um ſich zu beſſern;[2] daſs er endlich ein Verzeichnis der ehrlichſten Männer ſeines Reiches habe anfertigen laſſen und dieſes ſtets bei den zu treffenden Wahlen einſehe. „Er umſchanzt ſich mit ehrlichen Leuten," ſchrieb in ſeiner kräftigen Ausdrucksweiſe der ſchwediſche Geſandte.[3] Und der Monarch ſelbſt ſagte zum Herzog von Noailles, als dieſer mit Berufung auf ſein Alter ſich zurückziehen wollte: „Verlaſſen Sie mich nicht; ich möchte von ehrlichen Leuten umgeben ſein, die mich an meine Pflicht erinnern."[4]

Dem öffentlichen Bewuſstſein ſuchte man ſofort durch einige wichtige Verfügungen gerecht zu werden. Sofort nach dem Tode Ludwigs XV. wurde die Favoritin in das Kloſter der Bernardinerinnen in Pont-aux-Dames bei Mâcon verwieſen. Ihr Schwager, der Graf Jean du Barry, der Haupturheber aller Intriguen, wurde zum Perſonalarreſt verurtheilt und entgieng Vincennes** nur durch ſchleunige Flucht nach England.[5] Die von der Königin dem Herzoge von Aiguillon öffentlich bezeigte Kälte ließ ſeinen nahen Sturz vorausſehen.[6] Man verbreitete in dieſer Hinſicht mit Freuden ein der jungen Herrſcherin in den Mund gelegtes Wort; als jemand in ihrer Gegenwart geſagt hatte: „Zu dieſer Stunde tritt der

[1] „Chronique secrète de l'abbé Baudeau", p. 37.

[2] Maria Thereſia an Marie Antoinette, 16. Juli 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 206. — Die „Kölniſche Zeitung" hatte obiges Wort des Königs in Umlauf geſetzt. — „Was die ‚Kölniſche Zeitung' ſagt, iſt wohl in ſeinem Herzen," antwortete Marie Antoinette ihrer Mutter am 30. Juli, „aber ich glaube nicht, daſs er es geſagt hat." — Daſelbſt, II, 207. — Es war wenigſtens ein Symptom der öffentlichen Meinung.

[3] „Gustave III et la Cour de France", I, 299. — „Unſer neuer Herr," ſchrieb ſeinerſeits ein keiner Parteilichkeit verdächtiger Zeuge, der Herzog von Aiguillon, „verhält ſich bewunderungswürdig. Er arbeitet von früh bis ſpät mit wunderbarer Ausdauer. Er ſucht ſich zu unterrichten ... ſcheint der Intrigue unzugänglich zu ſein und zeigt viel Verſtändigkeit, richtige Auffaſſung und das Verlangen, ſeine Unterthanen glücklich zu machen." — Der Herzog von Aiguillon an Cardinal Bernis, 23. März 1774. — „Le cardinal de Bernis depuis son ministère, p. 266.

[4] „Gustave III et la Cour de France."

[5] „Correspondance de la marquise du Deffand", II, 407.

[6] Mercy an Maria Thereſia, 17. Juni 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 162.

König mit seinen Ministern in den Staatsrath," versetzte sie lebhaft: „Mit denen weiland des Königs." [1]

„Alles ist in Entzückung, alles ist in Euch vernarrt," schrieb die Kaiserin an Marie Antoinette, „man verspricht sich das größte Glück. Ihr bringt eine Nation wieder zum Leben, die in den letzten Zügen lag und die einzig und allein die Liebe zu ihrem Herrscherhause aufrecht erhielt." [2]

Doch ihrem treuen Botschafter gegenüber sprach sie sich weniger zuversichtlich aus; ihr politischer Scharfblick ließ bei ihr keine Täuschung über die vorhandenen Gefahren aufkommen. „Die Lage des Königs, der Minister und des Staates selbst hat für mich nichts Beruhigendes," schrieb sie, und in jenem geheimnisvollen Vorgefühl, das zuweilen ein Mutterherz erfasst, fügte sie bezüglich der Zukunft ihrer Tochter den charakteristischen Satz hinzu, den die Ereignisse nur zu sehr bestätigen sollten: „Ich halte ihre schönen Tage für vorüber." [3]

In der That traten die Intriguen und Umtriebe, die bis zur letzten Stunde das Sterbebett Ludwigs XV. umgeben hatten, nicht minder heftig und hartnäckig am Fuße des Thrones des jungen Königs hervor. Während der vom Brand zerfressene Leichnam des alten Königs zur Nachtzeit ohne Pomp und Gefolge unter den Verwünschungen und Beschimpfungen der Menge nach St. Denys gebracht ward,[4] stritt man sich in Versailles mit Erbitterung um Macht und Vorrang. „Die Umtriebe sind abscheulich an diesem neuen Hofe," schrieb der Abbé Baudeau, „und man müsste schlechter als ein Teufel sein, um sich darein zu mischen." [5]

Der Kampf der Parteien drehte sich natürlich um die Fragen: Wer wird Einfluss gewinnen, wer Premierminister werden? Die Prinzessinnen, die den Regeln der Klugheit zum Trotz der königlichen Familie nach Choisy gefolgt waren und deren Einfluss auf

[1] „Chronique secrète de l'abbé Baudeau", p. 56.

[2] Maria Theresia an Marie Antoinette, 16. Juli 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 204.

[3] Maria Theresia an Mercy, 18. Mai 1774. — Daselbst, II, 149. — Ebenso schrieb sie am 17. Mai 1774 an ihren Sohn Ferdinand: „Ich glaube, dass nun das Ende der friedlichen und angenehmen Tage Deiner Schwester gekommen ist."

[4] „Gustave III et la Cour de France", I, 271.

[5] „Chronique secrète de l'abbé Baudeau", 30. Juni 1774.

ihren schwachen Neffen Mercy fürchtete, waren zwar durch die Pocken, die sie sich am Bette ihres Vaters zugezogen hatten, vom Hofe abgesondert worden; doch bevor Madame Adelaide von der Krankheit ergriffen wurde, hatte sie noch Zeit gehabt, einen letzten Pfeil abzuschießen, der der ganzen Regierungszeit Ludwigs XVI. eine tödliche Wunde beibringen sollte; es war ihr gelungen, statt Choiseuls, den die Königin wünschte, statt Sartines', den der König in erster Stunde berufen hatte,[1] statt Machaults, an den man früher gedacht,[2] einen Onkel des Herzogs von Aiguillon, den Grafen de Maurepas, an die Spitze der Geschäfte zu bringen. Indem sie mit Geschicklichkeit den Rest ihres dahinschwindenden Einflusses, dem ihre Hingebung während der Krankheit Ludwigs XV. eine Art Berechtigung verliehen hatte, benützte, hatte sie diese Wahl gerade durch die vertrauensselige Königin bei Ludwig XVI. durchgesetzt.[3] In das Cabinet des jungen Monarchen als einfacher Rath berufen, gieng er daraus als erster Minister, wenn auch nicht dem Titel, so doch der Sache nach, hervor.

Maurepas, geboren 1701, mit 24 Jahren Staatssecretär, 1749 in Ungnade gefallen, weil er Frau v. Pompadour beleidigt hatte, lebte seit jener Zeit fern von der Regierung. Nach 25 Jahren nahm er den Faden wieder auf, ohne die Schwierigkeiten zu ahnen und ohne sich um sie zu bekümmern, die sich seit seinem Sturze aufgehäuft hatten. Geistreich und scharfsichtig, doch sorglos und leichtfertig, mehr an Geschwätz und Possen als an ernste Dinge gewöhnt, er selbst so wenig ernsthaft, dass man, um mit ihm in Geschäften vorwärts zu kommen, „einen lustigen Ton"[4] anschlagen musste, eher ein Mann von Auskunftsmitteln als von Grundsätzen, weniger geschickt im Lösen der Schwierigkeiten als in ihrer Umgehung, hatte Maurepas nur eine Sorge: seine und des Königs Ruhe zu sichern durch Vermeidung alles dessen, was den guten Willen des schüchternen jungen Fürsten hätte kopfscheu machen können. Man versichert, dass ihn Ludwig XVI. nur berufen hatte, um seinen Rath einzuholen; sein kindlich-naives Vertrauen war

[1] „Mémoires de Dufort de Cheverny."

[2] Daselbst.

[3] Mercy an Maria Thereſia, 17. Mai 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 146 u. 147.

[4] Graf Goltz an Friedrich II., 21. September 1777.

überrascht von der Schelmenhaftigkeit des alten Höflings, der sich zuerst einschmeichelte, um sich dann bald aufzudrängen. „Eure Majestät machen mich also zum Premierminister?" sagte er zum König. — „Nein," erwiderte dieser, „das ist ganz und gar nicht meine Absicht." — „Ich verstehe," versetzte der alte Schlaukopf, „Eure Majestät wollen, dass ich denselben entbehrlich mache."[1]

Die öffentliche Meinung war ungeduldig; mit dem oft unüberlegten stürmischen Wesen, der die französische Nation kennzeichnet, verlangte sie binnen vierundzwanzig Stunden die Entfernung der bisherigen Machthaber, die Rückberufung der Verwiesenen, die Ausführung der Reformen. „Mich beunruhigt dieser französische Enthusiasmus," schrieb Marie Antoinette sehr verständig an ihre Mutter.... „Es wäre unmöglich, jedermann zu befriedigen in einem Lande, wo man alles in einem Augenblicke durchgeführt wissen möchte."[2] Wenn kluge und staatsmännisch denkende Leute meinten, es wäre gut, die Minister des verstorbenen Königs noch einige Zeit zu behalten, um die angefangenen Geschäfte abzuwickeln und die nothwendigen Änderungen wohl zu überlegen, so wollte das durch Flugschriften und Gassenhauer aufgeregte Publicum von solchen Verzögerungen nichts wissen. Es sprach nur vom Aufhängen des Generalcontrolors und vom Rädern des Kanzlers Maupeou.[3*5]

Schon vierzehn Tage nach der Thronbesteigung Ludwigs XVI. schrieb ein Tageschronist über diese fieberhafte Ungeduld der Hauptstadt: „Die großen Hoffnungen begannen außerordentlich zu erkalten."[4] Indessen am 2. Juni reichte der Herzog von Aiguillon seine Entlassung ein als Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten;[5] doch, dank seinem Onkel Maurepas, fand er ein Mittel, sich eine Gratification von 500.000 Francs anweisen zu lassen, was großes Murren hervorrief. Durch einen Act von Güte, der gegen die ministeriellen Überlieferungen verstieß, ward der in Ungnade entlassene d'Aiguillon nicht verwiesen, sondern blieb am Hofe und wurde, die Nachsicht, deren Gegenstand er gewesen, zum Nachtheile

[1] „Mémoires de Mme Campan", p. 88, Anm.

[2] Marie Antoinette an Maria Theresia, 30. Juli 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 207.

[3] „Le gouvernement de Normandie", IV, 94.

[4] „Chronique secrète de l'abbé Baudeau", 28. Mai 1774.

[5] „Correspondance de la marquise du Deffand", II, 411.

des Herrscherpaares mißbrauchend, einer der erbittertsten Feinde und geschicktesten Verleumder Marie Antoinettes.[1*6]

Die Königin wollte trotz Mercy[2] die Entlassung des Herzogs von Aiguillon; aber hier war die Grenze ihres Einflusses; sie vermochte nicht, ihn durch Choiseul zu ersetzen. Nur das Ende des Exils des einstigen Gegners Madame du Barrys erlangte sie, und da mußte sie alle ihre Mittel aufbieten, um dahin zu gelangen. Der König schien ebensowenig geneigt, Choiseul an den Hof wie ins Ministerium zurückzurufen. Ohne an die albernen Gerüchte eines Vergiftungsversuches zu glauben, konnte er dem ehemaligen Minister die langen und heftigen Händel nicht verzeihen, die er mit seinem Vater, dem Dauphin, gehabt. Vielleicht empfand auch, wie man richtig bemerkt hat, der schüchterne, gläubige und sittenreine junge Fürst Abneigung gegen diesen glänzenden, aber hochfahrenden und verwegenen Geist und gegen die leichten Sitten des Vertreibers der Jesuiten.[3] Aber die Königin bestand darauf, indem sie anführte, es sei für sie demüthigend, die Begnadigung des Mannes nicht erreichen zu können, der ihre Verheiratung zustande gebracht habe.[4] „Wenn du einen solchen Grund ins Treffen führst," antwortete Ludwig, „kann ich dir nichts abschlagen." Choiseul erhielt die Erlaubnis, Touraine zu verlassen und nach Paris zu kommen.

Am 12. Juni abends kam er an und begab sich gleich am 13. nach La Muette, wo sich die königliche Familie befand. Doch wenn sich der frühere Minister schmeichelte, wieder ans Ruder zu kommen, so wurde er rasch enttäuscht. Der König schien verlegen zu sein, als er ihn wiedersah. „Sie sind sehr dick geworden, Herr v. Choiseul," sagte er zu ihm; „Sie verlieren Ihre Haare, werden kahlköpfig." Umsonst verschwendete die Königin liebenswürdige Worte und holdseliges Lächeln, um den durch einen solchen Empfang hervorgebrachten Eindruck zu verwischen.[5] Trotz ihres Wohlwollens, trotz

[1] „Correspondance sècrete du comte de Mercy", II, 163, Anm.

[2] Mercy an Maria Theresia, 15. Juli 1774. — Daselbst, II, 197.

[3] Derselbe an dieselbe, 15. Juli 1774. — Daselbst, II, 198, Anm.

[4] Derselbe an dieselbe, 15. Juni und 15. Juli 1774. — Daselbst, II, 172, 198.

[5] Es freut mich, mich gegen Sie einer Verpflichtung zu entledigen," sagte die Königin zu Choiseul; „ich verdanke Ihnen mein Glück und schätze mich glücklich, zu ihrer Rückkehr etwas beigetragen zu haben." — „Gustave III et la Cour de France", I, 301.

der Zuvorkommenheit der Prinzen von Geblüt und der Botschafter, trotz der Acclamationen des Volkes blieb der Hieb sitzen; Dienstag den 14., um 8 Uhr früh, kehrte Choiseul nach Chanteloup zurück — um sein Heu einzuheimsen.[1]

Diese Rückberufung war noch dazu für Marie Antoinette eine Sache des Gefühles, nicht der Politik gewesen. Sie wollte Choiseul aus Dankbarkeit als Minister sehen, gegen den Willen ihrer Mutter, der nicht darum zu thun war, einen so thätigen und wachsamen Staatsmann an der Spitze der auswärtigen Geschäfte zu wissen.[2] Blieb Choiseul ferne, kümmerte sich die Königin wenig um den Nachfolger des Herzogs von Aiguillon.[3] Sie empfand immer eine außerordentliche Abneigung, sich mit Staatsgeschäften abzugeben. „Sie hielt sich davon," sagte jemand, der sie gut kannte, „aus Grundsatz und aus Unlust ferne."[4] War es bei ihr Geistesträgheit, Lebhaftigkeit des Naturells, Abneigung gegen ernste Dinge? Hatte sie eine geheime Ahnung von der Gefahr, die für eine noch junge, fremdländische und für eine solche Aufgabe durch ihre Erziehung schlecht vorbereitete Frau darin liegt, sich mit Politik zu befassen an einem Hofe, wie der von Versailles, bei einem tadelsüchtigen und argwöhnischen Volke, wie das französische? Sagte sie sich, dass, abgesehen von ausnahmsweisen Umständen oder von einem seltenen Genie, welches ihre Mutter hatte, das aber nur wenigen beschieden ist, die Rolle einer Königin eher darin besteht, Hof zu halten als die Geschäfte zu leiten, und dass alles in allem auch diese Rolle schön und heiklich genug sei?

Waren aber die Umstände nicht wirklich ungewöhnliche? Sollte eine absolute Enthaltung möglich sein? War sie wünschenswert? Unter den Räthen der Königin waren die Meinungen getheilt.

Wenn Joseph II., dessen Urtheil in den Angelegenheiten anderer oft sehr sicher war, nicht ohne Besorgnis an seinen Bruder Leopold schrieb: „Ich wünsche, dass alles sich zum Guten wende, und dass sich vor allem unsere Schwester nicht in die Hofintriguen mische. Ich habe ihr in diesem Sinne geschrieben,"[5] so setzte er gleich bei:

[1] „Correspondance de la Marquise du Deffand", II, 414.

[2] Maria Theresia an Mercy, 25. Mai 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 153.

[3] Mercy an Maria Theresia, 15. Juli 1774. — Daselbst, II, 197.

[4] Vermond an Mercy, 7. Juni 1774. — Daselbst, II, 171.

[5] Joseph II. an Leopold, 24. Mai und 9. Juni 1774.

„Gott gebe, dass es zu etwas diene und nütze! Doch Du merkst wohl, dass es nicht leicht sein wird, den Vorsatz, sich in nichts zu mischen, zu halten, und es Standhaftigkeit und Genauigkeit bei allen Schritten erfordert, deren eine junge Person, wie sie, kaum fähig ist. Ich habe ihr diese Nothwendigkeit eindringlich gepredigt, und vielleicht ich allein. Ich bürge nicht dafür, dass Personen, die wir hochachten, in ihren Briefen dasselbe schreiben.“ [1]

Joseph II. täuschte sich nicht; Maria Theresia, die anfangs die Gefahren fühlte, die die junge Königin umgaben, und an Mercy geschrieben hatte: „Ich schreibe meiner Tochter nur im allgemeinen und rathe ihr, stets auf Sie zu hören, Ihren Rathschlägen zu folgen und sich vor der Einmischung in die Geschäfte zu hüten; sie möge die Vertraute und Freundin des Königs sein, aber sich nicht den Anschein geben, mit ihm herrschen zu wollen; sie soll es vermeiden, mittelst Beifallskundgebungen gegen sich Neid und Eifersucht zu erregen. Ihre Lage ist sehr heiklich — mit neunzehn Jahren! Meine Hoffnung beruht nur auf Ihnen,“ [2] schrieb am selben Tage, wo sie diese weisen Erwägungen an ihren Botschafter richtete, an ihre Tochter in ganz anderem Tone; sie entwarf für sie einen politischen Verhaltungsplan und fügte die lebhaftesten Vorstellungen hinzu über die Nothwendigkeit, die österreichisch-französische Allianz zu befestigen, und zwar in Ausdrücken, die ganz geeignet waren, Herz und Phantasie der jungen Souveränin zu ergreifen.

„Unsere Interessen, nicht nur des Herzens, sondern auch unserer Staaten sind so innig verbunden, dass, um sie gut zu vertreten, man es thun muss mit einer Innigkeit, wie der verstorbene König den ersten Grund dazu gelegt und daran stets festgehalten hat trotz der verschiedenen Veränderungen, die erfolgten.

„Von meinen lieben Kindern erwarte ich dasselbe; eine Lockerung wäre mein Tod. Unsere beiden Monarchien brauchen Ruhe, um ihre Angelegenheiten zu ordnen. Wenn wir in enger Verbindung mit einander handeln, wird niemand unsere Arbeiten stören, und Europa das Glück des Friedens genießen. Nicht allein unsere Völker werden glücklich sein, sondern auch alle anderen, die nur aus speciellem Interesse zu stören suchen. Die ersten zwanzig

[1] Josef an Leopold, 9. Juni 1774.

[2] Maria Theresia an Mercy, 30. Mai 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, II, 153.

Jahre meiner Regierung sind ein Beweis hievon, und seit unserer glücklichen, durch so viele zärtliche Bande befestigten Allianz beginnt jene Ruhe Bestand zu gewinnen, was auf lange Jahre zu wünschen ist. Mercy wird Dich über alles unterrichten können, was mit den allgemeinen Geschäften zusammenhängt; ich habe ihm alles zu wissen gemacht." [1]

Hieß das nicht deutlich eingestehen, dass man von Wien aus die Richtung hinsichtlich aller wichtigen Punkte angeben zu können rechnete, und dass die Kaiserin sich vornahm, aus ihrer Tochter ihren ersten Agenten zu Versailles zu machen? Wer aber hätte daran noch gezweifelt, als zwei Tage darauf Maria Theresia der Königin ein Promemoria des Fürsten Kaunitz überreichen ließ, das ihr als Führer dienen sollte, um ihren Gemahl in den verschiedenen politischen Tagesfragen zu beeinflussen? [2] Wusste denn die Kaiserin nicht, welche Vorurtheile die von Choiseul geschlossene Allianz noch immer in Frankreich erregte, und erinnerte sie sich nicht mehr, dass nach dem Tode Ludwigs XV. ihr Botschafter es einige Zeit hatte unterlassen müssen, am Hofe zu erscheinen, aus Besorgnis „vor sehr übel angebrachten und gefährlichen Bemerkungen über die Absichten des Wiener Cabinets, jenes von Versailles regieren zu wollen"? [3]

Was Mercy betrifft, so war er immer, ohne sich die Klippen zu verhehlen, auf die sein erhabener Schützling stoßen würde, und ohne sich vielleicht, wie Maria Theresia, auf den etwas zu ausschließlichen Standpunkt der österreichischen Politik zu stellen, der Meinung gewesen, die Königin solle für die französischen Angelegenheiten ein offenes Auge haben. [4] Je mehr er den schwachen, schüchternen, zaudernden Charakter des nun König gewordenen Dauphin beobachtete, desto mehr war er überzeugt, dass dieser Charakter einer Leitung bedurfte, dass er nicht Entschlossenheit genug besaß, um sich allein zu entscheiden und nothwendigerweise einen Einfluss über sich ergehen ließ; alles in allem genommen, und wenn es schon einmal so sein musste, so war es besser, dass dieser Einfluss von seiner Frau ausgieng als von seinen Tanten oder von sonst

[1] Maria Theresia an Marie Antoinette, 30. Mai 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 156.

[2] Maria Theresia an Mercy, 1. Juni 1774. — Daselbst, II, 158.

[3] Mercy an Baron Neny, 17. Mai 1774. — Daselbst, II, 147.

[4] Daselbst, II, 31.

jemandem. „Wenn sich in dieser ernsten Zeit der König leiten läßt," schrieb der Botschafter schon am 17. Mai, „und wenn das Publicum gewahr wird, daſs die Prinzessinnen dieses Einflusses sich erfreuen, so erlitte das Ansehen der Königin einen tödlichen Stoß. Ich habe sie gebeten, sehr umsichtig zu sein bezüglich der Theilnahme an Geschäften, aber sie darf nicht dulden, daſs jemand aus ihrer Familie in solche Gegenstände sich einmenge.

„Der König besitzt zwar wirklich sehr solide Vorzüge, aber wenige, die ihn liebenswürdig machen. Sein Äußeres ist rauh, die Geschäfte könnten ihn sogar zeitweilig verdrießen. Die Königin muſs lernen, seine Launen zu ertragen; ihr Glück hängt davon ab. Sie ist von ihrem Gemahl geliebt; mit Mäßigung, Gefälligkeit und Liebkosungen wird sie über den König eine absolute Gewalt erwerben; aber sie muſs ihn lenken, ohne sich den Anschein zu geben, es zu wollen." [1]

Einen Monat später schrieb er wieder:

„Alles hängt davon ab, daſs diese Fürstin — die Königin — ihren Widerwillen gegen jeden ernsten Gegenstand ein wenig überwinde, daſs sie die Gnade habe, mit Aufmerksamkeit zuzuhören und ein wenig über das nachzudenken, was man ihr in dieser Hinsicht auseinandersetzt. Ihr Geist und ihre natürliche Unterscheidungsgabe werden sie immer das Richtige treffen lassen sowohl bezüglich der Dinge als der Umstände.

„Aber sie muſs sich mit dieser großen Wahrheit befassen: 1. daſs der König von etwas schwachem Charakter ist; 2. daſs sich folglich jemand seiner bemächtigen wird; 3. daſs auf alle Fälle die Königin jeden Augenblick alle Mittel im Auge behalten muſs, die ihr einen vollständigen und ausschließlichen Einfluſs auf den Geist ihres Gemahls sichern." [2]

Der zweite vertraute Rathgeber Marie Antoinettes, Vermond, dachte über diesen heiklen Punkt nicht anders als Mercy. Er schrieb an diesen:

„Ich wünsche mehr als ich hoffe, daſs die Königin sich sehr auf die Geschäfte verstehe und damit abgebe, um das Zutrauen ihres erhabenen Gemahls zu bewahren und zu vermehren. Seitdem

[1] Mercy an Maria Thereſia, 17. Mai 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 147.

[2] Derselbe an dieselbe, 15. Juni 1774. — Daselbst, II, 174 u. 175.

er den Thron bestiegen hat, beschäftigt er sich thatsächlich viel; er kann unmöglich in die Königin großes Vertrauen setzen, ohne mit ihr davon zu sprechen, und er wird dies künftig unterlassen, außer wenn sie sich angewöhnt, die Geschäfte zu verstehen und darüber zu reden. Die Königin selbst machte zu mir eine kostbare Bemerkung; sie fühlt, dass sie unglücklich wäre, wenn je zwischen den beiden Höfen eine Entzweiung stattfände. ‚Wie sollte ich es hindern,' sagte sie zu mir, ‚wenn ich mich nie mit Geschäften befassen soll?'

„Ich weiß, dass sie sich nicht in die Intriguen der Privatpersonen mischen soll, aber ich glaube, dass es gut ist, wenn sie deren Haupttriebfedern kennt. Ich weiß auch, dass es für sie sehr gefährlich wäre, auf die täglichen Einzelheiten Einfluss nehmen zu wollen; aber um sie dahin zu bringen, müsste man sie vom Fuße bis zum Kopfe ändern, und wer brächte dies zustande?" [1]

So trieb denn alles Marie Antoinette, trotz ihres instinctiven Widerstrebens, an, sich mit Geschäften zu befassen, alles, vom Charakter ihres Mannes an, der eine Leitung verlangte, bis zu ihrer Mutter, die sie dazu aufforderte unter dem Scheine, ihr das Gegentheil einzuschärfen, und bis zu ihren Rathgebern, die es wenigstens offen sagten. Trotz dieser Mahnungen und Vorstellungen, auch trotz des Wortes, das sie selbst zu Vermond gesagt, war ihr Widerwille sehr stark. Sie fürchtete die Verlegenheiten, die „aus den gegenwärtigen und künftigen Verhältnissen" [2] erwachsen konnten, und um diese zu vermeiden, war sie entschlossen, wenigstens anfangs sich abseits zu halten. Ihr Gatte, der, ohne es zu wollen, vielleicht ohne es zu merken, dem Einflusse dieses bezaubernden Naturells, dieses Charakters, der fester war als der seinige, unterlag, sprach mit ihr gerne von Geschäften und fragte sie sogar um Rath; sie hörte ihn bereitwillig und aufmerksam an,[3] aber das war auch alles. Als Maupeou und Terray unter der Wucht des öffentlichen Urtheiles fielen, wollte der König über die Wahl ihrer Nachfolger nichts entscheiden, ohne seine Frau verständigt zu haben. Er besuchte sie in ihrem Cabinet und vertraute ihr alle Gründe an, die für und gegen den Kanzler und den Generalcontrolor sprachen. Die

[1] Vermond an Mercy, 4. Juni 1764. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 171.

[2] Mercy an Maria Theresia, 15. Juli 1774. — Daselbst, II, 194.

[3] Derselbe an dieselbe, 28. September 1774. — Daselbst, II, 237.

Königin hörte alles an, erlaubte sich aber keinerlei Bemerkung. Sie hätte Minister machen können, wie ihre Mutter wünschte;[1] sie wollte nicht.[2]

Ein für sie nicht minder wichtiger Gegenstand, der ihr besser zusagte, nahm zu jener Zeit ihre Aufmerksamkeit in Anspruch.

Die Etikette des Hofes gestattete der Königin und den Prinzessinnen von Geblüt nicht, mit Männern zusammen zu speisen. Wenn das Königspaar öffentlich dinierte, wurde es von Frauen bedient.[3] Andererseits, wenn der König auf die Jagd gieng, fanden nach seiner Rückkehr Jagdsoupers statt, von denen die Königin ausgeschlossen war. Derartige Zusammenkünfte hatten, so sagte man, nicht wenig dazu beigetragen, Ludwig XV. in die Ausschweifungen seiner letzten Jahre zu stürzen und darin festzuhalten. Sollten sie ohne Unzukömmlichkeit sein für einen sicherlich tugendhaften, aber jungen und schwachen Fürsten, sollte die Reinheit seiner Sitten der Zügellosigkeit der Reden und Handlungen, welche diese nächtlichen Versammlungen zu begünstigen schienen, dauernd widerstehen? Die Gefahr war da, und Marie Antoinette beschloss, ihr zu begegnen durch Verwirklichung eines Planes, den sie seit mehr als einem Jahre hegte,[4] indem sie nämlich die Jagdsoupers durch Gesellschaftssoupers ersetzen wollte, bei denen sie selbst den Vorsitz führen und zu denen sie die königliche Familie und die vornehmsten Personen des Hofes einladen würde. Mercy ermunterte sie dazu,[5] und alle vernünftigen Personen sahen hierin das sicherste Mittel, den König von schlechten Gesellschaften fernezuhalten.[6] Doch man musste sich

[1] Maria Theresia an Mercy, 16. Juli 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 203.

[2] Mercy an Maria Theresia, 28. September 1774. — Daselbst, II, 237. — Die Königin trieb ihre Scrupelhaftigkeit soweit, nicht einmal über die Wahl Sartines' zum Marineminister, die sie thatsächlich missbilligte, weil derselbe als gewesener Polizeilieutenant besser für die Stelle eines Ministers des königlichen Hauses passte, eine Bemerkung zu machen.

[3] Die Ehrendame, auf einem sehr niederen Feldstuhl knieend, eine Serviette auf dem Arme, und vier Frauen der Königin im großen Staate credenzten Speisen und Getränke; kein Mann erschien zum Dienste oder setzte sich zum königlichen Tische. — „Mémoires de Mme Campan", p. 100.

[4] Mercy an Maria Theresia, 17. November 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 260.

[5] Derselbe an dieselbe, 7. Juni 1774. — Daselbst, II, 164.

[6] Derselbe an dieselbe, 17. November 1774. — Daselbst, II, 260.

auf Einwendungen gefaßt machen. Würden die Prinzessinnen, aus Gewohnheit und aus Eifersucht an den alten Traditionen hängend und noch sehr einflussreich auf den Geist ihres Neffen, nicht einen Plan durchkreuzen, der in ihren Augen ein schweres Vergehen gegen die Etikette und ein neuer Beweis des Einflusses ihrer Schwägerin wäre? Auf die ersten Eröffnungen, die seine Frau dem Könige machte, antwortete dieser nur mit unbestimmten Worten und betonte die Nothwendigkeit, Madame Victoire, um nicht zu sagen Madame Adelaide, zu befragen. Durch diese Ausflüchte überrascht und missgestimmt, bestand Marie Antoinette erst recht darauf und hatte mit ihrem Gatten eine sehr lebhafte Auseinandersetzung, bei der sie mit solcher Energie und Beredsamkeit auftrat, dass sie obsiegte. Noch während der Besprechung wurde das erste Souper auf den nächsten Sonntag, 22. October, festgesetzt. Die Prinzessinnen waren abwesend; als sie wiederkamen, bestand die Einrichtung schon, und den alten Prinzessinnen blieb nichts anderes übrig, als um Zutritt zu diesen Reunionen zu bitten, die sie anfangs getadelt hatten.[1]

Die Neuerung wurde günstig aufgenommen; das Publicum zollte Beifall, denn es begriff, sagt ein Tageschronist, dass die Königin sie nicht „um des Vergnügens willen, in großer Gesellschaft zu speisen," sondern „aus wohlverstandener politischer Klugheit"[2] veranlasst hatte. Am Hofe war der Erfolg nicht minder groß. Man war bald genöthigt, statt eines wöchentlich zwei Soupers zu geben: Dienstag und Donnerstag. Der König bezeichnete die männlichen, die Königin die weiblichen Gäste. Jeder bewarb sich um die Ehre, zugelassen zu werden, und gieng entzückt von hinnen. Die Königin behandelte alle Gäste mit gewohnter Leutseligkeit, und jeden Tag wussten die Pariser Zirkel irgendeinen Zug ihrer Güte oder Anmuth zu erzählen. Der König fand an diesen Zusammenkünften Gefallen, und sein schroffes Wesen wurde dabei liebenswürdiger. Gegen die Frauen aufmerksam ohne Galanterie, gegen die Männer wohlwollend ohne Vertraulichkeit, setzte er den Hof durch seine gesellschaftliche Gewandtheit und ungewöhnliche Artigkeit in Erstaunen. Wie jedesmal, schrieb man

[1] Mercy an Maria Theresia, 17. November 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 262.

[2] „Chronique secrète de Métra", I, 105.

ihren schwachen Neffen Mercy fürchtete, waren zwar durch die Pocken, die sie sich am Bette ihres Vaters zugezogen hatten, vom Hofe abgesondert worden; doch bevor Madame Adelaide von der Krankheit ergriffen wurde, hatte sie noch Zeit gehabt, einen letzten Pfeil abzuschießen, der der ganzen Regierungszeit Ludwigs XVI. eine tödliche Wunde beibringen sollte; es war ihr gelungen, statt Choiseuls, den die Königin wünschte, statt Sartines', den der König in erster Stunde berufen hatte,[1] statt Machaults, an den man früher gedacht,[2] einen Onkel des Herzogs von Aiguillon, den Grafen de Maurepas, an die Spitze der Geschäfte zu bringen. Indem sie mit Geschicklichkeit den Rest ihres dahinschwindenden Einflusses, dem ihre Hingebung während der Krankheit Ludwigs XV. eine Art Berechtigung verliehen hatte, benützte, hatte sie diese Wahl gerade durch die vertrauensselige Königin bei Ludwig XVI. durchgesetzt.[3] In das Cabinet des jungen Monarchen als einfacher Rath berufen, gieng er daraus als erster Minister, wenn auch nicht dem Titel, so doch der Sache nach, hervor.

Maurepas, geboren 1701, mit 24 Jahren Staatssecretär, 1749 in Ungnade gefallen, weil er Frau v. Pompadour beleidigt hatte, lebte seit jener Zeit fern von der Regierung. Nach 25 Jahren nahm er den Faden wieder auf, ohne die Schwierigkeiten zu ahnen und ohne sich um sie zu bekümmern, die sich seit seinem Sturze aufgehäuft hatten. Geistreich und scharfsichtig, doch sorglos und leichtfertig, mehr an Geschwätz und Possen als an ernste Dinge gewöhnt, er selbst so wenig ernsthaft, dass man, um mit ihm in Geschäften vorwärts zu kommen, „einen lustigen Ton"[4] anschlagen musste, eher ein Mann von Auskunftsmitteln als von Grundsätzen, weniger geschickt im Lösen der Schwierigkeiten als in ihrer Umgehung, hatte Maurepas nur eine Sorge: seine und des Königs Ruhe zu sichern durch Vermeidung alles dessen, was den guten Willen des schüchternen jungen Fürsten hätte kopfscheu machen können. Man versichert, dass ihn Ludwig XVI. nur berufen hatte, um seinen Rath einzuholen; sein kindlich-naives Vertrauen war

[1] „Mémoires de Dufort de Cheverny."

[2] Daselbst.

[3] Mercy an Maria Theresia, 17. Mai 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 146 u. 147.

[4] Graf Goltz an Friedrich II., 21. September 1777.

überrascht von der Schelmenhaftigkeit des alten Höflings, der sich zuerst einschmeichelte, um sich dann bald aufzudrängen. „Eure Majestät machen mich also zum Premierminister?" sagte er zum König. — „Nein," erwiderte dieser, „das ist ganz und gar nicht meine Absicht." — „Ich verstehe," versetzte der alte Schlaukopf, „Eure Majestät wollen, dass ich denselben entbehrlich mache." [1]

Die öffentliche Meinung war ungeduldig; mit dem oft unüberlegten stürmischen Wesen, der die französische Nation kennzeichnet, verlangte sie binnen vierundzwanzig Stunden die Entfernung der bisherigen Machthaber, die Rückberufung der Verwiesenen, die Ausführung der Reformen. „Mich beunruhigt dieser französische Enthusiasmus," schrieb Marie Antoinette sehr verständig an ihre Mutter.... „Es wäre unmöglich, jedermann zu befriedigen in einem Lande, wo man alles in einem Augenblicke durchgeführt wissen möchte." [2] Wenn kluge und staatsmännisch denkende Leute meinten, es wäre gut, die Minister des verstorbenen Königs noch einige Zeit zu behalten, um die angefangenen Geschäfte abzuwickeln und die nothwendigen Änderungen wohl zu überlegen, so wollte das durch Flugschriften und Gassenhauer aufgeregte Publicum von solchen Verzögerungen nichts wissen. Es sprach nur vom Aufhängen des Generalcontrolors und vom Rädern des Kanzlers Maupeou. [3*5]

Schon vierzehn Tage nach der Thronbesteigung Ludwigs XVI. schrieb ein Tageschronist über diese fieberhafte Ungeduld der Hauptstadt: „Die großen Hoffnungen begannen außerordentlich zu erkalten." [4] Indessen am 2. Juni reichte der Herzog von Aiguillon seine Entlassung ein als Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten; [5] doch, dank seinem Onkel Maurepas, fand er ein Mittel, sich eine Gratification von 500.000 Francs anweisen zu lassen, was großes Murren hervorrief. Durch einen Act von Güte, der gegen die ministeriellen Überlieferungen verstieß, ward der in Ungnade entlassene d'Aiguillon nicht verwiesen, sondern blieb am Hofe und wurde, die Nachsicht, deren Gegenstand er gewesen, zum Nachtheile

[1] „Mémoires de Mme Campan", p. 88, Anm.

[2] Marie Antoinette an Maria Theresia, 30. Juli 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 207.

[3] „Le gouvernement de Normandie", IV, 94.

[4] „Chronique secrète de l'abbé Baudeau", 28. Mai 1774.

[5] „Correspondance de la marquise du Deffand", II, 411.

des Herrscherpaares missbrauchend, einer der erbittertsten Feinde und geschicktesten Verleumder Marie Antoinettes.[1*6]

Die Königin wollte trotz Mercy[2] die Entlassung des Herzogs von Aiguillon; aber hier war die Grenze ihres Einflusses; sie vermochte nicht, ihn durch Choiseul zu ersetzen. Nur das Ende des Exils des einstigen Gegners Madame du Barrys erlangte sie, und da musste sie alle ihre Mittel aufbieten, um dahin zu gelangen. Der König schien ebensowenig geneigt, Choiseul an den Hof wie ins Ministerium zurückzurufen. Ohne an die albernen Gerüchte eines Vergiftungsversuches zu glauben, konnte er dem ehemaligen Minister die langen und heftigen Händel nicht verzeihen, die er mit seinem Vater, dem Dauphin, gehabt. Vielleicht empfand auch, wie man richtig bemerkt hat, der schüchterne, gläubige und sittenreine junge Fürst Abneigung gegen diesen glänzenden, aber hochfahrenden und verwegenen Geist und gegen die leichten Sitten des Vertreibers der Jesuiten.[3] Aber die Königin bestand darauf, indem sie anführte, es sei für sie demüthigend, die Begnadigung des Mannes nicht erreichen zu können, der ihre Verheiratung zustande gebracht habe.[4] „Wenn du einen solchen Grund ins Treffen führst," antwortete Ludwig, „kann ich dir nichts abschlagen." Choiseul erhielt die Erlaubnis, Touraine zu verlassen und nach Paris zu kommen.

Am 12. Juni abends kam er an und begab sich gleich am 13. nach La Muette, wo sich die königliche Familie befand. Doch wenn sich der frühere Minister schmeichelte, wieder ans Ruder zu kommen, so wurde er rasch enttäuscht. Der König schien verlegen zu sein, als er ihn wiedersah. „Sie sind sehr dick geworden, Herr v. Choiseul," sagte er zu ihm; „Sie verlieren Ihre Haare, werden kahlköpfig." Umsonst verschwendete die Königin liebenswürdige Worte und holdseliges Lächeln, um den durch einen solchen Empfang hervorgebrachten Eindruck zu verwischen.[5] Trotz ihres Wohlwollens, trotz

[1] „Correspondance sècrete du comte de Mercy", II, 163, Anm.

[2] Mercy an Maria Theresia, 15. Juli 1774. — Daselbst, II, 197.

[3] Derselbe an dieselbe, 15. Juli 1774. — Daselbst, II, 198, Anm.

[4] Derselbe an dieselbe, 15. Juni und 15. Juli 1774. — Daselbst, II, 172, 198.

[5] Es freut mich, mich gegen Sie einer Verpflichtung zu entledigen," sagte die Königin zu Choiseul; „ich verdanke Ihnen mein Glück und schätze mich glücklich, zu ihrer Rückkehr etwas beigetragen zu haben." — „Gustave III et la Cour de France", I, 301.

der Zuvorkommenheit der Prinzen von Geblüt und der Botschafter, trotz der Acclamationen des Volkes blieb der Hieb sitzen; Dienstag den 14., um 8 Uhr früh, kehrte Choiseul nach Chanteloup zurück — um sein Heu einzuheimsen.[1]

Diese Rückberufung war noch dazu für Marie Antoinette eine Sache des Gefühles, nicht der Politik gewesen. Sie wollte Choiseul aus Dankbarkeit als Minister sehen, gegen den Willen ihrer Mutter, der nicht darum zu thun war, einen so thätigen und wachsamen Staatsmann an der Spitze der auswärtigen Geschäfte zu wissen.[2] Blieb Choiseul ferne, kümmerte sich die Königin wenig um den Nachfolger des Herzogs von Aiguillon.[3] Sie empfand immer eine außerordentliche Abneigung, sich mit Staatsgeschäften abzugeben. „Sie hielt sich davon," sagte jemand, der sie gut kannte, „aus Grundsatz und aus Unlust ferne."[4] War es bei ihr Geistesträgheit, Lebhaftigkeit des Naturells, Abneigung gegen ernste Dinge? Hatte sie eine geheime Ahnung von der Gefahr, die für eine noch junge, fremdländische und für eine solche Aufgabe durch ihre Erziehung schlecht vorbereitete Frau darin liegt, sich mit Politik zu befassen an einem Hofe, wie der von Versailles, bei einem tadelsüchtigen und argwöhnischen Volke, wie das französische? Sagte sie sich, dass, abgesehen von ausnahmsweisen Umständen oder von einem seltenen Genie, welches ihre Mutter hatte, das aber nur wenigen beschieden ist, die Rolle einer Königin eher darin besteht, Hof zu halten als die Geschäfte zu leiten, und dass alles in allem auch diese Rolle schön und heiklich genug sei?

Waren aber die Umstände nicht wirklich ungewöhnliche? Sollte eine absolute Enthaltung möglich sein? War sie wünschenswert? Unter den Räthen der Königin waren die Meinungen getheilt.

Wenn Joseph II., dessen Urtheil in den Angelegenheiten anderer oft sehr sicher war, nicht ohne Besorgnis an seinen Bruder Leopold schrieb: „Ich wünsche, dass alles sich zum Guten wende, und dass sich vor allem unsere Schwester nicht in die Hofintriguen mische. Ich habe ihr in diesem Sinne geschrieben,"[5] so setzte er gleich bei:

[1] „Correspondance de la Marquise du Deffand", II, 414.

[2] Maria Theresia an Mercy, 25. Mai 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 153.

[3] Mercy an Maria Theresia, 15. Juli 1774. — Daselbst, II, 197.

[4] Vermond an Mercy, 7. Juni 1774. — Daselbst, II, 171.

[5] Joseph II. an Leopold, 24. Mai und 9. Juni 1774.

„Gott gebe, daſs es zu etwas diene und nütze! Doch Du merkſt wohl, daſs es nicht leicht ſein wird, den Vorſatz, ſich in nichts zu miſchen, zu halten, und es Standhaftigkeit und Genauigkeit bei allen Schritten erfordert, deren eine junge Perſon, wie ſie, kaum fähig iſt. Ich habe ihr dieſe Nothwendigkeit eindringlich gepredigt, und vielleicht ich allein. Ich bürge nicht dafür, daſs Perſonen, die wir hochachten, in ihren Briefen dasſelbe ſchreiben.“ [1]

Joſeph II. täuſchte ſich nicht; Maria Thereſia, die anfangs die Gefahren fühlte, die die junge Königin umgaben, und an Mercy geſchrieben hatte: „Ich ſchreibe meiner Tochter nur im allgemeinen und rathe ihr, ſtets auf Sie zu hören, Ihren Rathſchlägen zu folgen und ſich vor der Einmiſchung in die Geſchäfte zu hüten; ſie möge die Vertraute und Freundin des Königs ſein, aber ſich nicht den Anſchein geben, mit ihm herrſchen zu wollen; ſie ſoll es vermeiden, mittelſt Beifallskundgebungen gegen ſich Neid und Eiferſucht zu erregen. Ihre Lage iſt ſehr heiklich — mit neunzehn Jahren! Meine Hoffnung beruht nur auf Ihnen,“ [2] ſchrieb am ſelben Tage, wo ſie dieſe weiſen Erwägungen an ihren Botſchafter richtete, an ihre Tochter in ganz anderem Tone; ſie entwarf für ſie einen politiſchen Verhaltungsplan und fügte die lebhafteſten Vorſtellungen hinzu über die Nothwendigkeit, die öſterreichiſch-franzöſiſche Allianz zu befeſtigen, und zwar in Ausdrücken, die ganz geeignet waren, Herz und Phantaſie der jungen Souveränin zu ergreifen.

„Unſere Intereſſen, nicht nur des Herzens, ſondern auch unſerer Staaten ſind ſo innig verbunden, daſs, um ſie gut zu vertreten, man es thun muſs mit einer Innigkeit, wie der verſtorbene König den erſten Grund dazu gelegt und daran ſtets feſtgehalten hat trotz der verſchiedenen Veränderungen, die erfolgten.

„Von meinen lieben Kindern erwarte ich dasſelbe; eine Lockerung wäre mein Tod. Unſere beiden Monarchien brauchen Ruhe, um ihre Angelegenheiten zu ordnen. Wenn wir in enger Verbindung mit einander handeln, wird niemand unſere Arbeiten ſtören, und Europa das Glück des Friedens genießen. Nicht allein unſere Völker werden glücklich ſein, ſondern auch alle anderen, die nur aus ſpeciellem Intereſſe zu ſtören ſuchen. Die erſten zwanzig

[1] Joſef an Leopold, 9. Juni 1774.

[2] Maria Thereſia an Mercy, 30. Mai 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, II, 153.

Jahre meiner Regierung sind ein Beweis hievon, und seit unserer glücklichen, durch so viele zärtliche Bande befestigten Allianz beginnt jene Ruhe Bestand zu gewinnen, was auf lange Jahre zu wünschen ist. Mercy wird Dich über alles unterrichten können, was mit den allgemeinen Geschäften zusammenhängt; ich habe ihm alles zu wissen gemacht." [1]

Hieß das nicht deutlich eingestehen, dass man von Wien aus die Richtung hinsichtlich aller wichtigen Punkte angeben zu können rechnete, und dass die Kaiserin sich vornahm, aus ihrer Tochter ihren ersten Agenten zu Versailles zu machen? Wer aber hätte daran noch gezweifelt, als zwei Tage darauf Maria Theresia der Königin ein Promemoria des Fürsten Kaunitz überreichen ließ, das ihr als Führer dienen sollte, um ihren Gemahl in den verschiedenen politischen Tagesfragen zu beeinflussen? [2] Wusste denn die Kaiserin nicht, welche Vorurtheile die von Choiseul geschlossene Allianz noch immer in Frankreich erregte, und erinnerte sie sich nicht mehr, dass nach dem Tode Ludwigs XV. ihr Botschafter es einige Zeit hatte unterlassen müssen, am Hofe zu erscheinen, aus Besorgnis „vor sehr übel angebrachten und gefährlichen Bemerkungen über die Absichten des Wiener Cabinets, jenes von Versailles regieren zu wollen"? [3]

Was Mercy betrifft, so war er immer, ohne sich die Klippen zu verhehlen, auf die sein erhabener Schützling stoßen würde, und ohne sich vielleicht, wie Maria Theresia, auf den etwas zu ausschließlichen Standpunkt der österreichischen Politik zu stellen, der Meinung gewesen, die Königin solle für die französischen Angelegenheiten ein offenes Auge haben. [4] Je mehr er den schwachen, schüchternen, zaudernden Charakter des nun König gewordenen Dauphin beobachtete, desto mehr war er überzeugt, dass dieser Charakter einer Leitung bedurfte, dass er nicht Entschlossenheit genug besaß, um sich allein zu entscheiden und nothwendigerweise einen Einfluss über sich ergehen ließ; alles in allem genommen, und wenn es schon einmal so sein musste, so war es besser, dass dieser Einfluss von seiner Frau ausgieng als von seinen Tanten oder von sonst

[1] Maria Theresia an Marie Antoinette, 30. Mai 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 156.

[2] Maria Theresia an Mercy, 1. Juni 1774. — Daselbst, II, 158.

[3] Mercy an Baron Neny, 17. Mai 1774. — Daselbst, II, 147.

[4] Daselbst, II, 31.

Das Publicum schwamm in Freude und Wonne. Man erwartete viel von dem jungen Herrscher, den man als ernst, fleißig, wohlthätig, wenn auch unter schüchternem Äußern, kannte; man erwartete noch mehr von der jungen Herrscherin, an der man soviel Schönheit und Güte gewahrt hatte. Die ersten Regierungsacte des neuen Herrscherpaares verstärkten das Vertrauen und erhöhten die Begeisterung. Der König verzichtete auf die Abgabe des joyeux avènement,*[1] die Königin auf das „Gürtelgeld" (droit de ceinture); letztere begründete ihre Verzichtleistung mit der netten Äußerung: „Man trägt keinen Gürtel mehr." [1] Man schrieb auf die Statue Heinrichs IV.: „Resurrexit" (er ist wiedererstanden). Man stellte in alle Schaukästen das Bildnis des jungen Monarchen zwischen die Bilder Heinrichs IV. und Ludwigs XII. mit den Worten: XII und IV ist XVI. Voltaire schrieb an Friedrich II.: „Wir haben einen jungen König, der freilich keine Verse, aber vortreffliche Prosa macht." [2] Und Gresset,*[2] der die Königin im Namen der Akademie begrüßte, pries „die allgemeine Bezauberung, die rührenden Zurufe, die allen ihren Schritten vorangiengen, das Geleite gaben und nachfolgten".[3]

Mit dem ihr eigenen ausgesuchten Zartsinne galt einer der ersten Besuche Marie Antoinettes Madame Louise, die durch den Tod ihres Vaters und die Krankheit ihrer Schwestern so schwer betroffen war.[4] „Die Königin," erzählt eine Augenzeugin, „umarmte die Carmelitin und hielt sie lange umschlungen, ohne anders als durch Thränen sprechen zu können. Diese flossen so reichlich, dass sie uns und alle Umstehenden zum Weinen brachten; unsere erhabene Mutter, deren Herz zerrissen war, konnte kaum einige abgebrochene Worte hervorbringen. Ihre Nichte gewahrte es und trug sozusagen alle Kosten der Unterredung. Geschickt wusste sie ihr die Gefühle der Liebe zu schildern, die ihr Neffe gegen sie hege, ohne ihm je den Königstitel zu geben, eine Aufmerksamkeit, die unserer erhabenen Mutter zum Troste gereichte.[5] ‚Liebe Tante,' sagte Marie Antoinette,

[1] Maria Theresia an Marie Antoinette, 16. Juni 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 180.

[2] „Louis XVI" von Fallouɣ.

[3] „Mme Elisabeth" von de Beauchesne, I, 72.

[4] Die Prinzessinnen hatten sich durch die Pflege ihres Vaters selbst die Pocken zugezogen.

[5] Madame Louise war damals Priorin.

‚in allen Ihren Anliegen wenden Sie sich an mich. Ich werde es ihm sagen, werde ihn bitten und dazu veranlassen; ich kenne ihn, er liebt Sie und wird alles thun, um Ihnen gefällig zu sein. Wenn Sie hinlänglich Muth haben, ihn zu empfangen, lassen Sie es mir sagen, ich werde ihn mitbringen.‘“ [1]

Wie die Königin gegen ihre Tante war, so war sie gegen alle. „Die Besucher von Choisy erzählen Wunder vom Könige und der Königin,“ schreibt ein Chronist.[2] In La Muette, wohin sich der Hof von Choisy begab, empfieng die Königin jedermann mit ihrer gewohnten Liebenswürdigkeit; sehr viele Personen, die sich aus der vorigen Regierung her ihr gegenüber etwas vorzuwerfen hatten, traten mit Furcht vor sie hin; sie ließ keinen Groll merken; die Königin rächte nicht die Unbilden gegen die Dauphine.[3] Von La Muette aus machte sie oft Spaziergänge im Walde von Boulogne. Als sie eines Tages einen arbeitenden Greis bemerkte, trat sie auf ihn zu und stellte voll Güte verschiedene Fragen an ihn. Da ihr Frau von Noailles einige Bemerkungen über das Unschickliche einer solchen Vertraulichkeit machte, drehte ihr die Königin schroff den Rücken, und der König, bei dem sich, wie man sagte, die Ehrendame beschwert hatte, begnügte sich mit der trockenen Erwiderung: „Man lasse die Königin thun, was ihr gefällt, und sie möge sprechen, mit wem sie will.“ [4] Er selbst ließ die gewöhnlich geschlossenen Thore zum Walde von Boulogne öffnen und ergieng sich dort mit seiner Frau zu Fuß inmitten einer ungeheuren Volksmenge, die nicht müde wurde, den zu schauen und zu segnen, den man Ludwig den Ersehnten[5] nannte. Man erzählte, dass er in allem die strengste Sparsamkeit beobachte; dass er daran gehe, die sogenannten Menus plaisirs*[3] und — was ihm bei seiner bekannten Vorliebe schwer ankommen mochte — zwei Jagdausrüstungen, nämlich für Dam- und Schwarzwild, abzuschaffen; dass er dem Polizeilieutenant Sartines Befehl gegeben habe, die rückständigen Armengelder auszu-

[1] „La vénérable M^me^ Louise de France“, p. 408.

[2] „Chronique secrète de Paris“ von Abbé Baudeau. — „Revue retrospective“, 1. Serie, III, 36.

[3] Mercy an Maria Theresia, 7. Juni 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, II, 162.

[4] „Chronique secrète de Paris“, p. 56.

[5] „Gustave III et la Cour de France“, I, 299.

zahlen;[1] daſs er nur das eine wünſche: von den üblen Nachreden gegen ihn unterrichtet zu werden, um ſich zu beſſern;[2] daſs er endlich ein Verzeichnis der ehrlichſten Männer ſeines Reiches habe anfertigen laſſen und dieſes ſtets bei den zu treffenden Wahlen einſehe. „Er umſchanzt ſich mit ehrlichen Leuten," ſchrieb in ſeiner kräftigen Ausdrucksweiſe der ſchwediſche Geſandte.[3] Und der Monarch ſelbſt ſagte zum Herzog von Noailles, als dieſer mit Berufung auf ſein Alter ſich zurückziehen wollte: „Verlaſſen Sie mich nicht; ich möchte von ehrlichen Leuten umgeben ſein, die mich an meine Pflicht erinnern."[4]

Dem öffentlichen Bewuſstſein ſuchte man ſofort durch einige wichtige Verfügungen gerecht zu werden. Sofort nach dem Tode Ludwigs XV. wurde die Favoritin in das Kloſter der Bernardinerinnen in Pont-aux-Dames bei Mâcon verwieſen. Ihr Schwager, der Graf Jean du Barry, der Haupturheber aller Intriguen, wurde zum Perſonalarreſt verurtheilt und entgieng Vincennes*[4] nur durch ſchleunige Flucht nach England.[5] Die von der Königin dem Herzoge von Aiguillon öffentlich bezeigte Kälte ließ ſeinen nahen Sturz vorausſehen.[6] Man verbreitete in dieſer Hinſicht mit Freuden ein der jungen Herrſcherin in den Mund gelegtes Wort; als jemand in ihrer Gegenwart geſagt hatte: „Zu dieſer Stunde tritt der

[1] „Chronique secrète de l'abbé Baudeau", p. 37.

[2] Maria Thereſia an Marie Antoinette, 16. Juli 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 206. — Die „Kölniſche Zeitung" hatte obiges Wort des Königs in Umlauf geſetzt. — „Was die ‚Kölniſche Zeitung' ſagt, iſt wohl in ſeinem Herzen," antwortete Marie Antoinette ihrer Mutter am 30. Juli, „aber ich glaube nicht, daſs er es geſagt hat." — Daſelbſt, II, 207. — Es war wenigſtens ein Symptom der öffentlichen Meinung.

[3] „Gustave III et la Cour de France", I, 299. — „Unſer neuer Herr," ſchrieb ſeinerſeits ein keiner Parteilichkeit verdächtiger Zeuge, der Herzog von Aiguillon, „verhält ſich bewunderungswürdig. Er arbeitet von früh bis ſpät mit wunderbarer Ausdauer. Er ſucht ſich zu unterrichten . . . ſcheint der Intrigue unzugänglich zu ſein und zeigt viel Verſtändigkeit, richtige Auffaſſung und das Verlangen, ſeine Unterthanen glücklich zu machen." — Der Herzog von Aiguillon an Cardinal Bernis, 23. März 1774. — „Le cardinal de Bernis depuis son ministère, p. 266.

[4] „Gustave III et la Cour de France."

[5] „Correspondance de la marquise du Deffand", II, 407.

[6] Mercy an Maria Thereſia, 17. Juni 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 162.

König mit seinen Ministern in den Staatsrath," versetzte sie lebhaft: „Mit denen weiland des Königs." [1]

„Alles ist in Entzückung, alles ist in Euch vernarrt," schrieb die Kaiserin an Marie Antoinette, „man verspricht sich das größte Glück. Ihr bringt eine Nation wieder zum Leben, die in den letzten Zügen lag und die einzig und allein die Liebe zu ihrem Herrscherhause aufrecht erhielt." [2]

Doch ihrem treuen Botschafter gegenüber sprach sie sich weniger zuversichtlich aus; ihr politischer Scharfblick ließ bei ihr keine Täuschung über die vorhandenen Gefahren aufkommen. „Die Lage des Königs, der Minister und des Staates selbst hat für mich nichts Beruhigendes," schrieb sie, und in jenem geheimnisvollen Vorgefühl, das zuweilen ein Mutterherz erfasst, fügte sie bezüglich der Zukunft ihrer Tochter den charakteristischen Satz hinzu, den die Ereignisse nur zu sehr bestätigen sollten: „Ich halte ihre schönen Tage für vorüber." [3]

In der That traten die Intriguen und Umtriebe, die bis zur letzten Stunde das Sterbebett Ludwigs XV. umgeben hatten, nicht minder heftig und hartnäckig am Fuße des Thrones des jungen Königs hervor. Während der vom Brand zerfressene Leichnam des alten Königs zur Nachtzeit ohne Pomp und Gefolge unter den Verwünschungen und Beschimpfungen der Menge nach St. Denys gebracht ward,[4] stritt man sich in Versailles mit Erbitterung um Macht und Vorrang. „Die Umtriebe sind abscheulich an diesem neuen Hofe," schrieb der Abbé Baudeau, „und man müsste schlechter als ein Teufel sein, um sich darein zu mischen." [5]

Der Kampf der Parteien drehte sich natürlich um die Fragen: Wer wird Einfluss gewinnen, wer Premierminister werden? Die Prinzessinnen, die den Regeln der Klugheit zum Trotz der königlichen Familie nach Choisy gefolgt waren und deren Einfluss auf

[1] „Chronique secrète de l'abbé Baudeau", p. 56.

[2] Maria Theresia an Marie Antoinette, 16. Juli 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 204.

[3] Maria Theresia an Mercy, 18. Mai 1774. — Daselbst, II, 149. — Ebenso schrieb sie am 17. Mai 1774 an ihren Sohn Ferdinand: „Ich glaube, dass nun das Ende der friedlichen und angenehmen Tage Deiner Schwester gekommen ist."

[4] „Gustave III et la Cour de France", I, 271.

[5] „Chronique secrète de l'abbé Baudeau", 30. Juni 1774.

ihren schwachen Neffen Mercy fürchtete, waren zwar durch die Pocken, die sie sich am Bette ihres Vaters zugezogen hatten, vom Hofe abgesondert worden; doch bevor Madame Adelaide von der Krankheit ergriffen wurde, hatte sie noch Zeit gehabt, einen letzten Pfeil abzuschießen, der der ganzen Regierungszeit Ludwigs XVI. eine tödliche Wunde beibringen sollte; es war ihr gelungen, statt Choiseuls, den die Königin wünschte, statt Sartines', den der König in erster Stunde berufen hatte,[1] statt Machaults, an den man früher gedacht,[2] einen Onkel des Herzogs von Aiguillon, den Grafen de Maurepas, an die Spitze der Geschäfte zu bringen. Indem sie mit Geschicklichkeit den Rest ihres dahinschwindenden Einflusses, dem ihre Hingebung während der Krankheit Ludwigs XV. eine Art Berechtigung verliehen hatte, benützte, hatte sie diese Wahl gerade durch die vertrauensselige Königin bei Ludwig XVI. durchgesetzt.[3] In das Cabinet des jungen Monarchen als einfacher Rath berufen, gieng er daraus als erster Minister, wenn auch nicht dem Titel, so doch der Sache nach, hervor.

Maurepas, geboren 1701, mit 24 Jahren Staatssecretär, 1749 in Ungnade gefallen, weil er Frau v. Pompadour beleidigt hatte, lebte seit jener Zeit fern von der Regierung. Nach 25 Jahren nahm er den Faden wieder auf, ohne die Schwierigkeiten zu ahnen und ohne sich um sie zu bekümmern, die sich seit seinem Sturze aufgehäuft hatten. Geistreich und scharfsichtig, doch sorglos und leichtfertig, mehr an Geschwätz und Possen als an ernste Dinge gewöhnt, er selbst so wenig ernsthaft, dass man, um mit ihm in Geschäften vorwärts zu kommen, „einen lustigen Ton“[4] anschlagen musste, eher ein Mann von Auskunftsmitteln als von Grundsätzen, weniger geschickt im Lösen der Schwierigkeiten als in ihrer Umgehung, hatte Maurepas nur eine Sorge: seine und des Königs Ruhe zu sichern durch Vermeidung alles dessen, was den guten Willen des schüchternen jungen Fürsten hätte kopfscheu machen können. Man versichert, dass ihn Ludwig XVI. nur berufen hatte, um seinen Rath einzuholen; sein kindlich-naives Vertrauen war

[1] „Mémoires de Dufort de Cheverny.“

[2] Daselbst.

[3] Mercy an Maria Theresia, 17. Mai 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, II, 146 u. 147.

[4] Graf Goltz an Friedrich II., 21. September 1777.

überrascht von der Schelmenhaftigkeit des alten Höflings, der sich zuerst einschmeichelte, um sich dann bald aufzudrängen. „Eure Majestät machen mich also zum Premierminister?" sagte er zum König. — „Nein," erwiderte dieser, „das ist ganz und gar nicht meine Absicht." — „Ich verstehe," versetzte der alte Schlaukopf, „Eure Majestät wollen, dass ich denselben entbehrlich mache."[1]

Die öffentliche Meinung war ungeduldig; mit dem oft unüberlegten stürmischen Wesen, der die französische Nation kennzeichnet, verlangte sie binnen vierundzwanzig Stunden die Entfernung der bisherigen Machthaber, die Rückberufung der Verwiesenen, die Ausführung der Reformen. „Mich beunruhigt dieser französische Enthusiasmus," schrieb Marie Antoinette sehr verständig an ihre Mutter.... „Es wäre unmöglich, jedermann zu befriedigen in einem Lande, wo man alles in einem Augenblicke durchgeführt wissen möchte."[2] Wenn kluge und staatsmännisch denkende Leute meinten, es wäre gut, die Minister des verstorbenen Königs noch einige Zeit zu behalten, um die angefangenen Geschäfte abzuwickeln und die nothwendigen Änderungen wohl zu überlegen, so wollte das durch Flugschriften und Gassenhauer aufgeregte Publicum von solchen Verzögerungen nichts wissen. Es sprach nur vom Aufhängen des Generalcontrolors und vom Rädern des Kanzlers Maupeou.[3*5]

Schon vierzehn Tage nach der Thronbesteigung Ludwigs XVI. schrieb ein Tageschronist über diese fieberhafte Ungeduld der Hauptstadt: „Die großen Hoffnungen begannen außerordentlich zu erkalten."[4] Indessen am 2. Juni reichte der Herzog von Aiguillon seine Entlassung ein als Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten;[5] doch, dank seinem Onkel Maurepas, fand er ein Mittel, sich eine Gratification von 500.000 Francs anweisen zu lassen, was großes Murren hervorrief. Durch einen Act von Güte, der gegen die ministeriellen Überlieferungen verstieß, ward der in Ungnade entlassene d'Aiguillon nicht verwiesen, sondern blieb am Hofe und wurde, die Nachsicht, deren Gegenstand er gewesen, zum Nachtheile

[1] „Mémoires de Mme Campan", p. 88, Anm.

[2] Marie Antoinette an Maria Theresia, 30. Juli 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 207.

[3] „Le gouvernement de Normandie", IV, 94.

[4] „Chronique secrète de l'abbé Baudeau", 28. Mai 1774.

[5] „Correspondance de la marquise du Deffand", II, 411.

des Herrscherpaares missbrauchend, einer der erbittertsten Feinde und geschicktesten Verleumder Marie Antoinettes.[1*6]

Die Königin wollte trotz Mercy[2] die Entlassung des Herzogs von Aiguillon; aber hier war die Grenze ihres Einflusses; sie vermochte nicht, ihn durch Choiseul zu ersetzen. Nur das Ende des Exils des einstigen Gegners Madame du Barrys erlangte sie, und da musste sie alle ihre Mittel aufbieten, um dahin zu gelangen. Der König schien ebensowenig geneigt, Choiseul an den Hof wie ins Ministerium zurückzurufen. Ohne an die albernen Gerüchte eines Vergiftungsversuches zu glauben, konnte er dem ehemaligen Minister die langen und heftigen Händel nicht verzeihen, die er mit seinem Vater, dem Dauphin, gehabt. Vielleicht empfand auch, wie man richtig bemerkt hat, der schüchterne, gläubige und sittenreine junge Fürst Abneigung gegen diesen glänzenden, aber hochfahrenden und verwegenen Geist und gegen die leichten Sitten des Vertreibers der Jesuiten.[3] Aber die Königin bestand darauf, indem sie anführte, es sei für sie demüthigend, die Begnadigung des Mannes nicht erreichen zu können, der ihre Verheiratung zustande gebracht habe.[4] „Wenn du einen solchen Grund ins Treffen führst," antwortete Ludwig, „kann ich dir nichts abschlagen." Choiseul erhielt die Erlaubnis, Touraine zu verlassen und nach Paris zu kommen.

Am 12. Juni abends kam er an und begab sich gleich am 13. nach La Muette, wo sich die königliche Familie befand. Doch wenn sich der frühere Minister schmeichelte, wieder ans Ruder zu kommen, so wurde er rasch enttäuscht. Der König schien verlegen zu sein, als er ihn wiedersah. „Sie sind sehr dick geworden, Herr v. Choiseul," sagte er zu ihm; „Sie verlieren Ihre Haare, werden kahlköpfig." Umsonst verschwendete die Königin liebenswürdige Worte und holdseliges Lächeln, um den durch einen solchen Empfang hervorgebrachten Eindruck zu verwischen.[5] Trotz ihres Wohlwollens, trotz

[1] „Correspondance sècrete du comte de Mercy", II, 163, Anm.

[2] Mercy an Maria Theresia, 15. Juli 1774. — Daselbst, II, 197.

[3] Derselbe an dieselbe, 15. Juli 1774. — Daselbst, II, 198, Anm.

[4] Derselbe an dieselbe, 15. Juni und 15. Juli 1774. — Daselbst, II, 172, 198.

[5] Es freut mich, mich gegen Sie einer Verpflichtung zu entledigen," sagte die Königin zu Choiseul; „ich verdanke Ihnen mein Glück und schätze mich glücklich, zu ihrer Rückkehr etwas beigetragen zu haben." — „Gustave III et la Cour de France", I, 301.

der Zuvorkommenheit der Prinzen von Geblüt und der Botschafter, trotz der Acclamationen des Volkes blieb der Hieb sitzen; Dienstag den 14., um 8 Uhr früh, kehrte Choiseul nach Chanteloup zurück — um sein Heu einzuheimsen.[1]

Diese Rückberufung war noch dazu für Marie Antoinette eine Sache des Gefühles, nicht der Politik gewesen. Sie wollte Choiseul aus Dankbarkeit als Minister sehen, gegen den Willen ihrer Mutter, der nicht darum zu thun war, einen so thätigen und wachsamen Staatsmann an der Spitze der auswärtigen Geschäfte zu wissen.[2] Blieb Choiseul ferne, kümmerte sich die Königin wenig um den Nachfolger des Herzogs von Aiguillon.[3] Sie empfand immer eine außerordentliche Abneigung, sich mit Staatsgeschäften abzugeben. „Sie hielt sich davon," sagte jemand, der sie gut kannte, „aus Grundsatz und aus Unlust ferne."[4] War es bei ihr Geistesträgheit, Lebhaftigkeit des Naturells, Abneigung gegen ernste Dinge? Hatte sie eine geheime Ahnung von der Gefahr, die für eine noch junge, fremdländische und für eine solche Aufgabe durch ihre Erziehung schlecht vorbereitete Frau darin liegt, sich mit Politik zu befassen an einem Hofe, wie der von Versailles, bei einem tadelsüchtigen und argwöhnischen Volke, wie das französische? Sagte sie sich, dass, abgesehen von ausnahmsweisen Umständen oder von einem seltenen Genie, welches ihre Mutter hatte, das aber nur wenigen beschieden ist, die Rolle einer Königin eher darin besteht, Hof zu halten als die Geschäfte zu leiten, und dass alles in allem auch diese Rolle schön und heiklich genug sei?

Waren aber die Umstände nicht wirklich ungewöhnliche? Sollte eine absolute Enthaltung möglich sein? War sie wünschenswert? Unter den Räthen der Königin waren die Meinungen getheilt.

Wenn Joseph II., dessen Urtheil in den Angelegenheiten anderer oft sehr sicher war, nicht ohne Besorgnis an seinen Bruder Leopold schrieb: „Ich wünsche, dass alles sich zum Guten wende, und dass sich vor allem unsere Schwester nicht in die Hofintriguen mische. Ich habe ihr in diesem Sinne geschrieben,"[5] so setzte er gleich bei:

[1] „Correspondance de la Marquise du Deffand", II, 414.

[2] Maria Theresia an Mercy, 25. Mai 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 153.

[3] Mercy an Maria Theresia, 15. Juli 1774. — Daselbst, II, 197.

[4] Vermond an Mercy, 7. Juni 1774. — Daselbst, II, 171.

[5] Joseph II. an Leopold, 24. Mai und 9. Juni 1774.

„Gott gebe, daſs es zu etwas diene und nütze! Doch Du merkſt wohl, daſs es nicht leicht ſein wird, den Vorſatz, ſich in nichts zu miſchen, zu halten, und es Standhaftigkeit und Genauigkeit bei allen Schritten erfordert, deren eine junge Perſon, wie ſie, kaum fähig iſt. Ich habe ihr dieſe Nothwendigkeit eindringlich gepredigt, und vielleicht ich allein. Ich bürge nicht dafür, daſs Perſonen, die wir hochachten, in ihren Briefen dasſelbe ſchreiben.“ [1]

Joſeph II. täuſchte ſich nicht; Maria Thereſia, die anfangs die Gefahren fühlte, die die junge Königin umgaben, und an Mercy geſchrieben hatte: „Ich ſchreibe meiner Tochter nur im allgemeinen und rathe ihr, ſtets auf Sie zu hören, Ihren Rathſchlägen zu folgen und ſich vor der Einmiſchung in die Geſchäfte zu hüten; ſie möge die Vertraute und Freundin des Königs ſein, aber ſich nicht den Anſchein geben, mit ihm herrſchen zu wollen; ſie ſoll es vermeiden, mittelſt Beifallskundgebungen gegen ſich Neid und Eiferſucht zu erregen. Ihre Lage iſt ſehr heiklich — mit neunzehn Jahren! Meine Hoffnung beruht nur auf Ihnen,“ [2] ſchrieb am ſelben Tage, wo ſie dieſe weiſen Erwägungen an ihren Botſchafter richtete, an ihre Tochter in ganz anderem Tone; ſie entwarf für ſie einen politiſchen Verhaltungsplan und fügte die lebhafteſten Vorſtellungen hinzu über die Nothwendigkeit, die öſterreichiſch-franzöſiſche Allianz zu befeſtigen, und zwar in Ausdrücken, die ganz geeignet waren, Herz und Phantaſie der jungen Souveränin zu ergreifen.

„Unſere Intereſſen, nicht nur des Herzens, ſondern auch unſerer Staaten ſind ſo innig verbunden, daſs, um ſie gut zu vertreten, man es thun muſs mit einer Innigkeit, wie der verſtorbene König den erſten Grund dazu gelegt und daran ſtets feſtgehalten hat trotz der verſchiedenen Veränderungen, die erfolgten.

„Von meinen lieben Kindern erwarte ich dasſelbe; eine Lockerung wäre mein Tod. Unſere beiden Monarchien brauchen Ruhe, um ihre Angelegenheiten zu ordnen. Wenn wir in enger Verbindung mit einander handeln, wird niemand unſere Arbeiten ſtören, und Europa das Glück des Friedens genießen. Nicht allein unſere Völker werden glücklich ſein, ſondern auch alle anderen, die nur aus ſpeciellem Intereſſe zu ſtören ſuchen. Die erſten zwanzig

[1] Joſef an Leopold, 9. Juni 1774.

[2] Maria Thereſia an Mercy, 30. Mai 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, II, 153.

Jahre meiner Regierung sind ein Beweis hievon, und seit unserer glücklichen, durch so viele zärtliche Bande befestigten Allianz beginnt jene Ruhe Bestand zu gewinnen, was auf lange Jahre zu wünschen ist. Mercy wird Dich über alles unterrichten können, was mit den allgemeinen Geschäften zusammenhängt; ich habe ihm alles zu wissen gemacht." [1]

Hieß das nicht deutlich eingestehen, dass man von Wien aus die Richtung hinsichtlich aller wichtigen Punkte angeben zu können rechnete, und dass die Kaiserin sich vornahm, aus ihrer Tochter ihren ersten Agenten zu Versailles zu machen? Wer aber hätte daran noch gezweifelt, als zwei Tage darauf Maria Theresia der Königin ein Promemoria des Fürsten Kaunitz überreichen ließ, das ihr als Führer dienen sollte, um ihren Gemahl in den verschiedenen politischen Tagesfragen zu beeinflussen? [2] Wusste denn die Kaiserin nicht, welche Vorurtheile die von Choiseul geschlossene Allianz noch immer in Frankreich erregte, und erinnerte sie sich nicht mehr, dass nach dem Tode Ludwigs XV. ihr Botschafter es einige Zeit hatte unterlassen müssen, am Hofe zu erscheinen, aus Besorgnis „vor sehr übel angebrachten und gefährlichen Bemerkungen über die Absichten des Wiener Cabinets, jenes von Versailles regieren zu wollen"? [3]

Was Mercy betrifft, so war er immer, ohne sich die Klippen zu verhehlen, auf die sein erhabener Schützling stoßen würde, und ohne sich vielleicht, wie Maria Theresia, auf den etwas zu ausschließlichen Standpunkt der österreichischen Politik zu stellen, der Meinung gewesen, die Königin solle für die französischen Angelegenheiten ein offenes Auge haben. [4] Je mehr er den schwachen, schüchternen, zaudernden Charakter des nun König gewordenen Dauphin beobachtete, desto mehr war er überzeugt, dass dieser Charakter einer Leitung bedurfte, dass er nicht Entschlossenheit genug besaß, um sich allein zu entscheiden und nothwendigerweise einen Einfluss über sich ergehen ließ; alles in allem genommen, und wenn es schon einmal so sein musste, so war es besser, dass dieser Einfluss von seiner Frau ausgieng als von seinen Tanten oder von sonst

[1] Maria Theresia an Marie Antoinette, 30. Mai 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 156.

[2] Maria Theresia an Mercy, 1. Juni 1774. — Daselbst, II, 158.

[3] Mercy an Baron Neny, 17. Mai 1774. — Daselbst, II, 147.

[4] Daselbst, II, 31.

jemandem. „Wenn sich in dieser ernsten Zeit der König leiten läßt," schrieb der Botschafter schon am 17. Mai, „und wenn das Publicum gewahr wird, daſs die Prinzessinnen dieses Einflusses sich erfreuen, so erlitte das Ansehen der Königin einen tödlichen Stoß. Ich habe sie gebeten, sehr umsichtig zu sein bezüglich der Theilnahme an Geschäften, aber sie darf nicht dulden, daſs jemand aus ihrer Familie in solche Gegenstände sich einmenge.

„Der König besitzt zwar wirklich sehr solide Vorzüge, aber wenige, die ihn liebenswürdig machen. Sein Äußeres ist rauh, die Geschäfte könnten ihn sogar zeitweilig verdrießen. Die Königin muſs lernen, seine Launen zu ertragen; ihr Glück hängt davon ab. Sie ist von ihrem Gemahl geliebt; mit Mäßigung, Gefälligkeit und Liebkosungen wird sie über den König eine absolute Gewalt erwerben; aber sie muſs ihn lenken, ohne sich den Anschein zu geben, es zu wollen." [1]

Einen Monat später schrieb er wieder:

„Alles hängt davon ab, daſs diese Fürstin — die Königin — ihren Widerwillen gegen jeden ernsten Gegenstand ein wenig überwinde, daſs sie die Gnade habe, mit Aufmerksamkeit zuzuhören und ein wenig über das nachzudenken, was man ihr in dieser Hinsicht auseinandersetzt. Ihr Geist und ihre natürliche Unterscheidungsgabe werden sie immer das Richtige treffen lassen sowohl bezüglich der Dinge als der Umstände.

„Aber sie muſs sich mit dieser großen Wahrheit befassen: 1. daſs der König von etwas schwachem Charakter ist; 2. daſs sich folglich jemand seiner bemächtigen wird; 3. daſs auf alle Fälle die Königin jeden Augenblick alle Mittel im Auge behalten muſs, die ihr einen vollständigen und ausschließlichen Einfluſs auf den Geist ihres Gemahls sichern." [2]

Der zweite vertraute Rathgeber Marie Antoinettes, Vermond, dachte über diesen heiklen Punkt nicht anders als Mercy. Er schrieb an diesen:

„Ich wünsche mehr als ich hoffe, daſs die Königin sich sehr auf die Geschäfte verstehe und damit abgebe, um das Zutrauen ihres erhabenen Gemahls zu bewahren und zu vermehren. Seitdem

[1] Mercy an Maria Theresia, 17. Mai 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 147.

[2] Derselbe an dieselbe, 15. Juni 1774. — Daselbst, II, 174 u. 175.

er den Thron bestiegen hat, beschäftigt er sich thatsächlich viel; er kann unmöglich in die Königin großes Vertrauen setzen, ohne mit ihr davon zu sprechen, und er wird dies künftig unterlassen, außer wenn sie sich angewöhnt, die Geschäfte zu verstehen und darüber zu reden. Die Königin selbst machte zu mir eine kostbare Bemerkung; sie fühlt, dass sie unglücklich wäre, wenn je zwischen den beiden Höfen eine Entzweiung stattfände. ‚Wie sollte ich es hindern,' sagte sie zu mir, ‚wenn ich mich nie mit Geschäften befassen soll?'

„Ich weiß, dass sie sich nicht in die Intriguen der Privatpersonen mischen soll, aber ich glaube, dass es gut ist, wenn sie deren Haupttriebfedern kennt. Ich weiß auch, dass es für sie sehr gefährlich wäre, auf die täglichen Einzelheiten Einfluss nehmen zu wollen; aber um sie dahin zu bringen, müsste man sie vom Fuße bis zum Kopfe ändern, und wer brächte dies zustande?" [1]

So trieb denn alles Marie Antoinette, trotz ihres instinctiven Widerstrebens, an, sich mit Geschäften zu befassen, alles, vom Charakter ihres Mannes an, der eine Leitung verlangte, bis zu ihrer Mutter, die sie dazu aufforderte unter dem Scheine, ihr das Gegentheil einzuschärfen, und bis zu ihren Rathgebern, die es wenigstens offen sagten. Trotz dieser Mahnungen und Vorstellungen, auch trotz des Wortes, das sie selbst zu Vermond gesagt, war ihr Widerwille sehr stark. Sie fürchtete die Verlegenheiten, die „aus den gegenwärtigen und künftigen Verhältnissen" [2] erwachsen konnten, und um diese zu vermeiden, war sie entschlossen, wenigstens anfangs sich abseits zu halten. Ihr Gatte, der, ohne es zu wollen, vielleicht ohne es zu merken, dem Einflusse dieses bezaubernden Naturells, dieses Charakters, der fester war als der seinige, unterlag, sprach mit ihr gerne von Geschäften und fragte sie sogar um Rath; sie hörte ihn bereitwillig und aufmerksam an,[3] aber das war auch alles. Als Maupeou und Terray unter der Wucht des öffentlichen Urtheiles fielen, wollte der König über die Wahl ihrer Nachfolger nichts entscheiden, ohne seine Frau verständigt zu haben. Er besuchte sie in ihrem Cabinet und vertraute ihr alle Gründe an, die für und gegen den Kanzler und den Generalcontrolor sprachen. Die

[1] Vermond an Mercy, 4. Juni 1764. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 171.

[2] Mercy an Maria Theresia, 15. Juli 1774. — Daselbst, II, 194.

[3] Derselbe an dieselbe, 28. September 1774. — Daselbst, II, 237.

Königin hörte alles an, erlaubte sich aber keinerlei Bemerkung. Sie hätte Minister machen können, wie ihre Mutter wünschte;[1] sie wollte nicht.[2]

Ein für sie nicht minder wichtiger Gegenstand, der ihr besser zusagte, nahm zu jener Zeit ihre Aufmerksamkeit in Anspruch.

Die Etikette des Hofes gestattete der Königin und den Prinzessinnen von Geblüt nicht, mit Männern zusammen zu speisen. Wenn das Königspaar öffentlich dinierte, wurde es von Frauen bedient.[3] Andererseits, wenn der König auf die Jagd gieng, fanden nach seiner Rückkehr Jagdsoupers statt, von denen die Königin ausgeschlossen war. Derartige Zusammenkünfte hatten, so sagte man, nicht wenig dazu beigetragen, Ludwig XV. in die Ausschweifungen seiner letzten Jahre zu stürzen und darin festzuhalten. Sollten sie ohne Unzukömmlichkeit sein für einen sicherlich tugendhaften, aber jungen und schwachen Fürsten, sollte die Reinheit seiner Sitten der Zügellosigkeit der Reden und Handlungen, welche diese nächtlichen Versammlungen zu begünstigen schienen, dauernd widerstehen? Die Gefahr war da, und Marie Antoinette beschloss, ihr zu begegnen durch Verwirklichung eines Planes, den sie seit mehr als einem Jahre hegte,[4] indem sie nämlich die Jagdsoupers durch Gesellschaftssoupers ersetzen wollte, bei denen sie selbst den Vorsitz führen und zu denen sie die königliche Familie und die vornehmsten Personen des Hofes einladen würde. Mercy ermunterte sie dazu,[5] und alle vernünftigen Personen sahen hierin das sicherste Mittel, den König von schlechten Gesellschaften fernezuhalten.[6] Doch man musste sich

[1] Maria Theresia an Mercy, 16. Juli 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 203.

[2] Mercy an Maria Theresia, 28. September 1774. — Daselbst, II, 237. — Die Königin trieb ihre Scrupelhaftigkeit soweit, nicht einmal über die Wahl Sartines' zum Marineminister, die sie thatsächlich missbilligte, weil derselbe als gewesener Polizeilieutenant besser für die Stelle eines Ministers des königlichen Hauses passte, eine Bemerkung zu machen.

[3] Die Ehrendame, auf einem sehr niederen Feldstuhl knieend, eine Serviette auf dem Arme, und vier Frauen der Königin im großen Staate credenzten Speisen und Getränke; kein Mann erschien zum Dienste oder setzte sich zum königlichen Tische. — „Mémoires de Mme Campan", p. 100.

[4] Mercy an Maria Theresia, 17. November 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 260.

[5] Derselbe an dieselbe, 7. Juni 1774. — Daselbst, II, 164.

[6] Derselbe an dieselbe, 17. November 1774. — Daselbst, II, 260.

auf Einwendungen gefaßt machen. Würden die Prinzessinnen, aus Gewohnheit und aus Eifersucht an den alten Traditionen hängend und noch sehr einflußreich auf den Geist ihres Neffen, nicht einen Plan durchkreuzen, der in ihren Augen ein schweres Vergehen gegen die Etikette und ein neuer Beweis des Einflusses ihrer Schwägerin wäre? Auf die ersten Eröffnungen, die seine Frau dem Könige machte, antwortete dieser nur mit unbestimmten Worten und betonte die Nothwendigkeit, Madame Victoire, um nicht zu sagen Madame Adelaide, zu befragen. Durch diese Ausflüchte überrascht und mißgestimmt, bestand Marie Antoinette erst recht darauf und hatte mit ihrem Gatten eine sehr lebhafte Auseinandersetzung, bei der sie mit solcher Energie und Beredsamkeit auftrat, daß sie obsiegte. Noch während der Besprechung wurde das erste Souper auf den nächsten Sonntag, 22. October, festgesetzt. Die Prinzessinnen waren abwesend; als sie wiederkamen, bestand die Einrichtung schon, und den alten Prinzessinnen blieb nichts anderes übrig, als um Zutritt zu diesen Reunionen zu bitten, die sie anfangs getadelt hatten.[1]

Die Neuerung wurde günstig aufgenommen; das Publicum zollte Beifall, denn es begriff, sagt ein Tageschronist, daß die Königin sie nicht „um des Vergnügens willen, in großer Gesellschaft zu speisen," sondern „aus wohlverstandener politischer Klugheit"[2] veranlaßt hatte. Am Hofe war der Erfolg nicht minder groß. Man war bald genöthigt, statt eines wöchentlich zwei Soupers zu geben: Dienstag und Donnerstag. Der König bezeichnete die männlichen, die Königin die weiblichen Gäste. Jeder bewarb sich um die Ehre, zugelassen zu werden, und gieng entzückt von hinnen. Die Königin behandelte alle Gäste mit gewohnter Leutseligkeit, und jeden Tag wußten die Pariser Zirkel irgendeinen Zug ihrer Güte oder Anmuth zu erzählen. Der König fand an diesen Zusammenkünften Gefallen, und sein schroffes Wesen wurde dabei liebenswürdiger. Gegen die Frauen aufmerksam ohne Galanterie, gegen die Männer wohlwollend ohne Vertraulichkeit, setzte er den Hof durch seine gesellschaftliche Gewandtheit und ungewöhnliche Artigkeit in Erstaunen. Wie jedesmal, schrieb man

[1] Mercy an Maria Thereſia, 17. November 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 262.

[2] „Chronique secrète de Métra", I, 105.

auch jetzt der Königin diese glückliche Entfaltung der Vorzüge ihres Gemahls zu.[1]

Die junge Herrscherin freute sich über diesen Triumph, und wer weiß, ob sie nicht in dem Erfolge dieser ersten Neuerung eine Ermuthigung sah, damit fortzufahren und sich von den gehässigen Forderungen der Etikette zu befreien? Die Etikette war ihre geheime Feindin; überall, zu jeder Stunde des Tages, stieß sie auf dieselbe; sie hinderte ihren Gang, drückte ihren Aufschwung nieder, trat ihren Vergnügungen entgegen und drängte sich zwischen ihre Freundschaften. Ein flüchtiger Überblick über die damalige Tagesordnung Marie Antoinettes mag das unerträglich Lästige jener übertriebenen Reglementierung zeigen, die keiner Bewegung ihre Freiheit ließ.

Die Königin erwachte gewöhnlich gegen 8 Uhr. Eine Garderobefrau trat alsdann ein mit einem Korbe, der zwei oder drei Hemden, Sacktücher und Waschlappen enthielt; das nannte man die „Morgenzurüstung".*[7] Die erste Kammerfrau reichte ein Buch, in dem Kleidermuster für großen Staat, für Hauskleider u. s. w. angeheftet waren; es waren gewöhnlich für jede Jahreszeit zwölf „große Kleider", zwölf „kleine Phantasiekleider", zwölf reiche Roben mit Reifröcken bestimmt. Die Königin bezeichnete mit einer Stecknadel die für den Tag gewählten Kleider: ein großes Kleid, ein Hauskleid für Nachmittag, eine robe parée für Spiel und Souper. Man trug das Musterbuch alsbald fort und brachte in großen Taffettüchern die gewählten Kleider herbei.

Die Königin badete fast täglich; man rollte eine Wanne in ihr Zimmer, und die Badefrauen wurden mit allem Badezugehör eingelassen. Die Königin hüllte sich in ein langes Hemd aus englischem Flanell, das bis hinab zugeknöpft war, und wenn sie aus dem Bade stieg, hielt man ein sehr hohes Tuch vor sie, um sie gänzlich den Augen ihrer Frauen zu entziehen. Dann begab sie sich wieder zu Bette, mit einem Mantel aus weißem Taffet angethan, und nahm ein Buch oder eine Stickerei zur Hand. Um 9 Uhr frühstückte sie, an Badetagen im Bade selbst auf einem auf den Deckel der Wanne gestellten Präsentierteller, an den anderen Tagen in ihrem Bette oder manchmal stehend an einem ihrem

[1] Mercy an Maria Thereſia, 18. December 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 271 u. 272.

Canapee gegenüber hingestellten Tischchen. Es fand dann der kleine Empfang statt. Das Frühstück war sehr einfach, etwas Kaffee oder Chocolate.

Zu Mittag fand die Repräsentationstoilette statt; das war zugleich die Stunde des großen Empfanges. Es wurden Feldstühle herbeigerückt für die Oberintendantin, die Ehren- und Kammerdamen, die Gouvernante der königlichen Kinder; die Prinzen von Geblüt, die Gardecapitäne, alle Zutritt habenden Großwürdenträger machten ihre Cour; die Palastdamen kamen erst nach der Toilette. Die Königin grüßte mit dem Kopfe oder durch eine kleine Verbeugung, wenn es ein Prinz von Geblüt war; sie stützte sich auf den Putztisch, um das Zeichen zum Aufstehen zu geben. Die Brüder des Königs kamen gewöhnlich, während man sie frisierte.

Der gewöhnlich reichgeschmückte Putztisch wurde in die Mitte des Zimmers gezogen. Hier wurde Toilette gemacht. Die Ehrendame reichte das Hemd und goss das Wasser auf zum Waschen der Hände; die Kammerdame reichte den Unterrock zur Robe oder zum großen Kleide, legte das Halstuch um und befestigte das Collier. In diesem Augenblicke händigte am ersten jeden Monates Herr Randon de la Tour der Königin in einem weißledernen, mit Taffet gefütterten und silbergestickten Beutel den für ihre Almosen und ihr Spiel bestimmten Betrag ein.[1] Später stellte Marie Antoinette diesen Gebrauch ab. War die Frisur fertig, so grüßte sie die in ihrem Zimmer befindlichen Damen und gieng, bloß von ihren Frauen begleitet, in ihr Cabinet, um sich anzukleiden; dort traf sie ihre Modistin, Fräulein Bertin, zu jener Zeit die oberste Richterin in Sachen des Putzes und Geschmackes.[2]

Nach Vollendung der Toilette gieng die Königin, begleitet von der Oberintendantin, den Ehren-, Kammer- und Palastdamen, dem Ehrencavalier, dem ersten Stallmeister, ihrem Clerus und den Prinzessinnen der königlichen Familie durch den „Friedenssalon“[3] und über den Gang, um sich zur Messe zu begeben. Sie hörte diese sammt dem Könige auf einer Tribüne gegenüber dem Hochaltar, ausgenommen an den Tagen, wo „große Kapelle“ war, und wo sie der Messe unten auf Teppichen mit Goldfransen beiwohnte.

[1] „Mémoires de Mme Campan.“

[2] Daselbst.

[3] „Souvenirs d'un page“, p. 178.

Nach der Messe kam das Diner. Der Haushofmeister trat ins Zimmer der Königin, meldete, dass aufgetragen sei, und überreichte das Menu.

Jeden Sonntag wurde das Diner öffentlich im „cabinet des Nobles“ eingenommen. Die titelführenden Damen, denen der Ehrendienst oblag, saßen auf Feldstühlen zu beiden Seiten der Tafel; die Damen ohne Titel standen. Die Königin speiste allein mit dem Könige, hinter dem Armstuhle des Königs standen der Gardecapitän und der erste Kammerherr, hinter dem Fauteuil der Königin ihr Ehrencavalier, ihr erster Stallmeister und ihr Haushofmeister, der, ohne seinen Platz zu verlassen, den Dienst überwachte. Der der Krone zunächst stehende Prinz reichte dem Könige im Augenblicke, wo dieser sich zu Tische setzte, das Handwasser; eine Prinzessin erwies denselben Dienst der Königin.

Marie Antoinette aß sehr wenig, nur frisches Fleisch, und trank nie Wein. Zum Souper begnügte sie sich mit ein wenig Fleischbrühe, einem Stück Geflügel und einem Glas Wasser, in das sie kleine Stücke Zwieback tauchte. Nach dem Diner gieng sie allein mit ihren Frauen in ihre Gemächer zurück, legte ihren Reifrock ab und bereitete sich auf die Abendrepräsentation vor.

Jede, auch die innerste Einzelheit des täglichen Lebens, jede Einzelheit der Toilette, sogar die Form der Bänder, war auf diese Weise geregelt; jeder Diener hatte seinen bestimmten Platz, seine im voraus bezeichnete Verrichtung. Wenn die Königin zum Beispiel ein Glas Wasser verlangte, reichte der Kammerdiener der ersten Frau eine Untertasse, auf der ein Deckelglas und eine kleine Wasserflasche standen; kam aber die Ehrendame gerade dazu, so hatte sie die Untertasse zu übernehmen, und traf in diesem Augenblicke eine Prinzessin ein, so gieng die Untertasse noch aus den Händen der Ehrendame in die der Prinzessin, bevor sie an die Königin gelangte. Nichts wurde der Souveränin unmittelbar übergeben; ihr Taschentuch, ihre Handschuhe wurden auf einen langen goldenen Präsentierteller, gantière genannt, gelegt. Auf diese Weise reichte die erste dienstthuende Frau der Königin alles, dessen sie bedurfte, außer es war die Kammer- oder die Ehrendame oder eine Prinzessin zugegen, stets nach der beim Glas Wasser beobachteten Abstufung.

Ein von Frau Campan erzählter Vorfall wird beſſer als alle ſonſtigen Angaben eine Vorſtellung von dieſer unerträglichen Tyrannei der Etikette geben; ſie berichtet:

„An einem Wintertage traf es ſich, daſs die Königin, ſchon ausgekleidet, eben daran war, ihr Nachthemd in Empfang zu nehmen; ich hielt es ganz entfaltet in den Händen; die Ehrendame tritt ein, legt eilends ihre Handſchuhe ab und übernimmt das Hemd. Da klopft man an die Thür; man öffnet, es iſt die Frau Herzogin von Orleans; ihre Handſchuhe werden heruntergezogen; ſie tritt herzu, um das Hemd zu übernehmen; doch die Ehrendame darf es ihr nicht überreichen; ſie gibt es mir zurück; ich gebe es der Prinzeſſin. Man klopft wieder, es iſt die Frau Gräfin von Provence; die Herzogin von Orleans reicht ihr das Hemd. Die Königin hielt ihre Arme über der Bruſt gekreuzt und ſchien zu frieren. Die Frau Prinzeſſin ſieht die peinliche Lage der Königin, begnügt ſich, ihr Taſchentuch wegzulegen, behält ihre Handſchuhe, reicht der Königin das Hemd und nimmt ihr den Kopfputz ab. Letztere beginnt zu lachen, um ihre Ungeduld zu verbergen, doch erſt, nachdem ſie wiederholt zwiſchen den Zähnen geſagt hatte: ‚Es iſt widerwärtig, welch läſtiges Zeug!‘“ [1]

Das iſt ein Beiſpiel aus tauſenden; es gab aber keinen Act im Leben des Herrſcherpaares, der nicht dieſer unbeugſamen Regel unterworfen geweſen wäre; dieſelbe verfolgte ſie bis in ihre geheimſte Häuslichkeit, bis in ihre Vergnügungen, ihre Leiden und ihre Krankheiten.[2] Eitelkeit und menſchlicher Eigennutz, die überall ihre Rechnung finden, ſchickten ſich in dieſe Gebräuche, die ſelbſt die geringfügigſten häuslichen Verrichtungen in ehrenvolle und oft einträgliche Vorrechte verwandelten, und die größten Herren wuſsten das anerkannte Recht, „ein Glas zu reichen, ein Hemd zu übergeben, ein Becken wegzuziehen,“ zur Vermehrung ihres Vermögens auszunützen.[3] „Ich würde zu keinem Ende kommen,“ ſagt Graf d’Heſecques, „wenn ich alle Kleinigkeiten erzählte, die man wiſſen muſste, nicht um vollkommener Hofmann zu ſein, ſondern um keine Ungeſchicklichkeiten zu begehen.“ [4] Die Ehrendame der Königin, die

[1] „Mémoires de Mme Campan“, p. 97 u. 98.

[2] Daſelbſt p. 98.

[3] Daſelbſt p. 98.

[4] „Souvenirs d’un page“, p. 173.

Gräfin von Noailles, in der Achtung und Kenntnis der Etikette aufgewachsen, übertrieb die Kleinlichkeiten noch. Für sie war ein Lächeln außerhalb der Regel ein Verbrechen, eine schlecht aufgesetzte Haube machte sie fast ohnmächtig. Sie war gleichsam die personificierte Etikette, und ihre königliche Herrin gab ihr einst in guter oder vielleicht schlechter Laune diesen Namen zur großen Heiterkeit des jungen Hofes und des Publicums, zum großen Ärgernisse einiger ehrwürdiger hochgebornen Witwen, mit denen bezüglich alter Überlieferungen nicht zu spassen war.

Aber wie hätte die Königin bei ihrem lebhaften Wesen und ihrem Unabhängigkeitssinne sich diesen ewigen Hemmungen unterwerfen sollen, deren Plackereien sie in ihrer Kindheit nicht gekannt hatte? Hatte sie ihre Mutter nicht mehr als einmal aufgefordert, sich davon loszumachen? Und ermunterte ihr Gemahl nicht eine Einfachheit in den Manieren, zu der er sich selbst hingezogen fühlte? Alles trieb sie also dazu, das Joch der Etikette abzuschütteln; sie that es, und that es vielleicht zu viel. Die Etikette hatte, wenn gewisser Albernheiten, die nur ihre lächerliche Übertreibung waren, entledigt, bei einem zur Unehrerbietigkeit und zum Kritisieren geneigten Volke, wie das französische, ihre Berechtigung; das Geheimnisvolle, mit dem sie die Souveräne umgab, ließ sie größer erscheinen und bewahrte ihnen ein Ansehen, das, wie ein Zeitgenosse bemerkt, gerade damals nothwendiger war, als man darauf verzichtete.[1] Der unglückliche Ludwig XVI. hat es später erkannt, zu einer schmerzlich feierlichen Stunde, einige Tage bevor er das Schaffot bestieg, in einem jener Gespräche mit seinen Vertheidigern, in denen er gern einen Rückblick auf eine glücklichere Vergangenheit warf:

„In der Gesellschaft der Favoritin zu leben," sagte er, „war der Dauphine unwürdig. Zu einer Art Zurückgezogenheit gezwungen, nahm sie eine von Etikette und Zwang ledige Lebensweise an und brachte sie mit auf den Thron. Diese am Hofe neue Art stimmte zu sehr zu meiner eigenen natürlichen Neigung, als dass ich ihr hätte entgegentreten wollen. Ich wusste damals nicht, wie gefährlich es für die Herrscher ist, sich allzusehr in der Nähe sehen zu lassen. Die Vertraulichkeit entfernt die Achtung, von der die Regierenden

[1] „Souvenirs et portraits" von Herzog de Lévis, p. 144.

nothwendigerweise umgeben sein müssen. Anfangs zollte das Publicum dem Aufgeben der alten Gebräuche Beifall, später machte es daraus ein Verbrechen.“ [1]

Schon als der König und seine Brüder sich hatten impfen lassen, ließ sich einiges Murren vernehmen. Der Herrscher selbst hatte es gewollt,[2] aber es war eine Neuerung; das Volk schrieb die Veranlassung der Königin zu und wusste ihr schlechten Dank dafür.[3] Die in den nördlichen Ländern bereits verbreitete, aber in Frankreich damals wenig bekannte Impfung flößte kein Vertrauen ein; man fand es von der königlichen Familie sehr unklug, sich insgesammt zu einem Experimente herzugeben, dessen Wirksamkeit die Zeit noch nicht widerspruchslos bestätigt hatte. Man machte die Bemerkung, dass die warme Jahreszeit kaum dazu günstig sei, und erinnerte daran, dass die Pocken für die Bourbonen stets verhängnisvoll gewesen.*[3]

Selbst Maria Theresia machte sich ihrer Tochter gegenüber zum Echo dieser Klagen und Besorgnisse.[4] Glücklicherweise wurde die Beunruhigung des Volkes durch nichts gerechtfertigt. Samstag den 18. Juni geimpft, änderte der König nichts an seiner Lebensweise; der Aufbruch geschah unter den besten Umständen,[5] nach zwei Tagen gieng das Fieber vorbei, und am 1. Juli konnte Ludwig XVI. seiner Schwiegermutter fröhlich mittheilen:

„Ich versichere Sie auch mit meiner Frau, liebe Mama, dass ich von meiner Impfung sehr gut hergestellt bin und sehr wenig gelitten habe. Ich würde Sie um die Erlaubnis bitten, Sie zu umarmen, wenn mein Gesicht reiner wäre.“ [6]

[1] „Dernières années du règne et de la vie de Louis XVI“ von François Hue, Paris, Plon, 1860, p. 436.

[2] „Mémoires de M^me^ Campan“, p. 94.

[3] Die Königin hatte indessen keinen Antheil an diesem Entschlusse des Königs. — Mercy an Maria Theresia, 15. Juni und 15. Juli 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, II, 175, 195.

[4] Maria Theresia an Mercy, 30. Juni 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, II, 189.

[5] Marie Antoinette an Maria Theresia, 27. Juni 1774. — Daselbst, II, 182.

[6] Postscriptum Ludwigs XVI. zu dem Briefe Marie Antoinettes an Maria Theresia vom 1. Juli 1774. — Daselbst, II, 182.

# Zehntes Capitel.

Neues Ministerium. — Du Muy. — Turgot. — Vergennes. — Rückberufung der Parlamente. — Marie Antoinette, Königin der Mode und des Geschmackes. — Fräulein Bertin. — Die Frisur. — Hofvergnügungen. — Begeisterung Horace Walpoles. — Mäßigung der Königin in ihren Ausgaben. — Ihre Popularität. — Aufführung der „Iphigenie" von Gluck. — Güte der Königin. — Die Herren d'Assas, de Bellegarde, de Castelnau, de Pontécoulant. — Plänkeleien in der königlichen Familie. — Erste Verleumdungen. — Beaumarchais und der Jude Angelucci. — Reise des Erzherzogs Maximilian. — Rangstreitigkeiten. — Ungeschicklichkeiten des Erzherzogs. — Der Spitzname „die Österreicherin". — Marie Antoinette kann nicht mehr deutsch.

Die Impfungssorgen hatten Ludwig XVI. keineswegs den Regierungssorgen entzogen. Selbst während der Fiebertage konnte ihn seine Frau kaum dahin bringen, keinen Staatsrath zu halten und von der Arbeit abzustehen.[1] Sobald aber der Erfolg der Operation gesichert war, nahm er sein arbeitsames Leben wieder auf. In dem Wunsche nach weiterer Ausbildung studierte er mit Ausdauer, namentlich die französische Geschichte, stellte über die Gesetzgebung und die Gebräuche des Königreiches Erwägungen an, verglich den Verlauf der verschiedenen Regierungen, schloss sich zuweilen ein, um im stillen Kämmerlein die ihm von seinem Vater über verschiedene Regierungssachen hinterlassenen Papiere zu durchmustern,[2] las die besten über Verwaltung und Politik erscheinenden Bücher und bedeckte sie mit Bemerkungen von seiner Hand.[3] Niemals verlor er eine Minute; seine Morgentoilette dauerte nur einen Augenblick; jeden Vormittag arbeitete er drei bis vier Stunden und verbrachte abends nach der Jagd, die sein Lieblingsvergnügen blieb, noch eine gewisse Zeit in seinem Schreibzimmer oder im

[1] Mercy an Maria Theresia, 28. Juni 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 183.

[2] Daselbst.

[3] „Gustave III et la Cour de France", I, 300.

Gespräche mit seinen Ministern,[1] deren Portefeuille er oft zurückbehielt und ihnen erst am anderen Tage mit seinen Bemerkungen zurückschickte.[2]

Das Ministerium hatte sich endlich constituiert. Am 5. Juni traten Marschall du Muy und Graf de Vergennes als Nachfolger des Herzogs von Aiguillon ein, ersterer als Kriegsminister, letzterer für die auswärtigen Angelegenheiten. Am 14. Juli ersetzte Turgot den Minister de Boynes in der Marine. Am 24. August endlich wurden Maupeou und Terray verabschiedet. Hue de Miromesnil, früher erster Präsident des Parlaments von Rouen, wurde Siegelbewahrer, Turgot übernahm die Finanzen und überließ die Marine Sartines. Vom ganzen alten Ministerium blieb nur der Herzog von Brillière übrig, durch den Schutz seines Neffen Maurepas aus der allgemeinen Ministerabschlachtung gerettet. „Das ist eine schöne Minister-Bartholomäusnacht," sagte jemand, als er den ersehnten Sturz Maupeous und De Terrays erfuhr. — „Ja," antwortete der spanische Botschafter, Graf von Aranda, „aber nicht der Mord der unschuldigen Kinder."

Als am nächsten Tage die Fischweiber der Halle, dem Gebrauche gemäß, anläßlich des Ludwigsfestes den König begrüßten, sagten sie unter Anspielung auf seine bekannte Vorliebe für die Jagd: „Sire, wir kommen, Eure Majestät zu beglückwünschen zu der Jagd, die Sie gestern gemacht haben; Ihr Großvater hat nie eine so gute gemacht."[3]

Die neuen Ernennungen befriedigten die öffentliche Meinung und waren sowohl eine Genugthuung als ein Versprechen. Marschall du Muy war der vertrauteste Freund des Dauphin, Vaters des Königs, gewesen und hatte nach Choiseuls Sturz das Kriegsportefeuille ausgeschlagen, um nicht vor Madame du Barry das Knie beugen zu müssen.[4] Sartines hatte sich als Polizeilieutenant einen Namen gemacht und wußte, obwohl ihn sein bisheriges Amt nicht für die Marine bestimmt zu haben schien, durch Verständig-

[1] Mercy an Maria Thereſia, 15. August 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 223.

[2] „Gustave III et la Cour de France", I, 300.

[3] Fräulein de Lespinasse an den Grafen de Guibert, 27. August 1774.

[4] „Le fils de Louis XV, Dauphin de France", 1729 bis 1735, von Emanuel de Broglie, Paris, Plon, 1877, p. 188 ff.

keit und Thätigkeit der französischen Marine einen Aufschwung zu geben, dessen Wirkungen sich im amerikanischen Kriege fühlbar machten.[1] Turgot hatte unter den Nationalökonomen einen unbestrittenen Ruf. Als Intendant von Limousin hatte er bedeutende Fortschritte erzielt, und man erzählt, dass, als er diese Provinz, wo er sich höchst beliebt gemacht hatte,[2] verließ, die Pfarrer öffentlich verkündigten, sie würden auf seine Meinung eine Messe lesen, und die Landleute ihre Arbeiten stehen ließen, um dieser Messe beizuwohnen. „Er ist ein ehrlicher und aufgeklärter Mann, das genügt mir," sagte der König, als man ihn in Vorschlag brachte. „Ehrlicher Mann," dieses auszeichnende Beiwort legte jedermann dem Namen Turgot bei. „Man erkennt ihm einen großen Fonds von Redlichkeit und Ehrlichkeit zu," schrieb Mercy an Baron de Neny.[3] „Er genießt den Ruf eines ehrlichen Mannes," schrieb ihrerseits die Königin.[4]

Graf de Vergennes war Gesandter in Constantinopel, dann in Schweden zur Zeit des Staatsstreiches Gustavs III. gewesen. Er war ein Diplomat aus der alten Schule, vielleicht etwas steif, aber ein unverdrossener Arbeiter, und hatte die ihm übertragenen Sendungen mit Auszeichnung erfüllt; als gemäßigter Geist und Feind von Abenteuern passte er ganz zu einem zaghaften Regenten, wie Ludwig XVI. war. Obwohl er starke Vorurtheile gegen die österreichische Allianz hegte, erwies ihm die Königin viel Güte und verwendete sich in einer ihn sehr nahe berührenden Frage, indem sie die auf die Vorstellung der Gräfin de Vergennes bei Hofe bezüglichen Schwierigkeiten ebnete.[5]

Eine andere wichtige Angelegenheit nahm die Berathungen des Ministeriums und die Entscheidung Ludwigs in Anspruch. Sollten die von Ludwig XV. exilierten Parlamente zurückberufen und wieder errichtet werden? Oder sollte man eine Maßregel aufrechterhalten, die allerdings gewaltsam durchgeführt worden, aber sowohl vom politischen als vom justiziellen Standpunkte aus ge-

[1] „Chronique secrète de Métra", I, 67.

[2] „Mémoires de Dupont de Nemours", II, 253 u. 254.

[3] „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 207.

[4] Marie Antoinette an Maria Theresia, 30. Juli 1774. — Daselbst, II, 205.

[5] Dieselbe an dieselbe, 16. November 1774. — Daselbst, II, 258.

wisse Vortheile bot? Bei dem Wunsche Ludwigs XVI., die Liebe seines Volkes zu erwerben, bei der Sorge Maurepas', die öffentliche Ungeduld zu beruhigen, bei dem Misscredit, in den Beaumarchais' Flugschriften das neue Parlament gebracht, und bei den offenkundigen Forderungen der öffentlichen Meinung konnten König und Minister nicht lange zaudern. Maupeous Ungnade war und musste das Signal zur Zurückberufung der Parlamente sein. Trotz Vergennes und Turgot wurden die Parlamente durch ein lit de justice vom 12. November 1774 mit gewissen Einschränkungen, die gut angebracht schienen und doch nur aufreizend wirkten, wiederhergestellt. In den Augen vieler Gutgesinnten war dies ein Fehler,[1] und die große Einsicht Maria Theresias täuschte sich hierin nicht. „Es ist unbegreiflich," schrieb sie, „dass der König und seine Minister das Werk Maupeous zerstören."[2] Es schien ihr möglich, die Mitglieder zurückzurufen, ohne die Körperschaft wieder herzustellen, Ordnung in die Verwaltung der Justiz zu bringen, ohne eine politische Autorität wieder aufzurichten, die so oft die königliche Autorität erschüttert hatte. Von ihrer Popularität geschmeichelt, nahmen die Parlamente ihre unruhestiftenden Gewohnheiten bald wieder auf, und ihre systematische Opposition war eines der Haupthindernisse, an denen Turgots weise Reformen und Ludwigs XVI. edle Absichten scheiterten.

Was die Königin anbelangt, so überließ sie sich, obwohl sie sich in nichts mischen wollte, gerne den schmeichelhaften Beifallsspenden und dem Glücke, Glückliche zu machen. „Ich freue mich sehr darüber," schrieb sie, „dass niemand mehr in der Verbannung oder im Unglücke ist."[3] Die Prinzen von Geblüt erschienen im Schlosse, die königliche Trauer gieng zu Ende, und die Königin rüstete sich, den Hof glänzender als je zu machen. Ludwig XVI., wenig erfahren in Sachen des Vergnügens, überließ seiner Frau die Sorge der Veranstaltung von Winterfesten;[4] das war das Departement, dessen Verwaltung er ihr überließ, und Marie

[1] „Histoire du règne de Louis XVI", von Droz, I, 151 ff.

[2] Maria Theresia an Mercy, 11. November 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 252.

[3] Marie Antoinette an Maria Theresia, 16. November 1774. — Daselbst, II, 253.

[4] Mercy an Maria Theresia, 18. December 1774. — Daselbst, II, 270.

Antoinette nahm es mit Dank an. Dem Monarchen und seinen Ministern die Besorgung der Geschäfte überlassend, beschränkte sie ihre Bemühungen auf eine gute Hofhaltung; das war die einzige Herrschaft, die sie anstrebte; sie übte sie mit Würde aus, und gegen ihre Anordnungen gab es keine Berufung. Sie war Königin des Geschmackes und führte das Scepter mit solchem Glanze und solcher Sicherheit, dass kein Nebenbuhler aufkommen konnte.

Wenn schon die Damen des Hofes nicht alle gleich schön waren, so wollten sie doch alle den gleichen Putz. Alles, was die junge Königin auserwählte, wurde zur Mode; sobald sie eine Farbe aufsteckte, wollte man keine andere mehr. Eines Tages wählte sie ein dunkelbraunes Taffetkleid. „Das ist flohfarben," sagte der König, und die Färber hatten über Hals und Kopf flohfarbene Stoffe in verschiedenen Nuancen herzustellen: alter Floh, junger Floh, Flohbauch, Flohrücken, Flohkopf, Flohschenkel. Ein anderesmal wählte die Königin einen Atlasstoff von zierlichem Aschgrau. „Haare der Königin," rief galant der Graf von Provence; und sofort will sich der ganze Hof einfarbig anziehen,[1] und man schickte nach Lyon und in die Gobelinsfabrik Haare der liebenswürdigen Souveränin,[2] um die genaue Nuance nachzumachen. Die Mode maßt sich in Frankreich immer eine übertriebene Wichtigkeit an, besonders wenn sie zu ihrem Organ Fräulein Bertin gewählt hat, welche die Herzogin von Chartres der Königin zugebracht hatte,[3] und die, bethört durch das Wohlwollen ihrer erhabenen Kunde, sich für einen Minister hielt und sich eines Tages so weit vergaß, zu einer sie befragenden Dame zu sagen: „Legen Sie der Prinzessin die Muster meiner letzten Arbeit mit Ihrer Majestät vor."[4] Sie entwickelte bei Marie Antoinette während einiger Jahre den Geschmack an der Toilette, der bis dahin ein sehr mäßiger gewesen und später im Schatten von Trianon wieder verschwand.

[1] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 13. November 1775, VIII, 275 u. 276.

[2] Daselbst, 21. November 1775, VIII, 289.

[3] „Mémoires de Mme Campan", p. 96.

[4] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 4. Jänner 1781, XVII, 10.

Außer der Modistin gibt es einen Kleiderzeichner, Bocquet, dessen Näherin die Muster für die Hofbälle ausführt;[1] auch ein Friseur, Léonard, ist da neben Fräulein Bertin und Bocquet. Er ist nicht der eigentliche Hoffriseur; dieser heißt Larseneur, besitzt aber weder Geschmack noch Takt, und sobald er fort ist, ruft Marie Antoinette, die ihn aus Herzensgüte nicht entlassen will, Léonard, um das ungeschickt aufgerichtete Gebäude umzustürzen. Infolge so hoher Protection wird Léonard bald coiffeur à la mode; doch zahlt er wenigstens seine Dankesschuld durch grenzenlose Ergebenheit und unerschütterliche Treue ab.

Unter seinem und Fräulein Bertins Einflusse erreichten die Frisuren kolossale Maße. Es ist ein ganzes Gerüst von Gaze, Blumen und Federn,[2] untermischt mit gekräuselten, gelockten, geflochtenen und gesträubten Haaren;[3] ein wahres Meisterstück der Phantasie und Geduld. Man trägt auf dem Kopfe eine ganze Landschaft, einen Berg, eine blumenbesäete Wiese, einen Bach, einen englischen Garten, ein Schiff auf dem Meere ꝛc.[4] Die Zeichnungen und Benennungen wechseln ins Unendliche, von der Reiherfeder, die den Memoiren Beaumarchais' ihren Namen Quésaco entlehnt, bis zu folgenden Benennungen von Frisuren: „Impfung", „Aufstehen der Königin", „Schlafender Hund", „Igel", „Badefrau", „Amorbinde", „Frivolität", „Schönes Huhn"; es gab ferner „Kolosseum"- und „Candeur"-Hauben, sowie Hüte à l'anglaise und à la Henri IV und Faltenhüte à l'espagnolette,[5] um nicht den „puff au sentiment" zu vergessen, in dem es der Herzogin von Chartres gelungen ist, ihren Sohn, den Herzog von Valois, in den Armen seiner Amme mit einem kleinen Neger und einem Kirschen pickenden Papapei abzubilden.[6] Die Dimensionen wurden so riesig, dass die Frauengestalten bis zu 72 Zoll Höhe erreichten, und man Thüren ausheben musste, um den Damen in großer Toilette den Durchgang zu ermöglichen.[7]

[1] „Les bals de Marie Antoinette" von Henry de Chennevières. — „Gazette des beaux-arts", 1. Juni 1886.

[2] „Mémoires de Mme Campan", p. 97.

[3] „Le XVIIIe siècle" von Paul Lacroix, Paris, Didot, 1860, p. 502.

[4] „Chronique secrète de Métra", I, 158.

[5] „Lettres inédites de Marie-Antoinette", Paris, Didot, p. 12.

[6] Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 26. April 1774, VII, 184.

[7] „Mémoires de Mme Campan", p. 97.

Das Gerücht von diesen Seltsamkeiten drang bis nach Wien mit den üblichen Commentaren und Übertreibungen[1] und beunruhigte Maria Theresia um ihrer Tochter willen. „Ich kann nicht umhin," schrieb sie, „einen Punkt zu berühren, den sehr viele Berichte allzuoft wiederholen. Es ist der Kopfputz, dessen Du Dich bedienst; er soll 36 Zoll hoch sein und dazu unzählige Federn und Bänder haben. Du weißt, dass ich stets der Meinung war, der Mode mäßig zu folgen, aber nicht, sie zu übertreiben. Eine junge, hübsche, anmuthvolle Königin braucht alle diese Narretheien nicht; im Gegentheil, die Einfachheit im Aufputz passt viel besser zu dem Range einer Königin und lässt diesen mehr hervortreten. Diese soll den Ton angeben, und jedermann wird sich gerne beeilen, selbst ihre kleinen Verkehrtheiten zu befolgen; ich aber, die meine kleine Königin liebt und alle ihre Schritte verfolgt, kann nicht umhin, sie zu warnen, obwohl ich sonst so viele Gründe habe, mit allem, was Du thust, zufrieden und sogar stolz darauf zu sein."[2]

Die Königin antwortete sogleich: „Allerdings beschäftige ich mich ein wenig mit meinem Kopfputz; und was die Federn betrifft, so trägt jedermann welche, und es würde sonderbar erscheinen, keine zu tragen."[3]

Was immer die damaligen Zeitungen erzählen, und Maria Theresia davon denken mag, so bleibt es wahr, dass Marie Antoinette dieser Mode nur folgte[4] und sich sogar zuweilen bemühte, sie zu mäßigen.[5] Thatsächlich nahm das Volk kein solches Ärgernis daran, wie die Tageschronisten glauben machen wollen; Zeugnis dessen eine nur wenig später veröffentlichte Coiffurensammlung, in

[1] Man erzählte zum Beispiel, der König habe der Königin eine Reiherfeder zum Geschenk gemacht und sie gebeten, sich derselben statt der neuen Frisuren zu bedienen, mit dem Beifügen, sie brauche nur solchen Kopfputz zu tragen, um seine Huld zu gewinnen. Diese Anekdote wird kategorisch dementirt von Mercy an Maria Theresia, 20. Februar 1775. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 298.

[2] Maria Theresia an Marie Antoinette, 5. März 1775. — Daselbst, II, 306.

[3] Marie Antoinette an Maria Theresia, 17. März 1775. — Daselbst, p. 307 u. 308.

[4] Mercy an Maria Theresia, 28. Februar 1775. — Daselbst, II, 298.

[5] Derselbe an dieselbe. — Daselbst.

der sich ein hübscher, die Königin in ihrer Morgentoilette darstellender Kupferstich befindet, mit Versen darunter, deren Inhalt besagt:

„Das ist die Coiffure der Königin; sie zeigt sicherlich von Geschmack. Nehmet die Königin in allem zum Muster; ahmet ihre Wohlthätigkeit nach, macht euch beliebt und geachtet und bringet, wie sie, rasche Hilfe der Dürftigkeit.“ [1] *1

Zu Versailles wie zu Fontainebleau war der Erfolg der Königin ein glänzender. So geräumig das Appartement war, wo sie ihr Spiel abhielt, es war täglich voll;[2] hier, wie bei den Soupers, deren Einführung wir erzählt haben, sollte nach dem Willen der Königin „jedermann mit dem ihm zutheil gewordenen Empfang zufrieden sein,“ und dies gelang ihr in bewundernswerter Weise. „In dieser Hinsicht,“ schrieb der gewissenhafte Mercy, „hat Ihre Majestät den Gipfel der Vollkommenheit erreicht.“ [3] Am 1. Jänner 1775 begaben sich die Minister, die Großbeamten und mehr als zweihundert Damen nach Versailles, um ihre Cour zu machen, und alle kamen von Achtung und Dank durchdrungen zurück. Im folgenden Winter war in Versailles dreimal wöchentlich Theater, zweimal französisch und einmal italienisch,[4] jeden Montag Ball bei der Königin, Maskenquadrillen und Contretänze:[5] für die bezaubernde Fürstin ebensoviele neue Gelegenheiten, ihre Liebenswürdigkeit zu entfalten; Franzosen wie Fremde, alle waren von ihren Reizen begeistert und geblendet.

„Man konnte nur Augen für die Königin haben,“ schrieb Walpole, der sie im August 1775 bei der Hochzeitsfeier der Prinzessin Clotilde sah. „Hebe und Flora, Helena und die Grazien sind neben ihr nur Straßenfiguren. Steht oder sitzt sie, so ist sie die Bildsäule der Schönheit; bewegt sie sich, die personificierte Grazie. Sie hatte ein Kleid aus Silberstoff, mit Oleander besäet, wenig Diamanten und Federn. Man sagt, dass sie nicht nach dem Takte tanzt, dann aber liegt die Schuld an dem Takte.... In Betreff der Schönheit stellt die Königin alle in Schatten.“ [6]

[1] „Lettres inédites de Marie-Antoinette“, p. 12.

[2] Mercy an Maria Theresia, 17. November 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, II, 255.

[3] Derselbe an dieselbe, 17. November 1774. — Daselbst, II, 255.

[4] Derselbe an dieselbe, 18. December 1774. — Daselbst, II, 270.

[5] Derselbe an dieselbe, 15. Jänner 1774. — Daselbst, II, 280.

[6] Walpole an die Gräfin von Ossory, 23. August 1775.

Als drei Jahre darauf der Gesandte von Marokko einem Hofballe beiwohnte und vom Grafen von Artois gefragt wurde, welche von den anwesenden Damen ihm, die Königin ausgenommen, die schönste zu sein scheine, antwortete er galant, die vom Prinzen beigefügte Beschränkung setze ihn in die Unmöglichkeit zu antworten; man fand diese Wendung für einen „Barbaren" ganz gelungen.[1]

Bemerkenswert ist, dass diese Feste nur mäßige Auslagen verursachten. Selbst Turgot fand nichts dagegen einzuwenden.[2] Die Königin wollte, dass die Bälle in ihrem Appartement gegeben werden und verlieh ihnen hiemit einen halbprivaten Charakter, um die Kosten zu vermeiden, die feierlichere Bälle erfordert hätten. Ebenso hatte sie darauf verzichtet, die Oper nach Versailles zu verlegen, und beschlossen, wenn sie ihr beiwohnen wollte, nach Paris zu gehen.[3] Es war eben die Zeit, wo der Generalcontrolor, treu seinem berühmten Programme: kein Bankerott, keine Steuererhöhung, keine Anleihen, mit seinen Ersparungen begann. Die Königin ließ sich dazu mit größter Bereitwilligkeit herbei und nahm keinen Anstand, auf jedes Vergnügen zu verzichten, das kostspielig werden oder Verlegenheiten hätte bereiten können.[4] Wenn sie sich später zu gewissen Verschwendungen hinreißen ließ, so muss man umsomehr betonen, dass im Anfange der Regierung ihres Gemahls überflüssige Auslagen weder ihren Grundsätzen noch ihrem Geschmacke entsprachen.

Das Volk wusste dies und sah mit Befriedigung, dass das Herrscherpaar mit dem Beispiele der Zurückhaltung in seinen Ausgaben und der Einschränkung der Kosten seiner Vergnügungen vorangieng. Es wusste auch, dass die Königin sich der Erneuerung des von Abbé Terray eingeführten Getreidehandel-Monopols,*[2] das von der öffentlichen Meinung mit dem Namen „Hungersnothvertrag" gebrandmarkt worden, widersetzt hatte.[5] Darum verehrte das Volk seine Königin, und Mercy konnte wahrheitsgemäß schreiben, dass, wenn die Urheber der Verleumdungen, die man bereits zu ver-

[1] Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 4. Februar 1778, IX, 95.

[2] „Journal de Papillon de la Ferté", p. 380.

[3] Mercy an Maria Theresia, 18. November 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 270.

[4] Derselbe an dieselbe, 18. December 1774. — Daselbst, II, 271.

[5] Derselbe an dieselbe, 15. August 1774. — Daselbst, II, 221.

breiten begann, in Paris bekannt würden, nichts sie vor dem Zorne des Volkes retten könnte. „Rächen wir unsere liebliche Königin, gegen die dieser Elende Böses zu reden und Schmählichkeiten zu schreiben gewagt hat," schrie man, indem man einen den Kanzler Maupeou vorstellenden Gliedermann verbrannte.[1]

Darum war auch Marie Antoinettes Erscheinen in der Hauptstadt jedesmal ein wahrer Triumph. Als sie Freitag den 13. Jänner 1775 ohne Pomp in die Oper gieng, um der Aufführung von Glucks „Iphigenie" beizuwohnen, versammelte sich das Volk massenweise und begrüßte sie mit Begeisterung. Im zweiten Acte des Stückes trat der die Rolle des Achilles gebende Schauspieler, statt genau den Vers zu citieren:

„Besinget, preiset eure Königin,"

gegen das Parterre und die Logen und sang:

„Lasset uns unsere Königin besingen und preisen!
Der Ehebund, dessen Gesetz sie bindet,
Wird uns für immer glücklich machen."[*3]

Das ganze Publicum schloss sich dieser zarten Huldigung an; auf allen Seiten Händeklatschen und Acclamationen; der Chor musste die Worte wiederholen, und die Rufe „Es lebe die Königin!" waren so dröhnend, dass man die Vorstellung auf mehr als eine Viertelstunde unterbrechen musste. Graf und Gräfin von Provence und der Graf von Artois, die sich in der königlichen Loge befanden, waren die ersten unter den Applaudierenden. Die Königin war so gerührt von diesen glänzenden Sympathiekundgebungen, dass sie ihre Thränen nicht zurückhalten konnte, und als sie mit leuchtenden und noch thränenfeuchten Augen herausgieng, grüßte sie das Volk mit so zu Herzen gehender Leutseligkeit, dass sich die Freudenrufe verdoppelten.[2]

Marie Antoinettes Herrschaft beruhte nicht nur auf ihrer Anmuth, sondern auch auf ihrer Güte. Sie schickte den Dürftigen, den Verunglückten, den Opfern von Feuersbrünsten Unterstützungen.[3] Als sie erfuhr, dass die Familie des Chevalier d'Assas trotz dessen

[1] Mercy an Maria Theresia, 11. September 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 232.

[2] Derselbe an dieselbe, 15. Jänner 1775. — Daselbst, II, 283 u. 284.

[3] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 14. Jänner 1776, IX, 23.

sprichwörtlicher Aufopferung im Auvergner Regiment in ihrer Provinz in Vergessenheit dahinlebe, berief sie sogleich den Bruder des Helden an den Hof und ließ ihm eine Cavalleriecompagnie verleihen.[1] Sie verlangte die Revision des Processes der Herren von Bellegarde und von Moustiers, die der Herzog von Aiguillon aus Groll hatte verfolgen lassen, und als die nach Erweis ihrer Unschuld der Freiheit zurückgegebenen Gefangenen sich mit ihren Frauen und Kindern bei ihrer Wohlthäterin bedankten, antwortete sie ihnen bescheiden, „es sei bloß Gerechtigkeit geübt worden, und man müsse ihr bloß zu dem mit ihrer Stellung verbundenen Glücke gratulieren, gerechte Beschwerden zum Könige gelangen lassen zu können".[2] Aus Dankbarkeit ließ Frau von Bellegarde in Form einer Votivtafel ein Gemälde anfertigen, auf dem sie mit ihrem Gatten und ihr Kind in den Armen zu den Füßen der Königin, die vom Haupte des letzteren ein Schwert abwendet, abgebildet ist. Die Königin, von dieser Aufmerksamkeit gerührt, ließ das Gemälde in ihre Gemächer bringen.[3] Ebenso beschützte sie Lally Tolendal, nannte ihn ihren kleinen Martyrer und half ihm in seinen Bemühungen um die Rehabilitierung seines Vaters.

Der Marquis de Pontécoulant, Generalmajor der gardes-du-corps,[4] hatte, man weiß nicht warum, zu Lebzeiten Ludwigs XV. das Missfallen der Dauphine erregt; die gegen ihn sehr erzürnte Prinzessin hatte sogar erklärt, sie werde sein Benehmen nie vergessen. Als Ludwig XVI. den Thron bestieg, überreichte Herr von Pontécoulant in Erinnerung an die Ungnade der neuen Herrscherin dem Prinzen de Beauvau, Capitän der Garden, seine Entlassung. Marie Antoinette erfuhr es. „Die Königin," sagte sie, „erinnert sich nicht an die Beschwerden der Dauphine, und ich bitte Herrn von Pontécoulant nicht mehr an das zu denken, was ich vergessen habe." Gegenüber einem so gnädigen Auftreten wurde die Demission zurückgezogen.[5]

[1] „Louis XVI, Marie-Antoinette et M^me^ Elisabeth", von Feuillet de Conches, I, 468 u. 469.

[2] „Mémoires de M^me^ Campan", p. 191 u. 192.

[3] „Correspondance secrète inédite sur Louis XVI, Marie-Antoinette, la Cour et la Ville" von Lescure, Paris, Plon, 1866.

[4] Vater des künftigen Conventsmitgliedes.

[5] „Souvenirs historiques et parlementaires du comte de Pontécoulant", Paris, Lévy, 1861, I, 45 u. 47.

Noch ein Beispiel: ein Rath des Parlaments von Bordeaux, Herr v. Castelnau, war in Marie Antoinette wahnsinnig verliebt geworden und verfolgte sie überall mit seinen Erklärungen und Zudringlichkeiten; es wurde Befehl gegeben, ihn einzusperren. Die Königin, obwohl von diesem unglücklichen Menschen aufs höchste belästigt, trat dem entgegen. „Möge er mich belästigen," sagte sie; „aber man raube ihm nicht das Glück, frei zu sein." [1]

Marie Antoinette erfuhr noch ganz andere Verdrießlichkeiten. Gleich am Tage nach ihrer Thronbesteigung begegnete sie in der königlichen Familie selbst Widerspruch und Eifersüchteleien. Graf und Gräfin von Provence, Graf und Gräfin von Artois, heimlich von den Prinzessinnen aufgestachelt, weigerten sich, jeden Morgen dem Könige und der Königin ihre Cour zu machen, wie es die Etikette forderte.[2] Ludwig XVI. in seiner übertriebenen Güte wollte nicht, dass seine Brüder ihn mit „Majestät" ansprächen;[3] Marie Antoinette, gleichfalls stets gütig, oft zu gütig, gestattete dieselbe Einfachheit in den Beziehungen zu ihren Schwägern und Schwägerinnen. Maria Theresia war darüber beunruhigt und tadelte mit deutscher Derbheit ihre Tochter ob dieser Willfährigkeit. „Man muss auf seinem Platze bleiben," schrieb sie ihr, „und seine Rolle zu spielen verstehen; dadurch befriedigt man sich und jedermann. Alle Gefälligkeiten und Aufmerksamkeiten für alle; aber keine Vertraulichkeit und nicht die Gevatterin spielen; dadurch wirst Du Häkeleien vermeiden."[4] Die Besorgnisse der Kaiserin wurden bald gerechtfertigt. Wenn bei öffentlichen Gelegenheiten die königliche Familie versammelt war, herrschte zwischen dem Könige und seinen beiden Brüdern ein solcher Anschein von Gleichheit, dass ein Fremder ersteren von den letzteren kaum unterscheiden konnte. Besonders der Graf von Artois, stets muthwilliger, trug eine „abstoßende" Vertraulichkeit zur Schau.[5] Der mehr diplomatische Graf von Provence trat nicht so hervor, sondern handelte im geheimen. Als er nach Verlauf von vier Jahren den Thron ohne präsumtiven Erben sah, erhob er, ehr-

[1] „Mémoires de Mme Campan", p. 188 u. 189.

[2] Mercy an Maria Theresia, 13. August 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 216.

[3] Maria Theresia an Mercy, 16. Juni 1774. — Daselbst, II, 177.

[4] Maria Theresia an Marie Antoinette, 16. Juli 1774. — Daselbst, II, 205.

[5] Mercy an Maria Theresia, 15. August 1774. — Daselbst, II, 217.

geiziger als je, Anspruch auf den Eintritt in den Staatsrath, wo er eine große Rolle zu spielen gedachte, und trug der Königin das Misslingen seiner Ansprüche nach. Madame Adelaide, stets verbittert und neidisch, verzieh ihrer Schwägerin die Minderung ihres Ansehens nimmer. Maurepas und seine Frau, eifersüchtig auf einen Einfluss, der den ihrigen in Schatten stellte,[1] verbanden sich mit ihrem Neffen d'Aiguillon, den sein Sturz noch schmerzte, und der seine Kenntnis des Hofes und die Beziehungen, die er dort noch immer unterhielt, in den Dienst seiner persönlichen Rachsucht stellte.[2] Aus dieser Quelle stammten gewisse dunkle Manöver, beleidigende Lieder, cynische Reimereien, die darauf abzielten, die Königin in der öffentlichen Meinung und im Herzen ihres Gatten zu vernichten und es dadurch vielleicht zu erreichen, dass die junge Frau, deren Schönheit ein Gegensatz und deren Tugend eine Kritik zu sein schien, nach Deutschland zurückgeschickt werde.[3]

Bei der nach dem Tode Ludwigs XV. von den Damen des Hofes veranstalteten Trauerfeier erlaubte sich die Königin zu lächeln, nicht über das veraltete Costüm einiger ehrwürdigen Witwen, sondern über einen Scherz der Marquise de Clermont-Tonnerre. Alsbald machten sich die Coupletverfertiger ans Werk, und tags darauf wiederhallte Versailles von einer gereimten Insulte, die nur zu sehr den innersten Gedanken ihrer moralischen Urheber verrieth; ihr Inhalt lässt sich also zusammenfassen:

„Kleine Königin von zwanzig Jahren,
Wirst wieder über die Grenze fahren."[4]

Als nach der Impfung des Königs und seiner Brüder der Hof sich zum erstenmale nach Marly begab, wollte Marie Antoinette in dem Wunsche, die reine Luft einer Sommernacht zu genießen, sich das Vergnügen gönnen, dem Sonnenaufgange beizuwohnen. Sie sprach darüber mit dem Könige, der gerne zustimmte, aber gewohnt, sich zu bestimmter Stunde niederzulegen und aufzustehen, seinen Schlaf einem solchen Schauspiele nicht zu opfern gedachte. Die Königin begab sich um 7 Uhr morgens in zahlreicher Gesell-

[1] Mercy an Maria Theresia, 28. September 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 239.

[2] Derselbe an dieselbe, 20. April 1775. — Daselbst, II, 322.

[3] „Mémoires de Mme Campan", p. 95, Anm.

[4] Daselbst p. 93 u. 94.

schaft und in Begleitung ihrer Frauen auf die Anhöhen des Gartens von Marly. Doch die Verleumder ließen sich eine so schöne Gelegenheit nicht entgehen, und einige Tage nachher verwandelte ein „plattes, obscures und erbärmliches, von allen guten Franzosen verabscheutes“[1] Pamphlet diesen unschuldigen Einfall der Souveränin in eine infame Orgie.[2] Die Schmähschrift wurde von den scandalsüchtigen Höflingen und jenen Frauen, die mit der Tugend allzusehr zerfallen waren, um sie bei anderen für möglich zu halten, gierig gesucht. Fast gleichzeitig erschien in London, diesem Sammelpunkte verwegener Verleumder, eine häßliche Schmähschrift, die Vorbotin und das Muster sehr vieler anderer, unter geheimnisvollen Umständen, deren Erwähnung nicht ohne Interesse ist.

Beaumarchais,*[5] einer der glänzendsten Geister, aber auch einer der anrüchigsten Charaktere des Jahrhunderts, der immer bereit war, sich mit zweideutigen Intriguen abzugeben oder sich in verdächtige Affairen zu stürzen, war in den letzten Tagen der Regierung Ludwigs XV. beauftragt worden, eine gegen Madame du Barry erschienene Broschüre zu kaufen und zu vernichten. Als er nach Ausführung dieser heiklen Unternehmung nach Paris zurückkam, fand er Ludwig XV. in St. Denys und Ludwig XVI. auf dem Throne. Er konnte nicht hoffen, daſs der neue König ihn für einen Dienst belohnen werde, den er dem von ihm soeben nach Pont-aux-Dames verwiesenen Weibe geleistet. Mit jener seltenen Geschmeidigkeit, deren Personification er später im „Figaro“ verewigen sollte, bot er seine Dienste zur Unterdrückung eines neuen Pamphlets, das er, wie er sagte, in London entdeckt hatte, und welches gegen Marie Antoinette gerichtet war, an. Der Polizeilieutenant Sartines nahm das Anerbieten an.

Beaumarchais reiste sofort ab, erlangte vom Agenten der Feinde der Königin, dem Juden Angelucci, die in England veröffentlichte Ausgabe, ließ sie verbrennen, kaufte und vernichtete ebenso eine neue, in Holland gedruckte Ausgabe und rüstete sich zur Rückkehr nach Frankreich, als er — nach seiner eigenen Erzählung — erfuhr, daſs Angelucci ihn getäuscht und ein Exemplar des Pamphlets behalten hat. Er stürzte ihm nach, verfolgte ihn durch

[1] „Portefeuille d'un talon rouge“, p. 11.

[2] „Mémoires de Mme Campan“, p. 95. — Das verleumderische Lied war betitelt: „Die aufgehende Morgenröthe.“

Deutschland, erwischte ihn in einem Walde bei Nürnberg und entriss ihm nach Wechselfällen, Gefahren und Kämpfen gegen Räuber, deren Einzelheiten seiner Phantasie mehr Ehre zu machen scheinen als seiner Wahrheitsliebe, das vorenthaltene Exemplar.

Anstatt dann nach Frankreich zurückzukehren, gieng er nach Wien, wo er nach seiner Versicherung eine gereinigte Ausgabe des Libells drucken lassen wollte, dessen eigentlicher Text auf den König einen allzu peinlichen Eindruck hätte machen können, in Wirklichkeit aber den der Tochter Maria Theresias geleisteten wirklichen oder angeblichen Dienst auszubeuten sich vornahm. Er trieb die Kühnheit soweit, sich der Kaiserin vorstellen zu lassen und ihr das Pamphlet vorzulesen. Doch da begannen seine Enttäuschungen. Maria Theresia war entrüstet über die gegen die Tugend ihrer Tochter veröffentlichten Schändlichkeiten, und diese unflätigen Verleumdungen, die sich bis zur Behauptung verstiegen, dass, da der König keine Kinder haben könne, die Königin zu dem verbrecherischen Anschlage einer Unterschiebung sich hergebe, zerrissen ihr das Herz.[1] Aber sie wusste Beaumarchais keinen Dank für seine Entdeckung, sondern betrachtete ihn als einen elenden Betrüger,[2] und der Fürst Kaunitz vermuthete in ihm selbst den Verfasser des Libells. Man warf ihn ins Gefängnis, ließ ihn dann auf Frankreichs Verlangen frei, gab ihm sogar tausend Ducaten, doch mit dem Bedeuten, dass dieser „Kerl", wie Kaunitz,[3] dieser „Intriguant", wie die Kaiserin sagte,[4] so schnell als möglich zu verduften habe. Beaumarchais reiste schleunigst ab und kam nach Versailles zurück, um den Preis für seine Abenteuer zu verlangen.[5]

Wer immer übrigens der Verfasser der Schmähschrift gewesen, Beaumarchais, wie Kaunitz glaubte, irgendein Freund der Frau v. Marsan, wie Maria Theresia muthmaßte, oder der Herzog von

[1] Mercy an Maria Theresia, 11. September 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 233, Anm.

[2] Maria Theresia an Mercy, 28. August 1774. — Daselbst, II, 225.

[3] Kaunitz an Mercy, 3. October 1774. — Daselbst, II, 235, Anm.

[4] Maria Theresia an Mercy, 20. September 1774. — Daselbst, II, 235.

[5] „Beaumarchais et son temps" von Loménie. — Die Erzählung Beaumarchais' ist in Arneths Buch „Beaumarchais und Sonnenfels" auf ihren wahren Wert zurückgeführt.

Aiguillon, wie Mercy anzudeuten scheint,[1] der Geschichtschreiber hat die Pflicht, diesen ersten machiavellistischen Versuch der Verleumdung gegen die Sitten der Königin zu constatieren. Es ist das Erstlingswerk jener geheimen Macht, die trotz Marie Antoinettes Güte nie die Waffen streckte, die geschworen hatte, sie zu vernichten, und Wort hielt.

Der König, der vermöge seiner Gesinnungsreinheit schwer an die menschliche Falschheit und Schlechtigkeit glaubte, lachte über das, was er selbst „die Verwegenheit" dieses „unverschämten Narren" Beaumarchais nannte.[2] Indes die Königin nahm die Sache nicht so ruhig auf, wie ihr Gemahl, sondern war tief betroffen von diesem gegen ihren Ruf gerichteten Angriffe.[3] Doch das Zeugnis ihres Gewissens und das Bewusstsein von der Reinheit ihres Lebens und ihrer Absichten ließ sie diesen geheimnisvollen Zwischenfall bald vergessen, und mit einer Güte, die man als Unklugheit bezeichnen muss, wurde sie sogar die Beschützerin des Menschen, der in so zweideutiger Weise an dieser elenden Intrigue betheiligt war.

Eine weniger bekannte, aber bedeutungsvollere Begebenheit sollte an diesem Hofe, wo alles Stoff zu Treibereien abgab, einen augenfälligeren Beweggrund oder wenigstens Vorwand zu den Vorwürfen der Feinde der Königin liefern. Seit einiger Zeit war die Rede von einer Reise der Brüder der Königin nach Frankreich, zuerst Josefs II., dann des jüngsten Sohnes Maria Theresias, Maximilian. Letzterer besuchte damals unter der Leitung des Grafen von Rosenberg, um seine Erziehung zu vervollständigen, Deutschland und die Niederlande.

Er war ein achtzehnjähriger Prinz von recht gutem Charakter, aber ungeschickten Manieren, wenig Geist und ziemlich mangelhafter Bildung. Maria Theresia sah dies selbst ein, als sie ihm empfahl, sich zu bemühen, jene Liebenswürdigkeit in der Gesellschaft und jene Wohlanständigkeit zu erwerben, „die", wie sie sagte, „dir gänzlich mangelt."[4] — „Er wird hinter seinem Bruder nicht glänzen," schrieb

[1] Maria Theresia an Mercy, 28. August 1774. — Mercy an Maria Theresia, 11. u. 21. September 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 226, 233, 239.

[2] Derselbe an dieselbe, 28. September 1774. — Daselbst, II, 241.

[3] Daselbst p. 240.

[4] Instructionen Maria Theresias für Maximilian auf seiner Reise.

ſie noch damals, als die Ankunft Joſefs derjenigen Maximilians vorausgehen ſollte.[1]

Doch die Königin, die ſeit mehr als vier Jahren niemanden aus ihrer Familie geſehen hatte, brachte es nicht über ſich, ihren Bruder ſo nahe zu wiſſen, ohne zu wünſchen, ihn in Frankreich zu ſehen; der König unterſtützte die Bitte ſeiner Frau, und die Reiſe ward beſchloſſen.

Am 7. März 1775 langte Erzherzog Maximilian in La Muette an, wo ſeine Schweſter ihn erwartete. Der Empfang ſeitens der königlichen Familie war voll Herzlichkeit. Der König wollte alle Mittel angewendet wiſſen, ſeinen jungen Schwager zu unterhalten, und die Königin hatte die Sorge dafür übernommen;[2] mit jener Autorität, die ihr über ihn die Verſchiedenheit der Stellung verlieh, betrachtete ſie ihren Bruder als „ihr Kind“;[3] ſie hielt etwas darauf, daſs er ein gutes Andenken von Frankreich mitnehme und auch einen guten Eindruck hinterlaſſe. Leider kam es nicht alſo.

Um jeden Rang- und Etikettestreit zu vermeiden, reiste der Erzherzog unter dem Namen eines Grafen von Burgau.[4] Aber gerade dieſe Vorſichtsmaßregel wurde die Quelle von tauſend Verdrießlichkeiten. Unter dem Vorwande des Incognitos Maximilians behaupteten die Prinzen der Häuſer Orleans, Condé und Conti, ihnen gebüre der erſte Beſuch; der Erzherzog verweigerte ihn. Die Königin ergriff mit Wärme die Partei ihres Bruders und hatte eine ſehr lebhafte Auseinanderſetzung mit dem Herzog von Orleans. „Der König und ſeine Brüder,“ ſagte ſie zu ihm, „haben die Sache nicht ſo genau genommen ... Abgeſehen von ſeiner Eigenſchaft als Erzherzog, hätten Sie die Wahrnehmung machen können, daſs der König ihn als Bruder behandelte und ihn innerhalb der königlichen Familie ſoupieren ließ, eine Ehre, die Sie, wie ich vorausſetze, nie beanſpruchen werden. Meinem Bruder wird es allerdings leid thun, die Prinzen nicht zu ſehen; aber er iſt nur auf kurze Zeit in Paris und hat viel zu ſehen; er wird ſie zu entbehren wiſſen.“[5]

[1] Maria Thereſia an Mercy, 5. Februar 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, II, 105.

[2] Mercy an Maria Thereſia, 20. Februar 1775. — Daſelbſt, II, 299.

[3] Maria Thereſia an Marie Antoinette, 5. März 1775. — Daſelbſt, II, 305.

[4] Maria Thereſia an Mercy, 4. Februar 1775. — Daſelbſt, II, 291.

[5] Marie Antoinette an Maria Thereſia, 9. März 1775. — Daſelbſt, II, 307.

Um dieſen leidigen Eindruck zu verwiſchen, verdoppelte die Königin ihre Zuvorkommenheit gegen Maximilian, und die faſhionabelſten jungen Männer, die Ségur, Durfort, von der Marck, Noailles thaten ſich, in dem Wunſche, der Herrſcherin gefällig zu ſein, zuſammen, um dem Erzherzoge ein prächtiges Feſt in den großen königlichen Stallungen zu veranſtalten. Aus liebenswürdiger Aufmerkſamkeit ſtellten ſich die Grafen von Provence und Artois an die Spitze der Feſtgeber und übernahmen alle Koſten. Das Feſt fand am 27. Februar ſtatt und koſtete 100.000 Livres.[1] Die Reitſchule war glänzend decoriert worden; dem Ballſaale hatte man das Ausſehen eines Jahrmarktes gegeben, indem man darin ſieben mit Kaufläden, Kaffeehäuſern und Theatern bedeckte und eingeſäumte Straßen errichtete; man ſpielte eine komiſche Oper von Gluck, „Der Birnbaum oder der verzauberte Baum".[2] Es war ferner bal paré, Quadrille zwiſchen Ungarn und Flamändern, Sänger, Spiel, und „alles, was nothwendig war, um während ſieben Stunden zu beſchäftigen und zu unterhalten."[3]

Aber all dieſer Glanz vermochte nicht, die ſchlimmen Eindrücke auf das Publicum zu tilgen. Was auch Mercy ſagen möge, die franzöſiſchen Prinzen — ſo behauptet ein Freund der Königin — waren in ihrem Recht (?),[4] und obwohl Marie Antoinette durchaus nicht die Abſicht hatte, ſie zu verletzen,[5] obwohl ſie mit jener gütigen Nachſicht, die ein Grundzug ihres Charakters war, ihnen einige Tage darauf den beſten Empfang bereitete,[6] ſo nahm man ihr doch die Unterſtützung übel, die ſie den Anſprüchen ihres Bruders geliehen hatte. Man beſprach und betonte in boshafter Weiſe die Ungeſchicklichkeiten, die Maximilian begangen hatte, und wollte wiſſen, er ſcheine gegen alle wiſſenſchaftlichen und Kunſtmerkwürdigkeiten, die man zeige, gleichgiltig zu ſein.[7] Namentlich hob man

[1] Mercy an Maria Thereſia, 20. Februar 1775. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 300.

[2] Derſelbe an dieſelbe. — Daſelbſt.

[3] „Correspondance du comte de Mirabeau et du comte de la Marck", von M. de Bacourt, I, 79.

[4] Daſelbſt, I, 77.

[5] Daſelbſt.

[6] Marie Antoinette an Maria Thereſia, 17. März 1775. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 307.

[7] Daſelbſt.

hervor, er habe beim Besuche des königlichen Gartens zu Paris, als ihm Buffon,*[6] der die Honneurs machte, seine Werke überreichte, sich begnügt, auf die höflichste Weise von der Welt zu antworten: „Es würde mir sehr leid thun, Sie deren zu berauben.“[1] Man zollte absichtlich dem Herzog von Chartres Beifall, der, ein Vorspiel jener systematischen Opposition gegen den Hof, die ihn dann soweit führen sollte,*[7] liefernd, während der Feste von Versailles, von denen er ausgeschlossen war, sich demonstrativ öffentlich in Paris zeigte. Die Scherze gegen den Bruder verwandelten sich in Gemurre gegen die Schwester. Man rechnete ihr ihre vielleicht etwas unkluge Lebhaftigkeit und ihre ganz natürliche Geschwisterliebe als eine Majestätsbeleidigung gegen die Nation an, und der von Madame Adelaidens Eifersucht erfundene Spitzname „Österreicherin“ gieng von Mund zu Mund und drückte in populärer Fassung die gegen die Königin geschleuderte Anklage aus, alles ihrer Heimat und ihrer Familie zu opfern.

Und doch gab es nie eine ungerechtere Anklage. Ohne hier in später zu erwähnende Einzelheiten überzugehen, genüge es, darauf hinzuweisen, dass Maria Theresia ihrer Tochter bei den verschiedensten Gelegenheiten vorwirft, dass sie ihr Land und ihre Familie vergesse, deren Überlieferungen und Gewohnheiten verliere,[2] sich fast schäme, eine Deutsche zu sein, die Deutschen vernachlässige[3] und für sie „wenig Entgegenkommen und Protection“ zeige.[4] „Deutsches Blut fließt in Deinen Adern,“ schrieb sie ihr; „schäme Dich nicht, deutsch zu sein.“

Josef II. richtete an seine Schwester dieselben Vorwürfe, wie seine Mutter; auch er fand, dass sie zu sehr Französin geworden. Als Maximilian und Rosenberg nach Versailles kamen, empfahl er ihnen, mit ihr nur deutsch zu sprechen.[5] Nachdem die Ausführung dieses Rathes gescheitert war, schrieb er wenigstens einen deutschen Brief an die Königin.[6] Und nun zeigte es sich, dass diese, der

[1] „Mémoires de Mme Campan“, p. 107.

[2] Maria Theresia an Marie Antoinette, 8. Mai 1771. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, I, 159.

[3] Daselbst.

[4] Daselbst.

[5] Maria Theresia an Mercy, 3. Jänner 1775. — Daselbst, II, 279.

[6] Daselbst.

man nachgesagt hatte, sie habe nur für ihr Heimatland Herz und Sinn, dermaßen ihrer Muttersprache entwöhnt war, daſs sie sich den Brief des Kaisers von Mercy übersetzen lassen muſste;[1] so sehr hatte sie die Übung nicht nur im Sprechen, sondern auch im Lesen, Schreiben und Verstehen des Deutschen verloren! Aber all das hinderte nicht, daſs die Verleumdung ihren Lauf nahm, und daſs die Höflinge Trianon*8 boshafterweise „Klein-Wien" nannten.

[1] Mercy an Maria Theresia, 19. Jänner 1775. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 289 u. 290. — Dieser Brief des Kaisers war beiſsend und streng; die Königin war dadurch etwas verletzt, nahm aber dann die Sache von der scherzhaften Seite und sagte: „Es gäbe hier Stoff zu Verdruſs, doch mit meinem Bruder will ich mich nie verfeinden, ich werde ihm scherzend antworten."

# Elftes Capitel.

Salbung des Königs. — Feste in Reims. — Rührung der Königin. — Ihr Brief an die Kaiserin. — Hochzeit der Prinzessin Clotilde. — Abermaliger vergeblicher Versuch, die Rückberufung Choiseuls zu erwirken. — Proceß des Grafen de Guines. — Exil des Herzogs von Aiguillon. — Ernennung Malesherbes'. — Reformen Turgots. — Sie erregen Murren. — Turgots Sturz. — Antheil der Königin daran. — Brief Mercys an Maria Theresia.

Am 5. Juni 1775 verließ Ludwig XVI. Versailles[1] in Begleitung der Königin, des Grafen und der Gräfin von Provence und des Grafen von Artois, um sich nach Compiègne zu begeben, wo er um 10 Uhr abends ankam. Am 8. reiste er von Compiègne ab, um in Fismes zu übernachten; am 9. schlug er die Straße nach Reims ein, um dort die feierliche Weihe jenes Titels, den er von seinen Vorfahren ererbt, und das Symbol jener Gnade Gottes einzuholen, in deren Namen er regierte. Die Salbung war in Frankreich eine nationale Überlieferung; das Volk erblickte in dem vom Monarchen geleisteten Eide eine Anerkennung seiner eigenen Rechte, und wenn gewisse „Philosophen", wie d'Alembert und Condorcet, unter dem Einflusse ihrer Religionsfeindlichkeit darin nur eine „bizarre und absurde Ceremonie"[2] oder die „unnützeste und lächerlichste der unnützen Ausgaben" sahen,[3] so schrieb andererseits Mirabeau, den man gewiss nicht des Aberglaubens zeihen kann, „das größte aller Ereignisse für ein Volk ist ohne Zweifel die Krönung seines Königs. Da salbt der Himmel unsere Monarchen und befestigt gewissermaßen die Bande, die uns mit ihnen verknüpfen."[4]

[1] „Le sacre et couronnement de Louis XVI, roi de France et de Navarre, dans l'église de Reims, le 11 juin 1775, enrichi d'un très grand nombre de figures en taille-douce", Paris, Vente, 1775.

[2] D'Alembert an Friedrich II., citiert in „Louis XVI" von Fallouz, p. 57.

[3] „Correspondance inédite de Condorcet et de Turgot", von Charles Henry, Paris, Charavay, 1882.

[4] „Louis XVI" von Fallouz, p. 55.

Mercy wünschte, dass die Königin gleichzeitig mit dem Könige sich salben ließe. Da Marie Antoinette noch nicht Mutter war, so dünkte ihm, dass unter den gegenwärtigen Umständen ihr die kirchliche Salbung jene höhere Weihe gegenüber der Nation verleihen würde, die ihr die Mutterschaft nicht gewährte.

Eine von einem Priester des Oratoriums*[1] verfasste Broschüre stellte fest, dass die Salbung der Königinnen bis auf Maria von Medicis*[2] beständig in Gebrauch gewesen, und dass, wenn sie seitdem außer Gebrauch gekommen, dies einzig und allein deswegen geschehen sei, weil weder Ludwig XIII. noch seine Nachfolger zur Zeit ihrer Salbung verheiratet waren. Mercy, der, wenn nicht der Veranlasser, so doch der eifrigste Verbreiter der Broschüre war, ließ durch Vermond die Königin davon unterrichten und trug Sorge, dass das Manuscript dem Herzog von Duras und von diesem dem Könige überreicht wurde. Allein die Königin blieb bei dieser Eröffnung sehr gleichgiltig,[1] und der König zeigte sich nicht geneigt, darauf einzugehen.[2] Mochten Sparsamkeitsrücksichten, die ja auch den Aufschub der traditionellen Ceremonie um ein Jahr veranlasst hatten, ihn bestimmen, mochte er von Maurepas, der stets gegen alles auf der Hut war, was das Ansehen der Souveränin befestigen konnte, beredet sein, kurz, Marie Antoinette wohnte der Salbung ihres Gemahls nur als Zuschauerin bei. Während der König in der achtzehn Fuß hohen Caroſſe seinen Einzug hielt, aus den Händen des Herzogs von Bourbon, Gouverneurs der Champagne, die Schlüssel der Stadt nahm und vom Erzbischofe von Reims am Portal der Kathedrale, in der sodann ein feierliches Te Deum gesungen ward, empfangen wurde, kam die Königin, nachdem sie am 8. abends von Compiègne abgereist, mit dem Grafen und der Gräfin von Provence und dem Grafen von Artois um 1 Uhr morgens incognito in der Krönungsstadt an. Die fehlenden officiellen Begrüßungen wurden durch den ihr vom Volke bereiteten Empfang ersetzt. Bei silberhellem Mondschein drängte sich eine ungeheure Menge in den Straßen und an den Thoren der Stadt, um die Ankunft der Königin zu sehen. Begeisterte Hochrufe begrüßten ihr Erscheinen als einzige Unterbrechung der nächtlichen

[1] Mercy an Maria Thereſia, 18. März und 20. April 1775. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 313, 325.

[2] Derſelbe an dieſelbe, 20. April 1775. — Daſelbſt, II, 325.

Stille. Am nächsten Morgen füllte trotz des Incognitos der ganze Adel der Stadt und Umgebung die Gemächer der erzbischöflichen Residenz, wo die Königin abgestiegen war, und verließ dieselben, bezaubert von der Anmuth und Freundlichkeit der Herrscherin. Nachmittags fuhr sie unter den Rufen: „Es lebe die Königin!“ durch die Straßen von Reims nach der Intendanz, um dem Einzuge des Königs beizuwohnen, und abends richteten der Clerus und die Stadtvertretung Ansprachen an sie, die sie in passender Weise beantwortete.[1]

Sonntag den 11. um 6 Uhr früh nahmen die Domherren in der Cappa*[3] ihre Stallen im Chor des Domes ein, und ihnen folgten bald der Erzbischof, die Cardinäle, Minister u. s. w. Um $6^1/_2$ Uhr nahmen die weltlichen Pairs ihre Plätze ein. Um 7 Uhr langte der König, geleitet vom Herzog-Bischof von Laon*[4] und dem Graf-Bischof von Beauvais, bei der Kathedrale an. Auf der Schwelle wurde der Monarch vom Cardinal de la Roche-Aymon angesprochen, der ihn beglückwünschte, weil er alle Tugenden und namentlich die Liebe zur Ordnung besitze,[2] und schritt dann unter den Zurufen des Volkes in das Innere des alten Gotteshauses, wo der Erzbischof ihn zuerst den Eid auf das Evangelium schwören ließ und ihm dann auf Haupt, Brust und Schultern einige Tropfen aus der heiligen Ampulle*[5] goss, die aus der Abtei St. Rémy*[6] vom Großprior, gekleidet in ein Cappa aus Goldtuch und reitend auf einem mit silbergestickter Schabracke bedeckten weißen Zelter, feierlich herbeigebracht worden war. Hierauf wurde der König mit dem Königsmantel bekleidet und empfieng aus den Händen des Erzbischofs Krone, Scepter, die „Hand der Gerechtigkeit“ und das Schwert Karls des Großen. Dann wurde er, gefolgt von den Pairs und Großofficieren, zu dem auf dem Jubäum aufgestellten Throne (einem erhöhten Platze in der Nähe des Presbyteriums. Anm. des Übers.) geleitet; danach gaben ihm der Erzbischof und die Pairs den Friedenskuss mit den Worten: Vivat rex in aeternum (es lebe der König in Ewigkeit). Die die Gallerien füllende Menge wiederholte diese Worte. Alsbald wurden die Kirchenthüren geöffnet, und das Volk stürzte mit Freudengeschrei in die Kathedrale.

[1] Mercy an Maria Thereſia, 23. Juni 1775. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, II, 346.

[2] „Louis XVI“ von Fallour, p. 57 bis 63.

Die Königin folgte von einer Tribüne herab dem ganzen Verlaufe der Ceremonie. Im Augenblicke der Krönung und Inthronisation konnte sie, im Innersten ergriffen von der Schönheit des kirchlichen Ritus und noch mehr von den Acclamationen des Volkes, die dessen einzelne Momente begleiteten, sich nicht mehr halten und vergoss reichliche Thränen.[1] Ihre Erregung war so heftig, dass sie auf einen Augenblick ihren Platz verlassen musste. Als sie nach einigen Minuten wieder erschien, die Augen noch vom Weinen feucht, blickte sie der König liebevoll an, und sichtliche Befriedigung verbreitete sich über sein ganzes Antlitz. Trotz der Heiligkeit des Ortes erdröhnte die Kirche von Jubelgeschrei und Händeklatschen. Alle Anwesenden waren gerührt, und aus vielen Augen flossen Thränen, die der Königin verdoppelnd.[2]

Ludwig hatte verboten, die von ihm zu passierenden Straßen mit Teppichen zu belegen, um, wie er sagte, sein Volk besser zu sehen und von ihm besser gesehen zu werden.[3] Am Tage der Salbung, um 7 Uhr abends, ergieng sich der König, die Königin am Arme, in gewöhnlicher Kleidung und ohne andere Begleitung als die eines Gardecapitäns und einiger Unterofficiere, in der großen Holzgallerie, die zur Verbindung der erzbischöflichen Residenz mit der Kirche diente. Inner- und außerhalb der Gallerie war eine große Menschenmenge. Der König verbot, irgend jemanden hinauszuschaffen oder nicht herantreten zu lassen. Eine glückliche und dankbare Bevölkerung drängte sich um das Königspaar, von dem sie nur durch ein Geländer getrennt war. Durch mehr als eine Stunde blieben König und Königin inmitten der Menge, in gnädigster und liebenswürdigster Weise die Huldigungen erwidernd. Die Königin hatte den ersten Gedanken dieser Promenade gefasst; die Leute wussten es und lohnten es durch ihre Hochrufe.[4]

Wenn man bedenkt, dass diese Volkskundgebungen trotz der schon allgemein verbreiteten Keime der Unzufriedenheit stattfanden,

[1] Marie Antoinette an Maria Theresia, 22. Juni 1775. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 342.

[2] Mercy an Maria Theresia, 23. Juni 1775. — Daselbst, II, 346 u. 347.

[3] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 17. Juni 1775, VIII, 72.

[4] Mercy an Maria Theresia, 23. Juni 1775. — Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 347.

daſs das Brot theuer war, daſs Turgots, von deſſen Feinden geſchickt ausgebeutete Reformmaßregeln überall Beunruhigung erregt hatten, und daſs zwei Monate vorher in Dijon, Verſailles und Paris nacheinander ein Aufruhr ausgebrochen war, ſo fragt man ſich, was man mehr bewundern ſoll, dieſe beharrliche Anhänglichkeit der Nation an ihre Herrſcher, die in den Händen geſchickter Miniſter eine ſo große Macht ſein konnte, oder die unglaubliche Beweglichkeit des franzöſiſchen Charakters, die ſo leicht von der Begeiſterung zur Wuth übergeht und ſo bei jungen und unerfahrenen Herrſchern und entweder leichtfertigen, wie Maurepas, oder die Hinderniſſe unterſchätzenden Miniſtern, wie Turgot, zur ſchrecklichſten Gefahr werden konnte. Die Königin verhehlte ſich dies nicht, und wenn auch ihr Glück vollſtändig war, ſo war doch ihr Vertrauen kein ungemiſchtes.

„Es iſt ein ebenſo erfreulicher als glücklicher Umſtand," ſchrieb ſie an ihre Mutter, „daſs wir ſo gut empfangen wurden zwei Monate nach der Revolte und trotz der leider anhaltenden Theuerung des Brotes. Es iſt eine Sonderbarkeit des franzöſiſchen Charakters, ſich von ſchlechten Einflüſterungen hinreißen zu laſſen und gleich wieder zum Guten zurückzukehren. Wenn wir Leute ſehen, die trotz ihres Unglückes uns ſo gut behandeln, ſo ſind wir ſicher noch mehr verpflichtet, an ihrer Beglückung zu arbeiten. Der König ſchien nur von dieſer Wahrheit durchdrungen zu ſein. Was mich betrifft, ſo weiß ich beſtimmt, daſs ich nie in meinem Leben, und ſollte es noch zweihundert Jahre dauern, den Krönungstag vergeſſen werde. Meine liebe Mama, die ſo gut iſt, hätte gewiſs unſer Glück getheilt." [1]

Die Feierlichkeiten dauerten noch vier Tage. Am 12. Juni führte das Huſarenregiment des Grafen Eſterházy in einiger Entfernung von der Stadt Manöver aus, denen die Königin und die Gräfin von Provence beiwohnten.[2] Am 13. wurde der König feierlich als Großmeiſter des Ordens vom heiligen Geiſt*[7] empfangen und hielt dann das Ordenscapitel ab.[3] Am 14. begab er ſich altem Gebrauche gemäß zu Pferde nach der Abtei St. Rémy, hörte

[1] Marie Antoinette an Maria Thereſia, 22. Jänner 1775. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 343.

[2] „Gazette de France", 1775, p. 446.

[3] Die Königin wohnte auf ihrer Tribüne bei.

dort die Messe und berührte im Parke mehr als zweitausend Kranke, unter die er Almosen vertheilen ließ.[1*8] Die Königin sah den Zug in einem Privathause an. Abends fuhren die beiden Gatten unter den Hochrufen des Volkes über die schöne, die Stadt umgebende Promenade. Vor allem zog die Königin die Aufmerksamkeit auf sich. „Sie erschien stets," schrieb Mercy, „mit Würde, Güte und Anmuth, und wenn die ihr erwiesenen Huldigungen außerordentliche und allgemeine waren, so ist es doch gewiss, dass es nie besser verdiente Huldigungen gegeben hat."[2]

Am 16. kehrte der Hof nach Compiègne zurück, am 19. kam er in Versailles an.

Dort erwarteten ihn neue Feste. Am 12. Februar hatte der König die Heirat seiner Schwester Clotilde mit Karl Emanuel von Savoyen, Prinzen von Piemont und ältestem Sohne des Königs von Sardinien, kundgemacht. Am 21. August wurde die Trauung in der Schlosskapelle vollzogen. Es fanden großer Empfang, Spiel, ein Ball bei Hofe und einer beim sardinischen Gesandten, Grafen von Viry, statt. Die glanzvolle, allgemeine Bewunderung erregende Erscheinung der Königin auf diesen Festen hat Walpole in einem oben citierten Briefe geschildert.

Am 28. nahm Prinzessin Clotilde von ihrer französischen Familie Abschied und reiste nach Turin ab. Diese Abreise war für die Königin gerade kein Trauerfall; früher, als sie noch Dauphine war, stand sie mit ihrer jungen Schwägerin, deren sanften und wohlwollenden Charakter sie schätzte, auf ziemlich vertrautem Fuße und wohnte bei ihr Bällen oder Aufführungen kleiner Stücke bei, die gleichzeitig eine Unterhaltung und ein Bildungsmittel waren.[3] Doch diese Vertraulichkeit dauerte nicht lange. Bald zog sich die Prinzessin unter dem Einflusse ihrer Gouvernante, Frau von Marsan, aus der sie dem Namen nach und in Wirklichkeit ihre „kleine liebe Freundin" gemacht hatte,[4] von ihrer königlichen Schwägerin zurück. Besonders seit dem Tode Ludwigs XV. lebte

[1] „Gazette de France", 1775, p. 447.

[2] Mercy an Maria Theresia, 23. Juni 1775. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 348.

[3] Eines dieser Stücke war betitelt: „Die Königin der Tugenden."

[4] Marie Antoinette an Maria Theresia, 15. September 1775. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 374.

Prinzessin Clotilde in Zurückgezogenheit, so dass ihre Vermählung keine Lücke am Hofe zurückließ. Wir möchten fast sagen, dass ihre Entfernung für Marie Antoinette eine Erleichterung war, indem dadurch die Mission der Frau v. Marsan ein Ende nahm, die sich stets als eine ihrer erbittertsten Feindinnen erwiesen und noch erwies.

Mancherlei nahm damals den Geist der Königin in Anspruch. Auf Anstiften der Freunde Choiseuls, von denen sie umgeben war, und gegen die Ansicht ihrer Mutter, die von dem ehemaligen Minister eine Durchkreuzung der österreichischen Politik fürchtete,[1] dachte sie stets an die Rückberufung des Mannes, dem sie die Krone Frankreichs verdankte. Choiseul war in seiner Eigenschaft als Ritter der königlichen Orden zur Krönung nach Reims gekommen, und die Königin gewährte ihm eine Audienz. Sie that noch mehr; mit einer weiblichen Diplomatie, deren sie sich in einem bedauernswerten Briefe an den Grafen Rosenberg rühmte,[2] die ihr aber gerechte Vorwürfe von Maria Theresia zuzog, hatte sie es dahin gebracht, dass die Stunde dieser Audienz vom Könige selbst festgesetzt wurde.[3] Die Sache wurde bald öffentlich bekannt, und man schloss daraus sofort auf die Rückkehr Choiseuls in den Ministerrath; letzterer selbst trug eine sehr zuversichtliche Miene zur Schau; „die ihn kennzeichnende Verwegenheit zeigte sich auch wieder".[4] — „Ich möchte nicht gutstehen," schrieb ihrerseits Marie Antoinette, „dass der alte Maurepas sich fürchte, zu Hause zu schlafen."[5]

Wieweit reichte aber eigentlich die Absicht der Königin? Wollte sie einfach dem Vermittler ihrer Vermählung einen öffentlichen Beweis von Theilnahme geben? Oder gedachte sie, dieses oder jenes Gutachten von einem Manne einzuholen, dessen Verständnis niemand bestritt, oder endlich erstreckte sich ihr Vertrauen soweit, in alle seine An- und Absichten einzugehen? Wenn dies der Fall war, so wurde das Ziel verfehlt. Der König verharrte in seinem

[1] Pickler an Mercy, 23. Juni 1775. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 319.

[2] Maria Antoinette an den Grafen von Rosenberg, 13. Juli 1775. — Daselbst, II, 362.

[3] Daselbst.

[4] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 9. Juni 1775, VIII, 82.

[5] Marie Antoinette an den Grafen von Rosenberg, 13. Juli 1775. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 362.

kühlen Widerstreben, und die Königin selbst, ziemlich wenig befriedigt von einer Zusammenkunft, wo sich Choiseul mehr auf seine eigene Person bedacht als wahrhaft ergeben gezeigt hatte, lehnte es ab, auf gewisse Zumuthungen von ihm einzugehen, so dass der gestürzte Minister heimkehrte, ohne je wiederzukommen.[1]

Nichtsdestoweniger blieb die Königin von Choiseuls Freunden umgeben und sehr geneigt, sich ihren Einfluss gefallen zu lassen und an ihren Streitsachen Antheil zu nehmen; sie schien dies nun einmal für eine Dankesschuld zu halten. Sie lieferte hievon in den Augen aller einen neuen glänzenden Beweis im Processe des Grafen de Guines. Dieser, damals Gesandter in London, früher in Berlin, ein geistreicher und liebenswürdiger,[2] aber ehrgeiziger und leichtfertiger Mann, eng befreundet mit Choiseul, war angeklagt worden, in England unter dem Schutze seiner diplomatischen Immunität Schmuggel getrieben und mittelst der Informationen, die er seiner Stellung verdankte, an der Börse gespielt zu haben. Er warf die ganze Schuld auf seinen Secretär Tort de la Sonde; dieser aber behauptete, nur im Einvernehmen mit seinem Vorgesetzten gehandelt zu haben. Der Process, ein wahres Ereignis, wurde vor das Pariser Parlament gebracht. „Jedermann interessiert sich für diese Angelegenheit," schreibt Frau v. Deffand, die sich nicht minder als alle übrigen interessierte; die einen thaten es aus Freundschaft mit dem Angeklagten, die anderen aus Neugierde.[3] Der Herzog von Aiguillon, zufällig in die Sache verwickelt, arbeitete aus allen Kräften gegen De Guines, den hinwieder alle Freunde Choiseuls stützten. Es regnete Correspondenzen, Bitt- und Denkschriften.[4] Die Königin, von ihrer Umgebung beeinflusst, erklärte sich für den Gesandten, und zwar mit jenem leidenschaftlichen Eifer, den sie in solchen Dingen entwickelte. Graf de Guines hatte es zu seiner Rechtfertigung für nothwendig gehalten, in die zu seinen Gunsten verfassten Denkschriften gewisse Stellen aus seiner früheren diplomatischen Correspondenz einzuschalten. Herr v. Vergennes weigerte

[1] Insbesondere Choiseuls Rath, die Königin möge ihren Gemahl durch Furcht zu beherrschen suchen, machte auf diese einen peinlichen Eindruck.

[2] „Souvenirs et portraits" von Herzog de Lévis, p. 159.

[3] „Correspondance de la marquise du Deffand", II, 478.

[4] Die Correspondenz der Frau von Deffand ist vom 12. Februar an mit dieser Angelegenheit angefüllt.

sich, darauf einzugehen, indem er geltend machte, dass auf diese Weise das Staatsgeheimnis verletzt und kein auswärtiger Minister es mehr wagen würde, den französischen Diplomaten vertrauliche Mittheilungen zu machen. Der Staatsrath billigte einstimmig De Vergennes' Entscheidung; doch die Königin, von ihrer Gesellschaft angespornt, machte derartige Anstrengungen beim Könige, dass trotz dieses Votums die erbetene Erlaubnis ertheilt wurde.[1] Als etwas später eine Denkschrift des Grafen de Guines durch Beschluss des Staatsrathes als ehrenkränkend gegen den Herzog von Aiguillon unterdrückt worden war, ließ der König auf Betreiben der Königin dennoch dem Gesandten schreiben, er könne von der unterdrückten Denkschrift Gebrauch machen, und den Richtern, sie können darauf Rücksicht nehmen.[2] Endlich anfangs Juni 1775 wurde der Process entschieden: Tort de la Sonde wurde verurtheilt, als Verleumder seinem ehemaligen Chef vor zwölf Zeugen Ehrenabbitte zu leisten, und der Gesandte nahm triumphierend von seinem Posten wieder Besitz.

Gleichzeitig erhielt der Herzog von Aiguillon, der große Vorbereitungen getroffen hatte, um sich als Capitän der Cheveauxlegers[3] nach Reims zu begeben, den Befehl, fernzubleiben und sich auf seine Güter in Guyenne zurückzuziehen.[4] „Dieser Abzug ist ganz und gar mein Werk," schrieb Marie Antoinette an den Grafen von Rosenberg. „Die Maßregel war im höchsten Grade nothwendig; dieser widrige Mensch unterhielt jede Art von Spionage und schlechtem Gerede. Er hatte mehr als einmal versucht, mir in der Angelegenheit des Herrn v. Guines zu trotzen; sofort nach der Urtheilsfällung verlangte ich vom Könige seine Entfernung. Ich wollte allerdings keinen Verhaftsbrief,*[9] aber ich habe dabei nichts verloren; denn statt in Touraine zu bleiben, hat man ihn gebeten, seinen Weg bis nach Aiguillon, das in Gascogne liegt, fortzusetzen."[5]

[1] Amtliche Depesche Mercys, 18. März 1775. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 313.

[2] „Correspondance de la marquise du Deffand", II, 497.

[3] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 8. Juni 1775.

[4] Marie Antoinette an Maria Thersia, 22. Juni 1775. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 344.

[5] Marie Antoinette an den Grafen von Rosenberg, 13. Juli 1775. — Daselbst, II, 362.

Der König hatte gegen die Verweisung des Herzogs von Aiguillon, der in seinen Augen die letzte Personification der schändlichen Cabale Madame du Barrys war, kein Widerstreben gezeigt. Diese Einmischung der Königin in die Hofstreitigkeiten war nichtsdestoweniger bedauernswert; sie zog sie herab von jener Höhe, in der eine Souveränin, erhaben über alle Parteistreitigkeiten, schweben soll, um ihren Namen und ihre Person mitten in die Tageskämpfe zu werfen; sie machte ihr alle Feinde ihrer Freunde zu Gegnern. Dieser erste Schritt sollte sie noch weiter führen, zu einem ernsteren und unheilvolleren Schritte; nachdem sie das Unrecht begangen, in einem Processe Partei zu ergreifen, gieng sie daran, das ernstere Unrecht zu begehen, zwischen den König und seine Minister zu treten.

Das Reformcabinet, dessen erste Grundlage die Wahl Turgots gewesen, war durch die Ernennung des Grafen von Saint-Germain an Stelle des unter gräßlichen Leiden gestorbenen Marschalls du Muy[1] und Malesherbes' anstatt des verabscheuten Herzogs de la Vrillière*[10] vervollständigt worden. „Obwohl er schwerhörig ist," schrieb über letzteren Marie Antoinette, „so hat er doch verstanden, daß es Zeit war zu gehen, aus Furcht, man möchte ihm die Thür vor der Nase zumachen."[2]

Das Publicum nahm diese beiden Ernennungen beifällig auf, und die Königin hatte sich entweder nicht daran betheiligt oder sie selbst gebilligt. Sie hätte eher Sartines als Malesherbes gewünscht, und gewiß schienen die Fähigkeiten des früheren Polizeilieutenants ihn für den Posten des königlichen Hauses zu designieren. Doch nach einer augenblicklichen üblen Laune ließ sie die Sache auf sich beruhen und bereitete dem neuen Minister einen gnädigen Empfang.[3] Für die Reformen Turgots zeigte sie die größte Bereitwilligkeit. Sie verlangte selbst im Anfange ihrer Regierung Sparsamkeit in der Haushaltung,[4] untersagte goldene und silberne Verzierungen an den Toiletten[5] und stimmte ohne die geringste Schwierigkeit den in

[1] Er war an den Folgen einer Steinoperation gestorben.

[2] Marie Antoinette an den Grafen von Rosenberg, 13. Juli 1775. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 362.

[3] Amtliche Depesche Mercys, 16. August 1775. — Daselbst, II, 366.

[4] Mercy an Maria Theresia, 18. December 1774. — Daselbst, II, 270.

[5] Derselbe an dieselbe, 17. December 1775. — Daselbst, II, 405.

ihrem Hofstaate vorgenommenen Reductionen bei. Man sagte, sie hätte auch, obwohl hierin ihre Competenz nicht sehr groß war, die in der Armee vom Grafen de Saint-Germain eingeführten Veränderungen gutgeheißen.[1]

Doch diese Reformen konnten nicht durchgeführt werden, ohne eine Menge von Interessen zu verletzen. Die Ordonnanz des Grafen de Saint-Germain über die Hiebe mit der flachen Klinge als Strafe für die Soldaten brachte die Armee in Aufruhr. „Herr Oberst," antwortete ein Grenadier seinem Commandanten, der ihn überzeugen wollte, dass eine solche Strafe nichts Entehrendes enthalte, „in Sachen des Säbels erkenne ich nur die Spitze an." Das System Turgots betreffs des freien Verkehres des Getreides führte an verschiedenen Punkten Frankreichs zu Revolten, die zur Gewaltanwendung entfachten, und das unzufriedene Publicum rächte sich durch Spottlieder auf den Generalcontrolor und seinen General „Jean Farine".[2] Die anderen Reformen Turgots erregten nicht weniger Murren. Die Abschaffung der Frohnen, die Unterdrückung der Geschwornen und der Innungen wurden vom Parlament nur mit dem feierlichen und drohenden Apparat eines „lit de justice" registriert: der erste Präsident d'Aligre protestierte gegen sie mit aller Energie, die öffentliche Meinung zeigte sich gegen die Maßregeln des Ministers immer feindlicher. Man kritisierte sie in den Salons, griff sie in Flugschriften an und verspottete sie in Liedern.[3] „Mehr Philosoph als Politiker,"[4] kümmerte sich Turgot bei seinem geraden und etwas naiven Wesen und seinem rauhen Charakter weder um Kritiken, noch Angriffe, noch Spottlieder. „Er sah alles vom abstracten Standpunkte an, verschmähte es, den Blick auf die Thatsachen zu richten, und nahm keine Rücksicht auf das Land, das er regierte, auf das Jahrhundert, in dem er lebte, auf die bestehenden Einrichtungen, auf die eingeführten Gebräuche, auf Vorurtheile und Interessen."[5] Er brach nicht die Hindernisse, wie Richelieu es gethan hatte, er umgieng sie nicht, gleich Mazarin; er

[1] „Mémoires de Mme Campan", p. 134.

[2] „Correspondance de la marquise du Deffand", II. 395.

[3] Namentlich in der „Prophétie Turgotine".

[4] Meinung des Herrn v. Parieu.

[5] „M. de Montyon d'après des documents inédits" von Fernand Labour, Paris, Hachette, 1880, p. 121.

vernachläſſigte ſie und ſchien ſie nicht zu ſehen. „Die vorübergehende Eingenommenheit für die Neuerungen Turgots," ſagt ein competenter Beurtheiler,[1] „machte raſch dem Unwillen Platz, weil Turgot, wie man heutzutage ſagt, ein Intranſigent war. Er gieng mit dem Kopfe durch die Wand und ſchonte niemanden, den König ebenſowenig wie die anderen, und hatte ſchließlich alles gegen ſich." Dies conſtatierte der ſchwediſche Geſandte, Graf Creutz, als er am 14. März 1776, zwei Tage nach dem „lit de justice", der den Triumph des Miniſters zu beſtätigen ſchien, an Guſtav III. ſchrieb: „Herr Turgot befindet ſich der denkbar gewaltigſten Liga gegenüber, beſtehend aus allen Großen des Reiches, allen Parlamenten, allen Finanzmännern, allen Frauen des Hofes und allen Betbrüdern." (?)[2]

Es iſt nicht zu verwundern, daſs die Königin, da ſie ringsherum dieſen ſich ſtets ſteigernden Chor von Miſsvergnügten vernahm, im guten Glauben, dem Zuge der öffentlichen Meinung zu folgen vermeinte, indem ſie ſich gegen den Miniſter, der ein Gegenſtand ſo allgemeiner Miſsgunſt war, ausſprach. Sie glaubte übrigens gegen ihn perſönliche Beſchwerden zu haben. Der Graf de Guines hatte zwar ſeinen Proceſs vor dem Parlamente gewonnen, aber nicht vollſtändig vor dem Miniſterium. Zu Anfang 1776 wurde er vom Londoner Geſandtſchaftspoſten abberufen. Seine Freunde waren Feuer und Flammen. Die Königin, beleidigt von der Ungnade eines Mannes, den ſie ihres Schutzes würdigte, maß die Schuld davon Vergennes, Malesherbes, hauptſächlich aber Turgot zu, deſſen dem Geſandten feindliche Schritte ſie kannte.[3] Sie beſchloſs, ſich zu rächen und eine doppelte, glänzende Genugthuung zu erlangen. Aufgereizt durch ihre Freunde, unterſtützt von Maurepas, dem im Grunde genommen vor dem von allen Seiten gegen Turgot ſich zuſammenziehenden Gewitter bangte und nicht gerade leidthat um einen unbequem gewordenen Collegen, gelang es ihr, den König in dieſe Streitſache hineinzuziehen. Am 10. Mai 1776 empfieng Graf de Guines folgendes königliche Billet:

[1] Herr Léonce de Lavergne in der Sitzung der Académie des sciences morales et politiques vom 20. Jänner 1877.

[2] Graf Creutz an Guſtav III., 14. März 1776.

[3] Mercy an Maria Thereſia, 16. Mai 1776. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 446 u. 447.

„Als ich Sie wissen ließ, mein Herr, dass die Zeit, die ich für ihre Gesandtschaft festgesetzt hatte, um war, ließ ich Ihnen gleichzeitig anzeigen, dass ich mir vorbehalte, Ihnen die Gnaden zu gewähren, deren Sie würdig sind. Ich lasse Ihrem Betragen Gerechtigkeit widerfahren und gewähre Ihnen die Ehren des Louvre*[11] mit der Erlaubnis, den Herzogstitel zu führen. Ich zweifle nicht, mein Herr, dass diese Gnaden dazu dienen werden, Ihren bekannten Eifer für meinen Dienst womöglich zu verdoppeln. Sie können diesen Brief vorweisen.“ [1]

Die Königin hatte dieses Billet verlangt, ja, man versichert, sie habe es dictiert.[2] In der Hitze ihres Zornes hätte sie gewünscht, dass die officielle Rehabilitation des Gesandten zusammenfiel mit dem Sturze ihrer Gegner, und Turgot in die Bastille gesetzt werde.[3] Es gelang Mercy, dieses Äußerste abzuwenden; aber am 12. Mai zeigte Maurepas dem Generalcontrolor seinen Abschied an.

Das Publicum, so behauptet man, nahm weniger Anstoß an dem Dazwischentreten der Königin, als es betroffen ward durch die Geschicklichkeit, die sie in dieser Angelegenheit an den Tag gelegt hatte. Man bewunderte ihre Diplomatie und zweifelte nicht mehr an ihrem Einflusse.[4] Dieser Ministersturz war indessen beklagenswert, und noch beklagenswerter der Antheil, den Marie Antoinette daran genommen, wenn auch die öffentliche Meinung sie dazu getrieben zu haben schien. Vielleicht bedauerte sie denselben selbst; wenigstens empfand sie einige Beschämung darüber, denn in der Correspondenz mit ihrer Mutter suchte sie jede Mitwirkung zur Entlassung Turgots und Malesherbes' in Abrede zu stellen.[5] Aber sie hatte eben den Zumuthungen ihrer Umgebung nicht widerstehen können.

„Eure Majestät werden ohne Zweifel überrascht sein,“ schrieb Mercy an Maria Theresia, „dass dieser Graf de Guines, für den die Königin eine persönliche Neigung weder hat noch haben kann,

[1] Mercy an Maria Theresia, 16. März 1776. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, Einleitung, I, 11.

[2] Derselbe an dieselbe, officieller Bericht vom 16. Mai 1776. — Daselbst, II, 442.

[3] Derselbe an dieselbe, 16. Mai 1776. — Daselbst, II, 446.

[4] Daselbst, II, 447.

[5] Marie Antoinette an Maria Theresia, 15. Mai 1776. — Daselbst, II, 441.

dennoch die Ursache so großer Bewegungen ist; aber die Lösung des Räthsels liegt in der Umgebung der Königin, die sich insgesammt zu Gunsten des Grafen de Guines verbunden hat. Ihre Majestät wird belagert; sie will sich losmachen; es gelingt, ihre Eigenliebe aufzustacheln, sie aufzureizen, diejenigen anzuschwärzen, die im Interesse der guten Sache ihrem Willen widerstehen können; all das wird angezettelt während der Ausfahrten oder anderer Vergnügungspartien und in den Abendunterhaltungen bei der Prinzessin de Guéménée; schließlich bringt man es dahin, die Königin derart mittelst Zerstreuungen in Athem zu halten, dass, noch dazu gerechnet die übermäßige Nachgiebigkeit des Königs, es zu gewissen Zeiten kein Mittel gibt, die Vernunft durchdringen zu lassen." [1]

Das sind schwerwiegende Zeilen; sie sind das allerdings düstere, aber nur zusehr der Wirklichkeit entsprechende Gemälde einer beklagenswerten Periode im Leben der Königin, die wir füglich die Periode der Zerstreuung nennen können. Es scheint, dass Marie Antoinette, geblendet vom Glanze des Thrones, den sie bestiegen, berauscht vielleicht vom Beifall der Öffentlichkeit, belagert — wie Mercy sich ausdrückte — von einer Umgebung, die ihre Jugend ausbeutete, nur die leichte Seite eines Daseins sah, das sich vorzeitig vor ihr aufgethan. Maria Theresia hatte Recht zu sagen, es wären noch sechs Jahre nothwendig gewesen,[2] um in der Königin die Zurückhaltung und Überlegung zu befestigen, deren anfängliche Fortschritte wir in den letzten Monaten ihres Lebens als Dauphine constatiert haben, indem so die Reife des Alters jene der Vernunft mitgebracht hätte. Die zu frühe Besitznahme der staatlichen Allmacht durch ein noch junges und, wie Maria Theresia sagte, so „neues" Herrscherpaar, verdarb alles und setzte alles in Frage. Es kamen während einiger Jahre unüberlegte Schritte, ein Hang zu immerhin „erlaubten", aber „gewagten" Vergnügungen, wie sich der Kaiser ausdrückte,[3] selbst, wenn man will, Unklugheiten vor, die zu bedauern waren, deren Tragweite aber man nicht übertreiben darf und deren Gründen wir nachzuforschen haben werden.

[1] Mercy an Maria Theresia, 16. Mai 1776. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 447.

[2] Maria Theresia an Leopold, 19. Mai 1770.

[3] Josef II. an Leopold, 29. April 1777. — „Maria Theresia und Josef II.", II, 134.

# Zwölftes Capitel.

Periode der Zerstreuung. — Pferderennen. — Jagden im Boulogner Walde. — Schlittenfahrten. — Reisen nach Paris. — Bälle in der Oper. — Abenteuer des Grafen von Provence. — Die Königin im Fiaker. — Vernachlässigung der Etikette. — Bedauernswerte Nachgiebigkeit des Königs. — Ausgaben der Königin. — Juwelen. — Spiel. — Die Bankiers in Fontainebleau. — Trotz allem bleibt die Königin den Übungen der Frömmigkeit treu. — Was Mercy über Charakter und Betragen Marie Antoinettes während dieser Periode dachte. — Urtheil des Prinzen von Ligne. — Desgleichen des Grafen von Goltz. — Eine Seite aus „Souvenirs et mélanges" von Graf d'Haussonville.

Die letzten Tage der Regierung Ludwigs XV. waren für Marie Antoinette traurige gewesen. Von den Vergnügungen des Königs durch ihre Antipathie gegen Madame du Barry ferngehalten, wagte sie kaum, mit den jüngeren Mitgliedern der königlichen Familie einige Privatunterhaltungen zu veranstalten, die einer Verurtheilung jener des alten Monarchen gleichsehen konnten, und lebte abseits zwischen argwöhnischen und widerwärtigen alten Jungfern und einer auf die Etikette versessenen Ehrendame, gezwungen, ihre jugendliche Lebhaftigkeit in sich zu verschließen. Als sie mit neunzehn Jahren den Thron bestieg, war sie plötzlich Herrin ihrer Handlungen geworden und fand weder Leitung noch Erfahrung bei ihrem fast ebenso jungen und unerfahrenen und dazu charakterschwächeren Gatten; da konnte denn eine Reaction nicht ausbleiben; die gleichsam zurückgestauten Jugendsäfte brachen in ihrer ganzen strotzenden Fülle hervor. Seit vier Jahren zu einer officiellen Langweile verurtheilt, schmachtete die Königin nach Vergnügungen und Zerstreuungen. Es mangelte dem Hofe nicht an Leuten, die diese Vorliebe Marie Antoinettes für Lustbarkeiten theilten, und der erste unter ihnen war ihr Schwager, der Graf von Artois. Der „Jugendprinz", wie man ihn nannte,[1] machte sich gewissermaßen zum Festarrangeur seiner Schwägerin.

[1] „Mémoires du prince de Montbarrey", II, 221.

Da waren zunächst die Pferderennen, ein neues, kürzlich aus England herübergenommenes Vergnügen. Die Anglomanie war damals in der Mode. Trotz einer an den Grafen Lauraguais gerichteten blutig satirischen Antwort Ludwigs XV.[1] träumten die hohen jungen Herren, wie der Graf von Artois, der Herzog von Chartres, der Herzog von Lauzun, der Marquis von Conflans nur von der Einführung englischer Gewohnheiten in Frankreich. Das erste Rennen fand am 9. März 1775 in der Ebene von Sablons statt;[2] ein Pferd des Herzogs von Lauzun trug den Sieg davon. Die Königin erschien dabei, „schön wie der Tag," sagt Métra, und der Tag war prächtig; mit ihr kamen der Graf und die Gräfin von Provence und die Gräfin von Artois. Diesem Rennen folgten andere, und es wurde endlich eine regelmäßige Unterhaltung daraus, die jede Woche in der Umgebung von Paris stattfand und an der die junge Herrscherin „außerordentlichen" Geschmack fand,[3] die aber nicht ohne Unzukömmlichkeit war. Die bei den Rennen herrschende Freiheit begünstigte eine unpassende Vermengung der Rangsunterschiede. Man hatte für die Königin eine Art Estrade errichtet, von wo aus sie die Rennbahn übersah; hier versammelten sich die vornehmsten Renn-Dilettanten, und diese, von ihrem Eifer hingerissen, beobachteten nicht immer die geziemende Haltung. Man betrat das königliche Zelt in Stiefeln (während man etikettemäßig Schuhe und Strümpfe tragen sollte. Anm. des Übers.), woran ernste Leute Anstoß nahmen. Es war ein ganzer Trupp junger Leute dort, die, „unwürdig gekleidet," sagt Mercy, „einen Lärm machten, dass man sein eigenes Wort nicht hörte,"[4] und mitten unter ihnen, wie verloren unter der Menge, die Mitglieder der königlichen Familie; der Graf von Artois lief

[1] Ludwig XV. liebte weder englischen Geist, noch englischen Geschmack. Als ihm der Graf von Lauraguais nach seiner Rückkehr von London seine Aufwartung machte, fragte ihn der Monarch: „Warum sind Sie nach England gereist, Herr Graf?" — „Majestät, um denken zu lernen." — „Von den Pferden?" versetzte der König schroff und kehrte dem jungen Anglomanen den Rücken.

[2] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 10. März 1775, VII, 337.

[3] Mercy an Maria Thresia, 13. April 1776. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 434.

[4] Derselbe an dieselbe, 15. November 1776. — Daselbst, II, 525.

auf und ab, wettete, machte in lärmender Weise seinem Unmuthe Luft, wenn er verlor, überließ sich einer nicht minder lärmenden Freude, wenn er gewann, stürzte unter das Volk, um seine Jockeys zu ermuntern, und stellte der Königin denjenigen vor, der ihm den Preis gewonnen hatte. Die Königin bewahrte vergeblich mitten in diesem Durcheinander eine würdevolle Haltung, die das Unzukömmliche verminderte; das Publicum konnte diesen Umstand nicht gewahr werden und sah hier eine Vertraulichkeit, welche die Achtung auszuschließen schien.[1] Der König hatte sich nur einmal entschließen können, einer solchen Belustigung beizuwohnen;[2] er verhehlte sein Missvergnügen nicht, und selbst die Königin fühlte das wenig Passende dieser englischen Nachahmungen, aber brachte, von ihrer Vorliebe hingerissen, nicht immer ihr Betragen mit ihren Gesinnungen in Einklang.[3]

Anderemale gab es Cabrioletfahrten[4] oder Damhirschjagden mit dem Grafen von Artois im Walde von Boulogne. Die Jagd endete mit einem Diner in einem Waldhause. Die Königin wohnte allerdings nie diesen Mahlzeiten bei, die im Rufe zu großer Lustigkeit standen. Dennoch sah man sie in Paris ungern mit ihrem Schwager einen kleinen offenen Wagen besteigen, den jener selbst lenkte, und man bedauerte, dass sie sich so vollständig den Lustpartien eines Prinzen anzuschließen schien, dem seine Leichtfertigkeiten ein strenges öffentliches Urtheil zugezogen hatten.[5]

Das Jahr 1776 brachte neue Belustigungen. Es war ein außerordentlich rauher Winter, durch mehr als sechs Wochen bedeckte der Schnee ununterbrochen den Boden. Marie Antoinette erinnerte sich noch des Vergnügens, das sie in ihrer Kindheit an Schlittenfahrten gehabt hatte, und wollte dieses Vergnügen auch in Frankreich genießen. Es war dies keineswegs eine Neuerung am französischen Hofe; man fand im Depot der Stallungen in Versailles alte Schlitten, die dem Dauphin, Vater Ludwigs XVI.,

[1] Mercy an Maria Theresia, 15. November 1776. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 525 u. 526.

[2] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 14. November 1776 und 23. Februar 1777.

[3] Mercy an Maria Theresia, 18. December 1776. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 536.

[4] Derselbe an dieselbe, 13. Juli 1774. — Daselbst, II, 208.

[5] Derselbe an dieselbe, 18. Mai 1775. — Daselbst, II, 332 u. 333.

gedient hatten; doch ließ man neue, dem Tagesgeschmacke entsprechende bauen, und die Königin, begleitet von der Prinzessin von Lamballe, beide in reizende Pelze gehüllt, sauste auf der Schneefläche dahin und mit ihr die vornehmsten Herren und Damen des Hofes. Nach Paris zu fahren zögerte sie aus Furcht, wie sie sagte, „durch neue Geschichten gelangweilt zu werden".[1] Die ersten Schlittenpartien wurden im Park von Versailles gemacht. Das Geklingel der Schellen, mit denen das Pferdegeschirr behangen war, die eleganten weißen Federbüsche der Gespanne, die mannigfaltigen Formen der Wagen, das Gold, mit dem sie überladen waren, all das bildete einen reizenden Anblick für die Zuschauer.[2] Der Erfolg ermuthigte; man erstreckte die Fahrt bis in den Wald von Boulogne[3] und kam einmal sogar nach Paris und fuhr über die Boulevards und durch einige Straßen. Da das Stürzen der Pferde auf dem gefrorenen, schlüpfrigen Boden häufig und gefährlich werden konnte, wollte die gütige Königin nicht von ihrer Garde begleitet sein. Aber das Publicum verstand diesen humanen Beweggrund nicht; gewöhnt, seine Herrscher mit reicher Pracht umgeben zu sehen, bekrittelten die Leute den zu einfachen Aufzug Marie Antoinettes.[4] Die Königin erfuhr es; in den folgenden Jahren unternahm sie nur mehr selten Schlittenfahrten, und als sie 1778 ein einzigesmal im Schlitten nach Paris kam, geschah es in zahlreichem Gefolge und begleitet von dem ganzen Hofe in einundzwanzig Schlitten.[5]

Die Königin liebte Paris, seine Schauspiele und Vergnügungen und nahm gerne daran theil; die Pariser waren, wenigstens im Anfange, glücklich über das häufige Erscheinen der Königin, das die Schauspieler in Athem hielt und zur Vervollkommnung ihres Spieles nöthigte.[6] Die Königin ging mit dem Grafen von Provence ins Kolosseum, ohne Diamantschmuck und Coiffure, und ließ

[1] Marie Antoinette an Maria Theresia, 1. Jänner 1776. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 415.

[2] „Mémoires de Mme Campan", p. 117 u. 118.

[3] Mercy an Maria Theresia, 17. Jänner 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 6.

[4] Derselbe an dieselbe, 28. Februar 1776. — Daselbst, II, 426.

[5] Derselbe an dieselbe, 17. Jänner 1778. — Daselbst, III, 160.

[6] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 29. November 1775, VIII, 302.

jedermann in ihre Nähe; das Publicum applaudierte.[1] Als sie aber ins Palais-Royal auf einen bal paré des Herzogs von Chartres gieng, murrte das Publicum; es war nicht gebräuchlich, dass die Königin einen Ball beim Herzog von Orleans (der Herzog von Chartres war Orleans. Anm. des Übers.) besuchte. Allerdings hatte es der König erlaubt; aber er selbst war nicht gekommen.[2] Die Königin besuchte besonders die Bälle in der Oper. Diese war damals das Stelldichein der guten Gesellschaft; die hohen Herren und die Damen des Hofes versammelten sich dort im Domino und amüsierten sich am Intriguenspiele. Auch Marie Antoinette fand Vergnügen daran. „Um nicht erkannt zu werden," erzählt der Prinz von Ligne, — „was stets der Fall war, sowohl bei uns als selbst seitens der Franzosen, die sie am seltensten sahen — wendete sie sich mit ihren Ansprachen an die Fremden; daher tausenderlei Geschichten und tausenderlei englische, russische, schwedische und polnische Liebhaber."[3]

Die Königin gieng nie allein auf diese Bälle, sie war stets entweder von jemandem aus ihrer Suite oder häufiger von Prinzen oder Prinzessinnen aus der königlichen Familie begleitet. Ein Gardeofficier stand einige Schritte von ihr entfernt, eine ihrer Damen war an ihrer Seite, und wenn sie eine Zeitlang mit Männern promenierte, so geschah es nur mit bekannten und hochgestellten Persönlichkeiten.[4] Doch der König erschien nur selten dabei, trotzdem er seine Frau zu dieser Art Unterhaltung ermunterte.[5] Zuweilen schützte auch die Gräfin von Provence im letzten Augenblicke eine Unpässlichkeit vor, um ihre Schwägerin nicht begleiten zu dürfen.[6] Die Königin gieng dann mit dem Grafen von Provence, worüber das Publicum Glossen machte; man ersparte der Herrscherin weder übelwollende Kritiken, noch directe Apostro-

[1] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 1. August 1776, IX, 246.

[2] Mercy an Maria Theresia, 28. Februar 1776. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 427 u. 430.

[3] „Souvenirs du prince de Ligne."

[4] Mercy an Maria Theresia, 15. Februar 1777 und 20. März 1878. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 19 u. 176.

[5] Derselbe an dieselbe, 28. Februar 1776. — Marie Antoinette an Maria Theresia 17. Februar 1777. — Daselbst, II, 130, III, 21.

[6] Derselbe an dieselbe, 28. Februar 1776. — Daselbst, II, 430.

phierungen. Einmal erkühnte sich eine Maske, an sie heranzutreten und ihr lustige Vorwürfe zu machen, dass sie die Pflichten einer guten Frau verletze, die bei ihrem Gatten bleiben und nicht ohne ihn Bälle besuchen solle. Die bei solchen Zusammenkünften herrschende Freiheit erzeugte Unzukömmlichkeiten, die in anderen Ländern unbemerkt geblieben wären, die aber Mercy bei der französischen Unbesonnenheit und Leichtfertigkeit mit Recht scheute.[1]

Eines Tages wollte die Königin in der Oper auf dem Balle die Runde machen; um ihr Incognito nicht zu verrathen, hatte sie ihrem Gardecommandanten den Befehl ertheilt, ihr erst auf zehn Schritte zu folgen, und trat mit dem Grafen von Provence und der Herzogin von Luynes ihren Rundgang an. Ein schwarzer Domino stieß ziemlich unsanft den Prinzen, der ihn mit einem Faustschlage zurückstieß. Die Maske beschwerte sich bei einem Sergeant, der Miene machte, den Prinzen zu verhaften, als der Officier dazwischentrat. Diese an und für sich sehr einfache Begebenheit gab zu den lächerlichsten Erzählungen Anlass.[2] Die gewöhnlichsten Geschehnisse wurden auf diese Weise missdeutet, natürlich nicht in wohlwollender Absicht.

„Die Unsinnigkeit und Unwahrscheinlichkeit der Lügen, die hier bei jeder Gelegenheit zum Besten gegeben werden, haben keine Grenzen," schrieb Mercy.[3] Die Zeitungsschreiber füllten ihre Spalten mit einer Masse meistens willkürlich erfundener Anekdoten, die aber, an diesen Pariser Excursionen und diesen Ballbesuchen einen Vorwand findend, in den Salons geglaubt wurden und den Absatz jener Blättchen im Auslande sicherten. Die Freunde von Scandalen ergötzten sich daran, und so bildete sich rings um den Namen Marie Antoinette ein böswilliger Sagenkreis, den der Hass aufrechterhalten, die Flugschriften genährt, die Memoiren erbitterter Feinde wiedergegeben, die Parteileidenschaften ausgebeutet haben, und der so bis auf uns gekommen ist; die heutzutage genau erforschte Geschichte hat trotz des Glanzes der Wahrheit noch oft Mühe genug, die Lüge aus dem Felde zu schlagen; so schwer ist es in Frankreich

[1] Mercy an Maria Thersia, 25. Februar 1776. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 431.

[2] Métra, II, 405.

[3] Mercy an Maria Thersia, 13. April 1776. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 438.

(und anderwärts. Anm. des Übers.), eine Verleumdung zu zerstören.

Was hat man zum Beispiel nicht alles erzählt von dem sogenannten Fiakerabenteuer! Wir lassen hier dieses Abenteuer in seiner ganzen Einfachheit folgen:

Es war im Jahre 1779, drei Jahre nach dem oben erwähnten Zwischenfalle in der Oper; die Königin hatte noch immer ihre Vorliebe für die Opernbälle, und der König hatte schließlich auch daran Gefallen gefunden. Beide waren zusammen am Abend des Faschingsonntags dahingekommen, bis zum Morgen im Saale geblieben, ohne erkannt zu werden, und wieder mit einander nach Versailles zurückgekehrt.[1] Sie beabsichtigten, den folgenden Dienstag wieder in die Oper zu gehen. Im letzten Augenblicke änderte der König seine Absicht und veranlasste die Königin, allein mit einer ihrer Ehrendamen auf den Ball zu gehen. Die Königin fuhr also mit der Prinzessin d'Hénin weg. In Paris begab sie sich zum ersten Stallmeister, dem Herzog von Coigny, um einen Privatwagen zu nehmen, der ihr Incognito sicherte, und fuhr in dieser Equipage der Oper zu. Leider war der Wagen schlecht und brach in einiger Entfernung vom Theater. Die Königin stieg mit ihrer Ehrendame aus, trat, ohne die Maske abzulegen, in das Haus eines Seidenhändlers, um auf einen anderen Wagen zu warten, und stieg, da man keinen finden konnte, in einen vorüberfahrenden Fiaker und gelangte so zur Oper. Einige Personen ihres Gefolges, die sich, getrennt von der Königin, dahin begeben hatten, umgaben sie und verließen sie die ganze Zeit, die sie, ohne erkannt zu werden, auf dem Balle zubrachte, nicht mehr. Das ist nach den bestunterrichteten Zeugen die Geschichte vom Fiaker.[2] Die Königin war etwas peinlich davon berührt; aber der König lachte nur darüber und fand seinen Spass darin; nur die Zeitungsschreiber als Liebhaber und Erfinder von Scandalen missbrauchten sie zu Verleumdungen.

Nichtsdestoweniger ist es wahr, dass diese Fahrten nach Paris und diese Besuche der Opernbälle ihre Unzukömmlichkeiten hatten. Die Königin, sich auf das Zeugnis ihres Gewissens und die Rein-

[1] Graf von Goltz an Friedrich II., 19. Februar 1779.

[2] Mercy an Maria Theresia, 17. März 1779. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 298 u. 299.

heit ihrer Absichten stützend, sah darin nur ein unschuldiges Vergnügen und eine Zerstreuung ohne weitere Folgen. Mercy hatte einen richtigeren Blick, als er der Fürstin ob dieses eitlen Zeitvertreibes ernste Vorstellungen machte; es waren nur kleine Fehler, die aber einen recht fatalen Eindruck machten. Die Königin sprach infolge ihrer natürlichen Güte und leichten Zugänglichkeit mit jedermann, und daraus ergab sich ein Anschein des Sichgehenlassens, der ihre Würde ein wenig beeinträchtigte und das an dieses Gehaben nicht gewöhnte Publicum verletzte. Man gewöhnte sich nach und nach, selbst bei den feierlichsten Gelegenheiten und mit den besten Absichten den hohen Rang einer Souveränin zu vergessen, die sich selbst seiner nicht erinnern zu wollen schien; die Vertraulichkeit tödtete die Achtung.[1] „Stets näher ihrem Geschlechte als ihrem Range," sagt ganz richtig Rivarol, „vergaß sie, dass sie dazu bestimmt war, auf einem wirklichen Throne zu leben und zu sterben, und wollte die erdichtete und vorübergehende Herrschaft genießen, welche die Schönheit den gewöhnlichen Frauen verleiht und aus ihnen Königinnen des Augenblickes macht."[2]

Man sollte übrigens diese Unklugheiten nicht der Königin allein anrechnen; Ludwig XVI. soll mit ihr und vielleicht mehr als sie die Verantwortung dafür tragen. Als Familien- und Staatsoberhaupt lag es an ihm, den Nachtheil zu begreifen, den diese Fahrten nach Paris seiner Frau bringen konnten, sie zu warnen und im Nothfalle ihr Zerstreuungen zu untersagen, die gewiss an und für sich unschuldig waren, aber dem Gerede Stoff lieferten. Er that es nicht, weit entfernt; er billigte nicht nur diese Vergnügungen, sondern war der erste, der Marie Antoinette dazu ermunterte;[3] und als Maria Theresia, infolge der von Paris zu ihr dringenden Gerüchte um den Ruf ihrer Tochter besorgt, sich von Wien aus zum strengen Echo der Bemerkungen Mercys machte und schrieb, „dass ihr diese Belustigungen, bei denen sich die liebe Königin ohne ihre Schwägerinnen und den König befand, sehr

[1] Mercy an Maria Theresia, 19. Februar 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 25.

[2] „Oeuvres choisies de Rivarol", II, 341.

[3] Mercy an Maria Theresia, 19. Februar 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 25.

viele traurige Augenblicke bereitet hatten,“[1] konnte die junge Frau mit Recht antworten, dass der König diese Belustigungen kannte und guthieß, und dass sie nicht schlecht handeln könne, indem sie den Aufforderungen ihres Gatten nachgebe.[2]

„Unter den Gerüchten, die sich gegen die einer Königin von Frankreich wesentlich nothwendige Ehre und Hochachtung erheben,“ schrieb Mercy am 17. December 1776, „ist eines, das gefährlicher und bedauerlicher erscheint, als die anderen. Es ist gefährlich, weil es seiner Natur nach auf alle Stände des Staates, vorzüglich aber auf die Masse des Volkes Eindruck machen muss; es ist bedauerlich, weil, abgesehen von den von öffentlichen Gerüchten untrennbaren Lügen und Übertreibungen, nichtsdestoweniger eine Anzahl sehr authentischer Thatsachen übrig bleibt, zu denen sich die Königin besser nie hätte hergeben sollen. Man beklagt sich ziemlich offen, dass die Königin beträchtliche Ausgaben macht und veranlasst. Dieses Gerücht kann nur verstärkt werden, wenn die Königin nicht bald in dieser Beziehung irgend ein System der Mäßigung annimmt. Es ist erst nach dem Tode weiland des Königs entstanden, aber es ist schon sehr im Schwange.“[3]

Sonderbar, Marie Antoinette hatte als Dauphine nie Geschmack an Auslagen gefunden, ja schien eher „zu einer etwas strengen Sparsamkeit zu neigen“. — „Es gibt kein Beispiel,“ schrieb der Botschafter, „dass die Frau Dauphine aus eigenem Antriebe irgendeine hervorstechende Freigebigkeit gezeigt hätte.“[4] Etwas später bemerkte er noch mit Kummer, „dass die Frau Erzherzogin nur sehr selten Beweise von Freigebigkeit gegeben habe,“[5] und fragte sich nicht ohne Besorgnis, welchen Gebrauch er von den tausend Louisd'or machen solle, die die Kaiserin ihn ermächtigt hatte, ihrer Tochter zur Verfügung zu stellen.[6] Als Marie Antoinette den Thron bestieg, konnte sie sich mit vollem Rechte rühmen, nie

[1] Maria Theresia an Marie Antoinette, 3. Februar 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 17.

[2] Dieselbe an dieselbe, 30. Mai 1776. — Marie Antoinette an Maria Theresia, 17. Februar 1777. — Daselbst, II, 450, III, 21.

[3] Mercy an Maria Theresia, 17. December 1776. — Daselbst, II, 493.

[4] Derselbe an dieselbe, 14. November 1772. — Daselbst, I, 364.

[5] Derselbe an dieselbe, 18. December 1773. — Daselbst, II, 81.

[6] Derselbe an dieselbe, 20. October 1770 und 29. Februar 1772. — Daselbst, I, 70 u. 278.

Schulden gemacht zu haben.[1] Auch im Anfange ihrer Regierung zeigte sie sich entschlossen, jede „unnütze oder überflüssige“ Ausgabe zu vermeiden, und verzichtete ohne Bedauern auf Unterhaltungen, die kostspielig werden und Verlegenheiten bereiten konnten.[2] Später, geblendet durch den Glanz ihrer neuen hohen Stellung, hingerissen von ihren Freundinnen, stürzte sie sich in den Strudel der Vergnügungen und des Luxus. Als Dauphine gab sie wenig für ihre Toilette aus;[3] obwohl sie Juwelen gern hatte, schlug sie die Brillantohrgehänge aus, die ihr Madame du Barry bei Ludwig XV. auswirken wollte.[4] Als sie einmal auf dem Throne war, trat ihre Vorliebe für Edelgestein mit Macht hervor, und sie vermochte ihr nicht mehr zu widerstehen. Im Jänner 1776 kaufte sie Girandolen im Werte von 400.000 Livres, wobei der Verkäufer einen Aufschub von vier Jahren gewähren musste zur Abtragung der Schuld.[5] Ein halbes Jahr später kamen Armbänder im Preise von 200.000 Livres dazu. „Diese Auslage,“ schrieb Mercy, „wurde auf Veranlassung der Umgebung der Königin und aus Protection für einige Juweliere gemacht.“[6] Doch diesesmal war die durch den Ankauf der Girandolen reichlich in Anspruch genommene Casse der Königin gänzlich ungenügend. Man musste einem Deficit vorbeugen und verkaufte Juwelen; dann entschloss sich die Königin, ihren Gemahl um 2000 Louisd'or zu bitten. Der König machte einige Bemerkungen und zahlte die Summe aus.[7] Maria Theresia war weniger geduldig; sie machte ihrer Tochter lebhafte Vorwürfe.

„Derartige Geschichten durchbohren mir das Herz, hauptsächlich wegen der Zukunft,“ schrieb sie ihr, „die von den Diamanten hat mich niedergedrückt. Diese französische Leichtfertigkeit mit all ihren außerordentlichen Zuthaten! Sollte meine Tochter, meine theure Tochter, die erste der Königinnen, so weit kommen! Dieser Gedanke ist für mich unerträglich!“[8]

[1] Mercy an Maria Theresia, 16. November 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, II, 254.

[2] Derselbe an dieselbe, 18. December 1774. — Daselbst, II, 270.

[3] Derselbe an dieselbe, 29. Februar 1772. — Daselbst, I, 277.

[4] Derselbe an dieselbe, 19. Jänner 1774. — Daselbst, II, 81.

[5] Derselbe an dieselbe, 19. Jänner 1776. — Daselbst, II, 418.

[6] Derselbe an dieselbe, 16. Juli 1776. — Daselbst, II, 469 u. 470.

[7] Daselbst p. 470.

[8] Maria Theresia an Marie Antoinette, 21. September 1776. — Daselbst, II, 485.

Die Königin war durch diese Vorwürfe gereizt. „Also meine Armbänder sind bis nach Wien gekommen," sagte sie unmuthig, als sie diesen Brief ihrer Mutter las; „ich wette, dass das von meiner Schwester Marie*[1] kommt!"[1] Nicht wissend, was sie antworten sollte, gab sie sich den Anschein, die Sache als Spass zu behandeln, und bezeichnete den Ankauf der Armbänder als „Bagatelle".[2] Die Kaiserin erwiderte:

„Du gehst sehr leicht über die Armbänder hinweg; das ist aber nicht so, wie du es ansehen willst. Eine Souveränin erniedrigt sich, wenn sie sich aufputzt, und noch mehr, wenn sie so beträchtliche Summen dafür ausgibt, und in welcher Zeit! Ich erkenne nur zu sehr diesen Geist der Zerstreuung; ich kann nicht schweigen, da ich Dich um Deines Wohles willen liebe, nicht um Dir zu schmeicheln."[3]

Maria Theresia hatte Recht; ihre Sprache war streng, aber diese Strenge war gerechtfertigt, und diese Besorgnisse nur zu begründet. Hinter diesen übermäßigen Ausgaben sieht man in der Zukunft wie ein drohendes Gespenst den Halsband-Process*[2] erscheinen.

Nach dem Diamantenkaufe[4] kommt das Spiel an die Reihe. Auch hier folgte die Königin fremden Einflüssen. Als Dauphine hatte sie eine ziemlich lebhafte Abneigung gegen diese Art von Vergnügen kundgegeben,[5] auch als Königin sich lange geweigert zu spielen.[6] Dann war die Lust dazu in der Gesellschaft ihrer Freundinnen und durch das Beispiel des Grafen von Artois erwacht und bald sehr heftig geworden. „Ihr Spiel ist theuer geworden," schrieb Mercy; „sie spielt nicht mehr Gesellschaftsspiele, wo der Verlust nothwendig beschränkt ist, das Lansquenet ist ihr gewöhnliches Spiel geworden und zuweilen Pharao, aber

[1] Vermond an Mercy, 1776. — „Maria Theresia und Marie Antoinette", p. 387.

[2] Marie Antoinette an Maria Theresia, 14. September 1776. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 487.

[3] Maria Theresia an Marie Antoinette, 1. October 1776. — Daselbst, II, 500.

[4] Depesche vom 17. Jänner 1777. — Daselbst, III, 7.

[5] Mercy an Maria Theresia, 29. October 1770 und 26. Februar 1772. — Daselbst, I, 69 u. 278.

[6] Derselbe an dieselbe, 28. Februar 1776. — Daselbst, II, 427.

heimlich.[1] Der König missbilligte dieses hohe Spiel, aber man wusste es vor ihm zu verbergen. Wann er zur Prinzessin de Guéménée kam, legte man die Karten eine Viertelstunde vor seiner Ankunft weg, um sie nach seinem Weggang wieder zu nehmen. Man spielte auch bei der Prinzessin de Lamballe. Ludwig XVI. selbst ließ sich bei seiner Gutmüthigkeit bisweilen zu diesem Zeitvertreib der Königin und ihrer Gesellschaft herbei; jedenfalls begnügte er sich, darüber zu scherzen, anstatt ihn zu verbieten; das Volk murrte, und die Damen des Hofes klagten.

Einmal, während des Aufenthaltes zu Fontainebleau, bekam die Königin Lust, Pharao zu spielen, und bat den König um die Erlaubnis, von Paris Banquiers kommen zu lassen. Der König machte einige Einwendungen und stellte die Gefahr vor, durch Polizeiverordnungen selbst den Prinzen von Geblüt verbotene Spiele durch das Beispiel des Hofes zu autorisieren; dann aber gab er nach und gewährte die nachgesuchte Erlaubnis mit dem Bedeuten, es dürfe nur an einem Abende gespielt und damit kein Präcedenzfall geschaffen werden. Die Banquiers kamen am 30. October und hielten Bank bei der Prinzessin de Lamballe die ganze Nacht und am Vormittag des 31., wobei die Königin bis 5 Uhr morgens verweilte; dann ließ sie noch am Abend und weit bis in den Vormittag des 1. November (Allerheiligenfest) Bank halten. Die Königin spielte selbst bis 3 Uhr früh. Das Übel bestand darin, dass eine solche Nachtschwärmerei in den Morgen eines hohen Feiertages hineinfiel, worüber allerlei Gerede entstand. Die Königin zog sich durch einen Scherz aus der Verlegenheit, indem sie zum König sagte, er hätte eine Spielsitzung erlaubt, ohne deren Dauer zu bestimmen, so dass man im Rechte gewesen sei, sie auf sechsunddreißig Stunden auszudehnen. Der König lachte und antwortete heiter: „Geht, ihr seid alle zusammen nichts nutz.“[2] Ja, er trieb die Schwäche soweit, die Banquiers am 11. November selbst nochmals kommen zu lassen.[3] War es mit einer solchen Nachgiebigkeit möglich, der Spielwuth einen Zügel anzulegen, welche

[1] Mercy an Maria Theresia, 17. September 1776. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, II, 497.

[2] Derselbe an dieselbe, 15. November 1776. — Daselbst, II, 525.

[3] Daselbst p. 527.

die Finanzen der Königin in Unordnung brachte und ihr Ansehen schädigte?[1]

Wir dürfen nicht unterlassen zu bemerken, dass mitten unter diesen Zerstreuungen, unter dieser noch von der Verderbnis unter Ludwig XV. angesteckten Gesellschaft, unter dieser etwas gemischten und bisweilen übermüthigen Jugend, welche solche Unterhaltungen nach Versailles oder Fontainebleau zogen, Marie Antoinette stets eine Haltung zu bewahren wusste, die Achtung einflösste und die Zungen im Zaume hielt.[2] Die Leidenschaft, mit der sie sich dem nichtigen Treiben hingab, änderte weder ihren Geist, noch das Wesen ihres Charakters, und Mercy blieb überzeugt, dass „der eine wie der andere, da beide zum Guten geneigt sind, in Zeiten der Ruhe und Sammlung die Oberhand gewinnen werden, und dass die Wirksamkeit dieser beiden großen Vorzüge der Königin nur durch übermäßige Zerstreuung unterbrochen war, ohne die Hoffnung auf eine ihren Interessen und ihrem Ruhme günstigere Umkehr zu benehmen".[3] — „Genau genommen," sagt er, „hat man sich weniger über das Übel, das vorhanden ist, als über den Mangel all des Guten, das vorhanden sein könnte, zu beklagen."[4]

Noch merkwürdiger ist, dass diese Vergnügungssucht die Frömmigkeit, welche die Königin den Grundsätzen ihrer Mutter und den Weisungen ihres Vaters verdankte, nicht merklich minderte; trotz ihrer Verirrungen, die der Botschafter, sie nicht aufbauschend,[5] unabläßig der Kaiserin meldete, gab Marie Antoinette fortwährend dem Hofe ein Beispiel der Pünktlichkeit in den religiösen Übungen, und diese führten oft Zeiten des Stillstandes in dem Strudel der geschilderten Lustbarkeiten herbei, deren Charakter man übrigens nicht übertreiben sollte.[6]

[1] Rivarol, „Journal politique national". — Oeuvres choisies, II, 341.

[2] Mercy an Maria Theresia, 15. November 1776. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 520.

[3] Derselbe an dieselbe. — Daselbst, II, 622.

[4] Derselbe an dieselbe, 18. September 1775. — Daselbst, II, 381.

[5] Daselbst p. 381.

[6] Bericht vom 15. Juni 1776. — Daselbst, II, 454. — Unter anderm weigerte sich die Königin im Jahre 1776 ins Theater zu gehen, selbst zu einer Première, nach der sie starkes Verlangen trug, bevor sie nicht ihr Jubiläum*a gemacht hatte.

Man hat einige Unklugheiten und namentlich angebliche Enthüllungen, die man der Albernheit gewisser Leute ihrer nächsten Umgebung verdankt, gegen die junge Frau missbrauchen wollen und von den „Liebschaften" Marie Antoinettes gesprochen. Die wahrheitsgetreue Geschichte hat über diese Verleumdungen Gericht gehalten. Während dieser Periode der Zerstreuung kam in moralischer Beziehung (im engeren Sinne. Anm. des Übers.) auch nicht ein einziger Fehler vor. „In allem, was die Sitten betrifft, hat es im Betragen der Königin nicht das mindeste gegeben, das nicht das Gepräge der tugendhaftesten, rechtlichsten und bezüglich aller Grundsätze, die die Ehrenhaftigkeit des Charakters betreffen, strengsten Seele an sich trüge. — Niemand ist von dieser Wahrheit inniger überzeugt, als der König."[1] Das ist das Zeugnis, das Mercy der Herrscherin vom Anfang ihrer Regierung an ausstellt und alle eine weiteren Correspondenzen bestätigen; ebendasselbe stellt ihr etwas später ein gegen sie strenger, nicht gerade für sie schwärmender Bruder, Josef II., aus, nachdem er sie in der Nähe mit fast übelwollender Schärfe beobachtet hatte. Nach dem gewissenhaften Studium der Berichte des Botschafters, dieses treuen und redlichen Dieners, dieses gewissenhaften Zeugen, der alles sagt, der sogar starke Farben aufträgt, um lebhafte Vorstellungen seitens der Kaiserin und ernstliche Erwägungen seitens der Königin zu veranlassen,[2] der die Unklugheiten nicht verdeckt, und wenn es deren gegeben hätte, ebensowenig die Fehler[3] verhehlt hätte, aber keinen einzigen nach Wien zu melden wusste, gibt es keinen unparteiischen Geschichtsschreiber, der sich nicht den Worten Mercys und Josefs II. anschlösse und nicht mit dem ausgezeichneten Herausgeber der Correspondenz Mercys sagte, dass man sich künftig nicht erniedrigen dürfe, „die üblen Nachreden, Verleumdungen und groben Irrthümer eines Besenval, eines Lauzun und eines Soulavie[4] zu wiederholen;" keinen, der nicht diese Zeilen eines von den Männern, die Marie Antoinette am nächsten standen und sie am besten kannten, unterschriebe. „Ihre angeblichen Liebeshändel waren nie

[1] Mercy an Maria Theresia, 11. September 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 232.

[2] Derselbe an dieselbe, 18. September 1775. — Daselbst, II, 381.

[3] Derselbe an dieselbe, 16. April 1771. — Daselbst, I, 135.

[4] Derselbe an dieselbe. — Daselbst, I, Einleitung.

etwas anderes als ein tiefes und vielleicht gegen eine oder zwei Personen hervorragendes Freundschaftsgefühl und jene allgemeine weibliche Koketterie, die jedermann gefallen will. Selbst zur Zeit, als Jugend und Mangel an Erfahrung ihr gegenüber zu größerer Freiheit Anlass geben konnten, hat es unter uns, die das Glück hatten, sie täglich zu sehen, nie einen gegeben, der es wagte, sich die geringste Unschicklichkeit gegen sie zu erlauben; sie machte die Königin, ohne es zu ahnen, man verehrte sie, ohne daran zu denken, sie zu lieben." [1]

Ein Mann, der Marie Antoinette ebenso nahe gesehen, wie der Prinz de Ligne, und der sie bis zuletzt gesehen, ohne jedoch zu ihrer Gesellschaft zu gehören, Baron d'Aubier, denkt über diesen Punkt nicht anders, als der geistreiche Schriftsteller. „Wäre sie immer auf dem Throne geblieben," sagt er in einer etwas gesuchten Sprache, „so hätte man es ihr leichter verziehen, dass sie alles in Schatten stellte; nachdem sie in die Salons der Freundschaft herabgestiegen, sah selbst die beste der Freundinnen in ihr nur mehr die Nebenbuhlerin, die ihr das Scepter des Salons entriss. Antoinette war ein wenig kokett, ohne galant zu sein; aber alles, was ihr verziehen hätte, galant bis zum Excess zu sein, verzieh ihr nicht, excessiv zu gefallen; die Gecken, mit ebensoviel Würde als Nachsicht enttäuscht beim ersten Worte, das ihnen entschlüpfte, wurden die Ritter des Hasses ihrer Dulcineen, einzig und allein deswegen, weil Antoinette nicht das war, was sie sagten." [2]

Selbst der der Königin so feindselige preußische Gesandte, Graf Goltz, der stets auf Mittel bedacht war, ihr Ansehen zu zerstören, und der erklärte, „mit einiger Bosheit" könnte Marie Antoinettes Verhalten ungünstig ausgelegt werden, war genöthigt zu gestehen, „dass man auf keine bestimmte Persönlichkeit hinweisen könne, sondern nur der Wunsch vorhanden sei, jedermann zu gefallen". [3]

Erst vor kurzem hat ein ausgezeichneter Historiker, der die Erinnerungen seines unter der Regierung Ludwigs XVI. noch jungen Vaters, welcher trotzdem schon ein durchdringender und scharfer Beobachter und gerade wegen seiner Jugend mehr in der

[1] „Mémoires du prince de Ligne. — Ausgabe Didot, p. 27.

[2] Unedierter Brief des Barons d'Aubier an Baron de Breteuil.

[3] Graf von Goltz an Friedrich II., 23. October 1777.

Lage war, die Dinge gut ins Auge zu fassen, weil man ihm nicht misstraute, herausgab, folgende Seite niedergeschrieben, die das Urtheil des Prinzen de Ligne ergänzt und bestätigt:

„Ich habe meinen Vater, dessen Jugenderinnerungen sehr genau waren, immer sagen hören, dass der Anblick dieser Zusammenkünfte — zu Trianon — einer der unschuldigsten war; dass die Königin sich hiebei mit ausgesuchter Anmuth und Anständigkeit benahm; dass zwischen den meistens jungen Frauen, von denen einige schön waren, und der kleinen Zahl zugelassener Männer nie aufhörte, der vollkommenste Ton zu herrschen. Man machte sich anscheinend von der Etikette los, weil die Königin es wollte; man machte Miene, sie wie jede andere Frau zu behandeln, weil dies eine versteckte Art war, ihr den Hof zu machen; aber die Achtung blieb trotz dieser conventionellen Vertraulichkeit vollkommen gewahrt, und unter diesem scheinbaren Sichgehenlassen machte sich noch immer die Zurückhaltung geltend. Der Königin allein gelang es, sich hierüber zu täuschen. Sie beglückwünschte sich in vollständig gutem Glauben, am französischen Hofe die Gebräuche des gutmüthigen Österreich eingeführt zu haben. Nach meinem Vater war ihre Haltung in diesem so beschränkten, aus ihren intimsten und ergebensten Anhängern bestehenden Kreise die einer pflichteifrigen, ihrem Gatten ergebenen Frau, die ihre zu ernste Häuslichkeit etwas belästigte und welche in nächster Nähe und mit möglichst geringem Wagnis die ihrem Alter gemäßen Zerstreuungen suchte. Männer, die für liebenswürdig galten, wurden nach und nach dort eingeführt. Sie wurden von der Königin gut empfangen, aber keiner schien je von ihr besonders ausgezeichnet worden zu sein. So gab es denn dort viel Ungenirtheit, nicht wenig Unbesonnenheit, vielleicht etwas Koketterie, aber eine allgemeine, ziellose Koketterie; kein Schein von Schlichen, kein Schatten von Intrigue; dies waren die Eindrücke meines Vaters. Das will sagen, dass er nie an die ernsthaften oder leichtfertigen Liebschaften glaubte, die man Marie Antoinette nachgesagt hat. Er bezeichnete diese Gerüchte als Narrheiten oder Dummheiten; man konnte ihn böse machen, wenn man daran zu glauben schien.“ [1]

[1] „Souvenirs et mélanges“ von Graf d'Haussonville, Mitglied der Académie française, Paris, Calmann Lévy, 1878, p. 19 bis 21.

Diese Seite aus Herrn d'Haussonville führt uns auf ganz natürliche Weise zur Angabe der wahren Ursachen dieser Periode der Zerstreuung, die wir im Leben der Königin aufgezeigt haben. Wenn sich die junge und lebhafte Herrscherin während einiger Jahre zu einer Lust für Nichtigkeiten und Vergnügungen hinreißen ließ, die ihre wahren Freunde oft vergeblich zu mäßigen sich bemühten, so muss man auch wissen, von wem und warum sie dahin gebracht wurde.

# Dreizehntes Capitel.

Gesellschaft der Königin. — Die Prinzessin de Lamballe. — Ihre Ernennung zur Oberintendantin des Hofstaates der Königin. — Gräfin de Dillon. — Prinzessin de Guéménée. — Gräfin Jules de Polignac. — Der Familie Polignac erwiesene Gunstbezeigungen. — Die Gesellschaft Polignac. — Graf de Vaudreuil. — Graf d'Adhémar. — Baron Besenval. — Herzog de Guines. — Herzog de Lauzun. — Die Fremden. — Von der Marck. — Eßterházy. — Stedingk. — Fersen. — Rivalität der Favoritinnen der Königin. — Sinken des Einflusses der Prinzessin de Lamballe. — Wachsender Einfluss der Frau von Polignac. — Unzukömmlichkeiten dieses Einflusses. — Die Königin vermag dem Drängen ihrer Freunde nicht zu widerstehen. — Wahre Ursachen der Zerstreuung Marie Antoinettes.

„Die erhabene Fürstin," schreibt Mercy, „so anziehend durch die einzigen Vorzüge ihres Geistes und Charakters, wäre tadellos, wenn man sie sich selbst überließe; ihrer unwürdigen Umgebung ist die Schuld beizumessen, und diese werde ich bis zum letzten Augenblicke bekämpfen mit derselben Festigkeit, die ich ihr bisher gezeigt habe."[1]

Es ist Zeit, dass wir diese Gesellschaft der Königin, die der Botschafter so streng beurtheilte, und die der unglücklichen Souveränin so unheilvoll gewesen, unseren Lesern vorführen.

Als Marie Antoinette noch Dauphine war, bemerkte sie auf den Bällen ihrer Ehrendame, der Gräfin von Noailles,[2] eine junge Frau mit großen, ruhigen Augen, langen Lockenhaaren, blendendem Teint, geschmeidigem Wuchs und sanftem Gesichte,[3] das noch dazu der Glorienschein des Unglückes verklärte. Maria Theresia von Savoyen-Carignan, Prinzessin de Lamballe — dies der Name der jungen Frau — war mit achtzehn Jahren Gattin, mit neunzehn Witwe des unwürdigen Sohnes des Herzogs von Penthièvre[4]

[1] Mercy an Maria Theresia, 16. April 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 42.

[2] Derselbe an dieselbe, 17. März 1771. — Daselbst, I, 140.

[3] „Souvenirs de Mme Vigée le Brun."

[4] Der Prinz de Lamballe war nach einjähriger Ehe infolge seiner Ausschweifungen gestorben.

geworden und hatte so nur Enttäuschungen und Trübsale der Seele kennen gelernt. Ihr zartes Herz kannte nur zwei Gegenstände seiner Anhänglichkeit: der eine war ihr Schwiegervater, dessen Alter sie stützte, dessen Wohlthätigkeit sie theilte; der andere war die Königin, der sie in den Tagen der Prüfung den entscheidendsten Beweis ihrer Liebe, den des Blutes,*[1] lieferte. Marie Antoinette liebte sie auf den ersten Blick, vielleicht gewonnen durch die Eleganz ihres Ganges, der ein wahres Muster von Grazie war, — denn die Königin fühlte sich von Natur aus zu allem Graziösen angezogen[1] — noch mehr gewonnen durch die Reinheit ihres Blickes, die Empfänglichkeit ihres Gemüthes und jenes gewisse melancholische und träumerische Wesen, das ein in so zartem Alter schon so hart geprüftes Dasein über die junge Italienerin, die blond war wie eine Nordländerin, ausgegossen hatte. Mit der Zuneigung wuchs das Vertrauen, mit dem Vertrauen der innige Verkehr. Die Thronbesteigung der Königin festigte nur diese Bande, und im Winter 1776 finden wir beide Freundinnen beisammen auf den Schlittenpartien, die Paris anfangs belustigten, später ärgerten; da saßen sie nebeneinander, unter dichtem Pelzwerk die Geschmeidigkeit ihres Wuchses und die Rosen ihres Antlitzes bergend, schön und strahlend, wie „der Frühling unter Marder und Hermelin".[2]

Frau von Lamballe war die einzige Freundin der Dauphine,[3] die erste und langjährigste Freundin der Königin. Mehrere Jahre war ihr Einfluss vorherrschend; welche Achtung auch eine Ergebenheit, die bis zum Martyrium reicht, einflößen mag, so muss man doch gestehen, dass dieser Einfluss nicht immer ein glücklicher gewesen. Als ein etwas beschränkter Geist[4] und ehrlicher, aber misstrauischer Charakter[5] brachte Frau von Lamballe durch gewisse ungewöhnliche Ansprüche, durch wenig uneigennützig scheinende Bewerbungen für sich oder die Ihrigen mehr als einmal den Hof in Aufregung und erregte den Unmuth des Publicums.[6] Ihr Bruder, der Prinz von Carignan, erlangte durch ihre Vermittlung 30.000 Francs Pension

[1] „Correspondance du comte de Mirabeau et du comte de la Marck", I, 31.

[2] „Mémoires de Mme Campan", p. 118.

[3] „Correspondance du comte de Mirabeau et du comte de la Marck", I, 31.

[4] „Mémoires de la baronne d'Oberkirch", I, 280.

[5] Mercy an Maria Thereſia, 9. Juni 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 161.

[6] Derſelbe an dieſelbe, 28. September 1774. — Daſelbſt, II, 238.

und ein Infanterieregiment[1] zum großen Verdruſs des Miniſters, der nicht befragt worden war, und der Officiere, die nach dem Grade eines Oberſten ſtrebten.*[2] Sie ſelbſt wurde ein halbes Jahr ſpäter zur Oberintendantin des Hofſtaates der Königin ernannt.[3] Als die zur Marſchallin de Mouchy gewordene Gräfin von Noailles unter dem Vorwande, ihren Gatten in ſein Gouvernement Guyenne begleiten zu wollen,[3] thatſächlich aber aus Eiferſucht gegen den wachſenden Einfluſs der Favoritin ihre Entlaſſung eingereicht hatte, beeilte ſich Marie Antoinette, die ohne Bedauern eine Ehrendame ſcheiden ſah, die ſie nie geliebt hatte, ihren Weggang zu benützen, um vom Könige die Wiederherſtellung des Poſtens einer Oberintendantin zu Gunſten Frau von Lamballes zu erlangen.[4] „Stellen Sie ſich mein Glück vor," ſchrieb ſie an den Grafen von Roſenberg; „ich werde meine Freundin glücklich machen und mich darüber noch mehr freuen, als ſie ſelbſt."[5] Doch die Wiederherſtellung eines ſeit dreißig Jahren aufgehobenen Poſtens konnte zu einer Zeit, da man den Weg der Sparſamkeit und der Reformen betrat, nicht ohne ſchwere Unzukömmlichkeiten vor ſich gehen. Der Gehalt der Oberintendantin betrug urſprüglich 15.000 Livres und 30.000 Livres Zulage zur Haltung einer Tafel am Hofe. Die letzte Inhaberin des Amtes, Fräulein von Bourbon, hatte es durch den Einfluſs ihres Vaters und unter verſchiedenen Benennungen dahin gebracht, dieſen Betrag auf 50.000 Thaler oder 150.000 Livres zu erhöhen. Die Prinzeſſin de Lamballe erhob ähnliche Anſprüche, und Maurepas, der hierin ein Mittel ſah, ſich bei der Königin ein Bildchen einzulegen, beſtimmte den König, das Verlangen Frau v. Lamballes zu genehmigen; der Gehalt der neuen Oberintendantin wurde mit 50.000 Thalern feſtgeſetzt.[6]

[1] Mercy an Maria Thereſia, 15. Jänner 1775. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 281.

[2] Sie leiſtete den Eid am 18. September 1775.

[3] Mercy an Maria Thereſia, 17. Juli 1775. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 259.

[4] Gleich nach der Thronbeſteigung Marie Antoinettes gieng merkwürdigerweiſe zu Paris das Gerücht, Frau v. Lamballe werde zur Oberintendantin ernannt werden.

[5] Marie Antoinette an den Grafen von Roſenberg, 13. Juli 1775. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 363.

[6] Mercy an Maria Thereſia, 19. October und 15. November 1775. — Daſelbſt, II, 387 u. 399.

Die Bestimmung der Befugnisse des wiederhergestellten Amtes bot nicht weniger Schwierigkeiten. Einige dieser Befugnisse giengen ins Maßlose. Um nur eine derselben anzuführen, so konnte keine Dame der Königin einen von dieser gegebenen Befehl ausführen, ohne vorher einen Vollstreckungsbefehl von der Oberintendantin eingeholt zu haben. Man wollte diesen Missbrauch abschaffen, und es wurde von Abbé Vermond ein neues Reglement entworfen; allein Frau v. Lamballe lehnte es ab, sich diesem zu fügen, mit der Angabe, ihr Schwiegervater gestatte ihr nicht die Annahme eines Postens, dessen alter Glanz verblichen sei. Die Königin gab dem Drängen ihrer Freundin nach, und ihr ganzer Hofstaat gerieth in Aufregung. Die Prinzessin von Chimay zögerte, den Posten der Ehrendame, die Gräfin de Mailly, jenen der Kammerdame anzunehmen, weil die Wiederherstellung der Oberintendanz ihren Functionen nur mehr eine untergeordnete Wichtigkeit zu belassen schien. Marie Antoinette wurde darüber aufgebracht, um ihre Gunstbezeigungen so feilschen zu sehen; sie befahl, und Frau v. Chimay und Frau v. Mailly beugten sich, aber die Unzufriedenheit blieb bestehen.

Bald machten sich die Unzuträglichkeiten fühlbar. Die Prinzessin de Lamballe, stark am Ceremoniell hängend[1] und sich auf ihre Vorrechte umsomehr steifend, als sie dieselben bestritten wusste, verletzte oft Damen der Königin, besonders gab es beständige Zänkereien mit der Ehren- und der Kammerdame. Diese unablässigen Erörterungen gelangten der Königin zu Ohren und stumpften sie schließlich ab; sie wusste Frau v. Lamballe keinen Dank dafür, Grund und Anlass dieser Streitigkeiten zu sein, ihre Zuneigung erkaltete,[2] und sie gieng auf die Suche nach anderen Freundinnen. Eine Zeitlang fühlte sie sich zu einer jungen Frau irischer Abkunft, der Gräfin von Dillon, hingezogen.[3] Sie war groß und wohlgestaltet, obwohl etwas mager, hatte ein reizendes Gesicht und eine sympathische Stimme, in der ihr sanftes Wesen zum Ausdrucke kam.[4] Marie

[1] Mercy an Maria Theresia, 28. Februar 1776. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 427.

[2] Derselbe an dieselbe, 16. Mai und 15. Juni 1776. — Daselbst, II, 445 u. 456.

[3] Derselbe an dieselbe, 16. August 1775. — Daselbst, II, 367.

[4] „Mémoires du baron de Besenval."

Antoinette wurde eben durch letzteres angezogen. Aber bald verletzten die unbescheidenen Fragen der von einer intriguanten Mutter, Frau v. Roth, angetriebenen neuen Favoritin die Königin, so dass sie Frau v. Dillon nur mit der gewöhnlichen Güte behandelte, die sie den Frauen des Hofes bezeigte.[1]

Dauerhafter war der Einfluss der Prinzessin Guéménée. Vermöge ihrer Geburt als Tochter des Prinzen von Soubise und vermöge ihres Postens — sie war, obwohl die Königin noch nicht Mutter war, Gouvernante der „Kinder von Frankreich" — nahm Frau v. Guéménée eine hohe Stellung am Hofe ein. Sie versammelte in ihren Gemächern eine glänzende Gesellschaft, und Marie Antoinette fand Gefallen daran, dort die Abende zuzubringen. Mercy hatte anfangs diese Freundschaft begünstigt; mit der Prinzessin in gutem Einvernehmen, überwachte er leichter, was bei ihr vorgieng,[2] und er sah hierin überdies ein Gegengewicht gegen den Einfluss der Frau v. Lamballe. Zwischen verschiedenen Personen getheilt, machten ihm die Zuneigungen seines königlichen Schützlings weniger Sorge, da sie an Tiefe verloren, was sie an Ausdehnung gewannen.[3] Doch die Gesellschaft der Frau v. Guéménée bot nicht weniger Unzukömmlichkeiten als die der Oberintendantin. Versammelte sich bei Frau v. Lamballe das sogenannte Palais-Royal, nämlich der Herzog von Chartres und sein Anhang, so war der Salon der Gouvernante der königlichen Kinder das Stelldichein aller Anhänger Choiseuls. Ihre Bälle waren geräuschvoll,[4] ihr Spiel schrankenlos und, was schlimmer ist, verdächtig, ihre Freunde ränkesüchtig und unbescheiden. Die Gesellschaft bestand fast ausschließlich aus jungen Leuten, die an eine ungezügelte Conversation gewöhnt und zu dem bei hochgestellten Personen so schwerwiegenden Fehler, dem auch die Königin nicht ganz fernestand, geneigt waren, Menschen und Einrichtungen ins Lächerliche zu ziehen. Obwohl Marie Antoinette durch ihre Haltung denen, die um sie waren, Achtung einflößte und die Zungen im Zaume hielt,[5] fühlte sie die

[1] Mercy an Maria Theresia, 15. und 18. Februar 1780. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 400 u. 401.

[2] Derselbe an dieselbe, 19. October 1775. — Daselbst, II, 390.

[3] Derselbe an dieselbe, 28. Februar 1776. — Daselbst, II, 427.

[4] Daselbst, II, 427.

[5] Derselbe an dieselbe, 19. October 1775. — Daselbst, II, 520.

Gefahr dieſer Freundſchaft und beſchränkte ihre Beſuche bei der Gouvernante, ohne ihnen gänzlich zu entſagen.[1]

In Wirklichkeit zog mehr die Luſt am Vergnügen als die Neigung zur Perſon die Königin zur Tochter des Prinzen von Soubiſe hin, und die Politik hielt ſie dort feſt. Hingegen das Herz allein war betheiligt bei einem neuen Freundſchaftsbunde, der dauerhafter war als der mit Frau v. Lamballe, da er keine Abnahme erfuhr, und ebenſo tiefgehend, da er gleich jenem nur durch den Tod gelöst ward: die Freundſchaft mit Frau v. Polignac.

Mit ſiebzehn Jahren an den Grafen Jules Polignac verheiratet, lebte Gabrielle Yolande de Polaſtron lange zu Claye in halber Zurückgezogenheit, die ihren Neigungen entſprach und durch ihre Vermögensverhältniſſe geboten war. Erſt mit fünfundzwanzig Jahren, nach dem Tode Ludwigs XV., kam ſie nach Verſailles, wohin ihre Schwägerin, die Gräfin Diana von Polignac, die zur Dame der Gräfin von Artois ernannt worden, ſie zog; ſie erſchien am Hofe und machte ſich alsbald bemerkbar. Ihr vollkommen ovales Geſicht bei allerdings etwas mangelhafter Form und zu dunkler Färbung der Stirne,[2] ihre ſchönen Züge,[3] ihre großen blauen Augen,[4] ihr langes braunes Haar, ihr reizender Mund, ihre prächtigen Zähne, ihr wohlgeſtalteter Hals, ihre ſchön abfallenden Schultern, ihr mittlerer Wuchs, der größer erſchien, als er in Wirklichkeit war, verliehen ihr eher ein anmuthiges als ſchönes Ausſehen. Eine etwas aufgeſtülpte Naſe,[5] ein tiefer Blick, in dem ſich naive Verwunderung malte, ein bezauberndes Lächeln,[6] ein gewiſſes kummerloſes Dahinſchmachten, eine gewiſſe nachläſſige Haltung, die an die italieniſche morbidezza erinnerte, eine natürliche Unbefangenheit, die zu den lärmenden Anſprüchen der übrigen Frauen des Hofes im Gegenſatze ſtand, fügte ihrer Phyſiognomie etwas Anziehendes und zugleich Anreizendes hinzu.[7] „Nie hatte ein Antlitz mehr Liebreiz und Sanftmuth bekundet, als das der Frau v. Polignac," ſagt Graf

[1] Mercy an Maria Thereſia, 15. Juni 1776 und 15. Juli 1780. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 456, III, 446.

[2] „Mémoires de la baronne d'Oberkirch", I, 284.

[3] „Souvenirs et portraits" von Herzog de Lévis, p. 132.

[4] „Mémoires sur la vie de la duchesse de Polignac", Hamburg 1796.

[5] Daſelbſt p. 1.

[6] „Mémoires de la baronne d'Oberkirch", I, 284.

[7] „Mémoires de Mme Campan", p. 124.

von der Marck; „nie hatte eine Haltung mehr Bescheidenheit, Anstand und Reserve an den Tag gelegt, als die ihrige.“[1] — „Sie hatte,“ sagt seinerseits der Herzog von Lévis, „einen wahren Raphaelskopf, bei dem ein geistreicher Ausdruck mit unnennbarer Lieblichkeit sich paarte. Andere mochten mehr Überraschung und Bewunderung erregen; doch man wurde ihres Anblickes nicht müde.“[2] Sie war weder eine Frau von Geist noch eine besonders unterrichtete Frau, sondern eine wortkarge Weltdame von großer Selbstbeherrschung[3] und standhafter Treue in der Freundschaft, die vielleicht unter anscheinender Offenherzigkeit mehr Zähigkeit und Verschmitztheit barg, als man glaubte.

Marie Antoinette sah die Gräfin Jules de Polignac auf ihren Bällen und wunderte sich, sie nicht schon früher gesehen zu haben. Die Gräfin antwortete, dass ihr bescheidenes Vermögen ihr nicht erlaube, am Hofe zu verweilen. Dieses naive und geschickt angebrachte Geständnis erhöhte die Theilnahme der Königin; gefielen ihr die Holdseligkeit und Anmuth der Frau v. Polignac, so fand sie an deren Armut noch weit mehr Gefallen. Sie meinte, es gebe hier eine Ungerechtigkeit des Schicksals gutzumachen; die zurückgezogene Haltung, die bescheidenen Ansprüche und die Offenheit der jungen Frau zogen sie an; sie glaubte gefunden zu haben, was sie seit langem suchte, ein Herz, das vollkommen zu dem ihrigen stimmte, abgeneigt, gleich ihr, dem Gepränge und der Etikette und nur den Wonnen der Freundschaft geöffnet. Sie beschloss, die Neuangekommene durch das unauflöslichste aller Bande, das der Wohlthaten, an sich zu fesseln und mit ihr des höchsten Glückes zu genießen, das sie träumte, der Ruhe und Einfachheit des Privatlebens mitten im Glanze und in der Unruhe des öffentlichen Lebens.

Wenn man Frau Campan glauben darf, hätte Frau von Polignac auf den Rath ihrer Freunde zu einer sinnreichen List gegriffen, um die aufkeimende Zuneigung der jungen Herrscherin zum Wachsthume zu bringen. Ein geschickt abgefasster Brief, eine zum Scheine in Scene gesetzte Abreise, ähnlich derjenigen der Nymphe bei Virgil, die, kaum erschienen, wieder entflieht, eine rührende Aus-

[1] „Correspondance du comte de Mirabeau et du comte de la Marck“, I, 32.

[2] „Souvenirs et portraits“, p. 132.

[3] „Mémoires sur la vie de la duchesse de Polignac“, p. 8.

einandersetzung, die einzig und allein dem Unvermögen, die Kosten des Aufenthaltes in Versailles zu bestreiten, die Schuld an der Marie Antoinette betrübenden Abreise beimaß, soll das Herz der Königin getroffen, der Gräfin die Oberhand gesichert und die Familie Polignac endgiltig am Hofe zurückgehalten haben.[1] Wie es immer um die Richtigkeit dieser Erzählung bestellt sei, gewiss ist, dass es bald Gnadenbezeigungen aller Art auf die neuen Günstlinge regnete. Der große Vorwurf, den die Geschichte gegen Frau v. Polignac erheben muss, geht dahin, es an Uneigennützigkeit fehlen lassen zu haben, wenn nicht betreffs ihrer eigenen Person, doch wenigstens betreffs ihrer Verwandten und Freunde.

Sicherlich erforderten, wie Graf von der Marck mit Recht hervorgehoben, die hohe Stellung, welche die Gräfin bald am Hofe einnahm, die Feste, welche sie geben musste, die Verpflichtung, ein Haus zu halten, das zeitweilig das der Königin geworden und wo selbst der König sich zuweilen sehen ließ, Ausgaben, für die sie ohne reichliche Geldquellen unmöglich hätte aufkommen können.[2] Sogar der Generalcontrolor d'Ormesson, ein ehrlicher Verwalter der Staatsgelder, gab zu, dass in Anbetracht der großen Kosten, zu denen die Polignac sich gezwungen sahen, ihre Forderungen keine übermäßigen waren.[3] Als ihnen aber 400.000 Livres zur Bezahlung ihrer Schulden,[4] 800.000 als Aussteuer ihrer Tochter[5] sammt der Stelle eines Gardecapitäns für ihren künftigen Schwiegersohn, den Herzog von Guiche,[6] gegeben wurden; als sie, mit solchen Begabungen nicht zufrieden, die Zuweisung einer königlichen Domäne, der Grafschaft Bitche, die 100.000 Livres Rente abwarf,[7] erbaten und statt dieser Grafschaft am 2. Juni 1782 das Gut Féneſtrange, das immerhin 60.000 bis 70.000 Livres eintrug,[8] erlangten, dann

[1] „Mémoires de Mme Campan", p. 123.

[2] „Correspondance du comte de Mirabeau et du comte de la Marck", I, 37.

[3] „Annuaire-bulletin de la Société de l'histoire de France", Jahrgang 1876, p. 166.

[4] Mercy an Maria Thereſia, 17. Jänner 1780. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 391.

[5] Derſelbe an dieſelbe, 28. März 1780. — Daſelbſt, III, 412.

[6] Derſelbe an dieſelbe, 17. Juni 1779. — Daſelbſt, III, 321.

[7] Derſelbe an dieſelbe, 17. November 1779. — Daſelbſt, III, 381.

[8] Brief des Herzogs von Polignac an Herrn v. Calonne, 14. März 1791.

fünfzehn Monate später eine Pension von 80.000 Livres auf den königlichen Schatz[1] und endlich am 1. Jänner 1786 die Generaldirection der Posten und Gewässer,[2] da begann man denn doch die Gunstbezeigungen übertrieben und die Ansprüche maßlos zu finden.

Das war aber nicht alles: zu den Pensionen kamen die Ämter. Der Vicomte von Polignac, Vater des Grafen Jules, ein Mann von mittelmäßigen Fähigkeiten, wurde mit einem der gesuchtesten Posten, der Gesandtschaft in der Schweiz, bedacht zum Schaden des eigenen Bruders des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, des Präsidenten de Vergennes.[3] Der Graf selbst bekam die Anwartschaft auf die Stelle eines ersten Stallmeisters der Königin mit 12.000 Livres Pension sammt Pferden und Wagen. Das bedeutete eine Vermehrung der Ausgaben um etwa 80.000 Livres zu einer Zeit, wo man den Beschluss gefasst hatte, aus Sparsamkeitsrücksichten die Anwartschaften aufzuheben. Es war dies überdies eine Enttäuschung und Beleidigung für den wirklichen Inhaber des Amtes, den Grafen de Tessé, der der Tradition gemäß das Recht hatte, selbst seinen Anwärter vorzuschlagen, und ebenso für die mächtige Familie der Noailles, die mit den De Tessé verbündet war, während gleichzeitig die Stelle eines Gardecapitäns, die dem Herzog von Guiche, Schwiegersohn der Gräfin, zugesagt war, die Civrac missvergnügt machte.[4]

Maurepas, der als alter Höfling die aufgehende Sonne anbetete, lieh aus Politik den Anforderungen der Polignac seine Mithilfe; die Königin setzte sich aus Zuneigung dafür ein, und obwohl sie oft weniger weit gieng als Maurepas, und bei verschiedenen Gelegenheiten gerade der Minister gegen den Willen Marie Antoinettes den König zu den maßlosesten Gnadenerweisen vermocht hatte,[5] so hielt sich doch die öffentliche Meinung nicht an den Minister, sondern an die Königin. Soviel an eine einzige Familie ver-

[1] „Annuaire-bulletin de la Société de l'histoire de France", 1876, p. 166.

[2] Brief des Herzogs von Polignac an Herrn v. Calonne, 14. März 1791.

[3] Mercy an Maria Thereſia, 17. December 1775 und 19. Jänner 1776. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 409 u. 419.

[4] Derſelbe an dieſelbe, 17. Juni 1779. — Daſelbſt, III, 321.

[5] Derſelbe an dieſelbe, 17. Jänner 1780. — Daſelbſt, III, 391.

schwendetes Gut — Mercy behauptete, dass sich die Polignac in vier Jahren sowohl an hohen Stellen als an anderen Begabungen nahezu 500.000 Livres jährlicher Einkünfte[1] verschafft hätten — machte nicht nur den Hof unzufrieden, sondern brachte auch das Publicum auf. „Ihre Majestät glaubt der Freundschaft geopfert zu haben," schrieb der Botschafter, „das Publicum aber will darin nur Eingenommenheit und Verblendung für die Gräfin von Polignac sehen." [2]

Wäre Frau v. Polignac sich selbst überlassen geblieben, so wäre ihr Einfluss nicht gefährlich gewesen.[3] Marie Antoinette aufrichtig ergeben, im übrigen ziemlich lässig und sorglos, hätte sie ohne Hintergedanken eine Freundschaft genossen, die sie theilte, und sich nicht zu Bitten und Ansuchen herbeigelassen, die ihre Ruhe störten und vielleicht ihrem Herzen widerstrebten. Aber es hatte sich um sie eine Gesellschaft junger Männer und Frauen gebildet, die sich ihrer Gunst bedienten und ihren Einfluss ausbeuteten. Da war zunächst ihre eigene Schwägerin, die Gräfin Diana von Polignac, die das Werkzeug ihres Glückes gewesen, indem sie sie an den Hof rief, eine geistvolle, aber ränkesüchtige und falsche Frau,[4] die sich trotz ihres zweideutigen Rufes zur Ehrendame der Prinzessin Elisabeth ernennen ließ.[5]

Da war ferner der Graf de Vaudreuil, den böse Zungen beschuldigten, zu intim mit der Favoritin verbunden zu sein,[6] und der jedenfalls über sie eine absolute Gewalt ausübte. Er hatte ein hübsches Gesicht, elegantes Auftreten, war ein guter Musiker, ein Beschützer der Künste, die er selbst pflegte,[7] einer der seltenen Männer, die, nach dem Ausspruche des Prinzen Heinrich,*[8] mit den Frauen zu reden verstanden,[8] aber so jähzornig, dass er eines Tages in

[1] Mercy an Maria Theresia, 17. December 1779. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 382.

[2] Derselbe an dieselbe, 17. December 1776. — Daselbst, II, 494.

[3] Derselbe an dieselbe, 19. October 1778. — Daselbst, III, 260.

[4] Die Marquise de Bombelles an den Marquis de Bombelles, 7. Jänner 1778.

[5] „Correspondance du comte de Mirabeau et du comte de la Marck", I, 37.

[6] Mercy an Maria Theresia, 18. März und 17. April 1780. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 412 bis 426.

[7] Berühmt war die Gemäldegallerie des Grafen de Vaudreuil.

[8] „Mémoires de Mme Campan", p. 127.

einem Zornanfalle wegen einer blockierten Kugel den elfenbeinernen Billardstock der Königin brach;[1] er verdarb seine wirkliche Begabung durch Gewaltthätigkeit und Habgier.[2] Er beanspruchte überall mitzusprechen, nichts war ihm zu theuer, um zu seinen Zielen zu gelangen, und diese bezogen sich gewöhnlich auf seinen eigenen Vortheil. Dank seinem Einflusse auf die Favoritin setzte er nach seinem Belieben die sogenannte Gesellschaft Polignac zusammen und verfügte darin über Plätze und Ehrenstellen.[3]

Der vertraute Freund des Grafen de Vaudreuil war Graf d'Adhémar, begabt mit jenen oberflächlichen, aber glänzenden Eigenschaften, die in der Welt Erfolg haben: Geist, reizendes Gesicht, angenehme gesellschaftliche Talente. Er sang correct, spielte gut Theater und verfasste hübsche Couplets; damit verband er brennenden Ehrgeiz, Kühnheit und große Eignung für Intriguen. Seine Ehe mit einer schon bejahrten Witwe, die in ihn wahnsinnig verliebt war, der Gräfin und Palastdame de Balbelle, hatte ihm sein materielles Glück eingebracht, die Freundschaft mit Frau v. Polignac verschaffte ihm eine politische Laufbahn. Er wurde französischer Gesandter zu Brüssel, dann zu Constantinopel,[4] und wollte es dann in Wien werden; aber Maria Theresia widersetzte sich dieser Wahl, und die Königin lehnte es ab, dafür einzutreten.[5] Von dieser Seite zurückgestoßen, hielt er sich keineswegs für geschlagen; nachdem er während des siebenjährigen Krieges Subalternofficier gewesen, steigerte er seine Ansprüche bis zum Kriegsministerium.[6] Auch diesesmal erklärte Marie Antoinette der Frau v. Polignac, die für die Sache ihres Freundes sprach, dass man auf eine Sache verzichten müsse, die alle Gründe zusammen unmöglich machten. Sie entzog indessen Herrn v. Adhémar ihre Gunst nicht, und dieser wurde drei Jahre später Gesandter in London.[7]

[1] „Mémoires de Mme Campan", p. 206.

[2] Mercy an Maria Theresia, 16. October 1779 und 18. März 1780. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 362 u. 412.

[3] „Correspondance du comte de Mirabeau et du comte de la Marck", I, 35.

[4] Mercy an Maria Theresia, 3. November 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 127.

[5] Derselbe an dieselbe, 16. October 1779. — Daselbst, III, 363.

[6] Derselbe an dieselbe, 18. November 1780. — Daselbst, III, 468.

[7] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 17. Februar 1783, XXII, 102.

Baron Besenval war nicht minder ehrgeizig als Graf d'Adhémar, aber sein Ehrgeiz war anderer Art; er aspirierte nicht, Minister zu sein, er wollte Minister machen. So zeigt er sich in seinen Memoiren, so war er in Wirklichkeit; im übrigen ein Geck, eitel, intriguant, auf den Besitz und noch mehr auf den Anschein großen Einflusses versessen, schwatzhaft, skeptisch hinsichtlich der Uneigennützigkeit der Menschen und der Tugend der Frauen, geistreich und bis zu einem gewissen Punkte bestechend. Baron Besenval zählte über fünfzig Jahre und war Oberstlieutenant der Schweizer, als er in Marie Antoinettes Gesellschaft zugelassen wurde. Sein gutmüthiges Äußere, seine geheuchelte Einfachheit, seine liebenswürdige und oft pikante Conversation, seine Kenntnis des Hofes, seine Treue gegen Choiseul, den er unaufhörlich in den Himmel hob, geschickt angebrachte und unter dem Scheine von Unabhängigkeitssinn verhüllte Schmeicheleien, der Eifer, mit dem er, die geheimen Neigungen Marie Antoinettes ermuthigend, ihr Geringschätzung der Etikette predigte und die Annehmlichkeiten des Privatlebens schilderte, gewannen ihm rasch die Sympathien der Souveränin, der übrigens seine weißen Haare Sicherheit einflößten. Sie glaubte an seine Verdienste und seine Ergebenheit, und während einiger Zeit war Besenval der Mann des Tages, der König in der Gesellschaft Polignac, der Urheber aller Projecte und Veranstalter aller Partien.[1] Es fehlte wenig, dass die Königin in ihm einen Führer ihrer Jugend sah; sie ließ sich eines Tages sogar soweit herab, ihm eine vertrauliche Mittheilung zu machen, die Besenval mit gewohnter Anmaßlichkeit zu missbrauchen sich beeilte.[2] Es scheint fast unglaublich, dass die Königin diesem Manne von 55 Jahren, der ihr Vater hätte sein können, und den sie, sagt Frau Campan, wie „einen wackeren Schweizer, wie einen artigen Gesellschafter, dem keine Wichtigkeit beizulegen,“[3] behandelte, nicht misstraute. Als er aber eines Tages, in der Meinung, ihm sei alles erlaubt, sich soweit verstieg, der Königin ein Staatsgeheimnis entlocken zu wollen, konnte diese, gerechtermaßen entrüstet über eine Zudringlichkeit, die nach Mercys Ausdruck zu „einer unanständigen Verfolgung“

[1] Depesche des Grafen von Creutz. — Citiert in „Correspondance secrète du comte de Mercy“, II, 389, Anm.

[2] Maria Theresia an Mercy, 5. October 1775. — Daselbst, II, 383.

[3] „Mémoires de Mme Campan“, p. 151.

wurde,[1] nicht umhin, ihm eine auffallende Kälte zu bezeigen; ohne ihn gänzlich aus ihrer Gegenwart zu verbannen, entfernte sie ihn wenigstens aus ihrem Umgange.[2] Der Abgewiesene hat sich wegen dieser Ungnade auf eine traurige Weise gerächt, nämlich durch die Aufnahme von verleumderischen Zumuthungen in seine Memoiren, die Lügen zu strafen glücklicherweise der bloße Ruf des Verfassers genügt.

Die Herren v. Vaudreuil, d'Adhémar und v. Besenval waren die Haupttheilnehmer der Gesellschaft Polignac, sie waren aber nicht allein. Um diese Hauptgestirne herum bewegten sich zahlreiche Satelliten, von denen einige selbst wieder nach dem Vorrang strebten. Da war einmal der Herzog von Guines, über dessen Process wir berichtet haben; ehrgeizig, intriguant, habgierig, fand er mitten im amerikanischen Kriege, trotz des Widerstandes des Finanzministers, Mittel, hunderttausend Thaler Aussteuer für seine Tochter und den Titel eines erblichen Herzogs für seinen Schwiegersohn, den Marquis v. Castries, zu erlangen;[3] er war eine Persönlichkeit von sehr geringem Talent, konnte aber zu einer Zeit, wo die Genies selten waren, von einer unruhigen und geräuschvollen Partei gehalten, für einen Staatsmann gelten und die Stelle eines Premierministers anstreben. Seine Pläne waren weitgehend, seine Zuversicht unerschütterlich, die Wärme, mit der er seine Ideen verbreitete, hinreißend. Während einiger Zeit ließ sich die Königin dadurch gewinnen. Ein sich auf die wiederholten Bemerkungen Mercys stützender Brief Maria Thereſias öffnete ihr die Augen; sie erkannte den Wert ihres Schützlings und behandelte ihn von nun an, ohne eine Ungnade zur Schau zu tragen, die einem Widerruf gleichgesehen hätte, mit mehr Kälte. Der Herzog gewahrte es und verließ den Hof.[4]

Andere Theilnehmer waren: der Herzog von Polignac, „der Mann seiner Frau", der für seine Person nach keiner Herrschaft

[1] Mercy an Maria Thereſia, 15. November 1775. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 396.

[2] Derselbe an dieselbe, 17. December 1775, 19. Jänner 1776, 13. April 1776. — Daselbst, II, 407, 431, 436.

[3] Derselbe an dieselbe, 17. Juli und 17. August 1778. — Daselbst, II, 222 u. 237.

[4] Derselbe an dieselbe, 17. November 1779. — Daselbst, II, 369.

ſtrebte; der Herzog von Coigny, Ende 1777 zum erſten Stallmeiſter des Königs ernannt[1] und, gleich dem Herzog von Guines, eifriger Anhänger Choiſeuls, ein ſtolzer und ehrlicher Charakter, dem es die Königin hoch anrechnete, daſs er vor Madame du Barry nicht das Knie gebeugt;[2] er war ein Mann von ausgeſuchtem Takt und erprobter Verſchwiegenheit, aber ſo begierig nach Einfluſs, daſs er ſelbſt auf Frau v. Polignac eiferſüchtig und eine Zeitlang mit ihr verfeindet war;[3] der Marquis von Coigny, Sohn des Herzogs; der Marquis von Conflans, Sohn des Marſchalls d'Armentières und Schwager des Marquis von Coigny,[4] einer der entſchiedenſten Anglomanen und ſonderbarſten Charaktere der Zeit, einer der wenigen Höflinge, den der König liebgewonnen hatte, weil er ein guter Reiter und kühner Jäger war;[5] der Graf und der Chevalier von Coigny, Brüder des Herzogs, erſterer ein dicker, gut gelaunter Junggeſelle, letzterer ein hübſcher, von den Frauen, die ihn „Mimi“[6] hießen, ſehr gefeierter Mann; der Bailli von Cruſſol, ernſt ſelbſt im Scherze; der Ritter von Lille, Freund der Coigny, bekannt durch ſeine Liebenswürdigkeit, ſeinen Geiſt und ſeine Gewandtheit in Abfaſſung ſatiriſcher Couplets; der Ritter v. Luxembourg, nach Mercy ehrgeizig und von ſchlimmem Charakter, der indes nur ganz kurze Zeit in Gunſt ſtand;[7] der Graf de Polaſtron, Bruder des Grafen von Polignac, ein großer Liebhaber der Violine; ſeine Frau, eine vollendete Schönheit, aber nicht ebenſo vollendete Anmuth, mit ſchmachtender Kopfhaltung, ganz geeignet, Leidenſchaft einzuflößen und ſie in der That einflößend;[8] die Gräfin von Châlons, geborene v. Andlau, Couſine der Favoritin und Freundin des Herzogs von Coigny;[9] die Tochter der Frau

[1] Marie Antoinette an Maria Thereſia, 17. December 1774. — „Correspondance sècrete du comte de Mercy“, II, 269.

[2] „Louis XVI, Marie-Antoinette et M^me^ Elisabeth“, IV, 18, Anm.

[3] Mercy an Maria Thereſia, 15. Juli 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 94.

[4] Derſelbe an dieſelbe, 17. Auguſt 1776. — Daſelbſt, II, 479 u. 480.

[5] „Souvenirs et portraits“ von Herzog de Lévis, p. 164 u. 165.

[6] „Portefeuille d'un talon rouge“, p. 23.

[7] Mercy an Maria Thereſia, 15. November 1775. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, II, 398.

[8] „Mémoires du comte de Tilly“, p. 262.

[9] Mercy an Maria Thereſia, 14. Juli 1779. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 329.

v. Polignac, Herzogin von Guiche, auf welche Grimm den Vers Horazens anwendete:

Mater pulchra filia pulchrior
(Schöne Mutter, schönere Tochter);[1]

die schöne und geistreiche Marquise von Coigny, die nicht lange treu blieb.

Als letzter werde erwähnt der glänzendste und gefährlichste von allen, der ungestüme Herzog von Lauzun, Neffe und Nebenbuhler des Marschalls de Richelieu; tapfer war er wie sein Degen, ritterlich wie sein Geschlecht, stolzer auf seine galanten als auf seine militärischen Großthaten, geistvoll, jedoch urtheilslos, freidenkerisch und mit Schulden behaftet;[2] sein vorzüglichster Anspruch auf Nachruhm besteht darin, der Gatte jener sanften und reizenden Amélie de Boufflers gewesen zu sein, die in solch verdorbener Gesellschaft und mit einem — wie er selbst sagte — so wenig verheirateten Gatten, dass es nicht der Mühe wert war, davon zu reden, eine untadelhafte und würdige Haltung zu bewahren wusste und einen unbefleckten Ruf der Treue und Tugend hinterließ. Lauzun genoß einige Zeit die Gunst Marie Antoinettes, die er zu leiten und der er Rathschläge zu ertheilen beanspruchte;[3] nachdem er es in seiner maßlosen Eitelkeit gewagt, als Liebhaber der Königin aufzutreten und ihr eine Reiherfeder, die er getragen, anzubieten, kam er in seiner Bethörung soweit, ihr eine Erklärung zu machen; niedergeschmettert durch ein energisches und entrüstetes „Hinaus, mein Herr!“[4] verließ er mit gesenktem Kopfe und in wüthender Stimmung den Palast. Später wurde er Herzog von Biron, wurde aber von der beleidigten Herrscherin fortwährend kalt behandelt und schrieb es deren gerechtem Grolle zu, dass es ihm nicht gelang, seinem Onkel als Oberst der französischen Garden nachzufolgen. Aus Rache stürzte er sich kopfüber in die Revolution, und nachdem er während ihres Lebens einer der erbittertsten Feinde Marie Antoinettes gewesen, wurde er nach deren Tode der gehässigste und lügnerischeste ihrer Verleumder.

[1] „Correspondance littéraire de Grimm.“

[2] Mercy an Maria Theresia, 18. März, 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 32.

[3] Derselbe an dieselbe, 18. December 1776. — Daselbst, II, 539 u. 540.

[4] „Mémoires de Mme Campan“, p. 139 u. 140.

Zu diesen hohen französischen Herrschaften gesellten sich, doch vielleicht eher um Marie Antoinette als um Frau v. Polignac sich scharend, mehrere auswärtige Edelleute, wackere junge Leute, die, bezaubert von der unwiderstehlichen Anziehungskraft, die Frankreich im achtzehnten Jahrhunderte auf alle gebildeten Kreise ausübte, von allen Ecken und Enden Europas herbeikamen, um Vergnügen, viele aber, um sich eine Carrière im Heere des Königs oder am Hofe der Königin zu suchen. Es seien angeführt: der Prinz von Ligne, einer der liebenswürdigsten und geistreichsten Männer jener Zeit, wo es so viele liebenswürdige und geistreiche Männer gab, einer von denjenigen, die Marie Antoinette am besten beurtheilt und, wie er sich ausdrückte, „angebetet haben, ohne daran zu denken, sie zu lieben"; der Graf von der Marck, August von Aremberg,*[4] wie der Prinz de Ligne ein Belgier und, wie er, einer jener fürstlichen Familien angehörend, die unterschiedslos Frankreich, dem deutschen Reiche und Spanien dienten, ein Franzose, wenn auch nicht der Geburt, so doch dem Herzen nach, einer der ergebensten Diener der Königin im Glücke, einer der treuesten im Unglücke; Graf Valentin Eßterházy, dessen Einfluss Mercy beunruhigte und Maria Theresia missstimmte,[1] ein redlicher Charakter,[2] der nicht um seines Gesichtes willen — denn er war sehr häßlich — sondern um seiner soliden Eigenschaften, seines Freimuthes, seines Eifers und seiner Uneigennützigkeit willen[3] gefiel und die Ehre hatte, im Briefwechsel mit Marie Antoinette[4] zu stehen, und die noch größere Ehre, in der Stunde der Gefahr einer ihrer thätigsten Vertheidiger zu sein; der Graf von Stedingk, der den persönlichen Empfehlungen des Königs Gustav III. von Schweden seine Einführung am französischen Hofe und seiner glänzenden Haltung in Amerika seine Zulassung zu den kleinen Soupers der Königin verdankte;[5] er wurde von dieser mit Güte überhäuft,[6] war aber nicht undankbar. Im Jahre 1781 durch den

[1] Mercy an Maria Theresia, 4. Jänner und 30. Juni 1776. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 413 u. 461.

[2] Derselbe an dieselbe, 13. April 1776. — Daselbst, II, 437.

[3] Archive in Versailles, E, 423 u. 430.

[4] Mercy an Maria Theresia, 15. Juni 1776. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 456.

[5] Marie Antoinette an Gustav III., 3. November 1780.

[6] Gustav III. an Stedingk, 10. December 1781.

König von Schweden, der Rußland den Krieg erklärt hatte, abberufen, verließ Stedingk Versailles mit lebhaftem Bedauern, das noch lebhafter wurde, als er zur Zeit des Ausbruches der Revolution, im Dienste seines Herrn an den Grenzen Europas zurückgehalten, der Königin, die er für mehr als jeden anderen bedroht hielt, und Frankreich, das er, wie er sagte, so liebt, „um mit ihm sich zu ertränken", nicht zuhilfe eilen konnte.[1]

Endlich kommt Fersen an die Reihe, vielleicht die anziehendste all dieser Gestalten, der kaum je den Salon der Polignac betrat, als ob seiner ritterlichen Natur die kleinen Intriguen widerstrebten, die die Herren v. Besenval und v. Vaudreuil dort anzettelten. Graf Axel von Fersen, aus einer edlen schwedischen Familie stammend, dessen Vater in Stockholm das Haupt der „Hüte" oder der französischen Partie war, war schon im Frühling 1774 zu Versailles eingetroffen. Ein hoher Wuchs, eine distinguierte Haltung, ein schönes, regelmäßiges, wenn auch nicht gerade ausdrucksvolles Gesicht mit tiefliegenden, etwas melancholischen Augen, ein ernster Charakter, der, wie der Herzog von Lévis sagt, mehr Urtheil als Geist[2] besaß, aber eine „glühende Seele unter einer Rinde von Eis" verbarg und in sehr hohem Grade äußerste Vorsicht gegen die Männer und seltene Zurückhaltung gegen die Frauen besaß, hatten Fersen schon auf seiner ersten Reise bemerkbar gemacht. „Es ist nicht möglich," schrieb der schwedische Gesandte, Graf von Creutz, „ein klügeres und anständigeres Benehmen zu haben, als er eingehalten hat."[3] Die Dauphine hatte ihn zu ihren Empfängen zugelassen und sich mit ihm auf dem Balle in der Oper unterhalten; die Freundinnen Gustavs III., Frau v. Brionne, Frau von der Marck und Frau v. Anville hatten ihn mit offenen Armen empfangen.[4]

Eine zweite Reise, 1778 und 1779, hielt Fersens Ansehen aufrecht. In den vorzüglichsten Salons gerne aufgenommen, bei der königlichen Familie wohlgelitten, sah Fersen die ihm erwiesene Gunst derart steigen, daſs die Höflinge mißtrauisch wurden und die Verleumdung sich seiner bemächtigte. Man erzählte, die Königin hätte eine besondere Neigung zu dem jungen Schweden, sie suche

[1] Stedingk an Gustav III.

[2] „Souvenirs et portraits."

[3] Graf von Creutz an Gustav III., 29. Mai 1774.

[4] Fersen an seinen Vater, 10. u. 30. Jänner 1774.

ihn auf den Bällen in der Oper und in vertrauten Zusammenkünften auf, tauſche mit ihm zärtliche Blicke,[1] richte manchmal an ihn einige gnädige Worte, habe ihn in ſeiner Nationaluniform ſehen wollen und, als ſie ſeine Abreiſe zum amerikaniſchen Kriege erfuhr, ihre Thränen nicht zurückhalten können. Die Wahrheit iſt, daſs Ferſen, dankbar für den wohlwollenden Empfang ſeitens der Königin, für ihre gütigen Aufmerkſamkeiten und für ihre von den Zeitgenoſſen ſo ſehr bemerkte Begrüßung beim erſten Beſuche Ferſens im Jahre 1778: „Ah! eine alte Bekanntſchaft“, an ſeinen Vater geſchrieben hatte: „Das iſt die liebenswürdigſte Fürſtin, die ich kenne,“[2] und mit achtungsvoller Ergebenheit gegen die Souveränin erfüllt wurde, hinter welcher ſich vielleicht ein beſcheidenes Gefühl für die Frau barg;[3] Marie Antoinette mag ihrerſeits von dem ſoliden Charakter, der delicaten Zurückhaltung, der uneigennützigen Zuvorkommenheit, die ſie ſelten in ihrer Umgebung antraf, angenehm berührt worden ſein. Wie weit dieſes Gefühl reichte, hat Ferſen in der Antwort angegeben, die er der Herzogin von Fitz-James gab, als ſie ihn bei ſeiner Abreiſe fragte: „Wie, mein Herr, Sie laſſen Ihre Eroberung im Stich?“ — „Wenn ich eine ſolche gemacht hätte,“ erwiderte Ferſen, „würde ich ſie nie im Stiche laſſen; ich ziehe frei und leider ohne Bedauern zu hinterlaſſen, fort.“[4] Die Königin ſelbſt hat, ohne ſich deſſen bewuſst zu ſein, jene ſchimpflichen Gerüchte Lügen geſtraft, als ſie vier Jahre ſpäter Ferſen dem Könige von Schweden warm, aber in einfachen Worten empfahl, in dem ſie ſich öffentlich über ihn lobend ausſprach, anſtatt „eine Zurückhaltung“ zu beobachten, „die man hätte ohneweiters für bedeutungsvoll halten können“.[5]

[1] Ferſen an ſeinen Vater, 19. November 1778.

[2] Daſelbſt.

[3] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres.“

[4] Graf von Creutz an Guſtav III., 10. April 1779.

[5] Ein weiterer Beleg für die vollkommene Harmloſigkeit der Beziehungen zwiſchen Marie Antoinette und Ferſen iſt, daſs letzterer zur Zeit, als ſie für einander eingenommen geweſen ſein ſollen, über einen Heiratsplan mit einer adeligen Schwedin, Fräulein von Leizel, unterhandelte. Entſcheidend ſcheint uns aber der Umſtand zu ſein, daſs ſich in den ſo gewiſſenhaften und bis ins einzelne gehenden Berichten des Grafen Mercy während der ganzen Zeit des Aufenthaltes Ferſens in Frankreich nicht einmal eine Anſpielung auf die angebliche Neigung der Königin für den jungen Schweden ſich findet.

Einige Personen murrten über die Bevorzugung, die Marie Antoinette Fremden angedeihen ließ, und der Graf von der Marck erlaubte sich eines Tages die Bemerkung, es könnte ihr dies bei den Franzosen schaden. „Was wollen Sie?“ antwortete sie traurig; „der Grund ist, weil jene von mir nichts verlangen.“ [1]

Das waren die vorzüglichsten Mitglieder der Gesellschaft, die man anfangs Gesellschaft Polignac, später, nachdem der Salon der Favoritin zum Salon der Souveränin geworden, Gesellschaft der Königin nannte; eine ziemlich exclusive Gesellschaft, die ihren Einfluss mit niemandem theilen wollte, und um jeden gefährlichen Eindringling fernzuhalten, gegen Männer und Frauen, die ihr verdächtig erschienen, unbarmherzig zu Felde zog. „Im allgemeinen,“ so schrieb eine Dame des Hofes, die indessen nicht für eine böse Zunge galt, aber sich über die von dort ausgehenden Angriffe zu beklagen hatte, „besteht diese berühmte Gesellschaft aus sehr boshaften und unglaublich lästersüchtigen Leuten. Sie halten sich für dazu geschaffen, über den Rest der Erde zu richten.... Sie fürchten sich so sehr, dass sich jemand in die Gunst (der Königin. Anm. des Übers.) einschleichen könnte, dass sie nicht leicht jemanden loben, wohl aber nach Belieben jedermann verlästern. Und das alles muss man ansehen und nichts sagen.“ [2]

Frau v. Lamballe hatte ebenfalls ihre Gesellschaft. „Sie bestand,“ sagt Mercy, „aus Intriguanten einer etwas erlauchteren Art, aber das war fast der einzige Unterschied.“ [3] Man sah dort vornehmlich sammt dem Grafen von Artois und dem Herzog von Chartres die Getreuen des Palais-Royal und des Hauses Orléans. Doch die Stammgäste der Frau v. Lamballe waren weniger zahlreich; die Höflinge merkten gar wohl, dass der Wind nicht von dieser Seite her wehte.

Bald kam die Nebenbuhlerschaft zwischen den beiden Favoritinnen zur Geltung, und die Königin wurde mit Belästigungen und Zumuthungen aller Art bestürmt; doch der Ausgang des Kampfes

[1] „Correspondance du comte de Mirabeau et du comte de la Marck“, I, 14.

[2] Die Marquise von Bombelles an den Marquis von Bombelles, 18. December 1781.

[3] Mercy an Maria Theresia, 15. November 1776. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, II, 521.

konnte nicht zweifelhaft sein. Was vermochte die naive und schüchterne Frau v. Lamballe, welche die Reize ihrer Person und die Zärtlichkeit ihres Herzens durch keine geistigen Hilfsmittel zu stützen vermochte, die nicht nur eifersüchtig war, sondern es auch allzusehr merken ließ, gegen Frau v. Polignac, die, im vollen Glanze einer Antrittsrolle stehend, mit ihren natürlichen Reizen die Erfahrung fachmännischer Freunde verband? Von Seiten der Gräfin kamen achtungsvolle und zarte Klagen, Äußerungen von Besorgnis und Kummer, kleine Spöttereien über ihre Nebenbuhlerin,[1] die bei der von Natur aus zur Spottsucht geneigten Königin fast stets ihre Wirkung thaten. Nach und nach gewöhnte sich Marie Antoinette daran, über ihre frühere Freundin zu lachen. Frau v. Lamballe, offener und minder geschickt, beschwerte sich ganz laut, zuweilen mit Bitterkeit, und ihre Klagen fielen der Königin lästig. Ein Übermaß von Freimuth und Offenheit gefällt am Hofe nicht, es bedarf dort des Halbdunkels und der Verschweigungen. Das wußten die Anhänger der Frau v. Polignac gar wohl; sie traten nicht offen vor die Königin hin, sondern umgaben sie mit einem fast unbemerkbaren Netze, in dem sie sich schließlich gefangen fand. Sie benützten alle Fehler der Oberintendantin, übertrieben dieselben, beschwerten sich über ihre den Hof in Aufregung versetzenden Ansprüche und über ihre niemanden neben sich duldende Eifersucht und hoben ihre Ungeschicklichkeiten und das, was sie ihre „Dummheit" nannten, hervor.[2] Allmählich wurde die Königin der Frau v. Lamballe überdrüssig und gewöhnte sich daran, vielleicht ohne es selbst zu merken, sie zu entbehren.[3]

Zwischen Marie Antoinette und Frau v. Polignac wurde das Verhältnis immer zärtlicher.[4] Mißvergnügt, ergriff Frau v. Lamballe einen Vorwand, sich von der Verpflichtung, ein Haus zu führen, loszumachen; man bedeutete ihr, sie hätte wenigstens an Balltagen ein Souper zu geben;[5] sie gab nach, aber mit verhaltenem

[1] Mercy an Maria Theresia, 15. November 1776. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 520.

[2] Derselbe an dieselbe, 15. November 1775. — Daselbst, II, 520.

[3] Derselbe an dieselbe, 12. September 1777. — Daselbst, III, 115.

[4] Derselbe an dieselbe, 16. Juli 1776 und 12. September 1777. — Daselbst, II, 466, III, 115.

[5] Derselbe an dieselbe, 15. December 1776. — Daselbst, II, 537 u. 538.

Ärger, und ſuchte, ſobald ſie Gelegenheit fand, nach einem anderen Grunde, um ſeitwärts zu bleiben.[1] Der Königin erſchien dies als Undank von ihrer Freundin, ihre kühle Haltung nahm zu, und es kam eine Zeit, wo Frau v. Lamballe fühlte, daſs ſie nur mehr geduldet war[2] und im Wege ſtand,[3] und ſich entſchloſs, den Hof zu verlaſſen; man verſuchte nicht, ſie zurückzuhalten.[4] Sie zog ſich zu ihrem Schwiegervater, dem Herzog von Penthièvre, zurück, deſſen einſames Leben und wohlthätiges Wirken ſie theilte, und erſchien nur mehr ſelten zu Verſailles. Aber wenn es ihr auch an Geiſt fehlte, ihr Herz blieb immer dasſelbe; das Miſsgeſchick entledigte ihre Zuneigung deſſen, was etwa im Glücke von Eigennutz daran hieng. In den Stunden der Gefahr war ſie wieder ganz auf ihrem Platze.

Der Einfluſs Frau v. Polignacs ſtieg mit dem Sinken ihrer Nebenbuhlerin; wolkenlos ſtieg ihr Geſtirn am Horizonte von Verſailles auf. Der Hof ſtrömte bei ihr zuſammen, und ſelbſt der Graf von Artois, der ſolange der Oberintendantin treu geblieben, trat zur ſiegenden Partie über. Eigentlich gieng der Graf von Artois überall hin, wo er es unterhaltend fand; die Zuſammenkünfte, die Frau v. Lamballe nicht mehr halten wollte, fanden zunächſt bei der Prinzeſſin v. Guéménée ſtatt und wurden endlich in den Salon der Frau v. Polignac übertragen. Die Königin pflegte jeden Abend zu ihrer Freundin zu gehen, und es gelang ihr, auch den König hinzuziehen.[5] Der Hof ſtürzte nach. Man verſammelte ſich in einem großen Saale aus Holz, in der Ecke des der Orangerie zu liegenden Flügels des Palaſtes; im Hintergrunde ſtand ein Billard, rechts ein Piano, links ein großer Tiſch. Sonntags gab es da ein Gewühl. „Wird Frau v. Polignac etwa ganz Frankreich empfangen?“ ſchrieb der Prinz von Ligne an Chevalier de Lille. — „Ja,“ antwortete der Chevalier, „dreimal wöchentlich: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, von früh bis abends. Während dieſer 72 Stunden kann kommen, wer will, eſſen, wer will. Man muſs es ſehen, wie der Pack der Höf-

[1] Mercy an Maria Thereſia, 18. Februar 1778. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 165.

[2] Derſelbe an dieſelbe, 17. Juli 1778. — Daſelbſt, III, 223.

[3] Derſelbe an dieſelbe, 16. October 1779. — Daſelbſt, III, 360.

[4] Derſelbe an dieſelbe, 14. October 1780. — Daſelbſt, III, 495.

[5] Derſelbe an dieſelbe, 17. Juni 1779. — Daſelbſt, III, 321.

linge dort anschwillt. Man bewohnt während dieser drei Tage außer dem stets gefüllten Salon das Glashaus, das man zu einer Gallerie gemacht hat, an deren Ende ein Billard steht. An den vier oben nicht genannten Tagen steht die Thür nur uns Günstlingen offen." [1]

Frau v. Polignacs Ansehen stieg fort und fort, die Königin konnte ihre Freundin nicht mehr entbehren, diese war die einzige Person aus ihrer Umgebung, sagte Mercy, über die es unmöglich war, ihr die Augen zu öffnen.[2] An diese verschwendete sie überall, zu jeder Zeit, Gunstbezeigungen. Abends nahm sie ihren Arm und durchschritt mit ihr die mit Menschen gefüllten Vorgemächer ohne andere Begleitung als einen Kammerdiener und zwei andere Diener,[3] und diese ungewöhnliche Vertraulichkeit, das Anzeichen einer beispiellosen Zuneigung, erregte das Murren der Anwesenden. Gieng Frau v. Polignac für einige Zeit aufs Land, so schrieb ihr die Königin, um ihr Nachrichten von Versailles mitzutheilen;[4] war sie krank, so besuchte sie die Königin jede Woche.[5] Es stellte sich heraus, dass die vorgebliche Krankheit der Beginn gesegneter Umstände war. Man beschloss, dass zur Zeit der Niederkunft der Favoritin der Hof auf neun Tage nach La Muette gehe.[6] Diesesmal betrachtete nicht bloß der Hof, sondern ganz Paris solche Freundschaftsbezeigungen als übermäßige. Es verbreitete sich das Gerücht, Frau v. Polignac mache von ihrem Einflusse einen schrankenlosen Gebrauch, um sich und ihre ganze Familie zu bereichern, und obwohl an diesem Vorwurfe Neid und Übertreibung ihren Antheil hatten, so beweisen doch die oben mitgetheilten Einzelheiten, dass er nicht ganz unbegründet war.[7] Als Krone all dieser Gnadenerweise erhielt Frau v. Polignac ein halbes Jahr nach ihrer Niederkunft die Ehren des Tabouret (das Recht, sich in Gegenwart des Königs und der Königin auf einen Schemel zu setzen. Anm. des Übers.) und ihr Gemahl den Titel eines erblichen Herzogs.[8] „Es gibt wenig

[1] „Mémoires de Lauzun", p. 7.

[2] Mercy an Maria Theresia, 25. Jänner 1779. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 290.

[3] Derselbe an dieselbe, 15. November 1776. — Daselbst, II, 526.

[4] Derselbe an dieselbe, 15. Juni 1776. — Daselbst, II, 456.

[5] Derselbe an dieselbe, 17. December 1779. — Daselbst, III, 379.

[6] Derselbe an dieselbe, 17. Mai 1780. — Daselbst, III, 427.

[7] Derselbe an dieselbe, 17. Jänner 1780. — Daselbst, III, 390.

[8] Derselbe an dieselbe, 14. October 1780. — Daselbst, III, 475.

Beispiele," schrieb bei dieser Gelegenheit Mercy, „einer Gunst, die in so kurzer Zeit für eine Familie so einträglich geworden wäre."

Der Hof murrte, das Publicum war unzufrieden. Die Königin, ganz in ihre Zuneigung verloren, sah nichts von der allgemeinen Missstimmung. Ihre Herzensgüte, der Wunsch, denen, die sie liebte, gefällig zu sein, eine für eine so hohe Fürstin seltsame Schüchternheit, ein unwiderstehlicher Widerwille „nein" sagen, „eine unbegrenzte Neigung, den Rathschlägen derjenigen nachzugeben, die sie ihr ergeben glaubte,"[1] machten sie wehrlos gegen die Zudringlichkeit der Bittsteller. Es genügte, mit einiger Beharrlichkeit aufzutreten, und sie wich. Mercy klagte schon 1772 über diese bedauerliche Schwäche. „Diejenigen, die Kühnheit genug besitzen, um sie durch ihre Zudringlichkeit zu ermüden," schrieb er, „sind fast sicher, Einfluss zu gewinnen; und ohne die betreffenden Personen zu schätzen, selbst die Ungerechtigkeit der Bitte einsehend, lässt sie sich dazu herbei, einzig aus Furcht."[2] Das Alter hatte diese unglückliche Veranlagung nicht gebessert, und was noch schlimmer war, so furchtsam die Königin gegenüber den Bittstellern war, so feurig war sie, wenn es galt, für ihre Freunde zu bitten. Lebhaft und ungestüm, wie sie war, begann sie stets mit der Darlegung der Bitte, ohne sich genügend mit deren Tragweite und der Berechtigung des Bittstellers zu befassen, und wenn sie sich einer Sache angenommen hatte, wusste sie ihr Ansuchen so dringend vorzubringen, die Vorstellung von ihrem Einflusse war so groß, dass die Minister nicht allein nicht abzuschlagen wagten, sondern zuweilen sogar über die Absichten der Königin hinausgiengen.[3]

Frau v. Polignac und besonders ihre Freunde merkten diese Schwäche bald und beuteten sie zu ihrem Vortheile aus. Konnte die Königin Bitten nicht widerstehen, so widerstand sie noch weniger Thränen, und zu diesem letzten Mittel nahm die Favoritin ihre Zuflucht, wenn sie bei ihrer königlichen Freundin auf eine Festigkeit stieß, auf die sie nicht gerechnet hatte. Diesem letzten Ansturm ergab sich die Königin. Manchmal wurde sie freilich etwas ungeduldig; in ihren Gesprächen mit den treuen Rathgebern, welche ihre Mutter

[1] Ungedruckter Brief von Baron d'Aubier an Baron de Breteuil.

[2] Mercy an Maria Theresia, 18. Juli 1772. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 324.

[3] Derselbe an dieselbe, 17. December 1776. — Daselbst, II, 497.

ihr an die Seite gesetzt hatte, gab sie die Unzukömmlichkeiten ihrer Umgebung zu. Die Liebe zu ihren Freunden minderte ihren Scharfsinn nicht; mit ihrem lebhaften Verstande und richtigem Urtheile erkannte sie ebenso schnell die Fehler, als sie sich hatte durch die Vorzüge der betreffenden Personen bestechen lassen; allein die Vorzüge ließen sie zu leicht Fehler übersehen, deren Folgen sie nicht berechnete. „Sie geht," schrieb Mercy 1776, zur Zeit der größten Zerstreutheit, „über alles hinweg bei denen, die sich bei ihren Unterhaltungen nützlich machen."[1] Sie hielt sich gerne in jenen Salons auf, wo man nur über Gegenstände ihrer Geschmacksrichtung sprach, wo man nur darauf bedacht war, sie zu unterhalten und zu zerstreuen, wo man ihren Neigungen und besonders ihren Schwächen schmeichelte, wo sie sich für die Langweile entschädigte, „die sie während des übrigen Tages ertragen zu haben glaubte".[2] Von dieser Gesellschaft ließ sie nicht ab, immer wieder kehrte sie dahin zurück. So vergieng die Zeit mit unnützen, wenn nicht gefährlichen Gesprächen, im Spiel, in Ausfahrten, in pikanten und oft verletzenden Spöttereien, ohne daſs für ernste Beschäftigungen, Lectüre, Nachdenken, mit einem Worte, für jene Geistesarbeit, welche große Gedanken erzeugt und zu großen Dingen vorbereitet, Muße geblieben wäre.

War es wohl bloß Vergnügungssucht, was Marie Antoinette immer wieder zu ihren Favoritinnen hinzog und sie antrieb, unabläſſig solche Verbindungen einzugehen? Gewiſs spielte dies dabei eine Rolle; eine bei einer Fürstin von neunzehn Jahren sehr natürliche Beweglichkeit und die in den letzten Regierungsjahren Ludwigs XV. zusammengepreſste Jugendlust brach mit aller Gewalt hervor. Aber es war auch ein edleres Gefühl dabei: das Bedürfnis zu lieben und um ihrer selbst willen geliebt zu werden, ein Durst nach Herzlichkeit, den sie in ihrer Häuslichkeit nicht stillen konnte. Der König war voll Güte, oft voll Zuvorkommenheit gegen seine Frau; Mercy erklärte ihn einmal sogar für verliebt in sie. Aber es war eine kühle, schüchterne, verlegene Liebe, die den flammenden Gefühlen eines zwanzigjährigen Herzens schlecht entsprach. Diese

[1] Mercy an Maria Thereſia, 13. April 1776. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 435.

[2] Vermond an Mercy, 1766. — „Maria Thereſia und Marie Antoinette", p. 395.

Gefühlswärme, diese vertrauten Liebesergüsse, die Marie Antoinette bei ihrem Manne nicht fand, suchte sie bei ihren Freundinnen, und da sie die Liebe, wie sie diese verstand, nicht erlangte, wollte sie wenigstens die Freundschaft in ihrer ganzen Ausdehnung.

Zu diesem Grunde gesellte sich übrigens ein anderer, tiefer liegender. Es bestand im Leben der Königin eine schmerzliche Leere, die sie nicht ohne geheimen Schauder betrachtete. Die Vergnügungssucht, welche sie hinriss, war meistens nur ein unsagbares Bedürfnis nach Zerstreuung, eine unwiderstehliche Sehnsucht, der an ihr nagenden Langweile zu entgehen. Die Vergnügungen waren nur ein Schleier, den sie über ihre Traurigkeit warf, die sie nicht gestehen wollte, und hinter ihrem Lächeln bargen sich bittere Thränen. Man weiß heutzutage — die Berichte Mercys bestätigen es auf jeder Seite — welch heikle Lage sieben Jahre hindurch durch die seltsame Kälte ihres Gemahls für Antoinette geschaffen wurde. Sie trug die Krone Frankreichs, aber sie sehnte sich umsonst nach der Krone der Mutterschaft, die ihr jugendliches Haupt mit so reinem Glanze und so hoher Würde umgeben hätte. Das war für die junge Frau die tiefliegendste Gefahr und gleichzeitig der stechendste Kummer.[1] Die sorgende Wachsamkeit Maria Theresias grämte sich darüber; das Publicum nahm der Königin eine Lage übel, die doch für sie so peinlich war, und wofür sie keine Verantwortung traf; es verzieh es ihr nicht, dass ihr die Gräfin von Artois in der so ganz königlichen Mission, Erben dem Throne zu geben, zuvorgekommen war.

„Die fast gewisse Schwangerschaft der Gräfin von Artois," schrieb Mercy, „liefert nur zuviel Grund zu unangenehmen Erwägungen, und ich bin in wirklicher Besorgnis wegen der Wirkungen, die diese im Laufe der Zeit auf das Gemüth der Königin hervorbringen kann. So glänzend jetzt ihre Stellung ist, sie kann nur dann festen Bestand gewinnen, wenn die erhabene Fürstin dem Staate einen Thronerben schenkt. Bis zu dieser so wünschenswerten Zeit ziehen selbst die Vorrechte, welche die Königin genießt, gewisse Unzuträglichkeiten nach sich; ihr Einfluss, ihre Macht beunruhigen manchmal die leicht erregbare und übersprudelnde Nation, die von einer Fürstin regiert zu werden

[1] Mercy an Maria Theresia, 18. December 1774. — Marie Antoinette an Maria Theresia, 12. August 1775. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 274 u. 366.

fürchtet, der die Mutterschaft mangelt, um als Französin betrachtet zu werden.“[1]

Diese so gefährliche und falsche Stellung ward von Marie Antoinette lebhaft gefühlt, und um sich dieselbe aus dem Kopfe zu schlagen, stürzte sie sich in den Strudel der Vergnügungen; so hat sie selbst einmal Mercy gestanden.[2] Weder im Hofleben noch im häuslichen Leben die Befriedigung findend, die sie träumte, übertrug sie auf Freundinnen ihrer Wahl die glühende und mittheilsame Zuneigung, die ihr von Seiten ihres Gatten fehlte, und die sie kleinen Blondköpfen, die sie so gerne hatte, nicht zutheil werden lassen konnte.[3] Das ist die richtige Erklärung für die scheinbar unerklärliche Zerstreuung Marie Antoinettes während der ersten Jahre ihrer Regierung und ihrer Eingenommenheit für ihre Favoritinnen. Und wenn hievon auch nach der Geburt ihres ersten Kindes etwas übrig blieb, so ist der Grund dessen der, dass man nicht an einem Tage mit jahrelangen Gewohnheiten und Verbindungen bricht. Doch je höher die Flut der Mutterliebe in ihrem Herzen steigt, weichen die Stunden der Zerstreuung den Stunden des Ernstes, die Sorgen der Erziehung folgen auf die für die Vergnügungen, die Königin verlässt nach und nach den Salon der Freundinnen um der Wiege ihrer Kinder willen und bereitet sich durch die Freuden der Mutterschaft vor auf die harten Kämpfe und herben Opfer, die ihrer warten.

[1] Mercy an Maria Theresia, 17. December 1775. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, II, 409.

[2] Derselbe an dieselbe, 18. März 1775. — Daselbst, II, 310.

[3] Derselbe an dieselbe, 20. August 1770, 22. Juni 1771, 17. August 1776. — Daselbst, I, 36 u. 176, II, 477.

# Vierzehntes Capitel.

Trianon. — Der König schenkt der Königin Klein-Trianon. — Das Schloss. — Die Gärten. — Exotische Bäume. — Der Bach. — Der Theatersaal. — Der Amortempel. — Das Belvedere. — Die Grotte. — Der Weiler. — Die Meierei. — Ansicht der Reisenden über Trianon. — Arthur Young. — Der Russe Karamsin. — Die Baronin Oberkirch. — Der Prinz von Ligne. — Die Gemächer. — Der Speisesaal. — Der kleine Salon. — Der Badesaal. — Das Boudoir. — Das Zimmer der Königin. — Marie Antoinette und die Künste. — Der Marie Antoinette-Stil. — Das Appartement der Königin in Fontainebleau. — Leben der Königin zu Trianon. — Feste zu Ehren hervorragender Besucher. — Marie Antoinette und die Literatur. — Musik. — Gluck und Piccini. — Die Schauspielertruppe der Königin. — Das Lustspiel in Trianon. — Die Ausgaben für Trianon. — Unzukömmlichkeiten von Trianon.

Für die gewählte und etwas exclusive Gesellschaft, die wir im vorigen Capitel beschrieben haben, bedurfte es einer eigenen Räumlichkeit. Die junge Souveränin, als Feindin der Repräsentation und Etikette, nach Einfachheit und Einsamkeit dürstend, braucht einen mit ihrem Geschmacke in Einklang stehenden Palast.

Versailles ist zu groß, Marly*[1] zu kalt, Fontainebleau*[2] und Compiègne*[3] zu weit. Diese neue Wohnstätte, dieses Heim der Königin soll Trianon*[4] sein.

„Seine Majestät wird galant," schrieb Abbé Baudeau am 31. Mai 1774; „er hat zur Königin gesagt: ‚Du liebst die Blumen; nun gut, ich habe dir ein Bouquet zu schenken, nämlich Klein-Trianon.'" [1] In diesen Ausdrücken meldet ein Chronist das liebliche Geschenk Ludwigs XVI. an Marie Antoinette. Man weiß heutzutage, dass die Dinge sich nicht so zutrugen, sondern dass die Königin, die schon seit einiger Zeit ein eigenes Landhaus haben wollte, ihren Gemahl um Klein-Trianon bat; aber allerdings willfahrte der König mit größter Bereitwilligkeit dieser Bitte. Auf ihr erstes Wort hin „erwiderte er mit wahrem Entgegenkommen, dass

[1] „Chronique secrète" von Abbé Baudeau. — „Revue rétrospective", 1. Reihe, III, 66.

dieſes Landhaus der Königin gehöre, und er entzückt ſei, es ihr ſchenken zu können".[1]

Vom Architekten Gabriel 1753 begonnen, 1766 vollendet, war Klein-Trianon für Ludwig XV. das geweſen, was es für Marie Antoinette ſein ſollte, ein Zufluchtsort, wohin ſich der König begab, um nur den Pomp von Verſailles und die Intriguen des Hofes zu vergeſſen. Es war ein kleiner viereckiger Bau korinthiſcher Ordnung, in italieniſchem Geſchmack, mit einer einzigen Hauptetage, einem Unterſtockwerk und einer ſehr niedrigen zweiten Etage, mit fünf Fenſtern auf jeder Seite, die auf der Vorderſeite von vier hübſchen Säulen mit Acanthusblüten getrennt waren; vier Pfeiler derſelben Ordnung waren auf den anderen Seiten. Der einfache, aber elegante Bau ſtand in der Mitte eines Parkes, der als Gärtnereiſchule und als botaniſcher Garten dienen und gleichſam in einem ländlichen Muſeum die verſchiedenen damals bekannten Gartenvarietäten: franzöſiſcher, engliſcher, italieniſcher Garten, vereinigen ſollte. Ein früherer Kunſtgärtner, Claude Richard, hatte dort auf Anordnung des Königs die ſchönſten Arten exotiſcher Bäume geſammelt, Treibhäuſer gebaut und Blumenbeete entworfen, und der alte Monarch, als Freund der Naturwiſſenſchaften, kam oft dahin, um mit ſeinem Gardecapitän, dem Herzog von Ayen, zu botaniſieren oder mit demjenigen über Pflanzen zu plaudern, den Linné „den geſchickteſten Gärtner Europas" nannte.[2] Von 1771 bis 1774 gieng der König häufig nach Trianon, und hier fühlte er die erſten Anzeichen der Krankheit, die ihn wegraffen ſollte.

Marie Antoinette hatte nicht, wie ihr Groß-Schwiegervater, Geſchmack an der Naturgeſchichte; aber ſie fand, wie er und mehr als er, Geſchmack an der Zurückgezogenheit und war für Naturſchönheiten leidenſchaftlich eingenommen. Kaum hatte ſie am 6. Juni mittelſt eines Diners zu Ehren ihres Gatten von ihrer nunmehrigen Domäne Beſitz ergriffen, als ſie ſchon daran dachte, ſie in ihrem Sinne umzugeſtalten. Der botaniſche Garten intereſſierte ſie wenig; der franzöſiſche Garten gefiel ihr nicht; ſeine langen geraden

[1] Mercy an Maria Thereſia, 7. Juni 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 162.

[2] Brief Linnés an Claude Richard, citiert von Le Roy. — „Histoire de Versailles", II, 235.

Linien, seine nach der Schnur gezogenen Alleen, seine beschnittenen Bäume, das waren lauter Versailles und Etikette. Der englische Garten mit seiner Nachahmung der Natur, seinen zwanglos treibenden Bäumen, seinen Windungen, seinen Wiesen, gefiel ihr besser; das war das Bild der Freiheit, die sie in Trianon suchte. Es war dies überdies die damalige Mode: Horace Walpole in England, der Prinz de Ligne in Belgien, in Frankreich reiche Financiers und hohe Persönlichkeiten, wie Bontin in Tivoli, Laborde in Marseille, der Herzog von Orléans in Monceau, Herr v. Girardin in Ermenonville hatten englische Parke von allgemeinem Rufe anlegen lassen; die Königin beschloss, den ihrigen in Trianon zu haben, der botanische Garten ward geopfert, die Pflanzen und Heilkräuter wurden in den königlichen Garten übertragen, und so war der Platz frei für die neue Schöpfung der Souveränin. Am 23. Juli 1774 besuchte die Königin den Garten des Marquis Le Nôtre de Caraman, eines hervorragenden Amateurs und geschickten Zeichners, in der rue Saint-Dominique[1] zu Paris, blieb dort anderthalb Stunden, fand alles reizend, bezauberte selbst jedermann und ersuchte den glücklichen Hausherrn um seine Rathschläge für Trianon. Unter seinem Einflusse entwarf der Architekt Mique den Plan,[2] welchen Anton Richard, Sohn und Nachfolger von Claude, ausführte. Mit seltenem Talent benützte er die schon vorhandenen botanischen Schätze, und trotzdem er neue Gruppierungen ersann, gelang es ihm doch, die schönsten Exemplare der exotischen Arten zu erhalten.

Allein die Königin begnügte sich nicht mit den Anpflanzungen Ludwigs XV., sondern ließ fortwährend neue vornehmen, vermehrte die Sammlungen, ließ an alle bekannten Länder einen Aufruf ergehen, und die überseeischen Forscher erhielten den Auftrag, ihr von ihren Reisen Pflanzen mitzubringen;[3] 800 Species zierten den Park. „Der Ruhm von Klein-Trianon," sagt Arthur Young,*[5] „sind die exotischen Bäume und Sträucher. Die ganze Welt wurde in Contribution gesetzt, um den Park zu schmücken."[4] Italien sandte seine Steineichen, Louisiana seine Taxodien, Arabien seine Balsam-

[1] „Correspondance de Mme Deffand", II, 319 u. 320.

[2] Le Roy, „Histoires de Versailles", II, 288.

[3] „Le Petit Trianon", p. 314.

[4] „Reisen Arthur Youngs in Frankreich."

tannen, Virginia seine Robinien, China seine rosenrothen Akazien, Amerika seine unzähligen Arten von Eichen- und Nussbäumen. Abbé Nolet, Williams, Moreau de la Rochette beschreiben 239 Arten von Bäumen und Sträuchern, die allein Nordamerika für Trianon geliefert hatte. Die Arten mit ständigen Blättern waren vorherrschend, die Königin wollte auch im Winter das Grün. Corsische Fichten, grüne Eichen aus der Provence, kretische Cypressen, Melonenbäume aus den Pyrenäen vereinen ihr dunkles Laub mit den farbensatten Purpurbuchen und den helleren Tönen der Sophoras und der Tulpenbäume.*[6] Jussieu fertigte das Verzeichnis der Bäume an, Bonnefoy du Plan überwachte die Anpflanzung, die Königin sah nach, wie sie trieben und blühten, ließ in ihrer Gegenwart die Ceder von Libanon begießen, die Jussieu gepflanzt hat, und unter ihren Augen, zu Trianon, öffnete die Robinia zum erstenmale in Frankreich ihre duftigen Trauben.[1] Immer und überall Blüten: im Frühling der Flieder, dieser Liebling des Grafen von Artois, der ihn in Bagatelle anbaute, Federharzbäume, Tuberosen ꝛc. Die Beete füllen sich mit den wunderbarsten Varietäten von Iris, Tulpen, holländischen Hyacinthen.[2] Orangenbäume erfüllten die Luft mit balsamischem Duft, ihre Blüten hüteten die Gärtner während der Nacht mit eifersüchtiger Sorgfalt; die Königin verkaufte die Ernte, 30 Pfund in schlechten, 60 in guten Jahren, 78 im Jahre 1780.

Gleich anfangs wurde der Park vergrößert[3] durch die Wiese, auf der Ludwig XV. sich mit selbsteigenen Versuchen mit einem Pfluge unterhalten hatte, der lange aufbewahrt wurde. Dort ahmte man Terraingestaltungen nach, grub Hohlwege, errichtete Hügel, warf große Sandsteinlager auf und verschaffte sich ein Flüsschen, dessen Wasser aus einem spitzen, eine Ruine überragenden Felsen sickerte und die Grasfläche vor dem Schlosse durchzog, bald sichtbar dahinfließend, bald sich versteckend unter dem Laub der Baummassen, um später wieder zum Vorschein zu kommen. Es war ein wirklicher Fluss, obwohl in einer Länge von 2000 Klaftern von

[1] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 17. August 1779, XIV, 174.

[2] „Le Petit Trianon."

[3] Mercy an Maria Theresia, 31. Juli 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 209.

Marly in Röhren hergeleitet, nicht ein gerader und steifer Wasserstreifen wie in Versailles, ein Fluss mit seinem natürlichen Laufe, seinen zierlichen Windungen, seinem Kieselbett, seinen rauschenden Wasserfällen und murmelnden Wellen, mit wirklichen Brücken aus Stein[1] oder Holz[2] versehen, zwischen zwei Ufern von wirklichem Rasen fließend, „dessen blühende Ränder nur das Erscheinen eines Schäfers zu erwarten schienen", wie ein Reisender sagt.[3]

Mitten in diesem Garten erhoben sich verschiedene Bauten, die sich wie aus dem Boden hervorgezaubert ausnahmen: imitierte Ruinen, Bauernhäuser, chinesische Lusthäuser, so dass in diesem kleinen Erdenwinkel eine Musterkarte der Baukunst aller Zeiten und Länder zusammengestellt war.

Auf jeder Seite des Schlosses bietet sich ein anderer Anblick dar. Rechts von der Façade befindet sich der englische Park mit seinen Laubmassen, Wasserstreifen und Grasflächen, und mündet in eine felsige, mit Taxusbäumen, Tannen und Thuyas bepflanzte Partie. Vor der Façade dehnt sich im Westen, am Fuße der Freitreppe, von Groß-Trianon durch ein doppeltes Gitter getrennt, der französische Garten aus, im Geschmacke Le Nôtres, mit seinen rechtwinkeligen Beeten, Orangenalleen, Bogenlauben, in die Laubnischen gestellten Statuen, mit seltenen Blumen gefüllten Vasen, und im Hintergrunde der Pavillon, der Ludwig XV. als Speisesaal diente. Links von der Façade befand sich der 1778[4] erbaute Theatersaal mit seiner von zwei jonischen Säulen gebildeten Vorhalle, seinem von Musikinstrumenten, in deren Mitte Apollo als Knabe, mit einer Leier in der Linken, einem Kranze in der Rechten, lag, bedeckten Giebel, seinen Malereien in Weiß und Gold, seinen blauen Sammtstühlen, seinen drei Etagen von auf Consolen mit Löwenköpfen und Löwenfellen, dem Wappen Ludwigs XVI.,[5] gestützten Gallerien, seinen von Amoren gestützten Eichenästen und Blumengewinden, seiner Decke, wo Lagrenée Apollo, die Grazien, Thalia und Melpomene gemalt, seinen die Seiten der Bühne abschließenden oder deren Vorhang in die Höhe ziehenden Nymphen

[1] De Lescure, „Les Palais de Trianon", p. 107.
[2] „Souvenirs d'un page", p. 242.
[3] Der Russe Karamsin, citiert von Lescure, p. 155.
[4] G. Desjardins, „Le Petit Trianon", p. 107 ff.
[5] Daselbst p. 109.

mit den Füllhörnern, seinen Leuchterstühle tragenden Frauengruppen und seinen Musen, die mit ihren weichgerundeten Armen den Namenszug der Königin umrahmen.[1]

Auf der dritten, rückwärtigen Seite des Schlosses war abermals der englische Garten, wo das Flüsschen in tausend Krümmungen zwischen Pappeln und Ahornbäumen sich hinschlängelt. Aus dem Schoße des Wassers erhob sich, leicht und niedlich wie eine Najade, eine Insel mit eleganten Umrissen und auf dieser das vielleicht reizendste Wunder in diesem reizenden Eden, ein Rundbau in vollkommen gelungenen Maßverhältnissen, dessen nett gemeißelte Säulenhalle unter Acanthuslaub die Statue Amors von Bouchardon barg; der Gott in seiner ganzen Jugendkraft und Jugendschönheit schneidet sich einen Bogen aus Hercules' Keule.[2] Weiterhin den See mit seinen markig ausgeschnittenen Ufern und den ruhigen Wellen, auf denen sich vergoldete und liliengeschmückte Gondeln schaukeln mit in den Farben der Königin, weiß und blau,[3] gestreifter Flagge, die zwischen dem „Hafen der Abfahrt" und dem „Hafen der Rückfahrt" verkehren.

Jedes Jahr stellte seinen Beitrag zu dieser feenhaften Schöpfung.[4] Im Jahre 1776 wurde wenige Schritte vom Palais das chinesische Lusthaus und unter diesem ein Ringelrennen errichtet, das von einem unsichtbaren, unterirdisch angebrachten Mechanismus in Bewegung gesetzt wurde[5] und dessen Spieler auf von Bocciardi gemeißelten Drachen und Pfauen ritten.[6] Im Jahre 1778 erstand das Belvedere auf dem Hügel, zwischen Rosen-, Myrten- und Jasminbüschen.[7] Mique hat den Plan dazu geliefert; die Königin nahm dort jeden Morgen ihr Frühstück, das auf einem auf drei vergoldeten Bronzefüßen ruhenden Tische aus grauem Marmor aufgetragen ward. Von hier aus konnte sie durch

[1] Dieser Saal kostete nach Desjardins 141.200 Livres, 3 Sous, 8 Deniers. — „Le Petit Trianon", p. 107.

[2] Der Tempel wurde 1778 erbaut und kostete nach Desjardins 55.593 Livres, 7 Deniers. — Daselbst p. 106.

[3] Daselbst p. 202.

[4] Daselbst p. 89 bis 91.

[5] Daselbst p. 76 ff.

[6] Einige Schriftsteller sprachen von Straußen, aber die Rechnungen der Arbeiter sagen Pfauen. — Daselbst p. 78.

[7] Daselbst p. 197.

vier, nach den vier Himmelsgegenden gerichtete Öffnungen mit einem Blick ihre ganze Besitzung überschauen und ihren Blick auf dem Flüsschen ruhen lassen, das, seitwärts aus einer wilden Felsmasse hervorgetreten, am Fuße des Lusthauses träge dahinschlich, als ob es nur mit Bedauern von diesem bezaubernden Orte scheiden könnte. Acht Sphinxe mit Frauenköpfen bewachten den Eingang; oberhalb der Fenster sinnbildeten vier von Deschamps gemeißelte Gruppen die vier Jahreszeiten; oberhalb der Thüren hatte derselbe Künstler Jagd- und Gärtnerei-Attribute angebracht. Im Innern war der Fußboden aus weißem, blauem und rosenrothem Marmor, und an den Stuccowänden liefen leichtgeformte Arabesken hin, eine anmuthige Mischung von rauchenden Dreifüßen, von Köchern, Vasen und Blumensträußen. Hier trank ein Distelfink aus einer Onyxschale, dort verfolgten einander zwei Tauben, anderswo nagte ein Eichhorn an einer Frucht oder entschlüpfte ein Kanarienvogel aus einem vergoldeten Käfig.

Dann, nicht weit vom Belvedere, halb versteckt in einem schmalen, von dichten Baummassen beschatteten Hohlweg, befand sich eine Grotte, zu der man erst nach vielen Krümmungen auf einer in den Felsen gehauenen düsteren Treppe gelangte. Der hindurchfließende Bach verbreitete dort eine wonnige Kühle; das Licht drang nur spärlich ein durch eine Spalte der Wölbung, dichtes Gebüsch wehrte unbescheidene Blicke ab; das Moos, welches Wände und Boden bekleidete, hinderte das Eindringen von Geräusch. Es war dies der Ort der Zurückgezogenheit und Ruhe bis zu dem Tage, als die Königin dort das erste dumpfe Grollen des 5. Octobers vernahm.[1]

Wir folgen nun dem Flüsschen, gehen an dem Amortempel vorbei und dringen bis zum See vor. Hier werden wir bald die Lieblingsschöpfung der Königin gewahren, die am besten ihre Geistesrichtung ausprägt und in allen Stücken aus ihrer Phantasie und ihrem Herzen hervorgegangen ist; als Hilfskräfte dienten ihr hiebei ihr Architekt Mique und ihr Maler Hubert Robert. Da ist nicht mehr Einsamkeit, wie in der Grotte, da ist Leben oder wenigstens ein Anschein von Leben, und zwar von praktischem, arbeitsamem Leben.

[1] Die Königin hielt sich in dieser Grotte auf, als man ihr am 5. October 1789 die Nachricht brachte, dass von Maillard geführte Banden nach Versailles zogen.

Da erblicken wir einen ganzen Weiler von acht Häuschen, deren jedes, wie zur Beherbergung einer Bauernfamilie eingerichtet, von einem kleinen, mit Gemüse und Obstbäumen bepflanzten Garten umgeben ist.[1] Die Dächer sind mit Stroh gedeckt, die Fenster mit kleinen Scheiben versehen, die Gänge bestehen aus Brettern, auf denen Gaisblatt und Jungfernwein sich ranken.[2] Es sind da Scheunen, um die Ernte aufzustapeln, Holztreppen, um auf die Kornböden zu gelangen, Steinbänke, um sich zu setzen. Das Haus der Königin, das durch einen Gang mit dem Billardhause verbunden ist, ist selbstverständlich das schönste von allen; es ist mit blumengeschmückten Fayencevasen aus St. Clément und Weingeländer geschmückt. Nicht weit davon erhebt sich der Marlborough-Thurm, dem ein altes, von Frau Poitrine, der Amme des Dauphin, getrillertes Lied den Namen gegeben,[3] und dessen Schneckenstiegen, mit Geranium und Nelken eingesäumt, sich im See spiegeln.[4]

Der Weiler ist vollkommen, nichts fehlt, was einen wirklichen Weiler ausmacht, weder Meierhof noch Schoppen, noch Hühnerhaus, noch Gärtner-, noch Wächterhaus, noch die Mühle mit dem Mühlrad. „Die Königin und Hubert Robert haben an alles gedacht," sagen diejenigen Geschichtschreiber Marie Antoinettes, die in ihrem schillernden Stile vielleicht am besten diese zauberhafte Schöpfung beschrieben haben, „selbst daran, Spalten in die Steine, Risse in den Mörtel, Sprünge in die Balken und Ziegel der Mauern zu malen, als ob die Zeit nicht rasch genug das Spielzeug einer Königin zerstörte."[5]

Also ein wirklicher, strohgedeckter Meierhof mit lebendigen Hausthieren, Schweizerkühen, Kaninchen, blöckenden Schafen, girrenden Tauben und gackernden Hühnern. Es ist ein Meier da, Namens Valy, ein Wächter, Namens Bercy, ein Kuhjunge, eine Stallmagd.[6] Die Milchkammer steht am Ufer des Sees, der als

[1] „Le Petit Trianon", p. 287.

[2] Daselbst.

[3] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 9. März 1783, XXII, 149.

[4] „Souvenirs d'un page", p. 248.

[5] „Histoire de Marie-Antoinette" von Edmund und Julius de Goncourt, Paris 1878, p. 161.

[6] „Le Petit Trianon", p. 289. — Vom 1. Juli 1785 bis 1. October 1791 betrug der Ertrag des Pachthofes 30.170 Livres, die Auslagen 36.523 Livres, 14 Sous, 6 Deniers. — Daselbst p. 290.

Kühlapparat dient, und wenn das Seewasser nicht zuträglich ist, schöpft man anderes Wasser aus sieben Springbrunnen, auf denen Kindergestalten Schwäne mit ausgebreiteten Flügeln halten. Die Fächer für die Milchgefäße sind aus weißem Marmor, letztere sind aus Porzellan und werden in der Fabrik der Königin in später zerbrochenen Gießformen hergestellt.[1] Im Weiler ist, wenn man einem Reisenden, dessen Zeugnis allerdings verdächtig ist, glauben darf,[2] der König Müller, die Königin Pächterin, der Graf von Provence Schullehrer; ein Dorfleben nach der Auffassung des achtzehnten Jahrhunderts,[3] wie es Florian in Mode gebracht hat, ein homerisches Gedicht oder eine virgilianische Ekloge, commentiert vom Grafen von Berquin, wo parfumierte und gepuderte Nausikaen spitzenbesetzte Wäsche mit Waschbleueln aus Ebenholz waschen und Tityre in rothen Schuhen rosenbekränzte Schafe mit „goldenen Scheren scheren". „Es ist das eine Schäferei," sagt Chevalier de Boufflers, „wo nur der Wolf mangelt."

Der Weiler wurde 1782 begonnen und 1788 vollendet. Trotz Änderungen in den Plänen und mancher Hindernisse erstand er schnell;[4] denn die Wünsche der Königin sind sehr dringend. „Sie kennen unsere Herrin," schreibt der Hausverwalter Fontanieu an den Architekten Mique, „sie hat gerne alles rasch fertig." Nach dem Abschlusse des Baues kam eine neue Umgestaltung; in die Schäferei ist, um mit Boufflers zu reden, der Wolf gekommen; und die auf sie bereits anstürmenden Verleumdungen beantwortet Marie Antoinette mit einem Werke der Barmherzigkeit: sie nimmt in dieses Theater-Dorf zwölf arme Familien auf, die sie mit ihren Ersparnissen unterhält.[5]

Alle diese Schöpfungen in Trianon sind so herrlich gelungen, dass nichts eine Vorstellung geben kann von ihren bezaubernden Reizen, die, durch einen melancholischen Zug noch anziehender gemacht, ein Jahrhundert überlebt haben. So wurde denn auch der Ruf dieser Gärten schnell allgemein verbreitet; Dichter besangen[6]

[1] „Le Petit Trianon", p. 313.
[2] „Fragments sur Paris" von Meyer, Hamburg 1778.
[3] „La vie parisienne sous Louis XVI", p. 110.
[4] „Le Petit Trianon", p. 245.
[5] „Mémoires de Weber", p. 42.
[6] Delille, „Les Jardins", 1. Gesang.

und Freunde des Schönen bewunderten sie. Doch gleich vom ersten Tage an hieng sich die Bosheit der Scandalchroniſten an dieſe liebliche Phantaſie der Königin und beſchuldigte dieſe, den Namen ihres Beſitzthums geändert zu haben, um ihm einen deutſchen Namen zu geben.[1] Die Königin war darüber entrüſtet und wies diejenigen, die die Einfalt oder Unverſchämtheit hatten, ſie um die Erlaubnis zu bitten, ihr „Klein-Wien" zu beſuchen, auf eine Art ab, die einer Zurechtweiſung gleichkam.[2] Den anderen ſtand Trianon offen, und man ſtrömte dahin von allen Seiten, von Paris, von Verſailles, aus der Provinz und aus dem Auslande. Nicht ein Reiſender kam durch Frankreich, ohne in dieſe Armida-Gärten eindringen zu wollen, keiner verläſst ſie, ohne von ihrer Pracht geblendet zu ſein. Arthur Young, der keiner Parteilichkeit gegen die Werke der alten Monarchie verdächtig iſt und alles mit dem Phlegma eines Engländers und dem praktiſchen Sinne eines Landwirtes prüft, iſt von Erſtaunen erfüllt über dieſe mächtige Vegetation und dieſe wundervollen Sammlungen; allerdings wirft er all dieſen reizenden Dingen etwas Überladung vor, gibt aber zu, daſs „mehrere Partien ſehr hübſch und ſehr gut ausgeführt ſind," und daſs der Amortempel „wirklich elegant" iſt.[3]

Der Ruſſe Karamſin,*[7] für derlei Dinge empfänglicher, wie man damals ſagte, erklärt, daſs „der Garten von Trianon das ſchönſte iſt, was es an engliſchen Gärten gibt".

„Ich ſchreite weiter," ſagt er, „und ſehe Hügel, Felder, Wieſen, Herden, eine Grotte. Ermüdet von den glänzenden Leiſtungen der Kunſt, finde ich die Natur wieder, finde mich ſelbſt, mein Herz, meine Einbildungskraft wieder; ich athme auf, ſchlürfe die balſamiſche Abendluft, betrachte den Untergang der Sonne ... ich möchte ſie aufhalten können in ihrem Laufe, damit ſie länger in Trianon bliebe."[4]

Die Baronin Oberkirch, welche die Gräfin von Nord*[8] nach Frankreich begleitete, iſt nicht minder begeiſtert; ſie ſchreibt:

„Ich habe früh morgens das der Königin gehörende Klein-Trianon beſucht. Gott! welche Luſtpartie! Dieſe Wäldchen, erfüllt

[1] „Chronique secrète de l'abbé Baudeau."

[2] „Mémoires de Mme Campan", p. 106.

[3] „Reiſen von Arthur Young."

[4] Karamſin, „Briefe eines in Frankreich, Deutſchland und der Schweiz reiſenden Ruſſen" (ruſſiſch).

mit Fliedergeruch, von Nachtigallen bevölkert, waren wonnig! Es war ein prächtiges Wetter, die Luft voll balsamischer Düfte. Die Schmetterlinge entfalteten ihre goldigen Flügel in den Strahlen der Frühlingssonne. Ich habe in meinem Leben keine köstlicheren Augenblicke zugebracht als die drei Stunden, die ich auf den Besuch dieses Ruhesitzes verwendete." [1]

Will man schließlich nach diesen Zeugnissen des etwas skeptischen Engländers, des sentimentalen Russen und der als Frau von Geschmack bekannten Elsässerin noch das Urtheil eines Fachmannes und Meisters in der so schwierigen Kunstgärtnerei, so lese man, was 1781 der Prinz von Ligne, der Schöpfer von Belœil und einer der Stammgäste von Trianon schreibt:

„Ich kenne nichts Schöneres und besser Gelungenes als den Tempel und das Lusthaus. Die Säulenhalle des einen und das Innere des andern sind der Gipfel der Vollkommenheit im Geschmack und feiner Arbeit. Der Felsen und die Wasserfälle werden in einiger Zeit eine prächtige Wirkung hervorbringen, denn ich denke, dass die Bäume bald wachsen werden, um alle Gegensätze von Mauerwerk, Wasser und Rasen zur Geltung zu bringen. Der Fluss, eine kleine Wendung gegen den Tempel machend, stimmt wunderbar zu dem Ganzen; sein übriger Lauf ist in richtiger Vertheilung versteckt oder sichtbar. Das Waldesdickicht ist gut vertheilt und trennt die sonst einander zu nahen Gegenstände. Die Grotte ist wohlgelungen, gut angebracht und sehr naturähnlich. Die Berge sind keine Zuckerbrote oder lächerliche Rundbauten; nicht einer ist darunter, der seinem Aussehen nach nicht schon zu Faramundes (angeblichen ersten Königs der Franken. Anm. des Übers.) Zeit hätte da sein können. Die Blumeneinfassungen sind überall angenehm geformt. Eine fand ich etwas zu bandartig; ich glaube, man soll sie ändern. Das war der einzige Fehler, den ich bemerkt habe, und dies beweist, dass, obschon Klein-Trianon für den Enthusiasmus geschaffen ist, es auf mich gerade nicht diese Wirkung ausübte. Es ist da nicht bloßer Kram, nichts Verschrobenes, nichts Bizarres; lauter angenehme Formen; alles im vollkommen richtigen Verhältnis gehalten. Augenscheinlich besitzen auch die Grazien viel Sinn für Richtigkeit und vereinigen auch diesen Vorzug mit all jenen, die ihnen stets Bewunderung sichern werden."

[1] „Mémoires de la baronne d'Oberkirch", I, 202 u. 203.

Im Palais herrscht dieselbe Eleganz und, um mit dem Prinzen de Ligne zu sprechen, dieselbe Richtigkeit. Man gelangt über eine breite Freitreppe hinauf und betritt mit Pfeilern versehene Terrassen. Eine Thür führt in die Hausflur, wo Eichengewinde längs der Wände hin laufen.[1] Ein Medusenhaupt scheint Lästigen den Zugang zu verwehren. Für die anderen, die Bevorzugten, öffnet sich eine geräumige Stiege mit breiten Steinstufen und vergoldetem Geländer, wo sich Lorbeerzweige um den Namenszug der Göttin dieser Stätte schlingen. Im Mittelpunkte schaukelt sich eine wundervolle Laterne, gebildet von Pfeilerbündeln und ländlichen Attributen mit zwölf von kleinen sitzenden Satyren gehaltenen Lichtern.

Aus dem auf der Höhe der Treppe sich öffnenden Vorgemach gelangt man in den Speisesaal, dessen herrlich geschnitztes Getäfel auf allen Seiten eine Reihe von feinen Arabesken, Köchern, Pfeilen, Blumengewinden, Lorbeerzweigen, Sphinxen und Fruchtkörbchen bietet; Pan-Böcke mit von Weinlaub starrendem Barte stützen den Kamin aus blauem Marmor.[2] In der Mitte des Gemaches befindet sich der von Loriot für Ludwig XV. verfertigte Tisch, der mittelst einer im Fußboden angebrachten Fallthür vollkommen gedeckt heraufgelassen wird und dessen vier „Aufwärter" das geschäftige Treiben der Bedienten ersetzen und deren lästige Blicke hintanhalten.

Nach dem Speisesaal kommt der kleine Salon, geschmückt mit Weintrauben, Larven, Zithern und Pauken. Im großen Salon beleben lächelnde, bausbackige Amore die Ecken der Karniesen, während an den Wänden Lilienzweige in Lorbeerkränzen sich entfalten.[3] Die Zimmereinrichtung ist aus carminrother, goldbesetzter Seide.[4] In der Einsetzrose, die so zart und leicht ist, dass ihr Blüten- und Fruchtwerk wie auf die Decke hingehaucht erscheint, hängt ein Glaslustер, der in tausendfachem Feuer schimmert. Im Ankleidezimmer fangen zwei nach Belieben aus dem Fußboden hervorziehbare bewegliche Spiegel das Licht auf und verdecken die Fenster;[5] oberhalb ist eine kleine, 1780 in das Halbgeschoß hinein-

[1] „La vie parisienne sous Louis XVI", p. 83.
[2] „Le Petit Trianon", p. 41, Anm.
[3] Daselbst.
[4] Daselbst, p. 191.
[5] „Souvenirs d'un page", p. 241.

gebaute Bibliothek,[1] seitwärts das Badezimmer, wo sich das Wasser in eine Wanne aus weißem Marmor ergießt.

Ein kleines Boudoir mit geschnitzten Dreifüßen, Füllhörnern, auf Rosennestern ruhenden Tauben, lilienbesetzten Schilden und dem Namenszug M. A., den unschädliche Pfeile durchziehen und Gänseblumen umrahmen, führt in das Zimmer der Königin, dessen blauseidene Einrichtung — blau steht den Blondinen so gut an — mit Eiderflaum bequem ausgefüttert, dessen Bett unter Spitzen vergraben ist, dessen Vorhänge von mit Perlen- und Silberfransen besetzten Schleifen zusammengehalten werden. Ein Myosotis- und Mohnblumengewinde umgibt den Plafond, und auf dem Kamin steht eine Pendeluhr, auf der sich der österreichische Doppeladler zu Schäferstab und Schäferhut gesellt, als Zeichen der glücklichen Stunden der Beherrscherin dieser Stätten.[2] An den Wänden hängen einige Gemälde von Pater und Watteau, besonders aber zwei reizende, von Maria Theresia geschickte Bilder,[3] auf denen Wertmüller zwei Erinnerungen aus der Kindheit der Königin dargestellt hat, nämlich die Oper und das Ballet, ausgeführt von den jungen Erzherzogen und Erzherzoginnen bei der Hochzeit Josefs II. Auf dem einen Gemälde führen die Schwestern der Königin eine Opernscene auf; auf dem andern tanzt diejenige, die man damals Frau Antonia nannte, in ein rothes Oberkleid und eine Jacke aus weißem Atlas mit Rosenzweigen gekleidet, ein Menuet mit ihren Brüdern Ferdinand und Maximilian. Ein Zeitgenosse behauptet, es habe in diesem Zimmer der Königin auch mehrere Porträts der kaiserlichen Familie gegeben, auf denen sich die allerhöchsten Persönlichkeiten als Religiosen, die an ihrem Grabe schaufeln, hatten malen lassen[4] — vielleicht, um unter diese heiteren Ideen einen ernsten Gedanken, unter diese Sinnbilder der Lust das Bild des Todes zu mischen.

Sonst überall im Palais ist übersprudelndes Leben, überall zeigt sich jene reizende und elegante Einfachheit, wie sie der Geistesrichtung der Königin in den Tagen ihres Glückes entspricht. Hier entfaltet sich in seiner ganzen Vollkommenheit jener Stil, den man

[1] „Le Petit Trianon", p. 136.*9

[2] „La vie parisienne sous Louis XVI", p. 83.

[3] Maria Theresia an Marie Antoinette, 5. Jänner 1778. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 152.

[4] „Souvenirs d'un page", p. 241.

den „Stil Louis XVI“ genannt hat, aber eher den „Stil Marie Antoinette“ nennen sollte, denn sie ist dessen geistige Urheberin; dieser Stil ist seit einem Jahrhundert das Muster für Eleganz und Anmuth geblieben. Hier zeigt sich der Einfluss des Geschmackes der Königin auf Geschmack und Kunst ihrer Zeit. Es ist nicht mehr die strenge Erhabenheit Ludwigs XIV., noch die etwas krankhafte Ziererei Ludwigs XV., es ist etwas zwischen beiden in der Mitte Liegendes, das die Reinheit der Linien mit der Zartheit der Decoration vereinigt; es ist fast mit dem Aussehen der Gebrechlichkeit niedlich und würdig zugleich, harmonisch, ohne augenbeleidigend, abgerundet, ohne verschoben, comfortabel, ohne lüstern zu sein. Mythologische Erinnerungen, Attribute der Kunst und Natur, ländliche Scenen, Arabesken aus der Renaissance, Sinnbilder, Blumen, Früchte, Laubwerk, alles vereinigt sich zu einer Ornamentierung, die am meisten durch die Fülle und Feinheit der Einzelheiten glänzt. Die Verleumder Marie Antoinettes haben sie beschuldigt, deutsch geblieben zu sein, und doch ist sie nirgends mehr Französin gewesen als in Trianon.

Auf ihren Ruf geben sich alle Künste ein Stelldichein, sind alle Künstlerphantasien in Thätigkeit, um Meisterwerke hervorzubringen. Deschamps schnitzt die Giebel des Belvedere und die Capitäler des Tempels; Féret und Lagrenée malen Decke und Wände des Theatersaales und des Palais; Dutemps und Leriche liefern die Vergoldungen. Für die Königin ciseliert Gouttière, der Berühmte, wie man ihn schon bei Lebzeiten nennt, seine wundervollen Bronzearbeiten;[1] Houdon meißelt in Marmor; Clodion formt seine Statuetten. Unter ihrem Patronate gründet Lebœuf eine Porzellanfabrik in der rue de Bondy.[2] David Rœtgers verfertigt Möbel von solcher Vollendung, dass der sparsame Ludwig XVI. sich bewegen lässt, einen Schreibschrank mit eingelegter Arbeit um 80.000 Francs zu kaufen.[3] Rosenholz- und Palisandermöbel gesellen sich zu den Sèvres-Platten; Consolen und Tische werden überladen mit einer Menge seltener und eleganter Gegenstände: Gruppen aus weicher oder harter Masse, chinesische Töpferarbeiten aus himmelblauem Porzellan, Wiener Vasen aus ver-

[1] „Le XVIII^e siècle“ von Paul Lacroix, p. 472.

[2] Daselbst p. 496.

[3] Daselbst p. 471.

steinertem Holz, Kistchen aus braunem Sardoine oder blutrothem Jaspis, Büchsen aus japanischem Lack oder Firniss Martin.[1] Alles trägt einen heiteren, auserlesenen Charakter.

Nicht allein in Trianon, auch in Fontainebleau gewinnen die Ideen der Souveränin Gestalt und Leben. Es gibt nichts Zierlicheres, als die Reihe von Gemächern, die im alten Palaste der Valois das Appartement der Königin bilden. Mercy, der die Anfänge desselben sah, erklärte, dass „die verschiedenen Künstler dort alles erschöpft haben, was Pracht, Auserlesenheit und Geschmack nur Merkwürdiges und Annehmliches hervorbringen können".[2] Alles wirkt hier zur Ausschmückung zusammen: Lyon schickt für das Schlafzimmer herrliche, mit ländlichen Symbolen bedeckte Seidenarbeiten; man sieht da Vogelschläge und Lockpfeifen, über die Felder laufende Rebhühner, auf Blütenzweigen singende Finken, Gartenkörbe und Tempelruinen. Der Architekt Rousseau leitet die Arbeiten;[3] Gouttière plattiert auf der Commode reizende Bronzearbeiten: Weintrauben, Löwenköpfe, Schnörkel aller Art. Sèvres gibt seine transparenten Medaillons hiezu. An dem Bette halten zwei vergoldete Genien eine Krone oberhalb der umrahmten Chiffre M. A. Im Salon malt ein Schüler Bouchers, Barthélemy, die Musik und die übrigen Künste. Im Badezimmer führt er auf Spiegeln reizende Scenen auf. Fröhliche Amoretten necken einander, balgen sich, verfolgen einander, laufen Schmetterlingen nach, haschen nach Vögeln, spielen mit Blumen und klettern längs des Schilfes hin.

Aber das eigentliche Wunder von Fontainebleau ist das Boudoir, und Frau v. Staël hat nicht Unrecht, wenn sie an Gustav III. schreibt, dass „das Cabinet der Königin in allen Einzelheiten schön ist und über alle Vorstellung geht".[4] Auch hier ist Barthélemy der Decorateur. Auf der Decke malt er Flora, von Amoretten umgeben und verschwenderisch die duftenden Vorräthe ihrer Beete ausstreuend. An den Wänden erfreuen die reizendsten Schöpfungen seines Pinsels das Auge: ein Gemenge von Genien, Thieren, Blumen, Epheuranken, Löwenköpfen, kauernden Sphinxen und Kornblumen,

[1] „Gazette des Beaux-Arts", 1. November 1879.

[2] Mercy an Maria Theresia, 19. November 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 130.

[3] Daselbst.

[4] „Gustave III et la Cour de France" von Geffroy, I, 407.

Gänseblümchen, Veilchen und Lorbeerzweigen. Auf den Thüren hält Cupido seiner Mutter einen Spiegel hin, und Mädchengruppen tanzen vor einem Satyr oder halten einen Amor, der entwischen will, bei den Flügeln zurück. Der Kamin ist aus weißem Marmor und wird von säulenartigen Pfeilenbündeln gestützt, und auf der Oberschwelle desselben ist ein von Gouttière gemeißelter Bogen von Laub- und Blumengewinden umschlungen. Wenn man der Überlieferung glauben darf, hat Ludwig XVI. selbst die Drehriegel der Fenster, auf deren Pfosten Epheustengel sich ranken, geschmiedet; da hätte also Vulcan für Venus gearbeitet.[1] Der Fußboden ist ganz aus gesprenkeltem Mahagoni, einem damals seltenen Holze, das heute einen widrigen Eindruck macht; die Sprenkelung sieht wie Blutflecken aus.

Doch kehren wir nach Trianon zurück.

Das Königreich Marie Antoinettes ist klein: etwa sechzig Morgen umfasst der Garten.[2] Das Wohnhaus ist nicht minder klein: eine Seite ist kaum je zwölf Klafter lang. Im Innern bleiben außer den oben beschriebenen Gemächern der Hausherrin im zweiten Stockwerke nur einige niedrige und enge Gemächer, fast Dienerzimmer zu nennen, übrig. Es ist wirklich das Haus des Weisen, das nur eine beschränkte Zahl von Freunden fassen kann, und gerade das will die Königin. Sie hat Trianon geschaffen, um Versailles und Marly zu entrinnen; hier kann sie allein sein mit einigen Gästen ihrer Wahl. Sie ist da nicht mehr die Souveränin eines weiten Reiches, sondern die Eigenthümerin eines kleinen Besitzthums; sie genießt hier die Wonne des Privatlebens nach der Unruhe des öffentlichen Lebens. Hier ist sie absolute Herrin und auch oberste Gerichtsfrau; doch sie übt ihre Justiz nur mit Güte aus. „Was den Menschen betrifft, den Sie wegen der begangenen Verwüstung gefangen halten," schreibt sie eines Tages, „ist er freizulassen, und da der König gesagt hat, dass er mein Schuldner ist, so begnadige ich ihn."[3]

Die Einfachheit, die sie geträumt, das Leben des Herzens, nach dem sie sich seit ihrer Kindheit gesehnt, das Landleben, dessen Sinn-

[1] Marie Antoinette an den Grafen von Rosenberg, 17. April 1775. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 361.

[2] „Le Petit Trianon", p. 369.

[3] Katalog der dem Grafen Georg Eßterházy gehörenden eigenhändigen Briefe. Paris 1857.

bilder sich überall um sie sehen lassen — das will sie in Trianon verwirklichen. Hier kann sie nach Heinrichs IV. Beispiel sagen: „Ich bin nicht mehr Königin, ich bin ich.“ [1] Morgens fährt sie von Versailles, von einem einzigen Bedienten begleitet,[2] ab, geht durch ihren Garten, untersucht die Blumen, macht Rosen- und Gaisblattsträuße, und wenn sie abends in ihrem kleinen Schlosse zur Ruhe geht, so dient ihr die Frau des Thürhüters als Kammerfrau.[3] Sonntags läßt sie alle anständig gekleideten Leute, besonders aber die Kindsmädchen mit den Kindern in den Park. Da wird ein Bauernball veranstaltet, manchmal unter einem Zelte, wie im Dorfe,[4] manchmal in der Scheune des Weilers; [5] die Königin nimmt daran theil und macht einen Contretanz, um das Publicum in Bewegung zu setzen; dann ruft sie die Bonnen herbei, läßt sich die Kinder vorstellen und überhäuft sie mit Bonbons und Liebkosungen.[6] Die Kinder liebt sie so sehr und möchte so gerne deren haben, daß sie gegen Ende 1776 einen kleinen Bauernknaben adoptiert, dessen heiteres Gesicht und gute Laune ihr aufgefallen waren. Dann gibt sie Feste, und einmal wird der Park in eine Art Jahrmarkt verwandelt, wo die Damen des Hofes Verkäuferinnen sind, die Königin als Limonadeschenkerin auftritt, und Schaubuden und Kramläden sich längs der Alleen erstrecken.[7] Sie veranstaltet Reisen nach Trianon, nicht solche, wie nach Marly, die so etwas Gezwungenes haben und so theuer zu stehen kommen, sondern Reisen, wo sie sich bloß mit einigen vertrauten Personen einquartiert, denn, wie gesagt, ihr Haus ist klein und taugt nicht für eine zahlreiche Gesellschaft. Die Prinzessin Elisabeth ist jedesmal dabei; dann Frau v. Polignac mit ihrer Gesellschaft, seltener Frau v. Lamballe. Der König kommt zu Fuß, ohne Gardecapitän, dahin, übernachtet aber nie. Der Graf von Provence erscheint zuweilen, der Graf von Artois oft. Die Gäste kommen um 2 Uhr zum Diner und kehren gegen Mitternacht nach Versailles zurück.[8]

[1] „Mémoires de Weber“, p. 184.
[2] „Mémoires de Mme Campan“, p. 106.
[3] Daselbst.
[4] „Le Petit Trianon“, p. 273 u. 319.
[5] Daselbst p. 319 u. 339.
[6] „Souvenirs du comte de Vaublanc“, p. 231.
[7] „Correspondance secrète inédite“, 5. September 1777, I, 93.
[8] „Mémoires de Besenval.“

Hier gibt es keinen Pomp, keine Etikette; keinen Hofstaat, sondern Freundinnen. Die Königin betritt ihren Salon, ohne daſs die Damen ihre Arbeit weglegen, ohne daſs die Herren ihre Billard- oder Triktrakpartie unterbrechen. Es ist das Schloſsleben in seiner ganzen liebenswürdigen Freiheit, wie Marie Antoinette stets geträumt hat und wie es in der patriarchalischen Familie der Habsburger gepflegt wird, die nur, wie Goethe sagt, die erste Bürgersfamilie ihres Reiches ist. Man versammelt sich zum Frühstück, das die Stelle des Mittagmahles einnimmt; dann spielt und plaudert man, geht spazieren und versammelt sich beim Souper, das frühzeitig stattfindet.[1] Keine luxuriösen Costüme, keine complicierten Coiffuren mehr, deren übertriebene Höhe die Architekten nöthigt, die Thüren nach oben auszudehnen und Maria Theresias Schelten hervorruft. Ein weißes Percailkleid, ein Halstuch aus Gaze, ein Strohhut, das ist die Toilette für Trianon; frisch und reizend, läſst sie den geschmeidigen Wuchs und den blendenden Teint der Hausherrin wunderbar hervortreten, ihre äußerste Einfachheit bringt aber die Seidenzeugfabrikanten von Lyon in Aufruhr, da jetzt Elsässer Leinweber in der Mode sind.[2] Da gibt es keine rauschenden Vergnügungen mehr, kein Pharao mehr, das die Casse der Königin bloßstellt, keines jener Spiele, für die man bei der Herzogin von Duras Geschmack gewonnen, wie guerre-pampan, Blindekuh, descampativos,[3] deren sich die üble Nachrede bemächtigt hatte. Zu Versailles und Marly kennt man nur Hofvergnügungen; in Trianon hat man ländliche Unterhaltungen, Bauernbälle, wie der oben beschriebene, Tanz auf dem Grase, Billard, Ringelrennen, Laufen auf dem Rasen.

Die Königin faſst ihre Rolle als Pächterin ernst auf; sie hat ihre Kühe, Brunette und Blanchette, die sie selbst in Porzellangefäße melkt; ferner einen Ziegenbock mit vier Hörnern und weiße Ziegen, die man von Freiburg[4] (in der Schweiz. Anm. des Übers.) hat kommen lassen; dann Tauben und Hühner, denen sie Futter

[1] Mercy an Maria Theresia, 17. Mai 1779. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 212.

[2] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 12. December 1779, XIV, 339.

[3] „Mémoires de Mme Campan", p. 128.

[4] „Le Petit Trianon", p. 301.

ſtreut; ſie hat ihre Blumenbeete, die ſie begießt. Man geht von der Milchkammer in die Scheune, von der Scheune in die Mühle; man iſst friſche Eier in der Meierei, trinkt kuhwarme Milch im Stalle; man fiſcht im Fluſſe, man überſetzt den See in der Gondel, und iſt man all dieſer Bewegung müde, ſo ſetzt man ſich in den Schatten, athmet den Duft der Blumen ein und arbeitet; denn in Trianon bleibt man nicht unthätig. Die Frauen ſticken, weben oder ſpinnen; die Männer flechten Fäden, leſen oder ergehen ſich plaudernd: ein reizendes Leben, wo die Zeit verfließt, ohne daſs man es merkt, wo man die Intriguen und Sorgen von Verſailles vergiſst und Aug' und Ohr nur Leben gewahrt. Noch reizender wurde dieſes Leben, als Gott die heißeſten Wünſche der Königin erhört hatte und die Krone der Mutterſchaft ihre Stirne ſchmückte. Denn dann ſucht ſie in Trianon nicht mehr allein Ruhe und Freundſchaft auf, ſondern die Geſundheit ihrer Kinder, die ſich im Graſe erluſtigen, ihre Ziegen necken, Neſter ſuchen, ihren Garten bearbeiten,[1] die friſche Luft genießen, ſich in voller Freiheit entwickeln und ſo Kraft und gutes Ausſehen erlangen. Von dieſer Zeit an iſt Trianon mehr als je bevorzugt, es gibt kaum einen Tag, an dem die Königin ſich nicht morgens oder nachmittags von Verſailles hinbegebe.[2] Hier geneſt ſie vollends nach der ſchweren Niederkunft, der die königliche Prinzeſſin ihr Leben verdankt; hier ſieht ſie in Frau Poitrines Armen jenen ſo heißerſehnten Dauphin heranwachſen, deſſen Geburt den Schmerz über Maria Thereſias Tod mildert, und deſſen Namen ein Dichter in zarter, auf das Mutterherz berechneter Schmeichelei mit dem Lobe der Haine verbindet, die ſeine erſten Schritte beſchatten.[3]

Das ſind die häuslichen Freuden; neben dieſen gibt es officielle Luſtbarkeiten, die man für die gekrönten Häupter veranſtaltet. Kein Souverän, keine Fürſtlichkeit kommt nach Frankreich, ohne daſs die Königin ſelbſt ihnen die Honneurs in ihrem Heim machen will; ſo war es mit Joſef II. der Fall, mit dem Prinzen von Heſſen-

[1] Die Königin hatte für ihre Kinder zu Trianon eine kleine Ziegenherde zuſammenſtellen und ein Gärtchen herrichten laſſen. — „Le Petit Trianon", p. 263.

[2] Mercy an Maria Thereſia, 15. Juli 1780. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 446.

[3] Delille, „Les Jardins", 1. Geſang.

Darmstadt, dem Grafen du Nord, dem König von Schweden. Es gehört dies gewissermaßen zum gewöhnlichen Programme der Vergnügungen, die man hohen Gästen bietet. Es gibt auch weniger geräuschvolle Feste, nämlich jene, die man für den König gibt, der sie schätzt; denn er liebt ebensowenig wie seine Frau Prunk und Repräsentation; Trianon bedeutet für ihn wie für die Königin, im Vergleiche zu Fontainebleau und Marly, die Einfachheit und Sparsamkeit. Manchmal ladet man einige Herren oder Damen des Hofes, wie den Marschall de Noailles, die Herzogin de Cossé,[1] die Marquise de Sabran, oft sogar Frauen aus Paris.[2] Dann werden die Wäldchen beleuchtet „mit jenen verdeckten Lampions, die ein so mildes Licht geben und einen so leichten Schatten werfen, dass Wasser, Bäume, Leute, alles luftartig erscheint".[3]

Nach der Beleuchtung Souper, Theater, Tanz, bis spät in die Nacht hinein ausgedehnte Spaziergänge im Garten.[4] Die Leutseligkeit der Königin verleiht diesen Zusammenkünften ihren eigentlichen Reiz. Sie ist darauf bedacht, jedem ihrer Gäste eine besondere Aufmerksamkeit zu erweisen, und jeder scheidet entzückt von diesem Orte der Wonne, am meisten aber entzückt von der Güte und Anmuth der Besitzerin. Selbst Mercy, der einige bei diesen Festen eingeführte Neuerungen misstrauisch ansah, gestand, dass sie „durch die Annehmlichkeit, die ihnen die Königin verlieh, reizend" waren. „Vorausgesetzt, dass sie weder zu häufig noch zu kostspielig werden," setzte er hinzu, „können sie nur dazu beitragen, am Hofe den Ton und jene Art von Unterhaltung herrschend zu machen, die für ihn passen."[5]

Man geht in Trianon nicht nur spazieren, man plaudert und liest dort auch. Obwohl Frau Campan behauptet, Marie Antoinette habe wenig für Kunst und Literatur gethan, so ist es doch gewiss, dass sie an geistigen Genüssen Geschmack fand und Schriftsteller gerne aufmunterte. Sie verwendete sich für La Harpe[6] *[10] und ließ ihm

[1] Mercy an Maria Theresia, 17. Mai 1779. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 313.

[2] Derselbe an dieselbe, 18. Juni 1780. — Daselbst, III, 438.

[3] „Journal de la marquise de Sabran", 1. August 1787, p. 291.

[4] Mercy an Maria Theresia, 18. Juni 1780. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 438.

[5] Derselbe an dieselbe, 18. October 1776. — Daselbst, II, 502.

[6] „Mémoires de Weber", p. 178.

eine Pension von 1200 Livres[1] bewilligen; sie beschützte Delille,[2*11] und aus Erkenntlichkeit besang der Dichter die Gärten von Trianon; sie lachte bei der Lectüre humoristischer Gedichte von Gresset,[3] sagte zum Maler Vernet das köstliche Wort: „Herr Vernet, Sie sind's, der immer Regen und schönes Wetter macht," erlangte eine Gratification von 1200 Livres für einen Großneffen des großen Corneille, den ihr die Comédie-Française empfohlen,[4] ließ auf ihre Kosten in der königlichen Druckerei eine Prachtausgabe des Lieblingsdichters ihrer Kindheit, Metastasio, herstellen und sandte ein Exemplar an den berühmten Autor.[5] Sie spendete der „École des Pères" Beifall und befahl nach der Vorstellung dem Marschall de Duras, den Componisten dieses musikalischen Dramas zu beglückwünschen zu dem in seinem Werke bemerkbaren anständigen und sittenreinen Tone.[6] Sie ließ durch die Comédie-Française den „Méléagre" von Lemercier spielen, wohnte der ersten Vorstellung bei und ließ den jungen Verfasser zu sich in die Loge rufen, „um sich seines Erfolges besser zu erfreuen, an dem sie nicht gezweifelt habe, und der in der That ihrem Wunsche entsprach".[7] Sie gewährte Chamfort[*12] eine Pension und meldete es ihm in so schmeichelhaften Worten, dass der Verfasser von „Mustapha et Zéangir" im Schwunge seiner Begeisterung schwur — ein sehr flüchtiger Schwur — er würde es nie vergessen können.[8]

Voltaire aber verzieh sie seine Angriffe auf Frankreichs alten Glauben nicht, und wenn sie nicht, wie ihre Mutter, soweit gieng, ihn als „Narren" zu bezeichnen,[9] so bezeigte sie ihm doch wenig Sympathie. Als der „Philosoph" im Frühjahre 1778 jene Reise

[1] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 26. April 1775, VIII, 14.

[2] Métra, XI.

[3] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 22. Juli 1777, X, 237.

[4] 13. Februar 1778.

[5] Mercy an Maria Theresia, 17. Mai 1780. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 434.

[6] „Mémoires de Weber", p. 179.

[7] „Méléagre" wurde am 29. Februar 1788 aufgeführt. Der Verfasser zählte damals fünfzehn Jahre.

[8] „Mémoires de Weber", p. 178.

[9] Maria Theresia an Mercy, 3. Jänner 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 89.

nach Paris machte, die nur ein langer Triumphzug war, schlug sie es rundweg ab, ihn in Versailles zu empfangen. Was auch die Leute sagen, und wie sehr sich auch Voltaires Freunde abmühen mochten, sie erklärte: „Sie wolle in keiner Weise von einem Manne etwas wissen, dessen Moral soviel Unruhen und Unzukömmlichkeiten veranlasst habe.“[1] Die Thatsache, obwohl bestritten, steht heutzutage fest.

Indessen waren ihre Urtheile nicht immer so fest, und ihre literarischen Neigungen und Abneigungen nicht immer so begründet. Wenn sie einmal beim Lesen des „Numa Pompilius“ von Florian*[13] — der übrigens das Vorbild ihrer Schäferei in Trianon abgab — das ebenso beißende als richtige Wort sich entschlüpfen lässt: „Ich glaube Milchsuppe zu essen,“[2] so waren anderemale ihre literarischen Würdigungen minder glücklich, wie es mit jenem Stücke von Dorat-Cubières der Fall war, das vortrefflich befunden, als Molé es im Cabinet der Königin vorgelesen hatte, bei der Aufführung in Fontainebleau für so schlecht gehalten ward, dass der König — zum erstenmale — den Vorhang vor dem Ende des Stückes herabzulassen befahl,[3] oder mit dem „Connétable de Bourbon“ von Graf de Guibert, der trotz der königlichen Protection bei der Hochzeit der Prinzessin Clotilde völlig misslang.[4] Doch die Königin war nicht anspruchsvoll und lachte selbst zuerst über ihre derartigen Irrthümer.[5]

Unter so vielen Unterhaltungen, die einander in raschem Wechsel folgten, erhielt sich bei Marie Antoinette die Vorliebe für Musik, die sie seit ihrer Jugend gehabt, ungeschwächt fort. Als Kind hatte sie mit Mozart gespielt und Unterricht von Gluck erhalten.[6] Als Dauphine lernte sie nach ihrer Ankunft in Frankreich täglich Clavier,[7] gab in ihren Gemächern kleine Concerte,[8] sang bei der

[1] Mercy an Maria Theresia, 20. März 1778. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 181.

[2] „Mémoires de Weber“, p. 178.

[3] „Mémoires de Mme Campan“, p. 130 u. 131.

[4] Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres“, 28. u. 29. August 1775, VII, 178 u. 179.

[5] Daselbst, 10. December 1782, XXI, 113.

[6] „Mémoires de Weber“, p. 177.

[7] Marie Antoinette an Maria Theresia, 12. Juli 1770. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, I, 19.

[8] Mercy an Maria Theresia, 15. Juni 1772. — Daselbst, I, 312.

Prinzessin Clotilde,[1] und fand Gefallen am Harfenspiel.[2] Auch als Königin, mitten unter den Zerstreuungen, die ihre Mutter ihr vorwarf, setzte sie ihre Musiklectionen und Concerte fort. Erstere dauerten bisweilen zwei Stunden, und das Abendconcert diente als Probe für die nächste Lection. Sie machte wirkliche Fortschritte und fand solches Vergnügen daran, dass Mercy fürchtete, dieses könnte ernstere Beschäftigungen beeinträchtigen.[3] Selbst zu Fontainebleau, das nach dem eigenen Geständnisse der jungen Frau der zerstreuendste Aufenthalt war, hatte sie zwei Musikprofessoren, einen für Harfe, den anderen für Gesang.[4] In Paris gieng sie mit Vorliebe in die Oper, in die Comédie-Italienne, und eben, um der Königin gefällig zu sein, berief die Oper aus Wien den berühmten Kapellmeister Gluck.

Gluck war für Marie Antoinette mehr als ein großer Componist, er war eine Jugenderinnerung, eine Erinnerung an die Heimat; sie setzte auf ihn auch die Hoffnung einer Reform der französischen Musik, die sie eintönig fand. Darum ermuntert sie ihn gleich anfangs aus allen Kräften, nimmt ihn unter ihren hohen Schutz, lässt seine „Iphigenie in Aulis" einstudieren[5] und applaudiert, als das Stück endlich am 19. April 1774 gespielt wird, derartig, dass es „das Aussehen einer Cabale" hatte.[6] Sie lässt dem berühmten Autor eine Pension von 6000 Livres zahlen,[7] schützt ihn gegen seine Feinde, hält mit ihren Bravorufen trotz der Kühle der Zuschauer die erste Aufführung der „Alceste" und nimmt, als eine feindliche Coterie Piccini beruft, um ihn Gluck entgegenzustellen, und das wetterwendische und trotzige Publicum den deutschen Componisten um des italienischen willen fahren zu lassen scheint, für ihren Jugendlehrer Partei. Gleich nach seiner Ankunft hat sie ihm den Zutritt zu ihren Empfängen gewährt, und so lange

[1] Mercy an Maria Theresia, 15. Juni 1772. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", I, 312.

[2] Derselbe an dieselbe, 13. März 1773. — Daselbst, I, 433.

[3] Derselbe an dieselbe, 17. November 1774. — Daselbst, II, 256.

[4] „Journal de Papillon de la Ferté", p. 405 u. 409.

[5] „La musique française au XVIII^e siècle", von Desnoiresterres, Paris, Didier, 1875, p. 92.

[6] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", VII, 163.

[7] Nationalarchiv: Depeschen 1 bis 416, fol. 556.

er bleibt, richtet sie an ihn das Wort und fragt ihn gütig über seine Arbeiten aus; der große Musiker, bei dem übelwollende Kritiken den Glauben an sein Genie nicht erschüttern können, antwortet ihr mit unverwüstlichem Gleichmuth: „Madame, „Armide" wird bald fertig und wirklich prächtig sein." Trotz der ersten unentschiedenen Aufnahme rechtfertigte der Beifall des Publicums bald Glucks Selbstvertrauen und die Protection der Königin.[1]

Der Prinz d'Hénin, den man den „Zwerg unter den Prinzen" nannte, erlaubt sich, von Gluck bei Sophie Arnould eine ritterliche Erklärung zu verlangen; der Herzog von Nivernais hebt den Handschuh auf, um sich bei der Königin einzuschmeicheln, und wenn die Affaire beigelegt wird, so geschieht es darum, weil der Prinz, dem Marie Antoinette hat sagen lassen, sie wisse, woher die Unbilden kommen, und er habe sie wieder gutzumachen, sich herbeiläßt, dem Componisten einen Besuch zu machen, der als Entschuldigung aufzufassen ist.[2] Und als der Herzog von Noailles, fähiger, aber nicht minder heftig als der Prinz d'Hénin, ausruft, dass die „Electre" von Lemoyne nicht des Teufels wert sei, weil der Verfasser ein Schüler Glucks ist, so übernimmt die Königin selbst die Vertheidigung ihres Professors und seines Schülers gegen den alten Höfling.[3]

Als endlich nach fünf Jahren der große Musiker, verbittert und entmuthigt, nach dem Misserfolg von „Echo et Narcisse" sich anschickt, Paris zu verlassen, nimmt ihm seine königliche Schülerin das Versprechen ab, wiederzukommen, und erkennt ihm als Abschiedsgeschenk den Titel eines Musiklehrers der königlichen Kinder zu.[4]

Doch die Königin ist nicht exclusiv; sie beschützt nicht allein Gluck, sie gewährt auch seinem Nebenbuhler Piccini Aufnahme, dem sie es sogar verzeiht, eine Zeitlang die Unterstützung der Madame du Barry genossen zu haben.[5] Sie bedient sich des Wett-

[1] „Armide" wurde zum erstenmale am 23. September 1777 aufgeführt.

[2] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 12. August 1774, VII, 222.

[3] Daselbst, 2. Juli 1782, XXI, 4.

[4] Daselbst, 9. October 1779, XV, 228.

[5] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 3. April 1774.

ſtreites der beiden Componiſten nur dazu, um der franzöſiſchen Muſik einen neuen Aufſchwung zu geben; obſchon ſie ihre Vorliebe aufrecht erhält, theilt ſie beiden ihre Gunſtbezeigungen zu. Kaum iſt Piccini in Frankreich angekommen, ſo empfängt ſie ihn, nimmt bei ihm zweimal wöchentlich Geſangſtunden[1] und ſichert ihm nebſt dem Titel eines Componiſten ihrer lyriſchen Stücke einen Gehalt von 4000 Livres zu, den er noch im Anfange der Revolution bezog.[2] Die Proben der beiden erſten Acte von „Roland“ ließ ſie in ihrer Gegenwart abhalten. Der Prinz de Ligne erzählt, ſie habe, als ſie vor dem italieniſchen Meiſter, der ſie gebeten hatte, ſie zu begleiten, ſingen wollte, aus Unachtſamkeit ein Stück aus Glucks „Alceste“ gewählt. „Aber,“ fügt der Prinz hinzu, „die Anmuth, mit der ſie dieſe kleinen Verſtöße, die ihr oft begegneten, zu verbeſſern ſuchte, und die ihr ſo wohl anſtanden, malte die Güte und Gemüthsfülle ihrer ſchönen Seele auf ihr reizendes Geſicht, das erröthend ihr Bedauern, ihre Entſchuldigungen und oft ihre Gunſterweiſe ahnen ließ.“ [3]

Nebſt Gluck und Piccini gefällt ihr Grétry außerordentlich mit ſeiner leichten Muſik. Sie nimmt die Pathenſchaft der Tochter des Componiſten an, gibt dieſer ihren Namen, läſst ſie jeden Monat nach Verſailles kommen, um ſie mit Geſchenken und Liebkoſungen zu überhäufen und ſucht, wenn ſie ins Theater kommt, nach den drei etikettemäßigen Reverenzen gegen das Publicum, mit den Augen ihr Pathenkind und wirft ihr unter dem Beifall der Zuſchauer einen Kuſs zu.[4]

Später, als Gluck endgiltig Wien mit Paris vertauſcht hatte, ohne daſs ſelbſt die dringendſten Bitten der Königin ihn zurückrufen konnten,[5] ſtützte dieſe thatkräftig Sacchini gegen die heimliche Gegnerſchaft des Comités der Oper und das Übelwollen des Intendanten der Hofluſtbarkeiten, Papillon de la Ferté; Sacchinis „Dordanus“ wurde zum erſtenmal auf dem Theater zu Trianon aufgeführt.[6]

[1] Desnoiresterres, p. 235.

[2] Daſelbſt p. 397.

[3] „Pensées et lettres du prince de Ligne“, p. 25.

[4] „Mes récapitulations“ von Bouilly, p. 153.

[5] „La Cour et l'Opéra sous Louis XVI“ von Adolphe Jullien, Paris, Didot, 1877, p. 56.

[6] Daſelbſt p. 74.

Gleichzeitig mit Sacchini beehrte die Königin Lemoyne mit ihrer Gunst; Salieris, eines Schülers von Gluck, „Danaïdes“, bei denen der Meister mitgearbeitet haben soll, bringen die Königin, die begierig war, einem neuen Meisterwerke ihres einstigen Professors zu applaudieren, in die Oper zurück.[1] Frau Campan übertreibt ohne Zweifel, wenn sie Marie Antoinette den Grad von Vollkommenheit, den die französische Musik damals erreichte, als Verdienst anrechnet. Aber gewiss ist, dass sie durch ihre Gönnerschaft viel dazu beigetragen und Frankreichs lyrische Bühne von der Schablone befreit hat, um eine neue Gattung zur Geltung zu bringen. Ihr Geschmack hat nicht immer unfehlbar das Richtige getroffen, wie ihre Freunde behaupteten; nichtsdestoweniger ist es wahr, und ein competenter Kritiker hat es anerkannt, dass unter den Werken, denen sie ihren Schutz angedeihen ließ, „sie im allgemeinen weder schlecht gewählt noch schlecht geurtheilt hat“.[2]

Nach den Componisten kommen die Künstler und Künstlerinnen. Die Königin ist voll des Wohlwollens für die Saint-Huberty, die dies, wenn auch nicht vermöge ihres Charakters, so wenigstens durch ihr Talent verdiente. Sie lässt Fräulein Trial 1500 Livres jährlicher Gratification zukommen.[3] Als Garat mit sechzehn Jahren Bordeaux verlässt und in Paris Aufsehen erregt, will sie ihn sofort hören, lässt ihn in einem sechsspännigen Wagen abholen,[4] erlangt für ihn bei der Cassa des Königs eine Pension von 6000 Livres, um seine Schulden zu zahlen, und geht in ihrem Wohlwollen so weit — was sie später bereut hat — mit ihm zu singen. Ebenso empfängt sie Michu von der Comédie-Française, gestattet ihm den Zutritt in ihr Haus und gibt eine außerordentliche Befriedigung kund, ihn zu hören; nicht allein das, sie verlangt von ihm Unterricht,[5] und geht, dank diesem Unterrichte, von der Musik zu einer neuen Unterhaltung über, zu der wir ihr folgen müssen, was uns nach Trianon zurückführt: zum Theater.

[1] „La Cour et l'Opéra sous Louis XVI“ von Adolphe Jullien, Paris, Didot, 1877, p. 178.

[2] A. Jullien, „Marie-Antoinette musicienne“, im „Correspondant“ vom 10. November 1887, p. 435.

[3] „Journal de Papillon de la Ferté“, p. 417.

[4] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres“, 13. Jänner 1783, XXII, 33.

[5] „Correspondance secrète de Métra“, 5. Februar 1784.

Marie Antoinette hatte schon sehr jung eine lebhafte Vorliebe für das Theater gezeigt. Als sie noch Dauphine war, veranstaltete sie, wie man sich erinnern wird, mit ihren Schwägern und Schwägerinnen kleine Vorstellungen in besonderen Gemächern, und nur die Furcht vor dem alten Könige machte dieser Art Vergnügen, das die jungen Familien sehr gut unterhielt, ein Ende. Königin geworden, verzichtete sie einige Zeit auf ihre Anwandlungen, selbst die Bühne zu betreten, bewahrte aber ihre Liebe zum Theater. In Marly wurde eine Scheune zu einem Theatersaal eingerichtet. Die Montansier spielte dort.[1] Nachdem in Trianon das Theater fertig war (1778), gab es kein Fest ohne Schauspiel. In Choisy wurde auch fast immer gespielt, oft zweimal des Tages; morgens, zur gewöhnlichen Stunde, eine Oper, ein französisches oder italienisches Lustspiel, abends um 11 Uhr Aufführung von Parodien, wo die ersten Opernstücke in den seltsamsten Verzerrungen zum Vorschein kamen. Eine berühmte Tänzerin, Guimard, war mit den ersten Rollen betraut; ihre außerordentliche Magerkeit und ihre heisere dünne Stimme verstärkten noch das Groteske der Personen, die sie spielte.[2]

Doch die Königin schätzte dergleichen Kurzweil, die Ludwig XVI. sehr liebte, wenig.[3] Ihr feines, vornehmes Naturell paßte schlecht zu diesen manchmal rohen Auftritten.[4] „Ist's sonst nichts?" sagte sie gähnend bei der Aufführung einer „Les battus paient l'amende" betitelten Posse auf dem Theater von Versailles, die in Paris einen großen Erfolg gehabt hatte.[5]

Das Gesellschaftstheater war damals mehr als je im Schwange. In allen Privathäusern, auf allen Schlössern gab es Theater- und Dilettantengesellschaften; letztere, organisiert wie wirkliche Gesellschaften, hatten ihre Übungen und Proben wie diese, und nahmen Unterricht bei Schauspielern von Ruf. Vom Hofe aus hatte die Theaterleidenschaft die Armee ergriffen, und es bedurfte einer

[1] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 5. Juni 1778.

[2] „Mémoires de Mme Campan", p. 135.

[3] Daselbst.

[4] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 12. October 1777, X, 322.

[5] Daselbst, 27. September 1779, XIV.

Ordonnanz des Kriegsministers, um einem Sport Einhalt zu thun, dem gar viele Officiere ihre Berufspflichten opferten.[1]

Manche hohe Herren hatten sogar außerhalb ihrer gewöhnlichen Wohnstätte ein kleines, inmitten eines Gartens gelegenes Landhaus, das eigens für dramatische Aufführungen bestimmt war. Der Herzog von Orléans, Enkel des Regenten,*[14] besaß ein Theater dieser Art in Bagnolet und in Faubourg du Roule,[2] und hier wurden die meisten Lustspiele Collés*[15] aufgeführt, in denen der fromme Gatte der Frau v. Montesson es nicht verschmähte, eine Rolle anzunehmen. Der Prinz von Condé that dasselbe zu Chantilly,[3] und Prinzessin Elisabeth spielte selbst „Nanine“ mit ihren Freundinnen.[4]

Was die Prinzen von Geblüt thaten, was der „große“ König*[16] durch sein Beispiel genehmigt hatte, wollte auch Marie Antoinette thun. Der Krieg hielt zu jener Zeit alle Militärs von Versailles fern, der Sommer rief eine große Zahl Hofleute auf ihre Schlösser,[5] die Vergnügungen wurden am Hofe selten. Die Königin war auf ein neues Mittel bedacht, die Eintönigkeit eines sich mühsam dahinschleppenden Daseins zu beheben. Sie beschloss, ihr Theater und ihre Schauspielertruppe zu bekommen, wie der Herzog von Orleans, und bekam beides. Das Theater haben wir oben beschrieben; die Truppe bestand aus Mitgliedern der Gesellschaft Polignac; zunächst der Favoritin selbst, ihrer Tochter, der Herzogin von Guiche, ihrer Cousine, Frau von Châlons, ihren Schwägerinnen, der Gräfin Diana und der Gräfin de Polastron. Frau Campan erzählt, man sei übereingekommen, dass mit Ausnahme des Grafen von Artois kein Mann zur Truppe zugelassen würde.[6] Wenn dieser Beschluss gefasst wurde, so blieb er nicht aufrecht; denn vom ersten Tage an finden wir unter den Schauspielern Graf d'Adhémar, Graf

[1] „La comédie à la Cour de Louis XVI“ von A. Jullien, p. 11.

[2] Collé, „La Vérité dans le vin“, Verfasser und Herausgeber Barrière, p. 390 u. 391.

[3] Die Marquise de Bombelles an den Marquis de Bombelles, 3. December 1781.

[4] Daselbst, 9. November 1778.

[5] Mercy an Maria Theresia, 16. August 1780. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 486.

[6] „Mémoires de Mme Campan“, p. 174.

Eßterházy, Herrn v. Polignac,[1] denen sich fast sofort Graf de Vaudreuil, der Herzog von Guiche, der Bailli de Crussol zugesellten. Der Anordner für alle Einzelheiten des Theaters war der Secretär der Königin, Herr Campan, zum großen Mißvergnügen des Herzogs von Fronsac, der hierin eine Beeinträchtigung seiner Befugnisse als erster Kammerherr erblickte und schriftliche Vorstellungen machte, sich jedoch folgende, keine Widerrede zulassende Antwort zuzog: „Sie können nicht erster Kammerherr sein, wenn wir Schauspieler sind; ich habe Ihnen meinen Willen bezüglich Trianons zu erkennen gegeben; ich halte dort nicht Hof; ich lebe dort als Privatperson, und Herr Campan wird auch fortan mit den die inneren Feste, die ich dort geben will, betreffenden Anordnungen betraut bleiben.“ Der Herzog hielt sich noch nicht für geschlagen und verfehlte nicht, jedesmal, wann er beim Empfang der Königin erschien, einige Sticheleien gegen seinen „Collegen“ Campan loszulassen. Die Königin zuckte die Achseln und sagte, als er fort war: „Es ist betrübend, im Sohne des Marschalls de Richelieu einen so kleinen Mann zu finden.“ [2]

Professoren waren Dazincourt, Caillot, ein berühmter, aber seit langem vom Theater zurückgetretener Schauspieler, und Michu von der Comédie-Italienne,[3] der erstgenannte für das Lustspiel, die beiden anderen für die komische Oper.

Als die allerhöchste Truppe glaubte, hinlänglich eingeübt zu sein, trat sie zum erstenmale auf am 1. August 1780 und wagte sich gleich an zwei der damals renommiertesten Stücke heran, bei denen folglich der Vergleich mit den Berufsschauspielern am gefährlichsten war: „König und Pächter“ von Sedaine*[17] und Monsigny, und „Die unvorhergesehene Wette“ von Sedaine. „Die Königin,“ sagt Grimm, der in seiner „Correspondance“ von dieser Première spricht, „die jede Liebenswürdigkeit sich anzueignen weiß, ohne je die ihr eigene zu verlieren, spielte im ersten Stücke die Rolle Jennys, im zweiten die der Zofe.“ [4] Es waren keine

[1] Mercy an Maria Theresia, 16. August 1780. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 456.

[2] „Mémoires de Mme Campan“, p. 175.

[3] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres“, 20. November 1780, XVI, 32.

[4] „Correspondance littéraire de Grimm“, XII, 427.

anderen Zuschauer da, als der König, die Prinzen und Prinzessinnen der königlichen Familie ohne jedes Gefolge; im Parterre das untergeordnete Dienstpersonal, wie Kammerfrauen, Kammerdiener und Thürhüter, die sich anlässlich ihres sie treffenden Dienstes[1] eben in Trianon befanden, im ganzen etwa vierzig Personen. Die etwas volltönenden Lobsprüche Grimms lassen leicht erkennen, dass der Erfolg dieses ersten Abends trotz der Ungeübtheit der Künstler befriedigend war. Der König unterhielt sich sehr, die Schauspieler waren bezaubert. Zehn Tage darauf nahm man das Spiel wieder auf mit der komischen Oper von Sedaine und Monsigny: „Man denkt nie an alles", und dem Lustspiel von Barthe: „Falsche Untreue", dann am 6. September mit dem „Engländer in Bordeaux" und dem „Zauberer". Diesesmal wollte die Königin, um die Vergnügungen, von denen sie so sehr eingenommen war, in den Augen des Publicums noch mehr zu heben, dass ihre Schwägerin, die Gräfin von Provence, sich der Truppe beigesselle. Diese war ganz bereit dazu, vielleicht mehr aus Politik als aus Vorliebe, aber ihr Gemahl erklärte sich ausdrücklich dagegen. Der König hingegen verhehlte das Vergnügen nicht, das er an diesen Unterhaltungen fand, zog sein Bleiben in die Länge, ohne Eile zu zeigen, sich zu seiner gewöhnlichen Stunde zurückzuziehen,[2] wohnte selbst den Proben bei und gab, wenn die Königin Theile ihrer Rolle ausführte, das Zeichen zum Applaudieren.[3] Das Schauspiel dauerte bis 9 Uhr, danach fand das auf die königliche Familie und die Schauspieler und Schauspielerinnen beschränkte Souper statt. Nach Tisch trennte sich der Hof, und es fand keine Abendgesellschaft statt.[4]

Durch den königlichen Beifall ermuthigt, machte man am 19. September einen neuen Versuch. Im letzten Augenblicke wollte die Königin die Vorstellung wegen Unwohlseins ihres Töchterchens aufschieben, aber der König erklärte, der Zustand der jungen Prinzessin sei kein so ernster, und man dürfe an den Unterhaltungen des Tages nichts ändern.[5] Diesesmal hatte man zwei Stücke

[1] Mercy an Maria Theresia, 16. August 1780. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 456.

[2] Derselbe an dieselbe, 17. August 1780. — Daselbst, III, 456.

[3] Derselbe an dieselbe, 16. September 1780. — Daselbst, III, 465.

[4] Daselbst.

[5] Derselbe an dieselbe, 14. October 1780. — Daselbst, III, 478.

gewählt, die in der Comédie-Italienne und in der Oper großes Aufsehen gemacht: „Rose und Colas“ von Sedaine und Monsigny, und „Der Dorfwahrsager“ von Rousseau. Insbesondere in letzterem Stücke setzte man sich nicht allein einer Gegenüberstellung mit den ersten Künstlern der Oper aus, sondern rief auch die gefährliche Erinnerung an die ausgezeichnete Truppe der Frau von Pompadour wach. Dennoch scheint der Vergleich nicht allzu ungünstig ausgefallen zu sein. Allerdings rief Graf d'Adhémar mit seiner meckernden Stimme und seinen etwas übel angebrachten weißen Haaren in der Rolle des Schäfers Colin einiges ironisches Lächeln hervor, und die Königin konnte mit Recht sagen, die Böswilligkeit könne wohl schwerlich an der Wahl eines solchen Liebhabers etwas auszusetzen haben.[1] Aber Graf de Vaudreuil, nach Grimm der beste Gesellschaftsschauspieler, den es in Paris gab, spielte seine Rolle als Wahrsager gut, und Mercy, der auf ausdrücklichen Wunsch Marie Antoinettes dieser Vorstellung in einer vergitterten Loge beiwohnte und im Grunde diese Art von Unterhaltung tadelte, schrieb an Maria Theresia, die gleich ihm von diesem neuen Vergnügen ihrer Tochter beunruhigt war:

„Die Königin hat eine sehr angenehme und treffsichere Stimme; ihre Art zu spielen ist edel und anmuthsvoll. Im ganzen wurde dieses Schauspiel so gut aufgeführt, als es in einem Gesellschaftstheater möglich ist. Ich bemerkte, dass der König es mit einer Aufmerksamkeit und einer Lust verfolgte, die sich in seiner ganzen Haltung kundgaben; während der Zwischenacte betrat er das Theater und gieng in die Toilette der Königin.“[2]

Das Publicum war minder leicht befriedigt als der König und anspruchsvoller als Mercy; es fühlte sich verletzt, weil es zu diesen intimen Vorstellungen nicht zugelassen wurde, und kritisierte sie mit Bitterkeit, und der stets scandalsüchtige Tagesklatsch bemächtigte sich gierig der von den Missvergnügten erfundenen tausenderlei anrüchigen Anekdoten. Man erzählte, dass der König nur aus Gefälligkeit diesen Schauspielen beiwohne und nicht

[1] „Mémoires de M^me^ Campan“, p. 174.

[2] Mercy an Maria Theresia, 14. October 1780. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 478.

anstehe, seine erhabene Lebensgefährtin auszupfeifen.[1] Man behauptete, dass die Königin, verdrießlich darüber, keine Zuschauer mehr zu haben, die Leibgarde habe eintreten lassen, und am Schlusse des Abends, auf der Bühne vortretend, ihre Würde soweit vergessen habe, zu sagen: „Meine Herren, ich habe gethan, was ich konnte, um Sie zu unterhalten; ich hätte besser spielen wollen, um Ihnen mehr Vergnügen zu bereiten.“[2] Diese Anekdoten erwiesen sich nach den sichersten Documenten als falsch;[3] nichtsdestoweniger fanden sie im Publicum Verbreitung und umsomehr Glauben, je boshafter und das Ansehen der Königin schädigender sie waren.

Infolge Unwohlseins Marie Antoinettes oder vielleicht der Bemerkungen Mercys 1781 unterbrochen, wurde das Theaterspiel 1782 wieder aufgenommen mit „Le Sage étourdi“ von Boissy, „La Veillée villageoise“ von Piis und Barré; 1783 mit „Le Tonnelier“ von Audinot und „Les Sabots“ von Sedaine, dann mit „Isabelle et Gertrude“ von Favart und „Les deux chasseurs et la Laitière“ von Anseaume und Duni. Die Königin befasste sich mit allen Einzelheiten, überwachte die geringsten Zurüstungen und ließ selbst die Decorationen übermalen, die ihr ungenügend oder überholt schienen. Sie war mit einem Worte der oberste Director ihrer Truppe und auf ihre Autorität eifersüchtig. „Mein kleines Theater in Trianon,“ schrieb sie, „scheint mir von den Regeln des gewöhnlichen Hofdienstes ausgenommen werden zu müssen.“[4] Doch die heilsame Strenge der ersten Vorstellungen hatte nachgelassen. Die Zuschauerschaft, die sich anfänglich durchaus auf die königliche Familie und einige Frauen des Dienstes im Parterre beschränkte, hatte sich allmählich erweitert. Die Pforte, die 1780 sogar der Prinzessin de Lamballe[5] verschlossen war, hatte sich schließlich vor mehreren Damen des Hofes, dann vor den Officieren der Leibwache und den Stallmeistern des Königs und

[1] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres“, 20. September 1780.

[2] Daselbst, 5. October 1780.

[3] Mercy, der stets Maria Theresia die ganze Wahrheit sagte, macht hievon nicht die mindeste Erwähnung.

[4] Autographen-Katalog des Grafen Georg Esterházy.

[5] Mercy an Maria Theresia, 16. September 1780. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 465.

seiner Brüder geöffnet. Mit vierzig Zuschauern hatte man angefangen, man endigte mit zweihundert.

Welches war denn im Grunde genommen der künstlerische Wert der Truppe von Trianon? Bei so entgegengesetzten Bewertungen, von denen die einen aus Böswilligkeit zu streng, die andern vielleicht aus Schmeichelei zu lobend sind, ist es schwer, ein Urtheil zu fällen. Indessen scheint Mercys Urtheil das unparteiischeste zu sein. Die Truppe von Trianon war nicht mehr und nicht weniger wert als die gewöhnlichen Amateur-Gesellschaften. Der Graf von Artois entfaltete ein recht angenehmes Talent, Graf de Vaudreuil erwies sich als guter Schauspieler. Wenn nach dem sehr verdächtigen Zeugnis Bachaumonts bezüglich der Königin ein Zuschauer sagte, sie habe königlich schlecht gespielt,[1] so schrieb Ritter de Lille, ein feiner Kenner, der sie in „La Veillée villageoise" gesehen, sie hätte ihre Rolle als Babet entzückend gespielt.[2] Es scheint indessen gewiss, dass die hohen Schauspieler mehr Erfolg im Lustspiel als in der komischen Oper hatten und sich über ihre lyrischen Fähigkeiten keinen Täuschungen hingaben.

War es dieses Selbstvertrauen in ihre Schauspielertalente, das die Truppe der Königin 1785 bestimmte, sich an das berühmte Lustspiel von Beaumarchais: „Der Barbier von Sevilla" zu wagen? „Der Barbier von Sevilla" war der letzte Versuch der Truppe, der Schluss des Theaters von Trianon. Doch diese Aufführung, die eine Unklugheit war, gehört schon den düsteren Tagen an, und wir sind noch immer in den heiteren Tagen. Wir werden später davon sprechen und uns für jetzt damit begnügen, das vorläufig noch dumpfe Grollen des Gewitters zu vernehmen, das sich in der Ferne zusammenballt.

Das Übelwollen, das Marie Antoinette, seitdem sie den französischen Boden betreten, unaufhörlich verfolgt hat und auf alle ihre Worte und Handlungen erpicht war, hat sich besonders an Trianon herangemacht, weil Trianon mehr als alles übrige sie selbst war. Man hat in den von der Königin an ihrem Lieblingsaufenthalte vorgenommenen Verschönerungen eine der Ursachen, ja die Hauptursache des Deficits im öffentlichen Schatze sehen wollen, und

[1] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 3. November 1780, XVI, 48.

[2] „Tableaux de genre et d'histoire" von Barrière, p. 257.

dieſes, zu Verſailles in einem kleinen Kreiſe von Unzufriedenen entſtandene, in Paris und in der Provinz verbreitete Gerede hat ſeinen Widerhall noch in der Klageſchrift Fouquier-Tinvilles und in den Fragen Dumas' gefunden, welch letzterer beim Revolutionstribunal die Königin über die in Trianon verſchlungenen „Millionen" einvernahm. Dieſe Millionen reducieren ſich auf eine und eine halbe oder höchſtens zwei, die ſich auf fünfzehn Jahre (1776 bis 1790) vertheilen. Es iſt bewieſen, daſs die durch die Schöpfung und Erhaltung all der vielen reizenden Dinge verurſachten jährlichen Ausgaben im Mittel kaum 100.000 bis 120.000 Livres überſtiegen.[1] Der Rohbau der Gebäude hat nicht die Geſammtſumme von 500.000 Livres erreicht, die Ausſchmückung kann nicht auf mehr als 250.000 Livres geſchätzt werden. Die Rechnung des Bildhauers Deschamps z. B., der die Wände und Giebel dieſer reizenden Bauten mit ſeinen Arabesken bedeckte, hat ſich vom 6. October 1777 bis 15. September 1786 nur auf 113.665 Livres 12 Sous belaufen und wurde erſt am 31. Auguſt 1791 völlig beglichen. Mercy ſelbſt, der ſich in ſeinen Berichten an Maria Thereſia über die möglichen Koſten der neuen Beſitzung der Königin beſorgt zeigt, ſchätzt die Koſten des engliſchen Parkes auf nur 150.000 Livres.[2] Eine im Archiv aufbewahrte Bemerkung des Herrn v. Angivilliers ſtellt feſt, daß der Geſammtvoranſchlag für die Herſtellung des Gartens von Trianon, „den die Königin ſo raſch als möglich genießen will," ſich auf 352.275 Livres, 10 Sous, 10 Deniers beläuft.[3] Will man in einige Einzelheiten eingehen, ſo betrug die Unterhaltung der Gärten, die unter Ludwig XV. 30.000 Livres überſtieg, 1775 nur 12.000, 1777 nur 15.000, und erreichte ſchließlich nur 6476 Livres, 12 Sous.[4] Das chineſiſche Luſthaus und das Ringelrennen koſteten 41.000 Livres,[5] der Felſen, aus dem der Fluſs kommt, 9000, das Belvedere, dieſes auserleſene Wunderwerk, ungefähr 65.000.[6] Was war das angeſichts der Ausgaben der damaligen Finanzgrößen,

[1] „Les Palais de Trianon" von Lescure, Paris, Plon, 1867.

[2] Mercy an Maria Thereſia, 17. September 1776. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 495.

[3] Nationalarchiv, 1,267.211.

[4] Daſelbſt.

[5] „Le Petit Trianon", p. 224, Anm.

[6] Daſelbſt p. 199.

eines Boutin in Tivoli, eines Laborde zu Méréville? Selbst das Theater der Königin, das so viele, vielleicht theilweise berechtigte Kritiken hervorgerufen hat, mit seiner wenig zahlreichen Truppe, seinem beschränkten Orchester, ohne Chöre, ohne fortlaufende Vorstellungen, was war es neben dem der Herzogin du Maine in Sceaux und besonders neben dem der Petits-cabinets der Frau v. Pompadour,[1] das mit dem größten Luxus ausgestattet war und in sechs Jahren nicht weniger als sechzig Stücke, darunter mehrere fünf- bis sechsmal, gegeben hatte?[2]

Man muss indessen gestehen, dass, wenn Bosheit die angebliche Verschwendung der Königin in ihrem lieblichen Heim außerordentlich aufgebauscht hat, Trianon für sie nicht ohne Unzukömmlichkeiten war. Ihre ergebensten Freunde bedauerten, und sie selbst that dies später,[3] jene Vorliebe für das Theater, die sie veranlasste, mit Schauspielern zu verkehren, ihre Rathschläge anzuhören, ihre Rollen zu spielen. Es schien wenig verträglich mit der Majestät des Thrones zu sein, dass eine Königin sich als Zofe verkleidete. In der Öffentlichkeit war die Sache noch schlimmer. Das Volk, welches selbst tolle Ausgaben, wenn sie ihm zugute kommen, leicht verzeiht, ist stets geneigt, diejenigen zu übertreiben, von denen es nichts hat. Ausgeschlossen von den Festen in Trianon, sah es darin eine verderbliche Verschleuderung und gleichsam einen Schimpf auf sein Elend. Daher jenes übelwollende Gerede, das alle Handlungen Marie Antoinettes, ihre Spaziergänge, ihre Worte, ihre Zuneigungen anschuldigte, ihr eingebildete Leichtfertigkeiten und Lächerlichkeiten zumuthete und so leicht bei voreingenommenen Gemüthern Eingang fand. Man verbrannte einige Reisigbündel, um während der Anwesenheit Josefs II. den Park zu beleuchten; sofort stand die öffentliche Meinung gegen diese unerhörten Ausschreitungen auf, und die 3000 Reisigbündel verwandelten sich in der Volksphantasie in einen ganzen Wald.[4]

Der Hof war nicht minder in Aufruhr. Diejenigen, die nicht in Trianon geladen waren, waren auf die dort Zugelassenen eifersüchtig. Die einigen Personen erwiesene ausschließliche Gunst

[1] „La comédie à la Cour“ von A. Jullien.

[2] „Journal de Papillon de la Ferté“ p. 421.

[3] „Mémoires de Mme Campan.“

[4] Daselbst p. 148.

verletzte diejenigen, die nicht daran theilnahmen. Die Damen des Palastes, deren Dienst sich darauf beschränkte, nur mehr an Sonn- und Feiertagen zur Toilette der Königin und zu den Kirchengängen zu erscheinen, ergiengen sich in Auslassungen nicht nur gegen die Bevorzugten, die in Trianon Zutritt hatten, sondern auch gegen die Königin, die ihre Gnaden so ungleich vertheile.[1] Die Eifersucht erhitzte die Köpfe und brachte eine Art „Entfremdung" hervor, wie Mercy sagte.[2] Man gieng nicht nach Trianon, aber auch nicht nach Versailles.

Es wurde kein Hof gehalten, der Palast verödete. Versailles, der Schauplatz der Pracht eines Ludwigs XIV., wohin man aus ganz Europa zusammenströmte, um seine Bildung und guten Geschmack zu lernen, war nur mehr, sagt ein Zeitgenosse, eine kleine Provinzstadt, wohin man mit Widerwillen gieng und von wo man so schnell als möglich wieder entfloh.[3] Ehrgeiz und Begehrlichkeit waren nicht minder groß, aber man suchte sich unter den einflussreichen Persönlichkeiten Protectoren zu verschaffen, und die Gnaden kamen aus zweiter Hand.[4] So wurde die Autorität geschwächt, während gleichzeitig die Abneigung begann und die Achtung sich verlor. Als der König, seiner Liebe zur Einfachheit und Einsamkeit nachgebend, sich mit den Belustigungen von Trianon und jener für eine lebhafte und glanzliebende Nation, wie die französische,[5] allzu beschränkten Gesellschaft zufrieden gab, sah er nicht, dass er durch Annahme solcher Gewohnheiten und dieses Privatlebens seinem an die prunkhafte Etikette und an die majestätsvollen Überlieferungen nicht allein Ludwigs XIV., sondern selbst Ludwigs XV. gewohnten Volke das Urtheil beibrachte, ihr Nachfolger besitze weder den Geschmack noch die Tugenden eines Monarchen. Wenn die Königin, „die von Natur aus dazu bestimmt schien, den ersten Hof der Welt zu halten,"[6] sich den Pflichten der Repräsentation entzog, um ihr

[1] Mercy an Maria Theresia, 16. September 1780. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 465.

[2] Derselbe an dieselbe, 14. November 1780. — Daselbst, III, 479.

[3] „Souvenirs et portraits" vom Herzog von Lévis. Paris, Beaupré, 1815, p. 139.

[4] Daselbst.

[5] Mercy an Maria Theresia, 16. September 1780. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 466.

[6] „Souvenirs et portraits" vom Herzog von Lévis, p. 140.

Herz Frau v. Polignac zu eröffnen und sich mit ihr in Trianon einzuschließen, so spionierten die auf einen Einfluss, der ihnen zu ausschließlich schien, neidischen Höflinge die geringsten der Favoritin gewährten Gnadenbezeigungen aus, schrieben ihrem Einflusse die Schritte der Königin und dem Einflusse der Königin die Entschlüsse der Regierung zu; sie machten Marie Antoinette verantwortlich für die Erhebung der einen, für den Fall der anderen, für das Deficit des Staatsschatzes, für die Erhöhung der Auflagen, und häuften über ihrem Haupte Unmassen von Volkszorn und Unpopularität an, deren erste Anzeichen Mercy besorgt machten, Maria Theresia auf dem Todbette Thränen entlockten und der unklugen jungen Souveränin die strengen und manchmal groben Vorwürfe ihres Bruders Josef II. zuzogen.

# Fünfzehntes Capitel.

Reise Josefs II. nach Frankreich. — Charakter des Kaisers. — Sein Reiseplan wird gefasst, aufgegeben, wieder aufgenommen. — Freude der Königin über das Wiedersehen ihres Bruders. — Erste Zusammenkünfte. — Oft ungeschicktes Gezänke. — Der Kaiser und die Königin in der Oper. — Besuche der Denkmäler und vorzüglichsten Anstalten der Stadt Paris. — Zur Schau getragene Einfachheit. — Eingenommenheit des Publicums. — Abreise des Kaisers. — Sein Urtheil über die Königin. — Schriftlich hinterlassene Rathschläge. — Die Königin fügt sich ihnen einige Zeit, um dann in ihre Zerstreuung zurückzufallen. — Warum?

Schon vor langer Zeit hatte Josef II. den Plan gefasst, nach Frankreich zu kommen; schon im Jahre der Vermählung der Dauphine hatte er diese Absicht seinem Botschafter, Grafen Mercy, kundgegeben.[1]

Von diesem Philosophen auf dem Throne lässt sich sagen: er verdarb seine wirklichen Vorzüge durch bedauernswerte Fehler; er war ein höchst merkwürdiger, aber ungleichmäßig entwickelter Geist, mehr eigensinnig als fest, mehr lebhaft als verständig, weitreichende Pläne fassend, sie aber nicht reifen lassend, für Kleinlichkeiten eingenommen und sich in Einzelheiten versenkend, zusehr regierend, sagte der Prinz de Ligne, aber nicht genug herrschend,[2] wie ein Liberaler sprechend, aber als absoluter Herrscher handelnd. Er wünschte zu lernen, hatte aber nicht die Geduld, sich unterrichten zu lassen. „Seine Fragen," sagt Gleichen, „suchten anscheinend einen Rath, er aber suchte gewöhnlich nur einen solchen, der mit seiner Ansicht übereinstimmte."[3] Nach dem Tode seines Vaters 1765 Kaiser geworden, betrübte er seine Mutter durch seine unruhevolle Thätigkeit, seine Hast, seine Änderungssucht, seine philosophischen Utopien, seinen fieberhaften Ehrgeiz, der nicht genügend gestützt war durch

[1] Mercy an Maria Thersia, 18. December 1773. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 85.

[2] „Mémoires de Weber", p. 75.

[3] „Souvenirs du baron de Gleichen" p. 74.

Kraft der Begabung, Richtigkeit der Anschauungen und Stärke des Charakters.[1] Aufrichtig das Glück seiner Völker wollend, aber eher als Theoretiker denn als praktischer Staatsmann, brachte er es nur dahin, sie durch beunruhigende Reformen aufzuregen, die ihre Überlieferungen, ihre Sitten und selbst ihr religiöser Glaube zurückwiesen. Um vierzehn Jahre älter als Marie Antoinette, nahm er ihr gegenüber die Haltung eines Vaters an, sprach zu ihr mit der Autorität der Erfahrung und beeinträchtigte so sehr oft die Weisheit seiner Mahnungen durch die Trockenheit des Tones und die Schroffheit der Form.[2] Er vergaß zu leicht, dass das Kind, das er in Wien gehofmeistert hatte, groß geworden, dass die Dauphine Königin geworden war.[3] Die junge Fürstin, gewöhnlich folgsam und nachgiebig gegen einen Bruder, den sie sehr lieb hatte, wurde manchmal aufgebracht über den herrschsüchtigen Ton und die beißenden Lehren dieses Mentors, der ihr absichtlich deutsch schrieb und sie wie ein kleines Mädchen behandelte.[4] Das waren übrigens nur vorübergehende Wolken; die Correspondenz nahm bald wieder ihre herzlichen Formen an, und es war hauptsächlich der Wunsch, Marie Antoinette zu besuchen, der den Kaiser bestimmte, nach Frankreich zu kommen, das er nicht liebte[5] und gegen welches er gleich den hervorragendsten Herren seines Hofes unüberwindliche (aber auch sehr begründete. Anm. des Übers.) Vorurtheile hegte.[6] Die Königin sehen, ihren Charakter studieren, ihr Verhalten beurtheilen, die persönliche Bekanntschaft des Königs machen, die Lage des Hofes für Gegenwart und Zukunft abschätzen, Hilfsmittel, Verwaltung, Ackerbau, Finanzen, Handel, Seemacht und Kriegswesen einer großen Monarchie in Augenschein nehmen — das waren nach seinem eigenen Geständnisse die Hauptpunkte, die sich der Kaiser vorsteckte, und die Früchte, die er von seiner Reise zu ernten hoffte.[7]

Marie Antoinette war ganz glücklich bei dem Gedanken, ihren Bruder wiederzusehen; er war für sie gleichsam ein Abbild ihrer

[1] Maria Thersia an Mercy, 4. März 1775. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 329.

[2] Mercy an Maria Thersia, 14. August 1773. — Daselbst, II, 30.

[3] Maria Thersia an Mercy, 3. Jänner 1775. — Daselbst, II, 279.

[4] Daselbst.

[5] Dieselbe an denselben, 1. September 1770. — Daselbst, I, 48.

[6] Dieselbe an denselben, 3. Februar 1774. — Daselbst, II, 104.

[7] Mercy an Maria Thersia, 18. December 1773. — Daselbst, II, 84.

Heimat, ein lebendiges Porträt ihrer Mutter. Freilich wohl war diese Freude nicht ohne einige Beimischung von Beunruhigung.[1] Was wird Josef II. über den französischen Hof denken? Was vom Könige? Was insbesondere von der Gesellschaft der Königin und von der Lebensweise, die sie angenommen?[2] Wie wird sein Urtheil ausfallen? Welcher Art könnten etwa seine Vorwürfe sein, nachdem er einmal an seine Schwester einen so heftigen Brief geschrieben, dass Maria Theresia dessen Absendung verhindern musste?[3] Wird nicht Verbitterung, Erkaltung, vielleicht ein ernster Zwist daraus entstehen? So oder ähnlich waren die Befürchtungen Marie Antoinettes[4] und die Besorgnisse Mercys.

Nachdem Josefs II. Reise mehreremale aufgegeben und wieder aufgenommen[5] und im letzten Augenblicke wegen der Strenge des Winters und wegen der politischen Ereignisse in Böhmen und Deutschland aufgeschoben worden,[6] ward sie im Frühjahre 1777 thatsächlich unternommen, obwohl von Maria Theresia, die erst nach allen anderen davon verständigt worden war, ungern gesehen.[7] Zum großen Leidwesen der Königin, die es gerne gehabt hätte, dass ihr Bruder seinem Range gemäß als hoher und mächtiger Souverän[8] empfangen werden würde, und unter dem lebhaften Widerspruche der Kaiserin, die diese Zurschautragung einer mehr scheinbaren als wirklichen Einfachheit nicht leiden mochte,[9] hatte der Kaiser beschlossen, in Frankreich das strengste Incognito zu bewahren; so lautete in dieser Hinsicht seine ausdrückliche Entscheidung. Er wollte weder im Palaste zu Versailles, noch in Trianon wohnen; in Paris bewohnte er ein Appartement beim Botschafter im Petit-Luxembourg, vermied

[1] Maria Theresia an Ferdinand, 16. Jänner 1777.

[2] Mercy an Maria Theresia, 18. December 1776. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 542.

[3] Maria Theresia an Mercy, 31. Juli 1775. — Daselbst, II, 360. u. 363.

[4] Mercy an Maria Theresia, 18. October 1776. — Daselbst, II, 504.

[5] Derselbe an dieselbe, 18. December 1773; Maria Theresia an Mercy, 5. April 1774, 4. März 1774, 1. April 1775, 31. October 1776. — Daselbst, II, 85, 125, 126, 305, 316, 509.

[6] Maria Theresia an Ferdinand, 9. Jänner 1777.

[7] Dieselbe an denselben, 27. März und 3. April 1777.

[8] Marie Antoinette an Maria Theresia, 16. Jänner 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 3.

[9] Maria Theresia an Marie Antoinette, 3. Jänner 1777. — Daselbst, III, 2.

jedoch jeden Anschein eines officiellen Empfanges;[1] in Versailles miethete er zwei Zimmer in einem Hôtel garni, dem Hôtel du Juste, die zwar entsprechend, aber ohne alles Gesuchte eingerichtet waren;[2] im Schlosse hatte er, aber nur um dort während des Tages einige Augenblicke zu ruhen, ein kleines Cabinet im Halbgeschosse der Königin inne.[3] Er wollte auch keine Hofwagen, sondern einen einfachen Miethwagen.[4]

Am Freitag den 18. April, um halb 8 Uhr abends, kam Josef II. in Paris an unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein. Um 8 Uhr früh des nächsten Tages fuhr er nach Versailles. An Stelle Mercys, der durch ein Unwohlsein ans Bett gefesselt war, empfieng Abbé Vermond den Kaiser beim Aussteigen aus dem Wagen und geleitete ihn allein über eine geheime Treppe bis in das Zimmer, in dem sich die Königin befand. „Ich wünsche," hatte Josef II. geschrieben, „dass sie mich in ihrem Cabinete erwarte, ohne mir entgegenzukommen, und dass wir dort, um nicht vor anderen Komödie zu spielen, allein einander die Freude des Wiedersehens bekunden."[5] Diese Freude war lebhaft, das Zusammentreffen rührend. Die Geschwister umarmten einander zärtlich und sprachen eine Zeitlang kein Wort; dann öffneten sich die Herzen, und die Unterhaltung kam in Fluss. Der Kaiser war gegen alle Voraussicht zärtlich und fast schmeichlerisch. Er sagte zur Königin, dass, wäre sie nicht seine Schwester und könnte er sich mit ihr verbinden, er nicht zögern würde, sich wieder zu verehelichen, um eine so reizende Lebensgefährtin zu bekommen. Die junge Frau, durch diese Schmeichelei umsomehr gerührt, als sie nicht darauf rechnete, ließ ihren Gefühlen freien Lauf und sprach mit voller Aufrichtigkeit von ihrer Lage, ihren Neigungen, ihrer Gesellschaft, wobei sie nur bezüglich des Capitels „Favoritinnen" einige Zurückhaltung beobachtete. Das Eis war gebrochen, jede Verlegenheit war auf beiden Seiten gewichen, die Conversation, zutraulich von Seiten Marie Antoinettes, herzlich und rücksichts-

[1] Josef II. an Mercy, 30. December 1776. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 541.

[2] Mercy an Maria Theresia, 17. Jänner 1777. — Daselbst, III, 6 u. 7.

[3] Derselbe an dieselbe, 15. Juni 1777. — Daselbst, III, 52.

[4] Maria Theresia an Mercy, 3. Jänner 1777. — Daselbst, III, 2.

[5] Josef II. an Mercy, 30. December 1776. — Daselbst, III, 7.

voll von Seiten Josefs, zog sich in die Länge. Die Königin führte dann ihren Bruder zum Könige, die beiden Monarchen umarmten einander, der König sprach einige Worte, die seinen Wunsch zeigten, herzlich und artig zu erscheinen; der Kaiser begnügte sich damit und verstand es vom ersten Augenblicke an, den König in seiner Bequemlichkeit ungestört zu lassen.[1] Nach den Besuchen bei den Prinzen und Prinzessinnen, bei der königlichen Familie und bei den Ministern und nach einem Souper bei der Königin fuhr der Graf von Falkenstein nach Paris zurück, um zu übernachten. So vergieng dieser erste Tag.

Während der folgenden Tage wiederholten sich die Zusammenkünfte zwischen dem Kaiser und der Königin. Bald in Trianon, bald auf einem einsamen Spaziergange, bald in Versailles gieng Josef II. in die Einzelheiten der Gegenstände ein, deren Besprechung mit seiner Schwester er eingeleitet hatte. Er zeigte ihr die Gefahren ihrer Lage, entwarf ein eindrucksvolles Bild von der Leichtigkeit, mit der sie sich von den Zerstreuungen hinreißen ließ, und von den bedauerlichen Folgen, die diese leidenschaftlichen Neigungen in der Zukunft unfehlbar nach sich ziehen würden, und betonte die Nothwendigkeit, auf dieser abschüssigen Bahn innezuhalten, gegen den König mehr Nachgiebigkeit zu zeigen, dem Spiele zu entsagen und sich endlich in geregelter Weise ernsten Beschäftigungen zu widmen, wobei er hauptsächlich die Unzuträglichkeiten der Gesellschaft der Königin in ihr volles Licht setzte. Von dieser Gesellschaft hatte der einzige Herzog von Coigny vor dem Kaiser Gnade gefunden; strenge hingegen, vielleicht zu strenge, beurtheilte der Monarch Frau v. Lamballe,[2] Frau v. Polignac und die Prinzessin von Guéménée, deren Haus er ganz richtig als „Spielhölle" bezeichnete.[3] Die Königin vertheidigte nicht Frau v. Lamballe, deren sie damals überdrüssig geworden, suchte aber ihren Bruder betreffs der Prinzessin von Guéménée und besonders der Frau v. Polignac auf eine andere Meinung zu bringen.[4] Sie gab übrigens ohne Schwierigkeit die Richtigkeit der Gründe des Kaisers

[1] Mercy an Maria Theresia, 15. Juni 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 50 u. 51.

[2] Daselbst p. 53.

[3] Daselbst p. 56.

[4] Daselbst.

zu, dessen Sprache sie wirklich gerührt und zu ernsten Erwägungen gestimmt hatte, und fügte hinzu, dass „ein Tag kommen würde, wo sie so guten Rathschlägen folgen werde".[1] Aber aus menschlicher Rücksicht widerstrebte es ihr, ihre Handlungsweise sofort abzuändern; es sollte nicht scheinen, als ob sie einem Drucke nachgebe.[2] Man brauchte im Publicum nicht zu sagen, der Kaiser sei aus Österreich gekommen, um seine kleine Schwester zu hofmeistern und zurechtzuweisen.

Die Haltung Josefs II. ließ leider die Befürchtungen der Königin als berechtigt erscheinen. Als herrschsüchtiger, mehr zum Tadel als zur Nachsicht geneigter Charakter, vermochte der hohe Kritiker nicht immer den herzlichen und liebevollen Ton zu bewahren, den ihm Mercy empfahl, und an den er sich anfangs gehalten hatte. Er vergaß zu leicht, dass er es mit einer feurigen und stolzen Souveränin zu thun hatte, mit der man die Sprache der Vernunft und Milde sprechen musste,[3] anstatt mit der Strenge und Rauheit aufzutreten, die seinem eigenen Temperamente eigen waren, und die Königin, welche im Grunde die Wahrheit der Bemerkungen ihres Bruders anerkannte, war durch die Form mit Recht verletzt. Es geschah zum Beispiel, dass der Kaiser seiner Schwester vor mehreren Personen des Hofes öffentlich eine Lehre ertheilte,[4] oder dass er sagte, wenn der König sich entschlösse, sein Reich zu bereisen, er sich nicht von seiner Frau begleiten lassen dürfte, die „für ihn zu nichts gut wäre".[5] Ein anderesmal erklärte er ihr vor Mercy in hartem Tone, wenn er der Gemahl der Königin wäre, so wüsste er schon „ihren Willen zu lenken und ihm die von ihm gewollte Form zu geben".[6] Derartige Bemerkungen waren nicht geeignet, der Königin zu gefallen, ihre berechtigte Empfindlichkeit stieß sich an diesem schulmeisterlichen Tone und diesem ungeschickten Drängen. „Von meiner Mutter," sagte sie, „würde ich alles mit Achtung annehmen; was aber meinen Bruder betrifft, so werde ich ihm zu antworten wissen." Daher

[1] Mercy an Maria Theresia, 15. Juni 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 53.

[2] Daselbst p. 67 u. 70.

[3] Daselbst p. 83.

[4] Daselbst p. 79 u. 81.

[5] Daselbst p. 79.

[6] Daselbst p. 81.

Erkaltung, Verbitterung, augenblicklicher Verdruſs, und einmal erklärte die Königin ihrem Bruder halb lachend, halb böſe, daſs, wenn ſein Aufenthalt in Frankreich ſich verlängere, „ſie oft miteinander große Streitigkeiten haben würden“.[1]

Indeſſen im Grunde genommen wünſchte ſie, daſs er bliebe, denn ſie liebte ihn trotz ſeiner Schwächen und verhehlte ſich nicht, daſs ſeine Rathſchläge ihr nützlich geweſen; ſie that darum alles, um ihn zu feſſeln. Bald gab ſie ihm eine mit ihrem Porträt geſchmückte Taſchenuhr, dann wieder bot ſie ihm ein Feſt in Trianon, welches, erzählt Mercy, „gut veranſtaltet war und durch die Liebenswürdigkeit, welche die Königin gegen jedermann entwickelte, reizend wurde. Der König war voll Heiterkeit und ſchien, ſoweit es ſein Weſen verträgt, gegen den Kaiſer aufmerkſam zu ſein“.[2] Der engliſche Park war durch in den Blumen verſteckte Feuer-Terrinnen beleuchtet worden, und hinter dem Amortempel angezündete Reiſigbündel hatten dieſen in einen Feuerherd verwandelt, deſſen Glanz ſich über den Garten ergoſs.[3]

Zu anderenmalen führte Marie Antoinette ihren Bruder in die Comédie-Française und in die Oper. In letzterer — es war am 25. April — ſpielte man „Iphigénie en Aulide“ von Gluck. Der Kaiſer wäre gerne im Hintergrunde ſeiner Loge verſteckt geblieben; aber die Königin nahm ihn bei der Hand und zog ihn nach vorne, und das Parterre brach in derartige Acclamationen aus, daſs die Aufführung auf einige Zeit unterbrochen wurde. Nach dem Wiederbeginne ſang der Chor: „Laſst uns beſingen, laſst uns preiſen unſere Königin!“ Jetzt war es an Joſef, ſich dem Beifallsſturme für ſeine Schweſter anzuſchließen, und das Publicum ſagte, daſs, „wenn der Erzherzog[4] die franzöſiſchen Herzen der Souveränin etwas entfremdet hatte, der Kaiſer ſie ihr wiedergewonnen habe“.[5]

Die Königin freute ſich über dieſen Triumph und die wachſende Volksthümlichkeit ihres Bruders. Wie ſehr der allerhöchſte

[1] Mercy an Maria Thereſia, 15. Juni 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 71.

[2] Daſelbſt p. 65.

[3] „Mémoires de M^me^ Campan“, p. 148.

[4] Maximilian.

[5] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres“, 20. April 1777, X, 146.

Reisende auch bestrebt war, sein Incognito zu wahren, überall, wohin er kam, gab es geräuschvolle Kundgebungen. Sein Hotel war von einer zahlreichen Menge umgeben, und auf seinen Gängen bildete sich um ihn ein Gefolge, das ihn begleitete, aber auch belästigte.[1] Das Volk war von der Einfachheit eines Herrschers hingerissen, der, sich von jeder Etikette losmachend, zu Fuß in den Straßen sich ergieng, ohne Prunk und Gefolge, mit einem bescheidenen Rocke aus grünem oder braunem Tuche bekleidet;[2] es sagte, es wisse ihm Dank dafür, dass er dem französischen Hofe ein so gutes Beispiel gebe.[3] Infolge einer bei dem französischen Charakter so gewöhnlichen Inconsequenz bewunderte man bei dem Bruder das, woraus man der Schwester ein Verbrechen machte.

Die Nationalökonomen und die Gelehrten erschöpften sich in Lobsprüchen auf den Kaiser, der ihre Grundsätze theilte und sie als seinesgleichen behandelte, auf den Beherrscher eines weiten Reiches, der als Philosoph reiste und auf seinen Reisen weniger Vergnügen als Belehrung suchte. Josef II. suchte sorgfältig diese Stimmung zu erhalten, und wenn auch seine beißenden Scherze auf die Moden einige Damen des Palastes verstimmten, wenn seine herben öffentlichen Kritiken der Einrichtungen und der Regierung den Verständigen ein Mangel an Takt zu sein schienen, wenn seine Sarkasmen über die Etikette und die Gebräuche des Hofes seine Schwester auf einem Wege, zu dem sie nur zu große Neigung hatte,[4] nur ermuthigen konnten, so schmeichelten Spöttereien und Kritiken dem von Natur aus tadelsüchtigen Geschmack des Publicums, während die Besuche des Kaisers bei den Monumenten und sein Studium des Räderwerkes der Verwaltung den gebildeten Geistern, die in der öffentlichen Meinung den Ton angaben, gefielen.

Die Abende widmete der Kaiser der königlichen Familie, die Tage waren ihm selbst und seiner Belehrung vorbehalten. Er vergaß nichts, weder angesehene Persönlichkeiten, noch berühmte

[1] Mercy an Maria Theresia, 15. Juni 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 77.

[2] „Correspondance secrète inédite", I, 50.

[3] Mercy an Maria Theresia, 15. Juni 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 77.

[4] „Mémoires de Mme Campan", p. 144 bis 146.

Stätten, noch öffentliche Anstalten, besuchte Necker und Frau Geoffrin, die Gräfin de Brionne und Frau du Barry, gieng von der königlichen Druckerei in die Gobelinsfabrik, von Sèvres nach Ermenonville, von der Schule Alforts in das physikalische Cabinet Passys, vom Garten des Marschalls de Biron in das Haus der Guimard. Zum kranken Buffon sagte er liebenswürdigerweise, er hole das von Maximilian vergessene Exemplar seiner Werke.[1] Im Taubstummeninstitut drückte er sein Erstaunen aus, dass die Regierung noch nichts gethan habe für einen Wohlthäter der Menschheit, wie Abbé de l'Epée.[2] Dann begab er sich in die französische Akademie, wo d'Alembert ihn mit geistreichen Schmeicheleien begrüßte;[3] dann wieder wohnte er als einfacher Zuschauer der Sitzung der Akademie der Inschriften und schönen Literatur oder jener der Akademie der Wissenschaften bei. Nicht Handel, nicht Industrie, nicht Regierung, nicht Finanzen entgiengen seinen Forschungen. Bertier de Sauvigny erklärte dem Kaiser im einzelnen die Organisation der Intendanzen,[4] Laborde die des königlichen Schatzes,[5] Trudaine die Verwaltung der Brücken und Straßen,[6] Vergennes die auswärtigen Angelegenheiten, Sartines die Marine.[7] Der Herrscher kritisierte gewisse Punkte,[8] warf den Ministern vor, zu viel die Herren zu spielen in den einzelnen Departements, so dass der König, wenn er die Minister wechsle, nur seine Sclaverei wechsle, behauptete, dass man bei den Bauten die Wirklichkeit dem Scheine, den Nutzen dem Luxus opfere; im allgemeinen aber war er von sehr vielen Vorurtheilen zurückgekommen. Paris hatte ihn eingenommen,[9] die Nation missfiel ihm trotz ihres Leicht-

[1] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 23. Mai 1777, X, 178.

[2] Daselbst, 17. Mai 1777, X, 176.

[3] Mercy an Maria Theresia, 15. Juni 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 68.

[4] Daselbst p. 73.

[5] Daselbst p. 58.

[6] Daselbst p. 57.

[7] Daselbst p. 72.

[8] Einige dieser Kritiken waren seltsam. So warf der Kaiser der französischen Regierung vor, ungeheures Geld auf die Instandsetzung ihrer Marine ausgegeben zu haben. Und dies zur Zeit des amerikanischen Krieges!

[9] Mercy an Maria Theresia, 15. Juni 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 77.

sinnes nicht,[1] und wenn er eine geringe Meinung von den Regierenden hatte, so bekam er eine hohe Vorstellung von den Hilfsmitteln und Hilfsquellen der Monarchie, sobald jene sich in geschickten Händen befänden.[2]

Leider hatte er diese glücklichen Hände nicht wahrgenommen. Die eben am Ruder befindlichen Minister flößten ihm trotz der verbindlichen Sachen, die er ihnen sagte,[3] wenig Vertrauen ein, und er fürchtete Choiseuls Rückkehr zur Macht. „Wenn der Herzog von Choiseul auf seinem Platze geblieben wäre," sagte er zu großer Befriedigung des Königs und zum lebhaften Missfallen der Königin, „so hätte sein unruhiger und stürmischer Kopf das Königreich in die größten Verlegenheiten stürzen können."[4] Bloß der Erzbischof von Toulouse, Loménie de Brienne,*[1] hatte in ihm — und das macht seinem Scharfsinn wenig Ehre — eine hohe Meinung von dessen Fähigkeiten hinterlassen.[5] Was die königliche Familie anbelangt, so beurtheilte sie der satirische Reisende mit übertriebener (?) Strenge; der Graf von Paris erschien ihm als ein „undefinierbares Wesen", der Graf von Artois als ein „Stutzer", die Prinzessinnen als „gute Personen", aber „Nullen".[6] Der König gefiel ihm besser; er hatte mit ihm lange Besprechungen, in denen sich Ludwig XVI. nach der Verlegenheit des ersten Augenblickes ihm in vollem Vertrauen eröffnete, selbst über die heikelsten Punkte,[7] und Beweise von soliden Kenntnissen ablegte. Nichtsdestoweniger drückte er sich in seinen vertrauten Briefen über seinen Schwager in ungemein harten Worten aus. „Dieser Mann," schrieb er an Leopold, „ist etwas schwach, aber nicht dumm; er hat Kenntnisse, er hat Urtheil, aber geistige wie körperliche Apathie. Er führt vernünftige Gespräche und hat weder Lust, sich zu unterrichten, noch Neugierde; kurz, das „fiat lux" ist noch nicht gekommen, und der Stoff ist noch

[1] Mercy an Maria Theresia, 15. Juni 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 77 u. 83.

[2] Daselbst p. 83.

[3] Daselbst p. 51.

[4] Daselbst p. 69.

[5] Daselbst p. 70.

[6] Josef II. an Leopold, 11. März 1777.

[7] Mercy an Maria Theresia, 15. Juni 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 57 u. 69.

ungeformt.“ [1] Dieſes Urtheil war mehr als hart, es war ungerecht. Wenn auch die Vorzüge des Königs durch ſeine Schüchternheit beeinträchtigt wurden, ſo waren ſie doch nicht minder vorhanden, und ſeine Ausbildung, wenn auch minder glanzvoll als die Joſefs II., war ebenſo umfaſſend und wahrſcheinlich ſolider.

Der Kaiſer gefiel übrigens nicht allen Mitgliedern der königlichen Familie in gleichem Grade. Während Madame Adelaide, bei der er Geiſt entdeckte,[2] ihn unter dem Vorwande, Gemälde anzuſehen, in ihr Cabinet zog und dort umarmte, indem ſie meinte, einer alten Tante müſste wohl ein ſolches Zeichen der Freundſchaft erlaubt ſein,[3] fühlte ſich der Graf von Provence zum Bruder der Königin nur wenig hingezogen. „Der Kaiſer,“ ſchrieb er an Guſtav III., „iſt ſehr einſchmeichelnd, voll von Betheuerungen und Schwüren der Freundſchaft; aber, näher geprüft, verbergen ſeine Betheuerungen und ſein offenes Auftreten den Wunſch, auszuforſchen und ſeine eigentlichen Geſinnungen zu verbergen . . . aber er ſtellt es ungeſchickt an; denn mit etwas Weihrauch, nach dem er ſehr lüſtern iſt, weit entfernt, von ihm durchſchaut zu werden, durchſchaut man ihn leicht. Seine Kenntniſſe ſind ſehr oberflächlich.“ [4]

Vielleicht hat ihn der Graf von Provence richtig beurtheilt. Joſef II. ſelbſt enthüllte in einem vertrauten Briefe, in dem er ſich offen ausſprach, ganz naiv ſein Vorgehen. „Du biſt beſſer als ich,“ ſchrieb er an ſeinen Bruder Leopold, „aber ich bin mehr Charlatan, und in dieſem Lande muſs man es ſein. Ich bin es aus Vernunft, aus Beſcheidenheit; ich übertreibe ein wenig in dieſer Beziehung, indem ich einfach, natürlich, überlegt ſelbſt bis zum Übermaß erſcheine. Das hat eine Begeiſterung erregt, die mich wirklich in Verlegenheit bringt.“ [5]

Es iſt ſchwer, aufrichtiger zu geſtehen, daſs man das Publicum zum beſten gehalten hat. Allein das Publicum, das nach dem Scheine urtheilt, hatte ſich vom Scheine fangen laſſen; nicht nur Sympathie bezeigte es, ſondern, wie Joſef II. ſagte, Enthuſiasmus.

[1] Joſef II. an Leopold, 9. Juni 1777.

[2] Mercy an Maria Thereſia, 15. Juni 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 78.

[3] Daſelbſt p. 58.

[4] „Gustave III et la Cour de France“, II, 390.

[5] Joſef II. an Leopold, 11. Juli 1777.

Mit Ausnahme der Freunde Choiseuls, die es dem Kaiser nicht verziehen, zu dem ehemaligen Minister nur ein bedeutungsloses Wort während der Procession der Ritter vom heiligen Geiste gesprochen zu haben,[1] und durch Touraine gereist zu sein, ohne sich in Chanteloup aufzuhalten, während er die Du Barry in Luciennes besucht hatte,[2] war der Eindruck überall der gleiche. Jedermann lief hinter dem Kaiser her; alle seine Handlungen waren Züge von Weisheit, alle seine Worte Beweise von Genie. Man wiederholte „die Gemeinplätze, die er mit einem Nachdruck vorbrachte, dass man vor Lachen hätte sterben können", schrieb eine Zeitgenossin; „ganz Paris war davon schwindelig".[3] Von Paris aus ergriff die Begeisterung die Provinz und stellte die Grafen von Provence und von Artois, die gerade damals den Süden und Osten des Königreiches bereisten, in Schatten.[4] Man war buchstäblich vernarrt in den habsburgischen Erben. Wer hätte damals daran gedacht, der Königin vorzuwerfen, dass sie Österreicherin sei?

Doch die Zeit zur Abreise war gekommen; der Kaiser fieng an, seine Rolle satt zu bekommen,[5] und obschon ihm Paris sehr gefiel, und er auf seinen Erfolg stolz war, wurde er endlich dieser beständigen Ovationen müde. Nur *eines* hielt ihn zurück, vielleicht dasjenige, woran er am wenigsten dachte, als er nach Frankreich kam: das Interesse, das er an der Gesellschaft der Königin fand. Er hatte sich von dem Reiz des häuslichen Lebens und des Verkehres mit Marie Antoinette einnehmen lassen;[6] der unbeugsame Censor war entwaffnet worden von der bezaubernden Anmuth seiner jungen Schwester, die er so unerbittlich scholt und hänselte, deren Eindrücke auf ihn aber sich immer mehr ausgestalteten; nebst ihrem zärtlichen Herzen, das er schon kannte, entdeckte er in ihr mehr Scharfsinn und Geist, als er vorausgesetzt hatte.[7]

[1] „Correspondance secrète inédite", 26. März 1777, I, 59.

[2] Maria Theresia an Mercy, 31. Juli 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 97.

[3] Gräfin von der Marck an Gustav III., 7. August 1877. — Daselbst, III, 91, Anm.

[4] Mercy an Maria Theresia, 15. August 1777. — Daselbst, III, 101 u. 102.

[5] Josef II. an Leopold, 11. Juli 1777.

[6] Derselbe an denselben, 17. Mai 1777.

[7] Mercy an Maria Theresia, 15. Juni 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 62.

Im letzten Augenblicke zögerte er, sie zu verlassen, und je näher die Stunde der Abreise kam, desto mehr Widerstreben fühlte er dagegen.

Die Königin sah ihrerseits nicht ohne Bedauern den Bruder scheiden, den sie trotz seiner Auszänkereien liebte und dessen Mahnungen sie schätzte, trotz ihrer rauhen Form; der Abschied kam ihr vor wie ein letzter Riss in die Familienbande. Am 30. Mai, abends, erfolgte das Lebewohl, nachdem sie den Tag über beisammen gewesen und lange, ernste Besprechungen gehabt hatten. Josef war ergriffen, Marie Antoinette that sich Gewalt an, um ihre Bewegung zu verbergen, aber sie schluchzte. Als der Kaiser den König umarmte, sagte er zu ihm mit gerührter Stimme, „er empfehle ihm inständig eine Schwester, die er so zärtlich liebe, dass er nur solange ruhig sein würde, als er sie glücklich wüsste". Um Mitternacht verließ er das Schloss, um in sein Hôtel garni zurückzukehren. Am nächsten Tage, um 6 Uhr morgens, fuhr er von Versailles nach Saint-Germain-en-Laye, wo er sein Gefolge traf. Die Königin war wie gebrochen; vor ihrem Bruder hatte sie sich beherrschen wollen; da er fort war, konnte sie sich nicht mehr halten und bekam noch am nämlichen Abende einen heftigen Nervenanfall. Tags darauf gieng sie mit ihren beiden Freundinnen, Frau v. Polignac und Frau v. Lamballe, nach Trianon, ihren Schmerz zu verbergen;[1] nach der Rückkunft wohnte sie dem Segen bei und gieng mit der Gräfin Jules zu Fuß bis nach Rocquencourt;[2] sie bedurfte der Sammlung und Zerstreuung.

Während dessen verfolgte Josef II. seinen Weg durch die Länder, die er bereisen wollte; aber er war nicht minder bewegt als Marie Antoinette, und schrieb an seine Mutter mit einer Herzensergießung, die seine innersten Gedanken offenbarte: „Ich habe Versailles ungern verlassen, in wahrer Anhänglichkeit an meine Schwester; ich habe eine Lebensannehmlichkeit gefunden, der ich entsagt hatte, deren Reiz mich aber, wie ich sehe, nicht verlassen hat. Sie ist liebenswürdig und reizend, ich habe Stunden um Stunden mit ihr verbracht, ohne zu gewahren, wie sie dahinflossen. Ihre Rührung beim Abschied war groß, ihre Haltung gut;

[1] Mercy an Maria Thereſia, 15. Juni 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 76.

[2] Vermond an Mercy, 1. Juni 1777.

ich musste meine ganze Kraft zusammennehmen, um Füße zum Fortgehen zu finden." [1]

Maria Theresia hatte richtig vorausgesehen: der Kaiser war dem Zauber der Königin unterlegen.[2] Er wollte wenigstens einigermaßen die ernsten Unterredungen, die sie während dieses sechswöchentlichen Aufenthaltes miteinander gehabt, fortsetzen und verfasste auf Bitten der Schwester und trotz der Bemerkungen Mercys, der eine einfachere Form vorgezogen hätte,[3] Rathschläge oder vielmehr eine lange Anweisung, die er ihr schriftlich hinterließ, unter dem Titel: „Erwägungen für die Königin von Frankreich." *[2]

Diese Instruction, eine wahre Gewissenserforschung, legt der Königin ihre Pflichten unter zwei Gesichtspunkten vor: erstens als Gattin; zweitens als Königin. Der Kaiser vermied sorgfältig jeden directen Tadel, er stellte Grundsätze auf und legte Fragen vor. An seiner Schwester war es, darauf zu antworten und zuzusehen, ob sie die Pflichten ihres Standes gebührendermaßen erfüllt habe. Doch es war leicht, unter dieser indirecten Form das Persönliche herauszufinden. Es war kein Questionarium zum Gebrauch aller Frauen, noch auch aller Königinnen, es diente zum ausschließlichen Gebrauche Marie Antoinettes, und Josef erwies sich darin allerdings als erleuchteter, aber übertrieben strenger, um nicht zu sagen ungerechter Richter. Einige der wichtigsten Stellen daraus werden zu seiner Kennzeichnung genügen:

„Ist etwas an Dir, was der Liebe des Königs und namentlich seiner Hochschätzung hinderlich ist? Prüfe Dich; wendest Du alle Sorgfalt an, ihm zu gefallen? Studierst Du seine Wünsche, seinen Charakter, um Dich darnach zu richten? Suchst Du ihm vor jedem anderen Gegenstande oder jeder anderen Unterhaltung Deine Gesellschaft und die Vergnügungen angenehm zu machen, die Du ihm verschaffst und bei denen er ohne Dich eine Leere finden müsste? Sieht er, dass Du einzig und allein mit ihm beschäftigt bist, ohne die mindeste Rücksicht auf Dich? Mäßigst Du Deine kleinliche Sucht, auf seine Kosten zu glänzen, leutselig zu sein, wenn er es nicht ist?

[1] Maria Theresia an Marie Antoinette, 29. Juni 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 86.

[2] Maria Theresia an Mercy, 3. Jänner 1777. — Daselbst, III, 2.

[3] Mercy an Maria Theresia, 15. Juni 1777. — Daselbst, III, 57.

„Zeigst Du Dich zugänglich, zärtlich, wenn Du bei ihm bist? Suchst Du Gelegenheiten auf, den Gesinnungen zu entsprechen, die er merken läßt? ... Machst Du ihn recht zutraulich, mißbrauchst oder stößt Du nicht die vertraulichen Mittheilungen zurück, die er Dir macht? Handelst Du ebenso und sagst Du ihm alles oder wenigstens genug, damit er nicht die Dich betreffenden Dinge von jemanden andern erfahre als von Dir? ... Gibst Du nach in Dingen, die er augenscheinlich sehr wünscht? Benützest Du nie zur Unzeit Deinen Einfluß? ... All Dein Einfluß soll verborgen sein; man soll ihn bei allem ahnen, aber ihn nirgends sehen. Der König allein, Dein Gatte, soll aus Beruf handeln, und Du sollst bei nichts erscheinen.

„Studierst Du hinlänglich seinen Charakter? Trachtest Du zu wissen, was er thut, wenn er allein ist? Kennst Du die Leute und Dinge, die er bevorzugt? Vermeidest Du es, ihn zu belästigen und besonders durch Deine Gegenwart ihn zu stören? ... Suchst Du dem Könige die für ihn passenden Gesellschaften zu verschaffen: sie sollen auch die Deinigen sein, und wenn er gegen jemanden, selbst von Deinen Freunden, eingenommen ist, so mußt Du ihn opfern. Kurz, Dein einziger Gegenstand ‚soll die Freundschaft, das Vertrauen des Königs sein'.

„Als Königin hast Du ein leuchtendes Amt; Du mußt dessen Functionen ausüben. Die Schicklichkeit, Festigkeit und besonders die Außenseite des Hofes sollen in Betracht gezogen werden. Die Achtung, die das Innere einflößt, und der Anstand sind wichtig; sie bilden zu zwei Drittheilen das Urtheil des Publicums. ... Ist Dein Gehaben nicht ein wenig zu leicht? Hast Du nicht bezüglich des Hofes etwas von den Manieren angenommen, die zur Zeit Deiner Hieherkunft herrschten, oder die mehrerer Damen, die, obwohl sehr liebenswürdig und sehr achtbar, Dir nicht als Muster dienen können, denn Du kannst ein solches außerhalb Deines Standes nicht finden? Je ernster der König ist, desto mehr muß sich Dein Hof nach ihm richten. Hast Du die Folgen der Besuche bei den Damen erwogen, namentlich bei denjenigen, wo eine sehr gemischte Gesellschaft sich versammelt, deren Charakter nicht sehr schätzenswert ist? Hast Du an die Wirkung gedacht, die Deine Verbindungen und Freundschaften, wenn sie nicht in jeder Beziehung untadelhaften und sicheren Personen zugewendet sind, auf das Volk haben können? ...

Die Wahl der Freunde und der Freundinnen ist sehr schwierig, besonders in Deiner Stellung; Du solltest trachten, ebenso unterrichtete als sichere und jedes Ehrgeizes oder eigennützigen Verlangens ledige Personen an Dich zu fesseln. . . .

„Hast Du erwogen die schrecklichen Folgen der Hazardspiele, die Gesellschaft, die da zusammenkommt, den Ton, der da herrscht, endlich die Unordnung, die sie nach sich ziehen sowohl im Vermögen als in den Sitten einer ganzen Nation? . . .

„Desgleichen versteh Dich dazu, einen Augenblick über die Unzukömmlichkeiten nachzudenken, die Dir schon auf den Bällen in den Opern begegnet sind. . . . Ich muss Dir gestehen, dass ich bemerkt habe, dass sich an diesem Punkte am meisten alle diejenigen stoßen, die Dich lieben und redlich denken. Der König, eine ganze Nacht in Versailles im Stiche gelassen, und Du mitten in der Gesellschaft der gesammten Pariser Canaille. . . .

„Aber indem ich Dir mehrere sogenannte Vergnügungen verleide, dürfte ich es wohl wagen, Dir, meine theure Schwester, an deren Stelle ein anderes zu empfehlen, das sie alle aufwiegt? Es ist die Lectüre.

„Betrachte diesen Punkt als den allerwichtigsten und wähle Bücher, die Dich zum Nachdenken anregen und Dich unterrichten. . . . Die Lectüre wird Dir alles ersetzen, und diese zwei Ruhestunden werden Dir Zeit geben, zu überlegen und in Deiner Selbsteinkehr alles zu finden, was Du in den übrigen zweiundzwanzig Stunden zu thun oder nicht zu thun hast . . . Lectüre und passende Gesellschaft. Das ist das Glück des Lebens. . . .

„. . . Hüte Dich, liebe Schwester, vor Reden gegen den Nächsten, aus denen man seine ganze Unterhaltung macht . . . Durch üble Nachreden gegen den Nächsten . . . hält man ehrliche Leute fern. . . . Meide, ich flehe Dich darum an, diese Gespräche und besonders die Begierde, alles wissen zu wollen. . . .

„Sei sparsam, wenn ich bitten darf, mit Deinen Empfehlungen; das ist ein sehr heikler Punkt. Du kannst die schreiendsten Ungerechtigkeiten begehen, ohne daran zu denken, und oft erregst Du um eines Menschen willen, an dem Dir gar nicht viel liegt, das Missfallen der anständigen Leute. . . . Möge Dein Einfluss für die großen Gelegenheiten aufgespart bleiben, und widersteh bei den kleinen muthig den Bitten, die man an Dich stellt, und nimm schließlich für niemanden mit Wärme Partei. . . .

„Höflichkeit und Leutseligkeit, liebe Schwester, haben ihre Grenzen und sind nur soweit von Wert, als man sie in der richtigen Weise vertheilt. Du mußt in dieser Hinsicht gar wohl unterscheiden und an Deine Stellung und Deine Nation denken, die eine Neigung hat, vertraulich zu werden und aus der Hand zu essen."

Man wird zugeben, daß es dem Fürsten, der sich auf den Apostel der Einfachheit hinausspielte, nicht gerade zustand, sich über die Vertraulichkeit der französischen Nation zu beklagen und der Königin ihre Mißachtung der Etikette und ihre Partien in kleiner Gesellschaft ohne den Prunk ihrer Würde vorzuwerfen;[1] ebenso erscheint es seltsam, daß der kaiserliche Philosoph seiner Schwester empfiehlt, sich „in der Kirche andächtig und gesammelt" zu zeigen, und beifügte, „auch der Gottloseste sollte es sein aus Politik". Mehr ist er wieder in seiner Rolle und mehr bei der Wahrheit, wenn er das Unpassende der Gesellschaft der jungen Leute und des den Fremden, namentlich den Engländern, deren Sitten und Gebräuche damals zum großen Verdrusse des Königs in der Mode waren, zu leicht gewährten Empfanges hervorhebt.[2]

„Das muß die Nation abstoßen," sagte er, „das macht die übelste Wirkung im Auslande. . . . Man schreibt diese Leichtigkeit der Koketterie zu, die jedermann gefallen und dem Beifall der Menge nachjagen will, dabei aber der Billigung der verständigen Leute entbehrt, zu deren Ansicht übrigens die Menge stets zuletzt zurückkehrt."

Der Kaiser schließt mit folgenden Worten:

„Erhalte Einigkeit und Freundschaft in der ganzen Familie, hüte Dich aber vor der großen Vertraulichkeit und besonders vor der Verführung der Unbesonnenen, die Dich zur Genossin ihres Lebens haben und ihre Thorheiten mit Deiner Autorität decken wollen. Dahin gehören die Pferderennen, die häufigen Fahrten nach Paris, die Opernbälle, die Jagden im Walde von Boulogne, all jene Ausflüge, bei denen der König nicht ist, und die sicherem Vernehmen nach ihm, und zwar mit Recht, kein Vergnügen machen.

„Bedenke, daß Du seine Gemahlin, daß Du Königin bist, und vergiß nicht einen zärtlichen Bruder und Freund, der Dir

[1] Josef II. an Leopold, 11. Mai 1777.

[2] Mercy an Maria Theresia, 15. Juni 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 74.

das alles sagt, der 300 Meilen weit von Dir ist und fast keine Hoffnung hat, Dich wiederzusehen, der Dich aber liebt und sein ganzes Leben lang lieben wird mehr als sich selbst.

„Das sind meine Bemerkungen. Du bist geschaffen, um glücklich, tugendhaft und vollkommen zu sein; aber es ist Zeit und mehr als Zeit, nachzudenken und ein System aufzustellen und festzuhalten. Das Alter rückt vor; Du hast nicht mehr die Entschuldigung mit der Kindheit. Was soll aus Dir werden, wenn Du noch länger zögerst? Eine unglückliche Frau und eine noch unglücklichere Fürstin, und demjenigen, der Dich am meisten auf der ganzen Erde liebt, wirst Du das Herz durchbohren. Ich werde mich nie daran gewöhnen, Dich nicht glücklich zu wissen."

Nie war unter einer herzlichen Außenseite eine heftigere Klageschrift gegen den französischen Hof und gegen Marie Antoinette in der Periode ihres Lebens, die wir die Periode der Zerstreuung genannt haben, gerichtet worden; sie ist das vollständigste Arsenal, das den Feinden der Königin Waffen gegen sie geliefert hat. Man sollte indessen nicht alle, unter der durchsichtigen Form von Rathschlägen verkleideten Vorwürfe Josefs buchstäblich nehmen. Nicht alle Unzukömmlichkeiten, auf die er hinweist, haben bestanden, namentlich nicht in dem Maße, wie die herbe Ausdrucksweise anzudeuten scheint, die er seiner Kritik oft gibt.

Als er Frankreich verließ, glaubte er in dem Wunsche, seine Schwester auf dem abschüssigen Wege, auf dem er sie begriffen sah, aufzuhalten, er müsse, um sie tiefer im Gemüth zu ergreifen, ein recht abschreckendes Gemälde von den Missständen entwerfen, die ihm aufgefallen waren, und in dieser Absicht, die zu seinem zur Übertreibung geneigten Naturell stimmte, hat er die Farben des Gemäldes so stark aufgetragen, dass er vom Herankommen des Alters sprach, das keine Entschuldigung zulasse ... ein Alter von 22 Jahren! Er schrieb ab irato unter der Wucht der soeben erlebten Eindrücke. Manche Seite mochte aufs Papier geworfen worden sein nach einer Unterredung mit Mercy, manch andere nach der Rückkehr von einem Spielabend bei der Prinzessin de Guéménée[1] oder von einem vom Grafen von Artois veranstalteten

[1] Mercy an Maria Theresia, 15. Juni 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 56.

Pferderennen.[1] Er wollte fest treffen, hat aber nicht immer das Richtige getroffen.

Will man das wahre Urtheil Josefs II. über Marie Antoinette zu jener Zeit erfahren, so darf man es nicht in diesen Instructionen suchen, nicht einmal in den ersten Briefen an Leopold, in denen er, trotzdem er anerkennt, dass die Königin eine „sehr hübsche und liebenswürdige Frau von unbefleckter und sogar strenger Tugend" ist, ihr vorwirft, „ihre Pflichten als Frau und als Königin, sowie sie sollte", nicht „zu erfüllen"[2] und von Zerstreuungen zu Zerstreuungen zu eilen, unter denen sich solche befinden, die „sehr erlaubt, aber nichtsdestoweniger gefährlich" sind;[3] sondern in jenen, die er schreibt, als er zwar noch nicht Frankreich, aber schon Versailles verlassen hat, als er, ferne vom Geräusche des Hofes und dem Gewühle der Gesellschaft der Königin mit Ruhe und Überlegung zu urtheilen vermag, als endlich der Wegfall des ursprünglichen Gesichtspunktes manches berichtigt. Nun schreibt er von Brest den 9. Juni an seinen Bruder Leopold, dem er nichts verheimlicht:

„Ich habe Paris ohne großes Bedauern verlassen, obwohl man mich dort zum Verwundern behandelt hat. . . . Was Versailles anbelangt, so hat es mich mehr gekostet; denn ich hatte mich wirklich an meine Schwester gehängt und sah ihren Schmerz über unsere Trennung, der den meinigen vermehrte. Sie ist eine liebenswürdige und ehrbare Frau, etwas jung, wenig überlegt, hat aber einen für ihr Alter wahrhaft achtungswerten Fonds von Anstand und Tugend. Zudem Geist und eine scharfsinnige Beurtheilung, die mich oft gewundert hat. Ihre erste Regung ist immer die richtige; ließe sie es dabei bewenden, würde sie etwas mehr überlegen und etwas weniger die Leute anhören, die ihr einblasen, deren sie ganze Scharen und von verschiedenen Arten hat, so wäre sie vollkommen."[4]

„Ich habe die Königin mit großem Bedauern verlassen," schrieb er am nämlichen Tage an seine Schwester Maria Christina; „sie

[1] Mercy an Maria Theresia, 15. Juni 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 53.

[2] Josef II. an Leopold, 11. Mai 1777.

[3] Derselbe an denselben, 29. April 1777.

[4] Derselbe an denselben, 9. Juni 1777.

ist wirklich eine reizende Frau und musste, auch abgesehen von ihrem Gesichte, durch die Art und Weise gefallen, sich auszusprechen, und die Würze, welche sie allen Dingen zu geben weiß, die sie sagt.“ [1]

Und sechs Wochen später, bei der Rückkehr nach Wien, sagte der Kaiser abermals zu Maria Theresia, wie sehr er zufrieden wäre mit seiner „lieben und schönen Königin,“ und dass er, wenn er eine solche Frau fände, sofort zur dritten Heirat schreiten würde.[2] Das alles liegt weit von den beißenden Kritiken der „Erwägungen für die Königin von Frankreich“.*[3]

Als Marie Antoinette diese Anweisungen ihres Bruders empfieng, so war ihre erste Regung die des Unwillens; sie würde auf alles antworten, rief sie, und ihr Betragen sei immer überlegt und vernünftig gewesen. Dann kam bald die Überlegung wieder, die Verbitterung schwand, die besten Entschlüsse wurden gefasst. Die Königin beschloss, allmählich den Besuch des Salons der Prinzessin de Guéménée zu unterlassen, sich des hohen Spiels zu enthalten, sich einige Stunden des Tages zu Hause zu beschäftigen, endlich anhaltender beim Könige zu sein als früher.[3] Und in der That, in den ersten Wochen machte sie wirkliche Anstrengungen, um sich zu bessern; die Spazierfahrten nach Paris und die Hazardspiele unterblieben fast ganz, dem Könige erwies sie sichtliche und zarte Aufmerksamkeiten[4] und begleitete ihn auf der Jagd und auf den Reisen nach St. Hubert; die Prinzessin Guéménée wurde hintangesetzt, so dass sie darüber ärgerlich ward; beim Hofhalten trat größere Würde ein, und wurden Personen von Alter und Rang ausgezeichnet.[5] Noch mehr: die Königin schien an der Lectüre Gefallen zu finden; sie studierte die Geschichte von England und hatte dann mit dem Abbé de Vermond ernste Unterredungen von mehr als zwei Stunden.[6] Auf der Fahrt nach Choisy bemerkte man die Leutseligkeit der Souveränin, mehr Achtsamkeit in der Wahl der zur Vorstellung zugelassenen Personen, mehr Maßhalten in dem Erweisen ihrer

[1] Josef II. an Maria Christina, 9. Juni 1777.

[2] Maria Theresia an Marie Antoinette, 30. August 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 111.

[3] Mercy an Maria Theresia, 15. Juni 1777. — Daselbst, III, 82 u. 83.

[4] Derselbe an dieselbe, 15. Juni und 1. Juli 1777. — Daselbst, III, 84 u. 89.

[5] Derselbe an dieselbe, 1. Juli 1777. — Daselbst, III, 90.

[6] Derselbe an dieselbe, 15. Juli 1777. — Daselbst, III, 92.

Güte gegen sie, mehr Bedachtnahme, ausschließliche Gunstbezeigungen zu vermeiden. Das vom Kaiser hinterlassene Reglement wurde von Zeit zu Zeit wieder gelesen.

Doch diese guten Entschlüsse hielten nicht stand; die Versuchungen kehrten wieder. Marie Antoinette widerstand anfangs und unterlag dann. Der von seiner Reise nach dem Osten zurückgekehrte Graf von Artois hatte wieder die Gunst gewonnen, und sein Einfluss riss die Königin fort, wenn auch zu ihrem Bedauern. Er war Veranstalter der Hofvergnügungen und als solcher nicht immer klug. Im Sommer 1777 herrschte eine drückende Hitze. Um ihr zu entfliehen, gieng man des Abends auf die Terrasse von Versailles, wo um 10 Uhr die Musik der französischen und der Schweizer Garden spielte. Die königliche Familie trat unter die Menge, die diese Concerte um das Schloss versammelten; die Königin und die Prinzessinnen promenierten dort ohne Gefolge bald mitsammen, bald mit einer ihrer Damen unter dem Arme. Manchmal kam der König hin; er hatte an diesen Spaziergängen Gefallen gefunden und sie durch sein Beispiel genehmigt. Es bleibt nichtsdestoweniger wahr, dass sie zu Unzukömmlichkeiten führen konnten. Bei einer Nation, „wo die Jugend so unbesonnen und so unbedacht ist," machte Mercy mit Recht aufmerksam, „kann man nicht zuviel auf der Hut sein gegen die Gelegenheiten, misskannt zu werden".[1] Marie Antoinette hat diese grausame Erfahrung auf ihre Kosten gemacht: so unschuldig diese Promenaden auf der Terrasse von Versailles waren, sie haben als Vorwand zu gehässigen Anwürfen gegen die Ehre der Königin gedient und die ihr später in der Halsbandgeschichte gespielten Scenen ermöglicht und vielleicht eingegeben.

Es gab aber ernstere Beschwerden. Ein halbes Jahr nach der Abreise des Kaisers giengen die Dinge nicht besser als vor seiner Ankunft.[2] Umsonst schrieb er an seine Schwester, um sie an die übernommenen Verpflichtungen zu erinnern; seine Briefe blieben unbeantwortet oder wurden mit Ausflüchten beantwortet.[3] Der Aufenthalt in Fontainebleau, stets eine der kritischesten Zeiten,[4] bot

[1] Mercy an Maria Theresia, 12. September 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 114.

[2] Derselbe an dieselbe, 17. October 1777. — Daselbst, III, 121.

[3] Derselbe an dieselbe, 12. September 1777. — Daselbst, III, 116.

[4] Marie Antoinette an Maria Theresia, October 1777. — Daselbst, III, 125.

1777 nicht mindere Unzukömmlichkeiten als in den vergangenen Jahren: Empfehlungen bei den Ministern,[1] Einfluss der Favoritinnen, Zuströmen junger Engländer, Pferderennen, lange Nachtwachen, alles hatte von vorne begonnen. Namentlich das Spiel hatte einen bedauerlichen Umfang erreicht; es war in Paris nur die Rede von den beträchtlichen Verlusten, die gewisse Hofleute, der Herzog von Chartres,[2] die Königin selbst beim Pharao erlitten.[3] Nicht als ob es nicht eine zeitweilige Rückkehr zur Klugheit und Unterbrechungen in der Zerstreuung gegeben hätte, allein diese Haltestellen waren ebensoviele Ausgangspunkte, von wo die Strömung, welche die Königin fortriss, einen, wie es schien, umso ungestümeren Lauf annahm, als sie einen Augenblick gehemmt gewesen. Die Räthe der Königin waren in Verzweiflung, Mercy erschöpfte sich in vergeblichen Vorstellungen,[4] Abbé de Vermond nahm einen Vorwand, um nicht nach Fontainebleau zu gehen,[5] und Maria Theresia schrieb schmerzerfüllt an ihren Botschafter: „Es braucht vielleicht nur einen empfindlichen Schlag, um sie zur Änderung ihres Benehmens zu bringen; ist aber nicht zu fürchten, dass diese Änderung zu spät erfolgt?“[6]

Und doch hatte Marie Antoinette gerade für diesen Aufenthalt in Fontainebleau in der besten Absicht von der Welt die weisesten Entschlüsse gefasst.[7] Im Grunde liebte sie das Spiel nicht,[8] war der Pferderennen überdrüssig,[9] all dieser Vergnügungen[10] müde, hatte keine persönliche Neigung für deren Förderer, den Grafen von Artois,[11] und ließ sich nur mit wahrem Leidwesen durch ihre Umgebung hinreißen. Aber sie war jung, lebhaft und trug noch immer

[1] Mercy an Maria Theresia, 17. October 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 119.

[2] „Correspondance secrète de Métra“, V, 278.

[3] Mercy an Maria Theresia, 19. November 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 139.

[4] Derselbe an dieselbe, 19. November 1777. — Daselbst, III, 130.

[5] Derselbe an dieselbe, 17. October 1777. — Daselbst, III, 120.

[6] Maria Theresia an Mercy, 5. December 1777. — Daselbst, III, 143.

[7] Mercy an Maria Theresia, 1777. — Daselbst, III, 120 u. 132.

[8] Josef II. an Mercy, 2. November 1777. — Daselbst III, 132, Anm.

[9] Mercy an Maria Theresia, 19. November 1777. — Daselbst, III, 133.

[10] Daselbst p. 134.

[11] Derselbe an dieselbe, 17. October 1777. — Daselbst, III, 123.

die Wunde im Herzen, die seit sieben Jahren an ihr zehrte. Eine Zeitlang hatte sie Hoffnung auf andere Umstände gehabt und sofort selbst Mercy an alle Reformpläne, alle vernünftigen und festen Entschlüsse erinnert, die sie bei einem solchen Ereignisse sich anzueignen gesonnen war.[1] In ihren Hoffnungen getäuscht, stürzte sie sich mehr als je in den Strudel der Vergnügungen, um der Langweile[2] und hauptsächlich, um sich selbst zu entgehen. Aufgebracht gegen ihren Gatten, dessen Gefühllosigkeit und Kälte unablässig ihre Wünsche vereitelten, war sie dahingekommen, ihn als einen Charakter ohne Triebfeder und als eine Persönlichkeit ohne Bedeutung zu betrachten, um derentwillen man sich keinen Zwang anzulegen brauchte, da man sie ja durch Furcht beherrschen konnte. Es war dies eher ein Irrthum der Phantasie als des Herzens, eine unüberlegte Aufwallung einer jungen, gereizten und nervösen, durch fortwährende Enttäuschungen aufs äußerste getriebenen Frau, ein krankhafter Geisteszustand, den wir nicht zu rechtfertigen unternehmen, der sich aber vielleicht aus ihrer schmerzlichen Lage erklären läßt, die umso kränkender war gegenüber dem Kindersegen der Gräfin von Artois, die damals zum drittenmale einem freudigen Ereignisse entgegensah.[3] Das war wohl die Absicht Mercys, als er nach Aufzählung aller Unzuträglichkeiten des Aufenthaltes in Fontainebleau an Maria Theresia schrieb:

„Ich setze die Hoffnung auf eine glückliche Änderung noch immer auf den Eintritt der Mutterschaft; dann wird die Königin von selbst auf Gedanken geführt werden, die ihr jetzt nicht mit allem wünschenswerten Erfolge vorgelegt werden.“[4]

[1] Mercy an Maria Theresia, 12. September 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 115.

[2] Derselbe an dieselbe, 19. November 1777. — Daselbst, III, 132.

[3] Marie Antoinette an Maria Theresia, 16. Juni 1777. — Daselbst, III, 85.

[4] Mercy an Maria Theresia, 19. November 1777. — Daselbst, III, 142.

# Sechzehntes Capitel.

Der bayerische Erbfolgekrieg.*[1] — Tod des Kurfürsten. — Josef II. besetzt Niederbayern. — Widerstreben seiner Mutter. — Rüstungen Friedrichs II. — Aufregung in Frankreich. — Maria Theresia nimmt die Vermittlung ihrer Tochter in Anspruch. — Fruchtlose Verhandlungen. — Kriegserklärung. — Marie Antoinette verlangt die Vermittlung Frankreichs. — Plötzliche Abnahme ihres Drängens. — Zusammenkunft mit Maurepas. — Berichte des Grafen von der Marck und des Grafen von Goltz. — Wahrer Umfang der Vermittlung der Königin in der bayerischen Angelegenheit. — Teschener Frieden.

Josef II. hatte den Aufenthalt in Frankreich, der, wie Ludwig XVI. an Vergennes schrieb, „die wüthende Eifersucht des Königs von Preußen erregen musste,“ [1] nicht bloß genommen, um das Vergnügen zu genießen, seine „erhabene Schwester“ [2] zu sehen, noch auch, um Städte und öffentliche Anstalten zu besuchen. Diese Reise hatte ihr geheimes und mehr politisches Ziel: der Kaiser wollte sich persönlich Rechenschaft geben von der Strömung und den Hilfsquellen seines Alliirten und für nahe Eventualitäten die Verbindung zwischen Wien und Versailles enger knüpfen. Hatte er sich einmal, wie die böse Zunge eines Friedrich II. behauptete,[3] wir aber Anstand nehmen zu glauben, hinreißen lassen zu sagen, der König von Frankreich sei ein „Dummkopf“ oder ein „Kind“, so wusste er nichtsdestoweniger, dass dieser „Dummkopf“ und dieses „Kind“ das Oberhaupt einer der ersten europäischen Mächte, und es von wesentlicher Bedeutung war, sein Vertrauen zu gewinnen. Darum hatte er nichts unterlassen, um dieses Ziel zu erreichen, und schien es fast erreicht zu haben. Ludwig XVI. hatte sich mit aller Herzlichkeit und Freimüthigkeit seinem kaiserlichen Schwager eröffnet sowohl betreffs der Königin, deren „reizende Eigenschaften“ er gerne hervorhob, als über die Regierungsangelegenheiten, die er

[1] Mercy an Maria Theresia, 17. Jänner 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 9.

[2] Ludwig XVI. an den Grafen de Vergennes, 13. Juli 1777.

[3] Friedrich II. an den Grafen von Goltz, 26. December 1776 und 22. August 1777.

mit unerwarteter Richtigkeit und Genauigkeit besprach.[1] „Wenn ich es zugelassen hätte," sagte der hohe Reisende nach Beendigung einer jener Conferenzen, „so hätte mir der König seine Papiere und alles, was ich von seinen Angelegenheiten wissen wollte, gezeigt."[2] Aber über einen Gegenstand hatte der französische Monarch ein hartnäckiges Schweigen beobachtet: über die Angelegenheiten Deutschlands,[3] und gerade das war der schwarze Punkt.

Österreich (besser Josef II. Anm. des Übers.) hatte seit jeher an eine Vergrößerung durch bayerisches Gebiet gedacht, und der nahe Tod des Kurfürsten Maximilian Josef schien der Verwirklichung dieses Planes eine Thür öffnen zu sollen. Maximilian hatte keinen directen Erben; sein künftiger Nachfolger, der Kurfürst von der Pfalz, Karl Theodor, war weit und machtlos; Josef II. schien diese Lage ausnützen zu wollen, um sich gewisser Districte zu bemächtigen, auf die er Ansprüche geltend machte, deren Ursprung ins fünfzehnte Jahrhundert hinaufreichte. Im Laufe des Jahres 1777 waren mit Karl Theodor Verhandlungen angeknüpft worden, um diese Abtretung auf freundschaftlichem Wege zu erlangen, und der Kurfürst, zufrieden, mittelst dieses theilweisen Opfers sich den Besitz des Restes der bayerischen Staaten zu sichern, war auf dem Punkte zuzustimmen, als am 30. December 1777 Maximilian starb. Dieser Todesfall beschleunigte die Dinge; der Kaiser beeilte sich, schon am 3. Jänner 1778 seinen Vertrag mit Karl Theodor zu unterzeichnen,[4] und am 15. nahmen 12.000 Mann österreichischer Truppen von den abgetretenen Districten Niederbayerns Besitz. „Der Tod des Kurfürsten gibt uns viel zu thun," meldete am 5. Jänner Josef dem Grafen Mercy; „es ist einer jener Zeitpunkte, die nur in Jahrhunderten wiederkehren, und die man nicht vernachlässigen darf."[5] Und einige Tage darauf schrieb er an seinen Bruder Leopold: „Es ist ein wahrer Staatsstreich und für die Monarchie eine Abrundung von unschätzbarem Werte."[6]

[1] Mercy an Maria Theresia, 15. Juni 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 74.

[2] Daselbst.

[3] Daselbst p. 71.

[4] Josef II. an Leopold, 3. Jänner 1778.

[5] Josef II. an Mercy, 5. Jänner 1778. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 158, Anm.

[6] Josef II. an Leopold, 12. Jänner 1778.

Josef II. allein hatte diese Angelegenheit eingefädelt, deren „Schließnagel“ [1] er nach seiner Ausdrucksweise war. Fürst Kaunitz ließ sich nur mit Widerstreben dazu herbei, und Maria Theresia, gestützt auf ihre Erfahrung und Klugheit, missbilligte ausdrücklich den Ehrgeiz ihres Sohnes. Sie begriff nicht, wie man sich einem Kriege aussetzen konnte, um unsichere und veraltete Ansprüche geltend zu machen.[2] Eine freundschaftliche Unterhandlung mochte noch hingehen, aber von einer bewaffneten Besitznahme wollte sie nichts wissen.

„Die gegenwärtige Lage,“ schrieb sie am 2. Jänner an den Kaiser, „weit entfernt, mir eine glückliche, große und billige Aussicht zu eröffnen, erdrückt mich mit einem Haufen von Erwägungen, die ich nicht los werden kann, und die nicht mitzutheilen ich mir mein ganzes Leben lang vorwerfen würde. Es handelt sich um das Glück und die Ruhe nicht allein der mir anvertrauten Völker, sondern auch um diejenige, die ganz Deutschland interessieren könnte.... Wenn selbst meine Ansprüche auf Bayern begründeter wären, als sie sind, müsste man Anstand nehmen, einen allgemeinen Brand zu entzünden wegen eines Privatvortheils. Bedenke, wieviele wenig feststehende und veraltete Rechte selbst nach dem Ausspruche des Ministers, wie Du so gut weißt als ich, beiseite gelassen werden müssen, um nicht Unruhen zu verursachen, aus denen soviel Unglück entstehen kann.... Ich spreche nur nach meiner Erfahrung als Politikerin und als gute Familienmutter. Ich bin nicht dagegen, diese Angelegenheiten auf dem friedlichen Wege der Unterhandlung zu ordnen, aber nie auf dem Wege der Waffen oder der Gewalt, ein Weg, der mit Recht schon beim ersten Schritte alle Welt gegen uns aufbringen würde und uns selbst diejenigen verlieren ließe, die neutral geblieben wären. Ich habe noch keine derartige Unternehmung gedeihen sehen mit Ausnahme jener gegen mich im Jahre 1741, wo ich Schlesien verlor.... Ich sehe also keinerlei Nachtheile darin, den Marsch der Truppen aufzuschieben, aber viel größere Übel in dessen Beschleunigung.“ [3]

Das war die Sprache der Vernunft; aber Josef II. war zu ungestüm, um auf sie zu hören. Er meinte, seine Wünsche dürften

[1] Josef II. an Leopold, 12. Jänner 1778.

[2] Maria Theresia an Josef II., 2. Jänner 1778.

[3] Dieselbe an denselben, 2. Jänner 1778.

keinem Hindernisse begegnen, und, da die Umstände günstig, ganz Europa beschäftigt war, würde dieser Streich ohne Krieg gelingen, und diese, wenngleich noch unvollständige Erwerbung wäre „stets schön, weil sie nichts gekostet habe".[1]

Es war dies eine seltsame Täuschung, welche die Ereignisse bald widerlegen sollten. Auf die erste Nachricht von der Besetzung Niederbayerns, sammelte Friedrich II. ein Heer an der Grenze Böhmens, bereit, dieselbe zu überschreiten, sobald der Kaiser auf seinen Vergrößerungsplänen bestände. Der Kurfürst von Sachsen, der ebenfalls von Seiten seiner Mutter Ansprüche auf die Nachfolge Maximilians hatte, vereinigte seine Truppen mit denen des Königs von Preußen;[2] der Herzog von Zweibrücken, ein anderer Erbe nach dem Kurfürsten, protestierte seinerseits gegen die getroffenen Vereinbarungen,[3] und die Bayern selbst, treu ihrer Jahrhunderte alten Abneigung gegen Österreich, weigerten sich, einen Wechsel in der Herrschaft anzunehmen. „Der letzte bayerische Bauer hat Abneigung gegen den Österreicher und gute Gesinnung gegen den Franzosen," (?) schrieb der Marquis de Bombelles, Gesandter Frankreichs beim Regensburger Reichstage, an Baron de Breteuil, Botschafter in Wien.[4] Unter dem Einflusse Preußens wurde Deutschland unruhig.

In Frankreich war die Aufregung nicht minder groß. Die alten Vorurtheile gegen die kaiserliche Ländergier bestanden fort und wurden von Friedrich II. und seinem Gesandten, dem Grafen von Goltz, sorgfältig unterhalten; Josef II. war dies nicht unbekannt, da er ja am 5. Jänner 1778 an Mercy, diesem seine Pläne mittheilend, schrieb: „Das wird dort, wo Sie sind, nicht sehr gefallen."[5] Es setzte heftige Bemerkungen ab, und die Feurigsten sprachen schon davon, ihr Kriegsgeräth zu putzen. Selbst die Königin schrieb auf die erste Nachricht vom Tode des Kurfürsten an Frau v. Polignac, sie fürchte sehr, dass ihr Bruder „einen seiner Streiche

[1] Josef II. an Leopold, 5. Jänner 1778.

[2] Maria Theresia an Mercy, 4. Jänner 1778. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 151.

[3] Diplomatische Correspondenz zwischen dem Grafen de Vergennes und dem Marquis de Bombelles, 16. März 1778.

[4] Marquis de Bombelles an Baron de Breteuil, 26. November 1778.

[5] Mercy an Maria Theresia, 17. Jänner 1778. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 138, Anm.

begehe".[1] Der König verhehlte seine Missvergnügtheit nicht. „Der Ehrgeiz deiner Verwandten will alles umstürzen," sagte er zu seiner Frau; „mit Polen haben sie angefangen; jetzt kommt Bayern an die Reihe; ich bin böse auf euch." Die französischen Gesandten erhielten den Auftrag, den Höfen, bei denen sie beglaubigt waren, zu erklären, dass die Zerstückelung Bayerns gegen den Willen des Cabinets von Versailles geschehe, das dieselbe höchlich missbillige.[2]

Das war übrigens nur der durch die Umstände gerechtfertigte Commentar zu den am 10. April 1775 von Herrn v. Vergennes dem Marquis de Bombelles, der nach Regensburg als französischer Gesandter gieng, ertheilten Weisungen. „Der König," hieß es darin, „treu den Grundsätzen, die Ihre kaiserlichen Majestäten bestimmt haben, wird nichts unterlassen, um die Bande, welche die Ruhe Deutschlands sichern, fester und unverletzlicher zu machen; aber indem er in dieser Beziehung seine Verpflichtungen erfüllt, hält er sich nicht derjenigen entbunden, die er weit früher mit dem Deutschen Reiche durch die Garantierung des westfälischen Friedens eingegangen ist.

„Seine Majestät hat stets seinem Gesandten beim Reichstage, wie auch all seinen übrigen Gesandten bei Fürsten des Reiches, empfohlen zu erklären, dass sein Bündnis mit dem Hause Österreich auf dem westfälischen Frieden und der deutschen Reichsverfassung beruhe; dass Sie es als einen Ihrer Hauptgrundsätze betrachte, nicht zu gestatten, dass dasselbe verletzt werde; dass, weit entfernt, als Werkzeug für Unterdrückungspläne (!) zu dienen, die der kaiserliche Hof fassen könnte, Seine Majestät vielmehr die Allianz als eines Mittels mehr benützen würde, der Sache der Staaten zu dienen."[3]

In dieser kritischen Lage erwachte die ganze alte Rührigkeit Maria Theresias. Sie hatte es stets beklagt, dass ihr Sohn die Frage aufgeworfen; jetzt, da die Angelegenheit so weit gediehen war, bemühte sie sich mit der ganzen Lebhaftigkeit ihrer Mutterliebe und ihres Patriotismus, deren Folgen zu beschwören. Zuerst wandte sie sich an Frankreich. Sie hatte alles daran gesetzt, die

[1] Mercy an Maria Theresia, 17. Jänner 1778. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 138.

[2] Derselbe an dieselbe, 18. April 1778. — Daselbst, III, 168 u. 169.

[3] Graf de Vergennes an Marquis de Bombelles, 10. April 1775.

Allianz abzuschließen und fester zu knüpfen, und es schien ihr ganz in der Ordnung zu sein, dass Marie Antoinette, die deren Unterpfand gewesen, zu ihrer Befestigung diene oder wenigstens einen Bruch hindere. Wenn sie anfangs einige Bedenken hatte, auf diese Weise ihre Tochter in die Politik zu verflechten, wenn sie fürchtete, dass sich diese durch unbescheidenes Eindrängen dem Könige lästig und sogar verdächtig machen könnte,[1] so wurden ihre Bedenken bald behoben, und sie wandte, um auf Marie Antoinette einen Druck auszuüben, die ganze Herzenswärme einer Herrscherin an, die für ihre Völker zittert, und einer Mutter, die für ihre Kinder fürchtet, die ganze Geschicklichkeit einer genialen Frau, die, in der Politik alt geworden und Geist und Herz ihrer Tochter bis in ihre innersten Falten kennend, ganz gut weiß, welche Saite sie anschlagen, welche Gefühle sie wachrufen muss, um aus dieser Tochter eine ergebene Helferin und ein gelehriges Werkzeug zu machen. Ihre Correspondenz enthält nicht, wie sonst, Vorwürfe und strenge Mahnungen, sondern die zärtlichsten Schmeicheleien, die rührendsten Bitten, die pathetischesten Beschwörungen; ihre Briefe sind wahre Meisterwerke weiblicher und mütterlicher Diplomatie; sie zieht alles herbei: Marie Antoinettes Eigenliebe, die herzliche Liebe zu ihrer Mutter, ihre natürliche Abneigung gegen den König von Preußen, sogar die Hoffnung auf eine Leibesfrucht, die sie damals zum erstenmale durchzitterte.

Die Angelegenheit war erst in ihren Anfängen; aber es drohte ein Conflict, Mercy war krank, die Königin allein konnte Friedrichs Manöver, der nur sie fürchtete, vereiteln und einen Bruch zwischen Frankreich und Österreich vorbeugen, der für die Kaiserin tödlich wäre.[2] Marie Antoinette, die bis dahin stets Widerwillen empfunden hatte, sich mit Geschäften abzugeben,[3] nahm warmen Antheil an diesem, und zwar einzig und allein aus Liebe zu ihrer Mutter.[4] Wie sie selbst sagte, ihr Herz allein handelte.[5] Sie war verwirrt,

[1] Maria Theresia an Mercy, 3. März 1778. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 171.

[2] Maria Theresia an Marie Antoinette, 1. Februar 1778. — Daselbst, III, 162 u. 163.

[3] Mercy an Maria Theresia, 18. Februar 1778. — Daselbst, III, 164.

[4] Daselbst p. 167.

[5] Marie Antoinette an Maria Theresia, 16. Mai 1778. — Daselbst, III, 200.

unruhig; sie erblaßte, als sie den Satz las: „Eine Änderung an unserem Bündnis würde mir den Tod geben.“ [1]

Maria Theresia kannte und nützte diese Liebe ihrer Tochter aus. Die Kaiserin schrieb um 5 Uhr früh; der Courier wartete an ihrer Thür; es war kein Augenblick zu verlieren, um die schwarzen Anschläge Preußens zu vereiteln. Der Inhalt des Briefes an ihre Tochter gieng dahin: sie zähle nur auf die Gerechtigkeit des Königs und auf seine Liebe zu „seiner kleinen Frau“; niemals habe es einen wichtigeren Anlaſs gegeben, das Interesse beider Häuser und beider Staaten „fest aufrechtzuhalten“; das Leben des Kaisers und seiner Brüder, die Gesundheit der Kaiserin hänge davon ab; man müsse vor allem einen Krieg beschwören, dessen Vorstellung allein „sie niederwerfe“; [2] was könne man übrigens fürchten? Maria Theresia liebe ihren Schwiegersohn zu sehr, um ihn zu einem „seinen Interessen oder seinem Ruhme entgegengesetzten“ Unternehmen zu bestimmen. [3]

Marie Antoinette spricht mit ihrem Gatten, aber mit einer gewissen Zaghaftigkeit; sie versteht sich zu dem, was man von ihr verlangt erst, wenn sie aufs äußerste gequält wird — so sagt der preußische Gesandte. [4] Und auch dann sind ihre Schritte weder bestimmt noch ausdauernd noch rasch genug. [5] Ist das jener feste Wille, den man mit Recht von ihr erwartete? Denkt sie nicht an den beständigen Gewissensvorwurf, wenn sie durch ihre Nachlässigkeit ein einziges von den Mitteln versäumt, die ihr zugebote stehen, um zur Befriedigung und Beruhigung ihrer Mutter beizutragen? Warum begnügt sie sich damit, daſs der König hat Goltz sagen lassen, er wolle sich mit den Angelegenheiten seines Herrn nicht befassen? Es genügt nicht, sich mit den Angelegenheiten Preußens nicht zu befassen; man muſs sich mit denen Österreichs befassen, wie es einem guten und treuen Verbündeten zukommt. [6]

[1] Mercy an Maria Theresia, 18. Februar 1778. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 170.

[2] Maria Theresia an Marie Antoinette, 19. Februar 1778. — Daselbst, III, 170 u. 171.

[3] Dieselbe an dieselbe, 6. März 1778. — Daselbst, III, 173.

[4] Graf von Goltz an Friedrich II., 19. Februar 1779.

[5] Mercy an Maria Theresia, 29. Mai 1778. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 135.

[6] Derselbe an dieselbe, 20. März 1778. — Daselbst, III, 182.

Nicht genug damit: auch Josef II. tritt wieder auf den Plan und schreibt an seine Schwester Briefe auf Briefe. „Da Du den König nicht verhindern willst," schreibt er ihr in tragischem Tone, „werden wir uns als wackere Leute schlagen, und unter allen Umständen, liebe Schwester, wirst Du Dich eines Bruders nicht zu schämen haben, der stets Deine Achtung verdienen wird."[1]

Die Königin wird beim Lesen dieser Zeilen bis zu Thränen gerührt; ihre lebhafte Einbildungskraft stellt ihr ihren Bruder in Gefahr, ihre Mutter in Thränen aufgelöst vor. Zitternd vor Aufregung sucht sie den König auf, läßt die Minister kommen, redet tüchtig in sie hinein[2] und verlangt eine bestimmte Erklärung, die allein einem Conflict vorbeugen kann. Aber worauf gehen diese Schritte im ganzen hinaus, was erzielen sie? Eine Garantie für die Niederlande, die König und Minister schon im voraus beschlossen hatten.[3]

Friedrich II. blieb seinerseits nicht unthätig; seit August 1777 hatte er dem Marquis de Jaucourt, außerordentlichem französischen Gesandten, seine Eröffnungen gemacht.[4] Er hatte am Hofe von Versailles seine Freunde, seine Spione; er hat seinen Gesandten, den Grafen von Goltz, der die Königin überwacht, der selbst die innersten Geheimnisse des königlichen Ehepaares, selbst die Alkovengespräche zu belauschen suchte, der „ganz Aug' und Ohr" war,[5] der die Josef II. zugeschriebenen, mehr oder weniger authentischen Aussprüche über die Nullität Ludwigs XVI. geschickt verbreitete und ausbeutete.[6] „Jetzt ist der Augenblick da, um alle Ihre Kräfte anzuspannen," schrieb ihm Friedrich am 11. Februar 1778. „Die Tauben müssen hören, die Blinden sehen, die Lahmen gehen."[7*2] Goltz verdoppelte seine Anstrengungen und erpreßte von Vergennes eine Depesche, die selbst Maurepas als „hart und schlecht"[8] be-

[1] Josef II. an Marie Antoinette. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 191.

[2] Marie Antoinette an Maria Thersia, 19. April 1778. — Daselbst, III, 186.

[3] Mercy an Maria Thersia, 20. April 1778. — Daselbst, III, 189.

[4] Friedrich II. an Graf von Goltz, 31. August 1777.

[5] Derselbe an denselben, 12. Jänner 1778.

[6] Graf von Goltz an Friedrich II., 26. December 1776.

[7] Friedrich II. an Graf von Goltz, 11. Februar 1778.

[8] Mercy an Maria Thersia, 5. Mai 1778. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 197, Anm.

zeichnete, und in der Frankreich jede Anwendung des casus fœderis Österreich gegenüber ablehnte. Die Königin erfuhr es und war erbittert darüber; sie drang in die Minister und erlangte von ihnen mit Zustimmung des Königs eine neue, in der Form freundschaftlichere, aber im Grunde von der ersten wenig verschiedene Depesche, die kaum etwas anderes als die oben erwähnte Garantie der Niederlande stipulierte.

Unterdessen gieng nichts vonstatten. Josef schrieb auf Betreiben seiner Mutter umsonst eigenhändig an den König von Preußen; dieser Briefwechsel vergrößerte nur das Misstrauen und die Verbitterung der beiden Gegner, und die Lage blieb noch immer ebenso gespannt. Die europäische Diplomatie gerieth in Bewegung; Russland sah da ein Mittel, sich in die Angelegenheiten Deutschlands zu mischen und die bis dahin nach Versailles gerichteten Blicke gegen St. Petersburg zu lenken.[1] Diese spät ins europäische Concert aufgenommene Macht neigte sichtlich Preußen zu. Dies beunruhigte Maria Theresia; sie fürchtete, dass Frankreich, das sie sehr kühl fand, sich auch seinerseits von Friedrich verleiten lassen würde, und schrieb an Marie Antoinette:

„Er macht alle möglichen schmeichelhaften Anträge; man kennt das, wann er an sein Ziel kommen will; ist er aber dort, thut er ganz das Gegentheil und hält nie Wort. Frankreich hat hierin schon einige Erfahrungen gemacht und alle Völker Europas, mit Ausnahme Russlands, das er fürchtet. Möge man sich bezüglich dieses letzteren nicht täuschen; es verfolgt dieselben Irrwege, wie der König; und der Nachfolger ist noch mehr Preuße, als sein sogenannter Vater war; seine Mutter*[3] ist etwas davon zurückgekommen, aber niemals soviel, um etwas von ihr gegen den König von Preußen hoffen zu können, nicht einmal Demonstrationen; sie ist sehr großmüthig in schönen Worten, die nichts besagen, oder gemäß der griechischen Treue, græca fides.

„Das sind die beiden Mächte, die man an unsere, der guten und ehrlichen Deutschen Stelle setzen will? Wir haben dieselben Familien- und Staatsinteressen. . . . Es wäre sehr traurig, wenn die Reiche (Europas) von zwei durch ihre Maximen und Principien, selbst bei der Regierung ihrer eigenen Unterthanen so bekannten Mächten

[1] Marquis de Bombelles an Graf de Vergennes, 6. Juni 1778.

abhienge; und unsere heilige Religion bekäme den Todesstreich, und Sittlichkeit und Ehrlichkeit müfsten bei den Barbaren gesucht werden." [1]

Nach diesem Gemälde, das „nicht übertrieben ist", legt die Kaiserin in geschickter Weise nahe, dafs schliefslich der Hof von Versailles jetzt bei dem Bündnis ebensoviel gewinne als der Wiener Hof, und dafs Österreich, wenn es zum äufsersten getrieben und von seinen Freunden verlassen wird, sich ganz gut auf die Seite seiner Gegner schlagen und mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen kann, „um seinen Antheil am Kuchen zu bekommen". Gleichzeitig, und das war noch gefährlicher, schickte England an seine Gesandten in Deutschland den Befehl, sich so viel als möglich Österreich zu nähern.[2] Die Gefahr war groß angesichts des soeben ausgebrochenen amerikanischen Krieges. Was würde geschehen, wenn Josef II., aufgebracht und von Natur aus Frankreich wenig geneigt, gedrängt durch die in seinem Heere täglich gegen die Franzosen fallenden Bemerkungen,[3] diesen Einflüsterungen nachgäbe, wenn zwischen Wien und London eine Einigung hergestellt würde, und wenn man mit dem Seekriege, der die ganze Aufmerksamkeit des Cabinets von Versailles in Anspruch nahm, die Fährlichkeiten eines Landkrieges verbinden müfste? Indem also Marie Antoinette sich bemühte, die österreichisch-französische Allianz aufrechtzuerhalten in den angedeuteten mäßigen Grenzen, diente sie gleichzeitig den Interessen ihres Adoptivvaterlandes und denen ihrer Heimat. Und welches Ziel verfolgte denn eigentlich damals die französische Diplomatie? Dieses wird in einer Depesche de Vergennes' an Bombelles vom 29. Juni 1778 also angegeben: „Der König wendet fortwährend alle seine Sorge darauf, dafs der Geist der Gerechtigkeit und Mäßigung vorwalte, und die Ruhe Deutschlands aufrechterhalten werde." [4]

Diese Bemühungen scheiterten; der Krieg brach aus. Am 5. Juli brach Friedrich II. plötzlich bei Nachod in Böhmen ein,[5]

[1] Maria Theresia an Marie Antoinette 1. Juni 1778. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 211 u. 212.

[2] Marquis de Bombelles an Graf de Vergennes, 14. Juli 1778.

[3] Maria Theresia an Josef II., 4. Juli 1778.

[4] Graf de Vergennes an Marquis Bombelles, 29. Juni 1778.

[5] Josef II. an Maria Theresia, 5. Juli 1778.

und am 7. wurden die ersten Schüsse gewechselt.[1] 'Maria Theresia war außer sich; sie wußte, dass die preußische Armee um 40.000 Mann stärker war als die österreichische,[2] und dass gegenüber einem Feldherrn, wie Friedrich, die militärischen Talente Josefs wenig zählten. „Das ist stärker als ich," schrieb sie an ihren Sohn Ferdinand, „ich bin trostlos. Jede Thür, die der Wind zuschlägt, jeder Wagen, der etwas schneller fährt, Weiber, die rascher gehen, machen mich erzittern. Ich predige mir selbst; ich suche mich selbst, so wie ich vor 36 Jahren gewesen; aber ich war jung, ich hatte einen Gatten, der mir alles ersetzte. Geschwächt durch meine Jahre und meine Widerwärtigkeiten, hält sich der physische Theil nicht mehr aufrecht; nur die Seele unterwirft sich durch die Religion, gewinnt aber kein neues Leben."[3]

Mercy wurde sofort von der großen Neuigkeit verständigt. „Ich wage es nicht," schrieb ihm die Kaiserin, „die Königin zu drängen aus Furcht, sie in Verlegenheit zu bringen und zu erschüttern."[4] Aber der Botschafter hatte nicht dieselben Bedenken, sondern sandte Marie Antoinette das verzweiflungsvolle Billet ihrer Mutter. Die Königin brach, ganz außer sich, in Thränen aus und bestellte ein Fest ab, das man in Trianon geben sollte,[5] und es bedurfte einer hohen Vermittlung, dass sie nicht auf Zerstreuungen verzichtete, die ihr Gesundheitszustand und der Beginn anderer Umstände nothwendig machten. Der bestürzte König, selbst in Thränen gebadet, suchte sie auf und versicherte sie, er wolle alles thun, um ihren Schmerz zu stillen. Durch ihren Gemahl ermuntert, ließ die Königin Maurepas kommen, sprach zu ihm mit Festigkeit, und als der alte Minister sich hinter seine gewöhnlichen Ausflüchte zu verschanzen suchte, versetzte Marie Antoinette gebieterisch: „Mein Herr, nun spreche ich mit Ihnen zum vierten- oder fünftenmale von Geschäften; Sie haben mir nie eine andere Antwort zu geben gewusst; bis jetzt habe ich mich

[1] Josef II. an Maria Theresia, 7. Juli 1878.

[2] Maria Theresia an Mercy, 31. Juli 1778. — „Correspondance secrète du comte de Mercy, III, 231.

[3] Maria Theresia an Ferdinand, 2. Juli 1878.

[4] Maria Theresia an Mercy, 7. Juli 1778. — „Correspondance secrète du comte de Mercy, III, 220.

[5] Mercy an Maria Theresia, 17. Juli 1778. — Daselbst, III, 228.

in Geduld gefaſst; doch die Dinge werden ernſter, und ich will keine ſolchen Ausreden mehr ertragen.“ Dann gieng ſie ſofort zum Verlauf der bayeriſchen Affaire über und zeigte, daſs allein Frankreichs Nachgiebigkeit Preußen ermuthigt hatte. Maurepas, überraſcht von dieſer Kraft und Beſtimmtheit der Sprache, an die er nicht gewöhnt war, erſchöpfte ſich in Entſchuldigungen und Betheuerungen ſeiner Ergebenheit.[1]

Unterdeſſen unternahm Maria Thereſia einen neuen Verſuch. Zu allem entſchloſſen, ſelbſt, wie ſie ſagte, zur Erniedrigung ihres Namens, um die das Reich und Europa bedrohenden Gefahren zu beſchwören,[2] ſandte ſie, ohne ihren Sohn zu verſtändigen, ſondern auf ihren „alten grauen Kopf“ alle Laſt und jeden Vorwurf nehmend,[3] am 13. Juli Thugut an Friedrich, um über den Frieden zu verhandeln; ſie erbot ſich, jeden Anſpruch auf Bayern aufzugeben, wenn Preußen ſeinerſeits auf die Nachfolge in den Markgrafſchaften Bayreuth und Anſpach verzichte.[4] Aber ſelbſt dieſe Schritte, die ſie ſoviel koſteten, waren vergeblich; Joſef miſsbilligte ſie zornig,[5] und Friedrich wies ſie verächtlich ab. Nach Verlauf eines Monats wurden die Unterhandlungen abgebrochen, der Krieg dauerte fort und war für Öſterreich ungünſtig; Marſchall Laudon war gezwungen, ſich vor dem Prinzen Heinrich zurückzuziehen.[6] Maria Thereſia wandte ſich abermals nach Frankreich. „Rette Dein Haus und Deinen Bruder,“ ſchrieb ſie an Marie Antoinette. „Ich werde nie vom Könige etwas verlangen, was ihn in dieſen unglückſeligen Krieg verwickeln könnte; aber Demonſtrationen: Regimenter anſammeln und Generale ernennen, um uns zu helfen. Es iſt Frankreich nicht zuträglich, daſs wir von unſerem grauſamen Feinde unterjocht werden. Es wird nie einen aufrichtiger anhänglichen Freund und Bundesgenoſſen finden als uns.“[7]

[1] Mercy an Maria Thereſia, 17. Juli 1778. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 227 u. 228, Anm.

[2] Maria Thereſia an Joſef II., 14. März 1778.

[3] Dieſelbe an denſelben, 13. Juli 1778.

[4] Marie Antoinette an Maria Thereſia, 14. Auguſt 1778. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 231, Anm.

[5] Joſef II. an Maria Thereſia, 16. Juli 1778.

[6] Maria Thereſia an Marie Antoinette, 6. Auguſt 1778. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 234.

[7] Daſelbſt.

Als Marie Antoinette, die der Mangel an Nachrichten seit vierzehn Tagen in die peinlichste Ungewissheit gestürzt hat, diesen Brief empfangen hatte, suchte sie den König auf, während er mit Maurepas und Vergennes eine Conferenz hielt, und bat ihn ... um was? Um eine bewaffnete Intervention? Nein, ganz einfach um die Vermittlung Frankreichs zur Wiederherstellung des Friedens und Verhütung weiteren Blutvergießens. Man muss gestehen, das war ein bescheidenes Verlangen. Die Minister machten keine Einwendungen; der Gedanke einer Frankreich nicht bloßstellenden Vermittlung stimmte zu der von ihnen seit Beginn der Affaire befolgten Politik,[1] und ihr guter Wille wurde noch fester, als sie in positiver Weise vom Abbruche der Unterhandlungen erfuhren. Vergennes verhehlte das Missvergnügen nicht, das die Weigerung des Königs von Preußen dem Cabinet von Versailles verursacht hatte.[2]

Aber Maria Theresia war ungeduldig; sie wollte eilig diesen verderblichen Krieg beendigt sehen und griff abermals zur Feder, um ihrer Tochter das düsterste und ergreifendste Gemälde von der Lage zu entwerfen: Das Wetter wird schlecht; Schnee bedeckt schon die Berge; die Armee leidet; Maximilian ist krank; alles ist zu befürchten, solange diese unglückseligen Umstände dauern. „Trachte, meine theure Tochter, sie sobald als möglich zu beendigen; Du wirst eine Mutter retten, die es nicht mehr aushält, und zwei Brüder, die auf die Dauer unterliegen müssen, Dein Vaterland, eine ganze Nation, die so sehr an Dir hängt.... Wir verlangen nur, überall eine feste Sprache zu reden.... Aber es bedarf großer Festigkeit und Gleichmäßigkeit der Sprache, und man darf keinen Augenblick verlieren.... Welches Glück, wenn Du Deine Niederkunft in Frieden überstehen kannst, und wenn Du uns durch den König einen so ruhmvollen Frieden verschafft hast, der die Bande unserer Allianz, die allein nothwendig und zuträglich ist für unsere heilige Religion, für das Glück Europas und unserer Häuser, fester knüpft!“[3] — „Nicht allein das Wohl der Monarchie, sondern auch meine eigene Erhaltung hängt davon ab.“[4]

[1] Graf de Vergennes an Marquis Bombelles, 20. September und 7. October 1778.

[2] Derselbe an denselben, 7. October 1778.

[3] Maria Theresia an Marie Antoinette, 9. September 1778. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 252 u. 253.

[4] Dieselbe an dieselbe, 17. September 1778. — Daselbst, III, 254, Anm.

Was kann Marie Antoinette, von ihrer Mutter, von Mercy bedrängt, thun? Was kann sie thun in einer Frage, wo man alles ins Werk setzte, um sie zu rühren: ihre politischen Neigungen, ihre religiösen Gefühle und sogar die erwachende Mutterliebe? Was kann sie thun, wenn sie hierin überhaupt nur dem wiederholten Andrängen des Wiener Hofes nachgab?[1] Die Umstände waren günstig; die feindlichen Heere, die den ganzen Sommer fast unthätig gewesen, mußten durch die herannahende schlechte Witterung bald genöthigt werden, die Feindseligkeiten einzustellen;[2] schon hatten sich zwei preußische Corps zurückziehen müssen. Jetzt oder nie mußte man intervenieren, um einen Frieden herbeizuführen, den die Kaiserin so sehr herbeiwünscht, den der König nicht minder wünscht, und dem sich auch der Kaiser selbst anschließt. Abermals besprach Marie Antoinette diese Angelegenheit, die sie fortwährend in Athem hielt, mit ihrem Gemahl und stellte ihm die Nothwendigkeit vor, die Abschließung des Friedens zu beschleunigen, und zwar eines anständigen Friedens, da Österreich einen andereu nicht annehmen könne. Das sei das einzige Mittel, einen europäischen Krieg zu vermeiden, in den Frankreich schließlich wohl oder übel verwickelt würde. Ebenso trat sie Maurepas gegenüber auf, dessen Schwankungen sie untröstlich machten; sie sprach zu ihm klar und bestimmt, hielt aber an sich, um, wie sie sagte, „nicht den König zwischen seinem Minister und seiner Frau in Verlegenheit zu setzen".[3] Sie will Deutschlands Beruhigung, aber nur, weil sie überzeugt ist, „dass es für den König ruhmvoll und zum Wohle Frankreichs sei," wie nicht minder „zum Gedeihen ihres theuren Vaterlandes".[4]

Plötzlich scheint die Intervention der Königin minder thätig, ihre Bitten minder dringend zu werden. Sie spricht wohl noch mit dem Könige, aber sie beeilt sich, den strittigen Punkt vorzulegen und kommt nicht mehr darauf zurück.[5] Maria Theresia beklagte sich, verlassen zu sein zu der für ihre Tochter wichtigsten

[1] Graf von Goltz an Friedrich II., 19. Februar 1779 und 15. Mai 1780.

[2] „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 258, Anm.

[3] Marie Antoinette an Maria Theresia, 17. October 1778. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 258.

[4] Daselbst.

[5] Mercy an Maria Theresia, 19. October 1778. — Daselbst. III, 260.

Zeit.[1] Rufsland unterstütze Preußen, Frankreich thue nichts für Österreich. Mercy drang seinerseits in sie und stellte ihr vor, sie müsse sich „ihr selbst und ihrer Familie gegenüber von jedem Vorwurfe frei erhalten, das mindeste vernachlässigt zu haben, das dem gegenwärtigen Übel steuern könnte". Der Gesandte wurde fast zudringlich und mürrisch, es schien, als ob er weniger einen Rath als einen Tadel ertheilte.

Was ist denn geschehen? Ist die Königin weniger betroffen von den Verlegenheiten ihres Bruders und der Beängstigung ihrer Mutter? Gewiss nicht; doch die Zeit ihrer Niederkunft naht, und dieses solange erwartete Ereignis, das der Wiener Hof als Ausgangspunkt einer Verstärkung ihres Einflusses begrüßte, war es gerade, das die Abnahme desselben bezeichnete. Marie Antoinette fühlt die gebieterische Pflicht, die ihr diese neue Würde, die sie erst wahrhaft zur Königin von Frankreich macht, auferlegt, und darum beobachtet sie gegenüber dem Könige und seinen Ministern eine zwar nicht gleichgiltige, aber reservierte Haltung.

Der Graf von der Marck erzählt, der Kaiser habe von Frankreich das im Vertrage von 1756 stipulierte Hilfscorps von 24.000 Mann verlangt und an seine Schwester geschrieben, sie möge bei Ludwig XVI. die Gewährung dieser Hilfe dringend befürworten.

„Die Königin berief, bevor sie mit dem Könige sprach, den Grafen de Maurepas und drückte ihm das Interesse aus, das sie für diese Bitte ihres Bruders hege, und den Wunsch, Maurepas möge den König hinsichtlich dieser Bitte günstig stimmen.

„Damals war die Königin nach mehreren Jahren der Erwartung zum erstenmale in anderen Umständen. Herr v. Maurepas ergriff diese Gelegenheit, setzte der Königin die Gründe auseinander, die einer Theilnahme Frankreichs an einem Kriege, der weder mit seinen Interessen noch auch vielleicht mit der Gerechtigkeit im Einklange stand, entgegen waren, und fügte bei: „Die Interessen Frankreichs müssten der Königin unter den glücklichen Umständen, die ihr versprächen, Frankreich einen Erben zu geben, wenn möglich, theurer sein als je.

„Die Königin antwortete sofort Herrn v. Maurepas, sie lasse seinen Gefühlen für Frankreich Gerechtigkeit widerfahren, und

[1] Maria Thersia an Marie Antoinette, 3. November 1778. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 262.

würde sich nach der soeben mit ihm gehabten Unterredung nicht mehr mit dieser Angelegenheit befassen und selbst mit dem Könige nicht mehr davon sprechen. Sie hielt Wort.“[1]

In diesem Berichte des Grafen von der Marck sind einige Ungenauigkeiten in den Einzelheiten; der von ihm erzählte Vorfall muss etwas später angesetzt werden, und wir finden nicht, dass die Königin je eine bewaffnete Intervention verlangt habe; aber die Thatsache selbst ist wahr, obwohl sie in Zweifel gezogen worden ist; wir finden sie fast mit denselben Ausdrücken in der amtlichen Correspondenz eines Mannes bestätigt, der kein Freund Marie Antoinettes, aber über ihr Thun und Lassen ebensogut unterrichtet war, wie Mercy; denn ließ sich Mercy durch seine Ergebenheit leiten, so der Betreffende durch sein Misstrauen und seinen Hass: wir meinen den preußischen Gesandten in Paris, Grafen von Goltz. Dieser schreibt in einem Berichte an seinen Herrn über eine Unterredung mit dem französischen Premier:

„Er — Maurepas — musste dieser Fürstin — der Königin — die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass sie bezüglich dieser Gegenstände Vernunft annahm, und dass er sie namentlich in der bayerischen Affaire so befunden habe; dass er, der Minister, der Fürstin bemerkt hätte, dass das Kind, das sie unterm Herzen trage, ihr unaufhörlich zurufe, sie sei vor allem Königin von Frankreich; dass er beigefügt hätte, dass er, bereit ins Grab zu steigen und so in der Folgezeit diesem Sprössling nicht dienen könnend, ihr gerade jetzt den wichtigsten Dienst erweise, indem er seine Sache bei der Königin-Mutter vertrat; dass die Fürstin, ergriffen, ihn ihres Dankes versicherte dafür, dass er ihr ihre wahren Pflichten so trefflich vorhalte, und dass in der That im ganzen Verlaufe dieser Angelegenheit die Königin nicht mehr aufgetreten sei.“[2]

Nach einem so ausdrücklichen, von so wenig verdächtiger Feder ausgehenden Zeugnisse scheint es uns nicht mehr möglich zu sein, die Thatsache zu bestreiten.

Übrigens wonach strebte im Grunde genommen, trotz der Lebhaftigkeit ihres ersten Auftretens, die Vermittlung Marie Antoinettes in dieser Sache? Nach der Aufrechterhaltung der öster-

[1] „Correspondance du comte de Mirabeau et du comte de la Marck“, I, 42 u. 43.

[2] Graf von Goltz an Friedrich II., 8. September 1780.

reichisch-französischen Allianz und nach einer Vermittlung zur Sicherung eines ehrenvollen Friedens. Bezüglich des ersten Punktes gab es allerdings Meinungsverschiedenheiten bei einigen alten Diplomaten, die an Traditionen hiengen, die sich überlebt hatten, oder bei einigen jungen Neuerern, die fanatische Anhänger Friedrichs II. waren; aber im allgemeinen dachten der König und die Minister wie die Königin, und gegenüber der außerordentlichen und bereits bedrohlichen Entwicklung Preußens war dies die einzig zu befolgende Politik. Es konnte für Frankreich nicht gut sein, sich zur endlosen Vergrößerung dieser neuen Macht herzugeben, die, heute sein Schützling, morgen sein Nebenbuhler sein konnte, und ein übrigens der alten Schule angehörender Diplomat, der gegen Österreich lebhafte Vorurtheile hegte, Marquis de Bombelles, schrieb an Baron de Breteuil: „Wir können nicht mehr, wie sonst, systematisch auf die Allianz mit dem Könige von Preußen zurückkommen. Dieser Fürst und seine Nachfolger werden zu mächtig sein, um zu diesem Einverständnis jenen Geist der Nachgiebigkeit mitzubringen, den wir nothwendigerweise finden müssen.“ [1] Haben wir nach Verlauf eines Jahrhunderts nicht gar sehr Grund, die volle Richtigkeit der Vorhersagungen des Marquis de Bombelles zu erkennen?

Wer könnte also heutzutage Choiseul einen Vorwurf daraus machen, das Bündnis zwischen Frankreich und Österreich begründet zu haben? wer Marie Antoinette, es aufrechterhalten zu wollen?

Was die Vermittlung betrifft, so sah Herr v. Bombelles darin ein Mittel mehr, den französischen Einfluss in Deutschland wieder herzustellen und dem Könige von Preußen zu zeigen, „was ein Wort von uns in der Wage von Europa wiegt“.[2] Der Kaiser allein wünschte sie nicht, aber man müsse „einen Fürsten zur Mäßigung zurückführen, der davon abgewichen gegen den Wunsch seiner erhabenen Mutter und aller verständigen Leute seines Reiches“.[3] Und Josef II. zeigte sich thatsächlich mit der Haltung Frankreichs unzufrieden und namentlich mit jener seiner Schwester. „Die politische Haltung des Königs bei dieser Gelegenheit,“ sagte er zum Grafen von der Marck, „ist weit entfernt von jener, die ich von

[1] Marquis de Bombelles an Baron de Breteuil, 21. December 1778.
[2] Marquis de Bombelles an Graf Eßterházy, 26. December 1778.
[3] Daselbst.

einem verbündeten und sich meinen Freund nennenden Hofe erwarten durfte.“ [1]

Die Unterhandlungen dauerten lange. Während Maria Theresia sich mit einer Art fieberhafter Ungeduld nach dem Frieden sehnte, ließ sich Josef II., dessen Stolz dieser Frieden demüthigte, nur mit äußerstem Widerstreben dazu herbei,[2] und Preußen, das sich stark fühlte und insgeheim von Rußland, offen von Sachsen und Hannover unterstützt wurde, schob jeden Ausgleich hinaus. Endlich kam nach peinlichen Besprechungen ein Congreß zu Teschen zusammen, und am 13. Mai 1779 wurde, ohne daß die Königin sich damit befaßte, selbst ohne daß Mercy zu ihr davon gesprochen,[3] der Friede unterzeichnet, zum lebhaften Mißfallen des Kaisers, der fast auf die Gesammtheit seiner Ansprüche auf Bayern verzichten mußte, zum großen Troste der Kaiserin, die dafür dem Könige und der Königin ihre volle Erkenntlichkeit bezeigte[4] und, gerechter geworden infolge des Aufhörens ihrer Besorgnisse, zugab, daß Frankreich für das Friedenswerk alles gethan hatte, was man das Recht hatte, von ihm zu erwarten.[5]

[1] „Correspondance du comte de Mirabeau et du comte de la Marck“, I, 43.

[2] Marquis de Bombelles an Graf de Vergennes, 2. December 1778.

[3] Mercy an Maria Thereſia, 16. Februar und 17. März 1779. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 296 u. 301.

[4] Maria Thereſia an Marie Antoinette, 1. Mai 1779. — Daſelbſt, III, 309 u. 310.

[5] Maria Thereſia an Mercy, 30. Juni 1779. — Daſelbſt, III, 326.

# Siebzehntes Capitel.

Erste Schwangerschaft der Königin. — Ihr Glück. — Erziehungsträume. — Freunde des Königs. — Verschiedenartige Gefühle der königlichen Familie und des Hofes. — Böswilliges Gerede. — Niederkunft der Königin. — Gefahren hiebei. — Geburt einer Prinzessin. — Freude des Volkes, theilweise Enttäuschung. — Worte der Königin an ihre Tochter. — Te Deum in Notre-Dame. — Besserung im Verhalten der Königin trotz noch mancher unvermeidlicher Unzukömmlichkeiten. — Vertraulichkeit der beiden Gatten. — Zuneigung Marie Antoinettes zur Prinzessin Elisabeth. — Ungeduld Maria Theresias und des Publicums, einen Dauphin zu haben. — Fehlgeburt der Königin. — Tod Maria Theresias. — Schmerz Marie Antoinettes. — Zweite Reise Josefs II. nach Frankreich. — Geburt des Dauphin. — Allgemeines Glück.

„In den letzten Monaten des Jahres 1777," erzählt Frau Campan, „ließ die Königin, die in ihrem Cabinet allein war, meinen Schwiegervater und mich rufen, reichte uns die Hand zum Kusse und sagte zu uns, dass, da sie uns als Personen betrachte, denen ihr Glück am Herzen liege, sie unsere Glückwünsche empfangen wolle, weil sie endlich Königin von Frankreich wäre und hoffte, bald Kinder zu bekommen; sie hätte bis jetzt ihre Pein zu verbergen gewusst, jedoch insgeheim gar viele Thränen vergossen."[1]

Doch wurde die Erfüllung dieser Hoffnungen mehrmals hinausgeschoben, fanden aber nach einigen Monaten neuerliche Bestätigung, und diesesmal machte die Königin nicht Frau Campan, sondern ihrer Mutter hievon Mittheilung. „Meine liebe Frau Mutter," schrieb sie ihr am 19. April 1778, „meine erste Regung vor acht Tagen, der nicht gefolgt zu haben ich bereue, war, meine Hoffnungen meiner lieben Mama zu schreiben. Ich wurde durch die Furcht zurückgehalten, zuviel Kummer zu verursachen, wenn meine großen Hoffnungen zunichte werden sollten; sie sind noch nicht vollkommen sichergestellt, und ich werde erst in den ersten Tagen des folgenden Monates völlig darauf rechnen . . . Inzwischen glaube

[1] „Mémoires de Mme Campan", p. 149.

ich gute Gründe zu haben, Vertrauen zu faſſen; übrigens befinde ich mich vortrefflich, Appetit und Schlaf haben zugenommen.“ [1]

Es läſst ſich leicht begreifen, wie freudig das Herz der Königin ſchlug unter dem Einfluſſe dieſer erſten, ſolange und ſo ungeduldig erwarteten Hoffnungen. Wie oft hatte ſie die Gräfin von Artois um ihren Kinderſegen beneidet! Gar wohl fühlte ſie es, daſs, ſolange ſie nicht Mutter wäre, ſie gewiſſermaßen als Fremde betrachtet würde; darum ergriff ſie denn auch eine Menge Vorſichtsmaßregeln, um ihre Hoffnungen nicht zu vereiteln. Sie entſagte dem Reiten, den Ausflügen nach Paris,[2] ſelbſt dem Billard,[3] machte nur mehr Fußpartien,[4] nach denen ſie ſich in ihr Cabinet zu kleinen Nadelarbeiten ſetzte.[5] Als der Frühling kam, nahm ſie in Marly Aufenthalt, wo die Spaziergänge ſchöner und bequemer waren, wo ſie gleich nach dem Aufſtehen fortgieng und die friſche Morgenluft und mäßige Körperbewegung den Geiſt aufheiterten und den Leib ſtärkten.[6] Wenn ſie zuweilen einen Wagen beſteigt, ſo geſchieht es nur mit ausdrücklicher Bewilligung des von ihr gewählten Geburtshelfers Vermond, Bruders des gleichnamigen Abbé.[7] Nachtwachen und Spiel wurden aufgegeben;[8] ihr Leben wurde ernſter, ihr Wille feſter, ihr Geiſt nachdenklicher;[9] ihre Gedanken waren ganz und gar von dem Kinde eingenommen, das ſie unterm Herzen trug; Schritt für Schritt verfolgte ſie die Entwicklung des ihr ſo neuen Zuſtandes, begrüßte jedes Fortſchreiten desſelben mit einem Freudenausbruche[10] und intereſſierte ſich ſoſehr dafür, daſs ſie ſogar ihren Körperumfang maß, um deſſen Zunahme feſtzuſtellen.[11]

[1] Marie Antoinette an Maria Thereſia, 19. April 1778. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 186.

[2] Mercy an Maria Thereſia, 20. April 1778. — Daſelbſt, III, 188.

[3] Maria Thereſia an Ferdinand, 30. April 1778.

[4] Mercy an Maria Thereſia, 20. April 1778. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 188.

[5] Derſelbe an dieſelbe, 18. Mai 1778. — Daſelbſt, III, 204.

[6] Derſelbe an dieſelbe, 17. Juni 1778. — Daſelbſt, III, 214.

[7] Marie Antoinette an Maria Thereſia, 16. März 1778. — Daſelbſt, III, 200.

[8] Mercy an Maria Thereſia, 20. April 1778. — Daſelbſt, III, 189.

[9] Derſelbe an dieſelbe, 19. September 1778. — Daſelbſt, III, 256.

[10] Marie Antoinette an Maria Thereſia, 16. März 1778. — Daſelbſt, III, 200.

[11] Dieſelbe an dieſelbe, 12. Juni 1778. — Daſelbſt, III, 213.

Die Königin fand Gefallen daran, an die Betreuung zu denken, die sie dem kleinen Wesen, das schon jetzt Gegenstand ihrer zärtlichen Liebe war, werde angedeihen lassen, und versenkte sich mit Wonne in all die süßen Einzelheiten der Mutterschaft. Das Kind soll nicht in Windeln gewickelt werden, man soll es in einem Bettchen oder auf dem Arme frei aufziehen, es soll im Erdgeschoß wohnen, bloß durch ein kleines Gitter von der Schlosterrasse getrennt, auf der es leichter als auf dem Parketboden seine ersten Schritte machen werde.[1] Ist's ein Dauphin — und es muss einer sein, jedermann prophezeit es — so soll man ihm nicht vor dem fünften Jahre einen Erzieher ernennen; so würden Intriguen vermieden, und eine reifer überlegte Wahl getroffen werden.[2]

Um öffentlich ihr Glück zu zeigen und mit einem Liebeswerke einzuweihen, sandte sie 12.000 Livres nach Paris, 4000 nach Versailles zur Befreiung der armen Leute, die wegen schuldiger Pflegekosten gefangen gehalten wurden. Der Dankesruf des Volkes soll das Echo des Freudenrufes der Eltern sein, und Kinder, die ihre Väter wiederfinden werden, sollen jene Mutter segnen, die endlich ihr Kind soll umarmen können.[3]

Der König war wie trunken vor Freude und fast stolz auf seine neue Würde; mit der zartesten Aufmerksamkeit und jetzt endlich hervorbrechender Liebe umgab er diejenige, die ihm dieses so große, solange vergeblich erwartete Glück versprach,[4] und zeigte letzteres officiell der Kaiserin an.

Alles gieng gut, und die Königin ertrug trotz der Beunruhigung durch den bayerischen Krieg, der Gefahren ihrer Brüder und der Bekümmernisse ihrer Mutter in vorzüglicher Weise die Beschwerden ihres Zustandes. „Meine Gesundheit ist immer sehr gut," schrieb sie am 14. August. „Mein Kind hat sich Freitag den 31. Juli um halb 11 Uhr abends, zum erstenmale geregt und regt sich seitdem häufig, was mir große Freude macht. Ich kann meiner lieben Mama nicht sagen, wie sehr jede solche Bewegung mein Glück

[1] Marie Antoinette an Maria Theresia, 12. Juni 1778. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 213.

[2] Mercy an Maria Theresia, 29. Mai 1778. — Daselbst, III, 207.

[3] Marie Antoinette an Maria Theresia, 16. Mai 1778. — Daselbst, III, 200.

[4] Daselbst p. 201.

vermehrt.“ [1] Tags darauf besuchte sie ihren Gemahl und sagte zu ihm schalkhaft: „Ich komme, Majestät, um mich über einen Ihrer Unterthanen zu beschweren, der verwegen genug ist, mir Fußtritte in den Leib zu geben.“ [2] Der König lachte aus vollem Halse und umarmte zärtlich seine Frau.

Doch nicht jedermann lachte. Wenn die Prinzessinnen-Tanten sich offen dem Glücke ihres Neffen anzuschließen und sich sogar eine Zeitlang — aber nicht sehr lange — ihrer Nichte zu nähern schienen; [3] wenn der Graf von Artois, einzig und allein mit seinen Vergnügungen beschäftigt, sich um die neue Lage nicht bekümmern mochte, so beobachteten die beiden piemontesischen Schwestern, die Gräfinnen von Provence und von Artois, zwar nach außen eine vollkommen entsprechende Haltung, stellten aber nichtsdestoweniger in ihrer Behausung peinliche und unangenehme Erwägungen an. [4] Der Graf von Provence bewahrte sein gewöhnliches Benehmen, schrieb aber an Gustav III.: „Sie haben die mit meinem Geschicke erfolgte Veränderung erfahren.... Ich habe nach außen sehr schnell meine Selbstbeherrschung gewonnen und stets dasselbe Verhalten beobachtet, wie früher, ohne Freude zu zeigen, was als Falschheit gegolten hätte und es auch gewesen wäre, denn aufrichtig gestanden, und Sie können es leicht glauben, ich empfinde durchaus keine; aber auch ohne Traurigkeit zu zeigen, was man einer Seelenschwäche zugeschrieben hätte. Das Innere war schwerer zu überwinden; es erhebt sich noch manchmal.“ [5]

Die Minister, namentlich Maurepas, sahen in dem Zustaude der Königin, in ihrem ernsten Leben, in der größeren Zärtlichkeit, die ihr der König erwies, die Verstärkung eines Einflusses, der ihren Argwohn erregte, und den sie gerne in Zerstreuungen erstickt hätten. [6] Die Höflinge waren mißvergnügt, weil sie nicht nach Marly geladen worden waren, wo die Königin Ruhe und Ein-

[1] Marie Antoinette an Maria Theresia, 14. August 1778. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 236.

[2] „Le Gouvernement de Normandie“, IV, 126.

[3] Mercy an Maria Theresia, 17. November 1778. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 265.

[4] Derselbe an dieselbe, 29. Mai 1778. — Daselbst, III, 208.

[5] „Gustave III et la Cour de la France“, I, 194.

[6] „Mémoires de Mme Campan“, p. 158.

samkeit suchte.[1] Nicht minder unzufrieden waren die Neider Frau v. Polignacs, deren Gunst so hoch gestiegen war, dass der König sie eiligst an den Hof zurückkommen hieß, um ihre durch die verzweifelten und dringenden Briefe Maria Theresias betrübte königliche Freundin zu trösten.[2] Dazu kam die rachsüchtige Gräfin de Marsan, die noch immer gegen Marie Antoinette erbittert war, der sie ihre geringe Sympathie für die Rohans und ihre Vorliebe für Choiseul nicht verzieh, worin sie nur zusehr durch die Umtriebe des Vertrauensmannes ihres Neffen, des Abbé Georgel, unterstützt wurde, eines untergeordneten, aber höchst gefährlichen Intriguanten, dessen Ausstreuungen den redlichen Monarchen dermaßen entrüsteten, dass er ihn aus Versailles fortjagte.[3] Alle diese unzufriedenen Elemente verbanden sich gegen die Königin, um ihr Ansehen zur selben Zeit zu untergraben, wo es sich zu festigen schien, und sie, wenn nicht beim Könige, dessen Gattenliebe damals einen neuen Aufschwung genommen, so doch beim Volke anzuschwärzen, das unter den damaligen Umständen durch den unzeitigen Ehrgeiz Josefs II., der die alten Vorurtheile gegen das Haus Österreich wiedererweckt hatte, misstrauisch geworden war.

Zwei häßliche Couplets, schandbare Ausstreuungen enthaltend, die der Ärger erfunden und der Neid verbreitet hatte, circulierten in Versailles und Paris, und einige Tage vor Marie Antoinettes Niederkunft wurde ein ganzer Band Lieder gegen sie und die vornehmsten Damen des Hofes in die Öffentlichkeit geschleudert. Der entrüstete König ließ nach dem Verfasser forschen; er wurde entdeckt,[4] aber nicht im geringsten beunruhigt.

Je mehr übrigens der entscheidende Augenblick herannahte, desto mehr stieg die ängstliche Spannung; man betete in allen Kirchen.[5] Am Hofe spielten tausenderlei Intriguen, die die bevorstehende Geburt

[1] Mercy an Maria Theresia, 17. Juni 1778. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 215.

[2] Derselbe an dieselbe, 17. August 1778. — Daselbst, III, 237.

[3] Derselbe an dieselbe, 17. Juli 1778. — Daselbst, III, 226.

[4] Es war Champcenetz.

[5] Das Capitel von Loches sandte an den Bischof von Chartres behufs Übergabe an die Königin einen „goldgestickten, nach dem Muster des ersten Gürtels der seligsten Jungfrau, der im Besitze des Capitels ist, verfertigten Gürtel" und ließ täglich bis zur Entbindung der Königin eine Messe am Marienaltare singen.

des Königskindes betrafen; jeder stand auf der Lauer. Mehr als hundert Standespersonen, die gewöhnlich in Paris wohnten, hatten sich in Versailles einquartiert, um das große Ereignis früher zu erfahren und besser in der Lage zu sein, daraus Nutzen zu ziehen. Die Stadt wimmelte von Menschen; man fand keine Wohnung mehr, und der Preis der Lebensmittel hatte sich verdreifacht.[1]

Am 18. December um 11 Uhr legte sich die Königin zu Bette, ohne irgendwelchen Schmerz zu fühlen. Um halb 2 Uhr schellte man heftig; die Wehen begannen. Frau v. Lamballe und die „Honneurs“ *[1] hievon verständigt, traten ins Zimmer. Um 3 Uhr holte Frau v. Chimay den König; eine halbe Stunde später wurden die in Versailles anwesenden Prinzen und Prinzessinnen hereingeführt, während Pagen mit verhängten Zügeln dahinsausten, um die in Paris und St. Cloud befindlichen zu benachrichtigen.[2] Die königliche Familie, die Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt, die „Honneurs“ und Frau v. Polignac hielten sich im Zimmer der Königin selbst auf und umstanden das dem Kamine gegenüber stehende Bett; der Hofstaat des Königs und der Königin und die zum großen Empfange Zugelassenen befanden sich in den kleinen Cabinetten, die übrigen Anwesenden im Spielsalon und in der Gallerie. Ein seltsamer Gebrauch wollte, dass die Niederkunft der Königinnen von Frankreich öffentlich sei; man richtete sich danach bis zum Missbrauche. Im Augenblicke, als Vermond rief: „Die Königin kommt nieder!“ stürzte eine solche Menschenflut in das königliche Zimmer, dass es sofort gefüllt, und es unmöglich war, sich zu rühren; man hätte sich an einem Festtage auf einen öffentlichen Platz versetzt glauben können; zwei Savoyarden stiegen auf ein Möbelstück, um besser zu sehen.

Um halb 12 Uhr nachts kam das Kind zur Welt; es war ein Mädchen. Man trug es sofort in das große Cabinet, um es einzuwickeln und der Gouvernante, Prinzessin de Guéménée, zu übergeben. Der König folgte freudig erregt dem Träger, um den Anblick seines erstgebornen Kindes zu genießen, und fast die ganze Menge stürzte dem Könige und dem Kinde nach.[3]

[1] Mercy an Maria Theresia, 18. December 1778. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 276.

[2] Tagebuch des Königs.

[3] Daselbst.

Plötzlich erschallt der dringende Angstruf: „Luft, warmes Wasser, ein Aderlass am Fuße!“ Die Hitze, der Lärm, der Mangel an Luft, der Zwang, den sie sich anthat, um ihre Schmerzen zu verheimlichen, die Bestürzung, die sich ihrer bemächtigt, als das Kind im ersten Augenblicke nicht schreit, die freudige Erregung, die sie ergreift, als das Kind doch zu schreien beginnt, all diese, theilweise entgegengesetzten Erregungen rufen bei der hohen Wöchnerin eine schreckliche Krisis hervor.[1] Das Blut dringt mit Gewalt zum Kopfe, der Mund verdreht sich, die Königin verliert das Bewusstsein. Ein unbeschreibliches Entsetzen erfasst die Menge; die Prinzessin de Lamballe wird ohnmächtig.[2] Man stürzt zum Fenster und reißt es auf;[3] die Thürsteher jagen die unbescheidenen Neugierigen fort, die noch im Zimmer sind. Aber das warme Wasser kommt nicht. Mit seltener Geistesgegenwart befiehlt Vermond dem ersten Chirurgen, ohne Wasser zur Ader zu lassen; das Blut spritzt mit Macht heraus; die Königin öffnet die Augen; sie ist gerettet! All das gieng so rasch vor sich, dass der König nicht einmal Zeuge des Vorfalles gewesen.[4] Aber wie groß war die Angst der Gegenwärtigen während dieser wenigen Minuten! Wäre der Königin zwei Minuten später zur Ader gelassen worden, sie wäre todt gewesen.[5] Daher allgemeine Freude, als die Gefahr vorüber ist; man beglückwünscht, man umarmt einander und weint vor Freude.[6]

Während Marquis de Béon, Gardelieutenant, die Geburt der seit früh morgens versammelten Stadtvertretung von Paris mittheilte[7] und außerordentliche Couriere nach Wien und Madrid abgiengen, wurde das Kind in der Schlosskapelle in Gegenwart des Königs vom Cardinal Rohan, dem Großalmosenier, getauft und erhielt die Namen Maria Theresia Charlotte; der Graf von Provence vertrat den König von Spanien als Pathen, die Gräfin

[1] Mercy an Maria Theresia, 24. December 1778. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 279.

[2] „Mémoires de M^me^ Campan“, p. 159.

[3] Mercy an Maria Theresia, 24. December 1778. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 279.

[4] Derselbe an dieselbe, 24. December 1778. — Daselbst, III, 279.

[5] Die Marquise de Bombelles an den Marquis de Bombelles, 20. December 1778.

[6] „Mémoires de M^me^ Campan“, p. 159.

[7] Tagebuch des Königs.

von Provence die Kaiserin als Pathin; die gesammte königliche Familie wohnte der heiligen Handlung bei; ein feierliches Te Deum wurde in der Kapelle gesungen,[1] und abends auf der place d'Armes ein prächtiges Feuerwerk abgebrannt.[2] Der Hof und die Stadt, Paris und Versailles, ganz Frankreich schwamm in Freuden. In der Hauptstadt begaben sich die beiden ersten Schöffen in die Gefängnisse und ließen die wegen schuldiger Pflegegelder Eingeschlossenen frei. Ein Freudenfeuer wurde auf dem Platze vor dem Rathhause angezündet, und die vornehmsten Häuser der Stadt wurden beleuchtet.[3] Doch eine recht lebhafte Enttäuschung mischte sich in die Freude. Das königliche Kind zeigte reizende und regelmäßige Züge, große Augen, einen lieblichen Mund und das gesündeste Aussehen; aber es war nur ein Mädchen, und man rechnete auf einen Dauphin. „Arme Kleine," sagte die Königin zu ihrem Töchterchen, als sie dasselbe zum erstenmale an ihr Herz drückte, „man sehnte sich nicht nach dir; du wirst mir aber nicht minder theuer sein. Ein Sohn hätte eigentlich dem Staate angehört. Du wirst mir angehören, meine ganze Sorgfalt erfahren, mein Glück theilen und meinen Kummer versüßen."

Der König überließ sich ohne Hintergedanken seiner Freude; er war ganz stolz auf seine Vaterwürde und wusste gar nicht, wie er seiner Frau seine Zärtlichkeit bezeigen sollte. Er verzichtete selbst auf Spaziergang und Leibesübungen, die für ihn so nothwendig waren, um sich nicht von ihr zu trennen. Morgens war er der erste an ihrem Lager, brachte einen Theil des Vormittags bei ihr zu, kam nachmittags wieder und blieb den ganzen Abend.[4] Seine Tochter wurde er nicht müde anzuschauen; jeden Augenblick gieng er hin, und als ihn einmal das Kind beim Finger nahm, gerieth er in unbeschreibliches Entzücken.[5] Diese so verschlossene Natur öffnete und entfaltete sich; dieses so lange kalte Herz wurde warm und thaute auf unter dem belebenden Einflusse der Vaterschaft.

[1] Tagebuch des Königs.

[2] Die Marquise de Bombelles an den Marquis de Bombelles, 6. December 1778.

[3] „Gazette de France", 22. December 1778.

[4] Mercy an Maria Theresia, 25. Jänner 1779. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 295.

[5] Die Marquise de Bombelles an den Marquis de Bombelles, 24. December 1778.

Am 26. empfieng die Königin zum erstenmale ihre frühere Ehrendame, die Marschallin de Mouchy, und ihre ehemalige Kammerdame, die Herzogin von Coffé; am 27. war die Reihe an den Palastdamen, am 28. an den Theilnehmern am großen Empfang.[1] Am 31. verließ die hohe Wöchnerin das Bett und legte sich auf eine Chaiselongue.[2] Am 18. Jänner gieng sie zu ihrer Vorsegnung in die Sacristei der Schlosskapelle[3] und nahm die Hofempfänge in gewöhnlicher Form wieder auf.[4] Am 8. Februar fuhr sie, begleitet vom Könige, dem Grafen und der Gräfin von Paris, dem Grafen und der Gräfin von Artois, nach Paris, um Gott für ihre glückliche Entbindung Dank zu sagen. Wie die Empfängnis, wollte sie auch die Geburt ihres Kindes durch Wohlthun bezeichnen. In Versailles wurden jedem der beiden Pfarrer der Stadt 6000 Livres übergeben, 12.000 Livres an Privatalmosen gespendet.[5] In Paris wurden am Tage des Einzuges der Königin hundert junge Ehepaare vom Erzbischofe verbunden, die jene auf ihre Kosten gekleidet und ausgestattet hatte. Jedes derselben erhielt 500 Livres Mitgift, 200 für die Aussteuer, 12 für die Hochzeit[6] mit der Zusage von 15 Livres monatlich für das erste Kind, wenn die Mutter es selbst stillte, von 10, wenn sie es einer fremden Pflegerin anvertraute.[7] Als der königliche Zug in der Metropolitankirche erschien, waren diese hundert jungen Männer und hundert Mädchen, die der Polizeilieutenant unter den hübschesten auszuwählen empfohlen hatte,[8] in der Kirche aufgestellt, um die Königin zu begrüßen. Die Schuldgefangenen wurden befreit, ansehnliche Almosen den Seelsorgern der verschiedenen Pfarren zur Besorgung anvertraut.[9] Abends gab

[1] Mercy an Maria Theresia, 29. December 1778 und 25. Jänner 1779. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 281 u. 286.

[2] „Lettres inédites de Marie-Antoinette" von Graf de Reiset, p. 67.

[3] Mercy an Maria Theresia, 25. Jänner 1779. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 288.

[4] Derselbe an dieselbe, 16. Februar 1779. — Daselbst, III, 293.

[5] Derselbe an dieselbe, 25. Jänner 1779. — Daselbst, III, 288.

[6] „Le Gouvernement de Normandie", IV, 130.

[7] Mercy an Maria Theresia, 25. Jänner 1779. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 228.

[8] „Le Gouvernement de Normandie", IV, 130.

[9] Mercy an Maria Theresia, 16. Februar 1779. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 294.

es Feuerwerk, Freudenfeuer, Weinfontänen, Brat- und Cervelatwurst-Vertheilungen,[1] unentgeltliche Vorstellung in der Comédie-Française, wobei die Köhler die Loge des Königs, die Fischweiber die der Königin besetzten.[2] Doch das Brot war theuer, der Krieg legte schwere Lasten auf; die Acclamationen waren darum minder zahlreich und rauschend, als man gehofft hatte.[3]

Die Königin war indessen darauf bedacht, sich an diesem Tage jedes weltlichen Vergnügens zu enthalten, und wollte beweisen, dass ihre Gegenwart in der Hauptstadt nur frommen Beweggründen und durchaus nicht der Sehnsucht nach jenen Vergnügungen entstammte, die sie früher dort so oft aufgesucht hatte. Nach dem Gottesdienste in Notre-Dame und jenem in Sainte-Geneviève*[2] soupierte sie in La Muette und kehrte dann nach Versailles zurück. Als ob sie fühlte, dass ihre Mutterschaft ihr neue Pflichten auferlegte, gab sie sich mehr ernsten Erwägungen hin und verzichtete theilweise auf rauschende Vergnügungen. Der Carneval war mäßiger,[4] die Fastenzeit ruhig,[5] das Spiel wurde seltener,[6] die Gefälligkeit gegen Günstlinge weniger leicht erreichbar.[7]

Die Ansprüche des Grafen d'Adhémar begegneten einem unbezwinglichen Widerstande,[8] die gesammte Gesellschaft der Königin wurde zu größerer Ordnung und Zurückhaltung verpflichtet.[9] In der königlichen Familie wurde sorgfältig auf Eintracht gesehen,[10] der Graf[11] und die Gräfin[12] von Provence wurden besser, der Graf von Artois kühler behandelt.[13] Die Königin war bezüglich dieses

[1] „Mémoires de Mme Campan", p. 161.

[2] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 24. December 1778, XII, 227 u. 228.

[3] Mercy an Maria Theresia, 16. Februar 1779. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 296.

[4] Derselbe an dieselbe, 16. Februar 1779. — Daselbst, III, 294.

[5] Derselbe an dieselbe, 17. März 1779. — Daselbst, III, 300.

[6] Derselbe an dieselbe, 17. März 1779, 18. Februar und 18. März 1780. — Daselbst, III, 300, 401 u. 410.

[7] Derselbe an dieselbe, 17. März 1779. — Daselbst, III, 300.

[8] Derselbe an dieselbe, 17. April 1780. — Daselbst, III, 324.

[9] Derselbe an dieselbe, 17. März 1779. — Daselbst, III, 300.

[10] Derselbe an dieselbe, 14. October 1780. — Daselbst, III, 476.

[11] Derselbe an dieselbe, 17. März 1779. — Daselbst, III, 301.

[12] Derselbe an dieselbe, 18. November 1780. — Daselbst, III, 487.

[13] Derselbe an dieselbe, 17. März 1779. — Daselbst, III, 301.

übermüthigen Schwagers von ihrer Nachgiebigkeit abgekommen und schlug es ab, sich seinem Groll gegen Necker anzuschließen.[1]

Freilich kamen noch manche Unklugheiten vor. Während ihrer Reconvalescenz von den Masern zog sich die Königin mit vier Herren ihres engeren Kreises, den Herzogen von Coigny und von Guines, dem Grafen Eßterházy und dem Baron de Besenval nach Trianon zurück. Der König hatte seine Zustimmung gegeben, und die beständige Gegenwart der Prinzessin de Lamballe und Madame Elisabeth[2] milderte ein wenig die schlimmen Wirkungen dieser Bevorzugung. Nichtsdestoweniger machte der Hof seine Glossen; die bösen Zungen nannten die vier Privilegierten die vier Krankenwärter der Königin und unterhielten sich damit, die vier Damen zu bezeichnen, die ihrerseits die vier Krankenwärterinnen des Königs abgeben sollten.[3] In diese Zeit fällt auch das Fiakerabenteuer, das wir oben erzählt und auf den wahren Sachverhalt zurückgeführt haben, und eine Erneuerung der Spazierritte, die den ersten Arzt, Lassone, beunruhigte. Dazu kamen einige geräuschvolle Vergnügungen während des Frühjahres von 1780 und eine Rückkehr zu den Hazardspielen, von welchem Punkte die junge Frau am schwierigsten abgebracht werden zu können schien.[4]

Doch der Fortschritt war trotz dieser unvermeidlichen (?) Rückfälle augenscheinlich. „Wenn ich früher Unrecht that," schrieb sie selbst, „so war es Kinderei und Leichtsinn; aber jetzt bin ich viel gesetzter."[5] Mercy, der unerbittliche Tadler, constatierte, dass der Aufenthalt zu Trianon im Frühlinge von 1779 ruhig verlaufen war.[6] Der darauffolgende Aufenthalt in Marly war nicht minder zufriedenstellend[7] und wiederholte sich 1780 zur allgemeinen Befriedigung derjenigen, die zu demselben zugelassen wurden.[8] Es

[1] Mercy an Maria Theresia, 17. April 1780. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 422.

[2] Die Marquise de Bombelles an den Marquis de Bombelles, 6. und 22. April 1779.

[3] Mercy an Maria Theresia, 15. April 1779. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 306.

[4] Derselbe an dieselbe, 17. Mai 1779. — Daselbst, III, 312.

[5] Marie Antoinette an Maria Theresia, 16. August 1779. — Daselbst, III, 339.

[6] Mercy an Maria Theresia, 17. Mai 1779. — Daselbst, III, 312.

[7] Daselbst, III, 313.

[8] Derselbe an dieselbe, 18. November 1780. — Daselbst, III, 486.

herrſchte vollkommene Ordnung und ausgezeichnete Haltung; die anderen Aufenthalte unterblieben; man hatte auf Compiègne aus Sparſamkeit, auf Fontainebleau wegen raſcher Erledigung der Geſchäfte verzichtet.[1] Die Spazierritte und bald nachher die Abendpromenaden hörten auf.[2] Sogar das Spiel nahm ab; die Königin verhehlte ihr Miſsvergnügen über einige große, bei Frau v. Lamballe erlittene Verluſte nicht,[3] und geſtand, daſs ſie mehr aus Gefälligkeit als aus Luſt ſpiele.[4]

Sie hob das Theater in Choiſy aus Furcht vor den Auslagen auf[5] und verſtand ſich mit voller Bereitwilligkeit zu den Reformen, die der Finanzminiſter in ihrem Hofſtaate einführte.[6] Als der König ihre Privatſchatulle verdoppelt hatte, nahm ſie während des Krieges nur die Hälfte an.[7] Maria Thereſia, ſonſt ſo ſtreng gegen ihre Tochter, ſchrieb ihr am 30. Juni 1780: „Die reizende Königin von Frankreich trägt nicht wenig bei zu den wenigen glücklichen Augenblicken meines peinvollen Lebens.“[8]

Ludwig XVI., der ſich von ſeiner Frau während der Maſern und der Reconvalescenz hatte trennen müſſen, war nach einer kurzen, durch böswillige Einflüſterungen verurſachten Kühle zu ſeiner früheren Zärtlichkeit zurückgekehrt.[9] Umſonſt hatten ihn Elende, die Krankheit der Königin benützend, mit Liebeshändeln verſuchen wollen; ſein reines und treues Weſen empörte ſich gegen dieſes unwürdige Unterfangen,[10] und die Vertraulichkeit zwiſchen beiden Gatten nahm dadurch zu.[11] Es war ein wahrer Sturm wechſelſeitiger Aufmerkſamkeiten und Gefälligkeiten; die Königin begleitete ihren Gemahl nach St. Hubert, der König ſeine Frau

[1] Mercy an Maria Thereſia, 14. Juli 1779. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 328.

[2] Derſelbe an dieſelbe, 16. October 1779. — Daſelbſt, III, 358.

[3] Derſelbe an dieſelbe, 17. November 1779. — Daſelbſt, III, 379.

[4] Derſelbe an dieſelbe, 17. December 1779. — Daſelbſt, III, 380.

[5] Derſelbe an dieſelbe, 16. October 1779. — Daſelbſt, III, 359.

[6] Marie Antoinette an Maria Thereſia, 15. Februar 1780. — Daſelbſt, III, 398.

[7] Mercy an Maria Thereſia, 17. November 1779. — Daſelbſt, III, 372.

[8] Maria Thereſia an Marie Antoinette, 30. Juni 1780. — Daſelbſt, III, 444.

[9] Mercy an Maria Thereſia, 17. Mai 1779. — Daſelbſt, III, 313 u. 314.

[10] Derſelbe an dieſelbe, 17. Juni 1779. — Daſelbſt, III, 323.

[11] Daſelbſt, III, 320.

nach Trianon, wo er seine Abende bei Frau v. Polignac zubrachte.[1]

Die Gräfin war noch immer jene von Marie Antoinettes Freundinnen, die in unerschütterlicher Gunst stand. Die Königin konnte die anderen Personen ihrer Gesellschaft strenge und im allgemeinen richtig beurtheilen;[2] über diese wollte sie nichts kommen lassen. Sie verbrachte Stunden und ganze Tage in deren Gesellschaft zu.[3] Der Einfluss Frau v. Polignacs, den man eine Zeitlang wenn nicht erschüttert, so doch einigermaßen für beeinträchtigt hielt durch die Prinzessin Charlotte v. Lothringen, Tochter der Gräfin v. Brionne,[4] blieb aufrecht und trotzte jedem Tadel und jedem Angriffe.

Eine andere, weniger lebhafte, aber vielleicht tiefere Freundschaft war im Entstehen begriffen und sollte nach einigen durch die hinterlistigen Einflüsterungen der alten Tanten verursachten augenblicklichen Verdunkelungen in der Stunde der Widerwärtigkeit wieder hervortreten: die mit Ludwigs XVI. Schwester, der liebenswürdigen und heiligmäßigen Prinzessin Elisabeth. Bei der Abreise der Prinzessin Clotilde zeigte die jugendliche Prinzessin Elisabeth eine Gefühlstiefe, die Marie Antoinette rührte. „Das ist ein reizendes Kind," sagte sie, „das Geist, Charakter und viel Anmuth besitzt."[5] Das Kind war groß geworden und jetzt ein angenehmes, hingebendes und heiteres Mädchen. Die Königin nahm sie nach Trianon mit und war von ihr nach ihrer Rückkehr so bezaubert, dass sie zu jedermann sagte, „es gebe nichts Liebenswürdigeres als diese kleine Schwägerin, die sie noch nicht recht kenne, aber zu ihrer Freundin und zwar auf Lebenszeit gemacht habe."[6] Sie hielt Wort; seit jenem Zeitpunkte nahm Madame Elisabeth an jedem Aufenthalte zu Trianon theil. Am meisten

[1] Mercy an Maria Theresia, 17. Mai 1779. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 320.

[2] Daselbst p. 322.

[3] Derselbe an dieselbe, 25. Jänner und 17. Mai 1779. — Daselbst, III, 289 u. 316.

[4] Derselbe an dieselbe, 17. December 1779. — Daselbst, III, 379.

[5] Marie Antoinette an Maria Theresia, 15. September 1775. — Daselbst, II, 375.

[6] Die Marquise de Bombelles an den Marquis de Bombelles, 22. April 1779.

Anziehungskraft auf die Königin übte jedoch ihr Töchterchen; sie liebte dieses Kind mit der ganzen Glut und Lebhaftigkeit einer ersten Liebe. Sie gieng zu jeder Tagesstunde zu ihm,[1] überwachte seine Betreuung, verfolgte mit aufmerksamem Auge seine physische Entwicklung, sah es mit Entzücken größer werden, lächelnd bei seinen ersten Schritten und ersten Worten, und freute sich darüber dass es zuerst „Papa" stammelte, „denn," sagte sie, „das ist für den König eine Anziehungskraft mehr;"[2] vielleicht freute sie sich noch mehr, als das Kind zu gehen anfieng, auf sie zukam und ihr die Arme entgegenstreckte.[3] Sie wurde in ihren Briefen an die Kaiserin nicht müde, von ihrer Tochter zu sprechen, und als etwas später das Zahnen bei der kleinen Prinzessin Fieberanfälle hervorrief,[4] setzte sie sich stundenlang an ihr Bett und ließ sich nur auf die bestimmte Versicherung des Arztes und den ausdrücklichen Wunsch des Königs hin herbei, an den Vergnügungen des Hofes theilzunehmen;[5] kurz, sie war eine Mutter in der vollen Bedeutung des Wortes und bekannt mit all der Liebe, Freude, Besorgnis und Voraussicht einer Mutter. Die Erziehung ihrer Tochter war der beständige Gegenstand ihrer Gedanken; diese Frau, die vom Strudel der Vergnügungen hingerissen und nur mit Nichtigkeiten beschäftigt schien, dachte über die unendlichen Schwierigkeiten der Erziehung von Kindern königlicher Abstammung nach.

Wenn unerbittliche Überlieferungen ihr nicht erlaubten, eine Gouvernante[6] zu entlassen, die ihr nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe zu stehen schien, so versprach sich die Königin wenigstens, selbst die Unzulänglichkeit dieser Gouvernante zu ersetzen, und entwarf sich gleich im Anfange einen Plan, den Mercy als „sehr klug und wohl überdacht" bezeichnete.[7] Sie legte vor allem Wert darauf, dass keine Vorstellung von Größe und Hoheit vorzeitig

[1] Mercy an Maria Theresia, 17. März und 17. Juni 1779. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 299 u. 320.

[2] Marie Antoinette an Maria Theresia, 16. August 1779. — Daselbst, III, 339.

[3] Dieselbe an dieselbe, 16. März 1780. — Daselbst, III, 407.

[4] Dieselbe an dieselbe, 11. October 1780. — Daselbst, III, 473.

[5] Mercy an Maria Theresia, 14. October 1780. — Daselbst, III, 474.

[6] Die Prinzessin de Guéménée.

[7] Mercy an Maria Theresia, 29. December 1778. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 282.

im Geiste des Kindes aufkeime.[1] Ohne die Etikette vollständig aufzuheben, war sie entschlossen, alle schädliche Weichlichkeit, alle unnütze Anhäufung von Dienstleuten, jeden Antrieb zu Gefühlen des Hochmuthes fernzuhalten.[2] Diesem Plane blieb Marie Antoinette treu, und unter den Augen von Vater und Mutter wuchs Maria Theresia Charlotte heran in der Übung kräftiger Christentugenden.

Aber ein Dauphin war nothwendig. „Wir hoffen, dass die Königin sich nächstes Jahr besser aufführen wird," schrieb eine Dame des Hofes am Tage nach der Geburt der königlichen Prinzessin.[3] Der Gegenstand wurde auch dichterisch behandelt. Die Gräfin Fanny von Beauharnais, die, wie es scheint, der Souveränin die Geburt eines Sohnes vorhergesagt hatte, verbesserte ihren Irrthum durch einen poetischen Erguss des Inhaltes:

„Ja, als unbesonnene Seherin überlasse ich mich Deinen spitzen Worten; aber wenn auch meine Prophezeiung der Erfüllung ermangelt hat, so musst Du doch gestehen, dass ich eben beim Umblättern statt des ersten das zweite Blatt genommen habe."[4*3]

Und der Dichter Imbert drückte denselben Gedanken in vier Versen aus, die in ganz Paris circulierten; sie besagten: „Für Dich, o Frankreich, muss ein Dauphin geboren werden; die zur Welt gekommene Prinzessin ist Zeugin dafür; sobald Du eine Grazie erscheinen siehst, halte dafür, dass Amor nicht ferne ist."[*4]

Noch einmal wurden diese Hoffnungen getäuscht.

Einige Monate nach der Geburt der Prinzessin kam die Königin abermals in andere Umstände; als sie aber mit Gewalt ein Fenster ihres Wagens in die Höhe schob, verletzte sie sich und erlitt acht Tage darauf eine Fehlgeburt. Sie wurde davon schmerzlich berührt und weinte viel; der König brachte den ganzen Vormittag an ihrem Bette zu, bezeigte ihr die herzlichste Liebe, nahm sie in seine Arme und vermischte seine Thränen mit den ihrigen.[5]

Maria Theresia war nicht minder trostlos als Marie Antoinette und erwartete mit Ungeduld einen Enkel. Als Mutter wünschte

[1] Mercy an Maria Theresia, 29. December 1778. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 282.

[2] Derselbe an dieselbe, 29. Jänner 1779. — Daselbst, III, 292.

[3] Die Marquise de Bombelles an den Marquis de Bombelles, 20. December 1778.

[4] „Mémoires de Weber", p. 36, Anm.

[5] „Mémoires de Mme Campan", p. 163.

sie sehnlichst ein Ereignis, das das Glück ihrer Tochter gekrönt hätte; als Politikerin fühlte sie, daſs die Geburt eines Dauphin das Land befriedigt, die Wünsche des Königs vollständig erfüllt und so den Einfluſs der Königin endgiltig befestigt hätte. Immer wieder, bis zum Überdruſs, kam sie in ihren Briefen sowohl an Mercy als an Marie Antoinette darauf zurück. Es war das der Gegenstand ihrer wiederholten Vorstellungen, ihr erster Neujahrswunsch,[1] man konnte sagen, ihre fixe Idee. Die Kaiserin wäre soweit gekommen, ihre Tochter gewissermaßen für die Hinausschiebung ihrer Hoffnungen verantwortlich zu machen.[2] „Wir brauchen durchaus einen Dauphin," wiederholte sie unaufhörlich mit der Beharrlichkeit und Eilfertigkeit alter Leute, die ihr Leben zuende gehen fühlen.

„Ungeduld erfaſst mich, mein Alter läſst mich nicht warten."[3] — „Bis zu dieser Stunde war ich bescheiden, aber auf die Dauer werde ich lästig fallen; es wäre jammerschade, keine Kinder dieses Stammes mehr zur Welt zu bringen."[4] Und einen Monat später, müde der beständigen Vereitelung ihrer Wünsche, schreibt sie wieder: „Kein Anschein von anderen Umständen; das macht mich trostlos; wir brauchen durchaus einen Dauphin. . . . Um Dein Glück und das Frankreichs voll zu machen, muſs das sein."[5]

Allerdings muſste das sein; aber Maria Theresia sollte es nicht erleben. Ihre Gesundheit, erschüttert durch so viele Beschwerden, mütterliche und politische Bekümmernisse und Sorgen jeder Art, nahm sichtlich ab. Seit langer Zeit litt sie an einem Katarrh; ein inneres Feuer schien sie zu verzehren. Am 24. November 1780 wurde sie plötzlich krank. Heftige Husten- und Erstickungsanfälle nöthigten sie, das Bett zu verlassen. Der herbeigerufene Arzt gab sich keiner Täuschung hin; er veranlaſste die Kaiserin, die Sterbesacramente zu empfangen. Auf das Drängen des Kaisers verschob man die letzte Ölung; aber am 25. beichtete die hohe Kranke, und am 26. brachte ihr der Nuntius die heilige

[1] Maria Theresia an Mercy, 1. Jänner 1780. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 385.

[2] Marie Antoinette an Maria Theresia, 13. April 1780. — Daselbst, III, 417.

[3] Maria Theresia an Marie Antoinette, 1. April 1780. — Daselbst, III, 415.

[4] Dieselbe an dieselbe, 30. Juni 1780. — Daselbst, III, 444.

[5] Dieselbe an dieselbe, 2. August 1780. — Daselbst, III, 454.

Wegzehrung. Maria Thereſia empfieng dieſelbe auf ihrem Betſchemel knieend, das Haupt, wie am Charfreitag, mit einem Trauerſchleier bedeckt. Dieſe wahrhaft ſtarkmüthige Frau wollte nicht, daſs der Tod ſie liegend fände. Am 28. empfieng ſie die letzte Ölung, worauf ſie mit dem Kaiſer allein blieb, ihm und ſeinen abweſenden Geſchwiſtern ihren Segen gab, viel ſchrieb, verſchiedene Fragen entſchied, Anordnungen für ihr Begräbnis traf, ſich während dieſer letzten Stunden mit allem, ihren Kindern, ihren Unterthanen, ihren Geſchäften befaſste, auch die kleinſten Einzelheiten ordnete, Joſef II. Rathſchläge für die Verwaltung ſeines weiten Reiches gab, mit Maximilian von ſeiner Zukunft, mit der Erzherzogin Marianna von ihrem Berufe ſprach,*[5] bis zum letzten Augenbkicke ihre Geiſtesklarheit und Charakterſtärke bewahrte und ruhigen Auges und Herzens dem nahen Tode entgegenſah. „Ich habe immer gewünſcht, ſo zu ſterben," ſagte ſie; „aber ich fürchte, es werde mir nicht gewährt werden. Ich ſehe jetzt, daſs man mit der Gnade Gottes alles vermag." Die Nacht war entſetzlich; die Kranke hatte ſchreckliche Erſtickungsanfälle, ſo daſs ſie jeden Augenblick zu verſcheiden ſchien. Nach einem dieſer Anfälle ſchien ſie ſchlafen zu wollen, widerſtand aber; ihre Kinder drängten ſie, dem Schlafe zu weichen. „Wie wollt ihr, daſs ich einſchlafe," ſagte ſie, „wenn ich jeden Augenblick vor meinen Richter gerufen werden kann? Ich fürchte mich einzuſchlafen; ich will nicht überraſcht werden; ich will den Tod kommen ſehen." Als ſie ihre letzte Stunde ganz nahe fühlte, hieß ſie ihre Töchter hinausgehen; ſie wollte nicht, daſs ſie Zeuginnen ihres Todes wären. Dann erhob ſie ſich plötzlich von ihrem Lehnſtuhl, machte einige Schritte gegen ihre Chaiſelongue und ließ ſich auf dieſer nieder; man ſtreckte ſie dort ſo viel wie möglich aus. Der Kaiſer ſagte zu ihr: „Sie ſind ſchlecht. . . ." — „Gut genug, um zu ſterben," antwortete ſie. Sich dann an den Arzt wendend, ſagte ſie: „Zünden Sie die Sterbekerze an und ſchließen Sie mir die Augen; das hieße vom Kaiſer zuviel verlangen." Joſef, Maximilian, Prinz Albert von Sachſen knieten neben ihr. Alles war zu Ende.[1]

So ſtarb am 29. November 1780 im Alter von 63 Jahren bei vollem Gebrauche ihrer Geiſteskräfte als große Herrſcherin und

[1] Bericht über die letzte Krankheit Maria Thereſias, von ihrer Tochter Maria Anna im Kloſter der Urſulinnen zu Klagenfurt. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 492 u. 495.

große Christin Maria Theresia von Österreich, deutsche Kaiserin und letzte Erbin der Habsburger.

Man erzählt, dass, als sie beim letzten Segen, den sie all ihren an- und abwesenden Kindern ertheilte, den Namen Marie Antoinette aussprach, ihre Stimme erbebte und ihre Augen sich mit Thränen füllten. That sie in jener letzten Stunde einen plötzlichen Blick in die blutige Zukunft, die der damals so beneideten Fürstin vorbehalten war? Oder übersah sie in raschem Fluge die zehn Jahre seit jenem Tage, da die Erzherzogin, anmuthig und lebensfroh, Wien verließ, und schaute sie mit jenem klaren Blicke, den die Nähe des Todes verleiht, all das Übel, das aufeinanderfolgende, allzu leicht hingenommene Einflüsse der jungen Frau zugefügt, verstand sie die Gefahren, die noch auf sie heranstürmen sollten? Suchte sie diese Gefahren in dem letzten Briefe zu beschwören, den sie, soll man Weber und dem Grafen von Goltz glauben,[1] noch an ihrem Todestage für die Königin von Frankreich dictierte? Das sind Geheimnisse des Grabes; aber es scheint wohl, dass in jenem Augenblicke der großen Herrscherin eine dräuende Wolke den strahlenden Horizont ihrer Ewigkeit umdüsterte.

Bei der Nachricht von Maria Theresias Tode durchzitterte die Welt nur ein Ruf der Verehrung und Bewunderung für die große Seele, welche die Erde verlassen hatte. In Paris gab sich trotz der Voreingenommenheit gegen das Haus Österreich allgemeine Achtung und Bedauern kund;[2] Maria Theresia liebte Frankreich und wurde im Grunde genommen dort bewundert und geliebt. Der König, der für seinen Schwager nur mittelmäßige Sympathien hatte, hegte gegen seine Schwiegermutter tiefe Hochachtung und kindliche Unterwürfigkeit.[3] In Deutschland war die Erregung außerordentlich groß; selbst Friedrich II., der erbitterte Gegner der Kaiserin, schloss sich der allgemeinen Huldigung an, indem er an d'Alembert schrieb: „Ich habe über ihren Tod recht aufrichtige Thränen geweint; sie hat ihrem Geschlechte und dem Throne Ehre gemacht. Ich habe gegen sie Krieg geführt und bin doch nie ihr Feind gewesen."

[1] „Mémoires de Weber", p. 36. — Graf von Goltz an Friedrich II., 15. December 1780. — Dieser Brief ist übrigens nicht aufgefunden worden.

[2] Marie Antoinette an Josef II., 20. December 1780.

[3] Graf von Goltz an Friedrich II., 20. December 1780.

Die Schreckenskunde kam Mittwoch den 6. December abends nach Versailles, aber Ludwig XVI. hatte nicht den Muth, sie selbst Marie Antoinette mitzutheilen, sondern übertrug diese traurige Sorge dem Abbé de Vermond, und erschien erst eine Viertelstunde nach der Trauerbotschaft bei seiner Frau. Das Leid der Königin war entsetzlich, der gewaltige Schlag rief sogar ein Blutbrechen hervor, das Besorgnis erregte.[1] Die hohe Frau legte sofort die Respecttrauer an, bis der Hof die officielle Trauer anlegen würde. Sie zog sich in ihre Gemächer zurück, um dort ihren Thränen freien Lauf zu lassen, und schloss sich während zwölf Tage ein, gieng nur in die Messe, empfieng nur die königliche Familie, die Prinzessin de Lamballe und die Herzogin von Polignac, wollte nur von ihrer Mutter, deren Tugenden, Rathschlägen und Beispielen sprechen[2] und schrieb, gleichsam als ihren Schmerzensschrei, am 10. December an Josef II. folgenden Brief:

„Von dem gräßlichen Unglücke gebeugt, schreibe ich Dir nur in Thränen zerflossen. O mein Bruder, o mein Freund! so bleibst denn nur Du mir übrig in einem Lande, das mir theuer ist und immer sein wird! Schone Dich, erhalte Dich; Du bist es allen schuldig. Es bleibt mir nur übrig, Dir meine Schwestern zu empfehlen. Sie haben noch mehr verloren als ich, sie werden sehr unglücklich sein! Lebe wohl, ich sehe nicht mehr, was ich schreibe. Erinnere Dich, dass wir Deine Freunde, Deine Verbündeten sind, liebe mich. Ich umarme Dich.“ [3]

Dieser geliebte Bruder kam noch einmal nach Frankreich während des Sommers 1781, aber nahm nur, im strengsten Incognito, einen sehr kurzen Aufenthalt.[4] Trotzdem war die Königin sehr glücklich, ihn wiederzusehen; war er denn nicht gleichsam das Echo der letzten Worte, der Ausdruck des letzten Willens einer Mutter, die sie noch immer beweinte? Als er schon nach einigen Tagen wieder abreiste, sehr zufrieden mit seinem Besuche, und beim Könige wie bei der Königin „eine bedeutende Änderung zum Besseren“ constatierend,[5] konnte sie ihre Traurigkeit nicht verbergen,

[1] „Mémoires de Weber“, p. 37.

[2] „Mémoires de Mme Campan“, p. 164.

[3] Marie Antoinette an Josef II., 10. December 1780.

[4] Die Marquise de Bombelles an den Marquis de Bombelles, 11. Juli und 6. August 1781.

[5] Josef II. an Maria Christina, 8. August 1781.

und Personen vom Hofe sahen, wie sie sich unter ihren Hut versteckte, um zu weinen.[1]

Die Mutterschaft allein konnte sie in diesem wiederholten Herzeleide trösten; Gott schickte ihr endlich den so heiß und so lange ersehnten Dauphin; seit dem Monate April unterlag der Zustand der Königin keinem Zweifel mehr.[2] Ihre Gesundheit hatte sich während des ganzen Sommers vortrefflich erhalten,[3] und diesesmal rechnete sie sicher auf einen Knaben. „Meine Gesundheit ist eine vollkommene, ich nehme sehr zu," schrieb sie ihrer Freundin, der Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt. „Es ist eine ganz liebenswürdige Hexerei von Ihnen, mir einen Knaben zu versprechen. Ich glaube stark daran und zweifle gar nicht."[4]

Am 22. October wurde ihr dieses Glück zutheil. Die vorhergehende Nacht war gut verlaufen; als die Königin am 22. erwachte, fühlte sie einige Schmerzen, nahm aber doch ein Bad; der König indessen ließ die Jagd in Saclé absagen. Zwischen 12 und halb 1 Uhr stiegen die Schmerzen, um viertel 2 Uhr war der Dauphin geboren.[5] Um die Wiederkehr von Vorfällen zu vermeiden, wie sie sich bei der Geburt der Prinzessin abgespielt hatten, war beschlossen worden, die Menge nicht in das königliche Gemach dringen und die Mutter das Geschlecht des Kindes erst erfahren zu lassen, bis alle Gefahr vorüber wäre. Um halb 12 Uhr war Frau v. Polignac verständigt worden und zur Königin geeilt; aber die anderen Personen, die dahingestürzt waren, die Damen im tiefsten Negligé, die Herren, so wie sie waren, fanden die Thüre verschlossen.[6] Nur der Graf von Provence, der Graf von Artois, die Prinzessinnen-Tanten, die Frauen v. Lamballe, Chimay, Mailly, Ossun, Tavannes und Guéménée waren zugegen und giengen abwechselnd in das Zimmer der Wöchnerin und in den Salon de la Paix. Als das Kind geboren war, trug man es in der Stille in das große Cabinet, wo es vor dem Könige gewaschen

[1] Die Marquise de Bombelles an den Marquis de Bombelles, 6. August 1781.

[2] „Mémoires de Mme Campan", p. 165.

[3] „Briefe des Herrn v. Kageneck an Baron Alströmer", p. 304, 12. Juni 1781.

[4] Marie Antoinette an Louise von Hessen-Darmstadt, 7. Mai 1781.

[5] Tagebuch Ludwigs XVI.

[6] „Gustave III et la Cour de France", I, 351.

und bekleidet und vor diesem der Prinzessin de Guéménée als Gouvernante übergeben ward.

Die Königin lag angstvoll und von nichts wissend in ihrem Bette; alle Umstehenden nahmen eine solche Miene an, dass die arme Frau glaubte, sie habe eine zweite Tochter bekommen. „Ihr sehet, wie vernünftig ich bin," sagte sie sanft; „ich frage euch um nichts." Doch der König konnte sich nicht länger halten; zum Bette der Königin tretend, sagte er mit Thränen in den Augen: „Der Herr Dauphin verlangt Einlass." Man brachte das Kind, die Königin umarmte es mit einem Freudenerguss, den niemand schildern kann, gab es dann Frau v. Guéménée zurück und sagte: „Nehmen Sie es, es gehört dem Staate, dafür behalte auch ich meine Tochter." [1]

Es war eine unbeschreibliche Scene, aller Zwang war gewichen, die Freude machte sich in voller Freiheit Luft und war so lebhaft und wahr, dass sie selbst Eifersucht und Hass zum Schweigen brachte. „Das Vorzimmer der Königin bot einen reizenden Anblick," schreibt ein Augenzeuge. „Die Freude war auf ihrem Gipfel; alle Köpfe waren davon eingenommen. Man lachte und weinte abwechselnd. Leute, die einander nicht kannten, Männer und Frauen, sprangen sich gegenseitig an den Hals, und die der Königin am wenigsten zugethanen Personen wurden durch die allgemeine Freude hingerissen. Aber erst als eine halbe Stunde nach der Geburt die Flügelthüren des Zimmers der Königin sich öffneten und man „Monsieur le Dauphin!" meldete: Frau v. Guéménée, strahlend vor Freude, hielt ihn in ihren Armen und fuhr in ihrem Rollstuhl durch die Appartements, um ihn seiner Mutter zu bringen. Zurufe und Händeklatschen drangen in das Zimmer der Königin und sicherlich auch zu ihrem Herzen. Als das Kind im königlichen Gemache angelangt war, wollte ein Erzbischof, man solle es mit dem blauen Ordensbande schmücken; allein der König sagte, „es müsse vorerst Christ sein".[2]

Die Gräfin von Provence erfuhr die Nachricht, die sie für immer vom Throne fernhalten sollte, auf eine interessante Art. Sie eilte „in großem Galopp" zur Königin, als sie einem jener wackeren Schweden, die sich damals in Frankreich aufhielten, dem Grafen Stedingk, begegnete, der seine Freude nicht bemeistern konnte und

[1] „Gustave III et la Cour de France", I, 353.

[2] Daselbst, I, 353.

ihr unbesonnenerweise zurief: „Ein Dauphin, Madame, ein Dauphin, welches Glück!“ [1] Die Prinzessin antwortete nichts, hatte aber soviel Takt, ihre Gesinnungen zu verbergen und wenigstens scheinbar die größte Befriedigung kundzugeben — geschickter als Frau v. Balbi, die „eine Hundelaune“ zeigte.[2]

Der Graf von Provence verstellte sich, wie seine Frau; die Prinzessin Elisabeth war so entzückt vor Freude, dass sie die Nachricht nicht glauben konnte, lachte, weinte und vor Erregung fast ohnmächtig wurde.[3] Von der königlichen Familie ließ nur der Graf von Artois ein Wort entschlüpfen, das seine Missstimmung verrieth. Sein Sohn, der junge Herzog von Angoulême, hatte sich den Dauphin angesehen; „mein Gott, Papa,“ sagt er, aus dem Zimmer tretend, „wie klein mein Cousin ist!“ — „Es wird ein Tag kommen, mein Sohn,“ konnte der Prinz nicht umhin zu antworten, „an dem du ihn sehr groß finden wirst.“ [4]

Der König war trunken vor Freude; er ließ nicht ab, seinen Sohn anzublicken und anzulächeln, Thränen flossen aus seinen Augen, und er reichte ohne Unterschied jedermann die Hand; die Freude hatte ihn aus seiner gewöhnlichen Zurückhaltung herausgebracht. Fröhlich und leutselig, suchte er alle Gelegenheiten auf, um die Worte anzubringen: „Mein Sohn, der Dauphin,“ [5] nahm das Kind in seine Arme und zeigte es bei den Fenstern mit einem Ausdrucke der Befriedigung, der jedermann rührte.

Um 3 Uhr wurde der Neugeborene in der Schlosskapelle vom Großalmosenier, Cardinal de Rohan, getauft. Über dem Taufbrunnen wurde er gehalten vom Grafen von Provence im Namen des Kaisers und von der Prinzessin Elisabeth im Namen der Prinzessin von Piemont, und erhielt die Namen Ludwig Josef Franz Xaver. Nach der heiligen Handlung brachte ihm der Graf de Vergennes als Großschatzmeister des heiligen Geistordens das blaue Ordensband, der Kriegsminister, Marquis de Ségur, das

[1] „Gustave III et la Cour de France“, I, 352.

[2] Die Marquise de Bombelles an den Marquis de Bombelles, 24. October 1781.

[3] Daselbst.

[4] „Mémoires de Mme Campan“, p. 166.

[5] Die Marquise de Bombelles an den Marquis de Bombelles, 22. October 1781.

Kreuz des heiligen Ludwig.[1] Ein Te Deum folgte der Taufe, und abends war Feuerwerk auf der place d'Armes.[2]

Es war noch dazu ein schönes Kind, unser Dauphin, von überraschender Stärke, sagte man,[3] und wenn man ihn so, frisch und rosig, in seinem Bettchen liegen sah, gewiegt von seiner Amme, Frau Poitrine, einer kräftigen Bäuerin aus der Umgegend von Sceaux, die wie ein Grenadier fluchte und sich über nichts wunderte, nicht einmal über die 600 Livres werten Spitzen und Hauben, mit denen man sie vermummte, aber erklärte, sie würde keinen Puder anlegen, weil sie sich nie dessen bedient hätte, so baute man über diesem Königskinde die schönsten Zukunftsträume. Die zur Besichtigung des kleinen Prinzen zugelassenen Damen des Hofes fanden ihn schön wie einen Engel; die Höflinge stritten sich schon um die Wahl des künftigen Gouverneurs, und man bemerkte nicht ohne Bosheit die enttäuschte Miene des Herzogs von Guines, der sich geschmeichelt hatte, diesen Posten zu erhalten, dem aber seine neuerliche Ungnade jede Hoffnung nahm.[4] Dann kam die Beglückwünschung seitens des ersten Präsidenten des Rechnungshofes und des Generaladvocaten des Steuerhofes, der zum Dauphin sagte: „Ihre Geburt ist unsere Freude, Ihre Erziehung wird unsere Hoffnung, Ihre Tugenden werden unser Glück sein.“ [5]

In Paris war die Freude nicht minder lebhaft, als Herr von Croismare, Lieutenant der Leibgarde, die große Neuigkeit im Rathhause meldete. Man lachte, man umarmte einander auf den Straßen. Am selben Abende sang in der Comédie-Italienne Frau Billioni, die eine Feenrolle spielte, ein von Imbert verfasstes Couplet folgenden Inhalts:

„Ich bin eine Fee und will euch eine große Neuigkeit erzählen: Ein Königssohn kommt, um ein ganzes treues Volk zu bezaubern. Dieser Dauphin, den man feiern wird, hat Anspruch auf den Thron; möge er spät ihn besteigen, um ihn spät auch zu verlassen.“ [6]

[1] „Mémoires de Mme Campan“, p. 166.

[2] Tagebuch des Königs.

[3] Die Marquise de Bombelles an den Marquis de Bombelles, 22. October 1781.

[4] Dieselbe an denselben, 29. October 1781.

[5] „Le Gouvernement de Normandie“, IV, 189.

[6] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres“, 22. October 1781, XVIII, 105.

Und ein heute wenig bekannter Dichter, La Chabeaussière, veröffentlichte eine Allegorie, die ganz dem Tagesgeschmacke entsprach und Erfolg hatte; ihr Inhalt ist folgender:

„Ein durch seinen Scharfsinn bekannter Gärtner, der nie einen guten Boden brach liegen ließ, pfropfte einst in einem reizenden Garten auf einen französischen Lorbeerbaum einen schönen österreichischen Rosenstrauch. Seine Arbeit war von glücklichem Erfolge begleitet: ersterer, hoch erfreut über seine Metamorphose, machte zunächst galant die Honneurs der Rose; doch der Eigenthümer bekam kurz darauf die österreichische Rose und den französischen Lorbeer.“ [1 *2]

Die Festlichkeiten waren ebenso glänzend wie sinnreich. Die Zünfte und Handwerke gaben beträchtliche Summen aus, um sich in corpore nach Versailles zu begeben, der Königin ihre Huldigung darzubringen und vor ihr, mit der Musik an der Spitze, im Marmorhofe zu defilieren. Der Vorbeimarsch war prächtig und wurde durch neun Tage fortgesetzt.[2] Jede Genossenschaft führte die Insignien ihres Handwerkes mit; so trugen die Schornsteinfeger einen Kamin, von dem herab einer ihrer kleinsten Gesellen mit heller Stimme ein den Umständen angepasstes Lied sang.[3] Die Fleischer führten einen Mastochsen mit, die Sesselträger trugen einen vergoldeten Sessel, auf der eine Amme mit einem Dauphin saß; die Schlosser schlugen auf einen Amboss, die Schuster machten ein Paar Stiefel für den Neugebornen fertig, die Schneider eine kleine Uniform seines Regiments.[4] Der ganze Hof belustigte sich an diesem Schauspiel; der König betrachtete es lange und ließ 12.000 Livres unter die braven Leute vertheilen.[5]

Die Schlosser von Versailles wollten hinter ihren Pariser Genossen nicht zurückbleiben und spendeten ein Vexirschloss. Der König, als Fachmann, wollte selbst hinter das Geheimnis kommen; im Augenblicke, als er an eine Springfeder drückte, sprang ein wunderbar gearbeiteter Dauphin aus dem Schlosse hervor. Der

[1] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres“, 3. November 1781, XVIII, 132.

[2] Tagebuch des Königs.

[3] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres“, 16. November 1781, XVIII, 159.

[4] „Mémoires de Mme Campan“, p. 167.

[5] Tagebuch des Königs.

Herrscher war entzückt, sagte ganz laut, dass ihm das Geschenk dieser guten Leute ein außerordentliches Vergnügen gemacht, und ließ ihnen um 30 Livres mehr geben als den übrigen Zünften.[1]

Die Marktfrauen kamen am 4. November, um die glückliche Mutter zu begrüßen; es waren ihrer 120,[2] in schwarzen Seidenkleidern und die meisten mit Diamanten bedeckt. Drei dieser Frauen wurden zum Bette der Wöchnerin zugelassen; eine von ihnen, die sehr hübsch war und eine schöne Stimme hatte, sprach eine von La Harpe verfasste Anrede, die sie auf ihren Fächer geschrieben hatte. „Madame," sagte sie zur Mutter, „wir lieben Sie schon so lange, ohne zu wagen, es Ihnen zu sagen, dass es unserer ganzen Achtung bedarf, um die Erlaubnis, es Ihnen auszudrücken, nicht zu missbrauchen." Und sich an den Dauphin wendend: „Sie können die Wünsche noch nicht vernehmen, die wir an Ihrer Wiege aussprechen; man wird sie Ihnen einmal erklären. Sie gehen sämmtlich darauf hinaus, in Ihnen das Abbild derjenigen zu sehen, von der Sie das Leben haben." [3]

Die Königin erwiderte diese Ansprache mit größter Leutseligkeit, und der hocherfreute König ließ den Frauen ein reichliches Mahl auftragen.[4] Man hörte ihn mit heiterer Miene ein von den Damen der Halle gesungenes Couplet trillern, dessen volksthümliche Fassung ihm aufgefallen war und ungefähr besagte:

„Fürchten Sie sich nicht, lieber Papa, wenn Sie Ihre Familie sich mehren sehen; der gute Gott wird für sie sorgen. Möge Versailles von ihnen wimmeln, möge es hundert Bourbons bei uns geben; es gibt Brot und Lorbeeren für alle." *3

Freitag den 26. gieng der König in großem Aufzug nach Paris, um dem in Notre-Dame gesungenen Te Deum beizuwohnen; der Erzbischof begrüßte ihn an der Kirchenthür.[5] Abends fand eine großartige Beleuchtung statt.[6]

[1] Mémoires de Weber", p. 38, Anm.

[2] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 16. November 1781, XVIII, 159.

[3] Daselbst.

[4] Tagebuch des Königs.

[5] Die Marquise de Bombelles an den Marquis de Bombelles, 27. October 1781.

[6] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 31. October 1781, XVIII, 123.

das Gerücht gieng, dass sie im Rathhause eine große Gefahr bedrohe, so dass die unglückliche Souveränin, vom Grafen von Artois unklugerweise von diesen Gerüchten verständigt, den ganzen Tag in einer Bangigkeit zubrachte, die ihre Freude vergällte.[1]

Am 23. kamen König und Königin wieder nach Paris auf den Ball im Rathhause und zeigten sich sehr aufgeräumt trotz des Gewühles, das den Saal bis zum Ersticken erfüllte.[2]

In den Provinzen herrschte ungemischte Begeisterung; „ein patriotisches Delirium," sagt ein Berichterstatter. Die burgundischen Stände statteten zwölf Mädchen aus, der Erzbischof von Vienne that dasselbe. Das Parlament von Rennes sandte 6000 Livres für die Armen.[3] In Soissons gab der Intendant Le Pelletier den Landleuten seines Amtsbereiches ein Fest und vertheilte Wein unter 3000 Personen.[4] In Limoges errichtete man eine Fontaine Dauphine und einen place Dauphine;[5] in Orléans benannte man die Straße nach demselben Namen.[6] In Rouen ließ ein durchreisender, noch unbekannter, aber zu einer traurigen Berühmtheit bestimmter Schauspieler, Collot d'Herbois,*[4] auf dem Stadttheater ein von ihm verfasstes Stück spielen und ein Couplet singen, das zwar ein poetisches Erzeugnis unter der Mittelmäßigkeit, aber wenigstens ein feuriges monarchisches Glaubensbekenntnis und eine Huldigung für die erhabene Fürstin war, „deren Güte und Tugenden alle Herzen erobert haben"; hier der Inhalt:

„Zum Glücke der Franzosen hat sich unser guter Ludwig XVI. für immer mit Theresens Blute verbunden. Dieser glücklichen Vereinigung entspringt ein schöner Schößling. Um in unser Herz vollkommene Seligkeit zu ergießen, erhalte, o schützender Himmel, das Leben Antoinettes!"[7] *[5]

Die Geschichte verbreitet sich mit unwillkürlicher Melancholie über diese Einzelheiten, von denen alle damaligen Zeitungen und

[1] Graf von Goltz an Friedrich II., 27. Jänner 1782.

[2] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres, 24. Jänner 1782, XX, 52.

[3] Daselbst, 26. November 1781, XVIII, 179.

[4] Daselbst, 29. November 1781, XVIII, 183.

[5] Daselbst, 17. December 1781, XVIII, 216.

[6] Lottin, „Recherches historiques sur la ville d'Orléans", II, 338 u. 339.

[7] Zwölf Jahre später stimmte Collot d'Herbois für den Tod des „guten Ludwig XVI." und ließ „Theresens Blut" auf dem Schaffot vergießen.

Chroniken voll sind. Es war der letzte Glanz einer dem Verschwinden nahen Ordnung der Dinge. Mit Wohlgefallen ruht das Auge auf diesem innigen Bündnis zwischen Volk[1] und Dynastie, die ihre Freuden, Leiden und Hoffnungen verschmolzen und wahrhaft mitsammen nur eine große Familie bildeten, deren Vater der König war.

„Der Freudentaumel des Volkes ist noch immer derselbe," schrieb eine Dame des Hofes acht Tage nach der Geburt des Dauphin. „Man trifft auf den Straßen überall Geigen, Gesang und Tanz; ich finde das rührend und kenne wirklich kein liebenswürdigeres Volk als das unserige."[2]

[1] Briefe Herrn v. Kageneck's, 23. October 1771.

[2] Die Marquise de Bombelles an Marquis de Bombelles, 29. October 1781.

# Achtzehntes Capitel.

Der amerikanische Krieg. — Franklins Mission. — Kriegserklärung. — Die Königin für die Amerikaner; sie protegiert Lafayette. — Ihre Sorgen während des Krieges. — Sie will nur von einem ehrenvollen Frieden etwas wissen. — Friede von 1783. — Dessen Folgen. — Fürstliche Besuche. — Die Prinzessinnen von Hessen-Darmstadt. — Graf und Gräfin du Nord. — Feste in Trianon und Chantilly. — Der König von Schweden. — Prinz Heinrich von Preußen. — Geburt des Herzogs von der Normandie. — Bankerott des Prinzen de Guéménée. — Die Herzogin von Polignac Gouvernante der königlichen Kinder.

Dynastie und Volk schwammen damals in dem dem Nationalstolze stets sosehr zusagenden Kriegsruhme. Seit drei Jahren lag man mit England im Kriege, und die französische Flagge hatte unbestrittene Ehren errungen. Am 4. Juli 1776 proclamierte der Congress von Philadelphia die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten und beschloss die Absendung dreier Delegierten jenseits des Oceans, die damit betraut waren, Amerika die Sympathien und die Unterstützung der europäischen Mächte zu gewinnen. Am 2. December landete Doctor Franklin zu Auray, nachdem sein Schiff den englischen Kreuzern glücklich entgangen war; er machte kleine Tagemärsche und kam am 24. December in Versailles an.

Die Wahl dieses Gesandten war eine glückliche. Er war ein scheinbarer Biedermeier, verbarg unter der Maske einer damals modernen Natürlichkeit einen hohen Grad von Verschmitztheit, trug Geradheit und Freimuth zur Schau, die durch ihren Gegensatz mit den feierlichen Formen der Etikette verführerisch wirkten, besaß Geduld und Phlegma der angelsächsischen Race, wusste zu warten, ohne sich zu beeilen, aber auch ohne je den Muth noch das vorgesteckte Ziel aus dem Auge zu verlieren. Durch diese Vorzüge und Fehler musste Franklin einer Nation gefallen, die sich mit Worten abspeisen, mit dem Schein ködern, für Fremde gerne einnehmen und für Neuerungen leicht begeistern lässt. Er begriff schnell, dass damals der wahre Beherrscher Frankreichs weder der König, noch die Königin, noch das Ministerium war, sondern die öffentliche Meinung, und auf Grund dieser beschloss er zu handeln. Alles bei

ihm war auf den Schein berechnet.[1] Er gieng, obwohl Protestant, ohne sich durch Vorurtheile genieren zu lassen, in die Messe, sang das Lob der Könige, obgleich Republikaner, machte sowohl Voltaire als dessen Pfarrer den Hof, bot letzterem geweihtes Brot,*[1] bat um den Segen des ersteren für seinen Enkel in einer von Bachaumont erzählten Scene, deren Charlatanhaftigkeit selbst den skeptischen Chronisten empörte,[2] schmeichelte Bischöfen wie Freimaurern, den Salons und den Logen, Gelehrten wie Politikern, Philosophen wie hübschen Frauen, die ihn trotz seiner Brillen umarmten,[3] verstieß gegen die eingeführten Gebräuche, um sich besser bemerkbar zu machen, erschien im Theater in einem Rocke aus einfachem braunen Tuche und mit schlichten Haaren mitten unter den gepuderten Perücken und gestickten Kleidern, stellte sich ruhig und unthätig, „verwendete" aber „viele Mittelspersonen",[4] setzte alles in Bewegung: Kunst, Wissenschaften, Literatur, um sich bekannt zu machen und preisen zu lassen. Auf diese Weise wurde der „Biedermann" Franklin, wie ihn die einen, der „gute und ehrwürdige Doctor", wie ihn die anderen nannten, bald der Götze oder, wie er selbst sagte, die „Puppe" der Pariser, während er gleichzeitig seine Heimat und seine Sache populär machte. Man sprach nur mehr von Amerika, träumte nur von den Vereinigten Staaten, frisierte sich à la „Insurgenten", spielte „Boston"[5] und begeisterte sich für die republikanischen Ideen und ihren Vertreter.

Der junge Adel wurde für die Sache der aufständischen Colonien leidenschaftlich eingenommen; der Marquis de la Fayette schiffte sich trotz des Widerspruches seiner Familie, sogar trotz des Verbotes des Königs nach Amerika ein; der Vicomte de Noailles, Schwager De la Fayettes, die Grafen von Ségur, Pontgibault, Gouvion,[6] selbst die Vettern des Kriegsministers Prinzen von Mont-

[1] Er sagte zum jungen Fitz-Maurice: „Als man Demosthenes fragte, welches die Haupteigenschaft eines Redners sei, antwortete er: ‚Zuerst die Action, dann die Action und noch einmal die Action.' Ich sage, dass für den Politiker das erste der Schein, dann der Schein und noch einmal der Schein ist."

[2] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 22. Februar 1778, XI, 123 u. 124.

[3] Daselbst, 25. Februar 1778, XI, 132 u. 133.

[4] Graf von Goltz an Friedrich II.

[5] „Mémoires du comte de Ségur", I, 51.

[6] Daselbst, I, 73 u. 74.

barrey[1] ließen sich unter die Fahnen Washingtons anwerben. Es war ein wahrer Taumel.

Josef II. versuchte vergebens während seines Aufenthaltes in Frankreich, einen Strahl kalten Wassers auf diesen Enthusiasmus zu gießen. „Mein Beruf ist, Royalist zu sein," antwortete er trocken einer Dame, die ihm die Amerikaner anrühmte,[2] diese „Athleten der Freiheit",[3] wie sie Friedrich II. nannte. Aber er war ohnmächtig, den populären Zug aufzuhalten, der zuletzt auch den Hof ergriff. Hier fanden die Aufständischen einen feurigen Bundesgenossen an dem preußischen Gesandten, Grafen von Goltz, dessen Herrn es ganz gelegen kam, Frankreich mit England zu entzweien, um gegen Danzig und nach Bedürfnis auch gegen Bayern freie Hand zu haben.[4] Auf Befehl seines Souveräns legte Goltz unaufhörlich nahe, dass Frankreich da eine günstige Gelegenheit fände, seine Niederlagen zu rächen und vielleicht die verlorenen Colonien wiederzugewinnen.[5] Und in der That war die Versuchung groß. Welch schöne und verführerische Aussicht, glänzende Rache zu nehmen für die Niederlagen im siebenjährigen Kriege und den demüthigenden Vertrag von 1763, Frankreichs ewigen Nebenbuhler zu erniedrigen, seiner Macht einen entscheidenden und vielleicht unheilbaren Schlag zu versetzen, und vor allem zu zeigen, was Frankreich im Kampfe mit England so decimierte Marine wert sei, an deren Wiederherstellung man seit der Thronbesteigung Ludwigs XVI. energisch arbeitete! Allerdings konnte die finanzielle Frage hemmend wirken. Als Turgot Minister war, widersetzte er sich lebhaft jeder Intervention in den amerikanischen Angelegenheiten und verfasste eine lange Denkschrift des Inhaltes, man müsse „einen Krieg als das größte der Übel vermeiden, da er auf lange hinaus und vielleicht für immer eine zur Wohlfahrt des Staates und zur Erleichterung der Volkslasten durchaus nothwendige Reform verhindert".[6] Necker, Turgots Nachfolger, war einem so kostspieligen Unternehmen nicht günstiger. Was war aber Geld gegenüber dem

[1] Bancroft, I, 9.

[2] „Mémoires du comte de Ségur", I, 122.

[3] Friedrich II. an den Grafen von Maltzan, 10. Juli 1775.

[4] Derselbe an denselben, 9. Jänner 1775, 27. Jänner und 7. April 1777.

[5] Friedrich II. an den Grafen von Goltz, 31. August, 8. September, 11. September und 16. October 1777.

[6] Denkschrift von Turgot.

Ruhme? Vergennes neigte sichtlich zu einem Bündnis mit den Vereinigten Staaten,[1] Maurepas verhehlte nicht seine Freude an den dem britischen Stolze zugefügten Niederlagen.[2] Ludwig XVI. zögerte noch; von der monarchischen Idee und der Nothwendigkeit des Autoritätsprincips tief durchdrungen, widerstrebte es ihm, einen Aufstand zu unterstützen; als Mann des Friedens war es ihm gar nicht darum zu thun, sich in einen Krieg zu stürzen; als treuer Beobachter einer beschworenen Verbindlichkeit machte er sich ein Gewissen daraus, ohne Grund einen feierlich angenommenen Vertrag zu brechen, den England nicht verletzt hatte.

Die Königin theilte dieses Bedenken nicht, sie hatte sich durch die allgemeine Begeisterung hinreißen lassen. Ihre feurige Natur sah nur die ritterliche Seite des Unternehmens, die Vertheidigung der Unterdrückten, die Erwerbung von Ruhm, die Wiederherstellung des Prestige von Frankreich. Sie liebte die zweideutige und mehr politische als loyale Haltung des Ministeriums nicht, das einerseits mit England nicht brach, andererseits den Aufständischen unter der Hand Waffen und Munition lieferte und liefern ließ. Sie diente den Anhängern des Krieges mit ihrer ganzen Macht und ihrem ganzen Ansehen, und nahm es auf sich, das Widerstreben ihres Gemahls zu besiegen. Sie händigte dem Könige eine Denkschrift des Grafen d'Estaing und des Grafen de Maillebois ein, die entschieden zum Kriege drängte und das Verhalten des Cabinets als Kleinmüthigkeit bezeichnete. „Die europäischen Mächte," hieß es in dieser Denkschrift, „werden die Regierung Ludwigs XVI. an der Art und Weise bewerten, in der dieser Fürst die gegenwärtigen Umstände zu erfassen versteht, um den Hochmuth und die Ansprüche einer rivalisierenden Macht zu dämpfen."[3]

Die Capitulation des englischen Generals Bourgoyne bei Saratoga am 13. October 1777 wurde als ein Beweisgrund mehr ins Treffen geführt. Dieses große Ereignis verstärkte die Kraft der Colonien und steigerte die Aussicht auf Erfolg fast bis zur Gewissheit. „Die Aussichten sind hundert gegen eins zu Gunsten Frankreichs," schrieb Friedrich II.[4]

[1] Graf von Goltz an Friedrich II., 13. März 1777.
[2] Derselbe an denselben, 20. November 1777.
[3] Derselbe an denselben, 8. October 1777.
[4] Friedrich II. an den Grafen von Goltz, 25. December 1777.

Die Freude über den Sieg der Amerikaner war zu Paris eine lebhafte, der König selbst konnte die seinige nicht verbergen,[1] und am 6. December, zwei Tage nach der Meldung von der Gefangenschaft Bourgoynes, benachrichtigte Herr v. Vergennes Franklin und seine Collegen, „dass die Umstände dem Abschlusse eines engen Bündnisses zwischen der Krone und den vereinigten Provinzen von Nordamerika günstig zu sein scheinen". Die Unterhandlungen wurden thätig betrieben, und am 21. Jänner 1778 konnte der Graf von Provence, als er aus dem Staatsrathe kam, auf dem Balle der Königin melden, dass ein Vertrag mit den Vereinigten Staaten dem Abschlusse nahe sei, und dass Befehl gegeben worden, eine gewisse Anzahl Kriegsschiffe bereitzuhalten. „Es entstand dann im Saale," erzählt der englische Gesandte Lord Stormont, „eine allgemeine Erregung, viel Geflüster unter den jungen Leuten, die alle eifrig für den Krieg stimmten, und viele Anzeichen von Befriedigung. Der Graf von Artois ließ sich einige Kundgebungen seiner Freude entschlüpfen."[2]

Am 6. Februar wurde der Vertrag thatsächlich unterzeichnet, und am 15. März begehrte Lord Stormont seine Pässe.

Der Kampf war eingegangen. Mit seiner Kriegslust und seiner Sorglosigkeit bezüglich der Zukunft stürzte sich Frankreich in ein Abenteuer, wo es sich mit Ruhm bedecken, aber gleichzeitig seine Finanzen erschöpfen konnte, und dessen Folgen unberechenbar waren. Man stürzte sich hinein mit einer Fröhlichkeit, die schmerzlich ist für diejenigen, die heute die Erfolge betrachten können. „Als Ludwig XVI. und Marie Antoinette," sagt der jüngste Geschichtsschreiber des Unabhängigkeitskrieges, „zu Schiffe giengen, um Amerika zu befreien, ein vergnügtes Lächeln auf dem Vordertheile des Schiffes, die unerfahrene Hand der Jugend auf dem Steuerruder, hätten sie der jungen Republik, deren Entstehen sie begünstigten, zurufen können: ‚Morituri te salutant'."[3]

Die Anfänge waren glücklich; gleich am ersten Tage zeigte sich die französische Marine dem Feuer der englischen gewachsen; am 17. Juni endete der erste Zusammenstoß zur See mit einem glänzenden Vortheile Frankreichs. Nach einem Kampfe Mann gegen Mann

[1] Friedrich II. an den Grafen von Goltz, 25. December 1777.
[2] „Correspondant", 25. Juli 1876.
[3] Bancroft, I, 15.

zwang der Capitän Clochetière den Capitän Marshall zum Rückzuge, und der Name des französischen Kriegsschiffes „Belle Poule“ wurde alsbald volksthümlich. Am 27. Juli erfocht die Flotte des Admirals d'Orvilliers über den Admiral Keppel einen bedeutenden Sieg, der ein entscheidender Triumph hätte sein können, wenn der Herzog von Chartres als Commandant einer Escadre die Signale des Admirals besser verstanden und ausgeführt hätte. Der Krieg wurde in Europa, Amerika und Indien unter verschiedenen Wechselfällen, aber zum großen Ruhme der französischen Waffen fortgesetzt. Zu Lande waren Lafayette und Rochambeau Stellvertreter und Nacheiferer Washingtons und nöthigten am 19. October 1781 in ruhmreicher Weise Cornwallis, in Yorktown mit 8000 Mann zu capitulieren.[1] Zur See hielten namentlich d'Estaing, Bouille, La Motte-Picquet, De Grasse, Bougainville, Suffren bald als Sieger, bald als Besiegte, aber immer unerschrocken, die Ehre des nationalen Banners aufrecht.

Die Königin verfolgte mit ängstlichem Eifer alle diese Bewegungen der Flotten und Heere. „Sie sind also im Canal la Manche!“ schrieb sie an ihre Mutter am 16. August 1779, als die vereinigte spanisch-französische Flotte eine Landung in England vorbereitete und im Publicum Hoffnungen erregte, die leider getäuscht wurden. „Und ich denke nicht ohne Schauder daran, dass von einem Augenblicke zum anderen alles entschieden sein wird. Auch das Herannahen des Monats September, wo das Meer nicht mehr befahrbar ist, erschreckt mich; ich lege nun alle Besorgnisse in den Schoß meiner theuren Mama. Gebe Gott, dass sie nichtig seien!“[2] Das Misslingen dieses auf so große Kosten gestiegenen Unternehmens, der Rückzug d'Orvilliers nach Brest ohne irgendwelche That rechtfertigten nur zusehr die Voraussetzungen Marie Antoinettes.[3]

Doch die Königin ließ sich nicht entmuthigen; bei jeder Gelegenheit bekräftigte sie laut ihre Sympathien für die Amerikaner und ihre Gunst für Lafayette, den Beförderer der Allianz. Als der

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, I, 6.

[2] Marie Antoinette an Maria Thresia, 16. August 1779. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 338.

[3] „Histoire de la marine française pendant la guerre de l'indépendance américaine“ von C. Chevalier, Paris, Hachette, 1877.

junge General anfangs Februar 1779 nach Paris zurückkam, befahl ihm Ludwig XVI., um ihn für seinen Ungehorsam zu bestrafen, eine Woche in Paris zu bleiben, ohne anderswohin als zu seinem Schwiegervater zu gehen. Sobald aber der Hausarrest aufgehoben war, erschien Lafayette wieder in Versailles, wo er Gegenstand einer begeisterten Kundgebung war; selbst der König machte ihm nur einen liebreichen Vorwurf, die Königin aber empfieng ihn mit eifervoller Neugierde, „Berichten Sie mir," sagte sie zu ihm, „von unseren guten Amerikanern, von unseren lieben Republikanern." [1] Auf seine Bitte schickte sie Washington ihr Porträt [2] und schrieb mit eigener Hand einige Verse aus dem Stücke „Gaston et Bayard", in dem das Publicum Anspielungen auf den „Helden zweier Welten" (Lafayette) sehen wollte. Sie verwendete ihren ganzen Einfluss, um ihm ein höheres Commando bei dem Armeecorps zu verschaffen, das den Vereinigten Staaten sollte zuhilfe geschickt werden.[3] Sie versicherte Rochambeau ihres Wohlwollens,[4] und als Graf d'Estaing nach der Rückkehr von seiner glänzenden Expedition, die in Frankreich einen außerordentlichen Enthusiasmus hervorgerufen hatte, dem Könige vorgestellt wurde, war sie so gnädig, selbst ihm einen Schemel zu bringen, damit er darauf sein verwundetes Bein legen könne,[5] eine liebenswürdige Aufmerksamkeit, die ihr in so trauriger Weise vergolten werden sollte.

Die Besorgtheit der Königin hinsichtlich der amerikanischen Angelegenheiten, des Verlaufes des Krieges und besonders der Operationen zur See ließ keinen Augenblick nach, und ihr Herz, das man beschuldigt hat, nur für Österreichs Interessen zu schwärmen, schlug mit unvergleichlicher Kraft für alles, was Frankreichs Ehre und Kraft berührte.

Als man sich im März 1780 anschickte, unter dem Commando Rochambeaus ein Truppencorps nach Amerika zu schicken, war Marie Antoinette voller Besorgnis. „Wir können," sagte sie, „dieses

[1] Bancroft, I, 171.

[2] „Mémoires de Weber", p. 80.

[3] Mercy an Maria Theresia, 18. März 1780. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 409.

[4] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 1. April 1881, XVII, 122.

[5] Daselbst, 11. Jänner 1780, XV, 27.

große Unternehmen nicht wagen, ohne des Meeres ganz sicher zu sein; es wäre entsetzlich, hier noch einmal Unglück zu erleiden; ich gestehe, dass ich daran nicht mit Kaltblütigkeit denke."[1] — „Die für die Inseln bestimmten Truppen sind eingeschifft und warten nur auf einen günstigen Wind, um den Hafen zu verlassen," schreibt sie einen Monat später. „Gebe Gott, dass sie glücklich ankommen!"[2] Sie folgte im Gedanken über die Meere hin den Schiffen, welche die Soldaten und Frankreichs Geschick trugen, und im Appartement der Königin, am 19. November 1781, einige Wochen nach der Geburt des Dauphin, erfuhr der König aus dem Munde des Herzogs von Lauzun die gute und wichtige Nachricht von der Capitulation Cornwallis', der durch die Flotte des Grafen de Grasse und die vereinigten Truppen Washingtons und Rochambeaus genöthigt worden war, sich zu ergeben.[3]

Die öffentliche Meinung wurde der Anstrengungen Frankreichs und der Ungewissheiten des Krieges rascher müde als die Königin. Seit Anfang 1779 neigten die Geister dem Frieden zu, und diese Bewegung wurde noch lebhafter nach dem Misslingen des Planes einer Landung in England. Österreich und Russland boten ihre Vermittlung an. „Das wäre ein großes Glück," sagte Marie Antoinette, „und mein Herz wünscht es mehr als alles auf der Welt."[4] fügte aber stolz hinzu: „Der Misserfolg dieses Feldzuges schließt jeden Gedanken an Frieden aus."[5] Im Staatsrathe bestand Necker, der Amerika wenig geneigt und ganz und gar mit der Finanzlage beschäftigt war, auf einer raschen Einstellung der Feindseligkeiten. Maurepas, dem alles, was Geistesanstrengung erforderte und Verlegenheiten verursachte, beschwerlich war, machte einem ehemaligen Secretär der englischen Gesandtschaft in Paris Eröffnungen. Selbst der König war des Krieges müde und wollte, dass man ihm vor Jahresschluss ein Ende mache.[6] Andererseits suchte Spanien

[1] Marie Antoinette an Maria Theresia, 16. März 1780. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 407.

[2] Dieselbe an dieselbe, 13. April 1780. — Daselbst, III, 417.

[3] Bancroft, II, 168.

[4] Marie Antoinette an Maria Theresia, 16. August 1779. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 338.

[5] Dieselbe an dieselbe, 16. November 1779. — Daselbst, III, 366.

[6] Bancroft, II, 86 u. 87.

ein Sonder-Arrangement zu treffen;[1] die Amerikaner schlugen sich nur mehr lässig, seit England sich angeboten, ihre Unabhängigkeit anzuerkennen, und im Grunde genommen liebten die beiden verbündeten Nationen einander nicht. „Unsere Verbündeten," schrieb Graf von Fersen, „haben sich uns gegenüber nicht immer gut benommen, und die Zeit, die wir mit ihnen zugebracht haben, hat uns gelehrt, sie weder zu lieben noch zu achten."[2] Österreich erneuerte seine Vermittlungsvorschläge. Die Königin wünschte nicht minder als der König und seine Minister eine Vereinbarung, aber eine ruhmvolle, und protestierte entschieden gegen jeden demüthigenden Vergleich. „Der Friede wäre ein großes Gut," schrieb sie; „wenn aber unsere Feinde nicht darum ansuchen, so wäre ich sehr betrübt, wenn man einen demüthigenden schlösse."[3]

Dieser sosehr erwünschte Friede kam endlich 1783 zustande; er erfüllte Marie Antoinette mit Freude, die nie anders davon sprach, „als mit dem Stolze und der Gesinnung einer Königin, und zwar einer französischen Königin";[4] denn er war so, wie sie ihn gewünscht: ehrenvoll, indem er die Unabhängigkeit der Bundesgenossen, für die man diesen fernen Krieg unternommen hatte, für immer bestätigte. Frankreich, immer großmüthig, wir möchten sagen zu großmüthig, (?) forderte für sich nichts und erntete aus seinen Kriegszügen nichts als einen unbestrittenen Waffenglanz, eine geringfügige Dankbarkeit und eine schwere Schuldenlast.

Marie Antoinette, glücklich über das politische Ansehen, das ihrem Königreiche und der Regierung ihres Gatten zutheil ward, bezeigte denjenigen, die durch ihre Tüchtigkeit zu diesen Erfolgen beigetragen, fortwährend ihre Befriedigung. Als am 21. Jänner 1782 Lafayette unerwarteterweise nach Paris zurückkam, ließ die Königin, die im Rathhause dem zu Ehren der Geburt des Dauphin gegebenen Feste beiwohnte, Frau v. Lafayette in ihrem eigenen Wagen ins Palais Noailles fahren, wo deren Gemahl abgestiegen war,[5] und als der siegreiche Suffren zu Versailles erschien, sagte

[1] Bancroft, II, 83.

[2] Graf von Fersen an seinen Vater, 30. November 1782.

[3] Marie Antoinette an Maria Theresia, 11. October 1780. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 474.

[4] „Mémoires du comte de Ségur", I, 254.

[5] Daselbst.

sie zum kleinen Dauphin: „Mein Sohn, lerne beizeiten die Namen der heldenmüthigen Vertheidiger des Vaterlandes aussprechen. Plutarch erzählt uns die Geschichte der großen Männer; hier ist einer: Du mußt seinen Namen lernen und nicht mehr vergessen.“ [1] Eingenommen, wie fast die ganze Nation, von der ritterlichen und glanzvollen Seite dieses Krieges, dachte die großherzige Souveränin ebensowenig an das Deficit, das die durch solche Rüstungen nothwendig gewordenen ungeheuren Ausgaben in den französischen Finanzen herbeiführen mussten, wie an den Keim einer noch unklaren und unbestimmten Unzufriedenheit und trotziger Widerspenstigkeit, die die Ansteckung durch das Beispiel, der Anblick übel verstandener Einrichtungen, die Anziehungskraft der Neuheit, die Bildung einer amerikanischen Schule, welche an die Stelle der englischen trat, in den Köpfen erzeugte. Man meinte, einen Aufstand zu unterstützen, und bereitete eine Revolution vor.

Die kriegerischen und politischen Verwicklungen hinderten nicht die fürstlichen Besuche. Frankreich war noch immer der Mittelpunkt der gebildeten Gesellschaft; der Hof von Versailles gab den Ton an, von allen Seiten kam man dorthin. Im Jahre 1780 erschienen zunächst die Prinzen und die beiden jungen Prinzessinnen von Hessen-Darmstadt, Louise und Charlotte, die zu Wien mit Marie Antoinette erzogen worden waren. Die Königin freute sich, ihre Freundinnen aus der Kindheit, die sie seit zehn Jahren nicht gesehen und sehr gerne hatte, wiederzusehen.[2] Sie zeigte ihnen die Herrlichkeiten von Trianon,[3] führte sie auf einen Opernball,[4] räumte ihnen im Theater einen Platz in ihrer Loge ein,[5] ließ sie in den Gehölzen von Marly und St. Germain herumfahren,[6] begleitete sie selbst in die Kaufläden und empfahl ihnen, als Frau von Herz und von Geschmack, die bei in Frankreich frisch angekommenen

[1] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres“, 13. April 1784, XXV, 126 u. 127.

[2] Marie Antoinette an Maria Theresia, 16. März 1780. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 408.

[3] Briefe Marie Antoinettes an die Landgräfin Louise von Hessen-Darmstadt.

[4] Mercy an Maria Theresia, 18. Februar 1780. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 399.

[5] Marie Antoinette an die Prinzessin von Hessen-Darmstadt, Februar 1780. — „Lettres inédites de Marie Antoinette.“

[6] Dieselbe an dieselbe, Mai 1780. — Daselbst p. 26.

deutschen Mädchen Excentricitäten in der Toilette fürchtet, sich „nicht zu sehr aufzuputzen", wenn sie nach Trianon oder in ihre Loge kämen,[1] beim Ausfahren keine „großen Hüte" aufzusetzen,[2] und auf den Bällen der Gräfin Diana von Polignac, zu welchen sie sie hatte laden lassen, nur einfache Kleider zu tragen.[3] Sie zog sie ferner zu Tische,[4] gab ihnen ihr Porträt,[5] überhäufte sie mit Geschenken,[6] erschöpfte für sie allen Zartsinn der Freundschaft,[7] und als die Prinzessinnen Frankreich verließen, nahmen sie sammt der unauslöschlichen Erinnerung an eine Aufnahme, wie sie nicht liebenswürdiger gedacht werden konnte, das Versprechen eines Briefwechsels mit, der treu unterhalten und bis in die Tage der Angst und Trauer fortgesetzt wurde.[8]

Weniger ein Herzens- als ein politisches Interesse hatte Marie Antoinette[9] an der Reise des Grafen und der Gräfin du Nord. Josef II. hatte das Incognito in die Mode gebracht. Der Großfürst Paul von Rußland, Sohn Katharinas II., reiste mit seiner Frau, einer geborenen Prinzessin von Würtemberg, unter dem Namen eines Grafen und einer Gräfin du Nord. Der Prinz hatte alle seine Orden abgelegt, keine Leibgarden präsentierten vor ihm die Waffen, und in der königlichen Behausung öffnete man ihm keine Flügelthüren. Doch hatte er sich herbeigelassen, im Schlosse zu wohnen, wo das Appartement des Prinzen von Condé zu seiner Verfügung gestellt wurde. Am 18. Mai in Paris angekommen, waren die Reisenden am 20. Mai in Versailles.

Beim ersten Zusammentreffen missfiel die Großfürstin, die zwar von schönem Wuchs, aber für ihr Alter zu dickleibig (eine

[1] Marie Antoinette an die Prinzessin von Hessen-Darmstadt, Februar 1780. — „Lettres inédites de Marie Antoinette", p. 10.

[2] Dieselbe an dieselbe, Mai 1780. — Daselbst p. 26.

[3] „Lettres inédites de Marie Antoinette", p. 48.

[4] Daselbst p. 28.

[5] Daselbst, Mai 1780, p. 46.

[6] Daselbst p. 28.

[7] Daselbst, Juni 1780, p. 49.

[8] Bekanntlich bewahrte die Königin sogar im Gefängnisse die Porträte der beiden Prinzessinnen von Hessen. Sie wurden ihr beim Austritt aus dem Temple weggenommen und während ihres Processes vorgehalten.

[9] Briefwechsel des Grafen Mercy mit Kaiser Josef II. und dem Fürsten Kaunitz.

„Männergestalt“ nennt sie ein Tageschronist),[1] steif in ihrer Haltung war und mit ihrer Bildung Staat machte, der Königin. Gegen ihre sonstige Gewohnheit fühlte sich die Königin, deren Ansprache ganz ungezwungen war und die stets ein liebenswürdiges Wort zu sagen wusste, vor diesen kaiserlichen Besuchern in Verlegenheit. Darum war die erste Zusammenkunft kühl, umsomehr, als der König, wie gewöhnlich, sich schüchtern benahm. Die Königin zog sich hierauf, von einer Schwäche angegriffen, in ihr Zimmer zurück, begehrte ein Glas Wasser und erklärte, „sie habe soeben erfahren, dass die Rolle einer Königin vor anderen Souveränen oder vor Prinzen, die es werden sollten, schwieriger zu spielen sei als vor Höflingen“. Doch abends beim Diner in den großen Cabinetten war die Verlegenheit geschwunden; die Großfürstin legte Geist an den Tag; der Großfürst, sehr häßlich, mit einem Tatarengesicht, ersetzte diese Häßlichkeit durch das Feuer seiner Augen und die Lebhaftigkeit seiner Conversation. „Die Königin, schön, wie der Tag, belebte alles durch ihre Gegenwart.“[2]

Das Eis war gebrochen. Drei Tage nachher wohnten Graf und Gräfin in der königlichen Loge zu Versailles dem Schauspiele bei.[3] Die Königin, die Wert darauf legte, ihren Besuchern zu gefallen,[4] benützte diese Gelegenheit, um der Gräfin einen prächtigen, mit Diamanten besetzten und eine Lorgnette enthaltenden Fächer zu spenden. „Ich weiß,“ sagte sie anmuthig, „dass Sie, wie ich, etwas kurzsichtig sind; erlauben Sie mir, dem abzuhelfen, und behalten Sie dieses einfache Kleinod als Andenken an mich.“ — „Ich werde es mein ganzes Leben lang bewahren,“ erwiderte die Prinzessin, „denn ich werde ihm das Glück verdanken, Eure Majestät besser zu sehen.“[5]

Marie Antoinette konnte nicht umhin, ihre Gäste nach Trianon zu führen.[6] Man spielte auf dem Theater „Zémire et Azor“ von Grétry und „Jean Fracasse au Sérail“, Ballet von Gardet; die Tänze waren lustig, die Costüme sehr reich, die Schauspieler

[1] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres“, 21. Mai 1782, XX, 301.

[2] „Mémoires de la baronne d'Oberkirch“, I, 199.

[3] Man spielte „Die Königin von Golconde“, die nur mittelmäßig gelang.

[4] Marie Antoinette an Graf Mercy, ohne Datum.

[5] „Mémoires de la baronne d'Oberkirch“, I, 213 u. 214.

[6] Dieses Fest fand am 6. Juni statt.

vortrefflich. Nach dem Theater war Souper, nach dem Souper Beleuchtung. Der Anblick des Gartens war feenhaft; die Königin freute sich über diese Prachtentfaltung, „die so ganz zu ihr paßte“, und ihre Anmuth, Güte und zarte Zuvorkommenheit erhöhten deren Glanz. „Wie gerne möchte ich mit ihr leben!“ sagte die Gräfin am Tage nach diesem Feste. „Wie erfreut wäre ich, wenn der Herr Graf du Nord Dauphin von Frankreich wäre!“ [1]

Samstag den 8. Juli war in Versailles bal paré. Die Salons, vor allem aber die Gallerie, waren prachtvoll decoriert und mit Wachskerzen und Armleuchtern prachtvoll und verschwenderisch ausgestattet. Der ganze Hof war in großer Gala, denn der König hatte befohlen, daſs jeder in möglichst großem Staate erscheinen oder wegbleiben solle. [2] Die Frauen, welche tanzten, trugen Dominos aus weißem Atlas mit kleinen Körben und kleinen Schleppen. [3] Doch die Königin stellte alles in Schatten: „beim Gehen,“ sagt ein Augenzeuge, „war die Haltung ihres Kopfes von einer Anmuth und Majestät, wie sie nur ihr eigen waren.“ [4] Die schaulustige Menge drängte sich mit solcher Unbescheidenheit heran, daſs der König, einmal einen Stoß fühlend, sich beschwerte; der Großfürst, der neben ihm war, trat einen Augenblick beiseite, indem er sagte: „Majestät, entschuldigen Sie mich; ich bin dermaßen Franzose geworden, daſs ich, wie diese, mich Eurer Majestät nicht genug nähern zu können glaube.“

Eine Jugendfreundin der Großfürstin, die sie auf der Reise begleitete, Baronin Oberkirch, erzählt, daſs sie sich bei diesem Feste eine Zeitlang hinter Marie Antoinette befunden habe.

„‚Frau von Oberkirch‘, sagte die Königin zu mir,“ so berichtet sie, „‚sprechen Sie mit mir nur ein wenig deutsch, damit ich weiß, ob ich mich daran erinnere. Ich kann nur mehr die Sprache meines neuen Vaterlandes.‘

„Ich sagte zu ihr einige deutsche Worte; sie stand einige Secunden träumerisch und ohne zu antworten da. ‚Ah,‘ versetzte

[1] Der Großfürst war vom Empfange durch die Königin so entzückt, daſs er ihr die vertraulichsten Mittheilungen über seine eigene Lage gegenüber seiner Mutter machte.

[2] „Lettres du chevalier de Lille“, 16. Mai 1782.

[3] „Histoire de Mme Elisabeth“ von Beauchesne, I, 533.

[4] „Mémoires de la baronne d'Oberkirch“, I, 266.

sie endlich, „‚es freut mich doch, dieses alte Deutsch zu hören; Sie sprechen wie eine Sächsin ohne Elsässer Accent, was mich wundert. Deutsch ist eine schöne Sprache; aber französisch! es scheint mir im Munde meiner Kinder die lieblichste Sprache von der Welt zu sein.‘“

Nach dem Balle, der frühzeitig zu Ende war, fand das Souper bei der Prinzessin de Lamballe statt; die Königin erschien dabei. Der Cercle war wenig zahlreich, aber gut gewählt. Man spielte Lotto und tanzte dann, und dieser improvisierte Ball war weit lustiger als der andere. Der König zeigte sich, seiner Gewohnheit gemäß, nur auf kurze Zeit. Nach seinem Weggange hinderte der Respect nicht mehr das Vergnügen, und man war außerordentlich zufrieden mit dieser Art von Vertraulichkeit, der die Königin nicht hinderlich war“.[1]

Geschickter und zuvorkommender als der Erzherzog Maximilian, hatten Graf und Gräfin du Nord am Tage nach ihrer Ankunft bei den Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt ihre Karten abgeben lassen.[2] Diese, durch eine solche Aufmerksamkeit des künftigen Kaisers aller Reußen geschmeichelt, wetteiferten in Empfangsfeierlichkeiten. Der Herzog von Orleans gab ihnen ein Diner zu Raincy,[3] der Graf von Artois bot ihnen zu Bagatelle ein prächtiges Concert und eine Vespermahlzeit.[4] In Sceaux bei dem trefflichen und allverehrten Herzog von Pontièvre gab es ein ausgezeichnetes Frühstück, dem eine Spazierfahrt im Park folgte, wobei der Prinz selbst die Honneurs machte.[5]

Doch keines dieser Feste konnte an den Glanz jener von Chantilly heranreichen. Die Gastfreundschaft der Condé war sprichwörtlich, und der Empfang vom 10. Juni 1782 verleugnete diesen Ruf nicht. Graf und Gräfin du Nord blieben drei Tage in Chantilly, es waren gleichsam drei Tage der Verzauberung. Es fanden eine allgemeine Beleuchtung des Schlosses und Parkes, eine Jagd auf den Teichen, ein Concert in einem geheimnisvollen Lusthause, wo man, auf weichen Sofas sitzend, unsichtbare Musiken

[1] „Mémoires de la baronne d'Oberkirch“, I, 264 bis 267.

[2] „Histoire de Mme Elisabeth“, I, 527.

[3] Daselbst p. 529 u. 532.

[4] „Mémoires de la baronne d'Oberkirch“, I, 239.

[5] Daselbst, I, 249.

hörte und Engel des Himmels singen zu vernehmen glaubte, Bälle im grünen Saale, ein Souper auf der Liebesinsel oder im Weiler (denn Fräulein v. Condé hatte in Chantilly ihren Weiler, wie die Königin in Trianon) und schließlich abermals Jagd bei Fackelschein statt; die Jagd war ein traditionelles Vergnügen der Condé. Als man sich endlich trennte, sagte der Prinz zum Großfürsten:

„Wohl werden wir weit voneinander sein; aber wenn Eure Hoheit es erlaubt, und der König nicht dagegen ist, werde ich einmal in St. Petersburg Ihnen den Besuch zurückerstatten können, den Sie mir zu machen die Güte gehabt haben."

„Wir werden Sie enthusiastisch empfangen, Monsieur, und die Kaiserin wird überglücklich sein, Sie in unserem wilden Lande zu sehen."

„Ach! das sind Träume," versetzte seufzend der Prinz von Condé.[1]

Konnte er damals ahnen, dass er fünfzehn Jahre später diese Reise nach Russland, die er als einen Traum bezeichnete, als Geächteter unternehmen würde, während dieses blendende Chantilly, das er mit so edler Freigebigkeit dem Sohne Katharinens zur Verfügung stellte, nur mehr eine allen Winden des Himmels offen stehende Ruine sein sollte?

Doch damals drangen nur schmeichelnde Stimmen an sein Ohr; der Ruf von Chantillys Herrlichkeiten verbreitete sich in ganz Europa und brachte das für die Condé ehrenvolle Dictum in Umlauf: „Der König hat den Herrn Grafen du Nord als Freund, der Herzog von Orleans hat ihn als Bürger, und der Prinz von Condé als Souverän empfangen."[2]

Im Publicum war der Erfolg des Grafen und der Gräfin du Nord nicht geringer als am Hofe. Paris verliebte sich in den künftigen Czar und die künftige Czarin aller Reußen, sowie es sich in den deutschen Kaiser verliebt hatte. Gelehrte und Literaten streuten ihnen Weihrauch um die Wette. La Harpe las ihnen seine Übersetzung Lucains vor,[3] Beaumarchais „Die Hochzeit des Figaro", in der Akademie der Wissenschaften richtete Condorcet an sie eine

[1] „Mémoires de la baronne d'Oberkirch", I, 269 bis 278.
[2] Daselbst, I, 280.
[3] Daselbst, I, 209.

Anſprache,[1] im Théâtre-Français recitierte man ihnen zu Ehren Verſe.[2] Vor ihrer Abreiſe ſchenkte ihnen der König prächtige Teppiche aus der Gobelinsfabrik,[3] die Königin ließ ihnen in der delicateſten Weiſe einen herrlichen Toilettetiſch aus lapisblauem Sèvres-Porzellan, mit Malereien und Emails geſchmückt und in Gold gefaſst,[4] übermitteln. „Mein Gott! wie ſchön das iſt!“ ſagte die Großfürſtin, als ſie dieſes Prachtſtück ſah; „das gehört ſicherlich für die Königin?“ — „Madame,“ erwiderte der Oberintendant Graf d'Angivilliers, „die Königin bietet es der Frau Gräfin du Nord an; ſie hofft, es werde ihr genehm ſein, und ſie werde es zum Andenken an Ihre Majeſtät behalten.“ Als die Prinzeſſin den Gegenſtand näher beſah, bemerkte ſie, daſs er ihr Wappen trug.

Am 19. Juni verließen Graf und Gräfin du Nord Paris, frühſtückten mit der königlichen Familie zu Choiſy und fuhren ab, um Frankreich zu bereiſen und nach Rufsland zurückzukehren.[5]

Zwei Jahre nachher war die Reihe am König von Schweden. Doch wozu all dieſe fürſtlichen Beſuche erzählen? Es ſind immer dieſelben Einzelheiten, namentlich derſelbe Geſchmack am Incognito. Der König von Schweden kam unter dem Namen eines Grafen von Haga am 7. Juni 1784 ſo unerwartet an, daſs Ludwig XVI., eilends in Rambouillet benachrichtigt, ſchnellſtens nach Verſailles zurückkehrte und, da der Schlüſſel zu ſeinem Appartement verlegt war, in dem unglaublichſten Aufputze vor ſeinem Gaſte erſcheinen muſste: ein Schuh mit einem rothen, der andere mit einem ſchwarzen Abſatz, eine goldene und eine ſilberne Schnalle.[6] Abgeſehen von dieſem unerwarteten Zwiſchenfalle, ſcheint es für alle dieſe hohen Gäſte ein unveränderliches Programm gegeben zu haben, dem ſich alle gewiſſenhaft fügten: zu Verſailles Souper in den Cabinetten der Königin, Vorſtellungen in der Oper, im Théâtre-Français und in der Comédie-Italienne unter dem Beifalle des Publicums, Parlaments- und Akademieſitzung, Beſuch der angeſehenen Perſön-

[1] „Mémoires de la baronne d'Oberkirch“, I, 255.

[2] Daſelbſt, I, 223.

[3] Daſelbſt, I, 234.

[4] „Briefe des Herrn v. Kageneck“, 1. Juni 1782, p. 438.

[5] „Mémoires de la baronne d'Oberkirch“, I, 301.

[6] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres“, 15. Juni 1784, XXVI, 47.

lichkeiten und der berühmten Örtlichkeiten, und als Krone all dessen ein Fest in Trianon.

Es war Marie Antoinettes, die nicht mehr tanzte, „weil sie sie sich zu alt fühlte,“ [1] Lieblingssache, die gekrönten Häupter selbst in ihrem Schlosse herumzuführen, nicht mehr mit der officiellen Höflichkeit der Souveränin, sondern mit der reizenden Herzlichkeit der Weltdame; hier war sie nicht mehr Königin, sondern Hausfrau. An jenem Tage war Theater; man spielte „Der geweckte Schläfer“ von Marmontel und Grétry mit glänzenden Decorationen und Ballet; dann Souper in den Bosketts und Beleuchtung des englischen Gartens. Zahlreiche Gäste drängten sich im Park, alle Damen waren weiß gekleidet. „Es war,“ schrieb Gustav III. selbst, „ein wahres Feenmärchen, ein Anblick, würdig der elysäischen Gefilde.“ [2] Beim Souper wollte sich die Königin nicht zu Tische setzen, so war sie damit beschäftigt, die Honneurs zu machen.[3] Mit dem ihr eigenen feinen Takte und ihrer gewinnenden Liebenswürdigkeit unterhielt sie sich vorzugsweise mit den Schweden und war bedacht, ihnen die sympathischeste Aufnahme zu bereiten.[4] Frau Campan behauptet, Marie Antoinette sei gegen Gustav III. eingenommen gewesen und habe ihn kühl empfangen.[5] Alles, was man von dieser Reise und den Beziehungen der beiden Fürstlichkeiten weiß, scheint die Behauptung Frau Campans zu widerlegen, und wenn die kleine Scene, die sie erzählt, wo die Königin dem Grafen von Haga eine Lehre ertheilt hätte, wirklich in der von ihr berichteten Form stattgefunden hat, so war es nur ein kleiner, schnell vergessener Ausbruch der Laune. Der Briefwechsel zwischen Marie Antoinette und dem Könige von Schweden ist im Gegentheil von der größten Herzlichkeit durchzogen.[6]

Als die junge Frau im vergangenen Jahre eine Fehlgeburt gemacht hatte, bezeigte ihr Gustav die rührendste Theilnahme „als

[1] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres“, 11. Juli 1784, XXVI, 90.

[2] Gustav III. war von Trianon so entzückt, dass er die Königin um die Zeichnungen und Pläne bat, worauf ihm die Königin ein Album derselben vom Architekten Mique anfertigen ließ.

[3] „Le Petit Trianon“, p. 383 ff.

[4] „Gustave III et la Cour de France“, II, 25 u. 26.

[5] „Mémoires de Mme Campan“, p. 183.

[6] „Gustave III et la Cour de France“, p. 412.

guter Edelmann, der aufrichtig an dem theilnimmt, was einem Freunde zustößt." Und die Königin scheint dem Könige von Schweden nicht minder geneigt gewesen zu sein als dieser der Königin.[1] Als der König den Wunsch geäußert hatte, dass der Neffe des Cardinals Bernis, für den er sich interessierte, zum Coadjutor von Alby ernannt würde, nahm es Marie Antoinette auf sich, die der Verwirklichung dieses Wunsches entgegenstehenden Hindernisse hinwegzuräumen, und beeilte sich, nachdem diese Gunst erlangt war, dies ihrem königlichen Correspondenten zu melden.[2] Hatte Gustav III. nicht Recht, als er einige Jahre vorher dem Grafen Stedingk schrieb: „Es ist natürlich, der Königin geneigt zu sein."[3]

Die modernste Neuigkeit waren damals die Luftballons. „Man ließ," sagt geistreich ein Berichterstatter, „nicht Essen und Trinken, sondern das Lotto im Stich."[4] Am 5. Juni 1783 hatte Montgolfier zu Annonay den ersten Versuch unternommen; er war am 19. September desselben Jahres auf der place d'Armes in Versailles vor dem Könige und der Königin und einer ungeheuren Volksmenge wiederholt worden.[5] Man wollte diese Belustigung dem Grafen von Haga bieten. Am 23. Juni 1783 fuhren in seiner Gegenwart Pilâtre de Rosiers, der im folgenden Jahre so unglücklich umkam, und der Professor der Chemie, Proust, aus dem „Ministerhofe" auf, stiegen bis zu einer bedeutenden Höhe und landeten drei Viertelstunden später im Walde von Chantilly. Der mit den Namenszügen der beiden Könige und einer weißen Armschiene zu Ehren des Königs von Schweden geschmückte Ballon trug einen damals noch in Frankreich wohlgelittenen Namen: „Marie Antoinette".[6]

Noch im selben Jahre 1784, im Monate August,[7] machte der Bruder Friedrichs II., Prinz Heinrich, eine Reise nach Frankreich,

[1] Marie Antoinette an Gustav III., 15. October 1783. — Gustav III. an Baron von Staël, 7. November 1783. — Marie Antoinette an Gustav III., 24. Mai 1784. — „Gustave III et la Cour de France", II, 411, 412 u. 414.

[2] Dieselbe an denselben, 13. Juli 1784. — Daselbst, II, 415 u. 416.

[3] Gustav III. an Graf von Stedingk, 10. December 1781.

[4] „Le Gouvernement de Normandie", IV, 229.

[5] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 19. September 1783, XXIII, 189 u. 190.

[6] „Gustave III et la Cour de France", II, 33.

[7] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 19. August 1784, XXVI, 153.

vielleicht ebensosehr aus Politik als zum Vergnügen.[1] Doch die Königin liebte alles, was Preußen berührte, wenig, und trotz „der Bewunderung der enthusiastischen Preußenfreunde", die diesen neuen Besucher beiweitem jenem im Juni vorzogen,[2] sah sie den Prinzen nur zwei- bis dreimal und so flüchtig, dass sie sich von ihm nur eine sehr unvollkommene Vorstellung machen konnte.[3] „Ich habe noch nicht viele Gelegenheiten gehabt, den Prinzen Heinrich zu sehen," schrieb sie am 1. October an den König von Schweden, „weil ich seit seiner Ankunft den größten Theil der Zeit in Trianon zugebracht und nur die besten Bekannten und stets in geringer Zahl empfangen habe . . . Übrigens muss der Herr Graf von Haga wohl versichert sein, dass die Complimente und Artigkeiten des Prinzen Heinrich mich weder ihn noch die Zeit, die er hier zuzubringen die Güte gehabt, werden vergessen lassen."[4]

Von ihrem Aufenthalte in Trianon sprechend, fügte sie hinzu: „Diese Lebensweise war meiner Gesundheit und meinen beginnenden anderen Umständen, die einen sehr glücklichen Fortgang nehmen, zuträglich."[5] Zum viertenmale befand sich die Königin in der angedeuteten Lage. Im vergangenen Herbste hatte sie in Fontainebleau[6] einen Unfall erlitten, der sie sehr betrübte;[7] doch glücklicherweise hatte ihre Gesundheit keinen Schaden gelitten, und nach Verlauf eines Jahres meldete Ludwig XVI. seinem Schwager Josef II. scherzend, er erwarte einen „zweiten Knaben."[8]

Dieser zweite Knabe wurde am 27. März 1785, dem Ostertage, geboren. Obwohl diesesmal der Zustand peinlich gewesen, und die Königin, namentlich in der letzten Zeit, Besorgnisse gehegt hatte, die sie bestimmten, ihr Gewissen in Ordnung zu bringen und ihre Andacht zu verdoppeln,[9] blieben die bei der Geburt der Prinzessin eingetretenen bösen Zufälle aus, die Niederkunft gieng glücklich

[1] „La France et l'Allemagne sous Louis XVI." — Revue historique Jänner und Februar 1881.

[2] Marie Antoinette an Josef II., 23. September 1784.

[3] Daselbst.

[4] Marie Antoinette an Gustav III., 1. October 1784.

[5] Daselbst.

[6] „Le Gouvernement de Normandie", IV, 222.

[7] Marie Antoinette an Gustav III., 15. October 1783.

[8] Ludwig XVI. an Josef II., 26. October 1784.

[9] Die Königin beichtete und communicierte zweimal.

und so schnell vonstatten, dass man in Paris gleichzeitig von den ersten Wehen und von der Entbindung erfuhr. Das Kind wurde gleich seinen Geschwistern noch am nämlichen Tage in der Schlosskapelle auf den Namen Ludwig Karl, Herzog von der Normandie, getauft. Er hatte als Pathen den Grafen von Provence, als Pathin die Königin beider Sicilien, Maria Karolina von Habsburg-Lothringen (Schwester Marie Antoinettes. Anm. des Übers.), vertreten durch die Prinzessin Elisabeth.

Am nächsten Tage feierte Paris dieses große Ereignis durch öffentliche Lustbarkeiten; Vertheilungen von Lebensmitteln unter das Volk wurden vorgenommen, fünfzehn Fontänen spendeten Wein in Überfluss, ein Freudenfeuer wurde auf der place de Grève angezündet, und abends beleuchtete die ganze Stadt, und, was noch mehr wert war, alle in La Force gefangen gehaltenen Schuldner von Pflegegeldern wurden befreit. Am 1. April wurde in Notre-Dame ein feierliches Te Deum gesungen. Am 24. Mai kam die Königin, um in der alten Basilica *[3] Gott für ihre dritte Mutterschaft zu danken.

Die Ceremonie wurde mit dem gewöhnlichen Glanze vorgenommen. Morgens versammelte sich die Stadtvertretung in Sammetroben und holte den Herzog von Brissac, Gouverneur von Paris, ab; dann begaben sich alle, geleitet von den Pariser Garden und den Schweizern, in Galacarossen zur porte de la Conférence, um die Königin zu erwarten; die französischen und die Schweizer Garden bildeten Spalier. Um 9 Uhr verkündete ein Kanonenschuss vom Invalidenhaus her die Ankunft des königlichen Zuges. Die Stadtvertretung gieng ihm entgegen, kniete nieder, und der Vorstand der Kaufmannschaft, vom Gouverneur vorgestellt, richtete an Marie Antoinette eine Beglückwünschung. Diese antwortete mit gewohnter Liebenswürdigkeit; dann wurde die Wagenthür geschlossen und der Zug nahm seinen Weg zum Dome. Die Königin verrichtete dort ihre Andacht, besuchte sodann Sainte-Geneviève, wo sie sich den Gebeten um das Aufhören der entsetzlichen Dürre, die Frankreich verwüstete,[1] anschloss, und speiste in den Tuilerien. Von hier begab sie sich mit ihrer Schwägerin, Prinzessin Elisabeth, in die Oper,[2] dann in den Temple,*[4] um beim Grafen von Artois

[1] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 26. Mai 1785, XXIX, 54.

[2] Daselbst.

zu soupieren. Nach dem Souper bestieg sie wieder den Wagen und fuhr über das Boulevard auf die place Louis XV, um das Feuerwerk zu sehen und der Beleuchtung der Colonnade beizuwohnen.[1]

Am nächsten Tage dinierte Marie Antoinette bei ihrer Freundin, der Prinzessin de Lamballe, gieng in die Comédie-Italienne und fuhr nach Versailles zurück. Die Acclamationen, in der Stadt vereinzelt, waren in der Oper voll Wärme, und die Königin erwiderte dieselben „durch noch vielfachere und anmuthigere Reverenzen als sonst.“[2]

Der junge Prinz hatte noch am Tage seiner Geburt das Band des heil. Geist-Ordens erhalten und war sammt seinen Geschwistern der Gouvernante der königlichen Kinder übergeben worden.

Dies war aber nicht mehr, wie bei den früheren Entbindungen der Königin, die Prinzessin de Guéménée; eine furchtbare Katastrophe hatte diese gezwungen, Versailles zu verlassen. Im September 1782 wurde der Bankerott des Prinzen de Guéménée, nachdem er schon zweimal[3] angemeldet gewesen, erklärt; es war ein fürstlicher Bankerott, wie man mit Anspielung auf die Ansprüche der Rohan, als souveränes Haus behandelt zu werden,[4] sagte: das Deficit betrug nicht weniger als 28 Millionen. Es erhob sich in ganz Paris, man kann sagen in ganz Frankreich, ein allgemeines Zetergeschrei. Alle Classen der Gesellschaft waren betroffen; neben hohen Herren, wie der Herzog von Lauzun und der Graf de Coislin,[5] Literaten, wie Thomas und Abbé Delille, fand man unter den Gläubigern — und das waren die am meisten Betroffenen — Bedienste, kleine Kaufleute, Portiere, bretonische Matrosen, die ihre Ersparnisse dem Abkömmlinge der Herzoge von Bretagne gebracht hatten.[6] Der Prinz und die Prinzessin, jener durch seine Verschwendung, diese durch die Ausgaben, zu denen ihr Hofamt sie verpflichtete, hatten alles vergeudet. Die Rohan machten unerhörte Anstrengungen,

[1] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres“, 26. Mai 1785, XXIX, 54.

[2] Daselbst, p. 56.

[3] Daselbst, 30. September 1782, XXI, 155.

[4] Daselbst, 20. November 1782, XXI, 215.

[5] „Le Gouvernement de Normandie“, IV, 204.

[6] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres“, 5. October 1782, XXI, 161.

um die traurige Angelegenheit aus der Welt zu schaffen: Frau v. Guéménée gab ihre Diamanten her, Frau v. Marsan verkaufte ihre Pferde, die Herzogin von Montbazon schickte ihre Schmucksachen dem Juwelier zurück, der sie geliefert hatte. Doch nach dem Geschehenen konnte Frau v. Guéménée nicht mehr am Hofe bleiben; sie reichte als Gouvernante der königlichen Kinder ihre Entlassung ein.

Durch wen sollte man sie ersetzen? Mehrere Namen boten sich der Königin dar. Doch die Prinzessin von Chimay schien ihr zu strenge, die Herzogin von Duras zu gelehrt und zu geistreich zu sein.[1]

Die öffentliche Meinung bezeichnete die Herzogin von Polignac; ob aber sie selbst es möchte? „Ich kenne sie," sagte die Königin. „Dieser Posten passt durchaus nicht zu ihren einfachen und friedlichen Neigungen und zu der Lässigkeit ihres Charakters; es wird der größte Beweis von Ergebenheit sein, den sie mir geben kann, wenn sie sich meinen Wünschen fügt."[2] Als Herr v. Besenval als Abgesandter der Freunde und Verwandten der Herzogin, die noch immer gierig waren, einen Einfluss zu vergrößern, bei dem sie ihre Rechnung fanden, zu Maria Antoinette kam, um mit ihr über das umlaufende Gerücht zu sprechen, erwiderte sie ihm: „Frau v. Polignac? Ich meinte, Sie könnten sie besser; sie möchte wohl diesen Posten nicht."[3] Und in der That, Frau v. Polignac, von Natur aus ruhig, selbst etwas träge, hatte Widerwillen gegen einen Titel, der eine schwere Kette nach sich schleppte. Doch ihre Freunde geizten nach dem Ansehen, das ihr die Functionen dieses Amtes, dessen Inhaberin zu den unabsetzbaren Großwürdenträgerinnen gehörte, verleihen würden. Sie drangen in sie, die Königin bestand darauf; und die Favoritin, gerührt durch den Wunsch ihrer königlichen Beschützerin, dank ihrer Geistesträgheit gewohnt, dem Zureden ihrer Umgebung zu weichen, nahm schließlich an. Sie wurde ernannt, und die Königin war glücklich.[4] Im Grunde genommen wollte Marie Antoinette hinter ihrer Freundin selbst die wirkliche Gouvernante ihrer Kinder sein. Dank dieser Wahl

[1] „Mémoires de Mme Campan", p. 169.

[2] Daselbst.

[3] „Mémoires du baron de Besenval", p. 236.

[4] „Briefe des Herrn v. Kageneck", 9. October 1782, p. 485.

war es ihr möglich, ohne Rücksicht auf Etikette und ohne Verletzung einer Eitelkeit die Erziehung so zu leiten, wie sie wollte, und bei ihren Kindern zu jeder Stunde des Tages den Kummer zu vergessen, der sie zu bestürmen anfieng, und die politischen Sorgen, in welche die verhängnisvollen Zeitumstände sie verwickelten.[1]

[1] „Correspondance du comte de Mirabeau et du comte de la Marck", I, 46.

# Neunzehntes Capitel.

Die Königin und die Politik. — Ihre natürliche Abneigung gegen die Geschäfte. — Maurepas' Misstrauen. — Brief der Königin an Josef II. — Ernennung der Herren von Ségur und Castries. — Sympathie der Königin für Necker; sie unterstützt ihn bei der Veröffentlichung des Rechenschaftsberichtes. — Neckers Sturz. — Tod Maurepas'. — Joly de Fleury. — D'Ormesson. — Calonne. — An der Ernennung des letzteren nimmt Marie Antoinette schwachen Antheil. Ihre Abneigung gegen ihn. — Die österreichische Politik. — Wahl Maximilians zu Köln. — Streit Josefs II. mit Holland. — „Figaros Hochzeit." — Die Königin lässt in Trianon den „Barbier von Sevilla" aufführen.

Die Königin hatte die Politik nie geliebt, und alles wirkte zusammen, sie ihr zu verleiden: ihre eigene Abneigung, deren das Drängen ihrer Mutter und Mercys Rathschläge nicht immer Herr werden konnten,[1] ihre Erziehung, die sich stets nur auf Gegenstände der Häuslichkeit und der Annehmlichkeit bezogen hatte, die Überlieferungen eines Hofes, an dem sich seit Anna von Österreich*[1] nie die Gemahlin des Herrschers in die Geschäfte gemischt hatte, das Misstrauen der Minister, die den unwiderstehlichen Einfluss fürchteten, den Marie Antoinette unfehlbar gewinnen musste, sobald sie die ganze Kraft eines rasch auffassenden, richtig urtheilenden, festen und einnehmenden Geistes auf die politischen Verwicklungen anwenden wollte.[2]

„Je mehr ich das Glück habe, die Königin zu sehen," schreibt Baron Staël, „desto mehr werde ich in der hohen Meinung bestärkt, die ich stets von der Vortrefflichkeit ihres Charakters gehabt habe. Sie liebt die Wahrheit, und man kann sie ihr sagen, wenn sie von der Redlichkeit und Uneigennützigkeit des Sprechers überzeugt ist. Geht man mit edlem Freimuth vor, so ist man sicher, ihr zu gefallen, sollte man auch einer der ihrigen entgegengesetzten Ansicht

[1] Mercy an Maria Theresia, 14. August 1773. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 31.

[2] Derselbe an dieselbe, 15. Juni 1774. — Daselbst, II, 174.

sein; sobald sie Falschheit und Schmeichelei entdeckt, erfasst sie ein Abscheu davor."[1]

Gerade diese Vortrefflichkeit ihres Charakters fürchteten die Minister. Vergennes und besonders Maurepas trachteten den König gegen jede Einmengung der Königin in die Geschäfte auf der Hut zu erhalten. Der alte Minister, angetrieben von seiner Frau, die ihn vollständig leitete und in ihrer Eigenschaft als Tante des Herzogs von Aiguillon Marie Antoinette nicht liebte,[2] bekämpfte unter einem respectvollen und unterwürfigen Äußern mit Hartnäckigkeit und mit der Erfahrung eines Praktikers den möglichen Einfluss der Souveränin.[3] Frau Campan beschuldigt ihn sogar, er habe sie bloßzustellen gesucht. Zur Zeit jener Promenaden auf der Terrasse von Versailles, welche die Bosheit der Höflinge gegen Marie Antoinette ausbeutete, soll Maurepas „die grausame Politik" gehabt haben, dem Könige zu erwidern, „man müsse sie gewähren lassen; sie hätte Geist, ihre Freunde besäßen viel Ehrgeiz und wünschten zu sehen, dass sie sich mit den Geschäften befasse, und es sei nichts Schlechtes, wenn man sie einen leichtfertigen Charakter annehmen lasse".[4] Es kommt uns nicht wahrscheinlich vor, dass der verschlagene Alte gewagt hätte, vor seinem Herrn offen eine solche Sprache zu führen; Ludwig hätte sie nimmer vertragen. Doch scheint es nicht zweifelhaft zu sein, dass er innerlich von der Neigung der Königin zu Nichtigkeiten entzückt war; dass er die Gedanken, die er öffentlich nicht aussprechen durfte, sachte beizubringen suchte; dass er unter der Hand die junge Frau ermuthigte, sich nur mit Vergnügungen zu beschäftigen, und den König, mit ihr von Geschäften nicht zu sprechen oder ihr den größten Theil derselben zu verheimlichen; dass er seine diesbezüglichen Anstrengungen verdoppelte, als die erste Niederkunft der Königin das innige Verhältnis zwischen beiden Gatten gefestigt hatte, um zu verhindern, dass „die Empfindsamkeit seines Herrn die allgemeinen Geschäfte beeinflusse".[5] Die authentischesten Documente, die geheimen

[1] „Correspondance du baron de Staël", p. 13.

[2] Mercy an Maria Theresia, 18. März 1775. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 315.

[3] Graf von Goltz an Friedrich II., 27. Juli 1777. — Bancroft, III, 97.

[4] „Mémoires de Mme Campan", p. 158.

[5] Graf von Goltz an Friedrich II., 19. Februar 1779. — Bancroft, III, 135.

Berichte des österreichischen Botschafters[1] und des preußischen Gesandten[2] stellen diese Thatsache in unwiderleglicher Art fest, und die Königin selbst war sich der ihr bereiteten Lage vollkommen bewusst. „Er — der König — ist seinem Naturell nach sehr wenig galant," schrieb sie an ihren Bruder, „und es passiert ihm oft, dass er mir von wichtigen Angelegenheiten nichts sagt, auch dann, wenn er keine Lust hat, sie mir zu verbergen. Er antwortet mir, wenn ich mit ihm davon spreche, aber er verständigt mich nicht davon, und wenn ich den vierten Theil einer Sache erfahre, so bedarf ich der Geschicklichkeit, um mir das übrige von den Ministern sagen zu lassen, indem ich sie im Glauben belasse, dass der König mir alles gesagt hat. Wenn ich dem Könige vorhalte, mir über gewisse Geschäfte nichts gesagt zu haben, wird er nicht böse, nur etwas verlegen, und manchmal antwortet er mir aufrichtig, er habe nicht daran gedacht. Ich muss Dir wohl gestehen, dass die politischen Geschäfte diejenigen sind, für die ich am wenigsten eingenommen bin. Das natürliche Misstrauen des Königs ist zunächst von seinem Erzieher schon vor seiner Verheiratung verstärkt worden; Herr v. Vauguyon schreckte ihn mit der Herrschaft, die seine Frau über ihn gewinnen könnte, und seine schwarze Seele gefiel sich darin, seinem Schüler alle möglichen gegen das Haus Österreich erfundenen Schreckbilder vorzumalen. Herr v. Maurepas hat es für seinen Einfluss für nützlich gehalten, den König in denselben Vorstellungen zu belassen, wenn auch weniger ausdrücklich und böswillig. Herr v. Vergennes verfolgt denselben Plan und bedient sich vielleicht seiner Correspondenz in den auswärtigen Angelegenheiten, um Falschheit und Lüge anzuwenden. Ich habe darüber mit dem Könige mehr als einmal deutlich gesprochen. Er hat mir manchmal unwillig geantwortet, und da er zu einer Discussion nicht zu haben ist, konnte ich ihn nicht überzeugen, dass sein Minister sich oder ihn täusche. Ich bin nicht blind bezüglich meines Einflusses; ich weiß, dass ich besonders in der Politik keinen großen Einfluss auf den König habe." [3]

[1] Mercy an Maria Theresia, 17. Mai 1779. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 315.

[2] Graf von Goltz an Friedrich II., 23. October 1777, 19. Februar 1779, 15. Mai und 26. Juni 1780. — Bancroft, III, 113, 135, 147 u. 149.

[3] Marie Antoinette an Josef II., 22. September 1784.

Zu wiederholtenmalen hatte man der Königin gerathen, sich Maurepas zu nähern, ihn durch Gunstbezeigungen zu gewinnen oder durch ihren Einfluss einzuschüchtern, vor allem aber ihn nicht dadurch, dass man sich den Anschein gibt, seiner entrathen zu können, abzustoßen, sich aus ihm einen Bundesgenossen und nicht einen Gegner zu machen;[1] der König selbst ermunterte sie in diesem Sinne.[2] Sie ließ sich nie dazu herbei und wollte den Premierminister weder durch Gewalt noch durch gute Behandlung umstimmen.[3] War das die Folge des Einflusses ihrer Umgebung, waren es Einflüsterungen der Partei Choiseul, wie Goltz und Mercy glaubten? Oder war es einfach natürlicher Stolz oder Gleichgiltigkeit gegen die Geschäfte? Wie dem immer sei, während der ersten Jahre ihrer Regierungszeit hielt sie sich von der Politik fern, abgesehen von dem Antheil, den sie an der Entlassung Turgots genommen, und der bedauerlich war, wobei sie aber in vollem Einklange mit der gegen die Reformen des Ministers aufgeregten öffentlichen Meinung stand, und von dem Interesse, das sie an den Unterhandlungen in den bayerischen Angelegenheiten nahm, und dessen wahre Beschaffenheit wir oben auseinandergesetzt haben. Erst 1780 schien sie geneigt, sich mit Politik zu beschäftigen und, wie Mercy sagte, an den großen Geschäften theilzunehmen,[4] aber auch dann beschränkte sie sich darauf, die Ernennung eines Ministers, jenes des Krieges, zu beeinflussen.

Als 1777 der Graf von Saint-Germain angesichts des durch seine Neuerungen entstandenen Sturmes fiel, blieb der Prinz de Montbarrey als Director-Adjunct allein mit dessen Departement betraut. Doch seine Talente standen nicht auf der Höhe der schweren Bürde, die er auf sich genommen hatte. Tapfer und geistreich, aber kein Freund der Arbeit, ohne Widerstandskraft gegen die Bitten der Frauen und die Belästigungen der Höflinge, hatte er nach und nach die Disciplin sich lockern und in seiner Verwaltung Unordnung einreißen lassen.[5] Bloß Maurepas und seine Frau, eine Verwandte

[1] Mercy an Maria Theresia, 17. Juli 1778. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 225.

[2] Graf von Goltz an Friedrich II., 29. December 1780.

[3] Mercy an Maria Theresia, 17. Juli 1778. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 225.

[4] Derselbe an dieselbe, 18. November 1780. — Daselbst, II, 490.

[5] Marie Antoinette an Josef II., 20. December 1780.

der Frau v. Montbarrey, hielten ihn,[1] doch der Widerspruch der Armee war zu laut. Man gestattete dem Minister, seine Entlassung einzureichen, aber er musste sich zurückziehen, und die öffentliche Meinung billigte seine Ungnade. Die Gesellschaft Polignac hätte gerne an seinerstatt den Grafen d'Adhémar ernennen lassen; die Königin schlug dies ab[2] und ließ trotz Maurepas, der Herrn v. Puységur[3] oder seinen Neffen, den Herzog von Aiguillon,[4] vorschlug, das Portefeuille des Krieges dem Generallieutenant Herrn v. Ségur verleihen, einem tüchtigen Officier, der den Feldzug in Flandern glänzend mitgemacht und in der Schlacht bei Laufeld einen Arm verloren hatte. Am Tage, als er vorgestellt wurde, sagte die Königin zu Frau Campan: „Sie haben jetzt einen Minister gesehen, der mein Werk ist. Es freut mich dies um des königlichen Dienstes willen; denn die Wahl ist eine sehr gute; doch thut mir der Antheil, den ich an dieser Ernennung genommen, fast leid; ich ziehe mir eine große Verantwortlichkeit zu! Ich war glücklich, keine zu haben, und um mich derselben soviel als möglich zu entschlagen, habe ich Herrn v. Ségur versprochen, und zwar auf mein Ehrenwort, keine Bittschrift zu unterstützen und keine seiner Verfügungen durch Fürsprache für meine Schützlinge zu durchkreuzen.“[5]

Wenn man sich an die Memoiren des Grafen von Ségur hält, so wäre Marie Antoinette dieser Verbindlichkeit nicht immer treu geblieben und wäre einmal in ihren Bitten so dringend geworden, dass der alte Officier, ungeduldig geworden, seine Entlassung angeboten hätte. Die Königin war hievon nicht befriedigt, aber nach einer langen Unterredung mit dem Sohne des Ministers begriff sie seine Gründe; „sagen Sie Ihrem Vater,“ mit diesen Worten entließ sie ihn, „dass wir ausgeglichen sind, und dass ich ihm nur böse bin wegen des Unmuths, mit dem er seine Entlassung angeboten hat“.[6]

Übrigens hatte Marie Antoinette keinen Grund, ihre Wahl zu bereuen. Herr v. Ségur, der 1783 Marschall wurde, war seinem

[1] Graf von Goltz an Friedrich II., 23. October 1780.

[2] Mercy an Maria Theresia, 18. November 1780. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 486.

[3] „Mémoires du comte de Ségur“, I, 143.

[4] „Briefe des Herrn v. Kageneck an Baron Alströmer“, 8. October 1780, p. 191.

[5] „Mémoires de Mme Campan“, p. 193.

[6] „Mémoires du comte de Ségur“, I, 155.

Vorgänger an Talent und Charakter weit überlegen, und die Maßregeln, die er traf, ehrten seine Amtsführung und seine Beschützerin.

Man hat lange geglaubt, die Königin habe bezüglich der Marine dasselbe gethan, wie bezüglich des Krieges, und zur Entlassung Sartines' und Erhebung des Marquis de Castries mitgewirkt. Die Wahrheit ist, dass diese Ernennung, die übrigens nicht überraschte, einzig und allein einer Intrigue Frau v. Polignacs, des Grafen de Vaudreuil und des Generalcontrolors, eines Freundes des Herrn v. Castries, zu verdanken war. Marie Antoinette hatte daran keinen Antheil; sie hatte Sartines immer beschützt, beschützte ihn bis ans Ende und verschaffte ihm einen günstigen Rücktritt.[1]

Maurepas selbst hatte, durch falsche Berichte getäuscht und in der Meinung, einen Act hoher Politik auszuführen, zu dem von Necker angezettelten Anschlage die Hand geboten.[2] Er rächte sich dafür, indem er seinerseits Necker stürzte, mittelst einer kleinen Hinterlist, ähnlich derjenigen, deren Opfer er geworden war.[3]

Die Königin war über die Ungnade Neckers sehr betrübt. Trotz des Mangels an Lebensart bei dem Genfer, der bei seiner Vorstellung vertraulich ihre Hand ergriff und ohne ihre Erlaubnis küßte,[4] war sie Necker geneigt und theilte hinsichtlich seiner lange die Stimmung des Volkes.[5] Großentheils hatte sie trotz Maurepas Ludwig XVI. bestimmt, die Veröffentlichung des berühmten Rechenschaftsberichtes zu genehmigen,[6] der der erste Appell an die Mitwirkung der öffentlichen Meinung bei der Leitung der Finanzen und der Staatsverwaltung war. Doch der alte Minister verdoppelte seine Angriffe dagegen; seine beißenden Spöttereien gegen den Rechenschaftsbericht (Compte-rendu), den er scherzhaft als „blaues Märchen" (Conte bleu)[7] bezeichnete, die durch von vielen über die

[1] Mercy an Maria Thersia, 18. November 1780. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 489 u. 491.

[2] Necker und Sartines standen in Feindschaft gegen einander wegen der Ausgaben für die Marine.

[3] „Mémoires de Mme Campan", p. 193 u. 194.

[4] „M. de Montyon d'après des documents inédits" von Labour, Paris, Hachette, 1880, p. 12.

[5] Mercy an Maria Thersia, 17. April und 17. Mai 1780. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 422 u. 433.

[6] Graf von Goltz an Friedrich II., 2. Mai 1781.

[7] Der Compte-rendu war mit blauem Umschlage versehen.

für gefährlich erklärten Neuerungen hervorgerufenen Kritiken, zuweilen auch unbescheidene Ansprüche erschütterten nach Verlauf kurzer Zeit das Ansehen des Generalcontrolors, und am 19. Mai 1781 gab er seine Entlassung trotz der Bemühungen der Königin, seinen Sturz zu verhüten und ihn zu bestimmen, zu bleiben.

Dieser Sturz erregte ein ungeheures Aufsehen. „Alle unparteiischen Personen sind bestürzt," schrieb eine Dame des Hofes.[1] In Paris wie in der Provinz gerieth die öffentliche Meinung in Aufruhr; man sah in diesem Ereignisse fast den Ruin des französischen Credits.[2] Neckers System, die Auflagen durch Anleihen zu ersetzen, schmeichelte einer leichtfertigen Nation, die nur die augenblickliche Erleichterung für die Gegenwart sah, ohne an die unvermeidlichen Lasten der Zukunft zu denken und ohne zu berechnen, dass Anleihen, deren gegenwärtiger Ertrag zur Zahlung der Interessen nicht genügte, unabwendbar binnen kurzer Frist zu erdrückenden Auflagen oder zu einem verheerenden Bankerott führten.[3] Das Murren im Publicum war groß; die Gemäßigtesten, selbst diejenigen, welche gewisse Pläne Neckers tadelten, sagten, man hätte seine Phantasie zügeln und seine Finanztalente nutzbar machen sollen. Die Königin gab laut ihr Bedauern kund, schloss sich einen ganzen Tag in ihr Zimmer ein, um zu weinen,[4] und beeilte sich, an ihren Bruder zu schreiben, dass sie an diesem Ministerwechsel keinen Antheil gehabt und darüber sehr betrübt sei.[5]

Maurepas erfreute sich seines Sieges nicht lange. Der alte Minister wurde zusehends schwächer, heftige Gichtanfälle quälten ihn unaufhörlich.[6] Im November 1784 wurde das Übel ernster; der Brand stellte sich ein, und man verlor alle Hoffnung. Als der Herzog von Lauzun die Nachricht von Cornwallis' Capitulation nach Paris brachte, meldete man ihn beim Premierminister an; er antwortete: „Ich bin nicht mehr von dieser Welt." Nichtsdestoweniger ließ er den Boten eintreten, aber die Zusammenkunft war kurz, der

[1] Die Marquise de Bombelles an den Marquis de Bombelles, 20. Mai 1781.

[2] Dieselbe an denselben, 24. Mai 1781.

[3] „Mémoires de Mirabeau", IV, 398.

[4] „Le salon de Mme Necker d'après des documents inédits" von Vicomte d'Haussonville.

[5] „Correspondance du comte de Mirabeau et du comte de la Marck", I, 46.

[6] Graf von Goltz an Friedrich II., 29. October 1781.

Greis lag im Sterben. Am 16. spendete man ihm die Sterbesacramente; am 21., um 11 Uhr abends, gab er seinen Geist auf.

Er verschied zu einer Stunde des Triumphes, aber ach! eines flüchtigen Triumphes, der die Gefahren der Zukunft weder verhehlen noch beschwören konnte. Maurepas hatte von den Ministern Ludwigs XV. ein erschöpftes, unzufriedenes, von jenen inneren Zuckungen, welche den Revolutionen vorangehen und sie vorandeuten, heimgesuchtes Frankreich geerbt. Nach sieben und einem halben Jahre einer ihm vom Könige eingeräumten absoluten Macht verschwand er von der Bühne und hinterließ eine ebenso, wie im Anfange, getrübte Lage, mit Schulden belastete Finanzen, eine unsichere Politik, die Autorität weniger geachtet als je, jeden Augenblick durch jene Flugschriften bekämpft, die er so gerne hatte, und jene Lieder, in denen er als Meister galt; im Volke tausend Keime der Empörung, eine über ihre Enttäuschung erboste und eben darum umso begehrlichere öffentliche Meinung. Der unheilbare Leichtsinn des alten Ministers hatte alle Triebfedern schlaff werden, alle Hilfsquellen vertrocknen lassen; er ließ das Staatsschiff im Stiche, ohne Steuerruder, allen Stürmen preisgegeben, auf dem er nach dem Ausspruche eines Zeitgenossen mehr Reisender als Steuermann gewesen.[1]

Ludwig XVI. vermisste nichtsdestoweniger diesen Minister, den er wie einen Mentor zu betrachten sich gewöhnt hatte, und bezüglich dessen die Bande der Gewohnheit zu Banden der Freundschaft geworden waren. „Ach!“ sagte er mit Thränen in den Augen, als er seinen Tod erfuhr, „so werde ich also nicht mehr jeden Morgen meinen Freund ober meinem Kopfe vernehmen.“ Während seiner letzten Krankheit überhäufte er ihn mit Zuvorkommenheiten und meldete ihm selbst die Geburt des Dauphin.[2] „Als die Königin ihn zu trösten suchte, erwiderte er, er würde nie die Opfer vergessen, die Herr v. Maurepas für ihn gebracht habe, indem er seine Güter und das angenehme Leben verlassen, das er dort hätte führen können, um ihm als Vater zu dienen.“ [3]

Wer sollte nun die schwierige Erbschaft antreten? Man beschäftigte sich schon seit einiger Zeit mit dieser Frage, da das

[1] „Souvenirs et portraits“ von Herzog von Lévis, p. 18.

[2] „Le Gouvernement de Normandie“, IV, 187.

[3] Daselbst p. 191 u. 192.

Alter des Ministers zu keinen Hoffnungen auf lange Jahre berechtigte. Die einen nannten den Herzog von Nivernais,[1] den, wie man sagte, der König von Preußen begünstigte;[2] andere neigten Sartines,[3] Machault, d'Ossun zu;[4] man sprach neuerdings von Choiseul und von Necker, den beiden Vielleicht, der Einnahme und der Ausgabe, sagte ein Epigramm.[5] Madame Adelaide, noch immer in Gunst, schob den Cardinal de Bernis in den Vordergrund.[6] Die Königin, die diesem Punkte eine wachsame Aufmerksamkeit widmete und „mit niemandem ein Zutrauen theilen wollte, das sie selbst ob ihres Eifers für den Staat, ihrer Anhänglichkeit an den König und der Reinheit ihrer Absichten ausschließlich zu verdienen sich schmeichelte,“[7] hätte den Erzbischof von Toulouse, Loménie de Brienne, Vermonds Freund vorgezogen, der den Ruf eines ausgezeichneten Verwalters genoss,[8] doch wagte sie nicht, ihn vorzuschlagen, weil sie wusste, dass ihr Gemahl einen entschiedenen Widerwillen hatte, irgend jemanden mit einem so wichtigen Titel zu bekleiden, und sich überaus fürchtete, beherrscht zu werden.[9] Sie täuschte sich nicht; Ludwig nahm keinen Premierminister, und Maurepas bekam keinen Ersatzmann; Vergennes, die hervorragendste Persönlichkeit im Cabinete, wurde leitender Minister, aber ohne den Titel zu führen.[10]

Joly de Fleury war Necker im Finanzministerium gefolgt; da er aber weder die Geschicklichkeit noch das Ansehen seines Vorgängers besaß, unterlag er bald unter der Wucht aufgehäufter Fehler.[11] D'Ormesson, der seine Stelle nach dem ausdrücklichen

[1] Die Marquise de Bombelles an den Marquis de Bombelles, 19. November 1781.

[2] Maria Theresia an Mercy, 31. Juli 1780. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 452.

[3] Dieselbe an denselben, 3. November 1780. — Daselbst, III, 483.

[4] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres“, 25. November 1781, XVIII, 178.

[5] Daselbst, 30. December 1781, XVIII, 243.

[6] Daselbst, 25. November 1781, XVIII, 178.

[7] Daselbst, 4. Jänner 1782, XX, 10.

[8] Mercy an Maria Theresia, 14. October 1780. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 480.

[9] Derselbe an dieselbe, 16. September 1780. — Daselbst, III, 468.

[10] Er bekam den Titel „Chef des königlichen Finanzrathes“.

[11] Die Königin trug viel zu seinem Sturze bei.

Willen des Königs einnahm[1] mit dem für ihn wiederhergestellten Titels eines Generalcontrolors, verband mit einem in den Annalen des Parlaments berühmten Namen den Ruf erprobter Redlichkeit. Er zählte erst 31 Jahre; da er sich mit seinem Alter und seiner Unerfahrenheit entschuldigte, um dem ihm angebotenen gefährlichen Posten zu entgehen, antwortete Ludwig XVI.: „Ich bin jünger als Sie, und mein Posten ist schwieriger, als der, den ich Ihnen anvertraue." Marie Antoinette war mit dieser Wahl zufrieden, und ihre laute Billigung derselben war umso verdienstvoller, als d'Ormesson sich nicht gescheut hatte, sich der Gefahr ihres Missfallens auszusetzen. „Vor seinem Eintritte ins Finanzministerium," erzählte ein Geschichtsschreiber, „hatte er schon in seiner Eigenschaft als mit der Direction von St. Cyr*[2] betrauter Staatsrath direct mit dem Könige zu verkehren. Als ihm die Königin mehrere Mädchen empfohlen hatte, die sie in jenem Hause unterbringen wollte, legte er dem Könige ein deren Namen und auf dem Rande den ihrer Protectorin enthaltendes Verzeichnis vor; doch in demselben Verzeichnisse legte er auch die Namen anderer Mädchen ohne Protection vor, deren Ansprüche er für sie sprechen ließ, und Ludwig wählte letztere." [2]

Ins Finanzministerium brachte d'Ormesson dieselbe Strenge in den Grundsätzen und dieselbe Uneigennützigkeit mit, die er in der Leitung von St. Cyr bewiesen. Leider ersetzen bei einem so heiklen Fache Ehrlichkeit und noch so ausdauernde Arbeit nicht die erworbenen Kenntnisse. D'Ormesson begieng Fehler; seine übelausgedachten Operationen verstimmten die Geschäftsleute, seine Redlichkeit erbitterte die Höflinge. Man machte seine Ehrlichkeit lächerlich, und nach sieben Monaten musste er sich zurückziehen.

Es begannen wieder die Intriguen, eine Menge Namen wurden aufs Tapet gebracht: Sénac de Meilhan, Intendant von Hainaut; Foulon, ehemals Intendant von Paris; Loménie de Brienne; Erzbischof von Toulouse u. s. w. Der Intendant von Flandern, Herr v. Calonne, trug den Sieg davon; am 3. November 1783 wurde er zum Generalcontrolor ernannt.

[1] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 19. April 1783, XXII, 253.

[2] Droz, „Histoire de Louis XVI", I, 393 u. 394.

Zwanzig Jahre vorher schrieb ein Minister Ludwigs XV., Herr v. Boynes, über diese Persönlichkeit folgende Zeilen nieder: „Was man immer von Herrn v. Calonne sagen möge, ich verschiebe noch mein Urtheil über ihn, doch was die Gegenwart betrifft, scheint er mir mehr Glanz als Festigkeit, mehr Anstelligkeit als Fähigkeit zu besitzen. Ich fürchte, er verdanke seinen Ruf seiner Ungezwungenheit im Ausdrucke und einem gewissen vortheilhaften Auftreten, das besonders bei den Frauen Erfolg hat.“ [1]

Herr v. Boynes hatte sich nicht getäuscht. Herr v. Calonne war leichtlebig, geistreich, liebenswürdig in der vollen Bedeutung des Wortes, von angenehmen Zügen, durchdringendem Blicke, hübschem Körperbaue, edlem Anstande ohne Hochmuth und Wichtigthuerei und ohne jene Art von steifer Haltung, die nach der Amtsstube riecht, von lebhaftem Charakter, mehr über Auskunfts- als über Hilfsmittel verfügend, geschickter zu Intriguen als zu großen Unternehmungen, mehr um Eleganz als um ernstes Auftreten besorgt, und verband eine außerordentliche Arbeitsleichtigkeit mit ebenso großem Schauder vor Ziffern und mit unheilbarem Leichtsinn. So besaß er alle Eigenschaften eines Weltmannes, aber sehr wenige eines Staatsmannes und noch weniger die eines Finanzmannes; [2] er war übrigens ein ganz hervorragend gefährlicher Geist, weil man sich leicht von seinen Vorspiegelungen fangen ließ, und weil „seine Phantasie“, von falschen Grundlagen und gewagten Annahmen ausgehend, „Maßregeln ersann und seine Beredsamkeit zur Annahme brachte, die weder der gesunde Sinn noch die Vernunft zulassen konnten“.[3] Einst von Choiseul ausgezeichnet,[4] nacheinander Intendant von Rennes, Metz und Lille, aber vor Gott, dem Teufel und den Menschen mit Schulden beladen, „roch“ er seit langem nach dem Finanzministerium.[5] Beim Sturze Neckers, zu dem er durch kleine Flugschriften, von denen einige, wie „Die Wie?“, der „Brief des Marquis Caraccioli“, einen gewaltigen Erfolg hatten, beigetragen, hoffte er ans Ziel zu gelangen; er spielte Piquet mit Frau v. Mau-

[1] Tagebuch des Herrn v. Boynes (Manuscript).

[2] „Souvenirs et portraits“ vom Herzog von Lévis, p. 76 u. 77.

[3] Die Marquise de Bombelles an die Marquise de Raigecourt, 13. Jänner 1791.

[4] Handschriftliches Tagebuch des Herrn v. Boynes, 17. October 1765.

[5] „Mémoires d'Augeard“, p. 106.

repas, machte Herrn v. Maurepas den Hof; allein der alte Minister antwortete jemandem, der ihm von Calonne als Nachfolger Neckers sprach: „Pfui! das ist ein Narr, ein Verschwender. Die Finanzen in solche Hände legen! Der königliche Schatz wäre bald ebenso leer als seine Börse!“ [1] Joly de Fleury, dann d'Ormesson wurden vorgezogen.

Calonne ließ sich nicht entmuthigen. Vom Premier abgewiesen, vom Könige zurückgestoßen, bei der Königin nicht beliebt,[2] schlug er sich auf die Seite der Capitalisten, der Höflinge und der Prinzen. Er sagte und ließ sagen, er allein kenne die Mittel, die Finanzen einer großen Monarchie zu leiten, er verstehe es, dem Schatze wieder Überschüsse zuzuführen, ohne zu kleinlichen Ersparungsplänen herabzusteigen, wodurch thörichterweise der Hof verdrießlich gemacht worden sei, mit einem Worte, dass man sehen würde, wie er das Interesse des Staatsvermögens mit dem des Privatvermögens zu versöhnen wüsste.[3] „Man muthete ihm höhere Anlagen zu, weil er die ernstesten Sachen leichthin behandelte.“ [4] Der Graf von Artois ließ sich verlocken, Frau v. Polignac und der Graf de Vaudreuil waren begeistert, der Polizeilieutenant Lenoir mischte sich ein,[5] der Hofbanquier, Herr d'Harvelay, dessen Frau Calonnes Maitresse war, nahm es auf sich, Vergennes zu gewinnen, und als d'Ormesson seine Entlassung gab, war alles in Bereitschaft. Frau von Polignac, von Baron de Breteuil unterstützt, begab sich zur Königin, sie zu bitten, für ihren Schützling einzutreten. Die Königin widerstand lange, endlich aber, von ihrer Favoritin gequält, von einem Manne, in den sie Vertrauen setzte, Breteuil, gedrängt,[6] versprach sie, nicht zwar die Wahl des Herrn v. Calonne zu unterstützen, aber sich am nächsten Tage mit dem Könige zu besprechen; an diesem Tage rangen die Listen Frau v. Polignacs, das Zureden Herrn v. Vaudreuils, des Herzogs von Coigny [7] und des Grafen von Artois und die Gefälligkeit und, wie man sagt, die geheime

[1] „Mémoires d'Augeard“, p. 107.
[2] „Mémoires de Mme Campan“, p. 194.
[3] Droz, „Histoire de Louis XVI“, I, 398.
[4] Frau v. Staël, „Considerations sur la Révolution française“, I, 90.
[5] „Mémoires d'Augeard“, p. 121.
[6] Daselbst.
[7] „Mémoires de Mme Campan“, p. 214.

Unterstützung Vergennes'[1] dem Herrscherpaare die Ernennung eines Mannes ab, für den sie weder Neigung noch Achtung hatten,[2] der aber die Sympathien der „schönen Damen" besaß.[3]

Die Königin bereute es bald; sie wusste Frau v. Polignac schlechten Dank für ihre Fürsprache in dieser Angelegenheit und verhehlte ihr Missvergnügen nicht. Eines Tages ließ sie sich sogar bei der Herzogin zur Äußerung hinreißen, dass die Finanzen Frankreichs abwechselnd aus den Händen eines ehrlichen Mannes ohne Talent in die eines geschickten Ränkeschmiedes übergiengen.[4] Calonne erfuhr es und that alles, um den Widerwillen der Königin zu überwinden und ihre Gnade wiederzugewinnen, indem er ihre geringsten Wünsche zu errathen suchte, jedem möglichen Verlangen von ihr entgegenkam,[5] auch ihrer Neigung zur Wohlthätigkeit schmeichelte und ihre Nächstenliebe auszubeuten bemüht war. Im strengen Winter von 1783 bis 1784 spendete der König drei Millionen für die Armen; Calonne bot eine davon der Königin an, damit sie diese unter ihrem Namen und nach ihrem Belieben vertheilen lasse. Die Königin lehnte ab und erwiderte, die ganze Summe müsse im Namen des Königs vertheilt werden; was sie betreffe, so würde sie sich Entbehrungen auferlegen, um den Unglücklichen mit ihren Ersparnissen beizustehen. Als Calonne fort war, ließ sie Frau Campan rufen und sagte zu ihr: „Wünschen Sie mir Glück, ich habe soeben eine Falle oder wenigstens etwas vermieden, was mir in der Folge großen Kummer bereitet hätte." Sie setzte hinzu: „Dieser Mensch wird die Staatsfinanzen vollends zugrunde richten. Man sagt, dass er seine Stelle durch mich erhalten habe; man hat dem Volke die Meinung beigebracht, ich sei verschwenderisch; ich wollte nicht, dass eine Summe aus dem königlichen Schatze, sei es zum edelsten Gebrauche, in meine Hände komme." [6]

Was auch der Generalcontrolor thun mochte, die Königin blieb unbeugsam; sogar die Zuvorkommenheit, die er ihr gegen-

[1] Droz, „Histoire de Louis XVI", I, 400.
[2] Daselbst p. 121.
[3] „Le Gouvernement de Normandie", IV, 223 u. 225.
[4] „Mémoires de Mme Campan", p. 196 u. 197.
[5] „Correspondance du comte de Mirabeau et du comte de la Marck", I, 87.
[6] „Mémoires de Mme Campan", p. 197 u. 198.

über zur Schau trug, vermehrte ihre Abneigung gegen ihn;[1] Calonne wieder, von Marie Antoinette hartnäckig zurückgewiesen, wurde einer ihrer erbittertsten Feinde. Wir werden den Beweis dafür später finden.

Damals wurde die Aufmerksamkeit der Königin durch einen wichtigen Gegenstand in Anspruch genommen.

Im Jahre 1780 war Erzherzog Maximilian zum Coadjutor*[3] von Köln erwählt worden. Maria Theresia, die damals noch lebte, hatte sich mit jener salbungsvollen Dringlichkeit, deren Geheimnis sie so wohl kannte, an die Liebe ihrer Tochter gewendet und ihr vorgestellt, dass man zu ihrem eigenen Heile und dem Frankreichs den schlechten Absichten Friedrichs II., dieses „bösen Nachbarn", der für „unsere heilige Religion", für Frankreich und Österreich, deren Interessen dieselben seien,[2] gefährlich wäre, zuvorkommen müsse. Marie Antoinette, die für alles, was ihre Geschwister, namentlich Maximilian,[3] betraf, große Empfänglichkeit besaß und den König von Preußen „verabscheute",[4] nahm sich der Sache ihres Bruders mit Wärme an. Sie sprach mit Maurepas, und da Vergennes keine ernsthafte Einwendung erhob[5] und der König zustimmte,[6] so verwendete sich der französische Gesandte in Köln, Graf von Châlons, zu Gunsten des Erzherzogs,[7] der zum Coadjutor von Köln und Münster mit künftiger Nachfolge erwählt ward.

Vier Jahre später drohte eine ernstere Angelegenheit; anstatt einer deutschen Reichsfrage war es eine europäische Frage. Maria Theresia war todt, und Josef II. besaß weder die Weisheit seiner Mutter, noch genoss er die hohe Achtung, deren sie sich in der ganzen Welt erfreute. Er verletzte sogar während des amerikanischen

[1] „Correspondance du comte de Mirabeau et du comte de la Marck", I, 57.

[2] Maria Theresia an Marie Antoinette, 2. August 1780. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 452 u. 453.

[3] Mercy an Maria Theresia, 18. Juni 1780. — Daselbst, III, 441.

[4] Derselbe an dieselbe, 16. September 1780. — Daselbst, III, 469.

[5] Marie Antoinette an Maria Theresia, 13. Juli 1780. — Daselbst, III, 446.

[6] Maria Theresia an Marie Antoinette, 2. August 1780. — Daselbst, III, 452.

[7] Marie Antoinette an Maria Theresia, 15. August 1780. — Daselbst, III, 454.

Krieges das französische Gefühl, indem er seine Neigung für England nicht verhehlte[1] und den Plan einer Reise nach diesem Lande ankündigte, die zu solcher Zeit Marie Antoinette empfindlich verletzte.[2] Nichtsdestoweniger wandte er sich an seine Schwester, als seine Angelegenheiten sich verwickelten.

Die Verträge von 1648 hatten die Mündungen der Schelde gesperrt und deren Bewachung den Holländern anvertraut. Der Kaiser ertrug mit Widerwillen diese den Handel der Niederlande und besonders Antwerpens so hinderliche Verfügung. Schon während des amerikanischen Krieges brachte er die Frage zur Sprache und machte Frankreich Eröffnungen, das, ohne einen ernstlichen Einwand zu erheben, den Frieden abzuwarten verlangte.[3] Nach Abschluss des Friedens nahm er die Sache wieder auf, verlangte die freie Schiffahrt auf dem Flusse und gab auf die Weigerung der Generalstaaten hin einem seiner Fahrzeuge den Befehl, die Durchfahrt zu erzwingen; die Holländer beschossen das Schiff und nahmen es weg.[4] Sofort sammelte sich ein österreichisches Heer an der Grenze, und die erschreckten Generalstaaten baten um Frankreichs Unterstützung. In Paris und Versailles sprach man sich, stets voreingenommen gegen den angeblichen Ehrgeiz des Hauses Habsburg, entschieden zu Gunsten Hollands aus. Die Minister traten zusammen und verlangten ein rasches Vorgehen gegen Österreich. Und die eifrigsten gegen Josefs Pläne waren gerade diejenigen, die die öffentliche Meinung als Schützlinge Marie Antoinettes betrachtete: der Kriegsminister Ségur, der Marineminister Castries und der frühere französische Botschafter in Wien, Baron de Breteuil.[5]

Um einen Ausbruch hintanzuhalten, schrieb der Kaiser an seine Schwester. Schon 1783 hatte er sich über die üble Stimmung Frankreichs beschwert, das gar zu leicht die Vortheile vergesse, die es aus der österreichischen Allianz gezogen habe, und deren Wohlthaten nur sich allein vorbehalten wolle.[6] Im Jahre 1784 wieder-

[1] Maria Theresia an Mercy, 3. März 1780. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 405.

[2] Marie Antoinette an Maria Theresia, 13. Juli 1780. — Daselbst, III, 445.

[3] Josef II. an Leopold, 3. December 1780.

[4] Am 4. October 1784.

[5] „Revue historique", Jänner-Februar 1881, p. 8.

[6] Josef II. an Marie Antoinette, 9. September 1783.

holte er seine Beschwerden und sein Verlangen. Die Königin setzte diesen Vorwürfen eine Art Ablehnung entgegen; ihr Einfluss, erklärte sie, sei weit entfernt von der Kraft und Festigkeit, die man sich vorstelle. Wäre es klug von ihr, mit den Ministern Auftritte über Gegenstände zu haben, betreffs deren sie fast sicher sei, dass der König sie nicht stützen würde?[1] Ludwig XVI., in der Angelegenheit befragt, bot seine Vermittlung an, nichts weiter.[2] Der Kaiser war mit dieser Zurückhaltung unzufrieden und verbarg seinen Unmuth darüber nicht. „Solange Frankreich in den amerikanischen Krieg verwickelt war," sagte er zum Grafen von der Marck, „habe ich davon abgesehen, meine Rechte gegen Holland geltend zu machen, obwohl es damals für Frankreich schwierig gewesen wäre, dem entgegenzutreten. Man soll also in Versailles dem Vertrauen und der Mäßigung, die ich damals gezeigt habe, Rechnung tragen."[3]

In dem Briefe, den er an seine Schwester richtete, betheuerte er, dass er keine Gebietsvergrößerung in den Niederlanden, sondern einfach Genugthuung für einen seiner Flagge angethanen Schimpf beanspruche.[4] Gegen den König sprach er sich deutlicher aus; er forderte die Abtretung der Festung Mastricht und ihres Gebietes,[5] und ließ einige Tage darauf durch Mercy eine Note mittheilen, in welcher er den Ausgleich mit Holland mit dem Projecte eines Eintausches Bayerns gegen die Niederlande in Verbindung brachte, dem, wie er sagte, weder der Kurfürst von der Pfalz, noch der Herzog von Zweibrücken entgegen wären.[6]

Das hieß soviel, als auf die Bestimmungen des Teschener Friedens zurückkommen. Der König machte den Kaiser darauf aufmerksam, der diesem neuen Vorhaben entsagte.[7]

Doch die holländische Frage kam nicht in Fluss. Auf beiden Seiten nahm die Erbitterung zu. Umsonst that die Königin alles,

[1] Marie Antoinette an Josef II., 22. September 1784.

[2] Ludwig XVI. an Josef II., 26. October 1784.

[3] „Correspondance du comte de Mirabeau et du comte de la Marck", I, 44 u. 45.

[4] Josef II. an Marie Antoinette, 29. October und 19. November 1784.

[5] Josef II. an Ludwig XVI., 20. November 1784.

[6] Ludwig XVI. an Josef II., ohne Datum.

[7] Josef II. an Leopold, 24. December 1784.

was sie konnte, um die Gemüther zu beruhigen,[1] umsonst sprach sie mit dem Könige und mit Vergennes, hielt sogar die Absendung einer Note auf,[2] in der Hoffnung, dass inzwischen von Wien eine versöhnlichere Antwort eintreffen würde;[3] die Lage wurde immer gespannter. Die Generalstaaten zogen die Sache in die Länge. Josef II., von seinem Bruder Leopold aufgestachelt, richtete ein Ultimatum an sie,[4] und als Antwort wurde der Befehl ertheilt, zwei französische Corps zu sammeln, das eine an den Ufern des Rheins, das andere an der Grenze von Flandern unter dem Commando des Prinzen von Condé.[5]

Die Königin war im höchsten Grade beunruhigt; ihre Neigungen und Interessen waren ins Mitleid gezogen, ihr Herz und ihre Vernunft widerstrebten einem Kriege, der in ihren Augen brudermörderisch gewesen wäre; nicht ohne Schauder konnte sie den Bruch einer Allianz ins Auge fassen, in der eine heißgeliebte Mutter, die sie noch immer beweinte, sie gewöhnt hatte, die Schutzwehr des Weltfriedens, die sicherste Bürgschaft für das Glück der Völker und die Stütze „unserer heiligen Religion" zu sehen. Die Lösung dieses Bündnisses würde ihr auf immer „Glück und Ruhe" rauben.[6] Sie misstraute Vergennes, und hatte nicht Unrecht. Die Sympathien dieses Ministers waren auf Preußens Seite, so dass er den Satz niederschrieb, dessen Verwirklichung in diesem Jahrhundert die bekannten traurigen Ergebnisse gebracht hat: „Wenn es zu wählen gälte zwischen der Erhaltung der Zweige des Hauses Bourbon in Italien und jener der preußischen Macht in Deutschland, so müsste man sich für das Aufgeben der ersteren und für die Aufrechterhaltung letzterer entscheiden."[7] Die Königin bemerkte, dass die Sprache des Königs, wenn sie allein und zuerst ihn sah, ganz verschieden war von derjenigen, die er nach einer Conferenz mit seinem Minister führte.[8] Musste sie nicht annehmen, dass die Ansichten ihres Gemahls im Grunde mit ihren eigenen zusammen-

[1] Josef II. an Leopold, 13. Jänner 1785.
[2] Marie Antoinette an Josef II., 26. November 1784.
[3] Dieselbe an denselben, 4. Februar 1785.
[4] Leopold an Josef II., 10. December 1784.
[5] Marie Antoinette an Josef II, 4. Februar 1785.
[6] Dieselbe an denselben, 17. October 1785.
[7] Vergennes an Ludwig XVI., 29. März 1784.
[8] Marie Antoinette an Josef II., 1. Februar 1785.

trafen, und daſs nur Vergennes ihn davon abbrachte? Und wie war dieſe anſcheinende Doppelzüngigkeit zu erklären, wenn ſie ſich in ihrem Urtheile täuſchte? Darum wollte ſie mit dem Könige und dem Miniſter nur in der Gegenwart beider verkehren[1] und vervielfältigte ihre Schritte, um zu einer Löſung zu gelangen; es war Eile nöthig, um einen dem Ausbruche nahen Conflict vorzubeugen;[2] ſie drang in den König, in die Miniſter ebenſogut wie in den Kaiſer, keine neuen Schwierigkeiten und Anſprüche zu erheben.[3] Die Königin verlor hiebei nie die Intereſſen des Landes, deſſen Souveränin ſie war, aus den Augen; als eines Tages der ſchwediſche Geſandte in einer Privataudienz die Unterhaltung auf die wichtige holländiſche Frage, die alle Höfe beſchäftigte, gebracht hatte, ſprach ſich die Königin mit der vollen Aufrichtigkeit eines Privatgeſpräches aus und ſetzte hinzu: „Übrigens können Sie überzeugt ſein, daſs ich mich in nichts miſchen werde, ſobald ein Entſchluſs gefaſst iſt, und auf alle Fälle trotz meiner Freundſchaft für den Kaiſer nicht vergeſſen werde, daſs ich Königin von Frankreich und Mutter des Dauphin bin.“[4] Und trotz ihrer geringen Sympathien für Vergennes weigerte ſie ſich zweimal, den Herzog von Choiſeul und deſſen Schweſter, die Herzogin von Gramont, erbitterte Feinde des Miniſters, zu empfangen.[5] Andererſeits bat ſie Joſef II., den König durch Verzicht auf jede Eroberungs- und Vergrößerungsabſicht in den Stand zu ſetzen, die Holländer zu der ihm ſchuldigen Genugthuung zu veranlaſſen, und ſelbſt als ſie ihren Bruder aufforderte, eine feſte Sprache zu reden, ſo geſchah es nur, um ſchneller zu einer Löſung zu kommen; ſolche Eile hatte ſie, das ſie bedrohende Kriegsgeſpenſt endlich verſchwinden zu ſehen.[6]

Mittelſt vieler Unterhandlungen, Brief- und Depeſchenwechſel gelang es endlich, folgende Vorſchläge zu formulieren: Der Kaiſer verzichtet auf die Eröffnung der Schelde;[7] die Holländer leiſten für die der öſterreichiſchen Flagge zugefügte Beleidigung mündliche

[1] Marie Antoinette an Joſef II., 31. December 1784.
[2] Dieſelbe an denſelben, 16. Mai 1785.
[3] Dieſelbe an denſelben, 5. Mai 1785.
[4] Baron Staël an Guſtav III., 7. November 1784.
[5] Derſelbe an denſelben, 26. December 1784.
[6] Marie Antoinette an Joſef II., 5. November 1784 und 8. Auguſt 1785.
[7] Joſef II. an Marie Antoinette, 20. Februar 1785.

Genugthuung und treten Maſtricht ab; da aber dieſe Feſtung von ihnen als ein nothwendiges Bollwerk gegen Deutſchland betrachtet wird, tritt ſie ihnen der Kaiſer ſofort wieder ab gegen eine Geldentſchädigung.[1] Die Generalſtaaten nahmen an, verſtanden ſich zu den Entſchuldigungen und ließen ſie ſofort in Wien durch zwei Abgeſandte, Graf Waſſenaer und Baron Leyden, vorbringen.[2] Doch feilſchten ſie bei ihrem Krämergeiſte um den zu zahlenden Preis.[3] Joſef II. verlangte 9,500.000 Gulden, die Republik wollte nur 5,100.000 Gulden geben. Die Sache zog ſich in die Länge; das auf den 1.,[4] dann auf den 15. März anberaumte Arrangement wurde auf den 15. September verſchoben; die Gemüther wurden neuerdings verbittert; der Kaiſer wurde dieſer fortwährenden Aufſchübe überdrüſſig, die Königin noch mehr, nicht ſo ſehr aus Groll als in dem Wunſche, ſo raſch als möglich zu einer guten Löſung[5] zu gelangen und einen Krieg zu vermeiden.[6]

Man muſste zu einem Ende kommen. Frankreich nahm denjenigen Theil der Schuld auf ſich, den die Generalſtaaten nicht leiſten wollten, doch, ſagt ein Geſchichtſchreiber, „ſich Vortheile ſichernd, die dieſes Opfer weit überſtiegen“.[7] Die Friedenspräliminarien wurden endlich den 20. September 1785 unterzeichnet,[8] denen ein halbes Jahr ſpäter ein Vertrag zwiſchen Frankreich und Holland folgte. Eine ſolche Großmuth war in dieſem Falle Geſchicklichkeit, und die Verſtändigen hielten dafür, das ſei kein zu hoher Preis für die Erhaltung des europäiſchen Friedens und der beiden Allianzen, von denen die eine Frankreich auf lange Zeit vor einem continentalen Kriege ſicherte, die andere demſelben jüngſthin im Seekriege gegen England wichtige Dienſte geleiſtet hatte.*[4]

Doch das in der Politik kurzſichtige Publicum tadelte das, was ihm als Verſchwendung vorkam; es machte Marie Antoinette dafür verantwortlich und behauptete, ſie ſchickte ihrem Bruder die

[1] Ludwig XVI. an Joſef II, ohne Datum.

[2] Intereſſant iſt, daſs dieſe beiden Deputierten, um ihre Zeit in Wien nicht zu verlieren, einen Schmuggel mit Damenſtoffen begonnen hatten.

[3] Marie Antoinette an Joſef II., 16. Mai 1785.

[4] Joſef II. an Ludwig XVI., 21. Februar 1785.

[5] Marie Antoinette an Joſef II., 8. Auguſt 1785.

[6] Dieſelbe an denſelben, 19. September 1785.

[7] Droz, „Histoire de Louis XVI“, I, 435.

[8] Joſef II. an Leopold II., 24. September 1785.

Millionen Frankreichs: eine erbärmliche Lüge, die durch einfache Auseinandersetzung der Thatsachen widerlegt wird, und die Josef II. selbst widerlegte, als er auf seinem Sterbebette erklärte:

„Ich weiß wohl, dass die Feinde meiner Schwester Antoinette gewagt haben, sie zu beschuldigen, sie habe mir beträchtliche Summen zukommen lassen. Ich erkläre, bereit vor Gott zu erscheinen, dass dies eine entsetzliche Verleumdung ist.“ [1]

„Es war keine politische Angelegenheit, die ungefähr um dieselbe Zeit alle Geister in Frankreich beschäftigte, und doch nahm diese Angelegenheit, die eine rein literarische zu sein schien, den Umfang einer großen politischen Frage an und vergoss mehr Tinte, veranlasste mehr Gerede, verschwendete mehr diplomatische Schritte und spann mehr Intriguen, als wenn es sich um einen Vertrag zwischen zwei Mächten gehandelt hätte. Eigentlich waren wirklich zwei Mächte im Spiele: die alte Macht der Monarchie, die jüngere Macht der öffentlichen Meinung. Wird das neue Lustspiel von Beaumarchais, „Figaros Hochzeit“, aufgeführt werden oder nicht? Das war das Problem, welches die Salons und die Akademien leidenschaftlich aufregte. Das Stück war im Théâtre-Français seit Ende 1781 angenommen worden; aber die Censur widersetzte sich der Aufführung, und diese hatte anfangs 1784 noch nicht stattgefunden. Der König hatte sich das Manuscript von Frau Campan in Gegenwart der Königin vorlesen lassen; er war tief verletzt von dem darin herrschenden freigeisterischen Tone und den zahllosen Angriffen, die das Stück gegen die Verwaltung und die Einrichtungen des Landes und gegen die meisten Ideen enthielt, welche die Grundlage der damaligen Staatsordnung bildeten. Sein gesunder Sinn begriff die Gefahren derartiger Hinweisungen, die vom kritisierenden Geiste der Zeit zurechtgelegt wurden. Bei der Tirade gegen die Staatsgefängnisse erhob er sich plötzlich und rief: „Es ist abscheulich; das wird nie gespielt werden. Man müsste die Bastille zerstören, damit die Aufführung dieses Stückes nicht eine gefährliche Inconsequenz wäre. Dieser Mensch spottet über alles, was bei einer Regierung achtungswert ist.“ — „Das Stück wird also nicht gespielt werden?“ fragte die Königin. — „Nein, gewiss nicht,“ erwiderte Ludwig, „du kannst dessen sicher sein.“ [2]

[1] „Mémoires du comte de Tilly“, p. 348.

[2] „Mémoires de Mme Campan“, p. 203.

Beaumarchais aber sagte: „Das Stück wird gespielt werden," und Beaumarchais behielt Recht. Er hatte den König und den Siegelbewahrer gegen sich, aber er hatte das Publicum und einen Theil des Hofes für sich. Als geschickter und erfahrener Intriguant hatte er unter der Hand durch unbedeutende, gewandt verbreitete Gerüchte, dank der Mitschuld der einen, der Dummheit und Eitelkeit der andern, die öffentliche Meinung in Aufregung versetzt und die Neugierde wachgerufen. Jeder wollte dieses Werk kennen, das die Minister misstrauisch machte, dessen Aufführung verboten, dessen Lectüre aber erlaubt war. Obwohl Beaumarchais sich anscheinend in den Hintergrund zurückzog und aus Rücksicht auf den Willen des Königs abzulehnen schien, entsprach er doch mit Entzücken so lebhaft geäußerten Wünschen: er las selbst vor, und um die Wette bewarb man sich um die Gunst, ihn zu hören, theils in seiner Wohnung, theils in den glänzendsten Salons. Bischöfe, Erzbischöfe verschmähten nicht, unter der Zuhörerschaft zu erscheinen.[1] „Täglich," erzählt Frau Campan, „hörte man sagen: Ich habe beigewohnt oder ich werde beiwohnen der Lectüre des Stückes von Beaumarchais."[2] Als ein Mann, der kein Mittel vernachlässigte, hatte der Verfasser für diese Sitzungen ein elegantes, in Rosa gebundenes Manuscript vorbereitet, auf dem mit großen Buchstaben stand: „Komisches Werkchen." „Ein sonderbarer Titel," sagt richtig Herr v. Loménie, „für ein umfangreiches Lustspiel in fünf Acten, eine Art Hebel, der zum Sturze des ancien régime beigetragen hat."[3] Aber damals war alles in das Stück vernarrt. Die hohen Herren waren die ersten, welche die Satire auf ihre Sitten, eine nicht allein gegen ihre Vorrechte, sondern auch gegen ihren berechtigten Einfluss gerichtete Kriegsmaschine, beklatschten. „Nur kleine Geister fürchten kleine Schriften," sagt Figaro im Stücke. Niemand wollte für einen kleinen Geist gelten. Der Baron de Breteuil, der Graf de Vaudreuil, Frau v. Polignac traten den Anhängern Beaumarchais' bei. Die Prinzessin de Lamballe beorderte den Herzog von Fronsac an ihn, um die Gunst einer Vorlesung bei ihr zu erbitten, und der geschickte Lustspieldichter sagte erst zu, nachdem er sich hatte lange bitten lassen. Als Graf und Gräfin du Nord

[1] De Loménie, „Beaumarchais et son temps", II, 304.

[2] „Mémoires de Mme Campan", p. 202.

[3] „Beaumarchais et son temps", II, 295.

nach Frankreich kamen, wollten sie „Figaros Hochzeit“ kennen lernen. „Das Stück interessierte uns sehr,“ sagt die Baronin Oberkirch.[1] Auf all diese Zustimmungen gestützt, schrieb Beaumarchais neuerlich an den Polizeilieutenant um die Ermächtigung zur Aufführung seines Werkes, indem er versicherte, er hätte darin große Veränderungen vorgenommen.[2] Der Polizeilieutenant, oder vielmehr der Siegelbewahrer gab keine Antwort; aber im Juni 1783 wurden die Gesuche dringender, und die Erlaubnis wurde ertheilt. Die Schauspieler der Comédie-Française erhielten den Auftrag, das Stück einzulernen, und der Kammerherr ermächtigte Herrn v. la Ferté, zu diesem Schauspiele das Hôtel des Menus Plaisirs herzuleihen. Die Karten wurden an den ganzen Hof vertheilt; schon drängten sich die Equipagen am Thore des Theaters; der Raum war zur Hälfte gefüllt; da wurde in der letzten Minute die Aufführung mittelst lettre de cachet verboten. Man denke sich den Lärm. „Dieses Verbot des Königs,“ sagt Frau Campan, „erschien als ein Angriff auf die öffentliche Freiheit. Alle getäuschten Hoffnungen steigerten die Unzufriedenheit auf einen solchen Grad, dass die Worte ‚Unterdrückung‘, ‚Tyrannei‘ in den dem Sturze des Thrones vorausgehenden Tagen nie heftiger ausgestoßen wurden.“ [3]

Ludwig XVI. glaubte, einen Act der Stärke vollbracht zu haben; er hielt ihn aber nicht aufrecht, und das war ein Act der Schwäche. Er selbst misstraute seiner Festigkeit. „Ihr werdet sehen,“ sagte er einmal, „dass Herr v. Beaumarchais mehr Einfluss haben wird als der Herr Siegelbewahrer“ — ein sonderbares Zeichen der Zeit und ein noch sonderbareres Zeichen des Charakters ein solches Wort von einem Souverän, der seine und seiner Minister Autorität so wohlfeil bewertete. Er täuschte sich übrigens nicht; drei Monate nach jenem Verbote wurde das Stück aufgeführt, noch nicht öffentlich, aber vor einem Theile des Hofes und in Gegenwart eines Bruders des Königs. Herr v. Vaudreuil, der in seinem Hause in Gennevilliers eine neue und pikante Belustigung bieten wollte, hatte es auf sich genommen, die Aufhebung des Verbotes zu erlangen. Wie gelang ihm dies? Wir wissen es nicht.

[1] „Mémoires de la baronne d'Oberkirch“, I, 219.

[2] „Beaumarchais et son temps“, II, 304.

[3] „Mémoires de Mme Campan“, p. 204.

Gewiſs iſt nur das lebhafte Verlangen dieſer leichtſinnigen Geſellſchaft nach dem Stücke. „Außerhalb ‚Figaros Hochzeit' kein Heil," ſchrieb Vaudreuil an den Herzog von Fronſac, und dieſer ordnete in aller Eile einen Courier an den damals in England befindlichen Beaumarchais ab, um die raſche Befriedigung der Ungeduld ſeines Freundes, „dieſer Damen" und des Grafen von Artois zu erlangen.[1]

Die Breſche war geſchoſſen. „Die Gegenwart des Grafen von Artois und das wirkliche Verdienſt dieſes reizenden Stückes zerſtörten endlich die Hinderniſſe, welche die Vorſtellung und folglich auch den Erfolg verzögert hatten," ſchrieb Herr v. Vaudreuil an den Verfaſſer. Es handelte ſich nur noch darum, einen Sturmbock zu finden, um die Feſtung vollends niederzureißen. Der Sturmbock wurde gefunden. Der König, mit Bitten beſtürmt, antwortete, es gebe noch Dinge, die nicht in dem Werke bleiben dürfen; man müſſe neue Cenſoren ernennen, und der Verfaſſer könnte umſo leichter Ausſcheidungen vornehmen, als das Stück zu lang ſei. Das war eine Capitulation. Die neuen Cenſoren täuſchten ſich nicht; ſie verlangten einige unwichtige Änderungen, und am 27. April 1784 wurde „Figaros Hochzeit" im Théâtre-Français geſpielt. Der König glaubte an einen Miſserfolg; überzeugt, daſs die geforderten Streichungen dem Stücke alles Intereſſe und ſo alle Würze nehmen würden, fragte er Herrn v. Montesquiou: „Heh, was prophezeien Sie über den Erfolg?" — „Majeſtät, ich hoffe, das Stück wird fallen." — „Ich auch," verſetzte der König. — „Ja," ſagte Sophie Arnould, „das iſt ein Werk, um fünfzigmal hintereinander zu fallen."

Man weiß, wer von beiden, Ludwig XVI. oder Fräulein Arnould, recht hatte. „Es gibt etwas Närriſcheres als mein Stück," ſagte Beaumarchais ſelbſt, „nämlich ſeinen Erfolg." Wer kennt nicht das Bild der erſten Aufführung? Ganz Paris drängte ſich zum Erſticken an den Zugängen des Theaters; „die blauen Ordensbänder, in der Menge verloren, ſtießen mit Savoyarden zuſammen; die Garden wurden zerſtreut, die Thüren eingeſtoßen, die Eiſengitter brachen unter dem Andrange der Stürmenden;"[2] der Raum war übervoll; der Graf von Provence war in Gala-Equipage

[1] „Beaumarchais et son temps", II, 310 u. 311.

[2] Daſelbſt, II, 325.

gekommen; Parterre und Logen, die einen als Angreifer, die anderen in ihrem Leichtsinne, begrüßten mit lärmenden Zurufen all die geistreichen oder cynischen Stellen, die die bestehende Ordnung der Dinge kühn untergraben; und im Hintergrunde einer vergitterten Loge befanden sich drei Männer, deren Namen die drei Mächte der Zeit: Literatur, Parlament, Regierung, personificierten. Beaumarchais, Abbé Sabattier, Abbé Calonne, die fröhlich diesem Getümmel zusahen, das gleichsam das Vorspiel und Vorbild des Sturmes auf die Monarchie war.

Es ist sehr schwer, den Antheil der Königin an dieser ganzen Angelegenheit zu bestimmen. Frau Campan behauptet, dass sie „ihre Unzufriedenheit allen Personen bezeigte, die den Verfasser von ‚Figaros Hochzeit' unterstützt hatten, um vom Könige die Zustimmung zur Aufführung seines Lustspieles zu erlangen".[1] Andererseits citiert der Biograph Beaumarchais', Herr v. Loménie, einen Brief des Herzogs von Fronsac an Papillon de la Ferté, der folgende Stelle enthält: „Die Königin hat mir gesagt, dass der König der Aufführung von ‚Figaros Hochzeit' zu Gennevilliers zustimmte."[2] Auf Grund dieser verschiedenen Berichte haben sich zwei einander entgegengesetzte Meinungen gebildet, die jedoch nach unserer Ansicht nicht unvereinbar sind. Es wäre möglich — obwohl dies nirgends festgestellt ist — dass die Königin, dem Drängen ihrer Gesellschaft nachgebend, Herrn v. Vaudreuil geholfen, von ihrem Gemahl die angesuchte Ermächtigung zu erlangen. Es ist aber auch sehr wahrscheinlich, dass sie, wie Frau Campan behauptet, geglaubt habe, dass Beaumarchais in seinem Werke die „großen Veränderungen," deren er sich in seinem Briefe an den Polizeilieutenant rühmte, vorgenommen hatte, dass sie in dieser Meinung und um „die vom Verfasser gebrachten Opfer zu beurtheilen," die Bitte unterstützt habe, die eben „unter diesem Vorwande"[3] Herr v. Vaudreuil stellte, und dass sie dann, über den Umfang dieser „Opfer" Beaumarchais' aufgeklärt, ihr Missvergnügen denjenigen nicht verhehlt habe, „die sich dazu hergegeben hatten, sie und den König zu täuschen".[4] Gewiss ist auf jeden Fall, dass sie der Vor-

[1] „Mémoires de Mme Campan", p. 205.

[2] „Beaumarchais et son temps", II, 308.

[3] „Mémoires de Mme Campan", p. 204.

[4] Namentlich Herr v. Vaudreuil. — Daselbst p. 205 u. 206.

ſtellung in Gennevilliers nicht beiwohnte, und daſs man ſie nie mehr bei den darauf folgenden Verhandlungen erſcheinen ſah, die auf die Erlaubnis einer öffentlichen Aufführung abzielten, für die Ludwig, wie geſagt, die Prüfung durch zwei neue Cenſoren verlangte.

Doch die Königin war eine Frau, war lebhaft, vergaß ſchnell, namentlich Beleidigungen. Der König hatte in einem Augenblicke des Unwillens, der, wie man ſagt, durch eine Beſchwerde des Grafen von Paris hervorgerufen war, Beaumarchais nicht in die Baſtille, ſondern, was demüthigender war, nach St. Lazare geſchickt. Die Königin — auch das Publicum und der König ſelbſt, ſobald er ruhiger geworden — ſah hierin eine Ungerechtigkeit, die ſie auf zarte Weiſe wieder gutmachen wollte; ſie unternahm es darum, auf ihrem kleinen Theater in Trianon allerdings nicht „Figaros Hochzeit", wohl aber den „Barbier von Sevilla" zu ſpielen, und lud — eine ganz ungewöhnliche Auszeichnung — den Verfaſſer dazu ein. Die Proben wurden unter der Leitung Dazincourts abgehalten, der ſoeben in „Figaros Hochzeit" einen glänzenden Erfolg errungen hatte; die Aufführung fand am 19. Auguſt 1785 ſtatt. Die Königin ſpielte Roſine; ſie hatte eine Vorliebe für ſolche Rollen junger, halb naiver, halb liſtiger, gleichzeitig einfacher und koketter Frauen. Der Graf von Artois ſpielte Figaro, Herr v. Vaudreuil Almaviva, der Herzog von Guiche Bartholo, der Bailli de Cruſſol Baſile. Die Aufführung geſchah in ganz kleiner Geſellſchaft und nach Grimms Ausſage mit großem Erfolge. „Die kleine Zahl der zu dieſer Aufführung beigezogenen Zuſchauer hat darin einen Einklang und eine Zuſammenſtimmung gefunden, die bei von Dilettanten geſpielten Stücken ſehr ſelten ſind; beſonders hat man bemerkt, daſs die Königin in ihrer Scene des vierten Actes eine Anmuth und Wahrheit entwickelt hat, die nicht verfehlt hätten, ſelbſt einer gänzlich unbekannten Schauſpielerin warmen Beifall zu ſichern.

„Wir haben dieſe Einzelheiten," fügte er hinzu, „von einem ſtrengen und heiklen Richter, den keine Voreingenommenheit für den Hof blind machte." [1]

Für den Verfaſſer war das ein Triumph, ſeitens der Königin eine Unklugheit. So klein die Zahl der Zuſchauer war, der Ruf

[1] Grimm, „Correspondance littéraire", September 1785.

von einer solchen Aufführung drang schnell über die Grenzen des engen Raumes, wo sie stattgefunden, und es mußte seltsam erscheinen, zu sehen, wie ein königlicher Prinz auf dem Privattheater der Königin die lebhaften Ironien Figaros hinwarf, die in heiterer Form nur der beständige neidische Protest alles Kleinen gegen alles Große waren.

War es also seitens Marie Antoinettes ein unüberlegter Einfall oder Vergnügungslust oder künstlerische Eitelkeit oder einfacher weiblicher Eigensinn?

Wir glauben, es war mehr und besser als das.

Vielleicht wurde dieses Unternehmen, entstanden aus einem Gedanken des Wohlwollens und der Genugthuung — so meint Grimm — für einen ungerecht behandelten Schriftsteller, dann fortgesetzt infolge der Anziehungskraft einer beliebten Unterhaltung, nur vermöge eines Gefühles zarter Selbstachtung zuende geführt. Vielleicht fürchtete die Königin, daß, wenn sie auf ein schon vorbereitetes und angekündigtes Project verzichtete, sie mehr, als es ihrer Ehre und Würde zuträglich war, von dem ernsten Ereignisse erregt schien, das den Palast in Aufruhr versetzte und welches die öffentliche Böswilligkeit gegen sie auszubeuten bereit war. Vier Tage vorher hatte ein heftiger Donnerschlag den Himmel von Versailles erschüttert, auf dem seit einiger Zeit so viele Wolken sich aufthürmten: wir meinen den Halsbandproceß.

# Zwanzigstes Capitel.

## Der Halsbandproceſs.[1]

Eine Intriguantin, ein Fälſcher und ein Gefoppter: das ſind die Haupturheber, das iſt in drei Worten der Inhalt des ſeltſamen Schauſpieles oder vielmehr der ungeheuren Prellerei, die in der Geſchichte den Namen „Halsbandproceſs“ führt.

Die Intriguantin war die Gräfin de la Motte-Valois, der Fälſcher Rétaux de Villette, der Gefoppte Prinz Ludwig von Rohan, Biſchof von Straßburg, Großalmoſenier von Frankreich und Cardinal, das eigentliche Opfer die Königin.

Es war übrigens nicht das erſtemal, daſs Schurken den Namen Marie Antoinettes miſsbrauchten. Schon 1777 hatte die Frau eines franzöſiſchen Rentmeiſters, namens Cahouet de Villiers, die einſt an den Intriguen betheiligt war, welche Frau du Barry an den Hof brachten,[2] Frau de la Motte das Beiſpiel gegeben und gewiſſermaßen den Weg vorgezeichnet. Durch die Vermittlung eines Intendanten der Finanzen der Königin, Herrn von Saint-Charles, mit dem ſie auf vertrautem Fuße ſtand, war es ihr gelungen, ſich ein Ausgabenbuch mit dem Wappen Marie Antoinettes und im voraus unterzeichnete Geldanweiſungen zu verſchaffen; dann fabricierte ſie mittelſt geſchickter Nachahmung der königlichen Handſchrift gefälſchte Briefe, in denen die Königin in dem vertraulichſten und zärtlichſten Stile ſie bittet, für ſie verſchiedene Schmuckſachen zu erwerben.[3] Die ſammt dem Ausgabenbuche mit einer gewiſſen Geheimthuerei vorgezeigten Briefe und geſchickt über angebliche in Verſailles erlangte Audienzen eingeſtreute Mittheilungen hatten der Meinung Vorſchub geleiſtet, daſs Frau v. Villiers in der That das allerhöchſte Vertrauen genieße. Die Kühnheit ſodann weiter treibend,

[1] Vergleiche „Procès du Collier“, von Chaix-d'Eſt-Ange bei Quantin, Paris.

[2] Mercy an Maria Thereſia, 16. April 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 41.

[3] „Mémoires de Mme Campan“, p. 121.

erfand sie nun Briefe, in denen die Königin sie beauftragte, ihr verhältnismäßig bedeutende Summen zu verschaffen, die sie dringend brauche und vom Könige nicht zu verlangen wage. Ein Rentmeister des Herzogs von Orleans, Béranger, und ein Banquier, namens Lafosse, ließen sich, in der Meinung, ihrer Souveränin, gefällig zu sein, prellen; ersterer händigte der Intriguantin 100.000 Thaler, letzterer 100.000 Livres ein.

Doch Béranger bekam Zweifel, theilte dies Herrn v. Sartines mit, der Betrug wurde endeckt, Frau v. Villiers verhaftet. Mercy wollte, dass die Untersuchung dieser dunklen Machenschaften dem ordentlichen Gerichte überwiesen würde. „Alles, was die Ehre der Königin angeht," sagte er, „muss ins hellste Licht gesetzt werden." [1] Aber Graf de Maurepas widersetzte sich einem öffentlichen Verfahren; aus Furcht vor dem Scandale oder, wie einige munkelten, aus Besorgnis, es würde sein Neffe d'Aiguillon in die Sache verwickelt werden? [2] Kurz, es wurde eine Specialcommission mit der Führung des Processes betraut. Herr v. Villiers, persönlich außer Verfolgung gesetzt, wurde zur Rückzahlung der gestohlenen Summen verurtheilt und dadurch ruinirt; seine Frau wurde in Sainte-Pélagie eingeschlossen, und die Sache wurde, nachdem sie etwas Staub aufgewirbelt, bald vergessen.[3]

Doch so kühn auch dieses Unternehmen gewesen, was war dieser Diebstahl von elenden 400.000 Livres gegenüber dem riesigen Streiche, den Frau von la Motte ausdachte und ausführte?

Johanna von Saint-Rémy-Valois, Gräfin von la Motte, stammte von einem Barone von Saint-Rémy, einem natürlichen Sohne Heinrichs II., ab. Ihr Vater, der letzte Sprössling dieser königlichen Nebenlinien, einst Eigenthümer der bedeutenden Herrschaften Essoye, Fontette und Vazelle, aber seit langem ins Elend gerathen, hatte von Jagd und Raub gelebt [4] und war im Spital gestorben; ihre Mutter war einem Soldaten nachgelaufen. Mit einem jüngeren Bruder hilflos zurückgelassen, lebte Fräulein von

[1] Mercy an Maria Theresia, 16. April 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 41.

[2] Daselbst.

[3] Die Erzählung des Grafen Beugnot von einer zweiten derartigen Affaire halten wir für irrthümlich.

[4] „Mémoires du comte Beugnot", I, 9.

Saint-Rémy zunächst von der öffentlichen Mildthätigkeit. Ihr Pfarrer, von Mitleid gegen diese traurigen Überreste eines herabgekommenen Geschlechtes ergriffen, empfahl sie dem Bischofe von Langres, Mgr. de la Luzerne, und der De Boulainvilliers, Frau des Oberrichters von Paris, die in der Umgegend von Fontette lebte. Der Prälat und die hohe Dame nahmen sich der Kinder an, brachten den Sohn in ein Erziehungshaus zu Bar-sur-Seine[1] und die Tochter in eine Pensionsanstalt zu Passy,[2] wo Frau v. Boulainvilliers sie unter ihren Schutz nahm.

„So," sagt Graf Beugnot, der sie sehr gut kannte, „giengen die letzten Abkömmlinge der Valois aus einem fast wilden Zustande in einen civilisierten über."[3] Sechs Jahre später verließ Johanna von Saint-Rémy die Pensionsanstalt in Passy und wurde bei einer Meisterin untergebracht, wo sie drei Jahre verblieb, um sich zur Schneiderin auszubilden.[4]

Mgr. de la Luzerne hatte die Papiere der Waisen Chérin einhändigen lassen. Dieser stellte deren Abkunft fest, erkannte ihre Richtigkeit an, und auf ein von ihm ausgestelltes Zeugnis hin gewährte der König dem Sohne des Barons von Valois eine Pension von 800 Francs und unentgeltliche Aufnahme in die Marine, wo er sich gut aufführte und es bis zum Schiffslieutenant brachte; jede der Töchter bekam „zum Zwecke der Subsistenz"[5] eine ebenso große Pension, als ihr Bruder und, nachdem sie zwei Jahre bei Frau v. Boulainvilliers zugebracht, eine Stelle in der Abtei Yerres bei Montgeron,[6] dann in der Abtei Longchamps in der stillen Hoffnnng, der Sohn würde im Malteserorden die Gelübde ablegen, und die Mädchen, einmal ins Kloster getreten, würden nicht mehr herausgehen.[7]

Das war aber nicht nach dem Sinne Fräuleins von Valois, das durchaus keine Lust zum Ordensleben spürte. Eines schönen Morgens entschlüpften die beiden Schwestern aus Longchamps und gelangten nach einer abenteuerlichen Reise nach Bar-sur-Aube in

[1] „Mémoires du comte Beugnot", I, 9.
[2] „Procès du Collier" von E. Campardon, p. 272.
[3] „Mémoires du comte Beugnot", I, 10.
[4] „Procès du Collier", p. 272.
[5] Pensionsbrevet vom 9. December 1776.
[6] „Procès du Collier", p. 272.
[7] „Mémoires du comte Beugnot", I, 12 u. 13.

die Herberge „zum rothen Kopf“ mit sechs Francs in der Tasche. Eine dortige Dame, Frau v. Surmont, nahm sie mitleidig bei sich auf und schützte sie für den Augenblick vor Noth.[1]

Johanna von Saint-Rémy besaß, ohne gerade schön zu sein, jene Art von Anmuth, die oft mehr besticht als die Schönheit. Sie war mittelgroß, aber schlank und wohlgestaltet, ihr Mund zu groß, aber nicht unförmlich, ihre unter schwarzen Brauen versteckten Augen blau, ihre Hände hübsch, ihre Füße sehr klein, ihr Teint auffallend weiß, ihr Lächeln bezaubernd. Bei geringen Kenntnissen besaß sie einen lebhaften und durchdringenden Geist, einen kühnen und unternehmenden Charakter, trug nach Bedürfnis Schüchternheit und Sanftmuth zur Schau, war aber immer entschlossen, ans Ziel zu gelangen, wobei ihr keine Grundsätze hindernd im Wege standen; ihr Ziel war aber zunächst, zu gefallen, und sie gefiel. Ein Neffe der Frau v. Surmont, Graf de la Motte, der in der Gendarmerie diente, war auf Urlaub zu seiner Familie gekommen; nach Verlauf einiger Monate machte eine nothwendig gewordene Heirat aus ihm den Gatten der Descendentin Heinrichs II. Er brachte seiner Frau einen hübschen Namen mit, trotz seiner Häßlichkeit einen liebenswürdigen Gesichtsausdruck, viele Schulden und wenig Scrupel, eine große Geschicklichkeit in Leibesübungen und einen zu Abenteuern untergeordneter Art geneigten Geist.[2]

Man mußte leben, und hatte nichts als eine Pension von 800 Livres. Frau v. Surmont hatte das junge Paar vor die Thüre gesetzt; eine Schwester Herrn de la Mottes, Frau von Latour, zu der sich die Eheleute im ersten Augenblicke zurückzogen, „hatte selbst nur etwas weniger, als sie zum Leben brauchte, und konnte demnach die unvermuthete Dazwischenkunft der beiden Ankömmlinge nicht lange ertragen.“[3] Der Gatte gieng zu seinem Regiment nach Lunéville und Nancy zurück. Doch das Elend kam; man beschloß das Zeugnis Chérins und das Andenken der Valois auszubeuten, und wandte sich an Frau v. Boulainvilliers, die, stets wohlwollend gegen ihren Schützling, die nunmehrige Frau v. la Motte im Monat September 1781[4] dem Großalmosenier

[1] „Mémoires du comte Beugnot“, I, 13 u. 14.

[2] Daselbst, 1. Bd., 1. Cap.

[3] Daselbst, I, 20.

[4] „Procès du Collier“, p. 207.

von Frankreich, Cardinal de Rohan, der sich damals in seinem Schlosse Saverne aufhielt, vorstellte.

Das war ein erster Schritt; aber Frau v. la Motte strebte nach Höherem. Im Monate November desselben Jahres gab Herr v. la Motte seine Entlassung, und die beiden Gatten reisten nach Paris, diesem großen Zufluchtsorte aller Intriguanten und Herabgekommenen. Das Unglück verfolgte sie dort; kaum waren sie angekommen, als ihre Beschützerin, Frau v. Boulainvilliers, an den Pocken starb.[1] Frau v. la Motte verlor den Muth nicht; sie quartierte sich mit ihrem Gatten in einem schlechten Hôtel garni in der rue de la Verrerie, „Hôtel de Reims", ein,[2] lebte dort von Entbehrungen und verschiedenen Auskunftsmitteln, vervielfältigte ihre Schritte, erlangte für ihren Gatten eine überzählige Stelle in der Leibgarde des Grafen von Artois, bekam eine Audienz beim Marschall de Richelieu,[3] zeigte sich in Versailles und nahm dort ein möbliertes Zimmer. Es gelang ihr, bis in eines der Vorgemächer der Gräfin von Provence zu dringen, heuchelte dort eine Ohnmacht und erhielt von der Prinzessin aus Mitleid eine Unterstützung von einigen Louisd'or. Sie wandte sich ferner an Herrn v. Ormesson, Herrn v. Calonne, die Herzogin von Orleans, erlangte geringe Beträge, eher Almosen als Präsente,[4] erreichte nichts bei der Gräfin von Artois,[5] und gedachte dann trotz dieser Misserfolge sich höher, bis zur Königin zu versteigen;[6] inzwischen gieng sie nach Luciennes, um Frau du Barry um die Stelle einer Gesellschaftsdame oder wenigstens um Überreichung einer Bittschrift an den König zu bitten;[7] dann endlich, voller Schulden, nur leere Worte und magere Aushilfen erlangend, nicht mehr wissend, zu wem sie gehen sollte, wandte sie sich wieder dem hohen Herrn zu, dem ihre Beschützerin sie empfohlen hatte, und bat im Juni 1782 um eine Audienz beim Cardinal Rohan. Er empfieng sie, sie gefiel ihm, rührte ihn durch die Schilderung ihres Elends und kam

[1] „Procès du Collier", p. 274.
[2] „Mémoires du comte Beugnot", I, 21.
[3] Daselbst p. 30.
[4] „Vertheidigungsschrift für Cardinal Rohan", p. 14.
[5] „Mémoires du comte Beugnot", I, 34.
[6] Daselbst.
[7] „Procès du Collier", p. 57.

wieder; mit ihrem lebhaften und scharfen Verstande hatte sie es bald weg, dass sie an diesem eitlen, verschwenderischen und freidenkerischen Prälaten eine ebenso ergiebige als leicht zugängliche Goldgrube gefunden habe, klammerte sich an ihn und verließ ihn nicht mehr.

Prinz Ludwig Renatus Eduard von Rohan, Cardinal und Großalmosenier von Frankreich, wurde, erst Coadjutor seines Onkels, des Bischofs von Straßburg und damals unter dem Namen Prinz Ludwig bekannt, 1771 dank dem Einflusse zweier Mitglieder seines mächtigen Hauses, der Gräfin de Marsan und des Prinzen von Soubise, zum Botschafter in Wien ernannt. Ein sehr schlechter Ruf gieng ihm voran, und Maria Theresia war einen Augenblick versucht, dieses „schlechte Subject“,[1] der „mehr Soldat als Coadjutor“ wäre, wie die Königin sagte,[2] abzulehnen. Leichtfertig, unzuverlässig, zur Intrigue geneigt, freigebig und prunkhaft bis zur Verschwendung, urtheils- und sittenlos, aber das bestechende Äußere eines Weltmannes mit dem edlen Anstande eines Mannes von hoher Abkunft verbindend,[3] war der Prinz von Rohan der Abgott der Damen und ein Gegenstand des Ärgernisses für alle ernsten Leute. Seine Aufführung in Österreich strafte die Meinung, die man sich betreffs seiner gebildet hatte, nicht Lügen. Anfangs suchte er sich die Gunst der Kaiserin zu erwerben, indem er eine fast puritanische Zurückhaltung zur Schau trug; doch der Zwang, den er sich auferlegt hatte, konnte nicht andauern, und nach Verlauf von kaum zwei Monaten schrieb Maria Theresia an Mercy:

„Ich kann dem Botschafter Rohan kein gutes Zeugnis ausstellen; das ist ein roher Patron, vollgestopft mit schlechten, seinem Stande als Geistlicher und Minister wenig entsprechenden Reden, die er bei jeder Gelegenheit mit Unverschämtheit zum besten gibt ohne Geschäftskenntnisse und hinreichende Anlagen, bei einer Fülle von Leichtsinn, Anmaßung und Inconsequenzen. Man kann sich weder auf seine Erklärungen, noch auf seine Berichte verlassen. Der Pöbel von seinem Gefolge ist ebenso, kenntnis- und sittenlos. Ich sage Ihnen das nicht zu dem Zwecke, seine Abberufung zu ver-

[1] Maria Theresia an Mercy, 8. Juli 1771. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, I, 184.

[2] Marie Antoinette an Maria Theresia, 21. Juni 1771. — Daselbst, I, 172.

[3] „Souvenirs et portraits“, p. 152.

langen; wenn aber sein Hof diesen Entschluss fasst, wäre ich sehr zufrieden.“ [1]

Zwei Jahre hindurch gab es dieselben Klagen gegen „dieses böse Original von Extravaganzen und Unbesonnenheiten“,[2] das nichts achtete, nicht einmal seinen geistlichen Charakter, und sich cynischerweise selbst als „Pfaffengeschmeiß“ [3] bezeichnete. Das Betragen der Leute von der Botschaft war nicht besser geartet, Herr und Diener passten zusammen.

Während letztere Hoffecretäre misshandelten, Schildwachen mit ihren Pferden niedertraten, Landleute der Umgebung braun und blau schlugen, sich ihrerseits durchprügeln ließen und durch ihre beständigen Herausforderungen in der Wiener Bevölkerung die alten Antipathien gegen die Franzosen wachriefen, missbrauchte ersterer seine Privilegien als Botschafter, um sich dem Schmuggel zu widmen, was ihn ebensowenig wie sein großes Vermögen und seine reichen Abteien hinderte, mit Schulden überladen zu sein, fuhr in einer Jagdequipage mitten durch eine Frohnleichnamsprocession, trotzte der öffentlichen Meinung und auch der Kaiserin, unterschob gefälschte Briefe Maria Theresias,[4] überschwemmte den Hof von Versailles und die Salons von Paris, ja sogar die von Wien, mit boshaften und lügenhaften Reden gegen Mutter und Tochter und brachte es sogar dahin, gegen die Dauphine den Unmuth des Kaisers zu erregen.[5] Sein Secretär Abbé Georgel, früher Jesuit, ein rachsüchtiger Intriguant, unterstützte ihn gewaltig in dem edlen Geschäfte der Verleumdung und der Fabrication von Briefen.[6]

Die Dinge waren soweit gediehen, dass Maria Theresia für ihre Tochter den Groll des Prinzen Ludwig fürchtete,[7] und dass die Sehnsucht nach seinem Weggange sie sogar gleichgiltig gegen

[1] Maria Theresia an Mercy, 1. März 1772. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, I, 284 u. 285.

[2] Dieselbe an denselben, 1. September 1772. — Daselbst, I, 345.

[3] Brief des Prinzen von Rohan an einen seiner Vertrauten. — Daselbst, II, 92.

[4] Maria Theresia an Mercy, 3. Februar 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, II, 104.

[5] Dieselbe an denselben, 3. Jänner 1775. — Daselbst, II, 279.

[6] Mercy an Maria Theresia, 19. Februar 1777 und 17. Juli 1778. — Daselbst, II, 24 u. 225.

[7] Maria Theresia an Mercy, 1. December 1773. — Daselbst, II, 77.

die Wahl seines Nachfolgers ließ.[1] Die Wiener Gesellschaft hingegen verhehlte nicht ihre Sympathien für eine Persönlichkeit, deren reichliche Ausgaben, große Haushaltung und galante Manieren sie blendeten; alle Damen, jung oder alt, schön oder häßlich, waren in ihn vernarrt.[2] Josef II. verachtete ihn zwar,[3] ergötzte sich aber an seinem „Geschwätz und seinen gemeinen Späßen," und Kaunitz, dem es mehr um die Interessen der Politik als der Moral zu thun war, fand sich vortrefflich mit einem Gesandten ab, dessen Leichtfertigkeit ihn nicht belästigte."[4]

Man hat in dem Prinzen de Rohan ein Opfer des österreichischen Grolles, insbesondere Marie Antoinettes, sehen wollen, weil er die Geheimnisse der kaiserlichen Diplomatie geschickt aufgedeckt habe. Die Antwort auf diese Behauptung einiger Geschichtsschreiber liegt in folgender Stelle in Maria Theresias Briefen: „Der Botschafter Rohan ist immer derselbe; der Kaiser und Kaunitz haben ihn sehr gerne; der eine unterhält sich damit, ihn Gemeinheiten sagen zu lassen, und der andere ist zufrieden mit seinen geringen Fähigkeiten."[5] Die Wahrheit ist, daſs der künftige Held des Halsbandprocesses ebensowenig ein guter Diplomat als correcter Prälat war, und daſs Marie Antoinette, wenn sie ihm bei jeder Gelegenheit eine unbesiegbare Antipathie bezeigte, nicht einem Familiengrolle zu dienen brauchte, sondern nur dem natürlichen Widerwillen eines redlichen Gemüthes gegen einen seines Standes so wenig würdigen Priester nachgab. Selbst der Herzog von Aiguillon schätzte seinen Agenten nach seinem wahren Werte,[6] und wenn Prinz Ludwig einen Posten behielt, den er so schlecht ausfüllte, so verdankte er dies denselben Gründen, die ihn erhoben hatten: dem Einflusse seiner Familie und den Intriguen des Prinzen von Soubise und der Gräfin de Marsan.

Dieser Einfluſs nahm mit der Thronbesteigung Ludwigs XVI. ab, und einer der ersten Acte des neuen Souveräns war die

[1] Maria Theresia an Mercy, Juli und 3. October 1773. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 2 u. 51.

[2] Dieselbe an denselben, 1. December 1772. — Daselbst, I, 345.

[3] Dieselbe an denselben, 31. Jänner 1777. — Daselbst, III, 13.

[4] Dieselbe an denselben, 18. März 1772. — Daselbst, I, 290.

[5] Dieselbe an denselben, 31. März 1772. — Daselbst, I, 291.

[6] Mercy an Maria Theresia, 14. November 1772. — Daselbst, I, 378.

Abberufung eines Botschafters, der, wie die Königin sagte, „Frankreich noch mehr entehrte, als er in Österreich Ärgernis gab".[1] Die Wiener Damen waren in Verzweiflung und trösteten sich nur damit, dass sie auf den Ringen das Porträt ihres Lieblings trugen.[2]

Josef II. und Kaunitz hatten ihre Gründe, ihn zu vermissen. Man machte in Versailles Schritte, um das Verbleiben des Ministers oder wenigstens eine glänzende Gunstbezeigung für ihn zu erlangen. Der König war unbeugsam und weigerte sich, den Prinzen von Rohan zu empfangen; die Königin wollte mit ihm nicht sprechen.[3] Eine Pension von 50.000 Livres, um seine Schulden zu bezahlen, auf solange, bis er im Besitze des Bisthums Straßburg wäre, war die einzige Entschädigung für seine Ungnade.[4] Doch die Rohan verloren den Muth nicht; ihr Ehrgeiz war stets thätig für denjenigen, auf dem, wie sie meinten, die besten Hoffnungen ihres Geschlechtes ruhten,[5] und vernachlässigten kein Mittel ihres Einflusses; der Prinz von Soubise, die Prinzessin von Guéménée, ihre Tochter, die damals bei der Königin besonders gut angeschrieben war, vor allem aber die Gräfin de Marsan, die Seele all dieser Intriguen, die trotz der Verminderung ihrer Gunst in den Augen Ludwigs XVI. stets das Vorrecht ihres alten Titels einer Erzieherin der königlichen Kinder bewahrte, vereinigten ihre Anstrengungen sowohl in Frankreich als im Auslande, um den Prinzen Ludwig mit Würden und Reichthümern zu überhäufen.

Diese ausharrenden Bemühungen hatten Erfolg; der König von Polen,*[1] „würdiger Beschützer eines solchen Schützlings,"[6] sagte Maria Theresia, erlangte, da sich der König von Frankreich weigerte, eine solche Bitte zu stellen, für den Coadjutor von Straßburg den Cardinalshut. Die Sorbonne*[2] ernannte ihn am 31. Jänner 1782 zu ihrem Provisor, obwohl er, um in der Sprache seiner Zeit zu reden, nicht „zum Hause gehörte," und man ihm die Ärgernisse seiner

[1] Marie Antoinette an Maria Theresia, 13. August 1773. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 17.

[2] Maria Theresia an Mercy, 14. April 1775. — Daselbst, II, 317.

[3] Mercy an Maria Theresia, 10. August 1774. — Daselbst, II, 222.

[4] Marie Antoinette an Maria Theresia, 2. September 1774. — Daselbst, II, 229.

[5] Maria Theresia an Mercy, 3. April 1773. — Daselbst, I, 438.

[6] Dieselbe an denselben, 3. November 1777. — Daselbst, III, 127.

Jugend und die geringe Zuverläſſigkeit ſeiner Lehre vorwarf,[1] und Ludwig XVI. ſelbſt, von ſeiner ehemaligen Gouvernante beläſtigt und noch dazu durch eine ſchriftliche Zuſage ſeines Großvaters gebunden, ließ ſich in einem Augenblicke der Schwäche herbei, dem Prinzen die Anwartſchaft auf die Stelle des Großalmoſeniers zuzuſichern.

Die Königin ſetzte ſich umſonſt bei ihrem Gatten dafür ein, die Wirkung dieſes unklugen Verſprechens zunichte zu machen oder abzuwenden, umſonſt ließ ſie ſich von ihm das Ehrenwort geben, daſs der Coadjutor von Straßburg nie die Großalmoſenier-Würde von Frankreich bekommen werde. Gleich am Morgen nach dem Tode des Inhabers dieſes Poſtens, des Cardinals de la Roche-Aymon, war die Gräfin de Marſan, von Maurepas verſtändigt, beim Könige, als dieſer erwachte, und rang ihm trotz ſeiner Ausflüchte und Widerwilligkeit die Ernennung des Prinzen Ludwig auf den ſeit einigen Stunden erledigten Poſten ab unter der trügeriſchen Bedingung, daſs er nach Verlauf eines Jahres ſeine Entlaſſung nehmen würde. Das war ein von dem ſchwachen Ludwig XVI. ausgehecktes Compromiſs, um ſein den Rohan gegebenes Verſprechen zu halten, ohne das der Königin gegebene Wort zu brechen.

Die Wünſche der ehrgeizigen Gouvernante waren erfüllt: ihr Günſtling war Großalmoſenier, Cardinal, Mitglied der franzöſiſchen Akademie, Proviſor der Sorbonne, Generalſuperior des Hoſpizes der Dreihundert (Blindeninſtitut. Anm. des Überſ.), Commandeur des heiligen Geiſt-Ordens und gewärtig, Biſchof von Straßburg, Abt von St. Waaſt, La Chaiſe-Dieu und Marmoutiers,*[3] Beſitzer von 800.000 Livres kirchlicher Einkünfte und, wenn möglich — das war die Krönung ihrer Träume — Premierminiſter zu werden.[2]

„Ich betrachte es als ein ſehr großes Übel, daſs der Prinz de Rohan dieſen Poſten — eines Großalmoſeniers — einnimmt," ſagte Mercy; „ſeine Verwegenheit in der Intrigue kann der Königin gefährlich werden."[3] Und Maria Thereſia ſchrieb an ihre Tochter:

[1] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 1. Februar 1782, XX, 78 u. 79.

[2] Mercy an Maria Thereſia, 19. Februar 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 23 u. 24.

[3] Derſelbe an dieſelbe, 19. Februar 1777. — Daſelbſt, III, 24.

„Daſs Rohan dieſe Stelle einnehmen ſoll, betrübt mich; das iſt ein grauſamer Feind ſowohl gegen Dich perſönlich als wegen ſeiner Grundſätze, die die verkehrteſten ſind. Unter einem leutſeligen, zugänglichen, zuvorkommenden Weſen hat er in Wien viel Böſes gethan, und ich muſs ihn an der Seite des Königs und an der Deinigen ſehen! Er wird auch ſeiner Stelle als Biſchof keine Ehre machen.“ [1]

Die Ahnungen Mercys und Maria Thereſias täuſchten dieſe nicht; nur war es vielleicht weniger die Kühnheit als die Eitelkeit des Prinzen, die gefährlich werden konnte. Von Marie Antoinette mit merkbarer Kühle behandelt, ſelbſt bei der üblichen Dankſagungs-Audienz übel empfangen,[2] in ſeiner Eigenliebe als Grandſeigneur gereizt, gedemüthigt und verletzt, in ſeinem Ehrgeize als Höfling aufgeſtachelt, fühlend, daſs der Einfluſs der Königin täglich zunahm, und daſs ſie zur Feindin zu haben ſich zur Ohnmacht verurtheilen hieß, ſetzte der Cardinal, ohne daſs ſeine Freunde auf ihren Krieg für ihn mittelſt geheimer Umtriebe, böswilliger Reden und anonymer Angriffe verzichteten,[3] perſönlich alles in Bewegung und ſchrieb Briefe auf Briefe, um wieder in Gnaden aufgenommen zu werden und ſich bei der Königin Zutritt zu verſchaffen.[4] Er brachte es nur dahin, ſie zu beläſtigen, ohne daſs es ihm gelungen wäre, ihre Anſicht über ihn zu ändern.[5]

Die Nutzloſigkeit ſeiner Schritte ſchreckte ihn nicht ab, wohl aber machte ihn ſeine blinde Sehnſucht, durch den Miſserfolg gereizt, aller Thorheiten fähig. Wenn man Frau Campan glauben darf, hätte er ſich ein erſtesmal von einer gewiſſen Goupil, einer vollendeten Intriguantin, die aus der Salpêtrière entſprungen war, foppen laſſen, die ihn glauben machte, ſie würde ihn der Königin empfehlen.[6] Als hierauf Marie Antoinette dem Grafen und der Gräfin du Nord zu Ehren in Trianon ein Souper und ein Feſt gab, hatte der Cardinal den anmaßlichen Einfall, ſich in den Garten

[1] Maria Thereſia an Marie Antoinette, 4. März 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 30.

[2] „Mémoires de l'abbé Georgel“, II, 19.

[3] Mercy an Maria Thereſia, 17. Juli 1778. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, III, 226.

[4] Daſelbſt, III, 226.

[5] Die Königin lehnte es ſogar ab, ſeine Briefe zu öffnen.

[6] „Mémoires de Mme Campan“, p. 120.

einzuschleichen; da er die Königin nicht um Erlaubnis zu bitten wagte, die solche verweigert hätte, setzte er sich mit dem Portier ins Einvernehmen, indem er ihm versprach, in dessen Loge zu bleiben; aber er hielt diese Zusage nicht, stellte sich zweimal dort auf, wo die königliche Familie vorbeigehen musste, und wurde trotz des Überrockes, mit dem er sein Incognito versucht hatte, durch seine rothen Strümpfe verrathen. Die Königin, über die Kühnheit des Prälaten und die Gefälligkeit des Portiers erzürnt, entließ letztern sofort am nächsten Tage, und es bedurfte der dringenden Bitten Frau Campans, die durch dieses Unglück eines Familienvaters gerührt war, damit der untreue Bedienstete in seine Stelle wiedereingesetzt wurde.[1] Wenn aber die Königin sich herbeiließ, dem Angestifteten zu verzeihen, so versäumte sie keine Gelegenheit, dem Anstifter ihre Entrüstung und Verachtung kundzugeben. Sie war nicht nur unbeugsam, sondern unzugänglich.[2] Trotz der Schritte seiner Familie, trotz seiner eigenen Anstrengungen, konnte der unglückliche Cardinal von ihr weder ein Wort noch einen Blick erlangen. Alle Memoiren aus dieser Zeit, alle Processacten bezeugen es:[3] wir glauben, nie ist eine geschichtliche Thatsache besser festgestellt worden als diese tiefe, überlegte, beständige Abneigung Marie Antoinettes gegen den Prinzen von Rohan, und die gleichzeitig sich entwickelnde ungezügelte Sehnsucht des letzteren, eine seinem Ehrgeize so nachtheilige und seine Eitelkeit so kränkende Strenge zu mildern.

So standen die Dinge, und der Cardinal war noch ganz zermalmt von seiner neuesten Unbesonnenheit in Trianon,[4] als er am 24. Juni 1782 zu Frau v. la Motte in Beziehungen trat. Worin bestand die vom Cardinal der Erbin der Valois gewährte Unterstützung? Beschränkte sie sich auf einige von Zeit zu Zeit bewilligte Louisd'or, wie der Cardinal behauptete?[5] Oder beliefen sie sich auf die beträchtliche Summe von 80.000 Livres, wie Frau v. la Motte aussagte?[6]

[1] „Mémoires de Mme Campan", p. 182 u. 183.
[2] „Mémoires de l'abbé Georgel", II, 19.
[3] „Procès du Collier", p. 207.
[4] Der Vorfall trug sich am 16. Juni 1782 zu.
[5] „Procès du Collier", p. 245.
[6] Daselbst p. 276.

Trotz des über diesen Punkt herrschenden Geheimnisses scheinen die lange Zeit unsichere Lage der Eheleute La Motte, ihre Auskunftsmittel, wie Verpfändung von Vermögensstücken, Verkauf von Pensionsdecreten, Anleihen ꝛc., und die gewisse Mischung von anscheinendem Aufwande und wirklicher Noth, die der Luxus und das Kennzeichen der Schwindler ist, dem Cardinal rechtzugeben. Gleichzeitig aber scheint es nicht minder gewiss zu sein, dass während zweier Jahre die Zusammenkünfte Frau v. la Mottes mit dem Bischofe von Straßburg ziemlich häufig waren, häufiger, als der Prinz später zugeben wollte.[1] Gerührt von der Lage dieser unglücklichen Frau, eingenommen von ihrem Geiste, bestochen von ihrer Anmuth, eingefädelt durch ihre Geschicklichkeit, unterlag er bald ihrem Zauber und gab dies auch zu erkennen. Im Jahre 1783 leistete er für sie Bürgschaft für eine bei einem Juden in Nancy entliehene Summe von 5500 Livres,[2] unterstützte sie beim Generalcontrolor,[3] gab ihr Rathschläge für die Abfassung ihrer Memoiren, die sie dem Könige und den Ministern vorlegte,[4] empfieng sie in Straßburg, hörte ihre vertraulichen Mittheilungen an und machte ihr wahrscheinlich die seinigen.

Nach zwei Jahren war die Theilnahme des Großalmoseniers für Frau v. la Motte und sein Vertrauen in sie hinreichend befestigt, dass sie es eines schönen Tages, im März 1784, wagen konnte, ihm folgende Erzählung vorzutragen:

„Sie wäre endlich zu ihrem Ziele gelangt oder wenigstens nahe daran, es zu erreichen. Dank hoher Gunst würden ihr die Güter, das Vermögen und der Rang ihrer Familie bald zurückerstattet werden. Und ihre Protectorin wäre niemand anderer als — die Königin. Diese, betroffen von dem unverschuldeten Unglücke der Enkelin Heinrichs II., könne nicht dulden, dass das Blut der Valois auf eine so misśliche Lage angewiesen sei. Sie wolle den letzten Resten derselben eine Stütze sein; sie thue noch mehr; sie beehre sie mit ihrer Freundschaft und schenke ihnen ihr Vertrauen[5] uud verschmähe es nicht, in den geheimen Zusammenkünften, die

[1] „Mémoires du comte Beugnot“, I, 249.
[2] „Procès du Collier“, p. 145.
[3] Daselbst p. 249.
[4] Daselbst p. 246.
[5] Daselbst p. 207 u. 208.

sie mit Frau v. la Motte habe, diese mit den heikelsten Sendungen zu betrauen."

An dieser Erzählung ist kein wahres Wort. Achtzehn Monate später konnte Marie Antoinette versichern, dass „diese Intriguantin unterster Stufe keine Stellung in Versailles habe und niemals bei ihr Zutritt gehabt".[1] Frau v. la Motte musste selbst bei ihrem Verhöre vom 20. Jänner 1786 zugeben, „dass sie nie eine Gelegenheit oder einen Vorwand gehabt habe, mit der Königin zu sprechen".[2] Ein einzigesmal, am 2. Februar 1783, hatte sie ihr eine Bittschrift überreicht; Marie Antoinette gieng vorüber, ohne auf die Bittstellerin zu achten und ohne von deren Person irgendeine Erinnerung zu bewahren.[3] Von der königlichen Familie hatte sich allein die Gräfin von Provence einen Augenblick für die Enkelin der Valois interessiert und ihre Pension von 800 auf 1500 Livres erhöhen lassen.[4] Aber hiemit waren die hohen Beziehungen Frau v. la Mottes zu Versailles zuende. Dem Cardinal hätte dies nicht unbekannt sein sollen, und obwohl er behauptete, seine Ungnade hätte ihn nicht instandgesetzt, diese Einzelheiten zu kennen,[5] so war doch der Einfluss der Rohan mächtig genug und ihr Verkehr mit dem Hofe ein so lebhafter, dass er die Thatsachen hätte feststellen können, wenn er gewollt hätte; doch er scheint nicht ernstlich daran gedacht zu haben; bezaubert von der La Motte, glaubte er ihr aufs Wort. Um ihn vollends zu gewinnen, zeigte sie ihm mit einer Geheimnisthuerei, die ihren Mittheilungen ein doppeltes Gewicht verlieh, Briefe, welche die Königin angeblich ihr geschrieben habe; „sie begieng Fälschungen, um Lügen glaubhaft zu machen".[6] Diese Briefe enthielten gütige Worte, vertrauliche und herzliche Ausdrücke, wie: „meine liebe Gräfin", „mein liebes Herz". Der Cardinal hätte die Handschrift untersuchen können; er kümmerte sich gar nicht darum.

Aus einer Bittstellerin schwang sich die geschickte Intriguantin zur Protectorin empor; voll Dank für die Güte des Cardinals sei

[1] Marie Antoinette an Josef II., 22. August 1785.
[2] „Procès du Collier", p. 277.
[3] Daselbst p. 246 u. 277.
[4] „Vertheidigungsschrift für Frau v. la Motte."
[5] „Procès du Collier", p. 246.
[6] „Vertheidigungsschrift für Cardinal Rohan", p. 17.

sie bereit, zu seinen Gunsten den Einfluss anzuwenden, den ihr Marie Antoinettes Gnade zusichere. Noch mehr, sie habe schon angefangen, und die ersten Anzeichen, die zu erhalten ihr gelungen, seien von der Art, dass sie ihr die ernstesten Hoffnungen einflößten.[1] Man dürfe ein so gut begonnenes Werk nur zuende führen, und sie würde nicht verfehlen, dies zu thun.

Man glaubt leicht, was man wünscht; der Cardinal war gewonnen. Bei der Königin wieder zu Gnaden zu kommen, das war sein liebster Traum. Wie sollte er zweifeln an dem Worte einer Frau, die sich bereit erklärte, ihm einen solchen Dienst zu erweisen, und der er immer nur Gutes erwiesen?[2] Als vollendete Schwindlerin trug Frau v. la Motte Sorge, den leichtgläubigen Prälaten fortwährend in Athem zu halten; „die Vorurtheile der Königin zerstreuten sich nach und nach; ihre Strenge mildere sich; sie sei sogar damit einverstanden, dass ihr der Cardinal seine schriftliche Rechtfertigung übersende". Sofort beeilte sich der Cardinal, eine Denkschrift zu verfassen, in welcher er alles zusammenstellte, was ihm geeignet schien, die Missstimmung der Souveränin zu bannen. Die Denkschrift wurde Frau v. la Motte anvertraut, und einige Tage nachher brachte die Abenteuerin eine folgendermaßen lautende Antwort der Königin:

„Ich habe Ihren Brief gelesen; es freut mich, Sie nicht mehr schuldbar zu befinden. Die gewünschte Audienz kann ich Ihnen noch nicht gewähren. Wenn die Umstände es erlauben, werde ich Sie benachrichtigen lassen. Seien Sie verschwiegen."[3]

Der Cardinal war außer sich vor Freude und erwiderte dieses Billet mit einigen Zeilen, worin er sich in Danksagungen erschöpfte. Und von nun an entwickelte sich zwischen ihm und Marie Antoinette durch Vermittlung der Gräfin ein unterschobener Briefwechsel, der die Verblendung des unglücklichen Prälaten vollendete; die Briefe des Cardinals waren mit Dankesbezeigungen, von deren Übertriebenheit nichts eine Vorstellung geben kann, und gleichzeitig mit den unglaublichsten Träumen des Ehrgeizes angefüllt; die Briefe der Königin waren voll Theilnahme und Vertrauen. Diese letzteren angeblichen Briefe, auf blaues Papier von kleinem Format

[1] „Procès du Collier", p. 208.

[2] „Vertheidigungsschrift für Cardinal Rohan", p. 19.

[3] „Mémoires de l'abbé Georgel", II, 41.

mit Goldvignetten und Goldschnitt geschrieben,[1] wurden ganz einfach unter der Leitung der Frau v. la Motte von einem Freunde ihres Mannes, der bald auch der ihrige, und sogar unter dem Titel eines Secretärs etwas mehr wurde, fabriciert. Er hieß Rétaux de Villette und war ein ehemaliger Gendarm, voller Schulden, gewohnt, wie die La Motte, von Auskunftsmitteln zu leben, und, wie sie, wenig wählerisch bezüglich derselben, ein geschmeidiger und einschmeichelnder Charakter, sonst ein guter Bursche, der einen gewissen Anstrich von Kunst und Literatur hatte[2] und sich recht unbesonnen in diese Affaire stürzte; denn er war nicht einmal darauf bedacht, seine Handschrift zu entstellen und die der Königin nachzuahmen.[3] Aber der Cardinal nahm das nicht so genau; ganz seinen Hoffnungen hingegeben, sah er nichts.

Bloß eines fehlte ihm noch. Die Zusicherung der Verzeihung, die man ihm brieflich gab, hätte er gerne mündlich vernommen; es drängte ihn, sie aus dem Munde der Königin selbst zu hören. Sollte denn diese Audienz, die man ihm versprach, aber immer hinausschob, nicht doch stattfinden? Frau v. la Motte, in Verlegenheit gebracht, zauderte, verschob, wich aus. Aber der Prälat drängte, und die Gräfin, in äußerster Verlegenheit, meldete endlich, die Königin sei einverstanden, den Großalmosenier zu sehen. Da es ihr aber noch nicht passe, mit einer Änderung des Verhaltens ein vorzeitiges Aufsehen zu erregen, das am Hofe einen gewaltigen Lärm machen würde, so würde sie ihn nicht öffentlich, sondern abends in den Gärten von Versailles sprechen. Der verblendete Prälat glaubte alles; hatte ihm nicht ein berühmter Charlatan, mit dem er auf vertrautem Fuße lebte und in den er ein unbedingtes Vertrauen setzte, Cagliostro,*[4] prophezeit, dass sein glücklicher Briefwechsel ihn auf den Gipfel seines Glückes setzen, und dass sein Einfluss auf die Regierung vorwiegend werden sollte?[4] Von diesem Tage an ergieng sich der Cardinal, keuchend, ängstlich, so glücklich, dass er sich bisweilen fragte, ob er nicht der Spielball eines Traumes wäre, mit gespannten Augen und Ohren, in einen langen blauen Talar gekleidet, mit Schlapphut, in dem Schloss-

[1] „Mémoires de l'abbé Georgel", II, 55.
[2] „Mémoires du comte Beugnot", I, 38.
[3] „Procès du Collier", p. 383 ff.
[4] „Mémoires de l'abbé Georgel", II, 51.

park, begleitet von einem Edelmanne seines Hauses, dem Baron de Planta, und des gesegneten Augenblickes harrend, der über sein Glück entscheiden und seine Hoffnungen krönen sollte.[1]

Eines Abends, den 24. Juli, um 11 Uhr, kam Frau von la Motte auf ihn zu. „Schnell," sagte sie, „die Königin gestattet, dass Sie sich ihr nähern." Er läuft, fliegt, beschleunigt seinen Gang, obwohl mit einer gewissen Unsicherheit, gelangt in eine Allee zu einer Hagebuttenhecke,[2] gewahrt eine weißgekleidete Frau, die ihm eine Rose reicht und die Worte murmelt: „Sie wissen, was das zu bedeuten hat." Dann erscheint plötzlich ein Mann und sagt halblaut: „Da kommen die Gräfinnen von Provence und Artois." — „Schnell, schnell," ruft Frau v. la Motte. Die Frau tritt hinter die Hagebuttenhecke, und der Cardinal zieht sich zurück, überzeugt, die Königin gesehen zu haben, und vom glänzendsten Geschicke träumend. Die Zusammenkunft hat nur eine Minute gedauert;[3] aber diese Minute hat ihn für viele Qualen entschädigt.

Was war doch geschehen? Was bedeutete diese Scene? Wer war diese Frau?

In den ersten Tagen des Juli war Frau v. la Motte im Palais Royal einer jungen Frauensperson begegnet, deren Ähnlichkeit mit der Königin ihr aufgefallen. Es war ein Fräulein le Guay, ein „Weltmädchen", wie man damals sagte, eine „Straßendirne", wie später Marie Antoinette schrieb, in der zweideutigen Gesellschaft, in der sie verkehrte, bekannt unter dem Namen Fräulein Oliva. Frau v. la Motte folgte ihr in ihre Wohnung und schloss mit ihr Bekanntschaft. Sieben oder acht Tage später[4] meldete sie ihr, dass eine sehr hohe Dame sie zu sehen wünsche, und sie dieselbe noch heute abends zu ihr führen würde. Am Abend kam in der That die betreffende Dame, die keine andere war, als Frau von la Motte. „Mein liebes Herz," sagte sie, „Sie kennen mich nicht; doch haben Sie Vertrauen in das, was ich Ihnen sagen werde. Ich bin eine zum Hofe gehörende Frau. Ich stehe auf vertrautem Fuße mit der Königin; sie hat mich ganz in ihr Vertrauen gezogen und mich beauftragt, eine Person zu finden, die bereit sei,

[1] „Vertheidigungsschrift für Cardinal Rohan", p. 20.
[2] „Zweite Vertheidigungsschrift für Fräulein Oliva", p. 25.
[3] „Procès du Collier", p. 356.
[4] Daselbst p. 352.

für sie etwas zu thun, sobald es Zeit dazu sei. Ich habe meine Augen auf Sie geworfen. Wenn Sie zustimmen, werde ich Ihnen ein Geschenk von 15.000 Francs machen, und das Geschenk der Königin wird noch weit mehr betragen."[1] Zur Unterstützung ihrer Worte wies sie den berühmten gefälschten Brief vor, der schon den Cardinal Rohan verführt und überzeugt hatte. Überrascht von einem Vorschlage dieser Art, aber geblendet von dem Namen der Königin und der Aussicht auf eine Protection, die sie sich nie hätte träumen lassen, nahm Fräulein Oliva an. Es wurde verabredet, dass Frau v. la Motte sie am nächsten Tage mittelst Wagen abholen und nach Versailles führen würde. Gesagt, gethan: zur bestimmten Stunde holte Frau v. la Motte ihre neue Freundin mit ihrem Gevatter Rétaux de Villette ab, und alle drei schlugen den Weg nach Versailles ein; Frau v. la Motte sollte ihnen dorthin mit ihrer Kammerfrau Rosalie Briffaut vorangegangen sein. Man stieg ab place Dauphine im „Hôtel de la Belle-Image", der gewöhnlichen Wohnung der Gräfin.

Das Intriguantenpaar gieng auf kurze Zeit hinaus, kam zurück und meldete Fräulein Oliva, die Königin wäre vollkommen befriedigt und erwarte mit Ungeduld den nächsten Tag.

„Was werde ich zu thun haben?" fragte Fräulein Oliva. — „Sie werden es morgen erfahren," antwortete geheimnisvoll Frau v. la Motte.

In der That war der nächste Tag für die höhere Komödie festgesetzt, die gespielt werden sollte. Als der Abend kam, schritt man zur Toilette der Hauptschauspielerin. Frau v. la Motte verschmähte es nicht, dieselbe persönlich zu leiten; unterstützt von ihrer Kammerfrau, hieß sie Fräulein Oliva, die für diese Gelegenheit Baronin Oliva geworden, ein weißes, mit Rosa eingefasstes Kleid[2] anziehen, warf ihr ein weißes Mäntelchen um die Schultern,[3] frisierte sie à la thérèse blanche,[4] händigte ihr dann einen Brief ein und fügte hinzu: „Ich werde Sie heute abends in den Park führen, ein sehr hoher Herr wird sich Ihnen nähern; Sie werden ihm diesen Brief und diese Rose geben mit den Worten: ‚Sie

[1] „Procès du Collier", p. 353.

[2] Daselbst p. 362.

[3] „Vertheidigungsschrift für Fräulein Oliva", p. 20.

[4] Daselbst.

wissen, was das zu bedeuten hat.' Das ist alles, was Sie zu thun haben werden."

Die Dinge giengen vor sich, wie verabredet worden und wir sie erzählt haben. Der sehr hohe Herr war selbstverständlich kein anderer als Cardinal de Rohan. Von ihrer unerwarteten Rolle verwirrt, vergaß Fräulein Oliva freilich, den Brief zu übergeben, allein der Cardinal bedurfte desselben nicht. Er hatte die Rose erhalten, hatte aus dem Munde derjenigen, die er für die Königin hielt, Worte vernommen, die ihm als Bürgschaft ihrer Verzeihung erschienen; er war nicht nur vertrauensselig und leichtgläubig, er war blind. Seine Dankbarkeit gegen Frau v. la Motte kannte von nun an keine Grenzen, sein Glaube an sie war unerschütterlich.

„Ein brennender Ehrgeiz," sagt Graf Beugnot, „war bei ihm mit einer zärtlichen Zuneigung vermengt. Diese beiden Gefühle verstärkten eines das andere, und dieser unglückliche Mann war einer Art Delirium überliefert . . .

„Ich habe einige Briefe, die er damals an Frau v. la Motte schrieb, zu lesen bekommen; sie waren Feuer und Flamme, der Zusammenstoß oder vielmehr das Auf- und Abwogen der beiden Leidenschaften schrecklich." [1]

Für Frau v. la Motte ist die Zeit der Arbeit vorbei; sie hat nur mehr den Nutzen einzustreichen, [2] und ist nicht in der Stimmung, lange zu warten. Ende August bittet ein von Rétaux fabricierter Brief den Cardinal um eine Summe von 60.000 Livres für Leute, für die sich die Königin interessiert. Der Prälat zweifelt und zögert keinen Augenblick. Jeder Wunsch der Königin ist für ihn Befehl; Baron Planta bringt die bezeichnete Summe Frau von la Motte, die bei dieser, wie bei allen anderen Gelegenheiten die verpflichtete Vermittlerin zwischen dem Cardinal und Marie Antoinette ist. [3] Von diesen 60.000 Livres werden — statt 15.000 — 4000 Fräulein Oliva ausbezahlt, die noch immer von der Rolle, die man sie hat spielen lassen, nichts versteht und nach Verlauf einiger Zeit gänzlich beiseite gelassen wird; der Rest soll für die Auslagen des Ehepaares La Motte dienen.

[1] „Mémoires du comte Beugnot", I, 56.

[2] „Vertheidigungsschrift für Cardinal Rohan", p. 25 u. 26.

[3] Daselbst p. 26.

Drei Monate später, im November, kommt ein neuer, wie der vorige, aus Rétaux' Feder stammender Brief mit der Bitte, nicht um 60.000, sondern um 100.000 Livres. Wie das erstemal, zahlt der Cardinal ohneweiters; die 100.000 Livres werden von Baron Planta übergeben.[1] Wie das erstemal, wird die Summe in die Casse der La Motte gelegt, um ihre Gläubiger zu befriedigen oder ihre Verschwendung zu bestreiten.

Ihr Haus[2] wird auf großen Fuß gesetzt, man nimmt drei neue Dienstboten, man kauft einen Wagen, Pferde,[3] Pendeluhren,[4] Armbänder, Diamanten,[5] Edelgestein aller Art,[6] prächtiges Silbergeschirr.[7] Man macht keine Anlehen mehr, man gewährt solche.[8] Und um die Verwandlung noch mehr hervortreten zu lassen, begeben sich Herr und Frau v. la Motte nach Bar-sur-Aube in großem Aufzuge; sosehr haben sie Eile, vor den Augen derjenigen, die sie einst in solchem Elende gesehen, in ganzem Glanze ihres Glückes zu erscheinen. Ein Gepäckswagen fährt ihnen voraus; zwei Couriere melden sie an; ein Haushofmeister von großthuender Haltung bestellt für ihr Diner die theuersten Proviantmittel. Nach diesen Vorbereitungen, welche die Neugierde der Bewohner von Bar erregt haben, hält das Ehepaar selbst in einem eleganten Reisewagen seinen Einzug. Nur der Schwager Herrn v. la Mottes, Herr v. la Tour, den eine schlechtverhehlte Abneigung klarer sehen lässt, argwohnt die Wahrheit und qualificiert seinen Schwager als „Gecken", seine Schwägerin als „Vettel".[9]

Inzwischen verbreitete sich das Gerücht von dem Einflusse Frau v. la Mottes nach allen Seiten; man spricht davon in Paris und Versailles; sie selbst hält durch geschickte Verschweigungen, durch Vorweisung von angeblichen, stets von Rétaux auf dem berühmten blauen Papiere[10] geschriebenen Briefen der Königin sorg-

[1] „Vertheidigungsschrift für Cardinal Rohan", p. 26.
[2] Rue Neuve-Saint-Gilles Nr. 13.
[3] „Vertheidigungsschrift für Cardinal Rohan", p. 28.
[4] „Procès du Collier", p. 70.
[5] Daselbst.
[6] „Mémoires du comte Beugnot", I, 50.
[7] „Mémoires de l'abbé Georgel", II, 54.
[8] „Vertheidigungsschrift für Cardinal Rohan", p. 28.
[9] „Mémoires du comte Beugnot", I, 48 u. 49.
[10] „Vertheidigungsschrift für Cardinal Rohan", p. 32.

fältig diese Sage aufrecht, und das große Haus, das sie führt, verschafft ihren Reden mehr Glaubwürdigkeit. Das ist der täuschende Spiegel, der die Naiven anzieht, die Falle, in der sich die Einfaltspinsel fangen. Der Cardinal ist nicht der einzige, der sich durch all dieses Blendwerk bestechen läßt, und die Prellerei mit den 160.000 Livres, deren Opfer er gewesen, ist nur ein Kinderspiel neben dem unerhörten Gaunerstück, das Frau v. la Motte demnächst ausführen sollte.

Zwei Juweliere der Krone, Boehmer und Bassange, hatten eine prachtvolle, mit großen Kosten und mittelst langer Nachforschungen zusammengebrachte Sammlung von Diamanten zu einem Collier fassen lassen. Selbst erstaunt über den Preis, den dieses Kleinod erreichte, daran verzweifelnd, es an jemanden andern als an Souveräne verkaufen zu können, von der Vorliebe, die die Königin wiederholt für Edelgestein geäußert, unterrichtet, ließen sie durch Vermittlung des ersten Kammerherrn das Halsband dem Könige vorlegen. Ludwig XVI., von der Schönheit des Colliers in Verwunderung gesetzt, von seiner Frau, die ihm soeben sein erstes Kind geschenkt, leidenschaftlich eingenommen, gedachte ihr diesen glänzenden Schmuck als Geschenk für ihren ersten Kirchgang anzubieten, und trug das Kästchen zu ihr. Man stand damals am Anfange des amerikanischen Krieges. Die Königin sah das Juwel, bewunderte es, lehnte es jedoch ab. „Wir brauchen eher ein Kriegsschiff als ein Kleinod," antwortete sie einfach.

Boehmer war trostlos. Einen Gegenstand von solchem Werte behalten, ein Capital von 1,600.000 Livres — so hoch hatten die Sachverständigen Doigny und Maillard diesen reichen Schmuck geschätzt[1] — unfruchtbar liegen lassen, bedeutete den Ruin. Er ließ das Collier verschiedenen Souveränen anbieten, alle erschreckte der Preis. Er kam wieder zu Marie Antoinette; sie lehnte, wie das erstemal, ab. Überall zurückgewiesen, bat der Juwelier um eine Audienz, und hier, wie von Wahnsinn erfaßt, warf er sich der Königin zu Füßen, faltete die Hände, brach in Thränen aus und rief: „Madame, ich bin ruiniert, entehrt, wenn Sie mir mein Collier nicht abkaufen. Ich will ein solches Unglück nicht überleben. Von hier, Madame, gehe ich fort, um mich in den Fluss zu stürzen."

[1] In der der Königin überreichten Denkschrift.

— „Stehen Sie auf, Boehmer," sagte die Königin zu ihm in strengem Tone; „ich habe dieses Collier bei Ihnen nicht bestellt und habe es zurückgewiesen. Der König hat es mir geben wollen, ich habe es ebenfalls zurückgewiesen; sprechen Sie mir nie mehr davon. Versuchen Sie, es zu theilen und zu verkaufen, und ertränken Sie sich nicht. Ich nehme es Ihnen sehr übel, sich diese Verzweiflungsscene in meiner Gegenwart und vor diesem Kinde" — sie hatte ihr Töchterchen bei sich — „erlaubt zu haben; dass nie mehr Ähnliches vorkommt. Gehen Sie." Boehmer zog sich schmerzerfüllt zurück und während einiger Zeit sah man ihn nicht.[1]

Um den December 1784 hörte Boehmers Handelsgenosse Bassange einen seiner Freunde, Herrn Achet, vom Einflusse Frau v. la Mottes sprechen. Das schien ein letztes Mittel zu sein; er gedachte es zu benützen. Auf seine Bitte besuchte Achet die Gräfin und bat sie, ihren Einfluss zu gebrauchen, um die Königin zu bestimmen, ein Kleinod zu kaufen, das nur für sie passen könne. Die Abenteuerin antwortete ausweichend, drückte aber den Wunsch aus, den Gegenstand der Unterhandlung zu sehen. Der Juwelier beeilte sich, diesem Wunsche einer am Hofe so gut angeschriebenen Person nachzukommen, und am 29. December brachten Bassange und Achet das Halsband zu Frau v. la Motte. Diese besah die Diamanten, bewunderte sie und ließ, ohne bestimmte Zusicherungen zu geben, einige Hoffnungen durchblicken.

Drei Wochen verflossen, und die Juweliere begannen zu fürchten, auch diesmal keinen Erfolg zu haben, als ihnen am 21. Jänner Frau v. la Motte meldete, dass die Königin bestimmt entschlossen sei, das Collier zu kaufen, dass sie aber, da sie diesen Kauf nicht direct verhandeln wolle, damit einen hohen Herrn beauftrage, der ihr Vertrauen genieße. Drei Tage später besuchten der Graf und die Gräfin schon um 7 Uhr morgens Bassange und sagten ihm, der hohe Herr werde bald erscheinen. Eine Viertelstunde darauf stellte sich in der That der angemeldete Unterhändler ein; es war, wie zu errathen, Cardinal Rohan. Er prüfte das Collier im einzelnen und zog sich hierauf zurück, indem er erklärte, er würde über die gehabte Unterredung der Person, die ihn geschickt habe, und deren Namen zu nennen ihm noch nicht gestattet

[1] „Mémoires de Mme Campan", p. 210.

sei, Bericht erstatten, hoffe aber auf jeden Fall, dass die Juweliere ihre Bedingungen annehmen würden.

Diese Bedingungen gab er ihnen am 29. Jänner bekannt; der Preis des Halsbandes wurde auf 1,600.000 Livres festgesetzt; die Zahlung sollte zu vier halbjährigen Terminen stattfinden, deren erster am 1. August fällig wäre. Die Übergabe des Kleinods würde Dienstag den 1. Februar erfolgen; der Ersteher blieb noch unbekannt und verlangte über das ganze Geschäft das größte Geheimnis. Boehmer und Bassange nahmen an und setzten ihre Unterschrift unter den ganz von der Hand des Prinzen von Rohan geschriebenen Vertrag.[1]

Am 1. Februar begaben sie sich früh morgens ins Palais Straßburg, rue Vieille-du-Temple. Der Cardinal gestand ihnen zunächst, dass der Ersteher des kostbaren Kleinods niemand anderer als die Königin sei, und zeigte ihnen die mit der Billigung derselben versehene Erstehungsacte. Unter jedem Artikel stand: „Gebilligt", und unterhalb der letzten Zeile folgende Unterschrift: „Marie Antoinette von Frankreich."[2] Gleichzeitig wies der Cardinal den glücklichen Verkäufern einen angeblichen Brief der Königin vor, den er einbog, um nur folgende Worte sehen zu lassen: „Ich bin nicht gewohnt, in dieser Weise mit meinen Juwelieren zu unterhandeln. Sie werden dieses Papier bei sich aufbewahren und das übrige ordnen, wie Sie es für passend halten werden."[3]

Brief, Billigung und Unterschrift waren von Rétaux angefertigt.[4] Aber die Juweliere kannten die Handschrift der Königin nicht, da ihnen diese immer nur mündliche oder durch eine ihrer Frauen vermittelte Aufträge gegeben hatte. Mehr mit dem Handelsfache bekannt als mit der königlichen Unterschrift, erwogen sie nicht das Ungewöhnliche der Worte: „Marie Antoinette von Frankreich"; sie zogen sich zurück, überzeugt — und wer wäre es an ihrer Stelle nicht gewesen? — dass die Königin, deren Vorliebe für Schmuck sie kannten, die Käuferin des Collier sei.

Am Abend desselben Tages fuhr der Cardinal nach Versailles. Begleitet von seinem Kammerdiener Schreiber, der das kostbare

[1] „Denkschrift der Juweliere an die Königin."

[2] „Vertheidigungsschrift für Cardinal Rohan", p. 38.

[3] Aussage Bassanges.

[4] „Procès du Collier", p. 369.

Kästchen trug, gieng er unmittelbar zu Frau v. la Motte ins „Hôtel de la Belle-Image“. Kaum war er dort angekommen, als der Überbringer eines Briefes sich einstellte. Frau v. la Motte nahm den Brief, brach ihn auf, las und sagte mit lauter Stimme, es wäre ein Billet von der Königin, und der Überbringer ein Kammerdiener, namens Desclaux. Wenige Augenblicke nachher trat dieser Mann ein; der Cardinal hatte gerade nur Zeit, sich hinter einem Tapetenalkoven zu verbergen, dessen Thür halb offen stand, und von hier aus sah er, wie Frau v. la Motte das Collier dem vorgeblichen Kammerdiener, der niemand anderer als Rétaux war, einhändigte. Der Cardinal erkannte in ihm mit Bestimmtheit den Mann, der voriges Jahr der Scene im Parke beigewohnt hatte.[1]

Tagsdarauf, am 2. Februar, einem Feiertage, befindet sich Bassange in der Gallerie von Versailles und stellt sich dort auf, wo die königliche Familie vorbeizugehen hatte, um als der erste den Anblick der berühmten Diamanten zu genießen, deren tausendfaches Feuer ohne Zweifel am Halse der Königin schimmern wird, wenn sie sich in die Kapelle begibt. Der Cardinal ist seinerseits auf einem Beobachtungsposten. Vollständige Enttäuschung: die Königin geht vorüber, hat nur ihren gewöhnlichen Schmuck. Bassange wundert sich; doch der Cardinal, obwohl selbst überrascht, beruhigt ihn, indem er sagt, die Königin wolle ohne Zweifel sich mit dem Collier nicht schmücken, bevor sie den König von dessen Erwerbung verständigt hatte, und es habe ihr die Zeit gefehlt, dies zu thun. Die Tage folgen einander, die Monate verfließen und bringen Anlässe zu großer Toilette, und die Königin beharrt darauf, ihr neues Juwel nicht zu tragen. Sie kommt nach der Geburt des Herzogs von der Normandie nach Paris; auch bei dieser feierlichen Gelegenheit kein Collier. Pfingsten kommt; noch nichts. Sie sieht den Cardinal und bezeigt ihm immer dieselbe Geringschätzung. Seltsames Geheimnis! Was bedeutet ein solcher Eigensinn?

Wird eine so außerordentliche Hartnäckigkeit dem blinden Prälaten nicht die Augen öffnen? Noch nicht. Frau v. la Motte beugt der Gefahr vor. Um ihr Opfer ja nicht zur Erkenntnis kommen zu lassen, trägt sie Sorge, ihm häufiger als je die famosen Billetts auf blauem Papier einzuhändigen, die durch Betheuerungen

[1] „Procès du Collier“, p. 214 u. 215.

geheimer Sympathie sein Misstrauen einschläfern. Um ihn vollends zu täuschen, leiht sie sich bei ihm einige Louisd'or aus;[1] als er sie in der rue Neuve-Saint-Gilles besucht, empfängt sie ihn in einem schlechtmöblierten, hochgelegenen kleinen Zimmer.[2] Wie sollte der Cardinal, bezüglich der Königin durch die gefälschten Briefe, bezüglich der Frau v. la Motte durch ihre anscheinende Dürftigkeit in Sicherheit gewiegt, Verdacht schöpfen? Während dieser Zeit war das Collier zerstückelt worden; Rétaux in Paris, Herr von la Motte in London verkauften die einzelnen Stücke, und der Graf präsentierte beim Banquier Perregaux Creditbriefe für 120.000 Livres,[3] die zur Bestreitung des Luxus in den Häusern zu Paris und Bar-sur-Aube dienten.

Unterdessen rückte der erste Zahlungstermin heran; der Betrug gieng seiner Entdeckung entgegen. Es handelte sich für Frau v. la Motte darum, Zeit zu gewinnen. Rétaux fabricierte einen neuen Brief: die Königin schreibt dem Cardinal, dass sie das Collier entschieden zu theuer finde, eine Preisherabsetzung um 200.000 Livres verlange und am 1. August statt 400.000 Livres 700.000 zahlen werde. Der Prälat besuchte die Juweliere, um ihnen die neuen Wünsche ihrer hohen Kundschaft mitzutheilen. Die beiden Compagnons machten zuerst einige Schwierigkeiten, gaben dann nach und schrieben auf des Cardinals Rath an Marie Antoinette folgenden Brief:

„Madame, wir sind auf dem Gipfel des Glückes, indem wir anzunehmen wagen, dass die letzten uns vorgelegten Vereinbarungen, denen wir uns mit Eifer und Achtung unterworfen haben, ein neuer Beweis unserer Unterwürfigkeit und Ergebenheit gegen die Befehle Eurer Majestät sind, und finden eine wahre Genugthuung bei dem Gedanken, dass der schönste Diamantschmuck, der existiert, der größten und besten der Königinnen dienen wird."

Am 12. Juli begab sich Boehmer nach Versailles; er hatte für den jungen Herzog von Angoulême anlässlich dessen Taufe Band, Schnalle und Schwert zu bringen. Als er diese Gegenstände der Königin übergab, als diese von der Messe zurückkehrte, überreichte er ihr gleichzeitig den oben citierten Brief. Marie Antoinette las

[1] „Procès du Collier", p. 217.

[2] Daselbst p. 219.

[3] Aussage von Perregaux.

ihn, begriff nichts davon und verbrannte ihn. Es war ihr umsoweniger möglich, den Sinn dieser räthselhaften Worte zu errathen, als kurz vorher der Juwelier, von Frau Campan über das Schicksal des Colliers befragt, versichert hatte, er habe es nach Constantinopel für die Sultanin-Favoritin verkauft.[1] Indessen einige Tage darauf ließ Baron de Breteuil, Minister des königlichen Hauses, Boehmer holen und fragte ihn, was das unbegreifliche Billet vom 12. Juli zu bedeuten habe. Treu seinem System der Geheimhaltung und sich an die Instructionen des Cardinals haltend, begnügte sich Boehmer zu erwidern, dass es sich um einige Schmucksachen handle, die er der Königin zu verkaufen wünsche.[2] Gegenüber diesen seltsamen Ausflüchten und berechneten Verschweigungen konnte Marie Antoinette kaum voraussetzen, dass es sich um etwas Ernsthaftes handle. Sie glaubte, dass der Verstand ihrer Juweliers, erschüttert durch die Angst, sein Collier nicht loszubringen, diesen Stößen nicht widerstanden habe, und betrachtete ihn als einen Geistesgestörten, dessen Irrsinn nicht gefährlich war und mehr Mitleid als Groll verdiente.

Unterdessen nahte der Zeitpunkt, wo alles entdeckt werden sollte. Ende Juli wies Frau v. la Motte ein Billet vor, in dem die Königin gestand, dass sie nicht vor 1. October werde zahlen können. Der bestürzte Cardinal beginnt Argwohn zu fassen bezüglich der Echtheit der Briefe;[3] doch sei es Stolz, sei es Mitleid gegen Frau v. la Motte gewesen, die er nicht ins Verderben stürzen wollte, sei es vermöge eines Restes von Verblendung, er unterlässt es, die Sache aufzuklären.[4] Um ihren wankenden Einfluss wiederherzustellen, beeilte sich die Abenteuerin, ihm unter dem Vorwande einer Entschädigung des Juweliers für die Verzögerung der Zahlung eine Summe von 30.000 Livres einzuhändigen. Das Misstrauen des Cardinals hielt gegenüber dieser Zahlung von 30.000 Livres nicht stand; er gab den Betrag am 30. Juli Boehmer und zweifelte nicht mehr.[5] Doch jetzt wurden die Verkäufer unruhig ob all dieser Aufschübe und Geheimnisse, ob des

[1] „Mémoires de Mme Campan", p. 210.
[2] „Procès du Collier", p. 102.
[3] Daselbst p. 239.
[4] Daselbst p. 342 u. 343.
[5] Daselbst p. 239.

Schweigens der Königin und der Verfolgungen ihrer Gläubiger. Und diese Unruhe verwandelte sich in Verzweiflung, als am 2. oder 3. August Frau v. la Motte ihnen frech erklärte, dass der von ihnen abgeschlossene Kauf ungiltig und die Unterschrift „Marie Antoinette" falsch sei. „Übrigens," fügte sie hinzu, „ist der Cardinal reich; Sie können sich an ihn halten." [1]

Bassange eilte ins Palais Straßburg. Der Cardinal, dem ein Licht aufgieng, aber es nicht gestehen und vor allem eine für seine Eigenliebe demüthigende Angelegenheit vertuschen wollte, versicherte unter Eid die Echtheit des Kaufes.[2] Am nächsten Tage kam Frau v. la Motte, die ihn noch mehr bloßstellen wollte, ganz verwirrt zu ihm, gab sich für ein Opfer der Hofintriguen und als Zielscheibe polizeilicher Verfolgungen aus, und der Cardinal, der sich dem seltsamen Zauber der Abenteuerin nicht entziehen konnte, ließ sich herbei, ihr sammt ihrem Gatten und ihrer Kammerfrau eine Zufluchtsstätte in seinem Hause zu gewähren.[3]

Während dessen gieng Bassanges Handelsgenosse, Boehmer, der nur halb und halb beruhigt war, nach Crespy, um die ihm bekannte erste Kammerfrau, Campan, aufzusuchen, und fragte sie, ob die Königin sie nicht mit irgendeinem Auftrage für ihn betraut habe. Auf ihre verneinende Antwort sagte er: „Aber an wen soll ich mich wenden, um die Erwiderung des ihr eingehändigten Briefes zu erlangen?" — „An niemanden. Ihre Majestät hat Ihren Brief verbrannt, ohne auch nur verstanden zu haben, was Sie ihr sagen wollten." — „Aber, Madame, das ist nicht möglich. Die Königin weiß sehr wohl, dass sie mir Geld zu geben hat." — „Geld! Herr Boehmer, wir haben längst Ihre letzten Rechnungen für die Königin saldiert." — „Ah, Madame! Sie sind sehr im Irrthum; man schuldet mir eine sehr große Summe." — „Was wollen Sie damit sagen?" — „Ich muss Ihnen wohl alles gestehen; die Königin macht Ihnen gegenüber ein Geheimnis daraus; sie hat mein großes Collier gekauft." — „Die Königin? Sie hat es Ihnen abgelehnt; sie hat es dem Könige abgelehnt, der es ihr schenken wollte!" — „Sie hat ihren Gedanken geändert. . . ." — „Zu

[1] „Procès du Collier", p. 105.
[2] Daselbst p. 106.
[3] Daselbst p. 224.

welcher Zeit hat Ihnen die Königin gemeldet, daſs ſie ſich zur Erſtehung Ihres Colliers entſchloſſen habe?“ — „Sie hat mit mir nie ſelbſt über dieſen Gegenſtand geſprochen.“ — „Wer war denn Ihre Mittelsperſon?“ — „Cardinal Rohan.“[1] — „Cardinal Rohan!“ rief Frau Campan erſtaunt; „aber die Königin hat ſeit ſeiner Rückkehr von Wien nicht mit ihm geſprochen; es gibt niemanden, der am Hofe in größerer Ungnade wäre. Sie ſind beſtohlen, armer Boehmer!“[2] — „Die Königin ſtellt ſich ſo, als ob ſie auf Seine Eminenz böſe wäre, ſie iſt aber auf ſehr gutem Fuße mit ihm.“ — „Aber wie werden Ihnen denn die Aufträge Ihrer Majeſtät übermittelt?“ — „Durch von ihrer Hand unterzeichnete Schriften, und ſeit einiger Zeit bin ich gezwungen, ſie den Leuten, die mir Geld geliehen haben, zu zeigen, ohne daſs es mir gelingt, ſie zu beruhigen.“ — „Ah! welch häſsliche Intrigue!“ rief Frau Campan, und immer mehr erſtaunt und nicht wiſſend, ob ſie mit einem Wahnſinnigen oder einem Gauner zu thun habe, aber einſehend, daſs es hier irgend einen teufliſchen Anſchlag aufzuklären gebe, drang ſie in Boehmer, ſobald als möglich nach Verſailles zu gehen, um ſich mit Baron de Breteuil auseinanderzuſetzen. Aber Boehmer, dem es wahrſcheinlich nicht darum zu thun war, dem Miniſter zu geſtehen, daſs er gelogen habe, gieng, ſtatt ſich an ihn zu wenden, nach Trianon, um von der Königin eine Audienz zu erbitten. Dieſe, einer ſolchen Zudringlichkeit überdrüſſig, ſchlug es ab, ihn zu empfangen. „Er iſt ein Narr,“ antwortete ſie; „ich will ihn nicht ſehen.“

Einige Tage nachher kam Frau Campan von Creſpy zurück: die Königin hatte ſie holen laſſen, um mit ihr die Rolle Roſinens, die ſie im „Barbier von Sevilla“ ſpielen wollte, zu probieren.[3] „Wiſſen Sie“, ſagte ſie zu ihr, „daſs dieſer Dummkopf Boehmer gekommen iſt, um mich zu ſprechen? Ich habe ihn nicht empfangen. Was will er von mir? Wiſſen Sie es?“[4] Auf dieſe Weiſe in die Lage verſetzt, ſich zu erklären, erzählte Frau Campan des langen und breiten ihre Unterredung mit Boehmer und die ſeltſamen Enthüllungen dieſes Mannes. Überraſcht und entrüſtet, ließ Marie

[1] „Mémoires de Mme Campan“, p. 426.
[2] Daſelbſt p. 212 u. 456.
[3] Daſelbſt p. 457.
[4] Daſelbſt p. 213.

Antoinette den Juwelier rufen; er kam am 9. Auguſt,[1] beſtand auf Bezahlung und geſtand endlich, durch Fragen gedrängt, was ſich zugetragen hatte oder wenigſtens, was er vorausſetzte. Die Königin hörte mit wachſendem Erſtaunen und verhaltenem Zorne zu und wuſste nicht, was ſie von ſoviel Dummheit oder ſoviel Ehrloſigkeit halten ſolle.

Aber bevor ſie einen Entſchluſs faſste, wollte ſie die Angelegenheit aufklären; und um aus den unzuſammenhängenden Erklärungen des Juweliers die Wahrheit herauszufinden, verlangte ſie eine ſchriftliche Darſtellung, die ihr am 12. Auguſt zugeſtellt wurde.

„Nach Boehmers Weggang," erzählt Frau Campan, „fand ich ſie in einem beunruhigenden Zuſtande; der Gedanke, daſs man glauben konnte, ein Mann, wie der Cardinal, hätte ihr Zutrauen, ſie hätte ſich ſeiner gegenüber einem Kaufmanne bedient, um ſich ohne Wiſſen des Königs eine Sache zu verſchaffen, die ſie dem Könige ſelbſt abgeſchlagen hatte, ſetzte ſie in Verzweiflung.[2] Aber ſie dachte nicht einen Augenblick daran, die Angelegenheit zu vertuſchen. Geſtützt auf das Zeugnis ihres Gewiſſens und den Forderungen ihrer gerechten Entrüſtung folgend, wollte ſie, daſs dieſe häſsliche Intrigue ans Tageslicht gebracht werde.[3] „Die häſslichen Laſter," ſagte ſie, „müſſen aufgedeckt werden; wenn der römiſche Purpur und der Fürſtentitel nur einen Schwindler und Gauner verbergen, der es wagt, die Gemahlin ſeines Souveräns bloßzuſtellen, ſo ſollen ganz Frankreich und Europa es erfahren."[4] Faſste ſie dieſen Entſchluſs aus freien Stücken? Oder war er, wie Frau Campan nahelegt,[5] dem Einfluſſe des Abbé de Vermond und des Barons de Breteuil, erbitterten Feinden des Biſchofs von Straßburg, die ihn durch ein öffentliches Aufſehen verderben wollten, zu verdanken? Hier täuſcht ſich die erſte Kammerfrau. Die Königin befragte niemanden als ihren Gemahl. Der König brachte Sonntag den 14. zu Trianon zu, und mit ihm allein ver-

[1] Denkſchrift Boehmers und Baſſanges an die Königin.

[2] „Mémoires de Mme Campan", p. 458.

[3] Man erinnere ſich, daſs dies ſchon Mercys Meinung geweſen bei der Entdeckung der Prellerei Frau v. Villiers.

[4] „Mémoires de Mme Campan", p. 458.

[5] Daſelbſt.

Drei Monate später, im November, kommt ein neuer, wie der vorige, aus Rétaux' Feder stammender Brief mit der Bitte, nicht um 60.000, sondern um 100.000 Livres. Wie das erstemal, zahlt der Cardinal ohneweiters; die 100.000 Livres werden von Baron Planta übergeben.[1] Wie das erstemal, wird die Summe in die Casse der La Motte gelegt, um ihre Gläubiger zu befriedigen oder ihre Verschwendung zu bestreiten.

Ihr Haus[2] wird auf großen Fuß gesetzt, man nimmt drei neue Dienstboten, man kauft einen Wagen, Pferde,[3] Pendeluhren,[4] Armbänder, Diamanten,[5] Edelgestein aller Art,[6] prächtiges Silbergeschirr.[7] Man macht keine Anlehen mehr, man gewährt solche.[8] Und um die Verwandlung noch mehr hervortreten zu lassen, begeben sich Herr und Frau v. la Motte nach Bar-sur-Aube in großem Aufzuge; sosehr haben sie Eile, vor den Augen derjenigen, die sie einst in solchem Elende gesehen, in ganzem Glanze ihres Glückes zu erscheinen. Ein Gepäckswagen fährt ihnen voraus; zwei Couriere melden sie an; ein Haushofmeister von großthuender Haltung bestellt für ihr Diner die theuersten Proviantmittel. Nach diesen Vorbereitungen, welche die Neugierde der Bewohner von Bar erregt haben, hält das Ehepaar selbst in einem eleganten Reisewagen seinen Einzug. Nur der Schwager Herrn v. la Mottes, Herr v. la Tour, den eine schlechtverhehlte Abneigung klarer sehen läßt, argwohnt die Wahrheit und qualificiert seinen Schwager als „Gecken", seine Schwägerin als „Bettel".[9]

Inzwischen verbreitete sich das Gerücht von dem Einflusse Frau v. la Mottes nach allen Seiten; man spricht davon in Paris und Versailles; sie selbst hält durch geschickte Verschweigungen, durch Vorweisung von angeblichen, stets von Rétaux auf dem berühmten blauen Papiere[10] geschriebenen Briefen der Königin sorg-

[1] „Vertheidigungsschrift für Cardinal Rohan", p. 26.
[2] Rue Neuve-Saint-Gilles Nr. 13.
[3] „Vertheidigungsschrift für Cardinal Rohan", p. 28.
[4] „Procès du Collier", p. 70.
[5] Daselbst.
[6] „Mémoires du comte Beugnot", I, 50.
[7] „Mémoires de l'abbé Georgel", II, 54.
[8] „Vertheidigungsschrift für Cardinal Rohan", p. 28.
[9] „Mémoires du comte Beugnot", I, 48 u. 49.
[10] „Vertheidigungsschrift für Cardinal Rohan", p. 32.

fältig diese Sage aufrecht, und das große Haus, das sie führt, verschafft ihren Reden mehr Glaubwürdigkeit. Das ist der täuschende Spiegel, der die Naiven anzieht, die Falle, in der sich die Einfaltspinsel fangen. Der Cardinal ist nicht der einzige, der sich durch all dieses Blendwerk bestechen läßt, und die Prellerei mit den 160.000 Livres, deren Opfer er gewesen, ist nur ein Kinderspiel neben dem unerhörten Gaunerstück, das Frau v. la Motte demnächst ausführen sollte.

Zwei Juweliere der Krone, Boehmer und Bassange, hatten eine prachtvolle, mit großen Kosten und mittelst langer Nachforschungen zusammengebrachte Sammlung von Diamanten zu einem Collier fassen lassen. Selbst erstaunt über den Preis, den dieses Kleinod erreichte, daran verzweifelnd, es an jemanden andern als an Souveräne verkaufen zu können, von der Vorliebe, die die Königin wiederholt für Edelgestein geäußert, unterrichtet, ließen sie durch Vermittlung des ersten Kammerherrn das Halsband dem Könige vorlegen. Ludwig XVI., von der Schönheit des Colliers in Verwunderung gesetzt, von seiner Frau, die ihm soeben sein erstes Kind geschenkt, leidenschaftlich eingenommen, gedachte ihr diesen glänzenden Schmuck als Geschenk für ihren ersten Kirchgang anzubieten, und trug das Kästchen zu ihr. Man stand damals am Anfange des amerikanischen Krieges. Die Königin sah das Juwel, bewunderte es, lehnte es jedoch ab. „Wir brauchen eher ein Kriegsschiff als ein Kleinod," antwortete sie einfach.

Boehmer war trostlos. Einen Gegenstand von solchem Werte behalten, ein Capital von 1,600.000 Livres — so hoch hatten die Sachverständigen Doigny und Maillard diesen reichen Schmuck geschätzt[1] — unfruchtbar liegen lassen, bedeutete den Ruin. Er ließ das Collier verschiedenen Souveränen anbieten, alle erschreckte der Preis. Er kam wieder zu Marie Antoinette; sie lehnte, wie das erstemal, ab. Überall zurückgewiesen, bat der Juwelier um eine Audienz, und hier, wie von Wahnsinn erfaßt, warf er sich der Königin zu Füßen, faltete die Hände, brach in Thränen aus und rief: „Madame, ich bin ruiniert, entehrt, wenn Sie mir mein Collier nicht abkaufen. Ich will ein solches Unglück nicht überleben. Von hier, Madame, gehe ich fort, um mich in den Fluß zu stürzen."

[1] In der der Königin überreichten Denkschrift.

— „Stehen Sie auf, Boehmer," sagte die Königin zu ihm in strengem Tone; „ich habe dieses Collier bei Ihnen nicht bestellt und habe es zurückgewiesen. Der König hat es mir geben wollen, ich habe es ebenfalls zurückgewiesen; sprechen Sie mir nie mehr davon. Versuchen Sie, es zu theilen und zu verkaufen, und ertränken Sie sich nicht. Ich nehme es Ihnen sehr übel, sich diese Verzweiflungsscene in meiner Gegenwart und vor diesem Kinde" — sie hatte ihr Töchterchen bei sich — „erlaubt zu haben; dass nie mehr Ähnliches vorkommt. Gehen Sie." Boehmer zog sich schmerzerfüllt zurück und während einiger Zeit sah man ihn nicht.[1]

Um den December 1784 hörte Boehmers Handelsgenosse Bassange einen seiner Freunde, Herrn Achet, vom Einflusse Frau v. la Mottes sprechen. Das schien ein letztes Mittel zu sein; er gedachte es zu benützen. Auf seine Bitte besuchte Achet die Gräfin und bat sie, ihren Einfluss zu gebrauchen, um die Königin zu bestimmen, ein Kleinod zu kaufen, das nur für sie passen könne. Die Abenteuerin antwortete ausweichend, drückte aber den Wunsch aus, den Gegenstand der Unterhandlung zu sehen. Der Juwelier beeilte sich, diesem Wunsche einer am Hofe so gut angeschriebenen Person nachzukommen, und am 29. December brachten Bassange und Achet das Halsband zu Frau v. la Motte. Diese besah die Diamanten, bewunderte sie und ließ, ohne bestimmte Zusicherungen zu geben, einige Hoffnungen durchblicken.

Drei Wochen verflossen, und die Juweliere begannen zu fürchten, auch diesmal keinen Erfolg zu haben, als ihnen am 21. Jänner Frau v. la Motte meldete, dass die Königin bestimmt entschlossen sei, das Collier zu kaufen, dass sie aber, da sie diesen Kauf nicht direct verhandeln wolle, damit einen hohen Herrn beauftrage, der ihr Vertrauen genieße. Drei Tage später besuchten der Graf und die Gräfin schon um 7 Uhr morgens Bassange und sagten ihm, der hohe Herr werde bald erscheinen. Eine Viertelstunde darauf stellte sich in der That der angemeldete Unterhändler ein; es war, wie zu errathen, Cardinal Rohan. Er prüfte das Collier im einzelnen und zog sich hierauf zurück, indem er erklärte, er würde über die gehabte Unterredung der Person, die ihn geschickt habe, und deren Namen zu nennen ihm noch nicht gestattet

[1] „Mémoires de Mme Campan", p. 210.

sei, Bericht erstatten, hoffe aber auf jeden Fall, dass die Juweliere ihre Bedingungen annehmen würden.

Diese Bedingungen gab er ihnen am 29. Jänner bekannt; der Preis des Halsbandes wurde auf 1,600.000 Livres festgesetzt; die Zahlung sollte zu vier halbjährigen Terminen stattfinden, deren erster am 1. August fällig wäre. Die Übergabe des Kleinods würde Dienstag den 1. Februar erfolgen; der Ersteher blieb noch unbekannt und verlangte über das ganze Geschäft das größte Geheimnis. Boehmer und Bassange nahmen an und setzten ihre Unterschrift unter den ganz von der Hand des Prinzen von Rohan geschriebenen Vertrag.[1]

Am 1. Februar begaben sie sich früh morgens ins Palais Straßburg, rue Vieille-du-Temple. Der Cardinal gestand ihnen zunächst, dass der Ersteher des kostbaren Kleinods niemand anderer als die Königin sei, und zeigte ihnen die mit der Billigung derselben versehene Erstehungsacte. Unter jedem Artikel stand: „Gebilligt", und unterhalb der letzten Zeile folgende Unterschrift: „Marie Antoinette von Frankreich."[2] Gleichzeitig wies der Cardinal den glücklichen Verkäufern einen angeblichen Brief der Königin vor, den er einbog, um nur folgende Worte sehen zu lassen: „Ich bin nicht gewohnt, in dieser Weise mit meinen Juwelieren zu unterhandeln. Sie werden dieses Papier bei sich aufbewahren und das übrige ordnen, wie Sie es für passend halten werden."[3]

Brief, Billigung und Unterschrift waren von Rétaux angefertigt.[4] Aber die Juweliere kannten die Handschrift der Königin nicht, da ihnen diese immer nur mündliche oder durch eine ihrer Frauen vermittelte Aufträge gegeben hatte. Mehr mit dem Handelsfache bekannt als mit der königlichen Unterschrift, erwogen sie nicht das Ungewöhnliche der Worte: „Marie Antoinette von Frankreich"; sie zogen sich zurück, überzeugt — und wer wäre es an ihrer Stelle nicht gewesen? — dass die Königin, deren Vorliebe für Schmuck sie kannten, die Käuferin des Collier sei.

Am Abend desselben Tages fuhr der Cardinal nach Versailles. Begleitet von seinem Kammerdiener Schreiber, der das kostbare

[1] „Denkschrift der Juweliere an die Königin."

[2] „Vertheidigungsschrift für Cardinal Rohan", p. 38.

[3] Aussage Bassanges.

[4] „Procès du Collier", p. 369.

Käſtchen trug, gieng er unmittelbar zu Frau v. la Motte ins „Hôtel de la Belle-Image“. Kaum war er dort angekommen, als der Überbringer eines Briefes ſich einſtellte. Frau v. la Motte nahm den Brief, brach ihn auf, las und ſagte mit lauter Stimme, es wäre ein Billet von der Königin, und der Überbringer ein Kammerdiener, namens Desclaux. Wenige Augenblicke nachher trat dieſer Mann ein; der Cardinal hatte gerade nur Zeit, ſich hinter einem Tapetenalkoven zu verbergen, deſſen Thür halb offen ſtand, und von hier aus ſah er, wie Frau v. la Motte das Collier dem vorgeblichen Kammerdiener, der niemand anderer als Rétaux war, einhändigte. Der Cardinal erkannte in ihm mit Beſtimmtheit den Mann, der voriges Jahr der Scene im Parke beigewohnt hatte.[1]

Tagsdarauf, am 2. Februar, einem Feiertage, befindet ſich Baſſange in der Gallerie von Verſailles und ſtellt ſich dort auf, wo die königliche Familie vorbeizugehen hatte, um als der erſte den Anblick der berühmten Diamanten zu genießen, deren tauſendfaches Feuer ohne Zweifel am Halſe der Königin ſchimmern wird, wenn ſie ſich in die Kapelle begibt. Der Cardinal iſt ſeinerſeits auf einem Beobachtungspoſten. Vollſtändige Enttäuſchung: die Königin geht vorüber, hat nur ihren gewöhnlichen Schmuck. Baſſange wundert ſich; doch der Cardinal, obwohl ſelbſt überraſcht, beruhigt ihn, indem er ſagt, die Königin wolle ohne Zweifel ſich mit dem Collier nicht ſchmücken, bevor ſie den König von deſſen Erwerbung verſtändigt hatte, und es habe ihr die Zeit gefehlt, dies zu thun. Die Tage folgen einander, die Monate verfließen und bringen Anläſſe zu großer Toilette, und die Königin beharrt darauf, ihr neues Juwel nicht zu tragen. Sie kommt nach der Geburt des Herzogs von der Normandie nach Paris; auch bei dieſer feierlichen Gelegenheit kein Collier. Pfingſten kommt; noch nichts. Sie ſieht den Cardinal und bezeigt ihm immer dieſelbe Geringſchätzung. Seltſames Geheimnis! Was bedeutet ein ſolcher Eigenſinn?

Wird eine ſo außerordentliche Hartnäckigkeit dem blinden Prälaten nicht die Augen öffnen? Noch nicht. Frau v. la Motte beugt der Gefahr vor. Um ihr Opfer ja nicht zur Erkenntnis kommen zu laſſen, trägt ſie Sorge, ihm häufiger als je die famoſen Billetts auf blauem Papier einzuhändigen, die durch Betheuerungen

[1] „Procès du Collier“, p. 214 u. 215.

geheimer Sympathie sein Misstrauen einschläfern. Um ihn vollends zu täuschen, leiht sie sich bei ihm einige Louisd'or aus;[1] als er sie in der rue Neuve-Saint-Gilles besucht, empfängt sie ihn in einem schlechtmöblierten, hochgelegenen kleinen Zimmer.[2] Wie sollte der Cardinal, bezüglich der Königin durch die gefälschten Briefe, bezüglich der Frau v. la Motte durch ihre anscheinende Dürftigkeit in Sicherheit gewiegt, Verdacht schöpfen? Während dieser Zeit war das Collier zerstückelt worden; Rétaux in Paris, Herr von la Motte in London verkauften die einzelnen Stücke, und der Graf präsentierte beim Banquier Perregaux Creditbriefe für 120.000 Livres,[3] die zur Bestreitung des Luxus in den Häusern zu Paris und Bar-sur-Aube dienten.

Unterdessen rückte der erste Zahlungstermin heran; der Betrug gieng seiner Entdeckung entgegen. Es handelte sich für Frau v. la Motte darum, Zeit zu gewinnen. Rétaux fabricierte einen neuen Brief: die Königin schreibt dem Cardinal, dass sie das Collier entschieden zu theuer finde, eine Preisherabsetzung um 200.000 Livres verlange und am 1. August statt 400.000 Livres 700.000 zahlen werde. Der Prälat besuchte die Juweliere, um ihnen die neuen Wünsche ihrer hohen Kundschaft mitzutheilen. Die beiden Compagnons machten zuerst einige Schwierigkeiten, gaben dann nach und schrieben auf des Cardinals Rath an Marie Antoinette folgenden Brief:

„Madame, wir sind auf dem Gipfel des Glückes, indem wir anzunehmen wagen, dass die letzten uns vorgelegten Vereinbarungen, denen wir uns mit Eifer und Achtung unterworfen haben, ein neuer Beweis unserer Unterwürfigkeit und Ergebenheit gegen die Befehle Eurer Majestät sind, und finden eine wahre Genugthuung bei dem Gedanken, dass der schönste Diamantschmuck, der existiert, der größten und besten der Königinnen dienen wird."

Am 12. Juli begab sich Boehmer nach Versailles; er hatte für den jungen Herzog von Angoulême anlässlich dessen Taufe Band, Schnalle und Schwert zu bringen. Als er diese Gegenstände der Königin übergab, als diese von der Messe zurückkehrte, überreichte er ihr gleichzeitig den oben citierten Brief. Marie Antoinette las

[1] „Procès du Collier", p. 217.
[2] Daselbst p. 219.
[3] Aussage von Perregaux.

ihn, begriff nichts davon und verbrannte ihn. Es war ihr umsoweniger möglich, den Sinn dieser räthselhaften Worte zu errathen, als kurz vorher der Juwelier, von Frau Campan über das Schicksal des Colliers befragt, versichert hatte, er habe es nach Constantinopel für die Sultanin-Favoritin verkauft.[1] Indessen einige Tage darauf ließ Baron de Breteuil, Minister des königlichen Hauses, Boehmer holen und fragte ihn, was das unbegreifliche Billet vom 12. Juli zu bedeuten habe. Treu seinem System der Geheimhaltung und sich an die Instructionen des Cardinals haltend, begnügte sich Boehmer zu erwidern, dass es sich um einige Schmucksachen handle, die er der Königin zu verkaufen wünsche.[2] Gegenüber diesen seltsamen Ausflüchten und berechneten Verschweigungen konnte Marie Antoinette kaum voraussetzen, dass es sich um etwas Ernsthaftes handle. Sie glaubte, dass der Verstand ihrer Juweliers, erschüttert durch die Angst, sein Collier nicht loszubringen, diesen Stößen nicht widerstanden habe, und betrachtete ihn als einen Geistesgestörten, dessen Irrsinn nicht gefährlich war und mehr Mitleid als Groll verdiente.

Unterdessen nahte der Zeitpunkt, wo alles entdeckt werden sollte. Ende Juli wies Frau v. la Motte ein Billet vor, in dem die Königin gestand, dass sie nicht vor 1. October werde zahlen können. Der bestürzte Cardinal beginnt Argwohn zu fassen bezüglich der Echtheit der Briefe;[3] doch sei es Stolz, sei es Mitleid gegen Frau v. la Motte gewesen, die er nicht ins Verderben stürzen wollte, sei es vermöge eines Restes von Verblendung, er unterlässt es, die Sache aufzuklären.[4] Um ihren wankenden Einfluss wiederherzustellen, beeilte sich die Abenteuerin, ihm unter dem Vorwande einer Entschädigung des Juweliers für die Verzögerung der Zahlung eine Summe von 30.000 Livres einzuhändigen. Das Misstrauen des Cardinals hielt gegenüber dieser Zahlung von 30.000 Livres nicht stand; er gab den Betrag am 30. Juli Boehmer und zweifelte nicht mehr.[5] Doch jetzt wurden die Verkäufer unruhig ob all dieser Aufschübe und Geheimnisse, ob des

[1] „Mémoires de Mme Campan", p. 210.
[2] „Procès du Collier", p. 102.
[3] Daselbst p. 239.
[4] Daselbst p. 342 u. 343.
[5] Daselbst p. 239.

Schweigens der Königin und der Verfolgungen ihrer Gläubiger. Und diese Unruhe verwandelte sich in Verzweiflung, als am 2. oder 3. August Frau v. la Motte ihnen frech erklärte, dass der von ihnen abgeschlossene Kauf ungiltig und die Unterschrift „Marie Antoinette" falsch sei. „Übrigens," fügte sie hinzu, „ist der Cardinal reich; Sie können sich an ihn halten." [1]

Bassange eilte ins Palais Straßburg. Der Cardinal, dem ein Licht aufgieng, aber es nicht gestehen und vor allem eine für seine Eigenliebe demüthigende Angelegenheit vertuschen wollte, versicherte unter Eid die Echtheit des Kaufes.[2] Am nächsten Tage kam Frau v. la Motte, die ihn noch mehr bloßstellen wollte, ganz verwirrt zu ihm, gab sich für ein Opfer der Hofintriguen und als Zielscheibe polizeilicher Verfolgungen aus, und der Cardinal, der sich dem seltsamen Zauber der Abenteuerin nicht entziehen konnte, ließ sich herbei, ihr sammt ihrem Gatten und ihrer Kammerfrau eine Zufluchtsstätte in seinem Hause zu gewähren. [3]

Während dessen gieng Bassanges Handelsgenosse, Boehmer, der nur halb und halb beruhigt war, nach Crespy, um die ihm bekannte erste Kammerfrau, Campan, aufzusuchen, und fragte sie, ob die Königin sie nicht mit irgendeinem Auftrage für ihn betraut habe. Auf ihre verneinende Antwort sagte er: „Aber an wen soll ich mich wenden, um die Erwiderung des ihr eingehändigten Briefes zu erlangen?" — „An niemanden. Ihre Majestät hat Ihren Brief verbrannt, ohne auch nur verstanden zu haben, was Sie ihr sagen wollten." — „Aber, Madame, das ist nicht möglich. Die Königin weiß sehr wohl, dass sie mir Geld zu geben hat." — „Geld! Herr Boehmer, wir haben längst Ihre letzten Rechnungen für die Königin saldiert." — „Ah, Madame! Sie sind sehr im Irrthum; man schuldet mir eine sehr große Summe." — „Was wollen Sie damit sagen?" — „Ich muss Ihnen wohl alles gestehen; die Königin macht Ihnen gegenüber ein Geheimnis daraus; sie hat mein großes Collier gekauft." — „Die Königin? Sie hat es Ihnen abgelehnt; sie hat es dem Könige abgelehnt, der es ihr schenken wollte!" — „Sie hat ihren Gedanken geändert. . . ." — „Zu

[1] „Procès du Collier", p. 105.
[2] Daselbst p. 106.
[3] Daselbst p. 224.

welcher Zeit hat Ihnen die Königin gemeldet, daſs ſie ſich zur Erſtehung Ihres Colliers entſchloſſen habe?" — „Sie hat mit mir nie ſelbſt über dieſen Gegenſtand geſprochen." — „Wer war denn Ihre Mittelsperſon?" — „Cardinal Rohan."[1] — „Cardinal Rohan!" rief Frau Campan erſtaunt; „aber die Königin hat ſeit ſeiner Rückkehr von Wien nicht mit ihm geſprochen; es gibt niemanden, der am Hofe in größerer Ungnade wäre. Sie ſind beſtohlen, armer Boehmer!"[2] — „Die Königin ſtellt ſich ſo, als ob ſie auf Seine Eminenz böſe wäre, ſie iſt aber auf ſehr gutem Fuße mit ihm." — „Aber wie werden Ihnen denn die Aufträge Ihrer Majeſtät übermittelt?" — „Durch von ihrer Hand unterzeichnete Schriften, und ſeit einiger Zeit bin ich gezwungen, ſie den Leuten, die mir Geld geliehen haben, zu zeigen, ohne daſs es mir gelingt, ſie zu beruhigen." — „Ah! welch häſsliche Intrigue!" rief Frau Campan, und immer mehr erſtaunt und nicht wiſſend, ob ſie mit einem Wahnſinnigen oder einem Gauner zu thun habe, aber einſehend, daſs es hier irgend einen teufliſchen Anſchlag aufzuklären gebe, drang ſie in Boehmer, ſobald als möglich nach Verſailles zu gehen, um ſich mit Baron de Breteuil auseinanderzuſetzen. Aber Boehmer, dem es wahrſcheinlich nicht darum zu thun war, dem Miniſter zu geſtehen, daſs er gelogen habe, gieng, ſtatt ſich an ihn zu wenden, nach Trianon, um von der Königin eine Audienz zu erbitten. Dieſe, einer ſolchen Zudringlichkeit überdrüſſig, ſchlug es ab, ihn zu empfangen. „Er iſt ein Narr," antwortete ſie; „ich will ihn nicht ſehen."

Einige Tage nachher kam Frau Campan von Creſpy zurück: die Königin hatte ſie holen laſſen, um mit ihr die Rolle Roſinens, die ſie im „Barbier von Sevilla" ſpielen wollte, zu probieren.[3] „Wiſſen Sie", ſagte ſie zu ihr, „daſs dieſer Dummkopf Boehmer gekommen iſt, um mich zu ſprechen? Ich habe ihn nicht empfangen. Was will er von mir? Wiſſen Sie es?"[4] Auf dieſe Weiſe in die Lage verſetzt, ſich zu erklären, erzählte Frau Campan des langen und breiten ihre Unterredung mit Boehmer und die ſeltſamen Enthüllungen dieſes Mannes. Überraſcht und entrüſtet, ließ Marie

[1] „Mémoires de Mme Campan", p. 426.
[2] Daſelbſt p. 212 u. 456.
[3] Daſelbſt p. 457.
[4] Daſelbſt p. 213.

Antoinette den Juwelier rufen; er kam am 9. August,[1] bestand auf Bezahlung und gestand endlich, durch Fragen gedrängt, was sich zugetragen hatte oder wenigstens, was er voraussetzte. Die Königin hörte mit wachsendem Erstaunen und verhaltenem Zorne zu und wusste nicht, was sie von soviel Dummheit oder soviel Ehrlosigkeit halten solle.

Aber bevor sie einen Entschluss fasste, wollte sie die Angelegenheit aufklären; und um aus den unzusammenhängenden Erklärungen des Juweliers die Wahrheit herauszufinden, verlangte sie eine schriftliche Darstellung, die ihr am 12. August zugestellt wurde.

„Nach Boehmers Weggang," erzählt Frau Campan, „fand ich sie in einem beunruhigenden Zustande; der Gedanke, dass man glauben konnte, ein Mann, wie der Cardinal, hätte ihr Zutrauen, sie hätte sich seiner gegenüber einem Kaufmanne bedient, um sich ohne Wissen des Königs eine Sache zu verschaffen, die sie dem Könige selbst abgeschlagen hatte, setzte sie in Verzweiflung.[2] Aber sie dachte nicht einen Augenblick daran, die Angelegenheit zu vertuschen. Gestützt auf das Zeugnis ihres Gewissens und den Forderungen ihrer gerechten Entrüstung folgend, wollte sie, dass diese häßliche Intrigue ans Tageslicht gebracht werde.[3] „Die häßlichen Laster," sagte sie, „müssen aufgedeckt werden; wenn der römische Purpur und der Fürstentitel nur einen Schwindler und Gauner verbergen, der es wagt, die Gemahlin seines Souveräns bloßzustellen, so sollen ganz Frankreich und Europa es erfahren."[4] Fasste sie diesen Entschluss aus freien Stücken? Oder war er, wie Frau Campan nahelegt,[5] dem Einflusse des Abbé de Vermond und des Barons de Breteuil, erbitterten Feinden des Bischofs von Straßburg, die ihn durch ein öffentliches Aufsehen verderben wollten, zu verdanken? Hier täuscht sich die erste Kammerfrau. Die Königin befragte niemanden als ihren Gemahl. Der König brachte Sonntag den 14. zu Trianon zu, und mit ihm allein ver-

[1] Denkschrift Boehmers und Bassanges an die Königin.

[2] „Mémoires de Mme Campan", p. 458.

[3] Man erinnere sich, dass dies schon Mercys Meinung gewesen bei der Entdeckung der Prellerei Frau v. Villiers.

[4] „Mémoires de Mme Campan", p. 458.

[5] Daselbst.

abredete die Königin, aufgeklärt durch Boehmers Enthüllungen und durch die ihr von den Juwelieren am 12. Auguſt überreichte Denkſchrift, das einzuhaltende Verfahren und die zu ergreifenden Maßregeln. In einem Briefe an Joſef II. vom 22. Auguſt hat ſie die Initiative für ſich in Anſpruch genommen.

„Alles war zwiſchen dem Könige und mir abgemacht worden," ſchreibt ſie, „die Miniſter haben erſt davon erfahren, als der König den Cardinal kommen ließ und ihn in Gegenwart des Siegelbewahrers und des Barons de Breteuil verhörte." [1]

Gewiſs iſt, daſs damals König und Königin nach aufmerkſamem Studium der bekannten Thatſachen und der in ihren Händen befindlichen Schriftſtücke an die Schuld des Cardinals glauben muſsten. Seine wahnſinnige Verſchwendung, ſeine ungeheuren Schulden trotz ungeheurer Einkünfte, ſein ſchlimmer Ruf, die Unzufriedenheit, die er in ſeiner eigenen Diöceſe erregt hatte, wo man ihm vorwarf, ſeine 800.000 Livres Rente [2] auf Feſte, Liebeshändel, unnütze und prunkhafte Verſchönerungen an ſeinem Schloſſe Saverne auszugeben, alles ſchien ihn anzuſchuldigen. Sowohl in ihrem mündlichen Berichte als in ihrer Denkſchrift nannten die Juweliere nur ihn, beſchuldigten nur ihn; zu drei wiederholtenmalen und noch ganz kürzlich, im März, hatte ihn das Parlament der Verſchwendung in der Verwaltung des Hoſpitals der Dreihundert, deſſen Generalſuperior er war, angeklagt.[3] So ungeheuerlich dies auch erſcheinen mochte, bei dieſen zuſammentreffenden Inductionsbeweiſen und Zeugniſſen wurde man darauf geführt, wie der König ſagte und die Königin ſchrieb, anzunehmen, daſs er, „gedrängt von der Geldnoth," ſich Geld zu verſchaffen ſuchte durch Aneignung des Colliers, in der Meinung, „die Bijouterien zur beſtimmten Zeit zahlen zu können, ohne daſs etwas entdeckt würde".[4] Man muſste ihn als Gauner betrachten, denn nichts berechtigte, ihn noch als Gefoppten anzuſehen.

[1] Marie Antoinette an Joſef II., 22. Auguſt 1786.

[2] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 28. November 1785, XXX, 95.

[3] Der Cardinal wurde von dieſer Anklage, auf den Bericht des Barons de Breteuil hin, im Frühling 1786 entlaſtet.

[4] Marie Antoinette an Joſef II., 19. September 1785.

Montag den 15. Auguſt um Mittag war der Großalmoſenier im Begriffe, ſich in ſeiner Pontificalkleidung in die Kapelle zu begeben, als Chanlau, der erſte Kammerdiener, ihm berichtete, daſs der König ihn in ſein Cabinet berufe.[1] Hier befand ſich die Königin mit dem Siegelbewahrer und Baron Breteuil.

„Sie haben Boehmer Diamanten abgekauft," ſagte der König zum Cardinal.

„Ja, Sire."

„Was haben Sie damit gemacht?"

„Ich glaubte, daſs ſie der Königin eingehändigt würden."

„Wer hatte Sie mit dieſem Auftrage betraut?"

„Eine Dame, namens Gräfin de la Motte-Valois, die mir einen Brief der Königin vorgewieſen, und ich habe geglaubt, etwas Ihrer Majeſtät Angenehmes zu thun, indem ich dieſe Unterhandlung auf mich nahm."[2]

Lebhaft unterbrach ihn die Königin:

„Wie, mein Herr, konnten Sie glauben, Sie, zu dem ich ſeit acht Jahren kein Wort geſprochen habe, daſs ich Sie wählen würde, um dieſe Unterhandlung zu führen und durch die Vermittlung eines ſolchen Weibes?"

„Ich ſehe wohl," antwortete der Cardinal, „daſs ich grauſam getäuſcht worden bin; ich werde das Collier bezahlen. Meine Sehnſucht, Eurer Majeſtät gefällig zu ſein, hat mir die Augen geſchloſſen; ich habe darin keinen Betrug geſehen, und es thut mir leid."

Dann zog er aus ſeiner Taſche eine Mappe und aus dieſer den angeblich von der Königin an Frau v. la Motte geſchriebenen Brief, in dem ſie ihm dieſen Auftrag gegeben. Der König nahm den Brief und ſagte, ihn dem Cardinal zeigend:

„Das iſt weder die Handſchrift noch die Unterſchrift der Königin. Wie konnte ein Prinz des Hauſes Rohan, wie konnte ein Großalmoſenier glauben, daſs die Königin unterzeichne: ‚Marie Antoinette von Frankreich'. Jedermann weiß, daſs die Königinnen nur ihren Taufnamen unterſchreiben."

Der Cardinal ſtotterte etwas. Der König fuhr fort:

„Erklären Sie mir dieſes ganze Räthſel. Ich will Sie nicht ſchuldig finden. Ich wünſche Ihre Rechtfertigung."

[1] „Le Gouvernement de Normandie", IV, 258.

[2] „Mémoires de Mme Campan", p. 459.

Der Cardinal wurde immer mehr verwirrt, erblaſste ſichtlich und lehnte ſich an den Tiſch.

„Beruhigen Sie ſich, Herr Cardinal," ſagte der König, „gehen Sie in mein Cabinet, dort werden Sie Papier, Feder und Tinte finden; ſchreiben Sie auf, was Sie mir zu ſagen haben."

Der Cardinal gieng in das Cabinet und kam nach einer Viertelſtunde mit einer Schrift zurück, die ebenſowenig klar war, als es ſeine mündlichen Antworten geweſen. Der König, gerade infolge dieſer Verlegenheit von ſeiner Schuld überzeugt, ſagte lebhaft: „Ziehen Sie ſich zurück, mein Herr," und es ward der Befehl gegeben, ihn zu verhaften. Weder die Vorſtellungen einiger Miniſter,[1] noch die Bitten des Prälaten, der um Gnade bat, konnten den Willen Ludwigs XVI. beugen und ihn beſtimmen, den Angeklagten in Freiheit zu laſſen. „Ich kann das," ſagte er, „weder als König noch als Gatte zugeben."[2] — „Es muſs ein Ende gemacht werden," ſchrieb er an Vergennes, der das Anſinnen ſtellte, die Affaire zu vertuſchen,[3] „der Intrigue eines Schwindlers, der die Königin ſo ſcandalös bloßgeſtellt und, um ſich rein zu waſchen, nichts Beſſeres hat thun können, als ſeine Verbindung mit einer Abenteuerin letzter Claſſe anzuführen. Er entehrte ſeinen geiſtlichen Charakter. Wenn er auch Cardinal geworden, iſt er nichtsdeſtoweniger ein Unterthan meiner Krone."[4]

Die Königin wollte eine öffentliche Genugthuung. „Ich wünſche," ſchrieb ſie an Joſef II., „daſs dieſer ganze Greuel und all dieſe Einzelheiten vor den Augen der ganzen Welt klargeſtellt werden."[5]

Der Cardinal verließ das königliche Gemach mit Baron Breteuil. Ein junger Unterlieutenant der Leibgarde, Herr v. Jouffroy, war hier. „Mein Herr," ſagte der Baron zu ihm, „der König befiehlt Ihnen, den Herrn Cardinal nicht zu verlaſſen und ihn nach Hauſe zu geleiten. Sie ſind für ſeine Perſon verantwortlich, mein Herr."[6]

[1] Marie Antoinette an Joſef II., 19. September 1785.

[2] Dieſelbe an denſelben, 22. Auguſt 1785.

[3] Man beſchuldigte Vergennes der Parteilichkeit zu Gunſten des Cardinals Rohan.

[4] Ludwig XVI. an Vergennes, 19. Auguſt 1785.

[5] Marie Antoinette an Joſef II., 22. Auguſt 1785.

[6] „Le Gouvernement de Normandie", IV, 258.

Durch ein so unerwartetes Ereignis verwirrt, von seiner Verantwortlichkeit erschreckt, vielleicht für sich selbst fürchtend — denn er war voller Schulden — verlor der junge Mann den Kopf und versäumte die allergewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln; er erlaubte seinem Gefangenen, ein Wort mit Bleistift zu schreiben. Dieses Wort wurde dem Haiduken des Cardinals übergeben und sofort nach Paris befördert. Der Major der Leibgarde, Herr v. Agoult, führte indes den Cardinal zuerst ins Palais Straßburg, dann in die Bastille, wo er übrigens anfangs die größte Freiheit genoß, wie in seinem Palais seinen Hof hielt und fortfuhr, wenn nicht die Functionen, so wenigstens die Vollmachten eines Großalmoseniers auszuüben. Unterdessen beeilte sich der Abbé Georgel, durch das Billet verständigt, Frau v. la Mottes Briefe und alles, was seinen Herrn bloßstellen konnte, zu vernichten. Als Baron von Breteuil ankam, um an die Papiere des Cardinals die Siegel zu legen, war es zu spät,[1] und als am 17. die Siegel in Gegenwart aller Minister, mit Ausnahme Herrn v. Ségurs,[2] abgenommen wurden, fand man nichts mehr.

Drei Tage nach der Verhaftung des Cardinals, am 18. August um 4 Uhr früh,[3] wurde Frau v. la Motte in Bas-sur-Aube verhaftet, als sie von einem Feste beim Herzog von Penthièvre in Château-Villain zurückkam, wo sie den ganzen Glanz ihres neuen Glückes entfaltet hatte. Zwei Monate später wurde Fräulein Oliva in Brüssel festgenommen,[4] und im folgenden Frühjahre entdeckte der Polizeiagent Quidor Rétaux de Villette in Genf, wo er sich unter einem falschen Namen versteckt hielt.[5] Herrn v. la Motte gelang es, nach England zu entkommen.

Ludwig XVI. ließ dem Cardinal die Wahl, entweder seine Schuld anzuerkennen und sich der Gnade des Souveräns zu überlassen oder vom Parlament gerichtet zu werden.[6] Der Cardinal wählte letzteres, und am 5. September wies der König von

[1] „Le Gouvernement de Normandie", IV, 256.

[2] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 18. August 1785 XXIX, 209 u. 210.

[3] „Mémoires du comte Beugnot", I, 97.

[4] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 23. März 1786, XXXI, 200.

[5] Daselbst, 5. April 1786, XXXI, 237.

[6] Marie Antoinette an Josef II., 19. September 1785.

Entrüstung durchdrungen, „zu sehen, dass man gewagt hat, einen erhabenen und uns so theuren Namen zu erborgen und mit so unerhörter Verwegenheit die der königlichen Majestät schuldige Achtung zu verletzen,“[1] mittelst Patent dem Parlamente die gerichtliche Austragung der Angelegenheit zu.

Es lässt sich leicht errathen, welches Aufsehen ein unter solchen Umständen eingeleiteter Process erregte. Ein Rohan, Großalmosenier von Frankreich, mitten im Palast, wie ein gemeiner Verbrecher, verhaftet! Ein Cardinal vor das weltliche Gericht gebracht! Das Staunen war groß, die Unzufriedenheit nicht minder. Im Parlamente machte noch vor der Zuweisung der Sache der Präsident de Corberon auf Anstiften d'Epremesnils einen heftigen Ausfall gegen die „Entführung“ des Cardinals, und es bedurfte der ganzen Autorität des Präsidenten d'Ormesson, um die Discussion über diesen brennenden Gegenstand zu verschieben.[2] In Versailles gerieth der Hof in Aufregung; der Hochadel war entrüstet über die einem seiner Mitglieder angethane Schmach; der Clerus beschwerte sich über die Gefangennahme eines Kirchenfürsten, protestierte am Tage nach der Registrierung des Patentes, in einer Generalversammlung vereinigt, gegen dieses Patent und verlangte geistliche Richter. Sollte nicht auch der Erzbischof von Mainz als Metropolit des Bischofs von Straßburg die Sache vor sein Forum ziehen, und würde der Kaiser die Verletzung der Privilegien eines Reichsfürsten dulden?[3] So fragte man sich im Publicum und sagte sich nicht ohne geheime Befriedigung, dass die königliche Autorität wahrscheinlich genöthigt sein werde, zurückzuweichen.[4] Der römische Stuhl erhob sich, tadelte den Cardinal, weil er eine Laiengerichtsbarkeit angenommen hatte,[5] und drohte ihm, ihn seiner Ehren und Functionen zu entheben.[6]

Es gab ein allgemeines Geschrei. Man hörte Mitglieder der königlichen Familie, wie die Tanten des Königs, das Verhalten

[1] „Procès du Collier“, p. 47.

[2] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres“, 29. August 1785, XXIX, 235 u. 236.

[3] Der Kaiser war einen Augenblick versucht zu intervenieren.

[4] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres“, 13. u. 18. September 1785, XXIX, 262 u. 266.

[5] Daselbst, 6. April 1786, XX, 240.

[6] Daselbst.

ihres Neffen und ihrer Schwägerin, die es sich hatten zuschulden kommen lassen, in diese dunkle Angelegenheit Licht bringen zu wollen, laut tadeln. Selbst, wenn man Staël glauben darf, vertraute Mitglieder der Gesellschaft der Königin, die Polignac, die Vaudreuil, nahmen Partei gegen sie.[1] Das Haus Condé, die Rohan, die Soubise, die Guéménée legten Trauer an und stellten sich in diesem Costüme vor den Räthen der „Großen Kammer" auf, wenn diese ins Palais giengen. Prinzen von Geblüt schritten demonstrativ zu Gunsten des Angeklagten ein. Alles, was dem Königthume feindlich war, alle Freunde des Cardinals und alle Feinde Marie Antoinettes, alle alten Überbleibsel der Cabalen d'Aiguillon und Marsan, alle, denen Anmuth, Schönheit, Einfluss und Glück der Königin lästig waren, verbanden sich gegen sie. Das Parlament selbst, dieser Jahrhunderte alte Bewahrer der Gesetze, dieser Wächter über die Majestät und Unparteilichkeit der Gesetze, verstand es in dieser ernsten Berathung nicht, sich auf der unnahbaren Höhe eines Richters zu behaupten; es machte aus der Sache eine politische Frage, ein Werkzeug der Opposition. „Diese große Körperschaft," sagt Beugnot, „begann an ihrer Festigkeit zu verlieren."[2] Das Parlament ließ sich großentheils bestechen, und man war in der Lage, der Königin das Verzeichnis der von den Rohan gewonnenen Mitglieder der „Großen Kammer" und die Angabe der Mittel zukommen zu lassen, derer man sich bedient hatte, um sie zu gewinnen.

„Die Frauen," sagt Frau Campan, „spielten dabei eine bezüglich der Sittlichkeit betrübende Rolle; durch sie und wegen der bedeutenden Summen, die sie erhalten hatten, wurden die ältesten und achtungswertesten Köpfe verführt."[3] Ein Maître des requêtes, der den Sitzungen beiwohnte, in denen die Processacten vorgelesen wurden, notierte alles, was darin gesagt wurde, und ließ den Advocaten des Angeklagten einen Vertheidigungsplan zustellen.[4] Und Abbé Georgel gesteht, dass d'Eprémesnil, der wüthende Gegner des Königthums, der dieses dann später mit derselben Festigkeit vertheidigen und auf dem Schaffot seinen blinden Zorn büßen sollte,

[1] Staël an Gustav III., 19. Juni 1786.
[2] „Mémoires du comte Beugnot", I, 117.
[3] „Mémoires de Mme Campan", p. 464.
[4] „Mémoires de l'abbé Georgel", II, 195 u. 196.

die Freunde des Rohan über alle interessanten Einzelheiten unterrichtete, die ihnen nützlich sein konnten.[1]

„Es freut mich, dass wir von diesem Greuel nicht mehr sprechen hören," schrieb die Königin, kurz nach der Verweisung der Sache ans Parlament, an ihren Bruder.[2] Die Königin täuschte sich; nichts war zuende. Das Publicum war zu erregt, um zu schweigen, und die Anhänger des Cardinals, vor allem sein Secretär, unterließen nichts, um die Aufregung zu unterhalten. Diese traurige Persönlichkeit, die in einer Stunde gerechter Entrüstung Ludwig XVI. aus Versailles fortjagte, und von der er an Vergennes schrieb: „Wer einmal lügt, kann zwanzigmal lügen,"[3] und den das Parlament selbst als Fälscher angeklagt hatte, rächte sich an der gerechten Verachtung seines Souveräns, indem er seine Intriguen und Schmähungen gegen seine Souveränin verdoppelte. Von seinem Rechte als Generalvicar des Großalmoseniers Gebrauch machend, ließ er einen Hirtenbrief drucken und an den Thüren der vom Großalmosenier abhängigen Kirchen und Sacristeien, selbst an der Pforte der königlichen Kapelle, anschlagen, in dem er Rohan mit St. Paulus in Fesseln und sich selbst mit Timotheus vergleicht.[4] Ein lettre de cachet verbannte ihn nach Mortagne; das war die einzige Maßregel der Strenge, die gegen diesen frechen Beleidiger ergriffen wurde. Man hat die alte Monarchie des Despotismus angeklagt; wenn jemals eine Regierung eine bis zur Schwäche getriebene Geduldprobe abgelegt hat, so war es die Regierung Ludwigs XVI.

Infolge einer der dem französischen Charakter sosehr zusagenden Inconsequenzen schenkte die öffentliche Meinung, bis dahin mit vollem Rechte so streng gegen den Cardinal, den sie sogar „mehr der Verachtung als des Hasses wert"[5] erklärt hatte, ihre Sympathien, wenn auch nicht ihre Achtung, wieder dem, der sie am wenigsten verdiente. Sie machte aus ihm ein Opfer, indem sie in ihm nur einen Unglücklichen und einen Einfaltspinsel sehen sollte. Aber er hatte den Namen seiner Königin durch eine niedrige Intrigue bloßgestellt,

[1] „Mémoires de l'abbé Georgel", II, 179.
[2] Marie Antoinette an Josef II., 19. September 1788.
[3] Ludwig XVI. an den Grafen de Vergennes, 3. März 1775.
[4] „Le Gouvernement de Normandie", IV, 269.
[5] Brief des Marquis de Villette an den Marschall de Soubise.

er hatte sie selbst durch wahnsinnige Hoffnungen verunglimpft; das genügte, um ihn populär zu machen. „Der Cardinal," schreibt geistreich eine Dame des Hofes, „hat heute alle jene zu Vertheidigern, die nie mit ihm etwas zu thun hatten." [1] Die überall verbreiteten Schützlinge des Hauses Rohan ließen die Theilnahme für den Angeklagten in die Mittelclasse und ins Volk gelangen.[2] Selbst die Mode bemächtigte sich des Falles; die Frauen trugen Hüte „à la Cardinal" [3] und schmückten sich mit gelben und rothen Bändern in der Farbe „des Cardinals auf dem Stroh";[4] die Männer hatten Elfenbeindosen mit einem ganz kleinen schwarzen Punkt „à la weißgewaschener Cardinal".[5] Man sang in den Straßen ein Couplet des Inhalts: „Der heilige Vater hat ihn geröthet, der König und die Königin haben ihn geschwärzt; das Parlament wird ihn weißen." [6*5]

Der Volkssänger täuschte sich nicht, er besaß einen klaren Einblick in die Intriguen der Feinde der Königin und errieth den Ausgang des Processes.

Die Untersuchung dieser langwierigen und dunklen Sache dauerte mehr als neun Monate. Endlich in der Nacht vom 29. auf den 30. Mai wurde der Gefangene aus der Bastille in die Conciergerie gebracht; am 30. erschien er vor dem Parlamente. Alle Rohan waren an der Thür der Grande Chambre aufgestellt und warteten auf die Richter. Sobald diese erschienen, sagte die Gräfin de Marsan zu ihnen: „Meine Herren, Sie werden uns alle richten." [7] Als der Cardinal in den Gerichtssaal trat, wurde er mit den größten Ehren empfangen; man gestattete ihm, sich zu setzen, und die Räthe grüßten ihn. Als er hinausgieng, erhob sich die gesammte „große Bank", was eine „große Auszeichnung" war.[8] Man

[1] Brief der Gräfin de Coislin an den Herzog von Harcourt.

[2] „Mémoires du comte Beugnot", I, 116.

[3] „Correspondance secrète inédite sur Louis XVI, Marie-Antoinette, la Cour et la ville" von 1777 bis 1792, II, 31.

[4] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 3. März 1786, XXXI, 155.

[5] Daselbst.

[6] „Le Gouvernement de Normandie", IV, 265.

[7] „Correspondance de la marquise de Sabran avec le chevalier de Boufflers", p. 12.

[8] „Le Gouvernement de Normandie", IV, 275.

behandelte ihn nicht als Angeklagten, sondern als Prinzen, fast als Souverän.

Er suchte sich zu entschuldigen; da er merkte, dass er Richtern gegenüberstehe, die schon zu seinen Gunsten eingenommen waren, und dass es nur mehr sehr wenig bedurfte, um sie vollends zu gewinnen, spielte er den Demüthigen, führte seinen guten Glauben und seine Leichtgläubigkeit an. „Ich war von meiner unendlichen Sehnsucht, die Gnade der Königin wiederzugewinnen, vollständig verblendet.“ [1] Frau v. la Motte war kühner, sie leugnete alles.

Der Generalprocurator, Joly de Fleury, stellte seine Schlussanträge; er verlangte, dass der Cardinal verhalten werde, zu erklären, er habe verwegen gehandelt, indem er sich an eine nächtliche Zusammenkunft auf der Terrasse von Versailles zu glauben erlaubte und ohne Wissen des Königs und der Königin eine Unterhandlung wegen Ankaufes des Colliers einleitete; [2] dass er sie in Gegenwart des Gerichtes um Verzeihung bitte; endlich, dass er verurtheilt werde, seine Entlassung als Großalmosenier zu geben und sich keinem Orte zu nähern, wo die königliche Familie sich aufhalte.

Kaum hatte er geendet, so rief der Rath Séguier: „Pfui doch, mein Herr, das sind Schlussanträge eines Ministers, aber nicht eines Generalprocurators.“ — „Das sind wilde Schlussanträge,“ versetzte Montgodefroy. [3] Ein heftiger Lärm erhob sich in der Versammlung; ärgerliche Interpellationen wurden zwischen den Richtern ausgetauscht. [4] Die Berichterstatter über die Angelegenheit, Titon de Villotran und Dupuis de Marcé, nahmen die Schlussanträge des Generalprocurators an, und fünfzehn Räthe, unter denen Herr v. Amécourt, thaten wie sie. Der Präsident d'Ormesson eröffnete einen Mittelweg; er schlug vor, dem Cardinal seine Stellen und Würden zu lassen und ihn zu verurtheilen, die Königin um Verzeihung zu bitten. Aber die dem Hofe opponierenden Mitglieder, wie Fréteau, Hérault de Séchelles, Barillon, Robert de Saint-

[1] „Mémoires de l'abbé Georgel“, II, 198.

[2] „Procès du Collier“, p. 148.

[3] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres“, 14. Juli 1786, XXXII, 192.

[4] „Correspondance de la marquise de Sabran avec le chevalier de Boufflers“, p. 122 u. 123.

Vincent waren der Ansicht, der Prälat sei von jeder Anklage zu entlasten; letztgenannter wagte es sogar, das Verhalten des Königs und der Königin und den gegen den Großalmosenier angestrengten Processs rückhaltlos zu tadeln. Das Parlament, welches das Beispiel der Achtung der Autorität hätte geben sollen, trug deren Missachtung zur Schau. Trotz des Gutachtens des Präsidenten, und obwohl die angesehensten Mitglieder die Schlussanträge des Generalprocurators unterstützten, trug die Ansicht der Gegner den Sieg davon.[1]

Ein unverdächtiger Berichterstatter bemerkt hiezu: „Es ist gewiss, dass es hiezu einer starken Cabale bedurfte. . . . Je mehr man über die Schlussanträge des Generalprocurators nachdenkt, desto mehr findet man sie vollkommen verständig trotz der wüthenden Ausfälle des Herrn Séguier und des Hohngeschreies des Publicums, das fast nur aus Anhängern der Rohan bestand.“[2]

Am 31. Mai, um 9 Uhr abends, nach achtzehnstündiger Berathung, wurde das Urtheil gefällt. Mit einer Majorität von 26 Stimmen gegen 23[3] wurde Frau v. la Motte zur Stäupung und Einschließung in der Salpêtrière verurtheilt; Herr v. la Motte in contumaciam zu den Galeeren; Rétaux de Villette zur Verbannung; Fräulein d'Oliva wurde außer Verfolgung gesetzt, der Cardinal von den Klagepunkten einfach freigesprochen.

Sobald das Urtheil bekannt wurde, erhob sich unter den 10.000 Personen, die seit 7 Uhr morgens[4] die salle des Pas-Perdus füllten, lärmender Beifall. Begeisterte Zurufe begrüßten die Richter bei ihrem Weggange, „als ob es sich,“ sagt ganz richtig ein Geschichtschreiber, „um einen großen Bürger gehandelt hätte, der von muthigen Richtern freigesprochen worden“.[5] Ohne ein geschicktes Auskunftsmittel des Herrn v. Launay, der seinen Gefangenen auf einem Seitenwege hinausgehen hieß, hätte das Volk die Pferde des Cardinals ausgespannt und seinen Wagen bis zum

[1] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres“, 5. Juni 1786, XXXII, 95.

[2] Daselbst.

[3] Daselbst.

[4] „Correspondance de la marquise de Sabran avec le chevalier de Boufflers“, p. 124.

[5] Troz, „Histoire du règne de Louis XVI“, I, 449.

Palais Soubise gezogen.[1] Als am anderen Tage der Großalmosenier, des Verbrechens der Prellerei nichtschuldig, aber in hohem Grade der Majestätsbeleidigung schuldig, aus der Bastille gieng, geschah dies unter Händeklatschen und dem Geschrei: „Es lebe der Cardinal!“ Man beleuchtete sein Palais mit solcher Verschwendung von Lichtern, dass er selbst über einen Glanz in Verlegenheit gerieth, „der,“ bemerkt geistreich Frau v. Sabran, „seine Schande so schön in ihrem ganzen Lichte zeigen würde“.[2] Die Fischweiber beglückwünschten ihn, und die Menge nöthigte ihn, trotzdem er leidend war, im Krankencostüme mit weißer Mütze und weißem Schlafrocke auf dem Balkon zu erscheinen.[3] Aus dem Angeklagten wurde ein Triumphator. Der wirkliche Verurtheilte war die Königin oder vielmehr die Monarchie; wenn ein Volk soweit gekommen ist, es bis zu einem solchen Grade an Achtung gegen seine Fürsten fehlen zu lassen, so muss die Stunde der Revolution sehr bald schlagen.

Der König, mit vollem Rechte strenger als das Parlament, erklärte den Cardinal aller seiner Orden und Ämter verlustig und verbannte ihn in seine Abtei Chaise-Dieu, wo er bald von den Seinigen vergessen wurde. „Beglückwünschen Sie mich, er ist fort,“ sagte Frau v. Marsan.[4] Etwas später erhielt er die Erlaubnis, in Marmoutiers zu wohnen, wo er, zu sich selbst gekommen, seine Verblendung und seine thörichten Hoffnungen beweinte.[5] Wenn aber auch Ludwig XVI. mit der Zeit Nachsicht walten lassen konnte, so konnte er doch nicht umhin, am Tage nach einem so unerwarteten Urtheile strenge vorzugehen. Bei seiner redlichen Natur und der hohen Vorstellung, die er von der Majestät des Thrones hatte, war es ihm unmöglich, anzunehmen, dass ein Mann, der seiner

[1] „Correspondance de la marquise de Sabran avec le chevalier de Boufflers“, p. 124.

[2] Daselbst p. 133.

[3] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres“, 2. Juni 1786, XXXII, 91.

[4] „Correspondance secrète inédite sur Louis XVI, Marie-Antoinette, la Cour et la ville“ von 1777 bis 1792, II, 48.

[5] „Procès du Collier“, p. 156. — Während der Revolution war der Cardinal nach einigem Zögern auf Seite der Treugebliebenen. Er zog sich in den deutschen Theil seiner Diöcese zurück und sühnte zum Theile durch seine Aufführung die Verirrungen seines vergangenen Lebens.

Souveränin eine tödliche Beleidigung zugefügt, indem er sie für fähig hielt, in der Nacht eine geheime Zusammenkunft zu gewähren, und ohne Wissen ihres Gatten ein Collier um 1,600.000 Livres zu kaufen, unbestraft bliebe. „Obwohl von der betrügerischen Aneignung des Colliers, die der dem Gerichte unterbreitete Gegenstand war, freigesprochen," schrieb Vergennes, „ist er es nicht von seiner dummen Leichtgläubigkeit, sich für den Agenten der Königin für einen geheimen Kauf gehalten zu haben."[1] Der König hielt übrigens den Cardinal nicht für so unschuldig an der Gaunerei, als das Parlament ihn erklärt hatte, und man muss zugeben, dass damals sehr viele Leute diese Meinung theilten.[2] Das Urtheil vom 31. Mai war in den Augen des ehrlichen Monarchen nichts als ein Parteiwerk. „Sie haben in dieser Angelegenheit nur den Prinzen Rohan und den Kirchenfürsten sehen wollen," sagte er, „während das nur ein Geldschwindler ist. Nichts ist leichter, als ein solches Urtheil zu fällen, und man braucht kein Alexander zu sein, um diesen gordischen Knoten zu zerhauen."[3]

Was die Königin anbelangt, so war sie über den sie so verletzenden Ausgang des Processes entrüstet.

„Bedauern Sie mich," sagte sie zu Frau Campan, „der Intriguant, der mich zugrunde richten oder sich durch Missbrauch meines Namens und meiner Unterschrift Geld verschaffen wollte, ist vollkommen freigesprochen worden. Doch," setzte sie mit Nachdruck hinzu, „nehmen Sie als Französin mein Bedauern entgegen. Ein Volk ist sehr unglücklich, wenn es als obersten Gerichtshof einen Haufen Leute hat, von denen die einen der Bestechung zugänglich, die anderen von jener Verwegenheit sind, die sie stets gegen die Autorität kundgegeben und soeben gegen diejenigen haben zutage treten lassen, die mit derselben bekleidet sind."[4] Der Ton ihrer Stimme, die Bitterkeit im Ausdrucke, die Ironie ihrer Sprache, die Abgerissenheit ihrer Worte, ihre Züge und Lippen, ihre ganze Haltung verriethen die Tiefe der Wunde, die nicht heilen konnte — ein nur zu natürlicher Schmerz, eine nur zu gerechte Entrüstung!

[1] Vergennes an Bernis, 5. Juni 1786.

[2] „Correspondance secrète inédite sur Louis XVI, Marie-Antoinette, la Cour et la ville" von 1777 bis 1792, II, 21.

[3] „Mémoires de Mme Campan", p. 221.

[4] Daselbst p. 462.

Es war das erstemal, dass die Königin sich kühn und muthig an die Gerechtigkeit und an die Öffentlichkeit wandte. Die Gerechtigkeit antwortete ihr durch einen Schimpf, die Öffentlichkeit mit einer Verleumdung.

Und doch, sollen wir diese Öffentlichkeit selbst bedauern? Wir glauben nicht. Wäre die Angelegenheit vertuscht worden, wie Herr v. Vergennes wollte, so wären die Folgen rücksichtlich der Volksaufregung so ziemlich dieselben gewesen. Es war nicht mehr die Zeit, wo ein Verhaftsbefehl einen Gefangenen für immer in der Bastille begraben konnte, ohne dass das Publicum auch nur seinen Namen erfuhr. Ein Großalmosenier von Frankreich wäre nicht verbannt worden, ohne dass die öffentliche Meinung sich damit beschäftigt und nach den Ursachen einer solchen Strafe geforscht hätte. Welche Vorsicht man auch angewendet hätte, es wäre immer etwas ruchbar geworden, und dieses Etwas, durch die tausend Stimmen des Gerüchtes vergrößert, ausgelegt und verbreitet, wäre zu einer neuen Verleumdung geworden, die zu widerlegen aus Mangel an authentischen Documenten für immer unmöglich gewesen wäre.

Heute weiß man wenigstens, dank den Processacten, woran man sich bezüglich dieser Affaire zu halten hat. Die Intrigue ist in allen ihren Theilen bloßgelegt; man kennt Schuldige und Gefoppte, Mitschuldige und Opfer. Die absolute Unschuld der Königin ist mit der lichtvollsten Evidenz bewiesen worden, und wenn übelwollende und leidenschaftliche Zeitgenossen in diesen häßlichen Machenschaften eine Waffe gegen ihre Ehre sehen wollten, so hat es die besser unterrichtete und gerechtere Nachwelt laut verkündet, dass alles ohne ihr Wissen und gegen sie gemacht worden.

# Einundzwanzigstes Capitel.

Die letzten glücklichen Tage. — Reise nach Cherbourg. — Der Hof zu Fontainebleau im Jahre 1786. — Güte der Königin. — Marie Antoinette und ihre Kinder. — Die Söhne des Marquis de Bombelles und der Marquise de Sabran. — Tage der Trauer. — Scene in Trianon, erzählt von Frau Campan. — Die Verleumdung. — Flugschriften und Lieder. — Reise des Erzherzogs Ferdinand und der Herzogin von Sachsen-Teschen. — Erwerbung von St. Cloud. — Madame Deficit. — Calonne und die Königin. — Aufführung von „Athalia". — Das Porträt der Königin wird nicht ausgestellt. — Erkaltung gegen die Polignac. — Tod von Sophie Beatrix.

Drei Wochen nach der Entscheidung des Halsbandprocesses reiste Ludwig XVI. nach der Normandie; es galt, die großartigen Arbeiten zu besichtigen, die unter der Leitung Dumouriez' ausgeführt wurden, um aus Cherbourg einen großen Kriegshafen, einen vorgeschobenen Posten und nach Bedürfnis eine Drohung gegen England zu machen. Eine königliche Reise war gewöhnlich eine gar feierliche und kostspielige Sache. Ludwig XVI. unternahm sie ohne Prunk und fast ohne Gefolge, indem er nur seinen ersten Stallmeister, seinen Gardecapitän, den ersten Kammerherrn, vier Leibgarde-Officiere und acht Garden mitnahm und officielle Vorstellungen ablehnte.[1] Er besuchte in Cherbourg alles, wohnte gleich am Tage nach seiner Ankunft, um 3 Uhr morgens, der Versenkung eines der Blöcke für den Damm bei, der den Hafen schloss, besichtigte die Arbeiten in der Citadelle, ließ in seiner Gegenwart die Escadron des Herrn von Rioms manövrieren, setzte die Fachleute durch die Mannigfaltigkeit und den Umfang seiner Kenntnisse in Erstaunen und gewann alle durch seine Güte und Einfachheit. Man erzählte von ihm reizende Züge à la Heinrich IV. Als er durch Houdan fuhr, trat er für einen Augenblick in das Haus einer Bäuerin. Diese Frau, voll Freude, ihren König zu empfangen, warf sich ihm zu Füßen und bat ihn, ihr eine Gnade zu gewähren.

[1] „Le Gouvernement de Normandie", III, 316 u. 317.

„Welche?“ sagte der Monarch. — „Majestät, Sie zu umarmen.“ Er gab gerne seine Zustimmung.[1] Dann sagte er: „Nun ist die Reihe an mir,“ und, erzählte ein Chronist, der königliche Kuss wurde in einer Weise verabreicht, dass man denken konnte, diese Begebenheit habe Seiner Majestät nicht missfallen.[2]

Das war nicht alles. Der König fragte dann die Bäuerin, ob sie nichts wünsche. „Nein, Sire,“ antwortete die Frau, „ich habe keinerlei Bedürfnis. Ich bin jetzt glücklicher als eine Königin; aber ich habe eine recht arme Nachbarin, die elf Kinder hat, und die ihre Gläubiger zu pfänden drohen.“ Ludwig ließ die Nachbarin kommen, versprach ihr, ihre Angelegenheiten zu ordnen, und hielt Wort.[3]

Derartige, bald bekanntgewordene Vorfälle zogen die Menge an den Monarchen heran, so dass diese achttägige Reise ein beständiger Triumph war. In Caen bot man ihm die Schlüssel der Stadt mit den Worten: „Cordibus apertis inutiles“ (wenn die Herzen offen stehen, sind Schlüssel überflüssig), und der König befahl den Garden, jedermann herantreten zu lassen („meine Kinder“, wie er sagte);[4] in Rouen gieng er, um das Volk zu befriedigen, zu Fuß die Straße zur Brücke hinab;[5] in Honfleur sah er zum letztenmale das Evolutionsgeschwader;[6] in Havre kam er zur See an trotz einer stürmischen Überfahrt;[7] in allen diesen Städten, in allen Ortschaften, bei der Armee und bei der Flotte, überall erscholl der damals so echt französische Ruf: „Es lebe der König!“ Der Monarch war glücklich über diese Zurufe, die um den Thron herum selten wurden. Auf „Es lebe der König!“ antwortete er mit dem Rufe: „Es lebe mein Volk!“[8] — „Ich hoffe, Du wirst mit

[1] „Correspondance de la marquise de Sabran et du chevalier de Boufflers“, p. 151.

[2] „Correspondance secrète inédite sur Louis XVI, Marie-Antoinette, la Cour et la ville“ von 1777 bis 1792, II, 52.

[3] „Correspondance de la marquise de Sabran et du chevalier de Boufflers“, p. 151 u. 152.

[4] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres“, 3. Juli 1786, XXXII, 166.

[5] Daselbst, 7. Juli 1786, XXXII, 176.

[6] Daselbst p. 174.

[7] Daselbst, 15. Juli 1786, XXXII, 193 u. 194.

[8] Daselbst, 9. Juli 1786, XXXII, 183.

mir zufrieden sein," schrieb er fröhlich an die Königin, welche er täglich benachrichtigte; „denn ich glaube nicht ein einzigesmal meine grobe Stimme gebraucht zu haben."[1] Er war von seiner Reise entzückt, und jedermann war von ihm entzückt.[2] Es war wie eine Verjüngung jenes alten Bandes, das seit sovielen Jahrhunderten die Dynastie mit Frankreich verband, wie ein neuer Eid der Treue seitens des Volkes, der Liebe und Güte seitens des Königs. Als Ludwig am 29. Juni nach Versailles zurückkam, noch ganz aufgeregt von den Huldigungen einer ganzen Provinz, nahm er seinen zweiten Sohn, den Herzog von der Normandie, in seine Arme und sagte lachend: „Komm, mein dicker Normanne, dein Name wird dir Glück bringen!"

Die Königin war über diese Volksbegeisterung nicht minder glücklich als der König; vielleicht beneidete sie ihn, denn sie war auch nicht mehr daran gewöhnt. Doch gab es für sie dieses Jahr noch eine Nachernte, wenn nicht gerade von Volksthümlichkeit, so doch von Glanz, und zwar während des Herbstaufenthaltes zu Fontainebleau.

„Es war zu Fontainebleau eine solche Menge," schrieb Frau v. Staël an Gustav III., „dass man nur mit zwei oder drei Personen sprechen konnte und kein anderes Vergnügen genoss, als die Annehmlichkeit, erstickt zu werden; um die Königin drängten sich die Wogen der Menge. Der Gesichtsausdruck derjenigen, die von ihr ein Wort erwarteten, konnte für Beobachter sehr interessant sein. Die einen wollten die Aufmerksamkeit durch ungewöhnliches Lachen über das, was ihr Nachbar zu ihnen sagte, auf sich ziehen, während dieselben Worte bei jeder anderen Gelegenheit sie zu keinem Lächeln gebracht hätten. Die anderen nahmen eine sorglose, zerstreute Miene an, um nicht den Anschein zu haben, dass sie an das dachten, was sie ganz und gar beschäftigte; sie wandten den Kopf nach der entgegengesetzten Seite, aber gegen ihren Willen richteten sich ihre Augen ganz wo anders hin und brachten sie bei jedem Schritte in die Nähe der Königin. Andere glaubten, wenn die Königin sie fragte, welches Wetter sei, sich eine solche Gelegenheit nicht entgehen lassen zu dürfen, um sich zu erkennen zu geben, und

[1] „Correspondance littéraire de Grimm", Juli 1786, 3. Theil, IV, 8.

[2] „Correspondance secrète inédite sur Louis XVI, Marie-Antoinette, la Cour et la ville" von 1777 bis 1792, II, 55.

beantworteten diese Frage recht weitläufig; andere aber zeigten auch Achtung ohne Furcht und Eifer ohne Hast.“ [1]

So ist zu Ende 1786 und auch zu Anfang 1787 [2] Marie Antoinette noch immer das Gestirn, nach welchem sich alle Blicke richten. Ihr Licht ist noch strahlend, aber schon etwas herabgestimmt und gewissermaßen von einem Wölkchen Melancholie verschleiert. Die Königin fühlte, dass sie älter wurde, und schon im Winter 1785 hatte sie Fräulein Bertin erklärt, dass sie bald dreißig Jahre alt und folglich entschlossen sei, aus ihrem Aufputze allen Schmuck zu entfernen, der nur für die Jugend passe, und daher weder Blumen noch Federn tragen werde.[3] Sie ist nicht mehr die lebhafte und heitere junge Frau mit dem schlanken Wuchse, dem manchmal schelmischen Lächeln, dem Vergnügen ergeben und Einflüssen leicht zugänglich, Bälle, Rennen und Spiel liebend, sondern eine Frau von dreißig Jahren, von ziemlich imponierendem Aussehen, von zunehmender Beleibtheit und jener Formenfülle, die, ohne plump zu sein, zur Majestät die Eleganz fügt; ihr Lächeln war noch immer bezaubernd, aber ernster; sie fühlte jetzt die Wucht der Krone und war durch die Erfahrung gereift. Wenn Mercy noch seine geheimen Berichte an die Kaiserin zu erstatten gehabt hätte, hätte er sie nicht mehr mit Klagen über Zerstreuung und Sichgehenlassen der Erzherzogin angefüllt, denn da, wo Marie Antoinette beginnt, der Verleumdung am meisten als Zielscheibe zu dienen, gibt sie am wenigsten Anlass dazu.

Die Hofhaltung war glänzend; auf den Bällen wird alle mögliche Pracht entfaltet. Die Hazardspiele waren streng verpönt. Die Königin verbannte von ihrem Tische die Hochspieler, entsagte den Aufregungen des Pharao gegen das ruhigere Billardvergnügen,[4] machte dem noch immer ungestümen und leichtfertigen Grafen von Artois Vorstellungen, hielt von ihrer Person die jungen Leute ferne, um mit Vorliebe mit ernsten und würdevollen Männern zu verkehren. [illegible] zeigte nach dem Berichte eines Augenzeugen „durch ihre Haltung und ihre Reden klar, dass sie die Grundsätze der

[1] „Gustave III et la Cour de France“, I, 404 u. 405.

[2] Brief des Grafen de Salmour an Stutterheim, April 1787.

[3] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres“, 27. Februar 1785, XXVIII, 176.

[4] Frau v. Staël an Gustav III.

Ehre und Rechtlichkeit in ihrer Umgebung zu bewahren beabsichtigte".[1] Sie ermunterte Künste und Industrie, nahm die Krystallfabrik von St. Cloud unter ihren Schutz und erklärte, um die in Paris von einem Herrn Villiers errichtete Seidenspinnerei zu unterstützen, sie werde von nun an nur mehr französische Gaze tragen.[2] Sie machte Ersparungen in ihrer Toilette, und — man verzeihe uns diese Einzelheit, sie ist etwas alltäglich, aber beweisend — diese Frau, einst Schiedsrichterin über Eleganz und Geschmack, ließ ihre Kleider ausbessern, ihre Unterröcke wieder einfassen und ihre Schuhe neu berändern![3]

Ihr Geist war lebhaft, ohne umfassend zu sein, und ihr Sinn stets wohlwollend; sie besaß in höchstem Grade jene Erinnerung an geleistete Dienste, die man Fürsten so hoch anrechnet, und die ihnen noch mehr als Gutthaten die Herzen gewinnen.[4] Ihr Gang war stolz;[5] ihr Auge, stets klar, wurde durchdringender; ihre Ansprache war eindrucksvoll, ohne aufzuhören, leutselig zu sein; ihre Vertraulichkeit verband sich mit Adel, ihre Anmuth war von Majestät umleuchtet. Man bewunderte die Frau, aber man fühlte die Königin heraus. Ihre Schönheit zog die Blicke auf sich, ihre Güte zog die Herzen an, ihre natürliche Würde gebot Achtung. „Es ist, glaube ich, schwer, mehr Anmuth und Güte in die Höflichkeit zu legen," schreibt noch Frau v. Staël; „sie besitzt sogar eine solche Art von Leutseligkeit, die nicht zu vergessen erlaubt, dass sie Königin ist, aber stets einredet, dass sie es vergisst."[6]

Sehen wir sodann, wie unter dem Diadem der Herrscherin das Lächeln der Mutter hervorbricht, wenn sie mit ihren vier Kindern allein ist; denn am 9. Juli 1786 wurde eine zweite Prinzessin, Sophie Beatrix, geboren. Da ist sie in Fontainebleau wie in Versailles über ihre Wiege geneigt, merkt auf alle ihre Bewegungen, betrachtet liebevoll ihren Schlaf, wird beim geringsten Leiden unruhig, zittert bei einem Husten oder Fieberanfall, wacht an ihrem

[1] Frau v. Staël an Gustav III.

[2] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 2. September 1785, XXIX, 242 u. 243.

[3] „Livre-journal de Mme Eloffe", II, 507 ff.

[4] „Souvenirs et portraits" von Herzog von Lévis, p. 140.

[5] „Souvenirs d'un page", p. 15.

[6] Frau v. Staël an Gustav III., November 1786.

Bette, wenn man sie impft, und treibt zu dieser Zeit die Vorsicht soweit, sich mit ihnen im Schlosse einzuschließen, damit sie nicht die Ansteckung den Kindern mittheilen, die im Garten etwa spielen,[1] und verfolgt mit wachsamem Auge und verständiger Sorgfalt ihre physische, geistige und moralische Entwicklung. Sie zähmt ihre kleinen Eigensinnigkeiten und gestattet ihnen keinen Hochmuth;[2] sie läßt bei ihrer Tochter nur vier Frauen[3] und nimmt sie nach Fontainebleau mit, um ihre Erziehung nicht aus den Augen zu verlieren;[4] während dieser Zeit bleibt der noch ganz junge Dauphin in La Muette, einfach als Matrose gekleidet, allen zugänglich und alle durch seinen Liebreiz bezaubernd.[5] Sie schreibt keinen Brief, der nicht voll von Einzelheiten über die Gesundheit und die tausenderlei Zwischenfälle im Leben der lieben Kleinen ist. Sie geht zu jeder Stunde des Tages und der Nacht zu ihnen, und als sie einmal unversehens beim Herzog von der Normandie eintritt und sieht, daſs man ihm, ohne sie zu verständigen, Blutegel gesetzt hat, stürzt sie vor Schreck besinnungslos zusammen. Mit welcher Angst verfolgt sie die ersten Anzeichen des Übels, das den Dauphin wegraffen soll![6] Aber wie freut sie sich auch über die gute Gesundheit ihres zweiten Sohnes, der so frisch, so stark, ein „wahrer Bauernbub" ist, wie sie scherzend sagte.[7]

Gleichzeitig ist sie bemüht, ihren Geist, vor allem aber ihr Herz zu bilden. Einmal ließ sie beim Herannahen des 1. Jänner das schönste Spielzeug von Paris nach Versailles bringen, zeigte es ihren Kindern und sagte zu ihnen, als sie es gut angeschaut und bewundert hatten, das sei freilich alles sehr schön, aber es sei noch schöner, Almosen zu spenden; und der Preis der Neujahrsgeschenke wurde den Armen überschickt.[8]

So unterrichtete sie ihre Kinder in der Ausübung der Barmherzigkeit. Während Abbé d'Avaux die königliche Prinzessin in

[1] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 19. September 1782, XXI, 128.

[2] Daselbst, 3. Mai 1783, XXII, 301.

[3] Daselbst p. 302.

[4] Daselbst, 26. October 1783, XXIII, 263.

[5] Daselbst.

[6] Marie Antoinette an Josef II., 22. Februar 1788.

[7] Daselbst.

[8] „Mémoires de Mme Campan", p. 193.

Grammatik und Geschichte unterrichtete, gab die Königin ihrer Tochter Unterricht in der Handarbeit, lehrte sie Nadelarbeiten anfertigen und gewöhnte ihre kleinen Hände, Hemden und Windeln zu nähen, die sie durch die Pfarrer von Versailles an die Dürftigen vertheilen ließ.[1] Nicht den am meisten Protegierten, sondern den Würdigsten vertraute sie die Obsorge über ihre Kinder an. Als der Dauphin im Alter war, einen Erzieher zu bekommen, nahm man weder Herrn v. Vaudreuil, trotz der Unterstützung durch die Polignac, noch den Herzog von Guines, der einst so sehr in Gunst stand, noch den Herzog von la Vauguyon, obwohl er mit dem Könige aufgewachsen war; man holte aus der Normandie den dortigen Gouverneur, Herzog von Harcourt, der einen wohlbegründeten Ruf von Rechtschaffenheit genoss.[2] Die Königin leitete nicht nur die Erziehung, sie befasste sich auch mit den Spielen der Kinder. Um sie zu belustigen, versammelte sie in Trianon oder Versailles die Söhne und Töchter der bedeutendsten Persönlichkeiten des Hofes um sich, tanzte mit ihnen, ließ sie Theater spielen und nahm oft selbst daran theil.[3]

Diese große Liebe zu den Kindern übertrug Marie Antoinette auch auf die Kinder anderer. Die Briefsammlungen und Memoiren der Zeit sind voll von lieblichen Zügen dieser sanften und reinen Leidenschaft. Kein hübsches Kind erschien am Hofe, ohne dass die Königin es nicht sähe, bewunderte und liebkoste. Eines Tages bemerkte sie den kleinen Knaben der Frau v. Bombelles aus dem Appartement der Prinzessin Elisabeth gehen; sie blieb stehen, um ihn zu betrachten, ließ ihn mit ihrem Fächer spielen und versicherte die glückliche Mutter, dass sie ihn reizend finde.[4] Ein anderesmal begegnete ihr Elzéar von Sabran; sie küsste ihn auf beide Wangen und sagte am nächsten Tage zu Frau v. Sabran: „Wissen Sie, dass ich gestern einen Herrn geküsst habe?“ — „Madame, ich weiß es, denn er hat sich dessen gerühmt,“ lautete die Antwort. Die Königin lachte und beglückwünschte die Mutter zu ihrem Sohne, zu dessen körperlicher Entwicklung, seinem guten Aussehen und seinem

[1] „Marie-Thérèse de France“ von Alfred Nettement, p. 38 u. 39.

[2] Frau v. Staël an Gustav III., 11. November 1786.

[3] „Souvenirs et Mélanges“ von Graf d'Haussonville.

[4] Die Marquise de Bombelles an den Marquis de Bombelles, 12. Mai 1781.

Talent zum Theaterspiel;[1] die Mutter ihrerseits lächelte vor Entzücken und erklärte die Königin für „anbetungswürdig". Noch fünfzig Jahre nachher erinnerte sich der nun zum Greis gewordene Knabe mit unnennbarer Rührung und naivem Stolze an diesen Kuss der Königin.[2]

Wer hätte sie damals nicht, wie der Prinz de Ligne, als die immerwährende Königin der Anmuth und Barmherzigkeit gepriesen und nicht gleich ihm ausgerufen:

„Nur Böse haben von ihr Übles reden, nur Dumme es glauben können."[3]

Und dennoch, diese Bösewichte und diese Dummköpfe haben sich gefunden, und wie viele unter jenen Höflingen, die sich herbeidrängten, um einen Blick von ihr zu erhaschen, haben vielleicht die Zahl dieser Bösewichte und Dummköpfe verstärkt!

Als am 13. September 1786[4] Frau Campan des Morgens in das Zimmer ihrer königlichen Herrin trat, fand sie diese noch im Bette, auf ihrem Bette liegende Briefe zwischen den Fingern zerknitternd, in Thränen gebadet und laut schluchzend. „O die Bösewichte! die Ungeheuer!" rief die unglückliche Königin .... „was habe ich ihnen gethan? .... ach ich möchte sterben." Und als Frau Campan ihr Orangenblütenwasser und Äther anbot, hub sie schmerzerfüllt an: „Nein, nein, wenn Sie mich gern haben, so lassen Sie mich; es wäre besser, mir den Tod zu geben!" Und ihren Arm auf die Schulter ihrer ersten Kammerfrau legend, brach sie neuerdings in Thränen aus.[5]

Frau Campan erfuhr nie den Grund ihres heftigen Leidens, das allein die Freundschaft der Herzogin von Polignac zu stillen vermochte. Es war eine jener schwarzen Wolken, die über eine Landschaft hereinzubrechen drohen und dann von einem reineren Luftstrome weggetragen werden. Aber wie viele andere solcher Wolken

[1] „Correspondance de la marquise de Sabran et du chevalier de Boufflers", 5. Juni 1786, p. 127.

[2] „Lettres inédites de Marie-Antoinette et de Marie-Clotilde de France", veröffentlicht von Graf de Reiset, p. 119.

[3] Im strengen Winter 1784 schickte sie 500 Louisdor für die Armen an den Polizeilieutenant und 12.000 Livres an den Erzbischof von Paris, indem sie erklärte, „nie sei eine Ausgabe ihrem Herzen angenehmer gewesen".

[4] Tagebuch Ludwigs XVI.

[5] „Mémoires de Mme Campan", p. 185 u. 186.

sollten folgen, die der sanfte Hauch der Freundschaft nicht mehr zerstreuen konnte!

Schon seit langem war die Verleumdung auf dem Horizonte der Königin emporgestiegen, und gerade derjenige, welcher erstere im letzten zu Trianon gespielten Stücke so gut geschildert,[1] war nicht frei von dem Verdachte, deren Entstehen gefördert zu haben. Marie Antoinette lachte zuerst selbst darüber und fand eine Belustigung darin, selbst die Couplets zu singen, in denen der Chevalier de Boufflers in geistreicher Weise die Fehler, die man ihr in Schmähschriften vorwarf, zu Vorzügen umgestaltet hatte.[2] Aber von der — wahren oder erfundenen — Geschichte mit dem Juden Angelucci an, welche Kette von Bosheit und Hinterlist!

Man schuldigt die Sitten der Königin, dann ihre Freundschaften, dann ihre Auslagen, dann sogar ihre Einfachheit an. Man will ihr das Herz ihres Gatten und das Herz der Nation entfremden. Unflätige Pamphlete gehen aus obscuren Druckereien hervor, überschwemmen den Hof und die Stadt, werden an das Portal von Notre-Dame geheftet, von Angestellten des Palastes vertheilt, von Polizei-Inspectoren angefertigt[3] und schleichen sich bis unter die Serviette des Königs. Ihre Titel lauten: „Das Aufsteigen der Morgenröthe" — „Die Liebschaften unserer Königin" — Die Kokette und der Ohnmächtige"[4] — „Der Proceß der drei Könige" („ein für jeden guten Franzosen verabscheuungswürdiges Werk," sagt der betreffende Berichterstatter)[5] — „Der königliche Almanach"[6] — „Leben Antoinettes" — „Versuche über das Leben Marie Antoinettes" — „Memoiren der Frau v. la Motte" u. s. w. Es wäre unmöglich, alle aufzuzählen, und noch unmöglicher, daraus Bruchstücke zu citieren. Der Halsbandproceß gab das Signal zu einer wahren Flut von Verleumdungen.

Die Verfasser sind meist unbekannt; man nennt Champcenetz, den Marquis de Louvois, Thévenot de Morande. Besser kennt

[1] „Der Barbier von Sevilla", 2. Act, 8. Scene.

[2] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 29. März 1784, XXV, 201.

[3] „Mémoires de Mme Campan", p. 119.

[4] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République de lettres", 26. Jänner 1782, XX, 56.

[5] Daselbst, 9. Februar 1781, XVII, 63.

[6] „Le Gouvernement de Normandie", IV, 113.

man die Anstifter; es sind die Feinde Choiseuls, ein d'Aiguillon, eine Marsan, Mitglieder der königlichen Familie, wie Madame Adelaide, der Herzog von Orléans, die Condé, vielleicht der Graf von Provence, kurz alle jene, die das Ansehen der Königin verdunkelt, ihre Vorliebe für andere verletzt, sogar solche, die ihre Güte auszeichnet; denn zu den Neidern gesellen sich die Undankbaren. Nie ist eine höllischere Verschwörung mit größerer Geschicklichkeit von verschiedenartigeren Verschworenen angezettelt worden, und — ach leider! — nie hat ein Complot vollständigeren Erfolg gehabt; nicht eine Handlung, nicht ein Schritt, nicht ein Wort ist der Entstellung entgangen. Die Königin empfieng nach dem Frieden von 1783 einige hohe englische Herren, die nach Fontainebleau kamen, um die alte Rivalität zwischen den beiden Ländern vergessen zu machen; da wurden Lord Strathavon, der Herzog von Dorset, Lord Fitzgerald zu Liebhabern der Königin gestempelt. Sie gab Sympathien kund für einige junge Schweden und Österreicher, die aus ihrem Vaterlande herbeigeeilt waren, ihr Blut im Dienste Frankreichs zu vergießen, wie Fersen, Stedingk, Eßterházy — das waren ebenso Liebhaber, ungerechnet die Franzosen: Arthur Dillon, zubenannt der schöne Dillon; Eduard Dillon, bei dessen Anblick das Gesicht der Königin „jung wie der Frühling wird“;[1] der elende Geck de Lauzun, der Chevalier de Coigny, der Graf von Artois, der Herzog von Chartres. Obscöne Lieder, die ebenso sehr gegen den guten Geschmack als gegen die Sittlichkeit verstießen, wurden in Umlauf gesetzt und in den Salons gierig aufgenommen, besonders aber von Maurepas sorgfältig gesammelt, dem Gassenhauer stets lieb waren,[2] besonders, wenn er daraus eine Waffe gegen einen Einfluss schmieden konnte, der ihn in Schatten stellte. Man sah Höflinge mittelst Extrapost von Versailles ins Foyer der Oper eilen, um sich mit den Sängern über die angebliche Beglückung des schönen Dillon oder Herrn v. Coignys[3] zu unterhalten.

Im Jahre 1786[4] unternahm der Erzherzog Ferdinand mit seiner Frau, nach dem Beispiel seiner beiden Brüder, eine Reise

[1] „Portefeuille d'un talon-rouge“, p. 20.

[2] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres“, X, 239.

[3] „Portefeuille d'un talon-rouge“, p. 23.

[4] Sie reisten unter dem Namen Graf und Gräfin von Nellemburg, und blieben in Frankreich vom 11. Mai bis 17. Juni 1786.

nach Frankreich, wo seine Leutseligkeit sehr gefiel;[1] doch die Anwesenheit des Erzherzogs erregte, wie jene Maximilians, Rangstreitigkeiten, die zu neuen Keimen der Zwietracht in der königlichen Familie wurden.[2] Der Herzog und die Herzogin von Sachsen-Teschen, die einige Monate später nach Versailles kamen,[3] um endlich eine durch zwei Jahre aufgeschobene Absicht auszuführen,[4] vermieden dergleichen Mifshelligkeiten; während sie aber von der Liebenswürdigkeit der Königin entzückt sind, vernehmen sie schon in Paris, „dieser Stätte der Vergnügungen und der Inconsequenzen,“[5] das Geraschel der Verleumdung und das erste Grollen des nahenden Gewitters.

Um der Hauptstadt näher zu sein und ihren Kindern, namentlich dem schon leidenden Dauphin,[6] während des Sommers eine reinere, freiere Luft zu verschaffen,[7] äußerte Marie Antoinette den Wunsch, das Schlofs St. Cloud zu besitzen; der König kaufte es dem Herzoge von Orléans ab und schenkte es seiner Gemahlin: es sollte die Residenz der königlichen Familie während der langen in Versailles erforderlichen Restaurierungsarbeiten sein.[8] Die Auslagen waren weder so bedeutend, wie man voraussetzte, noch im Mifsverhältnis zu den Einkünften des Monarchen,[9] da sie grofsentheils durch gleichzeitig vollzogene Verkäufe gedeckt waren.[10] Hilft nichts: die Erwerbung von St. Cloud mufs die französischen Finanzen ruinieren. Die Finanzintendanten donnerten gegen die Mitglieder der Grande Chambre, weil sie das königliche Patent

[1] „Correspondance secrète inédite sur Louis XVI, Marie-Antoinette, la Cour et la ville“ von 1777 bis 1792, II, 41.

[2] Daselbst, II, 41.

[3] Vom 26. Juli bis 28. August unter dem Namen Graf und Gräfin von Bélz.

[4] Graf Mercy an den Herzog von Sachsen-Teschen, 2. März 1784.

[5] Bruchstücke aus den Memoiren des Herzogs von Sachsen-Teschen.

[6] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres“, 29. October 1784, XXVI, 267.

[7] Die Marquise de Bombelles an den Marquis de Bombelles, 16. October 1784.

[8] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres“, 10. März 1783, XXII, 153.

[9] „Mémoires d'Augeard“, p. 135.

[10] So hat der Verkauf des Schlosses Trompette zu Bordeaux genau sechs Millionen eingetragen.

registriert hatten, das der Königin sechs Millionen schenkte, um über die Herrschaften und Ländereien, die sie mittelst dieser Summe erwerben wollte, als ihr volles Eigenthum zu schalten und zu walten;[1] Salongeschwätz und Straßengebelfer vereinigten sich, um Marie Antoinette mit dem Namen „Madame Deficit" zu beschimpfen.[2] An den Gittern des Parkes von St. Cloud angebrachte Kundmachungen, die mit den Worten beginnen: „Auf Befehl der Königin," die doch ganz selbstverständlich waren, da die Königin in St. Cloud geradeso zuhause war, wie in Trianon, vermehrten das Gemurre und riefen eine Art argwöhnischer Empfindlichkeit wach. Man sah darin einen Eingriff in die Privilegien des Königs, einen Angriff auf die Rechte des französischen Regentenhauses, das man zum Vortheile des Hauses Österreich berauben wolle, und d'Epremesnil rief vor vollem Parlamente aus, es sei „unpolitisch" und „unmoralisch", dass Paläste der Königin von Frankreich gehören.[3]

Marie Antoinette empfand gegen Calonne, dessen Wert sie sehr rasch herausgefunden,[4] eine unüberwindliche Abneigung. Sie verlangte nicht nur von ihm kein Geld, sondern lehnte auch das von ihm angebotene ab, wie die gleichzeitigen Berichte besagen, und die authentischen Documente bestätigen. Aber was kümmert sich die Volksmissgunst um die Wahrheit? Man trillerte in den Gassen ein Couplet, das das Gegentheil aufstellte,[5*1] und als man sich nach dem Sturze des Generalcontrolors damit belustigte, ihn im Bilde zu verbrennen, trug der ihn vorstellende Gliedermann einen Zettel, der die Königin beschuldigte, ihrem Bruder in drei Jahren hundert Millionen geschickt zu haben[6] und das zu einer Zeit, wo dieser Bruder ihr vorwarf, zu sehr „französisiert" zu sein und vom Deutschen nur mehr das Gesicht zu haben![7]

[1] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 20. Februar 1785, XXVIII, 152 u. 153.

[2] „Correspondance secrète inédite sur Louis XVI, Marie-Antoinette, la Cour et la ville" von 1777 bis 1792, II, 168

[3] „Mémoires de M^me^ Campan", p. 200.

[4] „Correspondance diplomatique du baron de Staël-Holstein", 8. März 1787, p. 46.

[5] „Mémoires secrets pour servir à l'hlstoire de la République des lettres", 13. April 1787, XXXIV, 394.

[6] Daselbst, XXXVI, 91.

[7] Josef II. an Maria Christina, 31. August 1786.

So drang die Verleumdung von den Stufen des Thrones in den Palast, vom Palast in die Salons, von den Salons auf die Straße, und ihre giftigen Pfeile durchbohrten das Herz der jungen Frau, bevor sie ihr das Haupt abschlugen. Im Jahre 1783 malte Frau Lebrun Marie Antoinette in dem anmuthigen Costüm von Trianon, mit Strohhut und weißem Mousselinkleid; man erzählte sofort, die Königin hätte sich im Hemd malen lassen.[1] Vier Jahre später, 1787, wiederholte sich derselbe Schimpf wegen des schönen Gemäldes, wo dieselbe Künstlerin die Königin umgeben von ihren Kindern darstellte. Da zuerst bloß der Rahmen herbeigeschafft worden war, rief irgend jemand: „Aha, Madame Deficit!“ und dieser boshafte Einfall fand sofort beim Publicum Beifall.[2] In der Oper wurde die Königin ausgepfiffen;[3] im Théâtre-Français wandte man in beleidigender Weise drohende Weissagungen Joads gegen Athalie*[2] auf sie an.[4] Man verkaufte öffentlich eine Caricatur, die den König und die Königin bei reichbesetzter Tafel sitzend aufwies, umgeben von einer hungernden Menge und mit den darunter stehenden Worten: „Der König trinkt, die Königin isst, das Volk schreit!“[5*3] Und eines Tages ließ der Polizeilieutenant der unglücklichen Fürstin die Warnung zukommen, sie möge sich nicht mehr in Paris zeigen, wo sie nicht sicher wäre![6]

Der Graf von der Marck konnte mit vollem Rechte schreiben: „In den gegen die Königin verbreiteten Bosheiten und Lügen muss man die Vorwände zu den Anklagen des Revolutionstribunals gegen Marie Antoinette im Jahre 1793 suchen.[7]

Als ob alles Leid auf einmal über dieses einst so strahlende Haupt hereinbrechen sollte, ließ sogar die Freundschaft nach. Die zur Zeit des Glückes so geschäftigen Günstlinge wurden in der Stunde der Prüfung kühler.

[1] „Mémoires de Mme Vigée-Lebrun“, I, 46.

[2] Daselbst, I, 49.

[3] „Correspondance secrète inédite sur Louis XVI, Marie-Antoinette, la Cour et la ville“ von 1777 bis 1792, 9. Februar 1787, II, 109.

[4] Daselbst, 28. September 1787, II, 186.

[5] „Mémoires de Mme Campan“, p. 226, Anm.

[6] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres“, XXXV, 101 u. 102.

[7] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck“, p. 61.

Trotz der Abneigung der Königin gegen Calonne hielten es die Polignac mit dem Generalcontrolor. Die Königin war mit dieser Haltung unzufrieden und begab sich nicht mehr zu ihrer Freundin, ohne sich vorher erkundigt zu haben, welche Personen sich dort befänden, und oft stand sie nach der Antwort davon ab, hinzugehen. Anstatt hievon betroffen zu sein, fühlte sich Frau v. Polignac beleidigt, und als ihr eines Tages ihre königliche Freundin liebevolle Bemerkungen machte, erwiderte sie in gereiztem Tone: „Ich denke, dass, wenn Eure Majestät in meinen Salon zu kommen die Güte hat, dies kein Grund sei, meine Freunde daraus auszuschließen."

Die Königin, in ihren Zuneigungen hartnäckig, zeigte sich von dieser so ungehörigen Antwort nicht verletzt, ja sie entschuldigte sie mit den Worten: „Ich nehme es Frau v. Polignac nicht übel; im Grunde genommen ist sie gut und hat mich gerne, aber ihre Umgebung hat sie unterjocht." Sie begnügte sich, den Salon der Favoritin unbesucht zu lassen, die jungen Leute von ihrer Gesellschaft fernzuhalten[1] und eine sanftere, ohne Hintergedanken ergebene Frau, die Gräfin d'Ossun, zu bevorzugen. Nach dem Beispiele der Königin verließen deren wahre Freunde, wie Mercy und Fersen, ihrerseits den Kreis der Polignac.[2]

Doch die Gesellschaft der Favoritin, missvergnügt über ein Fernbleiben, das gleichzeitig die Gunstbezeigungen fernzuhalten schien, und eifersüchtig auf den wachsenden Einfluss der Frau v. Ossun, verhehlte ihre Erbitterung nicht. Frau v. Polignac reiste nach den Bädern und drohte mit ihrer Entlassung.[3] Ihre Freunde machten gemeinschaftliche Sache mit Marie Antoinettes Feinden in dem Kampfe mittelst Lieder und hinterlistiger Ausstreuungen. Man sprach boshafterweise von einer von der Königin bei Frau von Ossun mit Lord Strathavon getanzten Ecossaise. Einer der ständigen Besucher des Salons Polignac, der der Königin mehr als jeder andere tiefen Dank und achtungsvolle Rücksicht schuldete, verfasste gegen sie eines der boshaftesten Couplets, das, auf eine häßliche Lüge gegründet, den in Paris

[1] Staël an Gustav III., 8. Februar 1787.

[2] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck", p. 56 u. 59.

[3] Staël an Gustav III., 2. u. 8. Februar 1787.

und Versailles herumschwirrenden Gerüchten neue Nahrung zuführte.[1]

Zu dem Verdrusse der Freundin gesellte sich der Schmerz der Mutter. Freitag den 15. Juni 1787 wurde Marie Antoinettes jüngste Tochter, Sophie Beatrix, von einem unbestimmten Unwohlsein ergriffen und starb am 19., erst elf Monate alt, reizend in ihrem Todeskampfe, weiß und rosig, sanft und hübsch wie ein Engel,[2] aber dem Herzen der Mutter jene unheilbare Wunde schlagend, die der Verlust eines Kindes mit sich bringt. Die tiefbetrübte Königin[3] schloss sich in Trianon ohne Gepränge und Gefolge ein, nur in Gesellschaft des Königs und der Prinzessin Elisabeth, welch letzterer sie schrieb: „Komm, wir wollen den Tod meines armen kleinen Engels beweinen. ... Ich brauche Dein ganzes Herz, um das meinige zu trösten."[4]

Als ihr einige Personen aus ihrer nächsten Umgebung, um ihren Schmerz zu erleichtern, das so niedrige Alter der Verstorbenen vorstellten, antwortete sie: „Vergessen Sie, dass sie eine Freundin gewesen wäre?"[5]

Eine Freundin — sie bedurfte mehr als je einer solchen, und da sie auf Erden keine mehr fand, suchte sie deren höher oben; „seit einiger Zeit," schrieb der schwedische Gesandte, „scheint die Königin der Andacht zugewendet zu sein".[6]

Als Frau, als Freundin, als Mutter schwer getroffen, weicht sie, wie sie selbst sagt, ihrem Geschicke. Trotz ihres Widerwillens, sich mit Geschäften abzugeben, stürzt sie sich, dazu genöthigt, in den Kampf, doch nicht, ohne den Verzweiflungsruf ausgestoßen zu haben, den Frau Campan aufgezeichnet:

„Ach! für mich gibt es kein Glück mehr, seitdem sie mich zur Intriguantin gemacht."[7]

[1] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck", I, 60.

[2] Prinzessin Elisabeth an Frau v. Bombelles, 25. Juni 1787.

[3] „Correspondance de la marquise de Sabran et du chevalier de Boufflers", 24. Juni 1787, p. 249.

[4] Marie Antoinette an Prinzessin Elisabeth, 22. Juni 1787.

[5] Mémoires de Weber", p. 210.

[6] Staël an Gustav III., 13. Jänner 1788.

[7] „Mémoires de Mme Campan", p. 224 u. 225.

# Zweiundzwanzigstes Capitel.

Die Notabeln. — Calonnes Sturz. — Brienne. — Seine Reformen. — Seine Unpopularität fällt auf die Königin. — Rückberufung Neckers. — Einberufung der Generalstaaten. — Broschürenflut. — Verdoppelung der Vertreter des dritten Standes. — Lage Marie Antoinettes gegenüber der königlichen Familie im Jahre 1787. — Graf und Gräfin von Provence. — Graf und Gräfin von Artois. — Prinzessin Elisabeth. — Die Tanten des Königs. — Die Condé. — Der Herzog von Orléans.

Wie groß auch immer Calonnes Anmaßung gewesen, es war ihm nicht gelungen, das Deficit des Schatzes zu decken;[1] ja er hatte Ärgeres gethan, er hatte es merklich erhöht. Das Parlament war feindselig, das Publicum in Aufregung, die Finanzpläne scheiterten. Der Generalcontrolor beschloss, einen Hauptschlag auszuführen: er schlug dem Könige eine Notabeln-Versammlung*[1] vor. Ludwig XVI. griff diesen Gedanken mit Begeisterung auf; Heinrich IV. nachzuahmen, sich seinem Volke oder wenigstens dessen Hauptvertretung zu nähern, zu ihnen von Angesicht zu Angesicht und gewissermaßen offenherzig zu sprechen, das gefiel seiner großherzigen und für das öffentliche Wohl eingenommenen Gesinnung. Nachdem er seinem Rathe seine Absicht, die Notabeln einzuberufen, erklärt hatte,[2] schrieb er an Calonne:

„Ich habe diese Nacht nicht geschlafen, aber vor Freude."

Die Königin wusste von diesem Plane nichts; es heißt, sie sei von diesem Schweigen ihr gegenüber verletzt gewesen und manchmal stundenlang nachdenklich geblieben, ohne ein Wort zu sprechen.[3] Obgleich sie sich viel weniger mit Geschäften abgab, als man im Auslande und in der Öffentlichkeit glaubte,[4] begann die Wirklich-

[1] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 23. September 1780, XVI, 4.

[2] Das geschah Freitag den 29. December 1786.

[3] Brief der Prinzessin Elisabeth vom 15. März 1787.

[4] Brief des Grafen de Salmour, sächsischen Gesandten, an Herrn von Stutterheim, Minister des Äußern des Kurfürsten von Sachsen, April 1787.

keit ihr vor Augen zu treten: die Gegenwart mit ihren Schwierigkeiten, die Zukunft mit ihren Gefahren.*[2] Der König hatte sein Vorhaben nur dem Siegelbewahrer Miroménil und Vergennes mitgetheilt, der seit dem Tode des Grafen de Maurepas, ohne den Titel zu führen, die Functionen eines Premierministers verrichtete. Leider starb dieser neun Tage vor der Eröffnung der Versammlung, am 13. Februar 1787. Das war, wenigstens für den Augenblick, ein großer Verlust. Der ruhige und kalte Verstand dieses Ministers, seine im Laufe der Jahre erworbene Menschen- und Sachkenntnis, das Vertrauen, das der König in ihn setzte, das Ansehen, das er genoss, hätten Calonnes Plänen Gewicht verliehen und vielleicht deren Erfolg gesichert. Nach seinem Tode gab es im Ministerium niemanden mehr, der das genügende Übergewicht besessen hätte, um die öffentliche Meinung zu leiten. Sein Nachfolger, Montmorin, hatte weder dieselben Talente und dieselbe Autorität, und Breteuil, ein ziemlich mittelmäßiger Geck, zudem wegen seiner Schroffheit wenig beliebt, war noch dazu der erbitterte Feind des Generalcontrolors.

Auch die Verschiebung der ursprünglich auf den 29. Jänner angesetzten Eröffnung der Versammlung auf den 22. Februar war ein Fehler; die seit einem Monate in Paris angekommenen Notabeln wussten nicht, was sie dort machen sollten, und wurden ob der verlorenen Zeit verdrießlich; ihre einzige Beschäftigung bestand darin, die Kritiken und Klagen der Missvergnügten anzuhören.[1] Auch das Publicum wurde ungeduldig; man lachte schon, sang Spottlieder und kündigte an, dass die große Schauspielertruppe des Herrn v. Calonne die erste Vorstellung von „Der falsche Anschein der Schulden und der Missverständnisse" geben werde.[2]

Die Pläne des Ministeriums waren umfassend. Sie begriffen in sich die Aufhebung oder Milderung gewisser Auflagen, wie Kopf- und Salzsteuer,*[3] eine gleichmäßigere Vertheilung der Grundsteuer, die alle Grundeigenthümer, privilegierte und nichtprivilegierte, treffen sollte, und die Einführung von Pfarr-, Districts- und Provinzialversammlungen im ganzen Umfange des Königreiches. Es war also gleichzeitig eine politische und eine finanzielle Reform, und zwar eine weise Reform, deren friedliche Durchführung vielleicht viel

[1] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 17. Februar 1787, XXXIV, 156 u. 157.

[2] „Correspondance littéraire de Grimm", 3. Theil, IV, 157.

Unheil verhütet hätte. Doch in der Politik dringen oft weniger Ideen als Personen durch, und leider war der Generalcontrolor so verhaßt, daß sein Name allein genügte, die nützlichsten Maßregeln in Verruf zu bringen. Gleichzeitig hinderte ihn sein Leichtsinn, die Hindernisse vorherzusehen oder sich um die Mittel zu deren Beseitigung zu bekümmern. Da dem Könige die Wahl der Notabeln zustand, so wäre es leicht gewesen, die Versammlung aus ebenso erleuchteten als ergebenen Männern zusammenzusetzen, die entschlossen gewesen wären, eine Reform anzunehmen, die für die meisten von ihnen ein Opfer gewesen wäre, mit einem Worte, sich eine Majorität zu sichern. Calonne versäumte auch dies, und so war es gleich anfangs leicht ersichtlich, daß es eine gewaltige Opposition geben würde, vielleicht mehr gegen die Person des Ministers, als gegen seine Pläne. Calonne begieng die Unklugheit, Angriffe mit Angriffen zu erwidern; seine Ansprache an die Notabeln enthielt nebst einer Vertheidigung seines eigenen Systems eine verhüllte aber durchsichtige Kritik der Verwaltung Neckers. Dieser replicierte, seine Freunde nahmen Partei für ihn; die Privilegierten, sich bedroht sehend, vertheidigten ihre Rechte; die Notabeln, durch gewisse Publicationen verletzt,[1] verlangten einen Ausgaben- und Einnahmen-Etat. Es war eine wahre Sündflut von Vorwürfen und Beschwerden, theils gerechten, theils leidenschaftlichen, gegen einen Minister, dessen Verwaltung der Kritik soviele Anhaltspunkte bot, und dessen Ruf seinen Betheuerungen von Uneigennützigkeit und Sparsamkeit schlecht entsprach.

Nach sechs Wochen, am 8. April, fiel Calonne. Auf sein Landgut Allouville in Lothringen verbannt, reiste er ab, voll Wuth gegen die Königin, welcher er mit der öffentlichen Meinung seine Ungnade und Verbannung zuschrieb.[2] Nachdem bald darauf das Parlament gegen ihn einen Verhaftsbefehl erlassen, verlor er den Kopf und flüchtete sich, ohne auch nur zu versuchen, wenigstens den Schein zu retten,[3] nach London, wo, wenn man Frau Campan

[1] Namentlich durch Veröffentlichung des „Avertissement", worin Calonne durch Gerbiers Feder sie beschuldigte, die öffentlichen Interessen ihren eigenen zu opfern.

[2] „Correspondance secrète inédite sur Louis XVI, Marie-Antoninette, la Cour et la ville", II, 131, 133 u. 138.

[3] „Correspondance de la marquise de Sabran et du chevalier de Boufflers", 12. Juli 1787, p. 268.

glauben darf, der Groll ihn zum Mitschuldigen Frau v. la Mottes bei der Abfassung ihrer bekannten „Mémoires“ gegen Marie Antoinette machte.[1]

Wer sollte nun sein Ersatzmann im Finanzressort sein? Choiseul war Sonntag den 9. Mai 1785 gestorben,[2] gleichsam die letzte Erinnerung an der Königin Jugend und Glück mit sich ins Grab nehmend. Zwei Mann standen für Calonnes Ersatz zur Verfügung: Necker und der Erzbischof von Toulouse, Loménie de Brienne. Der König hegte gegen beide den gleichen Widerwillen; „ich will weder,“ soll er einmal gesagt haben, „Neckerschaft noch Pfaffenschaft“.[3**4] Er stellte Neckers Talente nicht in Abrede, fürchtete aber seine Charakterfehler,[4] und hatte ihn erst kürzlich, lebhaft verletzt durch die Veröffentlichung seines Buches über die „Finanzverwaltung“, auf Calonnes Anstiften auf eine Entfernung von vierzig Wegstunden von der Hauptstadt verbannt.[5]

Ihn jetzt zurückrufen und ihm sogar ein Portefeuille übergeben, das hieß allzu offenkundig sich selbst widersprechen und durch eigenes Zuthun die ohnehin schon geschwächte königliche Autorität erschüttern. Wenn einige Getreue, wie Montmorin, noch Neckers Namen aussprachen, so schien die Lage selbst auf den des Erzbischofs von Toulouse hinzuweisen. Sein Einfluss auf die Notabeln, seine Eigenschaft als erklärter Führer der Opposition gegen Calonne, das, was man heutzutage das regelmäßige Spiel der parlamentarischen Institutionen nennen würde, bezeichneten ihn wie von selbst als Nachfolger des Ministers, dessen Sturz er herbeigeführt hatte.

Ehrgeizig seit jeher, von Kindheit an entschlossen, eine große Rolle zu spielen, sein Ziel mit allen Mitteln verfolgend, doch geduldig und abwehrend, einschmeichelnd und geschmeidig, gleichzeitig den Philosophen zujubelnd und die Jesuiten bedauernd, den Frauen genehm, von den Volkswirtschaftsverbesserern gerne gesehen, oberflächliche, doch mannigfache Kenntnisse an den Tag legend, genoss

[1] „Mémoires de M^me^ Campan.“

[2] Während seiner letzten Krankheit ließ die Königin, treu ihren Erinnerungen und Zuneigungen, jeden Tag und schließlich viermal des Tages Erkundigungen einholen.

[3] „Du gouvernement, des mœurs et des conditions en France avant la Révolution“ von Sénac de Meilhan, p. 109.

[4] Droz, I, 105.

[5] Frau v. Staël, „Considérations sur la Révolution française“, I, 95.

Brienne im ganzen Königreiche den Ruf unbestrittener Geschicklichkeit.[1]

Nur der König hegte gegen diesen sitten- und vielleicht auch glaubenslosen Priester*[5] die Abneigung, die er bei seinen starken religiösen Überzeugungen gegen alle Priester-Philosophen empfand. Als man nach dem Tode Monseigneur Beaumonts, Erzbischofs von Paris, von Herrn v. Brienne als dessen Nachfolger sprach, antwortete er kurzweg: „Der Erzbischof von Paris muss wenigstens an Gott glauben.“[2] Er hatte übrigens einen außerordentlichen Widerwillen, in seinen Rath einen Priester aufzunehmen, und mehr als einmal hörte man ihn erklären, er würde nie einen Geistlichen an die Spitze der Geschäfte stellen.[3]

Die Königin hingegen hatte eine hohe Meinung vom Erzbischof von Toulouse und hatte sich seit langem daran gewöhnt, ihn als zukünftigen Premierminister zu betrachten. Man hat diese Ansicht Marie Antoinettes ausschließlich dem Einflusse des Abbé Vermond zugeschrieben, der darauf bedacht gewesen sei, seine Dankbarkeit dem Manne zu bezeigen, dem er sein Glück schuldete. Allein, wenn die Königin vor Briennes Talenten eine Achtung hatte, die sie bestimmte, zu seiner Erhebung beizutragen, so darf man dafür nicht den Abbé Vermond allein verantwortlich machen, sondern so ziemlich alle Welt. Choiseul empfahl einst den jungen Loménie Ludwig XV.;[4] der Financier d'Invaux fragte ihn um Rath und schrieb ihm: „Ich sollte Ihnen das Finanzministerium abtreten;“[5] Mercy pries schon 1775 die überlegenen Talente des Erzbischofs und übernahm fast die Bürgschaft für sein religiös-moralisches Verhalten;[6] Josef II. besuchte Brienne zwei Jahre später in Toulouse, hielt eine lange Unterredung mit demselben, die ihm „unendlich gefallen hat“,[7] und gewann eine so hohe Idee von ihm, dass er ihn seiner

[1] „Correspondance diplomatique du baron de Staël-Holstein“, p. 14, 39 u. 55.

[2] „Souvenirs et portraits“ vom Herzog von Lévis, p. 130.

[3] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck“, I, 5.

[4] „Mémoires de Weber“, p. 105.

[5] Daselbst.

[6] Mercy an Maria Theresia, 17. December 1775. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, II, 411.

[7] Derselbe an dieselbe, 15. Juni 1777. — Daselbst, III, 70.

Schweſter ſchriftlich empfahl als einen zur Übernahme eines Miniſteriums hochbefähigten Mann;[1] Turgot und Malesherbes wollten ihm ein Portefeuille anvertrauen und verzichteten nur infolge Maurepas' Oppoſition darauf;[2] letzterer ſelbſt hielt ihn vom Staatsrathe fern als einen Nebenbuhler, deſſen Überlegenheit ihm Verdacht einflößte;[3] die Stände von Languedoc, wo er angeblich die glänzende Rolle dem Erzbiſchof von Narbonne überließ, um auf ſich die arbeitsvolle zu nehmen,[4] prieſen unaufhörlich ſeine Verdienſte und ſeine Einſicht, ſeine Theilnahme an den Angelegenheiten der Provinz, das Talent, mit dem er die verſchiedenen Gegenſtände der öffentlichen Wohlfahrt behandelte. Mit einem Worte, die allgemeine Anſicht ſah in Brienne eine der erſten Perſönlichkeiten Frankreichs[5] und wies ihm die leitende Stellung zu.

Bei ſolchen Stützen und einer ſo allgemeinen Strömung bedurfte Vermond keiner großen Anſtrengung, um ſeine frühere Schülerin zu überzeugen, ſie handle weiſe und patriotiſch, wenn ſie einem Manne zur Macht verhelfe, den die Stimme der Öffentlichkeit dahin berief. Wenn die Folgezeit dieſem glänzenden Anfange nicht entſprach, wenn man gar bald wahrnahm, daſs mehr Oberflächlichkeit als Tiefe, mehr Schein als Wirklichkeit vorhanden waren, ſo muſs man wenigſtens zugeben, daſs die Königin nicht die einzige war, die ſich täuſchte, und daſs ihre Täuſchung die der ganzen oder faſt der ganzen Nation war. Briennes Ruf war ein glänzender, man hielt ihn für wohlbegründet.

Die Freunde Neckers huldigten ſoſehr dem Rufe desjenigen, den ſie ſpäter heftig angreifen ſollten, daſs die einflufsreichſten von ihnen keinen Anſtand nahmen, über den gleichzeitigen Eintritt beider Nebenbuhler ins Miniſterium Unterhandlungen anzuknüpfen. Der Marſchall de Beauvau leitete die Sache; man kam überein, daſs der Erzbiſchof zuerſt eintreten und nach drei Monaten Necker die Leitung der Finanzen übergeben ſollte. Der König, von beiden

[1] Mercy an Maria Thereſia, 15. Juli 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 95.

[2] Derſelbe an dieſelbe, 19. November 1775. — Daſelbſt, II, 401.

[3] Daſelbſt.

[4] „Mémoires de Weber", p. 105.

[5] Mercy an Maria Thereſia, 18. November 1780. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 491.

Parteien gleichzeitig überlistet, glaubte schließlich trotz seines persönlichen Widerstrebens, dass die öffentliche Meinung die Ernennung Briennes verlange, und sprach sich hierüber der Königin gegenüber aus; diese erwiderte: „Ich habe von Herrn v. Brienne immer als von einem sehr hervorragenden Manne sprechen hören und werde ihn mit Vergnügen ins Ministerium eintreten sehen.“ [1]

Am 1. Mai 1787 wurde der Erzbischof von Toulouse zum Chef des Finanzrathes ernannt. Herr v. Fourqueux, der seit Calonnes Sturz interimistisch die Geschäfte führte, ein ehrlicher, aber wenig bedeutender Mann,[2] wurde durch Herrn v. Villedeuil ersetzt, Necker aber noch ferngehalten. Der Herzog von Nivernais trat in den Staatsrath, Herr v. Malesherbes ward wieder in denselben berufen. Doch Brienne gehörte zu jenen Männern, die, nach dem Ausspruche des Dichters, in der zweiten Reihe glänzen und in der ersten sich verfinstern. Nachdem er einmal ans Ziel seines heißen Strebens gelangt war, enthüllte er sich bald als das, was er war, als ein Mann ohne weiten Blick, ohne ernste Kenntnisse, ohne Ideen und ohne Plan. Unfähig, etwas Neues zu schaffen, konnte er nur Calonnes Pläne mit geringfügigen Abänderungen wiederaufnehmen,[3] und die Notabeln-Versammlung wurde nach einem Monate aufgelöst, ohne etwas gethan zu haben.[4] Die Finanzen blieben nach wie vor in Unordnung, das Publicum in fortlaufender Kenntnis dieser Unordnung, die königliche Autorität geschwächt, da sie ja hatte nachgeben müssen, und das eigene Ansehen der Notabeln war dahin, weil sie nichts von dem, was sie feierlich versprochen, verwirklicht hatten; dafür verbreiteten sie in ihren Provinzen Keime der Unzufriedenheit und der Empörung.

Es mochte scheinen, dass Brienne, nunmehr allein, sich nicht mehr die Notabeln, die ihm übrigens vor ihrem Auseinandergehen eine Art Vollmacht ertheilt hatten, gegenüber wissend, rasch und kraftvoll handeln würde. Nichts von allem; er verlor die kostbare Zeit, ergriff ungenügende Maßregeln, und als er sich endlich ent-

[1] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et la comte de la Marck“, I, 50.

[2] „Correspondance de la marquise de Sabran et du chevalier de Boufflers“, 8. Mai 1787, p. 220.

[3] Staël an Gustav III., 31. März 1787.

[4] Derselbe an denselben, 25. Mai 1787.

ſchloſs, die die hauptſächlichſten finanziellen Reformen anordnenden Edicte zur Regiſtrierung zu ſchicken, fand er im Parlamente einen erbitterteren und hartnäckigeren Widerſtand, als er ihn je von den Notabeln zu befürchten gehabt hätte.

Eiferſüchtig auf die Volksthümlichkeit, die eine Zeitlang die Notabeln umgab, als ſie Calonne bekämpften, unzufrieden mit dem Hofe, ſeitdem es dieſen im Halsbandproceſſe beleidigt hatte, gerieth das Parlament immer mehr und mehr auf den Weg der Oppoſition; ſonſt ein ſo feuriger Vertheidiger der Volksrechte, warf es ſich jetzt zum Kämpen der Privilegierten auf, weil damals dieſe im Streite mit der Regierung lagen. Einige Räthe, wie d'Eprémesnil, Fréteau, Duport, fachten das Feuer an und ſchürten den Brand. Sie erklärten, daſs ſie, bevor ſie einer neuen Steuer zuſtimmten, die Lage des Schatzes kennen müſsten; dieſer Anſpruch wurde abgewieſen. „Sie verlangten den Stand der Einnahmen und Ausgaben," rief Abbé Sabattier; „dazu brauchen wir die Generalſtaaten." [1] Die folgenſchwere Frage war jetzt aufgeworfen, und zwar mit echt franzöſiſcher Leichtfertigkeit in einem Wortſpiel (Stand = état; Staat = Etat; Generalſtaaten = Etats généraux. Anm. des Überſ.). D'Eprémesnil entwickelte mit Wärme Abbé Sabattiers Gedanken, und das Parlament, durch ſeine ſtürmiſche Beredſamkeit hingeriſſen, gab folgende Erklärung ab: „Die durch die Generalſtaaten vertretene Nation allein hat das Recht, dem Könige die Mittel zu bewilligen, deren Nothwendigkeit augenſcheinlich bewieſen iſt."

Darüber große Aufregung bei den erſten, alten Räthen; der Präſident d'Ormeſſon wandte ſich zu dem hitzigen Gegner des Hofes und ſprach mit trauriger Stimme die prophetiſchen Worte: „Geben Sie acht, mein Herr, daſs die Vorſehung Ihre verhängnisvollen Rathſchläge nicht ſtrafe durch Erhörung Ihrer Wünſche." [2]

Am 6. Auguſt wurde zu Verſailles ein lit de justice gehalten, um die Edicte mittelſt königlicher Autorität regiſtrieren zu laſſen. Am nächſten Tage proteſtierte das Parlament und erklärte die Einſchreibung in ſeine Regiſter für ungiltig; es wurde nach Troyes verbannt.

[1] „Considérations sur la Révolution française" von Frau v. Staël, I, 101 u. 102.

[2] Troz, „Histoire de Louis XVI", II, 6 u. 7.

Einen Monat darauf wurde es zurückberufen. Gleich einem dem Falle nahen Menschen unaufhörlich hin und her schwankend, vermochte die Regierung weder auf dem Wege des Widerstandes noch auf dem des Ausgleiches festen Schrittes zu wandeln; an dem einen Tage wüthete sie, um am nächsten zurückzuweichen. Bald begann der Kampf von neuem; der Herzog von Orléans, der für das Parlament warm Partei genommen hatte, wurde nach Villers-Cotteret verbannt, zwei Räthe, Abbé Sabattier und Fréteau, wurden eingekerkert, dann verbannt, bald darauf zwei andere, d'Eprémesnil und Montsabert, mit militärischem Aufgebote und unter dramatischen Umständen verhaftet, die eine lebhafte Aufregung hervorriefen. Endlich am 8. Mai 1788 befahl der König in einem abermaligen lit de justice die Registrierung mehrerer Edicte, deren eines durch Errichtung von 47 Groß-Bailliagen die Gerichtsbarkeit der Parlamente erheblich beschränkte, ein anderes diesem die Registrierung der Gesetze entzog, um sie einer Cour plénière (oberster Gerichtshof) zu übertragen.

Die durch alle diese Maßregeln heftig erregte öffentliche Meinung sprach sich gegen das Ministerium aus; der Herzog von Orléans, bis dahin verschrien und verhaßt, wurde ein volksthümlicher Held; die eingekerkerten Räthe wurden als Martyrer der Freiheit verehrt. Allerwärts entstanden Unruhen: in der Bretagne, in der Dauphiné, in der Provence, in Béarn, in Languedoc. Die Agitation drang auf die Straße, Frankreich stand in Flammen.

Von allen durch Brienne und die Notabeln-Versammlung vor deren Trennung eingeführten Reformen war vielleicht eine einzige populär: die in dem Hofstaate des Königs und der Königin vorgenommenen Änderungen und Ersparungen; dieselben wurden am 19. April 1787 durchgeführt. Die Gardes-du-Corps wurden auf vier Escadronen zu 250 Mann herabgesetzt, das Gendarmeriecorps, die Chevauxlegers, die Thürgarde[1] abgeschafft.[2*6] Die Königin predigte am eifrigsten Sparsamkeit[3] und bedauerte lebhaft, daſs man ihr die wahre Lage des Schatzes verborgen hatte; „hätte ich sie ge-

[1] „Correspondance de la marquise de Sabran et du chevalier de Boufflers", p. 299.

[2] Marie Antoinette an Josef II., 22. Februar 1788.

[3] „Correspondance secrète inédite sur Louis XVI, Marie-Antoinette, la Cour et la ville" von 1777 bis 1792, II, 147.

kannt," sagte sie, „so hätte ich nicht so viele Ankäufe gemacht und hätte als die erste das Beispiel einer Reform in meinem Hofstaate gegeben; ich konnte mir aber von dieser Verlegenheit keine Vorstellung machen, da man mir, als ich 30.000 Livres verlangte, 60.000 schickte".[1] Seit dem Beginne der Notabeln-Versammlung verzichtete sie auf ihr Spiel und verabschiedete die dasselbe leitenden Banquiers;[2] drei junge Männer, die trotz ihres Verbotes gespielt hatten, wurden zu ihren Regimentern zurückgeschickt. Im August waren die Ersparungen noch bedeutender und einschneidender. Die Königin machte Abstriche an ihren Pferden,[3] an ihrer Tafel, an ihrer Toilette; sie verabschiedete Fräulein Bertin, unterbrach die Arbeiten in St. Cloud,[4] schaffte die Bälle ab[5] und begehrte vom Herzog von Polignac, um seine Entlassung als Generaldirector der Fahrpost anzusuchen, welche Stelle ihm einige Jahre vorher verliehen wurde und die man jetzt mit der Herrn v. Ogny übertragenen Briefpost vereinigen wollte.[6] Der König schaffte seine Wolfs- und Eberjagdzüge ab, hob die Falknerei und alles, was man „Beize" nannte,[7] auf, vereinigte den kleinen Marstall mit dem großen[8] und beschloss den Verkauf mehrerer königlicher Häuser, wie La Muette und Choisy.[9]

Aber alle diese Reformen schienen der öffentlichen Meinung noch nicht zu genügen und missstimmten im Gegentheile im höchsten Grade die davon Betroffenen, von denen einige nicht mehr wussten, wie sie ihre Schulden zahlen sollten.[10] Der Herzog von Polignac verlor nicht ohne bitteren Verdruss ein Einkommen von 50.000 Livres, wie Herr v. Vaudreuil seine Stelle als Großfalkner.[11] Der

[1] „Correspondance secrète inédite sur Louis XVI, Marie-Antoinette, la Cour et la ville" von 1772 bis 1792, II, 125.

[2] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", 7. Februar 1787, XXXIV, 113.

[3] Die Reform des Marstalls allein erreichte 100.000 Thaler.

[4] „Correspondance secrète inédite sur Louis XVI, Marie-Antoinette, la Cour et la ville" von 1777 bis 1792, II, 182.

[5] „Souvenirs d'un page", p. 223 u. 224.

[6] „Mémoires du baron de Besenval", p. 306.

[7] Fersen an seinen Vater, 25. Mai 1787.

[8] „Correspondance de la marquise de Sabran et du chevalier de Boufflers", p. 300.

[9] Daselbst.

[10] Besonders Vaudreuil und Coigny. — Daselbst p. 300.

[11] Daselbst.

Herzog von Coigny, erster Stallmeister, machte sogar dem Könige eine heftige Scene,[1] und Baron Besenval betheuerte, es sei entsetzlich, in einem Lande zu leben, wo man nicht die Sicherheit hat, morgen noch das zu besitzen, was man heute habe. „So etwas kommt nur in der Türkei vor," sagte er zornig.[2]

Die Unzufriedenheit wurde dadurch gesteigert, dass Brienne mitten unter diesen Einschränkungen für sich und die Seinigen Ehrenstellen und Reichthümer aufhäufte. Unter dem Vorwande, dass die gefährdete Lage des Landes eine einheitliche Leitung der Regierung erfordere, ließ er sich zum Principalminister*[7] ernennen, und als sich die Marschälle v. Ségur und v. Castries seine Obergewalt nicht gefallen ließen, gab er das Portefeuille des Krieges seinem Bruder, dem Grafen de Brienne, einer sehr mittelmäßigen Persönlichkeit. Nach dem Tode des Erzbischofs von Sens vertauschte Brienne den Sitz von Toulouse mit jenem von Sens, dessen Einkünfte weit beträchtlicher waren, und man erzählte, dass ein einziger Holzschlag in einer seiner Abteien ihm 900.000 Livres eingebracht habe: wirklich maßlose Begünstigungen, die die öffentliche Meinung erbitterten.*[8]

Gleichzeitig ließ das Ministerium aus übertriebener Friedensliebe oder vielmehr infolge der Zerrüttung der Finanzen, trotz des Drängens des Marschalls Ségur, die patriotischen Holländer, die Freunde und Bundesgenossen Frankreichs, durch den General-Statthalter,*[9] der Frankreich stets feindlich gewesen, und den England und Preußen unterstützten, unterdrücken, ein schwerer Fehler, der den französischen Einfluss in Europa außerordentlich erschütterte und in Frankreich die berechtigten Klagen der Staatsmänner und der militärischen Autoritäten zu den leidenschaftlichen Beschwerden der Höflinge und des Richterstandes fügte. Der Glanz einer von Tippoo-Saïb*[10] abgeordneten Gesandtschaft und die Hoffnung auf eine vortheilhafte Allianz in Indien vermochten die Schmach einer derartigen Vernachlässigung nicht zu tilgen.

Die Unzufriedenheit mit Brienne war also allgemein, und ein Theil derselben fiel auf die Königin. Sie sollte den Erzbischof ins Ministerium gebracht haben, sie ihn dort halten. Man behauptete, sie sei, dank ihm, in den Staatsrath eingetreten, und machte sie

[1] „Mémoires du baron de Besenval", p. 305.

[2] Daselbst p. 306.

für die dort gefaßten Beschlüsse verantwortlich. Die Wahrheit ist, daß die Königin, angesichts der allgemeinen Gährung, der herausfordernden Haltung des Parlaments und der in allen Provinzen herrschenden Geneigtheit zum Aufruhr, meinte, man müsse zur Vertheidigung der Autorität großen Ideenreichthum und große Festigkeit in den Grundsätzen mitbringen.[1] Ihr natürlicher Stolz trieb sie mit Vorliebe zu energischen Entscheidungen, sie entschloß sich aber dazu erst nach einigem Zögern. Obschon sie die an der Organisation des Parlaments vorgenommenen Veränderungen für nützlich hielt, bedauerte sie dieselben und hatte die äußerste Abneigung gegen Strenge, die ihre Vernunft für nothwendig hielt, ihre Güte aber verwarf. „Es ist traurig," schrieb sie, „zu Wegen der Strenge genöthigt zu sein, deren Ausdehnung man nicht im vorhinein berechnen kann."[2]

Überdies, ohne Erfahrung in der Regierung, durch die traurigen Erlebnisse und die Nothwendigkeit der Vertheidigung unversehens gezwungen, sich mit Geschäften zu befassen, von denen sie die Minister bisher systematisch ausgeschlossen hatten, zwar mit Seelenstärke begabt, aber sie nicht zu gebrauchen verstehend, gab sie keine Antriebe, sondern folgte ihnen oder schloß sich ihnen zustimmend an. Aber eine teuflische Bosheit war darauf erpicht, sie als die Urheberin aller Übel hinzustellen; unter Calonne hatte man sie der Verschwendung angeklagt, man klagte sie unter Brienne des Despotismus an. Häßliche Caricaturen und abscheuliche Placate hefteten ihren Namen an den Fredegundens,*[11] Elisabeths von Bayern,*[12] Katharinas von Medici. Ein Brief an den Erzbischof von Lyon bezeichnete sie als die unsichtbare, hinter dem Vorhange verborgene Macht,[3] und das Parlament selbst wagte es, dem Könige in seinen Vorstellungen zu sagen: „Solche Mittel, Sire, kommen nicht aus Ihrem Herzen, solche Beispiele entsprechen nicht den Grundsätzen Eurer Majestät, sie kommen aus einer anderen Quelle."[4] Es wäre schwer gewesen, deutlicher auf die Königin hinzuweisen. Als Vergniaud am 10. März 1792 seine heftige Schmähredе gegen Marie Antoinette hielt, die sie der Volkswuth denuncierte, folgte er bloß

[1] Marie Antoinette an Josef II., 24. April 1788.

[2] Dieselbe an denselben, 16. Juli 1788.

[3] „Mémoires de Weber."

[4] „Mémoires de Mme Campan", p. 223, Anm.

dem vier Jahre vorher von hohen Gerichtsbeamten gegebenen Beispiele.

So brachte denn die Politik, deren sie sich trotz der Vorwürfe Maria Theresias, Mercys und Josefs II. so lange und gleichsam instinctiv erwehrt hatte, Marie Antoinette Unglück, sobald sie sich darauf einließ. Wieviel glücklicher wäre sie gewesen, wenn sie in ihrem Appartement geblieben, um zu spinnen, wie ihr einmal ein Musiker ihrer Kapelle groberweise sagte![1] Doch auf dem Wege, auf den die Nothwendigkeit sie gegen ihren Willen gedrängt hatte, gab es kein Zurückweichen.

Inzwischen wurde das dem Abbé Sabattier entschlüpfte und von d'Eprémesnil aufgefangene Wort vom ganzen Lande wiederholt. Die Generalstaaten!*[13] Dieses magische Wort schien für sich allein dem geschwächten und zerrissenen Frankreich Frieden, Reichthum und Ansehen zurückgeben zu sollen. Der oberste Rechnungshof erklärte seinerseits, er sei mehr als irgend jemand anderer berufen, die Generalstaaten zu verlangen, da er auf deren Betrieb geschaffen worden sei.[2] Die Versammlung des Clerus forderte deren Zusammenberufung in kurzer Frist und sagte zum Könige in ganz ungewöhnlicher Sprache: „Der Ruhm Eurer Majestät besteht nicht darin, König von Frankreich, sondern König der Franzosen zu sein.“ 3*[14]

Die Bewegung war so lebhaft und allgemein, dass Brienne glaubte, ihr nachgeben zu müssen. Ein Beschluss des Staatsrathes vom 5. Juli[4] kündigte die baldige Berufung der Generalstaaten an, aber ohne einen Zeitpunkt zu bestimmen; ein Beschluss vom 8. August setzte als solchen den 1. Mai 1789 fest.[5] Dieses Zugeständnis beruhigte die öffentliche Meinung nicht, die sich einstimmig gegen den Principalminister erhoben hatte; man ließ sich die Generalstaaten gefallen, aber man wollte sie nicht aus den Händen Briennes nehmen. Ein Beschluss vom 16. August, der bestimmte, dass die Staatszahlungen bis zum Ende des Jahres zur Hälfte in Barem, zur anderen Hälfte in Schatzscheinen erfolgen sollten, steigerte die Erbitterung aufs höchste; man sah hierin einen

[1] „Mémoires de Mme Campan“, p. 225.
[2] „Mémoires de Weber“, p. 112.
[3] Droz, „Histoire de Louis XVI“, II, 78.
[4] „Mémoires de Weber“, p. 145.
[5] Daselbst.

verkleideten Bankerott. Der Erzbischof wußte nicht mehr, wozu er sich entschließen sollte, bot aber, sich verzweifelt an die Macht anklammernd, Necker den Posten eines Generalcontrolors an. Mercy machte auf Ersuchen des Königs und der Königin den Vermittler in dieser Unterhandlung. Necker antwortete, wie die Königin vorausgesehen hatte,[1] er wäre ohne Macht und Mittel, wenn er sich einer Persönlichkeit zugesellte, „die in der öffentlichen Meinung leider verloren sei, und der man nichtsdestoweniger noch den größten Einfluß zuschreibe".[2] Er lehnte es ab, sein Geschick an das des Erzbischofs zu fesseln.

Was thun? Der König empfand noch immer den äußersten Widerwillen, Necker wieder zur Macht zu berufen; die Königin konnte sich nicht entschließen, Brienne zu opfern, betreffs dessen ihr die Augen noch nicht vollständig geöffnet waren.[3] Dennoch mußte es sein, sollte nicht jede Reform unmöglich und jede Empörung unwiderstehlich werden; die öffentliche Stimme wurde immer lauter und dringender. Die Königin ließ den Minister holen und erklärte ihm, obwohl dies ihre eigene Neigung sehr viel kostete, man müsse dem Sturme weichen. Brienne, habgierig wie immer, stemmte sich und erlangte für sich das Versprechen des Cardinalshutes,*[15] für seine Nichte die Stelle einer Palastdame.[4]

Tagsdarauf schrieb Marie Antoinette an Necker, um ihn zu bitten, in ihr Cabinet zu kommen;[5] hier schilderte sie ihm mit Wärme die Gefahren der Lage, die Verlegenheit des Königs und ihre eigene Traurigkeit und appellierte an seine Ergebenheit. Necker ließ sich ohne besondere Mühe durch die Beredsamkeit der Königin gewinnen, sobald er sicher war, allein Minister zu sein, und nahm einen Posten an, den er im Grunde genommen gar nicht ungerne innehatte.[6]

Einige Tage darauf zog sich der Siegelbewahrer Lamoignon, den die öffentliche Meinung ebenso wie Brienne verwünschte, zurück.

[1] Marie Antoinette an Mercy, 19. August 1788.

[2] Necker an Mercy, 21. August 1788.

[3] Marie Antoinette an Mercy, 17. August 1788.

[4] Dieselbe an denselben, 25. August 1788.

[5] Dieselbe an denselben, 25. August 1788.

[6] „Correspondance du comte de Mirabeau et du comte de la Marck", I, 53.

Die Freude war eine ungeheure und allgemeine. Als Necker aus dem Appartement der Königin trat, wurde er mit Jubel empfangen; die Gallerien des Schlosses, die Höfe und Straßen von Versailles wiederhallten von dem Rufe: „Es lebe der König! Es lebe Necker!“ Die Volksthümlichkeit des Herrschers belebte sich wieder in Verbindung mit jener des Ministers. Brienne und Lamoignon entlassen, Necker zurückberufen, alles schien gerettet; es war mehr als Freude, es war ein förmlicher Wahnsinn. Und da die Franzosen ihre Gefühle selten mit Maß und Ruhe kundgeben können, brachen Tumulte aus. Brienne und Lamoignon wurden am Fuße der Statue Heinrichs IV. im Bilde verbrannt. Es wurden Passanten festgenommen, Frauen beschimpft, Häuser geplündert, Blut vergossen; sonderbare und drohende Gestalten mischten sich unter die Menge. Das war nicht mehr der Ausdruck eines sich glücklich fühlenden Volkes, sondern die lärmende Kundgebung eines Pöbels, der seine Macht fühlt und zeigt.

Die Königin gab sich keiner Täuschung hin; sie allein vielleicht aus ihrer ganzen Umgebung theilte das allgemeine Vertrauen nicht und war von düsteren Ahnungen erfüllt. „Ich zittere,“ schrieb sie betrübt, „weil ich ihn — Necker — habe zurückrufen lassen. Es ist mein Los, Unglück zu bringen, und wenn höllische Umtriebe ihn wieder scheitern lassen, oder er die Autorität des Königs zum Weichen bringt, wird man mich noch mehr verwünschen.“ [1]

Die Königin hatte Recht. Necker war zwar ein geschickter Finanzmann, aber ein mittelmäßiger Politiker und daher nicht auf der Höhe der Aufgabe, die er übernommen hatte. Wäre es ihm etwa besser gelungen, die Gefahr zu beschwören, wenn er die Macht fünfzehn Monate früher übernommen hätte? Wie seine Tochter geschrieben, sagte er das; [2] es ist aber erlaubt, daran zu zweifeln. Necker mochte ein guter Generalcontrolor sein, aber er war unfähig, einen Premierminister abzugeben; er war ein Finanz-, aber kein Staatsmann. Nur immer um seine Popularität besorgt, suchte er eher nach dem, was gefallen, als was retten konnte. Ohne Gesammtüberblick, ohne festen Plan, ohne bestimmte Vorstellungen von der furchtbaren Frage, deren Lösung gebieterisch

[1] Marie Antoinette an Mercy, 25. August 1788.

[2] Frau v. Staël, „Considérations sur la Révolution française“, I, 128.

gefordert war, verstand er weder etwas vorauszusehen noch zu verhüten. Je mehr der König von seinen Prärogativen abzutreten entschlossen war, desto wichtiger war es, seine Autorität stark und unbestritten erscheinen zu lassen. Necker zeigte nie Initiative, Kraft in der Auffassung und Entschlossenheit im Handeln; statt die Bewegung zu leiten, begnügte er sich damit, ihr zu folgen. Dieser Arzt, der nach der Meinung Josefs II. Frankreich retten sollte,[1] hatte kein Heilmittel im Vorrath.

Brienne hatte in dem Edict, das die Generalstaaten zusagte, nicht allein die Municipalitäten und Gerichte, sondern auch alle Gelehrten und Gebildeten aufgefordert, über die Organisation und Abhaltung dieser großen Versammlung Untersuchungen anzustellen und ihm Gutachten abzugeben. Eine Flut von Broschüren erblickte das Tageslicht,[2] entwickelten die Ideen eines jeden, der nur eine Feder halten konnte, verkündeten die allerabstractesten Theorien und die seltsamsten Systeme mit vollkommener Missachtung der Geschichte und vollständiger Unkenntnis der Regierungsbedürfnisse, als ob Frankreich ein neuentdecktes Land wäre, wo man weder mit Überlieferungen noch mit Sitten und Gebräuchen zu rechnen brauchte. Das war keine Preßfreiheit, sondern Preßfrechheit. Der Graf d'Entraigues, der dann einer der feurigsten Agenten der Gegenrevolution sein sollte, griff in seiner „Denkschrift über die Generalstaaten" die Monarchie an, verherrlichte die Republik, stellte die Franzosen als eine Sclavenherde dar und schrieb folgenden Satz nieder, der eine Aufforderung zur Erhebung war: „Es gibt keine Art von Unordnung, die nicht der unheilvollen Ruhe, welche die absolute Macht schafft, vorzuziehen wäre."[3] Sieyès*[16] verkündete in einer berühmt gewordenen Broschüre, daſs der dritte Stand in Frankreich nichts sei und alles sein sollte*[17] — ein durch die Geschichte widerlegter Trugschluſs; denn der dritte Stand besaß immer und besaß noch eine bedeutende Stellung;[4] aber wie alle in eine einfache und täuschende Formel gekleideten Trugschlüsse, wurde auch dieser wie eine Offenbarung aufgenommen und drängte sich wie eine unbestreitbare Wahrheit auf.

[1] Der Prinz de Ligne an Josef II., Mai 1788.

[2] Graf Ferſen an seinen Vater, 10. December 1788.

[3] „Mémoires de Weber", p. 160 bis 163.

[4] „Les Bourgeois d'autrefois" von Babeau, Paris, Didot, 1886.

Alle möglichen Fragen wurden in Angriff genommen, alle Ideen gemustert, alle Hirngespinste fanden ihre Apostel. „Die Gährung der Geister ist allgemein," schreibt ein aufmerksamer Beobachter, „man spricht nur von Verfassung; besonders die Frauen mischen sich ein, und Sie kennen so wie ich den Einfluss, den sie in diesem Lande haben. Es ist eine wahre Tollhäuslerei; jedermann ist Verwaltungsfachmann und spricht vom Fortschritt; in den Vorzimmern beschäftigen sich die Lakaien mit der Lectüre der erschienenen Broschüren; täglich kommen deren zehn bis zwölf zum Vorschein, und ich begreife nicht, wie die Drucker den Anforderungen genügen können; es ist dies jetzt einmal Modesache, und Sie kennen gleich mir die Herrschaft, die diese ausübt."[1]

Mitten unter dieser Überflutung, die alles zu ertränken drohte, schwankte der gesunde Sinn unschlüssig hin und her und suchte nach einem Führer; er fand keinen. Necker war nicht minder unschlüssig und schwankend als das Publicum. Zwanzig verschiedene Fragen forderten rasche und richtige Lösung. Die Generalstaaten sollten zusammentreten, das war eine ausgemachte Sache. Aber wo sollten sie sich versammeln? Welches sollte ihre Zusammensetzung sein? Welche Fragen sollten ihnen vorgelegt werden? Welches sollten ihre Rechte, wie lange sollten sie beisammen sein? Konnte man sich bezüglich so wichtiger Punkte auf Schriftsteller ohne Beruf, auf Gesetzgeber ohne Erfahrung verlassen? War es nicht die erste Pflicht des Ministers, selbst mit Ruhe und Sorgfalt die Lage zu prüfen, sich mit erleuchteten Männern zu umgeben, die Wünsche der öffentlichen Meinung zu hören, ohne sich jedoch durch blinde Ungeduld hinreißen zu lassen, sich selbst über jeden Streitpunkt eine Überzeugung zu bilden und, sobald dies geschehen, einen energischen, unwiderruflichen Entschluss zu fassen, mit einem Worte, ein bestimmtes Ziel zu haben und auf dieses festen Schrittes zuzugehen? Necker verstand all dies nicht. Während des ganzen Restes des Jahres 1788 ließ er die Discussion sich fortspinnen, die Gemüther sich aufregen und die Köpfe sich erhitzen. Da er schließlich bei so vielen widersprechenden Ansichten nicht wusste, wozu er sich entschließen sollte, kam er trotz der traurigen Erfahrung, die man soeben damit gemacht, auf den sonderbaren Ein-

[1] Fersen an seinen Vater, 10. December 1788.

fall, neuerdings die Notabeln zu berufen, um ihnen alle diese Fragen vorzulegen. Das hieß gestehen, daſs er selbst keinerlei Plan und, was schlimmer ist, keinen Willen hatte. Wie das erstemal, giengen die Notabeln auseinander, nachdem sie die Verwirrung vermehrt hatten.

Man muſste indessen zu einem Entschlusse kommen, und der erste zu ordnende Punkt betraf die Stadt, wo sich die Generalstaaten versammeln sollten. Necker schlug Paris[1] oder Versailles vor, das nicht weniger Unzukömmlichkeiten als Paris bot; die Königin hatte eine vierzig bis fünfzig Wegstunden von der Hauptstadt entfernte Stadt, etwa Orléans, Tours oder selbst Reims, Lyon, Bordeaux gewollt. Sie fühlte, wie viel daran lag, daſs eine derartige Versammlung, um frei zu sein, von einem Agitations- und Revolutionscentrum, wie Paris, das zur Empörung immer bereit und immer geneigt war, seinen Willen einer zahlreichen und gerade deshalb leicht zu beeinflussenden Versammlung mit Gewalt aufzudrängen, entfernt sei. Doch Necker machte die Auslagen geltend, die eine Verlegung des Hofes verursachen würde, und seine Meinung überwog. Um den Generalstaaten näher zu sein, entschied der König, sie sollten zu Versailles gehalten werden.

Doch eine wichtigere Frage, welche die öffentliche Meinung weit stärker in Anspruch nahm, war zu lösen: die Vertretung des dritten Standes. Sollte diese noch einmal so stark sein als die der beiden anderen Stände? Als das Parlament das Einberufungsedict der Generalstaaten registrierte, fügte es die Clausel bei, daſs dieselben mit allen im Jahre 1614 beobachteten Förmlichkeiten abgehalten werden würden.*[18] Doch seit 1614 hatten sich die Dinge sehr verändert. Die Bedeutung der beiden ersten Stände war gesunken, jene des dritten Standes hingegen war ausnehmend gestiegen. Schon kam in den Provinzialversammlungen die Zahl der Deputierten des dritten Standes jener des Clerus und des Adels gleich. Die meisten Publicisten verlangten für die Generalstaaten dasselbe Verhältnis, wie für die Provinzialversammlungen, und obige Erklärung des Parlaments entzog dieser großen Körperschaft sofort die Popularität, die ihr der oft factiöse Widerstand gegen die königliche Autorität eingetragen hatte. Am 27. December 1788

[1] Sénac de Meilhan, „Du gouvernement, des mœurs et des conditions en France avant la Révolution“, p. 190.

traf die Regierung ihre Entscheidung. Marie Antoinette wohnte dem Staatsrathe bei; es wurde die doppelte Vertretung des dritten Standes beschlossen. Der König aus Gerechtigkeitssinn, die Königin aus demselben Grunde, aber auch aus etwas Misstrauen gegen die beiden ersten Stände, deren Opposition während der beiden letzten Jahre der Regierung mehr als einmal soviele Schwierigkeiten bereitet hatte, und Necker aus Popularitätssucht waren in dieser Entscheidung einig, aber Necker maß sich das ganze Verdienst daran bei. Durch eine seltsame Außerachtlassung der Schicklichkeit wurde ein Act von solcher Wichtigkeit ohne weitere Einleitung veröffentlicht; man beschränkte sich darauf zu sagen, der König habe nach Durchsicht des Berichtes seines Finanzministers dessen Princip sich angeeignet. Necker kam so in den Augen des Publicums das ganze Verdienst dieser populären Maßregel zugute; der Monarch war in den Hintergrund gedrängt, um nur den allmächtigen Minister in seinem ganzen Glanze schauen zu lassen — eine sonderbare Manier, in den Augen der Bevölkerung die Majestät und Autorität des Thrones zu erhöhen. Doch Necker horchte nur auf seine maßlose Eitelkeit, die in den Augen der Massen und in seinen eigenen seine thatsächliche Unzulänglichkeit verschleierte. Nach dem Ausdrucke eines von den Geschichtschreibern, die am besten und unparteiischesten das damalige Verhalten des Genfer Financiers beurtheilt haben, „spielte er die Rolle des Königs, aus Unfähigkeit, die Persönlichkeit des Ministers auszufüllen".[1]

Eine weitere Frage von hauptsächlicher Bedeutung, ob Abstimmung nach Ständen oder nach Köpfen, wurde der Entscheidung der Generalstaaten überlassen, die so infolge verhängnisvoller Sorglosigkeit oder mangels jeder Voraussicht betraut wurden, sich selbst eine Geschäftsordnung zu entwerfen.

Der Adel war auf die Königin schlecht zu sprechen wegen ihrer bei dieser Gelegenheit beobachteten Haltung; es lag schon einmal in ihrem Geschick, dass man sie für alles verantwortlich machte. Die Prinzen von Geblüt ließen dem Könige durch den Grafen von Artois eine Denkschrift gegen die Verdoppelung des dritten Standes überreichen, und der Prinz machte seiner Schwä-

[1] „Histoire du règne de Louis XVI" von Droz, p. 128.

gerin die lebhaftesten Vorstellungen wegen ihrer Vorliebe für den dritten Stand und über die Nothwendigkeit, den Adel zu stützen. Die Königin hörte ihn an, ohne ihn zu unterbrechen, änderte aber ihre Gesinnungen nicht.[1] Das war das Signal zu einer Erkaltung ihrer Beziehung zu ihrem Schwager, die sich schon seit einiger Zeit vorbereitete[2] und in den folgenden Jahren immer mehr zunahm. Die Polignac nahmen Partei für den Grafen von Artois, und die schon sehr gelockerten Freundschaftsbande giengen gleich den Familienbanden ihrer Auflösung entgegen.[3]

Ja leider, schon seit langem fand die unglückliche Frau nur mehr Feinde in der königlichen Familie, und die erbittertsten standen auf den Stufen des Thrones. Als kalter und berechnender Geist war der Graf von Provence Marie Antoinette stets verdächtig vorgekommen. Aus Politik hatte er zu wiederholtenmalen sich ihr zu nähern gesucht.[4] Er hatte ihr einmal in seinem Hause zu Brunoy ein glänzendes Fest mit den sinnreichsten und geschmackvollsten Vergnügungen gegeben.[5] Er begleitete sie auf die Opernbälle, verfasste sogar ihr zu Ehren Verse und beeilte sich, als er einst einen Fächer zerbrochen hatte, auf den die Königin großen Wert legte, ihr einen anderen sammt einer äußerst artigen vierzeiligen Strophe zu senden.*[19]

Doch diese Vertraulichkeit war nur scheinbar und von seiner Seite reine Berechnung. Ehrgeizig und begierig, eine Rolle zu spielen, geschickt und vornehm, sich zudem Ludwig XVI. überlegen fühlend, betrachtete er es als einen Irrthum und fast als eine Beleidigung seitens der Natur, dass er nicht der Erstgeborne war. „Sein Schmerz," schrieb die Königin, „ist sein ganzes Leben lang gewesen, nicht als Herrscher geboren zu sein."[6] Während der Reise, die er 1787 nach dem Süden von Frankreich unternahm, entwickelte er königlichen Pomp und Aufwand und geberdete sich fast als Prätendent, als ob er den König in Schatten stellen und

[1] „Souvenirs d'émigration" von Marquise de Lâge, p. LXXIII.

[2] „Revue de la Révolution", December 1886, p. 166.

[3] „Mémoires de Mme Campan", p. 227.

[4] Marie Antoinette an Maria Theresia, 15. December 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 404.

[5] Mercy an Maria Theresia, 18. October 1776. — Daselbst, II, 503.

[6] Marie Antoinette an die Prinzessin de Lamballe, Juli 1791.

zum Nachtheile des Herrschers die Blicke und die Zuneigung des Volkes auf sich zu ziehen suchte. „Wofern nicht Herr v. Maurepas ein gebratener Apfel ist," drückte sich energisch Josef II. aus, „begreift man nicht, wie er solche Dinge dulden kann."[1] Der Einfluss der Königin hatte ihren Schwager nach dessen Meinung „niedergeschmettert".[2] Er beschuldigte sie, seinen Eintritt in den Staatsrath verhindert zu haben, und verzieh ihr dies nicht.[3] Noch weniger verzieh er ihr ihre späte Mutterschaft, die ihm den Zutritt zum Throne versperrte, als er sich diesen schon ganz gesichert glaubte. Öffentlich und ins Angesicht zeigte er ihr eine gute Miene, hinterm Rücken zersetzte er sie: Kritiken, Spott, Epigramme, Verleumdungen, üble Nachreden, kleine Gedichte und Broschüren, nichts sparte er; sein Palais Luxembourg, durch seine Privilegien gegen polizeiliche Nachforschungen gesichert, wurde der Stapelplatz der Schmäh- und Flugschriften, die Paris und Versailles überschwemmten.[4] In den Streitigkeiten des Ministeriums mit dem Parlament erklärte sich der Prinz laut für das Parlament, indem er sich in der Opposition gegen den Hof und auf Kosten der Autorität des Königs den Ruf des Liberalismus zu erwerben und mit seiner Popularität die Unpopularität seiner Schwägerin und die Bedeutungslosigkeit seines Bruders zu überwinden suchte. Der Staatsmann war bei ihm erst im Keime vorhanden; um ihn zur Reife zu bringen, bedurfte es der harten Probe der Verbannung.*[20]

Auch die Gräfin von Provence,[5] ein mittelmäßiger Geist und falscher Charakter,[6] war der Königin so wenig geneigt wie ihr Gatte. Die beiden Schwägerinnen lebten zuerst nebeneinander anständig, aber kühl, ohne Zwist, aber auch ohne gegenseitiges Vertrauen; nachdem bald darauf das Misstrauen sich eingestellt hatte, fand kein offener Bruch statt, aber es gab einen stillen Krieg. An und für sich war die Prinzessin der Königin nicht besonders ge-

[1] Mercy an Maria Theresia, 15. Juli 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 97.

[2] Derselbe an dieselbe, 15. November 1775. — Daselbst, II, 399.

[3] Derselbe an dieselbe, 15. August 1774. — Daselbst, II, 217.

[4] „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la République des lettres", XXXVI.

[5] Marie Antoinette an Maria Theresia, 16. Juli 1775. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 352.

[6] Mercy an Maria Theresia, 15. Juli 1780. — Daselbst, III, 447.

fährlich; war sie doch am Hofe ohne Ansehen,[1] ohne Einfluss auf ihren Gemahl, der sie vernachlässigte, um Fräulein Balbi seine Gunst zuzuwenden.[2] Schlecht gelitten beim Könige,[3] wenig beliebt bei ihrer Umgebung, ließ sie es oft an Takt fehlen und lebte abseits, sich fast ausschließlich mit ihrem Meierhof und ihrer Küche beschäftigend;[4] allein es war eben um eine Stimme mehr in dem unharmonischen Concert von Anschuldigungen und Hetzereien, das die Königin umtobte.

Der heitere, lebhafte, wohlgebaute und vergnügungssüchtige Graf von Artois war lange Zeit ein vertrauter Gesellschafter Marie Antoinettes gewesen. Er war der Hauptveranstalter ihrer Vergnügungen, der Stammgast in Trianon, der Liebling der Gesellschaft Polignac. Aus diesem Grunde gehört er zu denjenigen, welche die Geschichte mit einem schweren Theile der Verantwortung belasten muss für den Geschmack an Zerstreuungen und Nichtigkeiten, der die Königin einige Zeit hindurch fortriss; die Pferderennen, das Spiel, die Bälle, alle Unterhaltungen und Genüsse, deren Unzukömmlichkeiten wir oben hervorgehoben haben, hatten fast stets den Grafen von Artois zum Anstifter. Dieses Zusammengehen bei den Belustigungen hatte nicht wenig dazu beigetragen, auf die Königin, die indessen nur eine mittelmäßige Neigung zu diesem ihrem Schwager hatte,[5] einen Theil der Unpopularität zu werfen, die an einem zwar liebenswürdigen, aber übermüthigen, hochfahrenden, verschwenderischen und die öffentliche Meinung verachtenden Prinzen haftete. Alter, Überlegung, Erfahrung, die reineren Freuden und ernsteren Sorgen der Mutterschaft hatten eine Freundschaft herabgestimmt, die im Grunde nur auf dem Bedürfnis nach Zerstreuungen und der Furcht vor Langweile beruhte.[6] Die Opposition des Grafen von Artois gegen Neckers Reformen,[7] seine Unterstützung Calonnes, sein Antheil an dem Sturze Briennes,

[1] Mercy an Maria Thersia, 15. Juli 1780. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 447.

[2] Daselbst p. 447 u. 457.

[3] Derselbe an dieselbe, 16. August 1780. — Daselbst, III, 457.

[4] „Souvenirs d'un page", p. 58.

[5] Mercy an Maria Thersia, 17. October 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", III, 123.

[6] Derselbe an dieselbe, 29. Mai 1778. — Daselbst, III, 208.

[7] Derselbe an dieselbe, 17. April 1780. — Daselbst, III, 422.

die Denkschrift, die er über die Verdoppelung der Vertreter des dritten Standes dem Könige überreicht hatte, trennten ihn vollends von seiner Schwägerin. Die Vergnügungssucht hatte sie auf einige Zeit mit einander in Verbindung gebracht, die Sorge um ernstere Dinge trennte sie, die Politik entzweite sie und sollte sie noch mehr entzweien.

Über die gute, sanfte, aber durchaus bedeutungslose Gräfin von Artois haben wir nichts zu sagen. Niemand am Hofe beschäftigte sich mit ihr, und ihr Gatte weniger als irgend jemand. Früher hatten ihr ihre wiederholten Niederkünfte gegenüber der Unfruchtbarkeit der Königin und der Gräfin von Provence eine gewisse Bedeutung verliehen. Die Geburt des Dauphin verdunkelte sie neuerdings vollständig. „Diese arme Prinzessin musste dem Tode nahekommen, damit man sich mit ihr befasste," schrieb Frau von Bombelles zu einer Zeit, als die Gräfin sich im höchsten Stadium eines bösartigen Fiebers befand.[1] Das war auch die Meinung des Hofes und des Publicums, und wäre die Prinzessin damals der Krankheit erlegen, so wäre das wahrscheinlich ihre Grabrede gewesen.

Die einzige von ihren Schwägerinnen, für die Marie Antoinette wirkliche Sympathie hegte, war Madame Elisabeth. Ihr aufgeweckter Geist, ihr entschiedener Charakter, ihre natürliche Anmuth und feine Empfänglichkeit lehrten die Königin sie schätzen. „Ich fürchte," schrieb sie an ihre Mutter, „dass ich mich zu sehr an sie hänge."[2] Die Jahre hatten die Anhänglichkeit nur verstärkt, indem sie die fast instinctive Zuneigung, die ein liebenswürdiges Kind einflößt, durch die mehr überlegte Zuneigung ablösten, die aus der Achtung vor wirklichen inneren Vorzügen entsteht. Die Vorliebe der jungen Prinzessin für ein ruhiges Leben und für die Freuden der Freundschaft, ihr Widerwille gegen Glanz und Repräsentation hatten vielleicht auch beigetragen, die Freundschaft der Königin, welche diese Neigungen und Abneigungen theilte, zu erhöhen. Wenn Marie Antoinette nach Trianon gieng, nahm sie stets ihre junge Schwägerin mit[3] und erwies ihr dort die zärtlichste

[1] Die Marquise de Bombelles an den Marquis de Bombelles, 27. December 1781.

[2] Marie Antoinette an Maria Theresia, 15. September 1778. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 374.

[3] Briefe der Marquise de Bombelles vom 23. Juni und 14. Juli 1781.

Aufmerksamkeit, bereitete ihr die reizendsten Überraschungen,[1] ließ sie an ihren Vergnügungen theilnehmen, eine Rolle in „Die unvorhergesehene Wette“ spielen,[2] führte sie nach St. Cyr, Rambouillet, La Muette,[3] Bellevue,[4] St. Cloud,[5] auf die Jagd, ins Theater,[6] machte sie zur Theilnehmerin an ihren Sorgen und Bekümmernissen, und nahm ihre Hilfe bei der Pflege ihrer kranken Kinder in Anspruch.[7] Während einiger Zeit, namentlich 1781, mochte man meinen, die beiden Schwägerinnen seien unzertrennlich. Die Königin wollte, dass Madame Elisabeth auch ein eigenes Haus habe. Sie ließ durch den König in Montreuil das Wohnhaus des Prinzen Guéménée kaufen und führte eines Tages, ohne etwas zu sagen, ihre Schwägerin dahin. „Du bist hier zuhause,“ sagte sie dann zu ihr, „das soll dein Trianon sein. Der König macht sich ein Vergnügen daraus, es dir anzubieten, und hat mir das Vergnügen überlassen, es dir zu sagen.“

Sonderbarerweise war die Zuneigung keine vollständig gegenseitige; während die Königin sich mit voller Seele hingab, war dies bei Madame Elisabeth nicht der Fall, vielmehr beobachtete letztere gegenüber Marie Antoinette eine gewisse Zurückhaltung, die einem Misstrauen ähnlich sah, und ließ sich in einem Briefe die Äußerung entschlüpfen: „Unsere Meinungen gehen auseinander, sie ist Österreicherin, ich eine Bourbonin.“[8] Es bedurfte der Schule des Unglückes, um ihr die Augen zu öffnen und ihr die Königin in ihrem wahren Lichte zu zeigen. Dann begriff sie ihren Wert und machte sich einen Vorwurf daraus, sie früher misskannt zu haben; die zaudernde Freundin von Trianon wurde zur ergebenen Gefährtin im Temple.

Österreicherin! Dieses Wort allein verräth die Quelle der Voreingenommenheit, die während einiger Zeit die Gefühle Madame Elisabeths gegen die Königin erkalten ließen. Zwischen die

[1] Madame Elisabeth an Frau v. Bombelles, 25. Juni 1787.

[2] „Histoire de Mme Elisabeth“ von Beauchesne, I, 261.

[3] Die Marquise de Bombelles an den Marquis de Bombelles, 8. September 1781.

[4] Dieselbe an denselben, 9. September 1781.

[5] Dieselbe an denselben, 9. September 1781.

[6] Dieselbe an denselben, 31. August 1781.

[7] Dieselbe an denselben, 12. December 1781.

[8] „Histoire de Mme Elisabeth“ von Beauchesne, I, 257.

beiden Schwägerinnen, die für einander wie geschaffen waren, hatte sich, wie ein böser Geist, der unselige Einfluss Madame Adelaidens gedrängt. Wie im Anfang der Regierung Ludwigs XVI., so bewahrte die alte Prinzessin in den letzten Tagen der Monarchie gegen die ohnehin unglückliche Königin das hartnäckige Übelwollen, womit sie dieselbe als Dauphine und als umschmeichelte Herrscherin verfolgt hatte. Aus ihrer Zurückgezogenheit in Bellevue nicht herauskommend, durch Alter und Vereinsamung verbittert, nahm sie mit boshafter Freude alle Anwürfe gegen Marie Antoinette auf, Flugschriften, Satiren, Complote, zweideutige Anekdoten, die man ihr eifrig zutrug, indem man sicher war, ihr so den Hof zu machen. Champcenetz und Marquis de Louvois waren die Hauslieferanten dieser ehrbaren Gesellschaft. Und von da giengen Flugschriften, Lieder und Anekdoten, revidiert, corrigiert und commentiert, wieder aus, um den Hof zu belustigen, die Stadt zu scandalisieren, die öffentliche Meinung aufzuhetzen und, womöglich, den König gegen seine Frau einzunehmen. Madame Adelaide wagte sogar eines Tages, am 12. Juli 1778, ihren Neffen zu besuchen und vor ihm mit beißender Leidenschaftlichkeit ihre Beschwerden gegen die Königin auszukramen; das Complot scheiterte trotz der Unterstützung, die ihm, aus ihrer Zurückgezogenheit in St. Denys her, Madame Louise geliehen hatte,[1*21] und der König bat seine Tante trockenen Tones, Bellevue nicht mehr zu verlassen. Aber selbstverständlich beruhigte dieser Misserfolg die grollende alte Jungfer nicht; während der letzten Zeit der Monarchie blieb Bellevue, das die Prinzessinnen-Tanten einer zarten Zuvorkommenheit ihrer königlichen Schwägerin verdankten,[2] der Herd aller Umtriebe gegen Marie Antoinette.

In Bellevue holte sich der Prinz von Condé seine Inspirationen, bevor er Madame Adelaide begleitete, als sie sich aufmachte, um die Königin bei ihrem Gemahl zu denuncieren;[3] ebenso ließ er sich in Bellevue in seinem Hasse gegen die Souveränin immer wieder bestärken. Er war zwar ein tapferer Kriegsmann, prachtliebend aus Geschmack und Familienüberlieferung, aber ein beschränkter Geist, ein jähzorniger und gewaltthätiger Charakter, dazu

[1] A. de Barthélemy, „Mesdames de France", p. 364.
[2] Daselbst p. 363.
[3] Daselbst p. 364.

ein sehr schlechter Familienvater und in seinen Leidenschaften wie in seinen Feindschaften kein Maß kennend. Der alten französischen Politik blindlings anhängend, verzieh er Marie Antoinette ihren österreichischen Ursprung nicht, und noch weniger, dass sie sich seiner Ernennung zum Großmeister der Artillerie widersetzt[1] und sich geweigert hatte, seine Freundin, Frau v. Monaco, vor ihr erscheinen zu lassen, indem sie erklärte, sie wolle nicht von ihren Männern geschiedene Frauen empfangen.[2] Der Process des Cardinals Rohan lieferte seiner Gegnerschaft einen neuen Vorwand, und von diesem Zeitpunkte an trat der Prinz in die Reihe der erbittertsten Feinde der Königin.

Sein Sohn, der Herzog von Bourbon,*[22] hatte keine persönliche Beschwerde gegen Marie Antoinette; bei seiner Duellgeschichte mit dem Grafen von Artois, die soviel Lärm machte, zeigte die Königin keine Parteilichkeit; aber der so rasch untreu gewordene „fünfzehnjährige Liebhaber" vergaß seine beständigen Zwistigkeiten mit seinem Vater, um dessen Voreingenommenheit zu theilen.

Der Schwager des Herzogs von Bourbon, der Herzog von Orléans, am Hofe und beim Publicum verhasst, konnte bei letzterem nur dadurch einige Gunst gewinnen, dass er sich für einen Feind der Königin erklärte. Was hatte ihn dazu geführt? War es getäuschter Ehrgeiz, verletzte Eitelkeit, Größenwahn? Vielleicht von alledem etwas. Man wollte in ihm einen beharrlichen und geschickten Verschwörer sehen, der sich durch dunkle Manöver dem Throne zudrängte; das ist ein Irrthum. Der Herzog von Orléans hatte nichts an sich, was zu einem Parteihaupte gehörte; einerseits von edler Haltung, distinguiertem Benehmen, mitten unter groben Ausschreitungen ein einnehmendes Äußeres und elegante Toilette bewahrend,[3] war er andererseits leichtfertig, ein schwacher Charakter, frivol, unfähig zu ständiger Aufmerksamkeit in ernsten Dingen, bis zum Übermaß faul und lässig.[4] Sein ausschweifendes Leben, von dem die Eiterblattern in seinem Gesichte nur zusehr Zeugnis ab-

[1] Mercy an Maria Thereſia, 19. Februar 1774. — „Correspondance secrète du comte de Mercy", II, 111.

[2] „Correspondance secrète de Métra."

[3] „Souvenirs d'un page", p. 79.

[4] „Correspondance du comte de Mirabeau et du comte de la Marck", I, 68.

legten, seine Untreue gegen seine Frau, die heiligmäßige Tochter des Herzogs von Penthièvre,[1] seine Orgien in Monceaux, sein cynischer Ton raubten ihm alles Ansehen. Aber sein Titel als erster Prinz von Geblüt und sein ungeheures Vermögen machten ihn zu einem gefährlichen Werkzeuge in den Händen geschickter Intriguanten. Als er noch nicht Herzog von Chartres war, machte er der Königin den Hof, gab für sie Bälle im Palais-Royal,[2] veranstaltete ihr zu Ehren mit dem Grafen von Artois, der damals sein Genosse war, Pferderennen und erschien beständig im Salon seiner Schwägerin, der Prinzessin de Lamballe, Favoritin der Königin. Diese protegierte ihren jungen Vetter in auffälliger Weise, erlangte für ihn die Gouverneurstelle von Poitou,[3] ließ ihn zwei Jahre darauf zum Generaloberſten der Husaren ernennen, und betrieb diese Ernennung mit einer Wärme, die das damals gegen den Prinzen stark misgestimmte Publicum wenig befriedigte.[4]

Es war kurz nach der Seeschlacht bei Ouessant; das Verhalten des Herzogs von Chartres bei dieser Affaire hatte zu lebhaften Anschuldigungen und zu misslichen Verdächtigungen Anlass gegeben; heutzutage, wo man dieses Verhalten mit mehr Sachkenntnis und weniger Leidenschaft beurtheilen kann, kann die Tapferkeit des Prinzen nicht in Zweifel gezogen werden, während seine seemännische Tüchtigkeit weniger feststeht.[5] Die Königin suchte demnach, ihn auf ehrenvolle Weise aus dem Seedienste zu ziehen;[6] das wollte aber der Herzog nicht, der auf die Stelle eines Generaladmirals Anspruch machte. Unzufrieden mit dem ihm verliehenen neuen Titel, schon zur Zeit des Aufenthaltes des Erzherzogs Maximilian in seinen Ansprüchen als Prinz von Geblüt verletzt, entfernte er sich vom Hofe und neigte der der Königin feindlichen Cabale zu. Rächte sich diese für eine sowenig gerechtfertigte Empfindlichkeit, indem sie Gefallen fand an einigen der beißenden Spöttereien, zu denen das Benehmen des Chefs der „blauen Escadre“ Ver-

[1] Ludwig XV. hatte sich vergeblich gegen diese Ehe erklärt.

[2] Mercy an Maria Theresia, 28. Februar 1776, 15. und 19. Februar 1777. — „Correspondance secrète du comte de Mercy“, II, 427, III, 19 u. 25.

[3] Derselbe an dieselbe, 17. August 1776. — Daselbst, II, 476.

[4] Derselbe an dieselbe, 17. November 1778. — Daselbst, III, 264.

[5] Chevallier, „Histoire de la marine française“.

[6] Die Königin hatte ganz eigens für ihn das Amt eines Generaloberſten der Husaren und leichten Truppen errichten lassen.

anlassung gab? Die Chronisten der Zeit behaupten es, und die Sache hat nichts Unwahrscheinliches. Trotz ihres überaus großen Wohlwollens konnte Marie Antoinette nicht immer der Versuchung widerstehen, ein Bonmot vorzubringen oder anzuhören. Es wurde denn ein Kampf geführt mittelst geheimer Umtriebe und hinterlistiger Manöver seitens des Prinzen, mittelst pikanter Späße seitens der Königin, ein Kampf, der anfangs ungefährlich schien — denn welche Gefahr sollte von einem Manne zu besorgen sein, den seine Sitten so verrufen machten, und dessen kriegerische Thaten und industrielle Unternehmungen Paris und der Hof ins Lächerliche zogen? — aber nur bis zu dem Tage, wo der Herzog, erbost über einen Witz über seine mehr kaufmännischen als prinzlichen Anlagen, erbittert über das Scheitern der von ihm geträumten Ehe seines Sohnes mit der erstgebornen Königstochter, zudem aufgereizt durch die würdigen Genossen seiner Vergnügungen, wie Laclos, Lauzun, Sillery, plötzlich vor vollem Parlamente seiner Wuth Luft machte; als am 19. November 1787 der König eine feierliche Sitzung hielt, um die Registrierung einer Anleihe von 400 Millionen zu verlangen, rief der Herzog von Orléans: „Diese Registrierung ist ungesetzlich!“ Dieser heftige, mehr auf fremden Einfluss als auf eigene Initiative zurückzuführende Ausfall trug ihm die Ungnade des Königs ein, der umsomehr aufgebracht war, als er ihm soeben eine sehr lebhaft gewünschte Erlaubnis ertheilt hatte;[1] als Ersatz gewann er die Gunst des anfangs über diesen Verstoß etwas erstaunten Publicums[2] und die Gnade Madame Adelaidens. Die „sittenstrenge“ und „fromme“ Prinzessin nahm offen Partei für den freigeisterischen Prinzen, der den Namen der Orléans und das Vermögen der Penthièvre in den Dienst ihres altjungferlichen Grolles stellte.[3]

Nach Villers-Cotteret verbannt, hielt der Herzog nicht mit großer Standhaftigkeit an seiner Rolle als Parteichef fest; er besaß die Verwegenheit dazu, aber nicht den Muth. Nach einigen Monaten ließ er, seines Exils müde, seine Vergnügungen in Monceau vermissend und sich nach Frau v. Buffons Wiedersehen sehnend, die

[1] „Correspondance secrète inédite sur Louis XVI, Marie-Antoinette, la Cour et la ville“ von 1777 bis 1792, II, 204.

[2] Daselbst, II, 203.

[3] Daselbst, II, 204.

Königin um ihre Verwendung bitten, um die Ermächtigung zur Rückkehr nach Paris oder wenigstens in dessen Nähe zu erlangen. Trotz der hochernsten Zeitumstände und trotz ihres Widerstrebens gab die stets zur Milde geneigte Königin den Bitten ihrer Freundin, Frau v. Lamballe, nach;[1] der Herzog erhielt die Erlaubnis, sich in seinem Schlosse Raincy niederzulassen, und fügte so zu seinen alten Beschwerden gegen Marie Antoinette noch die neue, ihr Dank schuldig zu sein. Die Opposition gegen den Hof und die Feinde der Königin hatten von nun an ihren ausdrücklich als solchen auftretenden Chef, und dieser Chef war der erste Prinz von Geblüt.

Eine entzweite königliche Familie, ein gutgesinnter, aber schwacher, unentschlossener, entmuthigter König, eine tüchtige, aber unerfahrene, dem Volkshasse anheimgefallene Königin, ein selbstgenügsamer, plan- und richtungsloser Minister, eine fieberhaft erregte, durch ihre unbedachten Hoffnungen wie durch ihr ungerechtes Misstrauen gleich gefährliche öffentliche Meinung, ein erschöpfter Schatz, eine übelwollende Hauptstadt, seit den letzten Erschütterungen noch kaum beruhigte Provinzen, eine Armee, in die die Keime der Auflösung drangen, überall Angriffsmittel, nirgends Vertheidigungsmittel; und als ob die Natur selbst sich mit den Menschen verschwören wollte, ein schlechter Sommer mit folgendem schrecklichen Winter, gefrorene Flüsse, schneeverwehte Straßen, wodurch die Verproviantierung von Paris erschwert wurde, wegen Wassermangel stillstehende Mühlen, Theuerung und Hungersnoth, wodurch alle Intriguen erleichtert, jeder Art von Unzufriedenheit ein schöner Vorwand geliefert ward: das war die Lage Frankreichs beim Beginne der furchtbarsten Krisis, die es in seiner Geschichte durchzumachen hatte.

[1] „Mémoires de Besenval", p. 323.

# Anmerkungen zum ersten Bande.

## Erstes Capitel.

*1 Jean de Racine, geboren zu Laferté-Milon bei Paris 16. December 1639, gestorben zu Paris 1699, mit Molière und Corneille der dritte im Bunde als Pfleger der dramatischen Muse. Er trug auf seine Art redlich bei zur Verherrlichung des Zeitalters des Roi Soleil, kann aber im Vergleiche zu Corneille kaum der „Große" genannt werden.

*2 Bekanntlich war mit Kaiser Karl VI. das Haus Habsburg im Mannesstamme erloschen, und übernahm des verstorbenen Kaisers Tochter Maria Theresia (geboren 1717) 1740 gemäß der pragmatischen Sanction die Regierung der österreichischen Erbländer. Durch die Vermählung Maria Theresias mit dem Herzoge Franz Stephan von Lothringen (geboren 1708, gestorben 1765), der sodann unter dem Namen Franz I. zum römisch-deutschen Kaiser erwählt ward, kam das Haus Lothringen in Österreich zur Regierung, das man, weil von weiblicher Seite vom Hause Habsburg abstammend, Habsburg-Lothringen nennt. — Maria Theresia gebar ihrem Gemahle fünf Söhne und elf Töchter. Die Söhne waren: die nachmaligen Kaiser Josef II. und Leopold II. und die Erzherzoge Karl, Ferdinand und Maximilian. Da Josef kinderlos war, Karl kaum sechzehn Jahre alt starb und Maximilian sich dem geistlichen Stande zuwandte, so ruhte die Fortpflanzung des Hauses auf Kaiser Leopold und Erzherzog Ferdinand. Letzterer ist Gründer der mit Herzog Franz V. von Modena 1875 im Mannesstamme erloschenen Linie Österreich Este, während die Hauptlinie von Leopold stammt. Von den elf Töchtern Maria Theresias starben drei im frühesten Kindesalter, zwei (Johanna Gabriela und Maria Josefa) im Mädchenalter, Maria Anna (von der später noch die Rede sein wird) und Maria Elisabeth waren Äbtissinnen von Damenstiften; verheiratet waren außer Marie Antoinette deren ältere Schwestern: Maria Christina (geboren 1742, gestorben 1798, ihr berühmtes Grabdenkmal bei St. Augustin in Wien) mit dem Herzoge von Sachsen-Teschen, Maria Amalia (geboren 1746, gestorben 1804) mit dem Herzoge Ferdinand I. von Parma und Maria Karolina (geboren 1752, gestorben 1814) mit Ferdinand I., König beider Sicilien; ähnlich wie Marie Antoinette war auch Königin Maria Karolina Gegenstand vielfacher Anfeindungen und Verleumdungen, und es ist eines von den vielen Verdiensten unseres vaterländischen Historikers Freiherrn von Helfert, ihr in einem eigenen Buche gerecht geworden zu sein.

*3 Pietro Antonio Domenico Bonaventura Metastasio (geboren 1698 zu Assisi, gestorben 1782 zu Wien) hieß eigentlich Trapassi, sein väterlicher

Gönner und Wohlthäter, der Rechtsgelehrte Gravina, überſetzte aber ſeinen Namen ins Griechiſche (vergleiche μετάστασις). Metaſtaſio gilt als Meiſter in der dramatiſch-lyriſchen Gattung. Der Wert ſeiner Schöpfungen liegt hauptſächlich auf der muſikaliſchen Seite und in der großen Reinheit und Anmuth ihrer Sprache; ihr poetiſcher Gehalt iſt nicht ſehr groß. Die äußere Stellung Metaſtaſios brachte es mit ſich, daſs er in jeder Beziehung ein Hofdichter wurde. Am beſten hat ihn wohl unſer großer Romaniſt, Profeſſor Muſſafia, gewürdigt in ſeiner Jubiläumsſchrift „Pietro Metastasio“ (Wien 1782).

Die Berufung Metaſtaſios nach Wien erfolgte auf Empfehlung Apoſtolo Zenos (1668 bis 1750), der ſchon ſeit 1705 im Dienſte Kaiſer Karls VI. ſtand. Nicht ohne Intereſſe iſt der die Berufung zum Gegenſtande habende Briefwechſel. Prinz Pius von Savoyen ſchreibt am 31. Auguſt 1729 an Metaſtaſio einen für dieſen ſehr ehrenvollen Brief, worin er ihm die Abſicht des Kaiſers, ihn auf Herrn v. Zenos Empfehlung hin in ſeinen Dienſt zu nehmen, mittheilt und ihn auffordert, das von ihm gewünſchte jährliche fixe Honorar anzugeben, „denn bezüglich des Reſtes (der außerordentlichen Gratificationen) wird es keinerlei Schwierigkeit (svario) geben.“ — Metaſtaſio nimmt in ſeiner Antwort vom 28. October 1729 (des Prinzen Schreiben war ihm erſt am 27. October zugekommen) das kaiſerliche Anerbieten an, wenn auch „die kurze Zeit, innerhalb der ich genöthigt bin zu antworten, nicht genügt, um mich von der Überraſchung zu erholen, welche die Beehrung mit den kaiſerlichen Befehlen nothwendig hervorrufen muſs, zu denen ſich meine Wünſche, geſchweige meine Hoffnungen nicht zu erheben wagten.“ Was das Honorar betreffe, ſo habe er vernommen, daſs Herr A. Zeno 3000 fl. jährlich beziehe, daher beſchränke auch er, ſich nach deſſen Beiſpiel richtend, demüthig ſeine Forderungen innerhalb dieſer Grenzen. — Prinz Pius von Savoyen erwidert dieſen Brief des Dichters mit der Bemerkung, Zeno beziehe allerdings 4000 fl., jedoch in ſeiner Eigenſchaft als Geſchichtsſchreiber und Dichter. Ohne Zweifel werde auch Metaſtaſio es noch zu dieſer Summe bringen; für jetzt gewähre ihm der Kaiſer 3000 fl. jährlich und 100 Ducaten für die Reiſe nach Wien. Auf das hin erklärt Metaſtaſio: „ . . . ich würde nicht ſoſehr mein eigener Feind ſein, um nicht gierig die höchſte der Ehren anzunehmen, die meine Beſtrebungen erhoffen konnten. . . .“

Seine erſte Audienz bei Kaiſer Karl VI. in Laxenburg beſchreibt der Dichter folgendermaßen: Der Kaiſer ſtand mit bedecktem Haupte an einen Tiſch gelehnt; ſeine Stimme war ſehr ernſt. Nicht ohne Bangen näherte ſich Metaſtaſio bei dem Gedanken, er befinde ſich „der größten Perſönlichkeit der Erde“ gegenüber und müſſe zuerſt das Wort ergreifen. Er machte die drei vorgeſchriebenen Verbeugungen, eine unter der Thür, eine in der Mitte des Zimmers, die letzte in unmittelbarer Nähe des Kaiſers, und ließ ſich dann auf ein Knie nieder, doch der Monarch rief ſofort: „Stehet auf, ſtehet auf!“ Hierauf ſprach der Dichter den Kaiſer mit folgenden Worten an: „Ich weiß nicht, ob meine Befriedigung oder meine Beſchämung größer iſt, da ich mich zu den Füßen Eurer kaiſerlichen Majeſtät befinde. Es iſt dies ein ſeit den erſten Tagen meines Lebens erſehnter Augenblick, und nun ſtehe ich nicht allein vor dem größten Monarchen der Erde, ſondern bin hier mit dem ruhmreichen Charakter ſeines

wirklichen Dieners. Ich weiß, wozu mich dieser Grad verpflichtet, und kenne die Schwäche meiner Kräfte, und wenn ich mit Hingabe eines großen Theiles meines Blutes ein Homer werden könnte, würde ich nicht anstehen, es zu werden. Ich werde indessen, soweit es mir möglich sein wird, den Mangel an Tüchtigkeit ersetzen, indem ich es im Dienste Eurer Majestät nicht an Fleiß und Mühe fehlen lassen werde. Ich weiß, so groß auch meine Schwäche sein mag, sie wird immer der unendlichen Güte Eurer Majestät nachstehen, und hoffe, dass der Charakter eines kaiserlichen Poeten mir jenes Geschick verleihen werde, das ich von meinem Talente nicht hoffe."

Der Kaiser, dessen Miene inzwischen sich immer mehr aufgeheitert hatte, erwiderte auf diese Ansprache: „Ich war schon überzeugt von Eurer Tüchtigkeit, aber jetzt bin ich auch von Eurem hoffähigen Benehmen unterrichtet, und zweifle nicht, dass Ihr mich in allem, was meinen kaiserlichen Dienst betrifft, befriedigen, ja mich verpflichten werdet, von Euch befriedigt zu sein." Dem Hofgebrauche gemäß wartete jetzt der Kaiser, ob Metastasio noch eine Bitte zu stellen habe, und dieser bat um die Gnade, dem Kaiser die Hand küssen zu dürfen. Der Kaiser reichte sie ihm lächelnd und drückte dabei die seinige, was den Dichter so entzückte, dass er des Kaisers Hand mit beiden Händen ergriff und einen so „sonoren" Kuss darauf drückte, „dass der allergnädigste Herr sehr wohl merken konnte, er komme vom Herzen". Wir glaubten, diese Gelegenheit benützen zu dürfen, um dem Leser mit dieser Episode habsburgischen Hoflebens aus dem zweiten Viertel des vorigen Jahrhunderts bekanntzumachen.

Es ist übrigens sehr seltsam, dass Metastasio die Geschichte von der Wette mit der Kaiserin, die Rocheterie dem Grafen oder, wie er sagt, Herzog Tarouca zuschreibt, einem Dietrichstein beilegt. Er schreibt hierüber ausdrücklich an seinen Bruder: „Ihre Majestät die allerhöchste Herrin wettete während ihrer letzten Schwangerschaft mit dem Erstgeborenen des Fürsten Dietrichstein (es muss Fürst Karl Johann Walter von Dietrichstein-Proskau-Leslie, geboren 1728, gestorben 1808, Sohn des Fürsten Karl Maximilian, gewesen sein, der seit 1750 Kämmerer, seit 1756 Gesandter in Kopenhagen war und später zu dem vertrauten Zirkel Josefs II. gehörte), dass sie eine Erzherzogin gebären werde. Sie gewann, wie Ihr wisst, und der Verlierende kam, um seine kleine Schuld zu bezahlen, auf den Gedanken, auf einer kleinen Porzellanfigur sein Porträt ausführen zu lassen, mit einem Knie auf dem Boden und mit der rechten Hand ein ganz kleines Blättchen reichend. . . . Ihr sollt wissen, dass, als der Kaiserin die neue Prinzessin gezeigt wurde, sie ausrief: ‚Ach, die Ärmste, ich beklage sie, sie sieht mir wie ein Wassertropfen dem anderen ähnlich.' Vom Verlierenden aufgefordert, machte ich in seinem Namen die vier folgenden Verschen, die das Aufheben nicht verdienten, das man damit gemacht." (Hier theilt Metastasio seinem Bruder dieselben Reime mit, die Rocheterie anführt.) Wir sind augenblicklich nicht in der Lage, diesen Widerspruch aufzuklären.

Der Verfasser spricht von einem Herzog Tarouca, allein sowohl Weiß („Weltgeschichte", 2. Aufl., VI, 785 bis 788) als Arneth („Maria Theresia nach dem Erbfolgekriege") kennen nur einen Grafen Tarouca. Dieser war ein

Portugiese, geboren zu Lissabon 1696, trat 1715 unter Prinz Eugen in die kaiserliche Armee, machte die Schlachten von Peterwardein und Belgrad mit, gewann die Gunst seines Oberstcommandierenden, wurde von Karl VI. bei der Statthalterei in Brüssel verwendet und bekam die Würde eines Staatsrathes. Unter Maria Thersia war er längere Zeit Präsident des italienischen und des niederländischen Rathes in Wien. Er starb am 8. März 1771. Sein Vater war 1726 als portugiesischer Botschafter nach Wien gekommen und starb daselbst 1738. In welchem Zusammenhange dieser Graf Tarouca mit dem gegenwärtig noch existierenden, seit 1671 reichsgräflichen Hause Sylva-Tarouca steht, wissen wir nicht: der Majoratsherr dieses Hauses führt allerdings unter anderen auch den Titel „Herzog Tellez da Sylva und Tournhout".

*4 Johann III. Josef Graf von Trautsohn, Cardinal, Erzbischof von Wien 1751 bis 1757.

*5 König von Portugal war damals Josef I. (1750 bis 1777).

*6 Es heißt allerdings im französischen Text „conseiller du magistrat" ob aber unter „magistrat" die Wiener Communalbehörde dieses Namens zu verstehen sei, müssen wir dahingestellt sein lassen.

*7 Marie Therese Rodet Geoffrin (geboren 1696, gestorben 1777), in sehr frühem Alter Witwe geworden, war eine durch Geist, gesellschaftliche Bildung, Feinfühligkeit und Freigebigkeit („Geben und Vergeben" lautete ihr Wahlspruch) hervorragende Dame, deren Haus in Paris das Stelldichein vieler Großen sowie derjenigen war, die sich zur Künstler- und Gelehrtenwelt rechneten. Zu den Frequentanten ihrer Zirkel gehörte auch Graf Stanislaus August Poniatowski, der nachmals als Stanislaus II. letzter König von Polen ward (gestorben 1798). Er meldete Frau Geoffrin seine Erhebung auf den Thron mit den Worten: „Maman, votre fils est roi", und auf seine dringende Einladung unternahm sie die Reise nach Warschau, wo sie mit Auszeichnung empfangen und behandelt ward.

*8 Stefan Karl Loménie de Brienne (geboren 1777, gestorben 1794) der uns im Verlaufe der Erzählung noch mehrmals begegnen wird, 1760 Bischof von Condom, 1763 Erzbischof von Toulouse, 1788 Erzbischof von Sens, und auf Ludwigs XVI. Empfehlung leider auch Cardinal. Loménie war durch und durch von der damaligen sogenannten Philosophie, das heißt der ungläubigen Aufklärerei der Encyklopädisten inficiert und that sich insbesondere auch als Feind des Ordenswesens hervor, indem er als Mitglied der unter Ludwig XV. ernannten Commission zur Visitation der Klöster diese auf alle mögliche Weise chicanierte und eine große Anzahl derselben zur Aufhebung proponierte, um mit ihren Einkünften sich und seine Creaturen zu bereichern. Sobald die Revolution ausgebrochen war, zeigte er sich offen in seinem wahren Lichte. Er leistete nicht nur den Eid auf die Civilconstitution des Clerus und reichte seine Entlassung als Cardinal ein, sondern fiel förmlich vom katholischen Glauben ab. Er hatte dadurch gehofft, die Gunst der Revolutionspartei zu gewinnen oder wenigstens ihren Verfolgungen zu entgehen. Allein er täuschte sich gründlich; er wurde verhaftet und eingekerkert und am 16. März 1794 odt in seinem Gefängnisse aufgefunden.

*9 Dauphiné (lateinisch Delphinatus) hieß (von ihrem Wappen?) eine Provinz im südöstlichen Frankreich, begrenzt im Osten von den Alpen, im Süden von der Provence, im Westen und Norden von der Rhone, mit der Hauptstadt Grenoble. Das Land gehörte bis 889 zum burgundischen Königreiche und stand dann unter eigenen Herrschern, von denen Guido VII. im zwölften Jahrhundert den Titel „Dauphin" (Delphinus) annahm. Nachdem der Dauphin Humbert II. das Unglück gehabt hatte, seinen einzigen, in zartem Kindesalter stehenden Sohn zum offenen Fenster hinabfallen zu lassen, trat er 1349 sein Land an Karl von Valois, Sohn des Königs Philipp VI. von Frankreich, ab gegen eine jährliche Rente von 130.000 Gulden und unter der Bedingung, dass der jedesmalige französische Thronfolger den Titel Dauphin führe. Starb der älteste Sohn des Königs vor seiner Thronbesteigung, so gieng der Titel Dauphin entweder auf seinen ältesten Sohn oder, wenn er keine Söhne hatte, auf seinen ältesten Bruder über. Hatte der König keine Söhne, so wurde der Titel von niemandem, auch nicht von dem ältesten Bruder des Königs geführt. Die Gemahlin des Dauphin hieß Dauphine (Delphina). Unter dem Kaiserreich und dem Bürgerkönigthume hörte der Titel ganz auf.

*10 Der Ausdruck „Coadjutor" wird später erklärt.

*11 (p. 16) entfällt.

## Zweites Capitel.

*1 Dieselben sind auch ins Französische übersetzt.

*2 Ludwig XV. war in den ersten Jahren seiner Regierungszeit beim Volke nicht unbeliebt und erhielt, nachdem er an einigen Feldzügen im österreichischen Erbfolgekriege (1740 bis 1748) theilgenommen hatte und zu Metz in eine schwere Krankheit gefallen war, den Beinamen le Bien-aimé = der Vielgeliebte.

*3 Ganz Frankreich war in administrativer und finanzieller Beziehung in zweiunddreißig Gebiete, „Generalitäten" genannt, eingetheilt; an der Spitze stand ein Intendant.

*4 „Princesse, dont l'esprit, les grâces, les appas
Viennent embellir nos climats,
En ce jour glorieux, quel bonheur est le nôtre!
Nous devons notre hymen à la splendeur du vôtre.
Le ciel fait à l'État deux faveur à la fois
Dans cette auguste et pompeuse alliance:
Nous donnerons des sujets à la France,
Et vous lui donnerez des Rois."

*5 Französisch „lieues", wird häufig mit „Meilen" übersetzt. Die französische lieue (aus dem Spätlateinischen leuca) war aber etwa um die Hälfte kürzer als die geographische und die deutsche Meile, daher haben wir den Ausdruck „Wegstunden" vorgezogen.

*6 Horace Walpole (geboren 1718, gestorben 1797), Sohn des englischen Staatsmannes Sir Robert Walpole, Grafen von Oxford, zog sich, nachdem er viermal hintereinander Abgeordneter im Unterhause gewesen, vom politischen Leben zurück, um sich seinen literarischen Beschäftigungen zu widmen

und auf Reisen zu gehen. Er schrieb zahlreiche Werke verschiedenen Inhaltes; nach seinem Tode erschien von ihm eine reichhaltige Briefsammlung. Er war in Frankreich infolge seines Witzes und seines Unterhaltungstalentes überall ein gern gesehener Gast und besaß vermöge seines vieljährigen Umganges mit den eingeweihten Persönlichkeiten einen großen Schatz von Anekdoten über die europäischen Höfe und berühmten Männer seiner Zeit.

*6 (p. 29). Marie Jeanne Gomart de Vaubernier Gräfin du Barry (geb. 1744, gest. 1793), war die Tochter eines Beamten (commis) beim Steuerpachtwesen in Vaucouleurs (Lothringen) und wurde nach dem Tode ihres Vaters die Maitresse des Grafen du Barry, der sie mit dem Könige bekannt machte. Ein Schriftsteller sagt hierüber: „Le vieux monarque, accoutumé à rencontrer le respect jusque dans les bras de ses maîtresses, retrouva des jouissances et des désirs près d'une femme d'une espèce nouvelle pour lui. Il l'aima de toute sa faiblesse, et l'empire d'une vile prostituée sur le souverain le plus majestueux et le plus imposant fut fondé par la lubricité." Während ihr Verhältnis zum Könige dasselbe blieb, wurde sie mit dem Grafen du Barry, dem Bruder des vorhergenannten Du Barry, verheiratet. Nach Ludwigs XV. Tod in einem Kloster interniert, erhielt sie später die Erlaubnis, in ihrem Landhause unweit Marly zu wohnen. Während der Revolution blieb sie bis zu Robespierres Herrschaft unangefochten; allein ihr Reichthum und ihre Verbindungen mit den Emigranten waren Grund genug, gegen sie einzuschreiten. Sie wurde am 9. December 1793 hingerichtet. Auf dem Wege zum Schaffot zeigte sie eine unnennbare Todesfurcht und flehte unaufhörlich um Gnade und Mitleid; noch im Augenblicke der Execution hörte man sie rufen: „Herr Scharfrichter, noch einen Augenblick!"

*7 (p. 30) entfällt.

*7 Die „Correspondance littéraire" des als Agent im Dienste eines deutschen Fürsten stehenden Barons Grimm bildet eine der wertvollsten Quellen der gleichzeitigen französischen Geschichte.

*8 Die Pairs (pares curiae oder regni) waren ursprünglich die höchsten französischen Kronvasallen und hatten als solche, als Gleiche (pares) untereinander, die ausschließliche Gerichtsbarkeit über ihre Streitigkeiten untereinander und mit ihrem Lehensherrn, dem Könige. Aus diesen Pairsgerichten entwickelten sich später die französischen Parlamente, in denen die Pairs bis zu deren Aufhebung Sitz und Stimme hatten. Nachdem die alten Pairs infolge der Vereinigung der großen Lehen (Normandie, Bretagne u. s. w.) mit der Krone verschwunden waren, ernannten die französischen Könige neue Pairs, die aber außer ihrem Range als erste Classe des hohen Adels als reelles Recht nur den Sitz im Pariser Parlamente besaßen. Solcher Pairs gab es beim Ausbruche der Revolution achtunddreißig. Außer diesen weltlichen Pairs gab es seit altersher die sechs geistlichen Pairs; es waren: der Erzbischof von Reims, die Bischöfe von Noyon, Beauvais, Chalons, Laon und Langres. Auch der Erzbischof von Paris wurde 1690 zum Pair ernannt, aber als „Herzog von St. Cloud" den weltlichen Pairs beigesellt.

*9 „Prinzen von Geblüt“ hießen diejenigen männlichen Mitglieder des königlichen Hauses, die nicht Söhne, Enkel oder Brüder des Königs waren.

10 „Sire, les Grands de vos États
Verront avec beaucoup de peine
Une princesse de Lorraine
Sur eux au bal prendre le pas.
Si Votre Majesté projette
De les flétrir d'un bel affront,
Ils quitteront la cadenette
Est laisseront le violon.
Avisez-y: la ligue est faite.
Signé: l'évêque de Noyon,
La Vaupalière, Bouffremont,
Clermont, Laval et de Villette.“

*11 „Lieutenant général de police“ hieß der königliche Chef der Polizei in Paris.

*12 Prévôst (von praepositus) des marchands war der Titel des Oberhauptes der Gemeinde Paris; er wurde vom Könige ernannt.

## Drittes Capitel.

*1 Andreas Hercules de Fleury (geboren 1653, gestorben 1743), Canonicus in Montpellier, Almosenier des Königs und der Königin, 1698 Bischof von Fréjus und später Lehrer des nachmaligen Königs Ludwig XV. Er ward 1726 Cardinal und von Ludwig XV. an die Spitze des Ministeriums gestellt. Er war achtungswerter als die früheren französischen Minister-Cardinäle Richelieu, Mazarin oder gar der elende Dubois, aber noch immer weit entfernt von Reinheit des Charakters und kirchlicher Correctheit. Einer seiner Hauptfehler war eben, dass er seinen königlichen Zögling stets in der Unselbständigkeit und Unmännlichkeit zu erhalten suchte und wusste. Hingegen ist es sein Verdienst, Frankreich in die Bahn einer friedlichen Politik geleitet zu haben, wovon nur der österreichische Erbfolgekrieg eine unrühmliche Ausnahme machte, zu dem übrigens der fast neunzigjährige Greis durch fremden Einfluss gedrängt wurde.

*2 Philipp II., Herzog von Orléans (geboren 1674, gestorben 1723), war Regent von Frankreich während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. 1715 bis 1723. Er besaß viele gute Eigenschaften des Geistes und Charakters, entbehrte aber sosehr der moralischen Kraft und Seelenstärke, dass er weder im Guten zu verharren noch den Verführungen zu widerstehen vermochte, und darum wurde seine Regentschaft mittelbar zu einem Vorbereitungsstadium der Revolution.

*3 Jeanne Antoinette Poisson Marquise de Pompadour (geboren 1720, gestorben 1764), uneheliche Tochter eines Landmannes, heiratete den Unterfinanzpächter Lenormand d'Etioles, kam aber bereitwillig dem Plane ihrer Mutter entgegen, sie mit dem Könige bekanntzumachen. Sie wurde in ihrem Verhältnisse zu diesem die Nachfolgerin der Frau v. Châteauroux. Um ihren

Gemahl zufriedenzustellen, ernannte ihn der König zum Generalfinanzpächter. Sie gewann unumschränkten Einfluss auf den König, den sie in späteren Jahren umso rücksichtsloser ausübte, je weniger sie Ludwig durch ihre Reize mehr zu fesseln vermochte.

*4 So hieß ein Theil der Versailler Gärten, die Stätte eines nicht näher zu bezeichnenden Treibens.

*5 Bei Fontenay (in der belgischen Provinz Hennegau) erfocht die französische Armee unter dem Marschall von Sachsen am 11. Mai 1745 einen Sieg gegen die im österreichischen Erbfolgekriege wider Frankreich verbündeten Österreicher und Engländer.

*6 Fontevrault (Fons Ebraldi), im heutigen Departement Mayenne und Loire, war das Mutterhaus und der Hauptsitz des vom seligen Robert von Arbrissel 1099 gestifteten Ordens mit eigenthümlicher Verfassung. An der Spitze des Ordens stand die Äbtissin von Fontevrault, der auch die Mönche des Ordens untergeben waren. Später waren die Äbtissinnen meistens von sehr hoher Abkunft, und im Kloster bestand eine Erziehungsanstalt für Töchter aus vornehmen Häusern.

*7 Stanislaus Xaver Ludwig Graf von Provence (geboren 1750, gestorben 1824) war der dritte Sohn des Dauphin, des einzigen Sohnes Ludwigs XV. (sein ältester Sohn war der damals nicht mehr lebende Herzog von Bourgogne, der zweite der nachmalige König Ludwig XVI.), vermählte sich 1771 mit Maria Josefa Luise, Tochter des Königs Victor Amadeus III. von Sardinien, die 1810 starb, und bekam nach dem Regierungsantritte seines Bruders Ludwig XVI. dem Gebrauche gemäß als ältester Bruder des Königs den Titel „Monsieur". Von 1814 bis 1824 regierte er als Ludwig XVIII. über Frankreich. Seine guten wie schlimmen Eigenschaften werden im Verlaufe der Erzählung ziemlich klar zutage treten.

*8 Karl Philipp Graf von Artois (geboren 1757, gestorben 1836) war der jüngste Sohn des Dauphin (Sohnes Ludwigs XV.), vermählte sich 1773 mit der Prinzessin Maria Theresia von Savoyen, Schwester der Gräfin von Provence, nahm nach dem Tode Ludwigs XVII. den Titel „Monsieur" an, bestieg 1824 nach dem Tode Ludwigs XVIII. den französischen Thron als Karl XX., wurde 1830 infolge der Julirevolution vertrieben und lebte als Graf von Artois von da an zuerst in England und dann in Prag.

*9 Bellevue, reizendes Lustschloss zwischen St. Cloud und Meudon, jetzt eine Ruine.

*10 Bekanntlich wurde König Karl I. von England, aus dem Hause Stuart, am 30. Jänner 1649 gemäß dem vom Parlamente gefällten Todesurtheile wegen „Hochverraths" hingerichtet.

*11 Jean François Galaup de la Pérouse (auch Peyrouse), geboren 1741, war ein ausgezeichneter Seemann, unternahm im August 1785 im Auftrage Ludwigs XVI. eine große Entdeckungsreise, deren gleichzeitiger Zweck war, Handelsverbindungen anzuknüpfen. In ersterer Beziehung sollten die Nordwestküste Amerikas, das japanische Meer, die Salomon-Inseln im Stillen Ocean und die Südwestküste Neuhollands erforscht, in letzterer der Walfisch-

fang in der Südsee und der Pelzhandel an der Nordwestküste Amerikas in Angriff genommen werden, um die Pelzwaren von hier nach China und, wo möglich, nach Japan zu führen. Die letzte Nachricht von La Pérouses Expedition datiert vom Februar 1788. Er meldete dem Marineminister von der Botanybai (Neusüdwales) aus, er habe die Absicht, nach den Freundschaftsinseln zu steuern, den südlichen Theil von Neucaledonien und andere Inseln zu erforschen, eine neue Meeresstraße zwischen Neuguinea und Neuholland aufzusuchen, nach dem Meerbusen von Carpentaria zu fahren, die ganze Westküste von Neuholland bis Van Diemens-Land zu untersuchen und schließlich auf Isle de France (afrikanische Insel im indischen Ocean) zu landen. La Pérouse segelte bald darauf von Botanybai ab und war seither verschollen. Die Nachforschungen nach seinem Schicksale blieben erfolglos, bis man 1826 durch einen Zufall darüber Gewissheit erlangte. Man fand einen silbernen Degengriff und andere mit dem französischen Wappen versehene Gegenstände, sowie fünf metallene Kanonen und erfuhr von alten Einwohnern der Insel Malicolo (zwischen Botanybai und den Freundschaftsinseln), dass La Pérouses zwei Fregatten gescheitert seien.

## Viertes Capitel.

*1 Johann Baptist Massillon (geboren 1663, gestorben 1742), Priester des französischen Oratoriums (nicht zu verwechseln mit dem Oratorium des heiligen Philipp Neri), seit 1717 Bischof von Clermont. Er war nicht nur einer der größten französischen, sondern überhaupt einer der größten Kanzelredner seiner Zeit. Obwohl Hofprediger, scheute er sich nicht im geringsten, den Großen und selbst dem Monarchen in seinen Predigten ungeschminkt die Wahrheit zu sagen. Von seinen schriftlich hinterlassenen geistlichen Reden sind die berühmtesten die unter dem Titel „Petit Carême“ (Kleine Fastenzeit) gesammelten, so genannt, weil es kurze Fastenpredigten sind, die Massillon vor dem erst neun Jahre alten Ludwig XIV. zu halten hatte. Der „Petit Carême“ wird auch als classisches Muster oratorischer Prosa in der französischen Literatur hochgehalten.

## Fünftes Capitel.

*1 Zufolge eines zwar ursprünglich auf päpstlicher Verleihung beruhenden, jedoch missbräuchlich immer mehr ausgedehnten Rechtes wurden die meisten französischen Abteien an Weltpriester oder an bloß das geistliche Kleid tragende Personen als sogenannte Commenden verliehen (daher der Ausdruck Commendatarabt, Abbé commendataire), so dass der damit Beliehene die Nutznießung der abteilichen Tafelgüter hatte, während die übrigen Einkünfte dem Kloster verblieben, dessen Leitung dem Prior oblag; diese Commendataräbte brachten unsägliches Unheil über die französischen Klöster. Die geringer dotierten Abteien nannte man Abbayes des savans, weil sie als Pensionen an Gelehrte verliehen wurden. Außer den wirklichen Commendataräbten gab es eine Menge Leute, die das geistliche Kleid anzogen und solche Äbte werden wollten, daher der Name Abbé (Abt) bald auf alle solche Abteicandidaten übergieng, und dann überhaupt jeder Weltpriester Abbé genannt wurde.

## Sechstes Capitel.

*1 Das Pariſer Parlament konnte als der oberſte Gerichtshof in Frankreich betrachtet werden. Es hatte ſich aus dem von den Pairs gebildeten Hofgerichtshofe der Könige des früheren Mittelalters gebildet und beſtand in der der Revolution unmittelbar vorangehenden Periode aus fünf Kammern: der Grande Chambre mit 10 Präſidenten, 25 weltlichen und 12 geiſtlichen Räthen, den drei Chambres des enquêtes, jede mit 2 Präſidenten und 23 Räthen, und der Chambre des requêtes mit 2 Präſidenten und 14 Räthen. Die Criminalſachen wurden in der der Reihe nach aus Mitgliedern aller Kammern gebildeten Chambre de la Tournelle behandelt. Außerdem gehörten zum Parlamente die königlichen Anwälte, mehr als 500 Advocaten und eine große Zahl ſubalterner Beamten. Obwohl das Parlament eigentlich bloß ein Gerichtshof war, ſo erlangte es doch dadurch politiſche Bedeutung, daſs es ihm oblag, die königlichen Verordnungen in ſeine Protokolle einzutragen und den unteren Gerichten mitzutheilen. Das Parlament ſtellte ſpäter die Behauptung auf, es hätte das Recht, dem Könige Vorſtellungen gegen ſeine Verordnungen zu machen, ja die Eintragung derſelben zu verweigern. Dadurch kam es öfters zu den heftigſten Zwiſten zwiſchen Hof und Regierung einer- und dem Parlamente andererſeits, und letzteres wurde mehrmals ſcharf gemaßregelt. So wurde das Parlament zu einem Herde der Oppoſition gegen die königliche Autorität, und die erſten revolutionären Äußerungen finden ſich in Parlamentsſitzungen; auch in den gallicaniſchen und janſeniſtiſchen Wirren ſpielte das Pariſer Parlament eine höchſt verderbliche und unrühmliche Rolle. Andere, aber minder bedeutſame Parlamente beſtanden in Nancy, Metz, Douay, Rennes, Pau, Beſançon, Dijon, Aix, Bordeaux, Grenoble und Toulouſe.

*2 Lit de justice hieß eine feierliche Parlamentsſitzung, in der der König, umgeben von den Prinzen des königlichen Hauſes und von den Pairs und Marſchällen Frankreichs, den Vorſitz führte. Der Name lit (vom lateiniſchen lectus = Bett) kam urſprünglich dem bei dieſer Gelegenheit verwendeten Throne zu, da derſelbe aus fünf Kiſſen, einem auf dem Sitze, einem im Rücken, zwei unter den Armen und einem unter den Füßen beſtand. Das Lit de justice war ein Mittel, den Widerſtand des Parlaments gegen eine königliche Verordnung zu beſeitigen oder hintanzuhalten, indem hiebei keinerlei Entgegnung oder Discuſſion geſtattet war, ſondern der König einfach befahl, die betreffende Verordnung einzutragen.

*3 Françoiſe d'Aubigné Marquiſe de Maintenon (geboren 1635, geſtorben 1719), Witwe nach dem Dichter Scarron, trat zu Ludwig XIV. in ein unerlaubtes Verhältnis, verband ſich jedoch 1685 mit ihm durch eine rechtmäßige Ehe, erfüllte gewiſſenhaft alle ihre Pflichten, hielt ſich von der Einmiſchung in Staatsgeſchäfte fern, ergab ſich den Übungen der Frömmigkeit und den Werken der Wohlthätigkeit und hinterließ darum ein geſegnetes Andenken.

*4 Es iſt wohl leicht einzuſehen, daſs die Handlungsweiſe der Söhne Noahs mit dem Falle Marie Antoinettes in gar keinen Vergleich zu bringen iſt.

*5 (p. 97) entfällt.

*6 (p. 98) entfällt.

## Siebentes Capitel.

*1 Die St. Genovefa-Kirche (Sainte-Géneviève), der Patronin von Paris geweiht, wurde infolge der Revolution unter dem Namen „Pantheon" in ein Mauſoleum für die „großen Männer" (daher die Aufſchrift: „Aux grands hommes la reconnaissante patrie") verwandelt, ſpäter dem katholiſchen Cultus zurückgegeben und unter der jetzigen Republik anläſslich des Begräbniſſes Victor Hugos neuerdings gegen alles Recht zum „Pantheon" umgeſtaltet.

*2 „Le Français dans son prince aime à trouver un frère,
Qui nè fils de l'État, en decienne le père."

*3 „Quelle leçon pour vous, superbes potentats!
Veillez sur vos sujets dans le rang le plus bas.
Tel, loin de vos regards, dans la misères expire,
Qui, quelque jour peut-être, eût sauvé votre empire."

*4 Wir können in dieſes Ludwig XVIII. hier geſpendete uneingeſchränkte Lob keineswegs einſtimmen, meinen vielmehr mit Timotheus Francoeur („Guerre de la Prusse contre l'Église catholique" ꝛc., p. 209 u. 119): „In unſeren Augen war es die große Schuld der Bourbonen der älteren Linie, die Bedürfniſſe der neuen, aus dem Zerſtörungswerke der Republik und aus den Kriegen des Kaiſerreiches hervorgegangenen Geſellſchaft verkannt zu haben. Hätten ſie ſich Rechenſchaft gegeben von der unheilbaren Zerſtörung der privilegierten Körperſchaften in einem von einer nach Freiheit und Gleichheit gierigen Demokratie nivellierten Lande, wie auch von den anderen in ihrer Abweſenheit in den Ideen, Sitten und Geſetzen eingeführten Veränderungen, ſo hätten ſie nicht die Etikette des ancien régime wiederaufgenommen, hätten ſich nicht dem Vorwurfe ausgeſetzt, die abſolute Monarchie Ludwigs XIV. mit ihrem ſo verſchrienen Gefolge bürgerlicher und religiöſer Knechtſchaft zurückführen zu wollen. Im Gegentheil, getrieben von dem aufrichtigen Wunſche, für das öffentliche Wohl zu wirken, wären ſie mit Klugheit und Feſtigkeit daran gegangen, die Claſſen einander zu nähern, Vergangenheit und Gegenwart im Hinblicke auf die Zukunft zu verſöhnen, Königthum, Adel, Clerus und Volk in dem chriſtlichen Quell ebenſo liberaler als conſervativer Traditionen zu erneuern, deren Außerachtlaſſung im Zuſammenhalte mit der Wiedergeburt des Heidenthumes in der Literatur und dem Cäſarismus in der Herrſchermacht die Harmonie der Nation zerriſſen und ihre Geſchicke in Gefahr gebracht hatte. Perſonen und Intereſſen verlangten mannigfache Schonung, forderten aber nicht das Opfer der Principien. Da man der revolutionären Gottloſigkeit, der Urſache der politiſchen Umwälzungen, Widerſtand zu leiſten hatte, ſo muſste man ihr die Wahrheiten und Tugenden des Evangeliums entgegenſetzen und ihr nicht ihre Häupter, ihre Lehren und ihr Verfahren entlehnen. Eine muthige Zurückweiſung der janſeniſtiſchen und gallicaniſchen Irrthümer, die verſtändige Abſchaffung des Hof- und Ständefavoritismus, die Nachgiebigkeit Heinrichs IV. gegenüber den anſtändigen Parteien, die Kraft eines Richelieu gegen die unverbeſſerlichen Aufrührer, die Gedanken- und Geſinnungshoheit des heiligen Ludwig in der Auffaſſung ihrer Rettungsmiſſion, ſeine fromme Großherzigkeit

in der Ausführung mit der von den Schwierigkeiten der Lage gebotenen Mäßigung hätten sie vor einem neuen Exile und das Vaterland vor neuer Zerwühlung bewahrt."

## Neuntes Capitel.

*1 Joyeux avènement wörtlich = „fröhliche Thronbesteigung", hieß eine beim Regierungsantritte eines Königs zu entrichtende Steuer.

*2 Jean Baptiste Louis Gresset (geboren 1709, gestorben 1777), gilt als einer der besten Lustspieldichter Frankreichs im vorigen Jahrhundert. Er erhielt seine Schulbildung bei den Jesuiten und trat mit siebzehn Jahren selbst in den Orden, wo er als Scholastiker im Lehramte verwendet wurde. Er wandte sich der komisch-humoristischen Poesie zu und schrieb unter anderem den „Vert-Vert", ein komisches Epos, die Odyssee eines Papageien enthaltend, ein Meisterstück in seiner Art. Doch die Ordensobern fanden mit Recht, dass der in Gressets Poesien hie und da herrschende Ton für einen Religiosen nicht passe, und der Dichter verließ, 26 Jahre alt, den Orden (ohne die Weihe empfangen zu haben), bewahrte aber gegen denselben stets Achtung und Dankbarkeit, wie aus seinen „Adieux aux Jésuites" zu ersehen. Als Lustspieldichter hat er durch seinen „Méchant" unbestreitbares literarisches Verdienst erworben. Für die poetische Begrüßung der Königin verlieh ihm Ludwig XVI. den Adel. In seinem reiferen Alter wandte sich der Dichter wieder mehr dem religiösen Ernste zu, vernichtete mehrere erst nur im Manuscript vorhandene Theaterstücke und einige neue Gesänge zum „Vert-Vert" und fällte auch über seine früheren poetischen Leistungen ein sehr strenges Urtheil, wofür er die Ehre hatte, von Voltaire ausgescholten zu werden.

*3 Menus plaisirs = kleine Belustigungen; es war dies der Name für gewisse Hoffestlichkeiten, später hieß so das Taschengeld der Mitglieder der königlichen Familie, und in diesem Sinne ist es hier zu nehmen.

*4 Die Festung Vincennes (nordwestlich von Paris) diente als Staatsgefängnis.

*5 Man sang den Refrain:

Sur la roue
Sur la roue
Sur la route de Chatou.

*6 Der Herzog von Aiguillon starb, auf seine Güter verbannt, 1783.

*7 Französisch: le prêt du matin.

*8 Bekanntlich wird die Heilsamkeit der Impfung auch heutzutage noch vielfach mit sehr beachtungswerten Gründen bestritten.

## Zehntes Capitel.

*1 „De la Reine c'est la coiffure,
Sans doute elle est de très bon goût
C'est bien d'adopter sa parure,
Prenez-la pour modèle de tout.

En imitant sa bienfaisance,
Faites vous aimer, respecter;
Et comme elle sachez porter
Un prompt secours à l'indigence."

*2 Josef Maria Terray (geboren 1715, gestorben 1778), war ein sogenannter Abbé der schlechtesten Sorte. Er erhielt das Finanzministerium in den letzten Tagen der Regierung Ludwigs XV. und erlaubte sich die schändlichsten Mittel, um das vorgefundene Deficit zu decken. Eine der drückendsten Einnahmequellen war begreiflicherweise das Getreidemonopol.

*3 „Chantons, célébrons notre Reine!
L'hymen, qui sous ses lois l'enchaîne,
Va nous rendre à jamais heureuse."

*4 „Petite Reine de vingt ans,
Vous qui traitez si mal les gens,
Vous repasserez la barrière,
Laire laire laire lan lan laire."

*5 Pierre Augustin Caronde Beaumarchais (geboren 1732, gestorben 1799), Sohn eines Uhrmachers, widmete sich anfangs der Musik und unterrichtete die Töchter Ludwigs XV. im Harfen- und Guitarrespiel. Nachdem er durch reiche Heiraten ein bedeutendes Vermögen erworben hatte, suchte er durch literarische Thätigkeit auch einen besseren Ruf zu gewinnen, als er besaß. Literarische Berühmtheit und für längere Zeit die Gunst des Publicums erlangte er allerdings, blieb aber nichtsdestoweniger sein Lebenlang das, was er bei seinem ersten Auftreten war: ein gemeiner Mensch, dessen einzige Triebfeder Habsucht, Ehrgeiz und Rachgier waren.

*6 George Louis Leclerc Buffon Graf von Tuffière (geboren 1707, gestorben 1788), der Verfasser der berühmten „Histoire naturelle générale et particulière" (die geschätzteste ältere Ausgabe in 36 Bänden, Paris 1749 bis 1788, Quart), ist ohne Zweifel einer der bedeutendsten Naturforscher und Stilisten des vorigen Jahrhunderts. Merkwürdig ist, dass Buffon, obwohl in seinen Schriften ein so gemessener Ton und eine oft geradezu poetische Ausdrucksweise herrscht, von der Poesie die schlechteste Meinung hatte und auch die besten Verse nicht leiden konnte. So erzählt La Harpe von ihm: „Ich habe den ehrwürdigen Greis Buffon sehr zuversichtlich behaupten hören, dass auch die schönsten Verse voller Fehler seien und die Vollkommenheit der guten Prosa nie erreichen. Er scheute sich nicht, die Verse der „Athalie" (von Racine) zum Beispiel zu nehmen, und machte eine ins einzelne gehende Kritik der Verse der ersten Scene. Alles, was er sagte, verrieth eine solche Unbekanntschaft mit den Elementen der Dichtkunst und der Versification, dass es unmöglich gewesen wäre ihn zu widerlegen, ohne ihn zu demüthigen." Hingegen sagte d'Alembert einst im Gespräche zu Rivarol: „Ne me parlez pas de votre Buffon, de ce comte de Tuffière qui, au lieu de nommer simplement le cheval, dit: La plus noble conquête que l'homme ait jamais faite est celle de ce fier et fongueux animal" (so beginnt Buffon in seiner Naturgeschichte die Beschreibung des Pferdes), worauf Rivarol erwiderte: „Oui, c'est comme

ce sot de Jean-Baptiste Rousseau (berühmter französischer Lyriker) qui s'avise de dire:

Des bords sacrés où naît l'aurore
Aux bords enflammés du couchant,
Au lieu de dire de l'est à l'ouest."

*7 Louis Josef Philipp Herzog von Orléans (geboren 1747, gestorben 1793), Urenkel des Regenten dieses Namens, Vater des nachmaligen Königs Ludwig Philipp, hieß bis zum Tode seines Vaters (1785) Herzog von Chartres. Er stimmte bekanntlich im Nationalconvent für den Tod des Königs, ließ sich am 15. September 1792 von der Pariser Gemeinde den Namen Egalité beilegen und verzichtete in einer gedruckten Erklärung auf sein Thronfolgerecht. Allein all dies rettete den Elenden nicht vor dem Schaffot. Als er sich dem Blutgerüst näherte, erblaßte er. Aber der Pöbel, dem er immer so sehr geschmeichelt hatte, rief ihm zu: „Tu as voté la mort de ton cousin, comptant lui succéder, mais tu ne lui succéderas que dans la guillotine." — Friedrich von Rammer schreibt über den Charakter des Prinzen: „Zugleich geizig und verschwenderisch, stolz und sich wegwerfend, übereilt und eitel auf kühne Pläne eingehend und zu feige, etwas durchzuführen, von vielen Seiten geschmeichelt, vorgeschoben, benützt, getäuscht; — Bezahler, Mitschuldiger und Opfer der Revolution, aber nie das wahre leitende Haupt irgendeiner Partei, nicht einmal der seinigen." — Ueber das dem Prinzen gehörende Palais-Royal zu Paris, das in unserem Buche öfter erwähnt wird, schreibt Dr. Heinrich Dittmar in seiner „Geschichte der Welt vor und nach Christus" (2. Aufl., 6. Bd., p. 10): „Ihm gehörte unter dem großen orleanischen Privatbesitz auch der sogenannte Palais-Royal, ein Palast mit Gartenanlagen im altfranzösischen Geschmack. Als er infolge seiner Vergeudungen tief in Schulden gerieth, kam er, um sein Vermögen zu verbessern, auf den Gedanken, jenen Garten englisch anzulegen und ihn mit neuen Gebäuden zu umgeben, deren untere Geschosse Arcaden, Kaufläden, Kaffeehäuser, die oberen Stockwerke Säle für Kunstausstellungen, für Concerte, Theatervorstellungen, Wachsfigurencabinette, Hazardspiele und Wohnungen für Modehändlerinnen ꝛc. enthielten. Die Mietzinsen für alle diese Localitäten gewährten ihm ein großes Einkommen; der ganze Platz selbst aber wurde nun der Mittelpunkt des regsten öffentlichen Verkehrslebens in Paris, aber auch ein wahres Babel sinnbethörenden, liederlichen Treibens in allen Formen und Gestalten."

*8 Es gab im Bereiche des ungeheuren Parkes von Versailles zwei Lustschlösser, namens Trianon (Triarnum kommt an derselben Stelle im zwölften Jahrhundert als Name eines Dorfes vor): Groß-Trianon und Klein-Trianon. Ersteres ließ Ludwig XIV. für Frau v. Maintenon erbauen; während der Revolution verfiel es, Napoleon ließ es restaurieren, legte daselbst eine Bibliothek an und nahm bisweilen einige Tage Aufenthalt. Unter der Restauration wurde es noch häufig, unter Ludwig Philipp wenig besucht. Den Namen Groß-Trianon bekam das Schloss, als Ludwig XV. Klein-Trianon, von dem hier die Rede ist, erbauen ließ. Napoleon ließ letzteres zuerst für seine Schwester, die Prinzessin Borghese, dann für die Kaiserin

Marie Louise einrichten; diese letztere kam hier 1814 nach der Abdankung Napoleons zum erstenmale wieder mit ihrem Vater, Kaiser Franz I., zusammen. Unter der Restauration wohnte hier häufig die Herzogin von Berry.

## Elftes Capitel.

*1 Das französische Oratorium, gegründet 1611 vom Cardinal Berulle, war eine Congregation von Weltpriestern, die bedeutende Gelehrten wie Malebranche, Morin und namentlich Thomassin, auch sonst ausgezeichnete Priester, wie Massillon, hervorbrachte und sich durch Leitung von Schulen und Seminarien verdient machte, aber leider durch viele seiner Mitglieder stark in den Jansenismus verflochten war. In diesem Jahrhundert wurde das Oratorium wiederhergestellt, eines seiner bedeutendsten Mitglieder war P. Gratry.

*2 Maria von Medici (französisch Médicis), geboren 1573, gestorben 1642, Tochter Franz II. von Medici, Großherzogs von Toscana, wurde 1600 durch Vermählung mit Heinrich IV. Königin von Frankreich und nach dessen Tode 1610 Regentin für den minderjährigen Ludwig XIII.

*3 Cappa heißt das weite mantelartige Chorkleid der Cardinäle, Bischöfe, Prälaten, Canonici und mancher Orden. Stoff und Farbe derselben sind verschieden.

*4 Der Bischof von Laon war einer der geistlichen Pairs.

*5 Die das Salböl für die französischen Könige enthaltende Ampulle war der Legende nach auf wunderbare Weise vom Himmel herabgekommen. Sie wurde das letztemal bei der Krönung Karls X. verwendet.

*6 Saint-Rémy (St. Remigii), dem berühmten heiligen Bischof Remigius, der König Chlodwig in Reims taufte, geweiht, war eine der bedeutendsten Abteien des Benedictinerordens in Frankreich; sie gehörte im vorigen Jahrhundert zur Congregation des heiligen Maurus. Der Prior derselben hieß Magnus Prior (Großprior).

*7 Der Orden vom Heiligen Geist war der höchste weltliche Orden in Frankreich; seine Ritter waren auch zu bestimmten Andachtsübungen verpflichtet.

*8 Es war gebräuchlich, dass sich zur Krönung eines Königs von weit und breit Kranke einfanden, indem man der Berührung durch die Hand des gesalbten Königs Heilkraft zuschrieb.

*9 Es ist hier eine sogenannte Lettre de cachet gemeint. Man versteht hierunter gewöhnlich die geheimen Verhaftsbefehle, vermöge welcher vom König oder einem Minister jedermann nach Belieben eingekerkert oder an einen bestimmten Ort ohne Angabe eines Grundes verwiesen werden konnte. Aber es waren durchaus nicht alle Lettres de cachet geheime Verhaftsbefehle. Alle Schriftstücke aus den königlichen Kanzleien waren entweder Lettres patentes, also offen, oder Lettres closes oder de cachet, also versiegelt. Erstere wurden auf Pergament geschrieben, ein Staatsminister setzte den Namen des Königs darunter und contrasignierte; das Schriftstück wurde nicht zusammengefaltet, sondern nur am unteren Rande eingebogen und mit dem

großen Staatssiegel versehen. Die Lettres patentes fiengen mit den Worten an: „A tous présens et á venir salut!“ und endigten mit „Car tel est notre plaisir“ — eine sprichwörtlich gewordene Formel. Die Lettres de cachet dagegen wurden auf Papier geschrieben, entweder im Namen (dann schlossen sie mit den Worten: „Sur ce je prie Dieu qu'il vous ait dans sa sainte et divine garde“), oder im Namen des Königs (dann begannen sie: De par le Roi: Il est ordonné à etc.“) und von einem Minister unterzeichnet. Sie wurden dann geschlossen und mit dem kleinen königlichen Siegel versiegelt. Es ergiengen in dieser Form nicht bloß Verhaftsbefehle, sondern eine ganze Reihe anderer königlicher Verordnungen. Verhaftsbefehle mußten aber oft in dieser Form erlassen werden, weil sonst in dringenden Fällen weder Gerichte noch Polizei hätten einschreiten können. Der Polizeilieutenant von Paris hatte immer eine große Zahl in bianco zur Verfügung, um sie nach Bedürfnis auszufüllen und zu verwenden; ohne solche Lettres de cachet hätte er gar kein Recht gehabt, verdächtige Personen verhaften zu lassen. Allerdings wurde ihr Gebrauch öfter zum Mißbrauch. Manchmal war die Verhaftung übrigens auch ein königlicher Gnadenact, indem dadurch der Verhaftete dem strengeren Verfahren der Gerichte entzogen ward.

*10 Der Grund der entschiedenen Abneigung Marie Antoinettes gegen La Brillière wurde seinerzeit angegeben.

*11 Louvre hieß der alte königliche Palast am nördlichen Ufer der Seine. Die erste Erbauung des großen, prächtigen, vierseitigen Gebäudes ist unbekannt. Unter Philipp August stand hier ein Fort, Karl V. verschönerte das Gebäude, Franz I. baute 1528 den sogenannten alten Louvre, fast alle folgenden französischen Könige bauten daran weiter, aber erst Napoleon vollendete das Ganze. Als Residenz wurde der Louvre seit Ludwig XIV. nicht mehr benützt. Jetzt ist der Palast bekanntlich zu einem großartigen Museum umgestaltet.

## Dreizehntes Capitel.

*1 Die Prinzessin von Lamballe hatte die königliche Familie in den Temple begleitet, wurde dann in der sogenannten Force eingekerkert und bald darauf vom Pöbel auf unmenschliche Weise ermordet.

*2 Die Officiersstellen waren unter dem ancien régime fast nur dem Adel zugänglich.

*3 Prinz Heinrich von Preußen (geboren 1726, gestorben 1802), Bruder des Königs Friedrich II., zeichnete sich besonders durch seine militärischen Leistungen in allen von seinem königlichen Bruder geführten Kriegen aus.

*4 Das herzogliche Haus Aremberg oder Arenberg war früher ein souveränes deutsches Fürstenhaus und ist jetzt ein sogenanntes standesherrliches (mediatisiertes) Haus, dessen Glieder bezüglich der Eheschließung den regierenden Dynastien als ebenbürtig gelten. Den Namen führt das Haus von dem Schloss und Flecken Aremberg im Regierungsbezirke Koblenz der preußischen Rheinprovinz, begütert ist es in Westfalen, Hannover, Belgien und Frankreich. Das Haus Aremberg ist ein Zweig des Hauses Logne, dessen älterem Zweige der

hier mehrfach erwähnte Prinz (Karl Josef) de Ligne (geboren 1735, gestorben zu Wien 1824) angehörte. Er war zuletzt österreichischer Feldmarschall und galt als einer der größten Salonhelden seiner Zeit, erwarb sich aber auch in österreichischen Diensten militärischen Ruhm. Dabei sind ihm mannigfache Kenntnisse und ein großes schriftstellerisches Talent nicht abzusprechen. Er war auch Capitän der kaiserlichen Trabantenleibgarde in Wien und sollte dieser dem Gebrauche gemäß ein Legat hinterlassen, konnte ihr aber aus Mangel eines entsprechenden Vermögens nur seine Manuscripte vermachen. Es ist fast unglaublich, wie fruchtbar und vielseitig die literarische Thätigkeit des Prinzen gewesen. Außer den Briefen und posthumen Werken und einigem andern umfassen die von ihm selbst herausgegebenen „Mélanges militaires, littéraires et sentimentaires" 34 Bände. Seine bedeutende Sammlung von Originalzeichnungen kam durch Kauf in den Besitz des Herzogs von Sachsen-Teschen und bildet jetzt einen Theil der Kunstschätze Sr. kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Albrecht.

Wir müssen an dieser Stelle auch des hingebendsten und treuesten aller Freunde und Anhänger der Königin und der königlichen Familie überhaupt erwähnen: es ist der schwedische Graf Axel Fersen (geboren 1750, gestorben 1810). Als er infolge der revolutionären Ereignisse Frankreich hatte verlassen müssen, hielt er sich in Wien, Dresden und Berlin auf und kehrte endlich wieder in seine Heimat zurück. Hier ernannte ihn der König von Schweden zum Großmeister seines Hauses, zum Kanzler der Universität Upsala und zum Reichsmarschall. Er wurde während eines Aufruhrs am 20. Jänner 1810 von einem wüthenden Volkshaufen ermordet.

## Vierzehntes Capitel.

*1 Marly, ein Flecken an der Seine, etwa eine Wegstunde von Versailles, hatte ein von Ludwig XVI. erbautes prächtiges Lustschloss, das während der Revolution nebst seinem herrlichen Parke zerstört wurde.

*2 Fontainebleau, eine Stadt im Departement der Seine und Marne, mit berühmtem Lustschlosse, das von Franz I. begonnen, von Heinrich IV. und Ludwig XIV. fortgesetzt und von Ludwig XV. vollendet wurde. Von 1809 bis 1814 war es der von Napoleon dem Papste Pius VII. angewiesene Aufenthaltsort, und am 11. April 1814 unterzeichnete hier Napoleon seine Abdication.

*3 Compiègne, Stadt mit ehemaligem königlichen Schlosse zwischen Paris und Reims.

*4 Sieh oben die Anmerkung über die beiden Trianon.

*5 Arthur Young (geboren 1741, gestorben 1820) begann mit 17 Jahren seine Laufbahn als politischer Schriftsteller, übernahm den Pacht eines kleinen Landgutes, machte zum Zwecke landwirtschaftlicher Beobachtungen und Erfahrungen Reisen durch England und auf dem Continent und stiftete eine Ackerbaugesellschaft. Außer seinen Reisebeschreibungen hat er ein großartiges landwirtschaftliches Werk, die „Annals of agriculture" in 20 Bänden herausgegeben.

*6 Bernard de Jussien (geboren 1699, gestorben 1776), nach Linné der größte Botaniker des achtzehnten Jahrhunderts. Er brachte eben in Klein-Trianon schon unter Ludwig XV. sein „natürliches System" der Pflanzeneintheilung zur Anwendung und veranstaltete insbesondere eine Sammlung aller in Frankreich wachsenden Pflanzenspecies.

*7 Nikolaj Michailowitsch Karamsin (geboren 1765, gestorben 1826), russischer Reichshistoriograph und Staatsrath. Sein Hauptwerk ist die zwölfbändige „Geschichte des russischen Reiches", bis 1618 reichend, auch einigemal ins Deutsche übersetzt. Außerdem schrieb er „Briefe eines reisenden Russen" und Erzählungen. Sein Hauptverdienst bestand darin, dass er die russische Prosa in stilistischer Hinsicht zu großer Vollkommenheit brachte.

*8 Unter dem Incognito eines Grafen du Nord reiste der damalige Großfürst, spätere Kaiser Paul von Russland.

*9 Man sehe die frühere Note (p. 478) über „Trianon".

10* Jean François de la Harpe (geboren 1739, gestorben 1803) zeichnete sich durch die Eleganz und Correctheit seines Stiles aus, brachte es aber trotz mancher Versuche nie zu einer bedeutenden poetischen Leistung. Später warf er sich auf die literarische Kritik und spielte in dieser längere Zeit eine erste Rolle, obwohl er nicht frei von Einseitigkeit und anspruchsvoller Pedanterie war. Beim Ausbruch der Revolution gerierte er sich als fanatischer Jakobiner, hielt seine Vorlesungen mit der rothen Mütze auf dem Kopfe, und als das bekannte Manifest des Herzogs von Braunschweig erschienen war, recitierte er in seiner Vorlesung am 3. September 1793 im Lycée — dort war er eben Professor der Literatur — ein Gedicht, das an Blutgier nichts zu wünschen übrig ließ. Unter Robespierre saß er fünf Monate in Luxembourg gefangen; während dieser Zeit gieng er in sich und ward zum scharfen Gegner der Revolution. Sein Hauptwerk ist „Lycée ou Cours de littérature ancienne et moderne", in der Ausgabe von Buchon 18 Bände, das trotz seiner Mängel für den Literaturhistoriker unentbehrlich ist.

*11 Jacques Delille (geboren 1738, gestorben 1813) gilt als Meister der französischen didaktischen Poesie der Neuzeit. Er war Professor am Collège de la Marche und dann am Collège de France zu Paris, und war durch Empfang der vier niederen Weihen Abbé geworden. Als sein Hauptwerk wird betrachtet „Les jardins ou l'art d'embellir les passages".

*12 Sebastien Roch Nicolas de Chamfort (geboren 1741, gestorben 1794) zeichnete sich durch gründliche und umfangreiche Kenntnisse, sowie durch Scharfsinn und literarischen Geschmack aus. Er lebte anfangs von einer Pension, die ihm sein Freund Chabanan abgetreten hatte, und von Schriftstellerei (zu nennen sind das Lustspiel „Le marchand de Smyrne" und das Trauerspiel „Mustapha et Zéangir"), wurde dann Secretär des Prinzen von Condé, später Vorleser bei der Schwester Ludwigs XVI., Prinzessin Elisabeth, und nach der Revolution Bibliothekar an der Nationalbibliothek. Da er, obwohl Anhänger der Revolution, deren Greuel mit Erbitterung verurtheilte, so wurde er verhaftet, aber bald wieder in Freiheit gesetzt.

*13 Jean Pierre Claris de Florian (geboren 1755, gestorben 1794) war zuerst Page im Dienste des Herzogs von Penthièvre, besuchte dann die Kriegsschule zu Lapaume und erhielt das Commando einer Reitercompagnie im Regiment Penthièvre. Nach einiger Zeit verließ er die militärische Laufbahn und trat wieder in die Dienste des Herzogs von Penthièvre. Hier fand er Muße zu literarischer Thätigkeit und ward Mitglied mehrerer Akademien, 1788 auch der französischen. In der Schreckenszeit der Revolution wurde er verhaftet, erhielt zwar seine Freiheit wieder, starb aber vierzehn Tage darauf. Florians Werke sind von verschiedenem Werte. Seine „Fables" dürften nach denen Lafontaines die besten ihrer Art in der französischen Literatur sein. Seine Lustspiele, wie „Les deux billets", „Le bon père", „La bonne mère", „Le bon fils" ꝛc. verrathen natürlichen Witz und unschuldige Heiterkeit. Seine Rittergeschichten und Erzählungen, am meisten aber sein „Numa Pompilius", sind durch ihre weichliche, süßelnde Sprache und langweiligen Inhalt eine geradezu unausstehliche Lectüre.

*14 Ludwig Philipp Herzog von Orléans (geboren 1725, gestorben 1755), war der Enkel des Regenten Philipp von Orléans und Vater des berüchtigten Orléans, der für den Tod Ludwigs XVI. stimmte.

*15 Charles Collé (geboren 1709, gestorben 1770), ein mittelmäßiger Lustspieldichter, dessen Leistungen nicht viel mehr wert waren als seine lockeren Sitten. Von seinen Stücken erhielten sich „Partie de chasse de Henry IV" und „Dupuis et Desronais" noch lange nach der Revolution auf dem Repertoire des Théâtre-français.

*16 Unter dem „großen König" ist Ludwig XIV. zu verstehen.

*17 Michel Jean Sédaine (geboren 1719, gestorben 1797) lernte in seiner Jugend das Maurerhandwerk, um Mutter und Geschwister zu ernähren. Den Beruf zum Theaterdichter in sich fühlend, widmete er sich der komischen Muse und förderte in der That einige Leistungen zutage, die über die Mittelmäßigkeit hinausragen, von denen das Lustspiel „Le Philosophe sans le savoir" wohl die beste ist. Außerdem schrieb er Operntexte und kleinere Sachen. Er wurde auch 1768 Mitglied der französischen Akademie.

## Fünfzehntes Capitel.

*1 Sieh die Charakterisierung dieses Mannes in der betreffenden früheren Anmerkung.

*2 „Réflexions données à la Reine de France."

*3 Wie sehr man bei Beurtheilung der Fehler Marie Antoinettes auch Erziehung und Beispiel mit in Anschlag bringen muss, ist aus Arneths Buche „Maria Theresia nach dem Erbfolgekriege" zu ersehen. In ersterer Hinsicht heißt es dort (p. 179): „Weniger Sorgfalt als auf den Unterricht ihrer Söhne scheint Maria Theresia auf denjenigen ihrer Töchter verwendet zu haben. Wer die Fertigkeit, mit welcher Josef und Leopold schon in ihrem Jünglingsalter ihre Gedanken und Ausführungen schriftlich auszudrücken wussten, mit der Art und Weise vergleicht, wie dies von Maria Theresias jüngster Tochter Antonia in deren ersten Briefen aus Frankreich geschah, der

wird bald über den Unterschied klar sein, welcher zwischen dem Unterrichte der Erzherzoge und ihrer Schwestern obwaltete."

## Sechzehntes Capitel.

*[1] Zur Charakterisierung der Lage und Stimmung in Bayern unmittelbar nach dem Tode Maximilians diene folgende Stelle aus Weiß' „Lehrbuch der Geschichte", 7. Bd., Einleitung, p. CCCLXIII bis CCCLXIX: „Ganz Bayern trauerte um den Heimgang des guten Kurfürsten Maximilian Josef, zumal Befürchtungen über die Zukunft des Landes laut wurden. Der frühere Gemeinsinn für das Reich hatte sich in den deutschen Staaten für das engere Vaterland zusammengezogen. Die Bayern fühlten sich als Bayern den Österreichern gegenüber, gegen welche sie in den Zeiten des spanischen und des österreichischen Erbfolgekrieges tapfer gekämpft hatten — und jetzt sollte ein großer Theil des Kurfürstenthums dennoch an Österreich kommen. Die Regierung ließ alsbald nach dem Tode Maximilians den Erben Karl Theodor als Kurfürsten ausrufen. — An das Haus des österreichischen Gesandten dicht mit dem Rücken gelehnt, stießen die bayerischen Soldaten dabei die Gewehre schwer nieder, wie wenn sie Österreichs Vertreter durch Drohung zum Verschweigen seiner Ansprüche zwingen wollten. Der neue Kurfürst Karl Theodor erschien auch schon am 2. Jänner 1778 in München, war aber peinlich berührt dadurch, dass man ihn feierlich in den Formen des Gesetzes in alle Landschaften installiert hatte, denn er hatte es anders mit Österreich verabredet, nämlich die Hälfte des alten Bayern an Österreich abzutreten, dafür sollte der Rest mit München als Hauptstadt mit den pfälzischen Landen unter ihm zu einem Ganzen vereint werden. Jetzt regte sich aber ernstlich das Stammesgefühl seiner neuen Unterthanen, Bayern sollte ungetheilt bleiben. Er erklärte dem österreichischen Gesandten, dass er unschuldig sei an der Veröffentlichung des Erbvertrages, den er mit Maximilian Josef nur in der Absicht geschlossen, um die maßlosen Anforderungen seiner Schwester Maria Antonia (Mutter des Kurfürsten von Sachsen und Schwester des verstorbenen Kurfürsten, die Bayern ganz allein als Erbschaft beanspruchte) zurückzuweisen; er habe sogar die Absicht gehabt, den verstorbenen Kurfürsten Maximilian zur Annahme des Vertrages (mit Österreich) zu bewegen, aber der unerwartet rasche Tod seines Vetters habe es vereitelt. Man möge ihm vertrauen und seine Verlegenheiten nicht durch voreilige Schritte vermehren. Seine Räthe meinten sogar, man solle Österreich, statt Bayern zu theilen, die obere Pfalz und das Sulzbachische Gebiet überlassen. Josef aber war ungeduldig, Österreich zu vergrößern — er trug sich sogar mit dem Gedanken, ganz Ober- und Niederbayern zu gewinnen; die Vortheile der Abrundung wären unbeschreiblich. Er zieh Karl Theodor der Unentschlossenheit und Bangigkeit, dass er den abgeschlossenen Vertrag noch nicht ratificiert habe; er befahl, in München anzufragen, ob er den Vertrag anerkennen oder ablehnen wolle, in welch letzterem Falle ganz Bayern als erledigtes Reichslehen erklärt und bis zum gerichtlichen Austrage sämmtlicher Erbansprüche im Namen des Kaisers in Besitz genommen würde. Am 14. Jänner 1778 unterschrieb der Kurfürst den Vertrag. Ehe aber die Nach-

richt davon in Wien eintraf, am 16. Jänner, hatten die Österreicher schon die angesprochenen Landschaften kraft Patentes des Kaisers und der Kaiserin in Besitz genommen und den Eid der Treue gefordert. Das Volk nahm sie mit Kälte auf, aber es würde sich doch nach und nach in die neue Regierung gefügt und für Österreich eine mächtige Verstärkung gebildet haben, wenn nicht Friedrich II. alle Gegner Österreichs vereinigt und seine ganze Macht gegen den Plan aufgeboten hätte."

*2 Misbrauch eines Ausspruches des Heilands im Evangelium.

*3 Unter dem „Vater" ist Kaiser Peter III. von Russland gemeint, der bekanntlich ein begeisterter Bewunderer Friedrichs II. war; unter dem „Nachfolger" ist wohl der damalige Großfürst Paul zu verstehen; warum Maria Theresia Peter III. als „sogenannten Vater" bezeichnet, ist nicht klar, ebensowenig, warum sie von Paul sagt, er sei „noch mehr Preuße" als jener, da doch der Großfürst von seiner Mutter, „die etwas davon zurückgekommen" ist, nämlich der Kaiserin Katharina II., von der Theilnahme an den Regierungsgeschäften gänzlich ferngehalten wurde.

## Siebzehntes Capitel.

*1 „Honneurs" hießen gewisse Hofchargen.

*2 Es war gebräuchlich, dass die Königin nach jeder Niederkunft Notre-Dame und Sainte-Geneviève besuchte.

*3 „Oui, pour fée étourdie à vos traits je me livre;
Mais si ma prophétie a manqué son effet,
Il faut vous l'avouer, c'est qu'en tournant le livre,
J'avais pour le premier pris le second feuillet."

*4 „Pour toi, France, un Dauphin doit naître,
Une princesse vient pour en être témoin;
Sitôt que vous voyez une Grâce paraître,
Croyez que l'Amour n'est pas loin."

*5 Die Erzherzogin Marianna (geboren 1738, gestorben 1789) machte Maria Theresia ob ihrer schwächlichen Gesundheit vielen Kummer. Die Kaiserin schrieb einmal über sie an den Hofrath von Doblhoff: „Ich habe gehört, Ihr gehet morgen nach (Maria-) Zell; ich recommandiere euch meine älteste Tochter in Euer Gebet, indessen sie, bis ich alldorten hinkommen kann, aufzuopfern, eine neuntägige Andacht in meinem Namen für selbe zu begehren, dann keine Bedenken habe, dass man es weiß; indessen zahlt für mich, wenn arme Leute dazu oder Messen zu geben wären. Ich habe sie zwar wie alles übrige Gott völlig geschenkt, nichtsdestoweniger kommt es mir gleichwohl sehr schwer an, denn (sie ist) die Größte und (hat) viel versprochen." Erzherzogin Marianna zog sich nach dem Tode ihrer Mutter in das Kloster der Ursulinnen in Klagenfurt zurück, ohne aber Nonne zu werden.

*6 (p. 324.) „Un jardinier, connu par son discernement,
Qui ne laissait jamais un bon terrain en friche,
Avait un jour enté dans un jardin charmant,
Sur un laurier de France, un beau rosier d'Autriche.

Son travail fut suivi du plus heureux succès.
L'arbuste, tout joyeuse de sa métamorphose,
Fit d'abord galammant les honneurs à la Rose.
Mais le propriétaire eut, peu de temps après,
La Rose autrichienne et le Laurier français."

*3 (p. 325.) Ne craignez, cher papa,
De voir z'augmenter votre famille;
Le bon Dieu z'y pourvoira.
Fait 's en tant que Versailles en fourmille
Yeut il cent Bourbons cheuz nous;
Il y a du pain, des lauriers pour tous."

Wie man sieht, finden sich in diesen volksthümlichen Versen Anklänge an den Pariser Volksdialect.

*4 (p. 328.) Jean Marie Collot d'Herbois wurde später einer der wüthendsten Jakobiner. Er stellte in der ersten Sitzung des Nationalconvents den Antrag, das Königthum abzuschaffen und die Republik zu proclamieren, was auch alsbald geschah. Im Jahre 1793 wurde er als Chef der Commission, welche die nicht genug republikanisch gesinnte Stadt Lyon züchtigen sollte, dorthin geschickt und führte, da ihm die in Permanenz erklärte Guillotine nicht schnell genug arbeitete, massenhafte Niederschießungen ein. Nach Robespierres Sturz nach Cayenne deportiert, starb er daselbst 1796.

*5 (p. 328.) „Pour le bonheur des français,
Notre bon Louis seize
L'est allié pour jamais
Au sang de Thérèse.
De cette heureuse union
Il sort un beau rejeton.
Pour répandre en notre cœur
Félicité parfaite,
Conserve, ô ciel protecteur,
Les jours d'Antoinette."

## Achtzehntes Capitel.

*1 Diese Ausführung von einem „geweihten Brote" ist an dieser Stelle nicht recht klar.

*3 „Basilica" ist hier im uneigentlichen Sinne genommen. Die Metropolitankirche von Paris wurde erst von Pius VII. zur Basilica minor erhoben.

*4 Das Nähere über den Temple folgt im zweiten Bande.

## Neunzehntes Capitel.

*1 Anna von Österreich wird in der französischen Geschichte die Mutter Ludwigs XIV., eine Prinzessin aus dem spanischen Zweige der Habsburger, genannt.

*2 Saint-Cyr, in der Nähe von Versailles im Departement Seine und Oise liegend, war berühmt durch die hier auf Betreiben der Frau von

Maintenon von Ludwig XIV. gegründete Erziehungsanstalt für 250 adelige Fräulein, die hier bis zu ihrem zwanzigsten Jahre unentgeltlich erhalten wurden; die erledigten Stiftplätze vergab der König. Die Leitung der Anstalt war einer eigens zu diesem Zwecke gegründeten Genossenschaft von Nonnen anvertraut. Nachdem die Anstalt während der Revolution ihr Ende gefunden hatte, errichtete Napoleon hier eine nachmals zu einer großen Bedeutung gelangte Militärschule, die noch heute besteht.

*3 Es gibt zweierlei Arten von bischöflichen Coadjutoren, je nachdem der Coadjutor entweder einem Bischof zur Unterstützung in der Regierung der Diöcese beigegeben ist, ohne zu dessen Nachfolger bestimmt zu sein, oder Coadjutor cum jure successionis (mit dem Rechte der Nachfolge) ist, in welchem Falle er nach dem Tode des Bischofs sofort ohne weitere Wahl, Ernennung oder Bestätigung dessen Nachfolger wird, so dass also dann keine Sedisvacanz eintritt und kein Capitularvicar gewählt wird. Es ist auch möglich, dass der Coadjutor sowohl das Recht der Nachfolge als Antheil an der Diöcesanregierung zu Lebzeiten seines Vorgängers hat.

Erzherzog Maximilian Franz Xaver Josef (geboren 1756, gestorben 1801) war, wie seinerzeit erwähnt, der jüngste Sohn des Kaisers Franz I. und der Kaiserin Maria Theresia. Nachdem er schon 1780 Hoch- und Deutschmeister geworden, wählten ihn nach verschiedenen Unterhandlungen die Capitel von Köln und Münster zum Coadjutor mit dem Rechte der Nachfolge, und 1784 trat er die Regierung des Kurfürsten- und Erzbisthums Köln und des Bisthums Köln wirklich an, scheint aber nie die Weihen empfangen zu haben. Bezüglich der weltlichen Regierung seiner Länder that er viel für deren Wohlfahrt, von kirchlichen Dingen verstand er soviel wie nichts, da er durchaus nicht aus Beruf und eigenem Antriebe sich dem geistlichen Stande zuwandte, sondern hier in dem unablässigen Treiben seiner Mutter nachgab, die dies für die beste Versorgung ihres Jüngstgebornen hielt. Im Herbste 1794 musste er vor den siegreichen Franzosen flüchten, hielt sich anfangs in Mergentheim, dem damaligen Sitze der Hoch- und Deutschmeister, auf, und begab sich 1800 nach Wien. Er starb zu Hetzendorf. Die Geschichte seiner Wahl ist in Bezug auf die damaligen Zustände der deutschen Kirche sehr lehrreich.

*4 Behufs Erklärung, Ergänzung und theilweiser Berichtigung des im Buche über die Streitigkeiten mit Holland Erzählten erachten wir es für angezeigt, die folgende Darstellung der ganzen Angelegenheit zu geben, bei der wir uns an die „Österreichische Geschichte für das Volk", XIV, „Kaiser Josef II. und Leopold II." von Dr. Albert Jäger (Wien, 1867) halten: Im Frieden zu Münster vom 30. Jänner 1648, durch welchen die Unabhängigkeit der Vereinigten Niederlande, die sich von Spanien losgerissen hatten, anerkannt wurde, musste sich König Philipp IV. von Spanien die demüthigende Bedingung gefallen lassen, die zehn katholischen Provinzen, die bei Spanien blieben, auf ewige Zeiten des Rechtes zu berauben, Seehandel zu treiben, wozu doch die Lage des Landes die günstigste Gelegenheit bot. Die große Wasserstraße des Scheldestromes sollte von den Anwohnern nie zu diesem Zwecke benützt werden dürfen, die Holländer sollten das Recht haben, die

Mündungen des Stromes und alle in die See führenden Canäle geschlossen zu halten. Als infolge des Utrechter Friedens 1713 die spanischen Niederlande an Österreich kamen, willigten die Seemächte in diese Abtretung nur unter der Bedingung, dass die Scheldesperre aufrechterhalten und überdies ihnen an der Südgrenze Belgiens eine Reihe von Festungen eingeräumt werden sollte, die als „Barrière" gegen Frankreich zu dienen hätten. Es kam nach langen Verhandlungen zu Antwerpen am 15. November 1715 zum sogenannten „Barrière-Vertrag", der mittelst der holländischen Besatzungen in den belgischen Plätzen dem Lande eine neue Fessel anlegte. Weder Kaiser Karl VI. noch Maria Theresia vermochten an diesem Zustande etwas Wesentliches zu ändern.

Anders wurden die Dinge unter Kaiser Josef II. Bald nach seiner Rückkehr aus den Niederlanden, 3. November 1781, kündigte er den Holländern den Barrière-Vertrag. „Der Kaiser habe," so musste dem holländischen Gesandten in Brüssel eröffnet werden, „bei seinem Aufenthalte in den Niederlanden bemerkt, dass es nicht zuträglich sei, alle Festungen daselbst beizubehalten, er habe daher die Schleifung des größten Theiles beschlossen und den Generalstaaten (so hieß die Regierung der Vereinigten Niederlande) Nachricht davon zu geben befohlen, damit sie ihren Truppen die diesfalls nöthigen Weisungen zukommen lassen könnten." Auf die Frage der Holländer, welche diese Festungen seien, wurde geantwortet: „Alle, in denen holländische Besatzungen liegen." Alle weiteren sowohl in Wien als auch in Brüssel gemachten Vorstellungen blieben unberücksichtigt. Kaunitz erwiderte dem Gesandten ebenso kurz als barsch: „Der Kaiser will von den Barrièren nichts mehr hören; sie existieren nicht mehr." Um der Sache ein Ende zu machen, gieng man energisch zuwerke; man fieng an, alle Festungswerke, mit Ausnahme derer von Luxemburg, Namur, Antwerpen und Ostende, zu schleifen; die holländischen Besatzungen mussten abziehen. Die Leichtigkeit, mit der die Vernichtung des Barrière-Tractats gelungen war, gab Muth, weiterzugehen; es sollte auch die Schelde geöffnet, Schiffahrt und Handel der Belgier von allen Hemmnissen befreit werden. Fürst Kaunitz sondierte zuerst, wie sich England zu diesem Unternehmen verhalten würde, es ergab sich aber schon aus den ersten Unterredungen mit dem britischen Gesandten, dass, so groß auch damals die Bedrängnis Englands und das Zerwürfnis mit Holland war, dennoch beide der Befreiung des belgischen Handels den größten Widerstand leisten würden. Selbst Frankreich ließ Sympathien für die Holländer durchblicken. Fürst Kaunitz fand daher für gut, mit seinen Forderungen nicht geradezu hervorzutreten, sondern auf Umwegen sein Ziel zu erreichen. Es gab eine Menge strittiger Gegenstände zwischen den österreichischen Niederlanden und Holland; sie konnten auch leicht vermehrt werden. Kaunitz zog diese hervor, z. B. Grenzstreitigkeiten noch vom Jahre 1648 her, unklare Punkte des Utrechter Friedens u. s. w. Er suchte die Holländer mit diesen Plackereien zu erschrecken und zu ermüden, um sie endlich mit der eigentlichen Forderung zu überraschen und gegen deren Zugeständnis auf alle anderen Streitpunkte zu verzichten. Man stritt bis zum Jahre 1784 hin und her, und als man endlich das beabsichtigte Ziel erreicht zu haben glaubte, ließ

der Kaiser plötzlich alle Unterhandlungen abbrechen und dem holländischen Gesandten zu Brüssel erklären: er wolle alle Forderungen fallen lassen, wenn die Republik sich bereit erkläre, die Schelde zu eröffnen, die Schiffahrt auf derselben freizugeben und den Belgiern nicht weiter zu wehren, aus ihren Häfen nach fremden Welttheilen Schiffahrt und Handel zu treiben.

Diese Erklärung war für alle überraschend; die Holländer sowie ihre Freunde und Vertheidiger sahen in dem Vorgehen des Kaisers nichts als Verletzung der Verträge, Willkür und Gewalt; selbst Kaunitz war nicht damit einverstanden. Beide Parteien handelten nun sofort. Josef erklärte, er werde die Schelde befahren lassen und jedes Hindernis als Kriegserklärung betrachten. Die Holländer erwiderten, die Republik werde zur Behauptung ihrer Rechte alle Mittel anwenden und gegen österreichische Schiffe, die die Schelde zu befahren versuchen würden, die für solche Fälle längst schon ertheilten Befehle vollziehen lassen. Am 1. October 1784 lief wirklich aus dem Hafen von Antwerpen ein leichtes Schiff unter kaiserlicher Flagge die Schelde hinab. Bei der holländischen Zollstätte wurde es angehalten, und da der Capitän sich durch keine Vorstellung zur Umkehr bewegen ließ, gaben die Holländer Feuer. Das Schiff musste der Gewalt weichen und nach Antwerpen zurückkehren. Bald darauf lief auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers ein österreichisches Schiff, von Ostende kommend, in die Schelde ein, um nach Antwerpen hinaufzufahren. Die Holländer brachten es nach Vließingen auf. Jetzt war der Krieg erklärt. Die holländischen Gesandten verließen Brüssel und Wien, der österreichische Gesandte, Baron von Reischach, den Haag, ohne Abschied zu nehmen; Kaiser Josef ließ 80.000 Mann marschieren. Die Holländer rüsteten, durchstachen bereits die Dünen an der Schelde, um ihre Forts unter Wasser zu setzen. Doch zum wirklichen Kriege sollte es nicht kommen; Josef stieß auf nicht gerechneten Widerstand. Während Ludwig XVI. seinen kaiserlichen Schwager in freundschaftlicher Correspondenz für den Frieden zu gewinnen suchte, erklärte dessen Minister Vergennes in diplomatischen Noten ganz entschieden, dass Frankreich einen Angriff auf Holland nicht zugeben könne. Josef sah das ganze Bündnis zwischen Österreich und Frankreich in Frage gestellt. Friedrich II., immer bereit, jede Verlegenheit Österreichs auszubeuten, erklärte, er könne in diesem Falle die österreichischen Truppen nicht als kaiserliche betrachten und ihnen den Durchzug durch seine Rheinlande nicht gestatten. Andere deutsche Fürsten, und unter ihnen sogar Josefs eigener Bruder Maximilian, Kurfürst von Köln und Bischof von Münster, schlossen mit den Holländern Subsidientractate und überließen ihnen Truppen, Maximilian allerdings mit dem Vorbehalte, dass die seinigen gegen Kaiser, Reich und Österreich nicht verwendet werden sollten, was aber gar keinen praktischen Wert hatte.

Der Anlauf zur Scheldebefreiung und zur Sprengung der Fesseln des belgischen Handels nahm nun eine ganz eigenthümliche Wendung. Frankreich benützte eine der Actionen der Kaunitzschen Politik, um auf Grund derselben seine Vermittlung anzubieten. Fürst Kaunitz hatte die Öffnung der Schelde nur als Äquivalent für andere Ansprüche, die sein Kaiser dagegen aufzugeben bereit sei, verlangt. Diese Äußerung griff der französische Minister

Vergennes auf und machte geltend, daſs, da die Holländer dieſes Vergütungsmittel durchaus nicht annehmen zu können verſicherten, nichts übrig bleibe, als ein anderes zu ſuchen. Von der Scheldeöffnung konnte hinfort, als die Unterhandlungen wieder aufgenommen wurden, nicht weiter die Rede ſein. Der kaiſerliche Geſandte, Graf Mercy, erklärte endlich, daſs, wenn vorläufig wegen Beleidigung der kaiſerlichen Flagge eine öffentliche und vor Europa in die Augen fallende Genugthuung gegeben werde, ſein Monarch nicht abgeneigt ſei, alle Forderungen fahren zu laſſen und ſich mit einigen kleinen Grenzberichtigungen und einer Geldentſchädigung zu begnügen. Der Kaiſer verlangte zwölf Millionen holländiſche Gulden, und als dieſe Summe auf Seiten der Holländer auf großen Widerſtand ſtieß, wurde endlich der Ausgleich dadurch herbeigeführt, daſs Kaiſer Joſef zwei Millionen nachſah und Frankreich die Zahlung deſſen übernahm, was den Holländern wirklich oder angeblich nicht erſchwinglich war, nämlich zweieinhalb Millionen. Die kaiſerlichen Niederlande aber gingen leer aus; denn in dem Definitivtractate vom 11. November 1785 wurden den Holländern im allgemeinen die Rechte wieder eingeräumt, die ſie zum Nachtheile Belgiens ſeit mehr als hundert Jahren innegehabt. „Der Münſterſche Friede vom 30. Jänner 1648," ſo lautete der erſte und zweite Artikel, „wird beſtätigt mit der Beſtimmung, daſs ein kleiner Theil des Scheldeſtromes, von Antwerpen bis Soſtingen, der bisher ſtrittig war, dem Kaiſer zugeſtanden wird, der übrige Theil aber bis zum Ausfluſſe in das Meer verbleibt der Republik. Mit den Worten des Münſterſchen Tractates wird das Recht der Republik anerkannt, dieſen Theil des Stromes, der unter ihrer Hoheit iſt, ſowie die Canäle von Sas, Swye und andere ferner wie bisher verſchloſſen zu halten."

Von größtem Nachtheile waren aber die moraliſchen Folgen, die für Joſef aus dem ſo ſchnöde beendigten Unternehmen hervorgiengen. Nachdem die glänzendſten Hoffnungen auf eine beſſere Zukunft in Belgien angeregt waren, ſahen die Niederländer alles auf ein Geldgeſchäft hinauslaufen; es verbreitete ſich die Anſicht, man habe ihre Intereſſen geradezu verkauft. Dieſe Anſicht in Verbindung mit dem vom Kaiſer unmittelbar danach verhandelten Projecte des Austauſches Belgiens gegen Bayern wurde eine Quelle des bald ſich ſo verhängnisvoll entwickelnden Miſsvergnügens der Belgier. In der Achtung der europäiſchen Mächte hatte ſich Joſef durch das faſt ebenſo leichtſinnig begonnene als aufgegebene Unternehmen herabgeſetzt, und insbeſondere dem König Friedrich II. von Preußen, der ſchon lange die Rolle des Protectors deutſcher Freiheit im Reiche ſpielte, die erwünſchte Gelegenheit geboten, die deutſchen Fürſten zum Schutze ihrer, wie er vorgab, von den öſterreichiſchen Übergriffen bedrohten Selbſtändigkeit in den Fürſtenbund zu vereinigen, das erſte ſeit dem dreißigjährigen Kriege dem Reichsoberhaupte wieder feindlich gegenüberſtehende Bündnis. Überdies tadelte man ſpäter den Kaiſer wegen der Schleifung der Barrièren, indem er dadurch ſich ſelbſt jenes Schutzes beraubte, den er für den Fall, daſs das Bündnis mit Frankreich ſich auflöste, hätte wünſchen ſollen, und den man ſpäter, als die franzöſiſche Revolutionsflut gegen Belgien losbrach, in der That ſchmerzlich vermiſste.

Da Kaiser Josefs Project eines Austausches Belgiens gegen Bayern in naher Beziehung zum Scheldestreite steht und auch vom Verfasser erwähnt wird, so thut auch hierüber Aufklärung noth.

Die Erwerbung Bayerns war 1777 durch den bayerischen Erbfolgekrieg verhindert worden; 1784 aber Russland auf Seite Österreichs, und die Ausführung des Gedankens konnte sogar dessen Unterstützung finden. Neben der veränderten Stellung Russlands zu Preußen bildeten ohne Zweifel auch die Eroberungen, welche die Russen in den Jahren 1783 und 1784 in der Krim machten, einen Beweggrund für Josef zur Wiederaufnahme des Gedankens der Vereinigung Bayerns mit Österreich. Die Eroberung der Krim war der erste Schritt Russlands zur allmählichen Auflösung und Einverleibung der europäischen Türkei. Wollte Josef die Russen nicht einfach gewähren lassen, so musste er ihrer Tendenz auf irgendeine Weise entgegenwirken. Da er aber dies wegen seines Bündnisses mit ihnen auf directem Wege nicht thun konnte, glaubte er dasselbe Ziel zu erreichen, wenn er die Macht seiner Länder nach einer anderen Seite hin verstärkte, um das Gegengewicht herzustellen.

Ein anderer Bestimmungsgrund lag für Josef unstreitig in den Verhältnissen und in der geographischen Lage Belgiens. Die von dem Mittelpunkte der Monarchie entfernten niederländischen Provinzen, die mit dem Körper der österreichischen Erblande in gar keiner geographischen Verbindung standen, blieben immer die verwundbarste Seite Österreichs. Sie waren noch ein Rest jener ferngelegenen und weit zerstreuten Bruchtheile der spanisch-habsburgischen Monarchie, welche die schlaue Politik der Seemächte im Utrechter Frieden scheinbar zur Machtvergrößerung, in der That aber zur Schwächung Österreichs gleichsam als ebensoviele Säfte und Kräfte ableitende Fontanellen am österreichischen Staatskörper angebracht hatte. Die Politik, die Österreich wegen der Lage Belgiens zwischen England, Frankreich und Holland befolgen musste, war eine ganz andere, als die es in der Nachbarschaft Russlands, Preußens und der Pforte zu beobachten hatte. War Österreich hier eine Großmacht, so hieng es dort von dem guten Willen der Seemächte, ja sogar, wie wir gesehen haben, von dem guten Willen der deutschen Fürsten ab, indem diese den österreichischen Truppen nicht immer den Durchzug durch ihre Länder gestatteten. Endlich darf der Umstand nicht gering angeschlagen werden, dass Josef wohl fühlen musste, wieviel er infolge der bei seinem Regierungsantritte angeregten, aber nicht erfüllten Hoffnungen in den Augen der Belgier verloren hatte. Aus all diesen Gründen konnten daher die niederländischen Provinzen, selbst wenn es ein Opfer gekostet hätte, gegen das Österreichs Macht so sehr verstärkende Bayern leicht hingegeben werden. Josef wollte aber diesen Austausch nur auf dem Wege der friedlichsten Unterhandlungen bewerkstelligen.

In Baiern regierte derselbe Kurfürst Karl Theodor von Pfalz-Sulzbach, der nach dem Tode Maximilian Josefs 1777 als nächster Agnat zum Besitze der kurbayerischen Länder gekommen, und mit welchem schon vor dem Ausbruche des bayerischen Erbfolgekrieges wegen Abtretung Bayerns an Österreich unterhandelt worden war. Die Verhältnisse hatten sich am bayerischen Hofe seither nicht verändert. Karl Theodor war ohne legitime Nachkommenschaft,

umso leichter konnte er sich zu einem Ländertausch herbeilassen, zumal wenn derselbe für ihn wie für seine Verwandten sogar mit Vortheilen verbunden war. Man schätzte Belgien ohne Namur und Luxemburg auf 1,987.000 Einwohner und auf ein reines Einkommen von viereinhalb Millionen mit noch anderen großen Hilfsquellen, die durch die Anwesenheit eines eigenen Hafens im Lande zu viel höherem Erträgnisse gebracht werden konnten. Bayern dagegen war viel unbedeutender; es zählte 1777 nur 1,148.000 Einwohner und warf nicht mehr als drei Millionen Gulden Einkommen ab. Der Zustand des Landes war ein sehr verwahrloster; selbst Johannes Müller, der eifrigste Lobredner des Fürstenbundes und bezahlte Gegner des Tauschprojectes, muss gestehen, dass man in Bayern damals 6000 verödete Bauernhöfe zählte. Dem Kurfürsten Karl Theodor ließ Kaiser Josef den Tausch durch seinen Gesandten, dem Grafen Lehrbach, antragen; die Einwilligung wurde auch bald erlangt. Die Kaiserin Katharina von Russland war mit dem Projecte ganz einverstanden; sie übernahm es sogar, dem Herzog Karl von Zweibrücken, der, wie das erstemal, am ehesten einen Widerspruch erheben konnte, für den Plan zu gewinnen, indem ihr Gesandter beim oberrheinischen Kreise, Graf Nikolaus Romanzow, im Jänner 1785 beim Herzog erschien und ihn zur Einwilligung zu bewegen suchte. Allein da wiederholte sich dasselbe Spiel, das 1777 getrieben worden. Der Herzog Karl von Zweibrücken entdeckte das Project wieder dem König Friedrich II. von Preußen, und dieser schlug einen ungeheuren Lärm über den beabsichtigten Bruch des Teschener Friedens, wofür er nämlich Josefs Antrag ausgab. Er setzte alle Hebel in Bewegung, um die Kaiserin von Russland von Josef abzuziehen und insbesondere den französischen Hof gegen das, wie er es nannte, Europas Freiheit gefährdende Unternehmen zu alarmieren. Obgleich nun sowohl Katharina von Russland als auch Frankreich dem Könige von Preußen die beruhigende Antwort geben ließen, dass es sich um eine Verletzung des Teschener Friedens gar nicht handle, sondern nur um einen Tausch, der für das bayerisch-pfälzische Haus sogar vortheilhaft wäre, dass aber, wenn der Herzog die Sache anders ansehe, davon nicht weiter die Rede sein könne, und auch der Kaiser nicht weiter darauf bestehen würde, benützte Friedrich dennoch die Gelegenheit, um noch einmal, beinahe in der letzten Stunde seines Lebens, dem Hause Österreich einen Stoß zu versetzen, den Kaiser soweit als möglich um sein Ansehen im Reiche zu bringen und selbst noch einmal den Schirmherrn der Reichsfreiheit, wofür er sich so gerne ausgab, die aber niemand als er selbst gefährdete, zu spielen. Zu diesem Ende veranlasste er den obenerwähnten Fürstenbund, d. h. ein Bündnis der meisten Reichsfürsten gegen das Reichsoberhaupt.

Vom October 1784 bis über die Mitte des folgenden Jahres brachte es nun die preußische Agitation dahin, dass beinahe alle kleineren deutschen Fürsten auf ihre Seite traten. Vergeblich waren alle Bemühungen des österreichischen und des russischen Hofes, um sie von der Gefahrlosigkeit der vorgespiegelten Nebelbildes zu überzeugen; vergeblich erließ Kaiser Josef am 13. April 1785 ein Circularschreiben an alle österreichischen Gesandten im Reiche mit dem Auftrage, „die gehässigen Ausstreuungen, die dem Wiener Hofe gewaltsame

Austauschungen, Theilungs-, Säculariſations- und andere die deutſche Grundverfaſſung zerſtörende Projecte andichteten, für das, was ſie ſind, für offenbare Verleumdungen zu erklären"; umſonſt ließ der Kaiſer in einem zweiten Circulationsſchreiben „allen Reichsſtänden, die wirklich einige Beſorgniſſe wegen gefährlicher Abſichten von irgendeiner Seite her hegten, eine feierliche und förmliche Verbindung mit dem Reichsoberhaupte ſelbſt anbieten, und ihnen dadurch den thatſächlichſten Beweis von kaiſerlicher Vorſorge für die Aufrechthaltung der Reichsverfaſſung zu geben"; umſonſt waren alle dieſe Erklärungen — Preußen fand an feilen Literaten und Schmeichlern die thätigſten Agenten, um Öſterreich herabzuwürdigen und dafür ſeinen König mit dem Nimbus des reinſten Patriotismus umgeben zu laſſen, wie dies z. B. Dohm in ſeinen „Denkwürdigkeiten" that, oder Johann Müller, der in chamäleonartigem Farbenwechſel ſeiner politiſchen Grundſätze aller Fürſten Brot aß und als ein in Wort und Schrift glühender Schweizer Republikaner nacheinander dem geiſtlichen Kurfürſten von Mainz, dann Öſterreich, Preußen, Napoleon und zuletzt dem Könige Hieronymus von Weſtfalen diente.

Schloſſer bemerkt über den Fürſtenbund und das Tauſchproject, er erwähne derſelben nur deswegen, „weil viel Lärm gemacht, viel darüber geredet und geſchrieben, mit lächerlicher diplomatiſcher Geheimkrämerei viele koſtſpielige Sendungen veranſtaltet und viele Depeſchen gefertigt und herumgetragen wurden ... und doch zeigte ſich bald, daſs alles ein blinder Lärm geweſen." Dem war doch nicht ſo! Denn was Friedrich II. eigentlich wollte, hat Dohm mit einem Cynismus ausgeſprochen, als wenn er uns mit dem edelſten Grundſatze der preußiſchen Politik bekanntzumachen hätte. „Es iſt für das Gleichgewicht Europas," ſchreibt er, „von der äußerſten Wichtigkeit, daſs Frankreichs Macht gegen Öſterreich nicht allzuſehr geſchwächt werde. Allen Mächten muſs daran gelegen ſein, daſs Öſterreich ſeine ſchwache Seite durch den Beſitz der Niederlande nicht verliere und durch den Erwerb von Bayern nicht Frankreich für immer außerſtand ſetze, im Deutſchen Reiche Bundesgenoſſen zu haben und, wenn unter dieſen, wie natürlich, der Regent Bayerns ſich befinde, durch den Beſitz der Donau geſichert, bis ins Herz der öſterreichiſchen Staaten einzudringen — ein in der That ſchon mehr als einmal entworfener und ſehr einfacher Plan!"

## Zwanzigſtes Capitel.

*1 König von Polen war damals der ſchon einmal erwähnte Stanislaus II. Poniatowski, ein voltairianiſch angeſteckter Mann von lockeren Sitten.

*2 Sorbonne hieß urſprünglich ein von Robert von Sorbon, Kaplan Ludwigs des Heiligen, um 1250 an der Pariſer Univerſität geſtiftetes Collegium für Säculargeiſtliche. Später gieng der Name auf die theologiſche Facultät ſelbſt über. Die Gutachten und Beſchlüſſe der Sorbonne über kirchliche und theologiſche Fragen und Gegenſtände genoſſen in Frankreich ein ſehr hohes Anſehen; leider verfiel die Sorbonne nach dem Aufkommen des Gallicanismus faſt ganz dieſer höchſt verderblichen Richtung und trat manchmal in directe Oppoſition gegen den apoſtoliſchen Stuhl.

*3 Cardinal Ludwig Renatus Eduard Rohan (geboren 1734, gestorben 1802) ist, abgesehen von seinem endlichen Insichgehen im Greisenalter, ein abschreckendes Beispiel der Gefahren, die der Kirche drohen, sobald die Besetzung geistlicher Stellen und Würden mehr oder weniger in die Hände weltlicher Machthaber gelegt ist. — Es ist zu bemerken, dass Cardinal Rohan eine doppelte Ordinariatsjurisdiction besaß: als Bischof von Straßburg, als welcher er Suffragan des Erzbischofes von Mainz war, und als Großalmosenier von Frankreich, als welcher er unmittelbar unter dem Papste stand (denn die Hofgeistlichkeit ist exempt) und über den gesammten Hofclerus und die Kapellen in den königlichen Palästen und Schlössern gesetzt war.

Es ist ferner der Wahrheit gemäß zu bemerken, dass sowohl Cardinal Rohan sich schwer gegen die Kirchengesetze vergieng, als er sich vor ein weltliches Forum stellen ließ, als auch, dass Ludwig XVI. incorrect handelte, als er den Cardinal ohneweiters, ohne sich mit dem apostolischen Stuhle ins Einvernehmen zu setzen, zur gerichtlichen Verantwortung zog; denn nur der Papst ist Richter über die Cardinäle, und ihm steht es von Fall zu Fall zu, die Procedur gegen einen angeklagten Cardinal zu bestimmen.

*4 Alexander Graf von Cagliostro (geboren 1743, gestorben 1795) war das Pseudonym für Josef Balsamo, einen der listigsten und gewandtesten Hochstapler, Gauner und Betrüger des vorigen Jahrhunderts; er hielt sozusagen ganz Europa zum Narren. Nachdem er von seinen Wanderungen durch Europa 1789 nach Rom zurückgekehrt war und sich dort der Freimaurerei widmete, wurde er auf die Engelsburg gebracht und von der Inquisition 1791 wegen der Unsumme seiner Betrügereien und der Gemeinschädlichkeit seines Treibens zum Tode verurtheilt, von Pius VI. aber zu lebenslänglichem Gefängnis begnadigt.

*5 „Notre Saint Père l'a rougi;
Le Roi, la Reine l'ont noirci;
Le Parlement le blanchira.
Alleluia!"

Man sang noch ein anderes, für den Cardinal wenig schmeichelhaftes Couplet, das auf seine Vertheidigungsweise anspielte und lautete:

„Oliva dit qu'il est dindon;
La Motte dit qu'il est fripon;
Lui se proclame un vrai béta
Alleluia!"

## Einundzwanzigstes Capitel.

*1 „Calonne n'est pas ce que j'aime;
Mais c'est l'or qu'il n'épargne pas.
Quand je suis dans quelque embarras,
Alon je m'adresse à lui-même.
Ma favorite en fait de même.
Et puis nous en rions tout bas, tout bas."

*2 Athalija, französisch Athalie, aus dem Hause der Könige von Israel stammend, ließ als Königin von Juda nach dem Tode ihres Gatten Joram 42 Prinzen des davidischen Geschlechtes ermorden. Nur der kleine Joas ward durch Josabed, Jorams Schwester und des Hohenpriesters Jojada Gattin gerettet und heimlich im Tempel auferzogen. Später ließ Jojada den Prinzen zum Könige ausrufen und die Usurpatorin in einem Volksaufstande tödten. Racine bearbeitete diesen Stoff dramatisch in seiner „Athalia", und Stellen daraus wandte man boshafterweise auf Marie Antoinette an.

*3 „Le Roi boit, la Reine mange, le peuple crie."

## Zweiundzwanzigstes Capitel.

*1 Die Notabeln waren eine Art Surrogat für die General- oder Reichsstände, wurden aber nicht gewählt, sondern vom Könige ernannt. Sie waren seit 1626 nicht mehr zusammenberufen worden. Das Berufungsschreiben vom 29. December 1786 war an 7 Prinzen von Geblüt, 9 Herzoge und Pairs, 8 Marschälle, 22 Edelleute, 8 Staatsräthe, 4 Requêtenmeister (maîtres des requêtes, hohe Beamte zur Entgegennahme der Bittschriften an den König und Berichterstattung darüber; sie bildeten später auch einen Gerichtshof), 11 Erzbischöfe, 17 Oberrichter, 12 Abgeordnete des Pays d'états, den sogenannten Civillieutenant und 25 Beamte verschiedener Städte gerichtet.

*2 Manche Staatsmänner waren weniger vertrauensselig als der König und theilten die Befürchtungen der Königin. Von Rom aus schrieb Cardinal Berais an Vergennes am 13. Februar, gerade am Todestage dieses Ministers: „Ich bin ziemlich alt, möchte aber noch älter sein. Die Zukunft flößt mir Furcht ein." Auch die später erfolgende Einberufung der Generalstände verscheuchte die düsteren Ahnungen des alten Cardinals nicht. — Man hatte sich zwar in der Notabelnversammlung über gewisse Punkte so ziemlich geeinigt, allein förmliche Beschlüsse kamen nicht zustande und daher auch nicht zur Ausführung. Solche Punkte waren: 1. Einführung von Provinzialversammlungen; 2. jährliche Aufstellung einer Übersicht der Einnahmen und Ausgaben; 3. Abschaffung der Frohndienste; 4. Aufhebung der Landzölle und der Zollschranken im Innern; 5. allmähliche Aufhebung der Salzsteuer; 6. Freigebung des Getreidehandels und des inneren Handels überhaupt; 7. Bonificationen in allen Zweigen der Verwaltung und jährliche Ersparungen von wenigstens vier Millionen; 8. Ersparungen im Hofstaate der Königin und der Prinzen; 9. eine jährliche Anleihe von fünfzig Millionen; 10. eine Auflage von fünfzig Millionen auf solche Gegenstände, deren Besteuerung dem Volke am wenigsten zur Last fallen würde; 11. die Provinzialversammlungen sollen nicht eher in eine neue Auflage willigen, bis die Ersparungen vierzig Millionen erreicht hätten.

*3 Wir geben hier eine Übersicht des französischen Steuer- und Abgabenwesens vor der Revolution. Es bestanden: 1. die directen Steuern, und zwar: Grundsteuer (taille), Kopfsteuer (capitation), eine Einkommensteuer, genannt „Vingtièmes", der Zehent des Clerus, die Frohnen (corvées), Natural- oder Geldleistungen zur Herstellung und Erhaltung der Straßen. Die zweite Classe von Abgaben waren die Domänen- und Domanialabgaben. Jene

bestanden aus den königlichen Forsten, den Landdomänen (domaines rurales), dem Heimfalls- (auboie) und Strandrecht (épane) ꝛc. Diese waren: Eine Einschreibgebür (insinuation) für alle Besitzveränderungen; eine andere, genannt droit de contrôle, für alle anderen Privaturkunden; der Stempel (timbre): die Grundbuchsgebür (droit d'hypothèque); eine Gebür, der die Besitzer und Erwerber von Gütern der sogenannten todten Hand unterworfen waren, daher droit d'amortissement genannt; dann noch einige andere droits. Die dritte Abgabenclasse waren die indirecten Steuern, und zwar: die droits de quatre membres, eine Abgabe auf Wein, Bier, Brantwein, Liqueur, Essig, Fische, Vieh ꝛc. (nur in Flandern); die droits de vins de Port-Louis, eine Getränkein der Bretagne; die drückendste indirecte Steuer war jedenfalls die Salzsteuer (gabelle); das Tabakmonopol; die Zölle (douanes oder traites); die caisse de Commerce, ein Einfuhrzoll auf Colonialwaren; die Spiegelsteuer, (droit sur les glaces) und einige andere von geringerer Bedeutung. Dazu kamen noch: die Lotterien, das Münzrecht, die Briefpost, eine Taxe bei Ämterverleihungen (marc d'or), die Revenus casuels (Einnahmsquellen verschiedener Art), ein Zehntel von den Pensionen, Renten u. dgl., die Judentaxe, die corsischen Abgaben, die Apanagen für die königlichen Prinzen und noch einige andere. Die bisher genannten Abgaben flossen sämmtlich in den Staatsschatz. Dazu kamen noch die Provinzial-, Communal- und herrschaftlichen Abgaben, der kirchliche Zehent, die Kanzleisporteln, die droits d'amiranté zu Gunsten der Admirale von Frankreich ꝛc.

*4 „Ni Neckraille ni prétraille."

*5 Wie wir gesehen, war Loménie de Brienne wirklich ein Ungläubiger.

*6 Die ehemalige Gardegendarmerie hatte keinen Polizeidienst zu versehen und ist nicht zu verwechseln mit der später errichteten, als bewaffnete Polizeimacht dienenden Gendarmerie.

*7 Principalminister (Ministrissimus) ist derjenige Minister, auf den der Monarch seine ganze Autorität überträgt und dessen Ansichten sich alle andern Minister unterwerfen müssen, während der Premierminister der Präsident des Cabinets ist. Ersterer kann naturgemäß nur in absoluten Monarchien vorkommen.

*8 Über Cardinal Loménie de Brienne gilt das oben über Cardinal Rohan Gesagte, nur leider war bei Loménie von einer Umkehr keine Rede.

*9 Es ist der Erbstatthalter Wilhelm V. von Oranien gemeint.

*10 Tippoo-Saleb (Saïb) war seit 1782 Sultan von Mysore in Vorderindien. Er hatte den Briten unversöhnlichen Hass geschworen und suchte gegen sie ein Bündnis mit Frankreich zustande zu bringen. Im Jahre 1799 lieferten ihm die Engländer einen Entscheidungskampf, in dem er unterlag. Er fiel auf den Wällen seiner Festung Seringapatam mitten im Kampfe.

*11 Fredegunde (geboren 543, gestorben 597), Gemahlin des französischen Königs Chilperich von Neustrien, durch ihre Mordlust und Grausamkeit berüchtigt.

*12 Katharina von Medici war bekanntlich die Urheberin der sogenannten Bartholomäusnacht.

*13 États généraux hießen die französischen Reichsstände (Generalstände, Generalstaaten). Sie waren seit 1614 nicht zusammenberufen worden. Die Geschichte der États généraux (mit Ausnahme derer von 1789) behandelt in ausgezeichneter Weise das dreibändige Werk von Picot: „Histoire des États généraux“ (Paris 1872).

*14 Obwohl es begreiflicherweise manche wirklich schlechte, revolutionär gesinnte Mitglieder unter dem Clerus gab, darf man aus dieser „ganz ungewöhnlichen Sprache“ keineswegs auf eine die Königstreue verletzende Gesinnung der Geistlichkeit im allgemeinen schließen. Aber die Geistlichkeit kannte eben die Leiden und die Stimmung des Volkes und hielt sich zu einer freimüthigen Äußerung hierüber berechtigt.

*15 Die Päpste ließen sich eben damals durch dringende Empfehlungen der Potentaten allzuleicht herbei, Leuten den Purpur zu verleihen, die nichts weniger als geneigt waren, ihrem Eide gemäß die römische Kirche „bis zur Vergießung des Blutes“ zu vertheidigen.

*16 Emanuel Josef Graf von Sièyes (geboren 1748, gestorben 1836) war Generalvicar des Bischofs von Chartres, als er 1789 zum Abgeordneten des dritten Standes von Paris erwählt wurde. Zu den ersten revolutionären Acten des dritten Standes trug Sièyes wesentlich bei. Er stellte den Antrag, den dritten Stand zur Nationalversammlung zu erklären, nach der königlichen Sitzung vom 23. Juni 1789 forderte er mit den Worten: „Nous sommes aujourd'hui ce que nous étions hier, Délibérons“ zum Verharren im Sitzungssaale auf, trotzdem der König die Sitzung aufgehoben hatte, und Geistlichkeit und Adel sich entfernt hatten, er drängte auch zur Leistung des revolutionären Eides im Ballhause; als es sich aber um die Aufhebung des geistlichen Zehents handelte, rief er doch aus: „Sie wollen frei sein und verstehen nicht gerecht zu sein.“ Einerseits stimmte er gegen das dem Könige einzuräumende Veto, andererseits trat er entschieden für die monarchische Regierungsform ein, und zwar mit der Begründung: „Nicht um alten Gewohnheiten zu schmeicheln, nicht um irgendeiner abergläubisch royalistischen Gesinnung willen ziehe ich die Monarchie vor; ich gebe ihr den Vorzug, weil es mir erwiesen scheint, dass in einer Monarchie für den Staatsbürger mehr Freiheit ist als in einer Republik, und dass man unter jeder Voraussetzung bei der ersten dieser Regierungsformen freier ist. Der beste Zustand aber ist der, wo alle in Ruhe den größten Umfang der möglichen Freiheit genießen.“ Er überstand glücklich alle Phasen der Revolution, wurde mit Bonaparte und Ducos Consul und trat später in den Senat. Seit 1830 lebte er, ein hoher Achtziger, in großer Zurückgezogenheit in Paris. Ob er vor seinem Tode sich von seinen Verirrungen bekehrte, ist uns nicht bekannt.

*17 Die Broschüre war betitelt: „Qu'est ce que le tiers-état?“ und stellte folgende Fragen und Antworten auf: „1. Qu'est ce que le tiers-état? — Tout! 2. Qu'a-t-il été jusqu'à présent dans l'ordre politique? — Rien! 3. Que demande-t-il? — A être quelque chose.“ Die erste dieser Antworten ist eine vage Übertreibung, die zweite eine entschiedene historische Unwahrheit.

*18 Es waren von 1302 bis 1614 im ganzen 33 Versammlungen der Generalstände abgehalten worden. Die letzte bestand aus 140 Geistlichen, 132 Adeligen und 192 Mitgliedern des dritten Standes oder der Gemeinen. Virilstimmen gab es bei den Generalständen nicht, die Zugehörigkeit konnte nur durch Wahl erworben werden. Die Wahlen geschahen nach Oberämtern (Bailliages et Sénéchaussées), zu deren Competenz sowohl judicielle als administrative Angelegenheiten gehörten, und an deren Spitze ein Bailli stand.

*19 „Au milieu des chalons extrêmes,
Heureux d'amuser vos loisirs,
J'avais soin près de vous d'attirer les Zéphirs;
Les Amours y viendront d'eux-mêmes."

*20 Der Graf von Provence mag später immerhin manches von dem bereut haben, was er früher gesagt und gethan hatte, allein von einer besonderen Reife des Charakters und der Gesinnung konnte wohl auch dann nicht die Rede sein, als er Ludwig XVIII. geworden war; wenigstens die entsprechenden Thaten waren nicht vorhanden.

*21 Prinzessin Louise (Mutter Theresia vom heiligen Augustin) war allerdings eine Heilige, allein auch die Heiligen besitzen nicht alle Gaben in solchem Grade, dass sie nicht z. B. durch Vorspiegelungen und Verschweigungen getäuscht werden könnten.

*22 Ludwig Heinrich Josef Herzog von Bourbon (geboren 1756, gestorben 1830) fasste, kaum 15 Jahre alt, eine heftige Leidenschaft zu Louise Marie Thérèse Mademoiselle d'Orléans (geboren 1750), entführte diese und bekam von ihr einen Sohn, den späteren Herzog von Enghien. Im Jahre 1778 hatte er ein Duell mit dem Grafen von Artois, weswegen er nach Chantilly verwiesen wurde. Er endete nach der Julirevolution durch Selbstmord.

# Inhalts-Verzeichnis.


Seite

Vorbericht zur deutschen Ausgabe . . . . . V

Vorrede und Einleitung des Verfassers . . . . . XIII

Erstes Capitel: Geburt Marie Antoinettes. — Graf Tarouca. — Der Dichter Metastasio. — Erziehung. — Gräfin Brandeis. — Gräfin Lerchenfeld. — Tod Franz I. — Seine Weisungen für seine Kinder. — Abbé de Vermond. — Vermählungsfeier. — Marie Antoinettes Abreise. — Weisungen der Kaiserin an ihre Tochter . . . . . 1

Zweites Capitel: Die Dauphine in Frankreich. — Straßburg. — Nancy. — Reims. — Compiègne. — Porträt der Dauphine. — Marie Antoinette in St. Denys. — Souper in La Muette mit Frau du Barry. — Vermählungsfeier zu Versailles. — Ansprüche der Prinzessinnen aus dem Hause Lothringen. — Pariser Feste. — Katastrophe auf der place Louis XV. — Brief des Dauphin an den Polizeilieutenant . . . . . 19

Drittes Capitel: Die königliche Familie im Jahre 1770. — Der König. — Der Graf von Provence. — Der Graf von Artois. — Die Prinzessinnen Clotilde und Elisabeth . . . . . 37

Viertes Capitel: Hofränke. — Die vorhandenen Parteien. — Spionage des Herzogs von Vauguyon. — Glückliches Auftreten der Dauphine. — Die Gräfin von Grammont. — Ein Tag aus dem Leben Marie Antoinettes. — Lectüre. — Vorstellungen Maria Theresias. — Nach einigem Widerstreben unterwirft sich diesen die Dauphine . . . . . 48

Fünftes Capitel: Was man von den Vorwürfen Maria Theresias an ihre Tochter zu halten hat. — Marie Antoinettes Rathgeber. — Graf de Mercy. — Seine Mittel, Erkundigungen einzuziehen. — Der Abbé de Vermond. — Marie Antoinettes Reitlust. — Einfluss der Prinzessinnen. — Wie dieser Einfluss zustande kam. — Der Hofstaat der Dauphine. — Gräfin de Noailles. — „Madame Etikette." — Die Gräfinnen de Cossé und de Mailly. — Einkleidung von Madame Louise. — Nachtheile des Einflusses der Prinzessinnen auf ihre Schwägerin. — Gräfin de Narbonne und Marquise de Durfort. — Verhältnis zwischen dem König und Marie Antoinette. — Verminderung des Einflusses der Prinzessinnen. — Missstimmung Madame Adelaides. — Ihr Groll . . . . . 62

Seite

Sechstes Capitel: Der Herzog von Choiseul in Ungnade. — Sein Triumph in der Verbannung. — Sein Charakter. — Fall der Parlamente. — Missstimmung des Publicums. — Der Herzog von Aiguillon. — Die Gräfin du Barry. — Stolze Haltung der Dauphine gegenüber der Favoritin. — Der König ist unzufrieden. — Vorstellungen Maria Theresias. — Brief des Fürsten Kaunitz an Mercy. — Directes Eingreifen Ludwigs XV. — Beharrlichkeit der Kaiserin. — Heftige Briefe zwischen Mutter und Tochter. — Madame du Barry sucht sich der Dauphine zu nähern. — Es gelingt nicht. — Die Geschichte rechtfertigt in diesem Streite vollständig Marie Antoinette . . . . . 79

Siebentes Capitel: Volksthümlichkeit der Dauphine. — Züge ihrer Güte. — Der Bauer von Achères. — Brand des Hotel-Dieu. — Einzug des Dauphin und der Dauphine in Paris. — Allgemeine Begeisterung. — Brief Marie Antoinettes an ihre Mutter. — Vorstellungen in der Comédie-Française und in der Comédie-Italienne. — Der Graf von Provence und der Graf von Artois. — Ihre Ehen. — Ihre Beziehungen zur Dauphine. — Unterhaltungen der jungen Ehepaare. — Theaterspiel in den inneren Appartements. — Vertrauter Umgang des Dauphin und der Dauphine. — Der Dauphin wird weniger schüchtern, die Dauphine nachdenkender. — Feste Stellung Marie Antoinettes am Hofe zu Anfang 1774 . . . . . 99

Achtes Capitel: Tod Ludwigs XV. . . . . 119

Neuntes Capitel: Anfang der Regierung Ludwigs XVI. — Schwierigkeiten der Lage. — Hoffnungen des Volkes. — Volksthümlichkeit des neuen Herrscherpaares. — Berufung Maurepas' ins Ministerium. — Sturz der alten Minister. — Rückkehr Choiseuls. — Politische Haltung der Königin. — Ihr Widerwillen gegen die Geschäfte. — Maria Theresia, Mercy und Vermond fordern sie auf, sich damit zu befassen. — Marie Antoinette widersteht diesen Rathschlägen. — Soupers des Hofes. — Die Etikette. — Die Königin sagt sich davon los. — Unzukömmlichkeiten hieraus. — Impfung des Königs . . . . . 125

Zehntes Capitel: Neues Ministerium. — Du Muy. — Turgot. — Vergennes. — Rückberufung der Parlamente. — Marie Antoinette, Königin der Mode und des Geschmackes. — Fräulein Bertin. — Die Frisur. — Hofvergnügungen. — Begeisterung Horace Walpoles. — Mäßigung der Königin in ihren Ausgaben. — Ihre Popularität. — Aufführung der „Iphigenie" von Gluck. — Güte der Königin. — Die Herren d'Affas, de Bellegarde, de Castelnau, de Pontécoulant. — Plänkeleien in der königlichen Familie. — Erste Verleumdungen. — Beaumarchais und der Jude Angelucci. — Reise des Erzherzogs Maximilian. — Rangstreitigkeiten. — Ungeschicklichkeiten des Erzherzogs. — Der Spitzname „die Österreicherin". — Marie Antoinette kann nicht mehr deutsch . . . . . 146

Seite

Elftes Capitel: Salbung des Königs. — Feste in Reims. — Rührung der Königin. — Ihr Brief an die Kaiserin. — Hochzeit der Prinzessin Clotilde. — Abermaliger vergeblicher Versuch, die Rückberufung Choiseuls zu erwirken. — Process des Grafen de Guines. — Exil des Herzogs von Aiguillon. — Ernennung Malesherbes'. — Reformen Turgots. — Sie erregen Murren. — Turgots Sturz. — Antheil der Königin daran. — Brief Mercys an Maria Theresia . . . . . 166

Zwölftes Capitel: Periode der Zerstreuung. — Pferderennen. — Jagden im Boulogner Walde. — Schlittenfahrten. — Reisen nach Paris. — Bälle in der Oper. — Abenteuer des Grafen von Provence. — Die Königin im Fiaker. — Vernachlässigung der Etikette. — Bedauernswerte Nachgiebigkeit des Königs. — Ausgaben der Königin. — Juwelen. — Spiel. — Die Banquiers in Fontainebleau. — Trotz allem bleibt die Königin den Übungen der Frömmigkeit treu. — Was Mercy über Charakter und Betragen Marie Antoinettes während dieser Periode dachte. — Urtheil des Prinzen von Ligne. — Desgleichen des Grafen von Goltz. — Eine Seite aus „Souvenirs et mélanges" von Graf d'Haussonville . . . . . 180

Dreizehntes Capitel: Gesellschaft der Königin. — Die Prinzessin de Lamballe. — Ihre Ernennung zur Oberintendantin des Hofstaates der Königin. — Gräfin de Dillon. — Prinzessin de Guéménée. — Gräfin Jules de Polignac. — Der Familie Polignac erwiesene Gunstbezeigungen. — Die Gesellschaft Polignac. — Graf de Vaudreuil. — Graf d'Adhémar. — Baron Besenval. — Herzog de Guines. — Herzog de Lauzun. — Die Fremden. — Von der Marck. — Eßterházy. — Stedingk. — Fersen. — Rivalität der Favoritinnen der Königin. — Sinken des Einflusses der Prinzessin de Lamballe. — Wachsender Einfluss der Frau v. Polignac. — Unzukömmlichkeiten dieses Einflusses. — Die Königin vermag dem Drängen ihrer Freunde nicht zu widerstehen. — Wahre Ursachen der Zerstreuung Marie Antoinettes . . . . . 197

Vierzehntes Capitel: Trianon. — Der König schenkt der Königin Klein-Trianon. — Das Schloss. — Die Gärten. — Exotische Bäume. — Der Bach. — Der Theatersaal. — Der Amortempel. — Das Belvedere. — Die Grotte. — Der Weiler. — Die Meierei. — Ansicht der Reisenden über Trianon. — Arthur Young. — Der Russe Karamsin. — Die Baronin Oberkirch. — Der Prinz von Ligne. — Die Gemächer. — Der Speisesaal. — Der kleine Salon. — Der Badesaal. — Das Boudoir. — Das Zimmer der Königin. — Marie Antoinette und die Künste. — Der Marie Antoinette-Stil. — Das Appartement der Königin in Fontainebleau. — Leben der Königin zu Trianon. — Feste zu Ehren hervorragender Besucher. — Marie Antoinette und die Literatur. — Musik. — Gluck und Piccini. — Die Schauspielertruppe der Königin. — Das Lustspiel in Trianon. — Die Ausgaben für Trianon. — Unzukömmlichkeiten von Trianon . . . . . 223

Seite

Fünfzehntes Capitel: Reise Josefs II. nach Frankreich. — Charakter des Kaisers. — Sein Reiseplan wird gefaßt, aufgegeben, wieder aufgenommen. — Freude der Königin über das Wiedersehen ihres Bruders. — Erste Zusammenkünfte. — Oft ungeschicktes Gezänke. — Der Kaiser und die Königin in der Oper. — Besuche der Denkmäler und vorzüglichsten Anstalten der Stadt Paris. — Zur Schau getragene Einfachheit. — Eingenommenheit des Publicums. — Abreise des Kaisers. — Sein Urtheil über die Königin. — Schriftlich hinterlassene Rathschläge. — Die Königin fügt sich ihnen einige Zeit, um dann in ihre Zerstreuung zurückzufallen. — Warum? . . . . . 260

Sechzehntes Capitel: Der bayerische Erbfolgekrieg. — Der Tod des Kurfürsten. — Josef II. besetzt Niederbayern. — Widerstreben seiner Mutter. — Rüstungen Friedrichs II. — Aufregung in Frankreich. — Maria Theresia nimmt die Vermittlung ihrer Tochter in Anspruch. — Fruchtlose Verhandlungen. — Kriegserklärung. — Marie Antoinette verlangt die Vermittlung Frankreichs. — Plötzliche Abnahme ihres Drängens. — Zusammenkunft mit Maurepas. — Berichte des Grafen von der Marck und des Grafen von Goltz. — Wahrer Umfang der Vermittlung der Königin in der bayerischen Angelegenheit. — Teschener Frieden . . . . . 283

Siebzehntes Capitel: Erste Schwangerschaft der Königin. — Ihr Glück. — Erziehungsträume. — Freunde des Königs. — Verschiedenartige Gefühle der königlichen Familie und des Hofes. — Böswilliges Gerede. — Niederkunft der Königin. — Gefahren hiebei. — Geburt einer Prinzessin. — Freude des Volkes, theilweise Enttäuschung. — Worte der Königin an ihre Tochter. — Te Deum in Notre-Dame. — Besserung im Verhalten der Königin trotz noch mancher unvermeidlicher Unzukömmlichkeiten. — Vertraulichkeit der beiden Gatten. — Zuneigung Marie Antoinettes zur Prinzessin Elisabeth. — Ungeduld Maria Theresias und des Publicums, einen Dauphin zu haben. — Fehlgeburt der Königin. — Tod Maria Theresias. — Schmerz Marie Antoinettes. — Zweite Reise Josefs II. nach Frankreich. — Geburt des Dauphin. — Allgemeines Glück . . . . . 301

Achtzehntes Capitel: Der amerikanische Krieg. — Franklins Mission. — Kriegserklärung. — Die Königin für die Amerikaner; sie protegiert Lafayette. — Ihre Sorgen während des Krieges. — Sie will nur von einem ehrenvollen Frieden etwas wissen. — Friede von 1783. — Dessen Folgen. — Fürstliche Besuche. — Die Prinzessinnen von Hessen-Darmstadt. — Graf und Gräfin du Nord. — Feste in Trianon und Chantilly. — Der König von Schweden. — Prinz Heinrich von Preußen. — Geburt des Herzogs von der Normandie. — Bankerott des Prinzen de Guéménée. — Die Herzogin von Polignac Gouvernante der königlichen Kinder . . . . . 330

Seite

Neunzehntes Capitel: Die Königin und die Politik. — Ihre natürliche Abneigung gegen die Geschäfte. — Maurepas' Mißtrauen. — Brief der Königin an Josef II. — Ernennung der Herren v. Ségur und Castries. — Sympathie der Königin für Necker; sie unterstützt ihn bei der Veröffentlichung des Rechenschaftsberichtes. — Neckers Sturz. — Tod Maurepas'. — Joly de Fleury. — D'Ormesson. — Calonne. — An der Ernennung des letzteren nimmt Marie Antoinette schwachen Antheil. — Ihre Abneigung gegen ihn. — Die österreichische Politik. — Wahl Maximilians zu Köln. — Streit Josefs II. mit Holland. — „Figaros Hochzeit." — Die Königin läßt in Trianon den „Barbier von Sevilla" aufführen . . . . . 353

Zwanzigstes Capitel: Der Halsbandproceß . . . . . 379

Einundzwanzigstes Capitel: Die letzten glücklichen Tage. — Reise nach Cherbourg. — Der Hof zu Fontainebleau im Jahre 1786. — Güte der Königin. — Marie Antoinette und ihre Kinder. — Die Söhne des Marquis de Bombelles und der Marquise de Sabran. — Tage der Trauer. — Scene in Trianon, erzählt von Frau Campan. — Die Verleumdung. — Flugschriften und Lieder. — Reise des Erzherzogs Ferdinand und der Herzogin von Sachsen-Teschen. — Erwerbung von St. Cloud. — Madame Deficit. — Calonne und die Königin. — Aufführung von „Athalia". — Das Porträt der Königin wird nicht ausgestellt. — Erkaltung gegen die Polignac. — Tod von Sophie Beatrix . . . . . 421

Zweiundzwanzigstes Capitel: Die Notabeln. — Calonnes Sturz. — Brienne. — Seine Reformen. — Seine Unpopularität fällt auf die Königin. — Rückberufung Neckers. — Einberufung der Generalstaaten. — Broschürenflut. — Verdoppelung des dritten Standes. — Lage Marie Antoinettes gegenüber der königlichen Familie im Jahre 1787. — Graf und Gräfin von Provence. — Graf und Gräfin von Artois. — Prinzessin Elisabeth. — Die Tanten des Königs. — Die Condé. — Der Herzog von Orléans . . . . . 446

Anmerkungen zum ersten Bande . . . . . 465

# Marie Antoinette.

bestanden aus den königlichen Forsten, den Landdomänen (domaines rurales), dem Heimfalls- (auboie) und Strandrecht (épane) ꝛc. Diese waren: Eine Einschreibgebür (insinuation) für alle Besitzveränderungen; eine andere, genannt droit de contrôle, für alle anderen Privaturkunden; der Stempel (timbre): die Grundbuchsgebür (droit d'hypothèque); eine Gebür, der die Besitzer und Erwerber von Gütern der sogenannten todten Hand unterworfen waren, daher droit d'amortissement genannt; dann noch einige andere droits. Die dritte Abgabenclasse waren die indirecten Steuern, und zwar: die droits de quatre membres, eine Abgabe auf Wein, Bier, Brantwein, Liqueur, Essig, Fische, Vieh ꝛc. (nur in Flandern); die droits de vins de Port-Louis, eine Getränke- in der Bretagne; die drückendste indirecte Steuer war jedenfalls die Salzsteuer (gabelle); das Tabakmonopol; die Zölle (douanes oder traites); die caisse de Commerce, ein Einfuhrzoll auf Colonialwaren; die Spiegelsteuer, (droit sur les glaces) und einige andere von geringerer Bedeutung. Dazu kamen noch: die Lotterien, das Münzrecht, die Briefpost, eine Taxe bei Ämterverleihungen (marc d'or), die Revenus casuels (Einnahmsquellen verschiedener Art), ein Zehntel von den Pensionen, Renten u. dgl., die Judentaxe, die corsischen Abgaben, die Apanagen für die königlichen Prinzen und noch einige andere. Die bisher genannten Abgaben flossen sämmtlich in den Staatsschatz. Dazu kamen noch die Provinzial-, Communal- und herrschaftlichen Abgaben, der kirchliche Zehent, die Kanzleisporteln, die droits d'amiranté zu Gunsten der Admirale von Frankreich ꝛc.

*4 „Ni Neckraille ni prétraille."

*5 Wie wir gesehen, war Loménie de Brienne wirklich ein Ungläubiger.

*6 Die ehemalige Gardegendarmerie hatte keinen Polizeidienst zu versehen und ist nicht zu verwechseln mit der später errichteten, als bewaffnete Polizeimacht dienenden Gendarmerie.

*7 Principalminister (Ministrissimus) ist derjenige Minister, auf den der Monarch seine ganze Autorität überträgt und dessen Ansichten sich alle andern Minister unterwerfen müssen, während der Premierminister der Präsident des Cabinets ist. Ersterer kann naturgemäß nur in absoluten Monarchien vorkommen.

*8 Über Cardinal Loménie de Brienne gilt das oben über Cardinal Rohan Gesagte, nur leider war bei Loménie von einer Umkehr keine Rede.

*9 Es ist der Erbstatthalter Wilhelm V. von Oranien gemeint.

*10 Tippoo-Saleb (Saïb) war seit 1782 Sultan von Mysore in Vorderindien. Er hatte den Briten unversöhnlichen Hass geschworen und suchte gegen sie ein Bündnis mit Frankreich zustande zu bringen. Im Jahre 1799 lieferten ihm die Engländer einen Entscheidungskampf, in dem er unterlag. Er fiel auf den Wällen seiner Festung Seringapatam mitten im Kampfe.

*11 Fredegunde (geboren 543, gestorben 597), Gemahlin des französischen Königs Chilperich von Neustrien, durch ihre Mordlust und Grausamkeit berüchtigt.

*12 Katharina von Medici war bekanntlich die Urheberin der sogenannten Bartholomäusnacht.

*13 États généraux hießen die französischen Reichsstände (Generalstände, Generalstaaten). Sie waren seit 1614 nicht zusammenberufen worden. Die Geschichte der États généraux (mit Ausnahme derer von 1789) behandelt in ausgezeichneter Weise das dreibändige Werk von Picot: „Histoire des États généraux“ (Paris 1872).

*14 Obwohl es begreiflicherweise manche wirklich schlechte, revolutionär gesinnte Mitglieder unter dem Clerus gab, darf man aus dieser „ganz ungewöhnlichen Sprache“ keineswegs auf eine die Königstreue verletzende Gesinnung der Geistlichkeit im allgemeinen schließen. Aber die Geistlichkeit kannte eben die Leiden und die Stimmung des Volkes und hielt sich zu einer freimüthigen Äußerung hierüber berechtigt.

*15 Die Päpste ließen sich eben damals durch dringende Empfehlungen der Potentaten allzuleicht herbei, Leuten den Purpur zu verleihen, die nichts weniger als geneigt waren, ihrem Eide gemäß die römische Kirche „bis zur Vergießung des Blutes“ zu vertheidigen.

*16 Emanuel Josef Graf von Sièyes (geboren 1748, gestorben 1836) war Generalvicar des Bischofs von Chartres, als er 1789 zum Abgeordneten des dritten Standes von Paris erwählt wurde. Zu den ersten revolutionären Acten des dritten Standes trug Sièyes wesentlich bei. Er stellte den Antrag, den dritten Stand zur Nationalversammlung zu erklären, nach der königlichen Sitzung vom 23. Juni 1789 forderte er mit den Worten: „Nous sommes aujourd'hui ce que nous étions hier, Délibérons“ zum Verharren im Sitzungssaale auf, trotzdem der König die Sitzung aufgehoben hatte, und Geistlichkeit und Adel sich entfernt hatten, er drängte auch zur Leistung des revolutionären Eides im Ballhause; als es sich aber um die Aufhebung des geistlichen Zehents handelte, rief er doch aus: „Sie wollen frei sein und verstehen nicht gerecht zu sein.“ Einerseits stimmte er gegen das dem Könige einzuräumende Veto, andererseits trat er entschieden für die monarchische Regierungsform ein, und zwar mit der Begründung: „Nicht um alten Gewohnheiten zu schmeicheln, nicht um irgendeiner abergläubisch royalistischen Gesinnung willen ziehe ich die Monarchie vor; ich gebe ihr den Vorzug, weil es mir erwiesen scheint, daſs in einer Monarchie für den Staatsbürger mehr Freiheit ist als in einer Republik, und daſs man unter jeder Voraussetzung bei der ersten dieser Regierungsformen freier ist. Der beste Zustand aber ist der, wo alle in Ruhe den größten Umfang der möglichen Freiheit genießen.“ Er überstand glücklich alle Phasen der Revolution, wurde mit Bonaparte und Ducos Consul und trat später in den Senat. Seit 1830 lebte er, ein hoher Achtziger, in großer Zurückgezogenheit in Paris. Ob er vor seinem Tode sich von seinen Verirrungen bekehrte, ist uns nicht bekannt.

*17 Die Broschüre war betitelt: „Qu'est ce que le tiers-état?“ und stellte folgende Fragen und Antworten auf: „1. Qu'est ce que le tiers-état? — Tout! 2. Qu'a-t-il été jusqu'à présent dans l'ordre politique? — Rien! 3. Que demande-t-il? — A être quelque chose.“ Die erste dieser Antworten ist eine vage Übertreibung, die zweite eine entschiedene historische Unwahrheit.

*18 Es waren von 1302 bis 1614 im ganzen 33 Verſammlungen der Generalſtände abgehalten worden. Die letzte beſtand aus 140 Geiſtlichen, 132 Adeligen und 192 Mitgliedern des dritten Standes oder der Gemeinen. Virilſtimmen gab es bei den Generalſtänden nicht, die Zugehörigkeit konnte nur durch Wahl erworben werden. Die Wahlen geſchahen nach Oberämtern (Bailliages et Sénéchaussées), zu deren Competenz ſowohl judicielle als adminiſtrative Angelegenheiten gehörten, und an deren Spitze ein Bailli ſtand.

*19 „Au milieu des chalons extrêmes,
Heureux d'amuser vos loisirs,
J'avais soin près de vous d'attirer les Zéphirs;
Les Amours y viendront d'eux-mêmes."

*20 Der Graf von Provence mag ſpäter immerhin manches von dem bereut haben, was er früher geſagt und gethan hatte, allein von einer beſonderen Reife des Charakters und der Geſinnung konnte wohl auch dann nicht die Rede ſein, als er Ludwig XVIII. geworden war; wenigſtens die entſprechenden Thaten waren nicht vorhanden.

*21 Prinzeſſin Louiſe (Mutter Thereſia vom heiligen Auguſtin) war allerdings eine Heilige, allein auch die Heiligen beſitzen nicht alle Gaben in ſolchem Grade, daſs ſie nicht z. B. durch Vorſpiegelungen und Verſchweigungen getäuſcht werden könnten.

*22 Ludwig Heinrich Joſef Herzog von Bourbon (geboren 1756, geſtorben 1830) faſste, kaum 15 Jahre alt, eine heftige Leidenſchaft zu Louiſe Marie Thérèſe Mademoiſelle d'Orléans (geboren 1750), entführte dieſe und bekam von ihr einen Sohn, den ſpäteren Herzog von Enghien. Im Jahre 1778 hatte er ein Duell mit dem Grafen von Artois, weswegen er nach Chantilly verwieſen wurde. Er endete nach der Julirevolution durch Selbſtmord.

# Inhalts-Verzeichnis.


Seite

Vorbericht zur deutschen Ausgabe . . . . . V

Vorrede und Einleitung des Verfassers . . . . . XIII

Erstes Capitel: Geburt Marie Antoinettes. — Graf Tarouca. — Der Dichter Metastasio. — Erziehung. — Gräfin Brandeis. — Gräfin Lerchenfeld. — Tod Franz I. — Seine Weisungen für seine Kinder. — Abbé de Vermond. — Vermählungsfeier. — Marie Antoinettes Abreise. — Weisungen der Kaiserin an ihre Tochter . . . . . 1

Zweites Capitel: Die Dauphine in Frankreich. — Straßburg. — Nancy. — Reims. — Compiègne. — Porträt der Dauphine. — Marie Antoinette in St. Denys. — Souper in La Muette mit Frau du Barry. — Vermählungsfeier zu Versailles. — Ansprüche der Prinzessinnen aus dem Hause Lothringen. — Pariser Feste. — Katastrophe auf der place Louis XV. — Brief des Dauphin an den Polizeilieutenant . . . . . 19

Drittes Capitel: Die königliche Familie im Jahre 1770. — Der König. — Der Graf von Provence. — Der Graf von Artois. — Die Prinzessinnen Clotilde und Elisabeth . . . . . 37

Viertes Capitel: Hofränke. — Die vorhandenen Parteien. — Spionage des Herzogs von Vauguyon. — Glückliches Auftreten der Dauphine. — Die Gräfin von Grammont. — Ein Tag aus dem Leben Marie Antoinettes. — Lectüre. — Vorstellungen Maria Theresias. — Nach einigem Widerstreben unterwirft sich diesen die Dauphine . . . . . 48

Fünftes Capitel: Was man von den Vorwürfen Maria Theresias an ihre Tochter zu halten hat. — Marie Antoinettes Rathgeber. — Graf de Mercy. — Seine Mittel, Erkundigungen einzuziehen. — Der Abbé de Vermond. — Marie Antoinettes Reitlust. — Einfluss der Prinzessinnen. — Wie dieser Einfluss zustande kam. — Der Hofstaat der Dauphine. — Gräfin de Noailles. — „Madame Etikette." — Die Gräfinnen de Cossé und de Mailly. — Einkleidung von Madame Louise. — Nachtheile des Einflusses der Prinzessinnen auf ihre Schwägerin. — Gräfin de Narbonne und Marquise de Durfort. — Verhältnis zwischen dem König und Marie Antoinette. — Verminderung des Einflusses der Prinzessinnen. — Missstimmung Madame Adelaides. — Ihr Groll . . . . . 62

Seite

Sechstes Capitel: Der Herzog von Choiseul in Ungnade. — Sein Triumph in der Verbannung. — Sein Charakter. — Fall der Parlamente. — Mißstimmung des Publicums. — Der Herzog von Aiguillon. — Die Gräfin du Barry. — Stolze Haltung der Dauphine gegenüber der Favoritin. — Der König ist unzufrieden. — Vorstellungen Maria Theresias. — Brief des Fürsten Kaunitz an Mercy. — Directes Eingreifen Ludwigs XV. — Beharrlichkeit der Kaiserin. — Heftige Briefe zwischen Mutter und Tochter. — Madame du Barry sucht sich der Dauphine zu nähern. — Es gelingt nicht. — Die Geschichte rechtfertigt in diesem Streite vollständig Marie Antoinette . . . . . 79

Siebentes Capitel: Volksthümlichkeit der Dauphine. — Züge ihrer Güte. — Der Bauer von Achères. — Brand des Hotel-Dieu. — Einzug des Dauphin und der Dauphine in Paris. — Allgemeine Begeisterung. — Brief Marie Antoinettes an ihre Mutter. — Vorstellungen in der Comédie-Française und in der Comédie-Italienne. — Der Graf von Provence und der Graf von Artois. — Ihre Ehen. — Ihre Beziehungen zur Dauphine. — Unterhaltungen der jungen Ehepaare. — Theaterspiel in den inneren Appartements. — Vertrauter Umgang des Dauphin und der Dauphine. — Der Dauphin wird weniger schüchtern, die Dauphine nachdenkender. — Feste Stellung Marie Antoinettes am Hofe zu Anfang 1774 . . . . . 99

Achtes Capitel: Tod Ludwigs XV. . . . . 119

Neuntes Capitel: Anfang der Regierung Ludwigs XVI. — Schwierigkeiten der Lage. — Hoffnungen des Volkes. — Volksthümlichkeit des neuen Herrscherpaares. — Berufung Maurepas' ins Ministerium. — Sturz der alten Minister. — Rückkehr Choiseuls. — Politische Haltung der Königin. — Ihr Widerwillen gegen die Geschäfte. — Maria Theresia, Mercy und Vermond fordern sie auf, sich damit zu befassen. — Marie Antoinette widersteht diesen Rathschlägen. — Soupers des Hofes. — Die Etikette. — Die Königin sagt sich davon los. — Unzukömmlichkeiten hieraus. — Impfung des Königs . . . . . 125

Zehntes Capitel: Neues Ministerium. — Du Muy. — Turgot. — Vergennes. — Rückberufung der Parlamente. — Marie Antoinette, Königin der Mode und des Geschmackes. — Fräulein Bertin. — Die Frisur. — Hofvergnügungen. — Begeisterung Horace Walpoles. — Mäßigung der Königin in ihren Ausgaben. — Ihre Popularität. — Aufführung der „Iphigenie" von Gluck. — Güte der Königin. — Die Herren d'Affas, de Bellegarde, de Castelnau, de Pontécoulant. — Plänkeleien in der königlichen Familie. — Erste Verleumdungen. — Beaumarchais und der Jude Angelucci. — Reise des Erzherzogs Maximilian. — Rangstreitigkeiten. — Ungeschicklichkeiten des Erzherzogs. — Der Spitzname „die Österreicherin". — Marie Antoinette kann nicht mehr deutsch . . . . . 146

Seite

Elftes Capitel: Salbung des Königs. — Feste in Reims. — Rührung der Königin. — Ihr Brief an die Kaiserin. — Hochzeit der Prinzessin Clotilde. — Abermaliger vergeblicher Versuch, die Rückberufung Choiseuls zu erwirken. — Proceſs des Grafen de Guines. — Exil des Herzogs von Aiguillon. — Ernennung Malesherbes'. — Reformen Turgots. — Sie erregen Murren. — Turgots Sturz. — Antheil der Königin daran. — Brief Mercys an Maria Thereſia . . . . . 166

Zwölftes Capitel: Periode der Zerſtreuung. — Pferderennen. — Jagden im Boulogner Walde. — Schlittenfahrten. — Reiſen nach Paris. — Bälle in der Oper. — Abenteuer des Grafen von Provence. — Die Königin im Fiaker. — Vernachläſſigung der Etikette. — Bedauernswerte Nachgiebigkeit des Königs. — Ausgaben der Königin. — Juwelen. — Spiel. — Die Banquiers in Fontainebleau. — Trotz allem bleibt die Königin den Übungen der Frömmigkeit treu. — Was Mercy über Charakter und Betragen Marie Antoinettes während dieſer Periode dachte. — Urtheil des Prinzen von Ligne. — Desgleichen des Grafen von Goltz. — Eine Seite aus „Souvenirs et mélanges“ von Graf d'Hauſſonville . . . . . 180

Dreizehntes Capitel: Geſellſchaft der Königin. — Die Prinzeſſin de Lamballe. — Ihre Ernennung zur Oberintendantin des Hofſtaates der Königin. — Gräfin de Dillon. — Prinzeſſin de Guéménée. — Gräfin Jules de Polignac. — Der Familie Polignac erwieſene Gunſtbezeigungen. — Die Geſellſchaft Polignac. — Graf de Vaudreuil. — Graf d'Adhémar. — Baron Beſenval. — Herzog de Guines. — Herzog de Lauzun. — Die Fremden. — Von der Marck. — Eßterházy. — Stedingk. — Ferſen. — Rivalität der Favoritinnen der Königin. — Sinken des Einfluſſes der Prinzeſſin de Lamballe. — Wachſender Einfluſs der Frau v. Polignac. — Unzukömmlichkeiten dieſes Einfluſſes. — Die Königin vermag dem Drängen ihrer Freunde nicht zu widerſtehen. — Wahre Urſachen der Zerſtreuung Marie Antoinettes . . . . . 197

Vierzehntes Capitel: Trianon. — Der König ſchenkt der Königin Klein-Trianon. — Das Schloſs. — Die Gärten. — Exotiſche Bäume. — Der Bach. — Der Theaterſaal. — Der Amortempel. — Das Belvedere. — Die Grotte. — Der Weiler. — Die Meierei. — Anſicht der Reiſenden über Trianon. — Arthur Young. — Der Ruſſe Karamſin. — Die Baronin Oberkirch. — Der Prinz von Ligne. — Die Gemächer. — Der Speiſeſaal. — Der kleine Salon. — Der Badeſaal. — Das Boudoir. — Das Zimmer der Königin. — Marie Antoinette und die Künſte. — Der Marie Antoinette-Stil. — Das Appartement der Königin in Fontainebleau. — Leben der Königin zu Trianon. — Feſte zu Ehren hervorragender Beſucher. — Marie Antoinette und die Literatur. — Muſik. — Gluck und Piccini. — Die Schauſpielertruppe der Königin. — Das Luſtſpiel in Trianon. — Die Ausgaben für Trianon. — Unzukömmlichkeiten von Trianon . . . . . 223

Seite

Fünfzehntes Capitel: Reise Josefs II. nach Frankreich. — Charakter des Kaisers. — Sein Reiseplan wird gefaßt, aufgegeben, wieder aufgenommen. — Freude der Königin über das Wiedersehen ihres Bruders. — Erste Zusammenkünfte. — Oft ungeschicktes Gezänke. — Der Kaiser und die Königin in der Oper. — Besuche der Denkmäler und vorzüglichsten Anstalten der Stadt Paris. — Zur Schau getragene Einfachheit. — Eingenommenheit des Publicums. — Abreise des Kaisers. — Sein Urtheil über die Königin. — Schriftlich hinterlassene Rathschläge. — Die Königin fügt sich ihnen einige Zeit, um dann in ihre Zerstreuung zurückzufallen. — Warum? . . . . . 260

Sechzehntes Capitel: Der bayerische Erbfolgekrieg. — Der Tod des Kurfürsten. — Josef II. besetzt Niederbayern. — Widerstreben seiner Mutter. — Rüstungen Friedrichs II. — Aufregung in Frankreich. — Maria Theresia nimmt die Vermittlung ihrer Tochter in Anspruch. — Fruchtlose Verhandlungen. — Kriegserklärung. — Marie Antoinette verlangt die Vermittlung Frankreichs. — Plötzliche Abnahme ihres Drängens. — Zusammenkunft mit Maurepas. — Berichte des Grafen von der Marck und des Grafen von Goltz. — Wahrer Umfang der Vermittlung der Königin in der bayerischen Angelegenheit. — Teschener Frieden . . . . . 283

Siebzehntes Capitel: Erste Schwangerschaft der Königin. — Ihr Glück. — Erziehungsträume. — Freunde des Königs. — Verschiedenartige Gefühle der königlichen Familie und des Hofes. — Böswilliges Gerede. — Niederkunft der Königin. — Gefahren hiebei. — Geburt einer Prinzessin. — Freude des Volkes, theilweise Enttäuschung. — Worte der Königin an ihre Tochter. — Te Deum in Notre-Dame. — Besserung im Verhalten der Königin trotz noch mancher unvermeidlicher Unzukömmlichkeiten. — Vertraulichkeit der beiden Gatten. — Zuneigung Marie Antoinettes zur Prinzessin Elisabeth. — Ungeduld Maria Theresias und des Publicums, einen Dauphin zu haben. — Fehlgeburt der Königin. — Tod Maria Theresias. — Schmerz Marie Antoinettes. — Zweite Reise Josefs II. nach Frankreich. — Geburt des Dauphin. — Allgemeines Glück . . . . . 301

Achtzehntes Capitel: Der amerikanische Krieg. — Franklins Mission. — Kriegserklärung. — Die Königin für die Amerikaner; sie protegiert Lafayette. — Ihre Sorgen während des Krieges. — Sie will nur von einem ehrenvollen Frieden etwas wissen. — Friede von 1783. — Dessen Folgen. — Fürstliche Besuche. — Die Prinzessinnen von Hessen-Darmstadt. — Graf und Gräfin du Nord. — Feste in Trianon und Chantilly. — Der König von Schweden. — Prinz Heinrich von Preußen. — Geburt des Herzogs von der Normandie. — Bankerott des Prinzen de Guéménée. — Die Herzogin von Polignac Gouvernante der königlichen Kinder . . . . . 330

Seite

Neunzehntes Capitel: Die Königin und die Politik. — Ihre natürliche Abneigung gegen die Geschäfte. — Maurepas' Mistrauen. — Brief der Königin an Josef II. — Ernennung der Herren v. Ségur und Castries. — Sympathie der Königin für Necker; sie unterstützt ihn bei der Veröffentlichung des Rechenschaftsberichtes. — Neckers Sturz. — Tod Maurepas'. — Joly de Fleury. — D'Ormesson. — Calonne. — An der Ernennung des letzteren nimmt Marie Antoinette schwachen Antheil. — Ihre Abneigung gegen ihn. — Die österreichische Politik. — Wahl Maximilians zu Köln. — Streit Josefs II. mit Holland. — „Figaros Hochzeit." — Die Königin läßt in Trianon den „Barbier von Sevilla" aufführen . . . . . 353

Zwanzigstes Capitel: Der Halsbandproceß . . . . . 379

Einundzwanzigstes Capitel: Die letzten glücklichen Tage. — Reise nach Cherbourg. — Der Hof zu Fontainebleau im Jahre 1786. — Güte der Königin. — Marie Antoinette und ihre Kinder. — Die Söhne des Marquis de Bombelles und der Marquise de Sabran. — Tage der Trauer. — Scene in Trianon, erzählt von Frau Campan. — Die Verleumdung. — Flugschriften und Lieder. — Reise des Erzherzogs Ferdinand und der Herzogin von Sachsen-Teschen. — Erwerbung von St. Cloud. — Madame Deficit. — Calonne und die Königin. — Aufführung von „Athalia". — Das Porträt der Königin wird nicht ausgestellt. — Erkaltung gegen die Polignac. — Tod von Sophie Beatrix . . . . . 421

Zweiundzwanzigstes Capitel: Die Notabeln. — Calonnes Sturz. — Brienne. — Seine Reformen. — Seine Unpopularität fällt auf die Königin. — Rückberufung Neckers. — Einberufung der Generalstaaten. — Broschürenflut. — Verdoppelung des dritten Standes. — Lage Marie Antoinettes gegenüber der königlichen Familie im Jahre 1787. — Graf und Gräfin von Provence. — Graf und Gräfin von Artois. — Prinzessin Elisabeth. — Die Tanten des Königs. — Die Condé. — Der Herzog von Orléans . . . . . 446

Anmerkungen zum ersten Bande . . . . . 465

# Marie Antoinette.

# Marie Antoinette

# Königin von Frankreich.

Von

Maxime de la Rocheterie.

Von der französischen Akademie preisgekröntes Werk.

Einzig autorisierte deutsche Ausgabe.

**Zweiter Band.**

Wien.
Verlag der Buchdruckerei „Austria“.
1893.

# Marie Antoinette

# Königin von Frankreich.

Von

Maxime de la Rocheterie.

Von der französischen Akademie preisgekröntes Werk.

Einzig autorisierte deutsche Ausgabe.

## Zweiter Band.

Wien.
Verlag der Buchdruckerei „Austria“.
1893.

Alle Rechte vorbehalten.

Buchdruckerei „Austria", Wien, VII. Schottenhofgasse 8.

# Erstes Capitel.

Die Generalstaaten. — Unpopularität der Königin inmitten der allgemeinen Begeisterung. — Eröffnung der Generalstaaten. — Ahnungen der Königin. — Die erlöschenden Kerzen. — Tod des ersten Dauphin.

Wir treten die tragische Periode im Leben Marie Antoinettes an und werden sie, wie die vorhergehende, mit vollster Unparteilichkeit, aber in einer Stimmung des Schmerzes und der Trauer durchführen, die wir nicht in gleichem Grade bei der Abfassung des ersten Theiles dieser Arbeit empfanden. Bis jetzt haben wir die Königin, trotz vorüberziehender Wolken, die das Blau ihres Himmels trüben, trotz düsterer Ahnungen und verhaltener Betrübnis, verhältnismäßig glücklich gesehen; es umgibt sie noch der Schimmer der Jugend und die Majestät der Krone. Wenn sie auch dem Abgrunde zugeht, so geschieht es langsamen Schrittes, und der Glanz des Thrones, die Strahlenkrone der Mutterschaft verdecken halb und halb den gähnenden Schlund. Nun aber sind die Schleier zerrissen, die Gefahr liegt offen, dringend, unerbitterlich vor Augen, und auch auf der Stirn der Mutter zerfließt ein neuer Lichtschimmer. Die Königin von Trianon ist verschwunden, die Königin von Versailles dem Verschwinden nahe; es naht die Königin der Tuilerien, und im Hintergrunde steht die Königin des Temple und der Conciergerie. Die Herrscherin in ihr wird kleiner und kleiner, die Frau wächst und nimmt zu; ihr Charakter stählt sich, die Prüfung verklärt sie. Alle in ihrem Wesen wie im Keime enthaltenen kraftvollen Eigenschaften, die das Glück unter dem Firnis der einnehmenden liebenswürdigen Eigenschaften gleichsam versteckt hatte, stolze Würde, unerschrockener Muth, Verachtung der Gefahr, Geistesschwung, unbesiegliche Seelenstärke, entfalten sich und treten hervor; die elegante Frau macht der starken Frau*[1] Platz; das Pastell Bouchers wird zu einem Gemälde Rembrandts, und, um uns eines Ausdruckes Mirabeaus zu bedienen, es gibt nur *einen* Mann mehr, das ist die Königin. Wenn ihr politisches Talent nicht die Höhe

ihres Charakters erreichte, wenn Marie Antoinette trotz ihres männlichen Muthes sich in ohnmächtigen und oft übel ausgesonnenen Anstrengungen erschöpfte, so liegt der Grund darin, dass, um so schwierige Lagen wie die ihrige zu beherrschen, Muth allein nicht genügt; man muss zum Kampfe vorbereitet worden sein durch Erziehung und Erfahrung, die ihr beide mangelten;*[2] ein weiterer Grund ist vielleicht der, dass Gott in den unerforschlichen Absichten seiner Gerechtigkeit sich zuweilen hervorragende und reine Opfer vorbehält, deren Todesgang Achtung gebietet und Ehrfurcht einflößt.

Und doch, wer hätte im Frühling von 1789 diesen blutigen Ausgang voraussehen können? Alles schwelgte in Hoffnungen, man träumte ein goldenes Zeitalter. Es ist heute schwer, sich eine Vorstellung zu machen, welch freudige Aufregung sich Frankreichs beim Herannahen der Generalstaaten bemächtigte. Welche Unordnungen auch vorangegangen sein, welche Keime der Zwietracht auch in gewissen Schichten enthalten sein mochten, das in dieser Aufregung herrschende Element war Vertrauen. Die Nation, die noch kein Jahrhundert von Revolutionen skeptisch gemacht hatte, setzte Glauben in die Monarchie, der sie ihr Dasein verdankte, in die aus ihrer Mitte hervorgegangene Dynastie, die ihr mit Heinrich IV. den Frieden, mit Ludwig XIV. den Ruhm gegeben: sie setzte auch Glauben in ihren noch jungen Herrscher, der nie ein anderes Streben gehabt als das Glück seines Volkes, und mit diesem seine absolute Macht zu theilen bereit war, „den besten aller Könige", wie eine Denkschrift sagte; sie vertraute dem „unsterblichen Necker", diesem „für Frankreich so kostbaren" Minister, diesem geschickten Financier, den die öffentliche Meinung nicht minder als die Wahl des Monarchen zur Macht erhoben hatte; sie vertraute dem dritten Stande, der, ohne, wie man fälschlich immer wieder sagte, zum erstenmal zum öffentlichen Leben berufen zu sein, dank seiner doppelten Vertretung und der Zustimmung des Königthums bestimmt zu sein schien, einen überwiegenden Antheil an den Geschäften zu nehmen; sie vertraute endlich sogar den Privilegierten, die bereit schienen, wenigstens ihre pecuniären Vorrechte zu opfern.*[3] Von allen Seiten begrüßte man mit Begeisterung die neue Ära, die sich eröffnete. Bei einem kräftigen Könige, bei einem Staatsmanne, der wusste, was er wollte, und entschlossen war, es auszuführen, wäre

dieſes Vertrauen eine unvergleichliche Kraft geweſen; bei einem ſchwachen Fürſten, wie Ludwig XVI., bei einem unentſchloſſenen Miniſter, wie Necker, war es eine entſetzliche Gefahr. Die durch die ſechsmonatliche Anarchie, welche der Verſammlung der Generalſtaaten vorausgegangen, aufs höchſte geſpannte öffentliche Meinung, durch ihre Unerfahrenheit zur Annahme aller und jeder Hirngeſpinſte geneigt, durch den ihr eigenen Charakter dazu getrieben, deren unmittelbare Verwirklichung zu wollen, muſste umſo größere Anforderungen ſtellen, je mehr man ihr fortwährend verſprach, und eine umſo reizbarere Ungeduld entwickeln, je lebhafter ihre Hoffnungen waren und je begründeter dieſe erſchienen.

Mitten unter dieſer allgemeinen Befriedigung gab es einen ſchwarzen Punkt: die Königin. Die den König begrüßenden Zurufe verſtummten vor ſeiner Frau. Die Verleumdung hatte ihr Werk gethan, und all jene Provinzedelleute, jene Landpfarrer, jene Kleinbürger, welche die ungeheure Mehrheit der Generalſtaaten ausmachten, kamen von allen Ecken und Enden Frankreichs herbei, getränkt mit den abſcheulichſten Vorurtheilen gegen die unglückliche Fürſtin. Die Flugſchriften, die die Bosheit gegen ſie hinausgeſchleudert, die überall umlaufenden unbeſtimmten und geheimnisvollen Gerüchte, die in der Stille verbreitet wurden, ohne daſs man ihre Quelle entdecken konnte, und infolge ihrer Unbeſtimmtheit um ſo gefährlicher und je boshafter und ungereimter, deſto beliebter waren, hatten es ſo oft wiederholt, daſs die Königin die Urheberin alles Übels ſei, daſs man ſich daran gewöhnt hatte, in ihr nicht nur die Urſache des Deficits, ſondern auch das einzige ernſtliche Hindernis für wirkſame Reformen zu ſehen. „Die Königin plündert auf allen Seiten, um, wie man ſagt, ſogar ihrem kaiſerlichen Bruder etwas zu ſchicken," ſchrieb 1787 ein Prieſter in Maine in ſein Pfarr-Regiſter, und gab dieſe angeblichen Verſchleuderungen als Grund der Berufung der Notabeln an. Wenn ſchon 1787 derartige Gerüchte bis in die abgelegenen Dörfer gedrungen waren und bei verſtändigen Leuten, wie Pfarrer Boucher, Glauben gefunden hatten, ſo möge man danach urtheilen, wie es zwei Jahre ſpäter ausſehen mochte, als die Berufung der Generalſtaaten die Gemüther in fieberhafte Erregung verſetzt hatte. Daſs die Generalſtaaten unvermeidlichen Hinderniſſen begegneten, daſs unkluge Verſprechungen nicht erfüllt werden konnten, daſs die

angekündigten Reformen scheiterten, dafür machten die Ungeduld der öffentlichen Meinung und die stets lauernde Bosheit Marie Antoinette verantwortlich, man schrieb ihr alles Übel zu, das geschah, und alles Gute, das nicht geschah.

Die Anzeichen dieses Misstrauens traten gleich anfangs hervor. „Die Deputierten des dritten Standes," erzählt Frau Campan, „kamen nach Versailles mit den stärksten Vorurtheilen gegen den Hof. Die bösen Reden in Paris ermangelten nicht, sich in den Provinzen zu verbreiten; die Leute glaubten, der König erlaube sich Tafelfreuden bis zu schimpflichem Übermaße, und waren überzeugt, dass die Königin den Staatsschatz erschöpfe, um den unsinnigsten Aufwand zu treiben; fast alle wollten Klein-Trianon besuchen. Die äußerste Einfachheit dieses Lusthauses entsprach ihren Vorstellungen nicht, einige bestanden darauf, dass man ihnen die kleinsten Cabinette zeige, indem sie sagten, man verberge ihnen die reichmöblierten Gemächer. Schließlich wollten sie eines sehen, das ihrer Meinung nach ganz mit Diamanten ausgelegt war und mit Saphiren und Rubinen geschmückte gewundene Säulen hatte. Die Königin war außer sich über diese tollen Vorstellungen und besprach sich darüber mit dem Könige, der nach der Beschreibung, die jene Deputierten von diesem Zimmer den Wächtern von Trianon entworfen hatten, meinte, sie suchten die Diamantendecoration, die während der Regierung Ludwigs XV. für das Theater in Fontainebleau angefertigt worden war." [1]

Am 4. Mai fand in Versailles die Procession statt, die der Eröffnung der Generalstaaten vorangehen sollte. Man hielt es damals nicht für unnütz, den Segen Gottes auf die Arbeiten einer solchen Versammlung herabzurufen, die religiöse Ceremonie war das Vorspiel der politischen. Das am Vortage regnerische Wetter hatte sich zum bessern gewendet; [2] eine ungeheure Volksmenge füllte die Straßen; die um Geld gemieteten Fenster waren mit von allen Seiten herbeigeeilten Neugierigen gespickt. Um 10 Uhr verließ der König das Schloss, begleitet von der Königin, der königlichen Familie und den Großwürdenträgern der Krone, um sich in großem Aufzuge nach der Notre-Dame-Kirche zu begeben. „Die reich geschirrten Pferde trugen auf den Köpfen hohe Feder-

[1] „Mémoires de Mme Campan", p. 228 u. 229.

[2] „Souvenirs d'un page", p. 287.

büſche. Der ganze Hofſtaat des Königs, die Stallmeiſter und Pagen zu Pferde, die Falknerei, mit dem Vogel auf der Fauſt, giengen dem prächtigen Zuge voran.“ [1] In der Kirche warteten die Deputierten; der dritte Stand, in Schwarz gekleidet, mit einem kurzen Seidenmantel, weißer Muſſelincravatte, auf drei Seiten aufgeſtülptem Hute ohne Schnur und Knöpfe, was man damals Schlapphut nannte; [2] der Adel in Mänteln mit goldenen Aufſchlägen und Hüten à la Henri IV mit weißen Federn; der Clerus in Talar und großem Mantel, die Cardinäle in rother Cappa, die Biſchöfe in Rochett und Mozzett, violettem Talar und Birett. [3] Die Proceſſion begann, der dritte Stand gieng an der Spitze, es folgte der Adel, dann der niedere Clerus; die Biſchöfe umgaben das heiligſte Sacrament, [4] das vom Erzbiſchofe von Paris unter einem reichen Baldachin getragen wurde, deſſen Schnüre der Graf von Provence, der Graf von Artois, der Herzog von Angoulême und der Herzog von Berry hielten. Hinter dem Baldachin ſchritt der König, in einem mit Edelſteinen bedeckten Kleide aus Goldtuch, mit einer Kerze in der Hand; [5] neben ihm die Königin, prächtig gekleidet, mit blumendurchflochtener Coiffure. [6] „Ihre traurige Miene,“ ſagt ein Augenzeuge, „erhöhte noch ihre ſo edle und ſo würdige Haltung.“ [7]

Der Zug bewegte ſich durch die mit reichen Behängen geſchmückten Straßen zwiſchen zwei Reihen von Truppen, franzöſiſchen und Schweizer Garden, und einer unzählbaren Menge von Zuſchauern. „Kriegeriſche Märſche, Trommelwirbel, Trompetenſchall, der edle Geſang der Prieſter ließen ſich abwechſelnd vernehmen, ohne Miſsklang, ohne Verwirrung, und belebten dieſen Triumphzug des Ewigen.“ [8]

Als die Deputation aus der Dauphiné[*4] vorbeiſchritt, begrüßten ſie frenetiſche Zurufe, die ſich noch ſteigerten beim Anblicke

[1] „Souvenirs d'un page“, p. 288.

[2] „Mémoires de Weber“, p. 203.

[3] Daſelbſt p. 204, Anm.

[4] Le Roy, „Histoire de Versailles“, I, 227.

[5] Man hatte ihm einen Baldachin geben wollen, er aber wies ihn zurück mit der Erklärung, er wolle nicht eine Ehrenbezeigung, die dem heiligſten Sacramente allein gebüre.

[6] „Souvenirs d'un page“, p. 290.

[7] „Souvenirs d'émigration“, p. LXXXVII.

[8] „Mémoires du marquis de Ferrières“, I, 19.

des Herzogs von Orléans, der es verschmähte, mit den Prinzen von Geblüt zu gehen und absichtlich den Deputierten seiner Bailliage sich zugesellt hatte[1]*[5] — eine bedrohliche Demonstration, die im Grunde weniger Sympathie für den Prinzen als Hass gegen die Königin bedeutete, wie denn schon der Ton dieser Zurufe deren Absicht hervorkehrte. „Frauen aus dem Volke," erzählt Frau Campan, „die die Königin vorübergehen sahen, schrien: ‚Es lebe der Herzog von Orléans' in so aufwiegleriſchem Tone," dass die arme Frau angesichts dieser Beifallsbezeigungen, die für sie ein Schimpf waren, fast ohnmächtig geworden wäre. Man stützte sie, und die ihr zunächst befindlichen Personen fürchteten einen Augenblick, man werde genöthigt sein, den Gang der Processſion aufzuhalten. Sie erholte sich und bedauerte, wie es heißt, lebhaft, dass sie die Wirkungen ihrer Beklemmung nicht hatte vermeiden können.[2] Doch sie war tief verletzt durch eine Kundgebung, deren Tragweite sie gar wohl fühlte, und deren Unziemlichkeit die ritterliche Gesinnung eines Republikaners beleidigte. Wenn man Gouverneur Morris*[6] glauben darf, hatte Madame Adelaide den traurigen Muth, diesen Ausbruch der Volkslaune mit Sarkasmen gegen die Königin zu begleiten.[3]

Von Notre-Dame begab sich der Zug nach St. Louis; dort setzten sich die Deputierten auf Bänke, König und Königin nahmen unter einem mit goldenen Lilien besäten Baldachin aus violettem Sammt Platz.[4] Das heiligste Sacrament wurde zum Altar getragen unter dem Klange „der ausdrucksvollsten Musik".[5] Der Erzbischof von Paris celebrierte die Messe, der Bischof von Nancy, Monseigneur de la Fare, hielt eine Ansprache. Als der Redner in beredten Farben das durch die Salzsteuer*[7] verursachte Übel schilderte, brach von allen Seiten Händeklatschen los. Dieses bis dahin unerhörte Ereignis — Beifallsbezeigungen in einer Kirche in Gegenwart des ausgesetzten Allerheiligsten — machte einen lebhaften Eindruck auf das anwesende Publicum, das darin eine unglückliche Vorbedeutung sah; man fragte sich besorgt, ob diejenigen, die so

[1] „Souvenirs d'un page", p. 288.
[2] „Mémoires de Mme Campan", p. 227.
[3] „Mémorial de Gouverneur Morris", I, 242.
[4] „Mémoires du marquis de Ferrières", I, 20.
[5] Daſelbſt p. 21.

wenig Achtung vor Gott in seinem Tempel hatten, mehr Achtung haben würden vor dem Königthum in seinem Palaste.[1]

Am nächsten Tage erfolgte die feierliche Eröffnung in dem Saale des Menus-Plaisirs,*[8] der auch zur Versammlung der Notabeln gedient hatte. Der nach den Entwürfen von Pâris, königlichen Cabinetszeichners, prächtig decorierte Saal bot einen imposanten Anblick. Im Hintergrunde stand der mit langen Goldfransen besetzte Thron, links von diesem ein großer Lehnstuhl für die Königin und Schemel für die Prinzessinnen, rechts Feldstühle für die Prinzen. Der Länge des Saales nach rechts Polsterbänke für die Geistlichkeit, links für den Adel, unten, gegenüber dem Throne, für den dritten Stand; rings herum Treppen und Tribünen, mit mehr als 2000 Zuschauern besetzt. Zwischen 9 und 10 Uhr morgens kamen die Deputierten an, dann die Staatssecretäre und Minister, die Provinzgouverneure, die Generallieutenants, alle in großer Gala. Bloß Herr Necker erschien vermöge einer Besonderheit, die bemerkt werden wollte und wurde, in Straßenkleidung; bei seinem Eintritte erscholl Beifall, so auch beim Eintritte des Herzogs von Orléans und der Deputation der Dauphiné. „Einige Hände," erzählt Grimm, „schickten sich an, dieselbe Huldigung der Deputation der Provence zu erweisen, wurden jedoch durch ein missbilligendes Gemurmel zurückgehalten, dessen persönliche Bedeutung dem Scharfsinne des Herrn Grafen von Mirabeau nicht entgehen konnte."[2]

Als der König eintrat, erhob sich der ganze Saal, und die Rufe: „Es lebe der König!" erschollen mit ergreifendstem Herzenserguſſe und achtungsvollster Rührung. Die Königin begleitete ihn, „wunderbar gekleidet," sagt eine Augenzeugin, „mit einem Stirnband aus Diamanten, einer schönen Reiherfeder, violettem Kleide und weißem Unterkleide mit Silberflitter".[3] Doch dieselbe bedrohliche Kühle, die sie während der Processión begleitet hatte, empfieng sie auch hier im Saale trotz ihrer sichtlichen Erregung.[4] „Nicht eine Stimme erhebt sich für sie," erzählt Gouverneur Morris. „Wäre ich Franzose, so hätte ich sicherlich die meinige erhoben; aber ich habe nicht

[1] „Souvenirs d'un page", p. 290.

[2] „Correspondance littéraire de Grimm."

[3] „Souvenirs d'émigration" von Marquise de Lâge.

[4] Mémorial de Gouverneur Morris", I, 243.

das Recht, eine Gesinnung auszudrücken, und fordere vergeblich jene, die neben mir sind, auf, es zu thun."[1]

Ludwig XVI. las seine Ansprache mit fester Stimme und großer Würde.[2] Als er damit begann, lud er die Königin ein, sich zu setzen; sie lehnte mit einer tiefen Verbeugung ab und hörte, wie die ganze Versammlung, stehend zu.[3] Nach dieser Ansprache, die nur eine Berufung an die Weisheit und Mäßigung war und das Beispiel hiezu gab, erinnerte der Siegelbewahrer, Herr v. Barentin, an die Opfer, die der König gebracht, und an diejenigen, die er bereit war noch zu bringen, „um das allgemeine Glück auf der geheiligten Grundlage der öffentlichen Freiheit zu begründen".[4] Er deutete mit einigen Worten die auszuführenden Reformen und die zu lösenden Fragen an, aber ohne die Lösung selbst anzugeben und ohne ahnen zu lassen, dass das Ministerium einen Plan habe, abgesehen von der Vertheilung der Steuern und dem Aufgeben der pecuniären Vorrechte. Dann setzte Necker in einem fast dreistündigen Berichte die Finanzlage auseinander und kündigte ein Deficit von 56 Millionen an. „Seine lange Aufzählung von Ziffern," sagt der ausgezeichnete Geschichtschreiber Ludwigs XVI., „löschte die Begeisterung, die die Sprache des Königs erzeugt hatte."[5] Doch wurde der König beim Weggehen mit Zurufen begrüßt, und unter die Rufe: „Es lebe der König!" mischten sich sogar einige „Es lebe die Königin!" Diese antwortete darauf mit einer Verbeugung, was die Acclamationen verdoppelte;[6] aber es war leicht zu bemerken, sagte eine Zeugin, dass diese Beifallskundgebungen hauptsächlich eine dem Könige erwiesene Huldigung waren.[7]

Noch am nämlichen Tage, gleich nach der Sitzung, begannen die Schwierigkeiten. Man hatte aus Mangel an Voraussicht oder aus Unkenntnis des menschlichen Herzens die Leidenschaften erregt und miteinander in Kampf gebracht, ohne sich darum zu kümmern, den Conflict zu leiten. Während man dem dritten Stande eine

[1] „Mémorial de Gouverneur Morris", I, 243.

[2] „Es herrscht in seinem Tone und seinen Manieren der ganze Stolz, den man von den Bourbonen erwarten darf." — Daselbst.

[3] „Souvenirs d'un page", p. 291.

[4] „Correspondance littéraire de Grimm."

[5] „Louis XVI" von Graf de Fallouz, p. 143.

[6] „Mémorial de Gouverneur Morris", I, 244.

[7] „Mémoires de Mme Campan", p. 227.

doppelte Vertretung gewährte, die ihm eine überwiegende Rolle zuwies, reizte man, als ob man sich lustig machen wollte, seinen Stolz; während man das aufgab, was ein Fundamentalgrundsatz der alten Einrichtung der Generalstaaten zu sein schien, bewahrte man die allerveraltetsten Formen; durch eine kindische Reglementierung, durch Costüm- und Etiketteunterschiede verletzte man aufs äußerste die Eigenliebe des dritten Standes, während man gleichzeitig seine Bedeutung verdoppelte. Das Missvergnügen ließ nicht auf sich warten, und gleichzeitig traten die Ansprüche hervor. Statt sich gleich den beiden anderen Ständen in das für ihn bestimmte Local zurückzuziehen, blieb der dritte Stand nach der königlichen Sitzung im Saale des Menus, bemächtigte sich desselben gewissermaßen und schien so die gesammten Generalstaaten in sich allein concentrieren und personificieren zu wollen. Dann wurde sofort die große Frage der Verification der Vollmachten und der Abstimmung nach Ständen oder nach Köpfen aufgeworfen; dies warf die Fackel der Zwietracht zwischen die drei Stände, erregte die Leidenschaften, verbitterte die Gemüther und führte zu Repressalien, wozu sich noch die Aufreizungen von außen gesellten, ohne dass die Regierung, die diesen Plänkeleien nicht vorzubeugen verstanden hatte, in wirksamer Weise behufs deren Unterdrückung eingegriffen hätte. So begann zwischen einem Königthum, das ohnmächtig schien, und einer Reichsversammlung, die offenbar darauf ausgieng, die Macht an sich zu reißen, der Abgrund sich auszutiefen, in den die Monarchie versinken sollte.

Diese Lage betrübte Marie Antoinette aufs tiefste. Umsonst bemühte sie sich, die Sympathien der Deputierten zu gewinnen, vergeblich befahl sie, dass die Gärten von Trianon und Versailles sowie das Schloss ihnen zu jeder Stunde offen ständen, vergeblich ließ sie jedem von ihnen eine Karte zustellen, die ihnen freien Eintritt zu den Schauspielen in der Stadt und bei Hofe gewährte.[1] Die wenigen Deputierten, die dieser Zuvorkommenheit entsprechen zu können glaubten, wurden von der Volksrache als Schleppträger der Königin und Feinde der Nation bezeichnet. Der armen Königin that dies in der Seele weh, und düstere Ahnungen bestürmten ihr Gemüth. Folgende von Frau Campan erzählte Begebenheit gibt die beste Vorstellung von diesem schmerzlichen Seelenzustande:

[1] Montjoye, „Histoire de Marie-Antoinette", p. 219 u. 220.

„Die Königin gieng sehr spät zu Bette, oder vielmehr diese unglückliche Fürstin fieng an, gar keine Ruhe mehr zu genießen. Als sie eines Abends, gegen Ende Mai, mitten im Zimmer saß, erzählte sie mehrere merkwürdige Dinge, die sich im Laufe des Tages ereignet hatten. Vier Kerzen standen auf der Toilette; die erste erloschen von selbst; ich zündete sie bald wieder an; ebenso erloschen die zweite und dritte; da drückte mir die Königin die Hand mit einer Bewegung des Schauders und sagte zu mir: ‚Das Unglück kann abergläubisch machen; wenn die vierte Kerze auch erlischt, kann mich nichts hindern, dies als eine unglückliche Vorbedeutung zu betrachten.' Die vierte Kerze erlosch.

„Ich machte die Königin aufmerksam, dass die vier Kerzen wahrscheinlich in derselben Form gegossen worden waren, und sich natürlicherweise an derselben Stelle ein Fehler am Dochte befunden habe, da ja die Kerzen in der Reihenfolge, in der sie angezündet worden, verloschen waren." [1]

Die Königin wollte von nichts wissen und versenkte sich unter dem Einflusse jenes unbestimmbaren Druckes, gegen den in Stunden einer Krisis oft die stärksten Herzen sich nicht wehren können, in ihre düsteren Ahnungen.

Leider schienen die Ereignisse diesen abergläubischen Besorgnissen Recht zu geben. Kaum waren einige Tage verflossen, und das erste jener Lichter, die bestimmt schienen, Frankreichs Horizont zu beleuchten, erlosch: der Dauphin starb zu Meudon.*)

Zarter Körperbau, rachitische Veranlagung und noch mehr vielleicht seine Frühreife des Geistes und Herzens, wodurch die Vorsehung die Kürze des Lebens ersetzen zu wollen scheint, ließen dieses schmerzliche Ereignis seit langem voraussehen. Trotz der hingebenden Pflege der Herzogin von Polignac, trotz des Aufenthaltes in der freien Luft, ohne verweichlichende Bequemlichkeiten und zusammenschnürende Etikette, wie es die Königin für ihre Kinder wollte, konnte der junge Prinz nie jene Kraftfülle erlangen, die das Erbtheil der Familie zu sein schien, und die sein Bruder, der Herzog von der Normandie in höchstem Grade besaß. War es natürliche Schwächlichkeit, wie seine Mutter meinte, oder die Folge einer schlecht gelungenen Impfung, deren Ausbruch durch eine zu starke Erregung plötzlich unterbrochen worden, wie der Secretär

[1] „Mémoires de Mme Campan", p. 228.

seines Erziehers, des Herzogs von Harcourt, geschrieben; soviel steht fest, dass, als der sechsjährige Dauphin bei der Übergabe aus den Händen der Frauen in jene der Männer der Vorschrift gemäß der Prüfung der medicinischen Facultät unterzogen wurde, die Zeugen mit Betrübnis Schwierigkeit im Gange, Neigung zur Missgestaltung, Schwäche im ganzen Körperbau, der kaum zu großen Hoffnungen berechtigte, constatieren mussten. Der Knabe erholte sich nie mehr zu wahrem Wohlbefinden.

„Mein älterer Sohn verursacht mir viele Besorgnis," schrieb die Königin am 22. Februar 1788. „... Sein Wuchs ist etwas misslungen, indem eine Hüfte höher ist als die andere, und die Rückenwirbel etwas verrückt und hervorstehend sind. Seit einiger Zeit hat er stets das Fieber und ist sehr mager und geschwächt."[1] Doch da sich die Mutterliebe leicht der Täuschung hingibt, bildete sie sich ein, es sei dies nur eine vorübergehende, durch das Zahnen und das Wachsthum verursachte Störung, und die frische Luft werde über diese üblen Anlagen ebenso siegen, wie einst bei Ludwig XVI., der in seinen ersten Jahren so schwächlich war wie ihr Sohn.[2] Der Knabe wurde anfangs April nach Meudon gebracht. Unter dem Einflusse der Veränderung, des Frühlings, der Luft, der räumlichen Ausdehnung schien er eine Zeitlang sich zu erholen; Fröhlichkeit, Appetit stellten sich ein, die Kräfte nahmen zu; die arme Mutter fasste wieder Vertrauen[3] — freilich ein sehr flüchtiges Vertrauen, denn drei Monate später sah sie sich veranlasst, zu schreiben: „Mein Sohn wechselt zwischen besser und schlimmer, was, ohne die Hoffnung zu benehmen, nicht gestattet, darauf zu rechnen."[4] Das Übel machte reißende Fortschritte, der Rücken verkrümmte, der Wuchs wurde missgestaltet, die Beine waren so schwach, dass der junge Kranke nicht mehr gehen konnte, ohne gestützt zu werden;[5] seine Spazierritte machte er auf einem Esel.[6] Die Heilmittel wirkten nicht mehr, der Brand ergriff das Rückgrat,[7] das

[1] Marie Antoinette an Josef II., 25. Februar 1788.
[2] Dieselbe an denselben, 27. Februar 1788.
[3] Dieselbe an denselben, 24. April 1788.
[4] Dieselbe an denselben, 16. Juli 1788.
[5] „Mémoires de Mme Campan", p. 230.
[6] „Le Gouvernement de Normandie", IV, 385.
[7] Daselbst p. 386.

Gesicht wurde länger und nahm jenen schmerzlichen und ängstlichen Ausdruck an, der einem bei Kindern das Herz durchbohrt. Der Verstand war noch klar, die Vorliebe für Lectüre sehr lebhaft; der Geist schien auf Kosten des Leibes zu leben,[1] doch unter dem Stachel des Leidens hatte sich der Geist verbittert, und wenn man Frau Campan glauben darf, bezeigte der Prinz eine förmliche Abneigung gegen seine frühere Gouvernante, Frau v. Polignac.[2] Wenigstens bewahrte er eine rührende Zärtlichkeit gegen seine Mutter. Er schien, bevor er sie verließ, alles, was er an Liebe in seinem Herzen hatte, ihr schenken zu wollen. Er bat sie, bei ihm zu bleiben, und um ihm einen Gefallen zu thun, speiste sie manchmal in seinem Zimmer; aber ach! die arme Mutter verkostete mehr Thränen als Brot.[3]

Am 4. Mai 1789 konnte der Thronerbe nur von einem Balkon des kleinen Marstalles herab, auf einem Berge von Kissen liegend, der Procession der Generalstaaten beiwohnen.[4] Einen Monat darauf war er nicht mehr.

Als am Tage vor seinem Tode, gegen 4 bis 5 Uhr nachmittags, sein Vater von Versailles kam, um ihn zu besuchen, schickte der Herzog von Harcourt seinen Secretär, um den König zu bitten, nicht einzutreten. „Der König," erzählt ein Augenzeuge, „blieb sogleich stehen und rief schluchzend: ‚O! mein Sohn ist todt!' — ‚Nein, Majestät', erwiderte ich, ‚er ist nicht todt, aber er befindet sich sehr schlecht.' Seine Majestät ließ sich auf einen Lehnstuhl neben der Thüre nieder. Fast im selben Augenblicke trat die Königin ein und warf sich zwischen die Knie des Königs, der weinend schrie: ‚Ach! liebe Frau, unser liebes Kind ist todt, denn man will nicht, dass ich es sehe!' Ich wiederholte, er sei nicht todt. Die Königin, in Thränen zerfließend und noch immer beide Arme auf die Knie des Königs gestützt, sagte zu diesem: ‚Lasst uns Muth haben, lieber Freund; die Vorsehung vermag alles, und hoffen wir, dass sie uns unseren geliebten Sohn erhalte.' Beide standen auf und kehrten nach Versailles zurück." [5]

[1] „Souvenirs d'émigration" von Marquise de Lâge, p. LXXXVIII.

[2] „Mémoires de Mme Campan", p. 231.

[3] „Souvenirs d'émigration" von Marquise de Lâge, p. LXXXIX.

[4] „Souvenirs d'un page", p. 290.

[5] „Le Gouvernement de Normandie", IV, 387.

Der Verfasser dieses rührenden, schmucklosen Berichtes fügt hinzu: „Diese Scene war für mich wunderbar, grausam schmerzlich und wird nie aus meinem Gedächtnisse schwinden."

Einige Stunden später, in der Nacht vom 3. auf den 4. Juni, lebte der einstige Gegenstand so vieler Freude und so vieler Thränen nicht mehr, und der arme Monarch schrieb in sein Tagebuch: „Donnerstag den 4., Tod meines Sohnes um 1 Uhr morgens. Stille Messe um drei Viertel 9 Uhr. Ich habe bloß meinen Hofstaat und die an der Reihe befindlichen Prinzen gesehen." Am 8. wurden dem Dauphin in Meudon die letzten Ehren erwiesen. 12 Erzbischöfe und Bischöfe, begleitet von 12 Pfarrern, 12 Edelleute und 28 Mitglieder des dritten Standes vertraten ihre respectiven Stände bei dieser Trauerceremonie. Schon am 4. hatte sich Bailly,*[10] Doyen des dritten Standes, ins Schloss begeben, um im Namen seines Standes „dem Könige die Gefühle der Gemeinen über den Tod des Dauphin zu bezeigen" und gleichzeitig zu bitten, es möge eine Deputation des dritten Standes vom Herrscher empfangen werden, um ihm selbst eine Adresse über die Lage zu überreichen, „da die Deputierten der Gemeinen keinen Vermittler zwischen dem Könige und seinem Volke anzuerkennen vermöchten".[1]

Bailly brachte sein Ansuchen, sagt Weber, in so gebieterischem Tone und so dringenden Worten an, dass der König, obschon ganz von seinem Schmerze eingenommen, diesen Forderungen weichen und schon am 6. Juni, also noch vor dem Begräbnisse des Dauphin, die Deputierten des dritten Standes empfangen musste;[2] aber wenige Eingriffe in seine Autorität griffen ihn so an, wie diese Verletzung des innersten Heiligthumes seines Schmerzes. „Es gibt also unter den Mitgliedern des dritten Standes keine Väter?" sagte er in bitterster Wehmuth.[3]

Sieben Tage darauf, am 13. Juni, wurde der Leichnam des Dauphin ohne Pomp nach St. Denys übertragen. Er sollte dort nicht lange ruhen.

[1] „Revue de la Révolution", 1888, II, 8 u. 11.

[2] Daselbst, p. 34 u. 35.

[3] „Mémoires de Weber", p. 209 u. 210.

# Zweites Capitel.

Fortschritte der Revolution. — Der Eid im Jeu de Paume. — Die königliche Sitzung vom 23. Juni. — Einnahme der Bastille. — Abreise des Grafen von Artois und der Polignac. — Der König geht am 17. Juli nach Paris. — Die Nacht vom 4. August. — Unordnungen in den Provinzen. — Briefe der Königin an Frau v. Polignac. — Pariser Drohungen gegen Versailles. — Malouet schlägt vergeblich vor, die Versammlung nach Compiègne zu verlegen.

Die Trauer des Vaters durfte in die Obliegenheiten des Königs keine Störung bringen. Die gleich anfangs entstandenen Schwierigkeiten wurden täglich verstärkt und die Zwistigkeiten verschärft. Der dritte Stand einer-, Adel und Clerus andererseits lagen in offenem Kampfe, und die Anstrengungen Ludwigs, eine Verständigung herbeizuführen, waren gescheitert. Die Ansprüche der einen, der Widerstand der anderen verbitterte die Debatte. Männer, wie Malouet, die an der Vereinigung der Stände, ohne diese zu dictieren, durch Übereinkunft wirken wollten, waren selten. Am 17. Juni erklärte sich auf einen Antrag von Siéyès der dritte Stand mit einer Majorität von 491 Stimmen gegen 90 als Nationalversammlung. Gegenüber diesem Übergriffe, der nach dem richtigen Ausspruche Malouets „eine unheilvolle Zerreißung“ [1] bedeutete, konnte die Regierung nicht länger schweigen; sie sagte eine königliche Sitzung für den 22. Juni an und ließ folgerichtig bis zu diesem Tage den Saal des Menus schließen. Als der dritte Stand am 20. Juni vor der Saalthür erschien, verhinderten ihn Soldaten am Eintritt. Auf den Vorschlag des Doctors Guillotin [2*1] versammelten sich die Deputierten der Gemeinen im Ballhause (Jeu de Paume). Gereizt durch die erfahrene Zurückweisung, erbittert durch die beunruhigenden Gerüchte, die Übelwollende unaufhörlich über die Absichten des Hofes verbreiteten, [3*2] fortgerissen durch eine jener ansteckenden, leiden-

[1] „Mémoires de Malouet“, I, 283, Anm.

[2] „Notice historique sur la salle du Jeu de Paume de Versailles“ von Ch. Vatel, p. 13.

[3] „Revue d'Alsace“, April, Mai und Juni 1880, p. 202.

schaftlichen Anregungen, denen zahlreiche Versammlungen schwer widerstehen, schwuren sie, sich nicht eher zu trennen, bis sie, mit oder ohne König, ja, ohne sich um seine Zustimmung überhaupt zu kümmern, Frankreich eine Verfassung gegeben hätten[1*3] — ein verwegener Anspruch,*[4] den weder die Weisungen ihrer Mandanten,[2] noch die Überlieferungen des Landes, noch die gesetzmäßige Einrichtung der Generalstaaten rechtfertigten, und ein „verhängnisvoller Eid" — so Mounier[3] — den sein Urheber bald selbst bedauerte und missbilligte. Die Strömung war so unwiderstehlich, dass ein einziger Deputierter, Martin aus Auch, ihr entgegenzutreten wagte, und der Pöbel, der damals anfieng, die, bald vorherrschende, Macht der Straße geltend zu machen, hätte ihn bald seinen muthigen und gewissenhaften Widerstand theuer bezahlen lassen.[4]

Wenn man Malouet glauben darf, so war es noch Zeit, mit Energie und einem festen Plane[5] Übergriffen ein Ziel zu setzen, deren Verwegenheit den Erfolg der von der Öffentlichkeit geforderten weisen und friedlichen Reformen in Frage stellte. Necker wusste nur halbe Maßregeln zu ergreifen, deren unkluge Schwäche für die Anstifter eine Ermuthigung war, indem sie ihnen, wie man richtig bemerkt hat, eine Straflosigkeit zusicherte, die sie der Ohnmacht, zu strafen, zuschrieben.[6] Die königliche Sitzung wurde um einen Tag verschoben und fand am 23. Juni mit der mehr aufreizenden als imponierenden Zurüstung eines lit de justice statt.[7] Soldaten und Leibgarden umgaben den Ständesaal, und die vom Könige wiederholt angewendete befehlende Form verletzte die Vertreter des dritten Standes, die sich noch im Zustande der Aufregung befanden und durch 149 Mitglieder des Clerus, die sich ihnen tagsvorher angeschlossen hatten, verstärkt worden waren.

Der von Necker entworfene Text der königlichen Rede war im letzten Augenblicke in einer Rathssitzung abgeändert worden, der die der Volkspartei verdächtigen Grafen von Provence und Artois

[1] „Mémoires de Malouet", I, 285.

[2] Daselbst, I, 284.

[3] Mounier, „Recherches sur les causes qui ont empéché les Français de devenir libres", Genf, 1792, I, 296.

[4] „Mémoires de Weber", p. 213.

[5] „Mémoires de Malouet", I, 283 u. 284.

[6] Falloux, „Louis XVI".

[7] „Mémoires du marquis de Ferrières", I, 57.

beigewohnt hatten. Der Minister, mit diesen von ihm missbilligten Abänderungen unzufrieden, nahm sie zum Vorwande, der königlichen Sitzung nicht beizuwohnen, und opferte so seine Pflicht seiner Popularität und legte die Regierung lahm, deren Mitglied er noch war. Trotz bedauerlicher Lücken bildete die königliche Erklärung ein sehr greifbares Programm, verwirklichte einen bedeutenden Theil der verlangten Reformen und stellte Grundsätze auf, die, regelmäßig und klug fortentwickelt, Frankreich, vielleicht langsam, aber sicher, zum Besitze jenes constitutionellen Regimes geführt hätten, nach dessen Einsetzung es seit einem Jahrhundert vergeblich strebt. Die Einholung der Bewilligung der Generalstaaten zu Anleihen und Auflagen, die jährliche Veröffentlichung einer Übersicht der Einnahmen und Ausgaben, der Verzicht des Adels auf die pecuniären Vorrechte, Zusicherung der persönlichen und der Pressfreiheit, Aufhebung der inländischen Zölle, Reform der Verwaltung und der Rechtspflege, Abschaffung der Personalsteuer und der Frohnden, Umänderung der Salzsteuer, Errichtung von Provinzialständen, in denen der dritte Stand doppelte Vertretung haben und die Berathungen gemeinsam stattfinden sollten, wurden gewährt oder zugesagt. „Man nehme nur die Erklärungen Ludwigs XVI. in der Sitzung vom 23. Juni her," sagt ein hervorragender Schriftsteller, „man wird darin die Grundlage und sogar die Entwicklung aller politischen Reformen sehen, die seitdem in den so oft erneuerten Ausgaben unserer Constitutionen und Charten niedergeschrieben worden sind."[1] Doch den Unterschied der Stände hielt der König aufrecht und begnügte sich, zu einer Zeit, wo der Kampf unter diesen Ständen und die Gereiztheit gegen die beiden ersten die erste Stelle in der öffentlichen Discussion einnahmen, Adel und Geistlichkeit einzuladen, „in das allgemeine Wohl betreffenden Angelegenheiten" mit dem dritten Stande gemeinsam zu berathen. Die so lebhaft besprochene Frage der Einrichtung und der wünschenswerten periodischen Einberufung der Generalstaaten ließ der König in ihrer Unbestimmtheit, hielt die Feudalrechte aufrecht und schwieg über die allgemeine Zugänglichkeit der öffentlichen Ämter. Schließlich gab er zu verstehen, dass, wenn durch übertriebene Ansprüche und ungehörige Schwierigkeiten die Übereinstimmung zwischen König-

[1] De Larcy, „Des vicissitudes de la France", p. 11.

thum und Ständen unmöglich gemacht würde, er entschlossen sei, die Reformen allein durchzuführen. „Jedes Misstrauen Ihrerseits," sagte er, „wäre eine große Ungerechtigkeit. Bis jetzt habe ich alles für das Glück meiner Völker gethan, und es ist vielleicht selten, dass es der einzige Ehrgeiz eines Herrschers sei, von seinen Unterthanen zu verlangen, dass sie sich endlich dazu verstehen, seine Wohlthaten anzunehmen."

Dieser persönliche und einigermaßen drohende Ton reizte, trotzdem die Erklärung im Grunde sehr väterlich gehalten war, lebhaft Leute, die von ihrer neuen Macht noch ganz trunken und zudem durch die Abwesenheit des populären Ministers misstrauisch geworden waren. Der König wurde mit düsterem Schweigen angehört Als er, nachdem er der Versammlung befohlen, sich sofort zu trennen, hinausgieng, folgten ihm nur Geistlichkeit und Adel; die Mitglieder des dritten Standes blieben im Saale. „Meine Herren," rief Mirabeau, den großherzigen und patriotischen Absichten des Herrschers unfreiwillig huldigend, „ich gestehe, dass das, was Sie soeben gehört haben, die Rettung des Vaterlandes sein könnte, wenn die Geschenke des Despotismus nicht immer gefährlich wären." So ward das Misstrauen neu belebt und Missstimmungen wachgerufen, und als der Großceremonienmeister, Marquis de Brézé, an die Befehle des Königs erinnerte, antwortete wieder Mirabeau: „Wir sind hier durch das Votum der Nation; die materielle Gewalt allein könnte uns zum Abzuge bringen." [1] Und die Versammlung gab dem Volkstribun, der trotz des Widerwillens, den er anfangs einflößte, über sie einen vorwiegenden Einfluss zu gewinnen begann, recht, weigerte sich auseinanderzugehen und erklärte sich für unverletzlich.

So war die Wirkung dieses Tages, von dem an, ohne Erschütterungen, die Ära der Freiheit hätte datieren können, verloren gegangen. Abends gab Necker seine Entlassung. Die Königin ließ den Minister holen und beschwor ihn, seine Stelle wieder einzunehmen; sie hatte seinen Wiedereintritt ins Ministerium bewerkstelligt, sie bat ihn zu bleiben. Der König fügte das Gewicht seiner Autorität zu den Bitten seiner Frau, und Necker willigte ein, was vielleicht ohnehin mit seinen geheimen Wünschen übereinstimmte und ihm seitens der Bevölkerung einen Triumph eintrug.[2]

[1] Fallour, „Louis XVI. Pièces justificatives", p. 371.

[2] „Mémoires de Malouet", I, 287.

Doch diese Rückkehr Neckers war nur eine vorübergehende. Der König konnte nach seiner Haltung am 23. Juni kein vollständiges Vertrauen mehr zu ihm fassen, und seine eigene natürliche Unentschlossenheit hinderte ihn, einer festen Richtung zu folgen. Widersprechende Rathschläge umschwirrten ihn; der unglückliche Fürst schwankte zwischen diesen Widersprüchen hin und her, bald zu Zugeständnissen, bald zum Widerstande reizend und oft am nächsten Tage zerstörend, was er tagsvorher gethan hatte. Nachdem er am 23. Juni das Recht der Stände, einzeln zu berathen, aufrechterhalten, forderte er jetzt den Adel auf, sich mit dem dritten Stande zu vereinigen. Diese Vereinigung fand am 28. unter einem allgemeinen Freudenausbruche wirklich statt; Versailles nahm ein festliches Aussehen an, Rufe: „Es lebe der König!" wurden unter den Fenstern des Schlosses ausgestoßen, und selbst die Königin bekam an diesem Tage ihren Antheil an den Acclamationen. Die Begeisterung war allgemein, und man hörte schon naive Gemüther äußern, die Revolution sei beendet.

Die Täuschung dauerte nicht lange, und jene späte Vereinigung gab weder der Versammlung noch Frankreich den Frieden wieder. Die fieberhafte Erregung, die Agitation, die schon auf die Gasse zu steigen drohte, die Gewaltthaten, deren Opfer einzelne Mitglieder des Clerus und des Adels bald geworden wären, weil sie den Aufforderungen der Masse widerstanden hatten, die jüngsthin erfolgte Erhebung der französischen Garden machten bald das Bedürfnis fühlbar, eine genügende Militärmacht zur Verfügung der Regierung zu haben. Der König zog in Versailles Truppen zusammen unter dem Befehle eines der Helden aus dem siebenjährigen Kriege, des Marschalls de Broglie. Doch die allgemeine Zerrüttung, die die ganze Gesellschaft ergriffen hatte, hatte die Armee nicht verschont. „Man ist der Soldaten nicht sicher," schrieb schon am 26. Juni Graf Fersen.[1] Wie dem immer sein mag, diese Truppenconcentrierung erbitterte die Köpfe, statt sie zu beruhigen; die Versammlung gab vor, sich dadurch beunruhigt zu fühlen und darin einen Angriff auf ihre Selbständigkeit zu sehen,[2] *[5] und verlangte durch den stets erhitzten Mirabeau die Zurückziehung der Truppen. Der König protestierte gegen das ihm zugeschriebene Project eines Staats-

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France", Einleitung, p. XLVII.

[2] „Revue d'Alsace", April, Mai und Juni 1880, p. 202.

streiches, schlug aber vor, die Generalstaaten nach Soissons oder Noyon zu verlegen. Die Versammlung, den Aufreizungen von Paris entrückt, hätte sich weniger hitzig erwiesen, und der Monarch, der nichts anderes als einen Vergleich mit ihr verlangte, hätte diesen wahrscheinlich abgeschlossen. „Aber," sagt Gouverneur Morris, indem er diese Nachricht verzeichnet und diese Annahme ausspricht, „das Übel ist weiter vorgedrungen, als die Rathgeber des Königs sich einbilden, und jetzt müssen die Ereignisse ihren Lauf haben." [1]

Welcher war bei all diesen Maßregeln der Antheil der Königin? Aus Mangel an positiven, von ihr oder ihren Vertrauten stammenden Belegen ist es ziemlich schwierig, ihn mit einiger Genauigkeit zu bestimmen. Im allgemeinen muss man ganz besonders während dieser stürmischen Periode Verfassern von Memoiren oder Chroniken misstrauen, die oft ohne Grund voraussetzen und ohne Beweis behaupten. Man wirft gewöhnlich die Königin und den Grafen von Artois zu einer Partei zusammen, wie die Anstifter zu jener Zeit beiden den gleichen Hass entgegentrugen. Man sollte indes nicht vergessen, dass gelegentlich der Einberufung der Generalstaaten ein schwerer Zwist zwischen Marie Antoinette und ihrem Schwager ausgebrochen war.[2*6] Herr v. Ségur erzählt sogar, dass bei der ersten Zusammenkunft, die er mit der Königin nach seiner Rückkehr aus Russland hatte, diese nach einer langen Unterredung, in der sie sich mit würdevoller Traurigkeit, aber ohne Bitterkeit gegen diejenigen ihrer Freunde ausgesprochen habe, die damals an der Spitze der Volkspartei standen, hinzusetzte: „Ich sehe, dass Sie nach dem, was man Ihnen gesagt hat, mich von Ihrer Ansicht sehr weit entfernt glauben. Doch morgen werden Sie von mir Nachrichten bekommen und sehen, dass ich nicht so unvernünftig bin, wie man annimmt." [3] Und in der That ließ sie ihm am nächsten Tage ein versiegeltes Paket übergeben, das eine Schrift Mouniers, des unbestrittenen Hauptes der gemäßigten Constitutionellen, enthielt. Trotzdem ist in Anbetracht des stolzen Charakters der Königin und der hohen Meinung, die sie von der königlichen Gewalt hatte, die Annahme erlaubt, dass sie eher für Widerstand als für Zugeständnisse war.

[1] „Mémoires de Gouverneur Morris", I, 255.

[2] „Mémoires du marquis de Ferrières" I, 59 u. 60.

[3] „Mémoires du comte de Ségur", II, 208. — „Ich sah nie mehr Würde im Schmerze, mehr Milde in der Betrübnis."

Aber es ist auch wahrscheinlich, dass sie damals, in den Schmerz versunken über den Verlust ihres Sohnes, eher an Thränen als an Politik dachte, und dass der Kummer der Mutter die Thätigkeit der Herrscherin außerordentlich, wenn nicht gänzlich verhinderte.

Am 11. Juli empfieng Necker unter übrigens sehr milder Form den Befehl,*[7] seine Entlassung zu geben oder vielmehr die Ermächtigung, sich zurückzuziehen, und entfernte sich schweigend und in durchaus würdiger Weise. Es wurde ein neues Ministerium gebildet unter dem Vorsitze des Barons de Breteuil mit Marschall de Broglie für den Krieg und Herrn Foulon als Generalcontrolor. Die schnell verbreitete Nachricht hievon erregte in ganz Paris eine fieberhafte Aufregung. Die Menge versammelte sich im Palais-Royal, dem gewöhnlichen Mittelpunkte der Agitationen. Camille Desmoulins*[8] schwang sich auf einen Tisch, eine Pistole in der Hand, riss von einem Baume ein Blatt ab, um sich damit eine Cocarde zu machen, und donnerte gegen die Feinde der Nation. Man trägt die Büsten Neckers und des Herzogs von Orléans im Triumph herum und schleudert Verwünschungen gegen den Grafen von Artois und die Königin, denen man die Entlassung des populären Ministers zuschreibt. Man greift die auf der place Louis XV versammelten Truppen mit Steinwürfen an, worauf Prinz de Lambesc, aufgebracht darüber, seine Leute ohne Gegenwehr gesteinigt und von der die Tuilerien füllenden Menge bedroht zu sehen, mit einer Abtheilung in den Garten dringt, um ihn zu säubern. Die Menge flüchtet und vermehrt die Unordnung durch ihre Hast und den Lärm durch ihr Geschrei. Es verbreitet sich überall das Gerücht, man erwürge harmlose Bürger; aus Mangel an einem Leichnam, den man doch bei Revolutionen stets finden muss, weist man einen Verwundeten vor, und die Soldaten, denen die friedlichsten Befehle gegeben worden, galten in der Einbildung des Volkes als dessen Niedermetzler.[1] Die Menge verfügt sich zum Rathhause und verlangt die Sturmglocke und Waffen; die französischen Garden nehmen an dem Aufruhr theil[2] und marschieren gegen die königlichen Truppen, die ihr Commandant, Baron de

[1] Droz, „Histoire de Louis XVI", II, 304.

[2] „Relations inédites de la prise de la Bastille" von J. Flammermont, p. 23.

Beſenval, unentſchloſſen und ohne Befehle, ſich auf Verſailles zurückziehen läſst.

Am nächſten Tage verdoppelte ſich die Agitation. Während die im Rathhauſe verſammelten Wähler die Bildung einer, bald unter dem Namen Nationalgarde berühmten, Pariſer Miliz beſchließen, plündert der aufſtändiſche Haufe das Haus der Lazariſten, die man des Wuchers mit Lebensmitteln(!) beſchuldigt, befreit die Gefangenen von Sainte-Pélagie beraubt die dortige Geräthekammer und errichtet in den Straßen Barricaden. Gegenüber dieſen fortdauernden und wachſenden Unordnungen verweilt die Regierung in unglaublicher Unthätigkeit.

Durch die Strafloſigkeit kühner gemacht, durch die Verſammlung in Verſailles, die angeſichts der Gährung der Hauptſtadt fortwährend die Entlaſſung der Truppen verlangt, ſtillſchweigend ermuthigt, beſchränkt ſich die Menge nicht mehr auf ſo leichte Thaten, wie die Niederbrennung der Mautſchranken und Plünderung der Klöſter. Am 14. Juli begibt ſie ſich zum Invalidenhauſe, um dort die ihr fehlenden Waffen zu holen. Gouverneur Sombreuil läſst die Thore ſchließen; die Invaliden ſelbſt öffnen ſie und liefern die Gewehre aus. Der Geiſt des Aufruhres weht überall. Die nunmehr bewaffneten Banden ſtürzen ſich auf die Baſtille.*9 Nach einer Belagerung, die nur eine erbärmliche Parodie iſt, nach ſeltſamen Unterhandlungen, deren Erzählung zu lang wäre, wird die dem Anſcheine nach ſo ſchreckliche, in Wirklichkeit ſo ſchwache Feſte, ohne andere Beſatzung als 32 Schweizer und 82 Invaliden, die ſich nicht ſchlagen wollen, ohne Munition, faſt ohne Geſchütz, eingenommen oder, beſſer geſagt, ergibt ſich, ohne vertheidigt worden zu ſein. Ohne Befehle und ohne Hilfe, capituliert der Gouverneur oder vielmehr die Beſatzung. Die Menge, die auf einen einzigen von der Baſtille aus abgeſchoſſenen Kanonenſchuſs geflohen, ſtürzt ſich in das Innere der Feſte, ſobald auch nicht einmal der Schein einer Gefahr mehr zu fürchten iſt, erwürgt die Officiere, die Invaliden, den Gouverneur de Launay ſelbſt, deſſen auf eine Pike gepflanzter Kopf den Siegern des Tages als Trophäe dient, ebenſo wie der des Vorſtandes der Kaufmannſchaft, Fleſſelles, den man im Rathhauſe erwürgt hat.

Die Schreckenszeit war angebrochen; ein Augenzeuge, einer der gemäßigteſten und klarblickendſten Männer der Zeit, ſagt

es.[1] Die Ermordung de Launays und de Flesselles' war das Vorspiel, die Menschenbestie war losgelassen; berauscht vom Blutgeruche, rüstete sie sich, noch mehr dessen zu vergießen. „Wäre der Hof statt in Versailles in Paris gewesen," schreibt Malouet, „so wären statt De Foulon, De Berthier und De Launay die Minister und die Prinzen niedergemetzelt worden."[2] Im Palais-Royal war die Liste der Opfer entworfen worden, die Erwürger standen bereit. Der Graf von Artois, die Condé, die Polignac, Baron de Breteuil, der Marschall de Broglie, Foulon, Berthier und noch sehr viele andere standen in dem verhängnisvollen Verzeichnisse. „Prinz," sagte der von Paris zurückkommende Herzog von Liancourt zum Grafen von Artois, „Ihr Kopf ist gerichtet, ich habe die Ankündigung dieser schrecklichen Proscription gelesen."[3] Selbst in Versailles war der Prinz mehrmals insultiert worden,[4] und Frau Campan hörte, wie ein verkleideter Mann zu einem verschleierten Weibe sagte: „Die Herzogin ist noch in Versailles; sie ist wie die Maulwürfe, sie arbeitet unterirdisch, aber wir werden sie schon auszugraben verstehen."[5]

Angesichts dieser Drohungen, die bald in blutiger Weise sich verwirklichen konnten, gerieth der König in Aufregung und forderte seinen Bruder auf, außerhalb Frankreichs die Sicherheit zu suchen, die er sich außerstande fühlte, ihm zuzusichern. Die Königin that dasselbe bezüglich ihrer Freundin. Am 16. Juli, um 8 Uhr abends, ließ sie den Herzog und die Herzogin von Polignac holen und bat sie inständig, noch in der Nacht abzureisen. Sie weigerten sich lange. Endlich sagte die Königin, die nicht mehr wusste, durch welches Mittel sie sie bestimmen sollte und „über jeden Augenblick erschaudernd, der ihre Abreise hinausschob", unter einem Strome von Thränen zu ihrer Freundin: „Der König geht morgen nach Paris; wenn man ihn fragte ... Ich fürchte alles; im Namen unserer Freundschaft reisen Sie ab. Es ist noch Zeit, dass Sie sich der Wuth meiner Feinde entziehen; indem man Sie angreift, hat man es weit mehr auf mich als auf Sie selbst abgesehen; werden

[1] „Mémoires de Malouet", II, 9.
[2] Daselbst, I, 290.
[3] „Mémoires du marquis de Ferrières", I, 136.
[4] „Mémoires de Mme Campan", p. 233.
[5] Daselbst p. 234.

Sie nicht das Opfer Ihrer Anhänglichkeit und meiner Freundschaft.“ In diesem Augenblicke trat der König ein, und die Königin sagte zu ihm: „Hilf mir, diese ehrbaren Leute, diese treuen Unterthanen zu überreden, dass sie uns verlassen müssen.“ Der König trat auf den Herzog und die Herzogin zu, versicherte sie, dass der Rath der Königin der einzig zu befolgende sei und setzte hinzu: „Mein grausames Geschick zwingt mich, alle jene von mir zu entfernen, die ich schätze und liebe. Ich habe soeben dem Grafen von Artois befohlen, abzureisen, ich ertheile Ihnen denselben Befehl. Beklagen Sie mich, aber verlieren Sie keinen einzigen Augenblick; nehmen Sie Ihre Familie mit. Rechnen Sie auf mich zu jeder Zeit; ich lasse Ihnen Ihre Ämter.“

Um Mitternacht empfieng die Herzogin folgendes Billet der Königin: „Adieu, zärtlichste der Freundinnen! Wie entsetzlich ist dieses Wort! Aber es ist nothwendig. Adieu! ich habe nicht die Kraft, Sie zu umarmen.“ [1]

Wie groß auch in den letzten Jahren die Erkaltung gewesen sein mochte, Marie Antoinette konnte nicht ohne Herzensbeklemmung diese Freundin scheiden sehen, an die sie eine fünfzehnjährige Zuneigung und alle Erinnerungen ihres glücklichen Lebens knüpften; es war das erste Band, das zerriss, die Freundschaft musste vor den Vorurtheilen und dem Mordstahl fliehen: ein trauriges und allzu verständliches Vorzeichen des Loses, das der Königin selbst vorbehalten war. Hatte nicht tagsvorher ein schwarzverschleiertes Weib zu Frau Campan gesagt: „Sagen Sie Ihrer Königin, sie möge sich nicht mehr damit befassen, uns zu regieren. Sie möge es ihrem Manne und unseren guten Generalständen überlassen, das Glück des Volkes zu bewirken.“ — „Ja,“ versetzte ein offenbar als Lastträger verkleideter Mann, „sagen Sie ihr, dass es mit diesen Generalständen nicht so sein wird, wie mit den anderen, die nichts Gutes für das Volk hervorgebracht haben. . . . Sagen Sie ihr das ja, verstehen Sie?“ [2] So blieb die übelwollende Volksmeinung hartnäckig dabei, in der Königin das einzige Hindernis für die Reformen zu sehen, und wenn das Volk jenes Glück nicht fand, das man ihm so geräuschvoll mit mehr Verwegenheit als

[1] „Mémoires sur la vie et le caractère de M^me^ la duchesse de Polignac“ von Gräfin Diana de Polignac, Hamburg 1796, p. 27 u. 28.

[2] „Mémoires de M^me^ Campan“, p. 234.

Klugheit versprach, so mußte es die Königin dafür verantwortlich machen.

Als die Herzogin von Polignac in Basel ankam, traf sie Necker, dem sie die erste Nachricht von seiner Rückberufung brachte, die bald darauf durch die Ankunft eines königlichen Couriers bestätigt wurde.[1] *10 Erschrocken über den Pariser Aufstand, der sich nach einem Ausspruche des Herzogs von Liancourt zur Höhe einer Revolution erhob, entschlossen, kein Blut seinetwegen vergießen zu lassen, gab der König nach. Am 15. gieng er zu Fuß, ohne Garden, begleitet von seinen zwei Brüdern, in die Versammlung, um selbst die Zurückziehung der Truppen anzukündigen. Bei seiner Rückkehr grüßten ihn die Beifallsbezeigungen der Menge, die Fahnen flatterten in den Lüften, die Trommeln wurden geschlagen; die auf der place d'Armes aufgestellten Truppen theilten den allgemeinen Freudenrausch. Die Königin erschien auf dem großen Balkon mit dem Dauphin auf den Armen und ihre Tochter bei der Hand führend. Bald darauf wurden die Kinder des Grafen von Artois von ihrem Erzieher herbeigeführt. Sie küssten der Königin die Hand, die sich mit ihrem Sohne auf den Armen zu ihnen herabneigte. Die beiden jungen Prinzen umarmten ihren Vetter; die kleine Prinzessin vereinigte gerührt ihre Liebkosungen mit denen des Herzogs von Angoulême und des Herzogs von Berry, und eine Zeitlang waren alle diese kleinen Blondköpfe in einer gemeinsamen Umarmung vermengt, überragt von dem ernsteren, doch lächelnden Gesichte der Königin. Es war ein rührendes Bild und ein Augenblick unbeschreiblicher Begeisterung.[2] Doch bei dem Volke, das sich am Fuße des Balkons drängte, mischte sich diese Begeisterung mit Verwünschungen gegen den Grafen von Artois und auch mit dumpfem Murren gegen die Königin. Ludwig merkte es, und da er nicht wollte, daſs sein Bruder die Gefahren theilte, denen er selbst trotzte, gab er ihm, wie berichtet, den Befehl, sich zu entfernen. In der Nacht vom 16. auf den 17. Juli schlugen der Graf von Artois und seine Kinder, der Prinz von Condé, der Herzog von Bourbon und der Herzog von Enghien *11 den Weg nach Belgien ein, wo die letzteren erst anlangten, nachdem sie mit

[1] „Mémoires sur la vie et le caractère de Mme la duchesse de Polignac", p. 31 bis 33.

[2] „Mémoires du marquis de Ferrières", I, 141.

Mühe den Wütherichen entgangen waren, die sie in die Oise werfen wollten.[1] Die Minister des Cabinets vom 11. Juli, De Barentin, De Villedeuil, De la Vauguyon, De Breteuil, Abbé de Vermond,[2] der Prinz de Lambesc, der am 12. Juli die Besetzung des Gartens der Tuilerien anbefohlen hatte, folgten diesem Beispiele. Marschall de Broglie zog sich in sein Gouvernement der Drei-Bisthümer (Metz, Toul und Verdun) zurück,*[12] von wo ihn der aufgehetzte Pöbel bald zwang, nach Luxemburg zu fliehen.[3]

Einige Tage später rechtfertigte der entsetzliche Meuchelmord an einem der Minister des 11. Juli, Foulon, und seines Schwiegersohnes Berthier, ehemaligen Intendanten von Ile-de-France, nur zu sehr die düsteren Ahnungen des Königs und der Königin und die Nothwendigkeit dieser ersten Emigration.

Doch eine Zeitlang gedachte Ludwig, dem Aufstande die Spitze zu bieten. Er wollte Versailles verlassen und sich unter dem Schutze der Truppen, denen er soeben den Befehl zum Abzug gegeben, nach Metz zurückziehen. Die Königin drängte lebhaft dazu; sie hatte sogar schon ihre Vorbereitungen für die Abreise getroffen, ihre Papiere verbrannt, ihre Diamanten in einem leicht zu befördernden Kistchen verpackt und Frau Campan den Befehl ertheilt, sie zu begleiten, um ihrer Tochter als Lehrerin zu dienen. Es wurde eine Rathssitzung gehalten, wo der König die Frage in aller Form vorlegte; es gab eine lange und lebhafte Debatte; doch die Mehrheit sprach sich gegen die Abreise aus.[4] Der Graf von Provence bat den König, zu bleiben, und Marschall de Broglie, um seine Ansicht gefragt, antwortete: „Ja, wir können nach Metz gehen; was werden wir aber thun, wenn wir dort sein werden?“[5] Angesichts der Bitten seines Bruders, der Bedenken des Obercommandanten seiner Truppen und der Aussicht auf einen Bürgerkrieg entsagte der König seinem Plane, und die Königin nahm das Frau Campan eingehändigte Papier (bezüglich ihres Amtes als Lehrerin der Prinzessin) zurück, zerriss es mit Thränen in den

[1] „Mémoires du comte Valentin Esterházy.“

[2] Mercy an Kaunitz, 23. Juli 1789.

[3] Evènements mémorables arrivés à Verdun au sujet du maréchal de Broglie et son arrivée à Metz“, Paris, Lefèvre, 1789.

[4] „Mémoires de Mme Campan“, p. 236.

[5] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, II, 6.

Augen und sagte: „Als ich es schrieb, hoffte ich sicher, es werde von Nutzen sein, doch das Schicksal hat anders entschieden; ich fürchte sehr, es könnte zu unser aller Unglück ausschlagen.“ Sie täuschte sich nicht, und der König bedauerte später den an jenem Tage gefassten Beschluss. „Ich habe,“ sagte er drei Jahre nachher traurig zu Fersen, „den richtigen Augenblick versäumt und nachher nicht wieder gefunden.“ [1]

Statt den Weg nach Metz einzuschlagen, wurde beschlossen, der Monarch solle nach Paris gehen, um die Beruhigung der Gemüther zu versuchen. Traurige Befürchtungen bestürmten sein Herz, und er war darauf bedacht, vor seiner Abfahrt sein Gewissen als Christ und als König in Ordnung zu bringen; als Christ empfieng er die heiligen Sacramente, als König händigte er dem Grafen von Provence vertraulich eine Urkunde ein, die ihn zum Generallieutenant des Königreiches einsetzte,*[13] falls man Leben oder Freiheit des Herrschers antastete. Am 17., um 9 Uhr morgens, fuhr der König ab; hatte er auch nicht den Muth der Initiative, so besaß er doch den der Resignation. Außer den Herzogen von Villeroy und von Villequier, dem Marschall de Beauvau und dem Grafen d'Estaing begleiteten ihn bloß zwölf Leibgarden, keine Prinzen von Geblüt und keine Minister. Den Rest der Escorte hatte die Nationalgarde von Versailles geliefert, die ihn bis Paris begleitete. Hier traf man die Pariser Nationalgarde, noch in bürgerlicher Kleidung, unter dem Commando Lafayettes zu Pferde. Eine Doppelreihe bewaffneter Leute — man spricht von 150.000 Mann [2] — dehnte sich vom Point-du-Jour bis zum Rathhause aus. In den Gassen, an den Fenstern, sogar auf den Dächern drängte sich eine ungeheure Menge, worunter junge Leute mit Piken oder Jagdflinten, auch, wie zur Zeit der Liga, einige zuchtlose, bewaffnete Ordensleute,[3] springende und hüpfende, halbtrunkene Fischweiber mit ungeheuren Blumensträußen, Musikanten, welche die Arie spielten: „Wo kann man's besser haben als im Schoße der Familie?“ *[14] Mit Blumen bekränzte Kanonen trugen die Inschrift: „Ihre Gegenwart hat uns entwaffnet.“ Überall, auf den Hüten, den Mützen, den Uniformen, selbst auf der Statue Ludwigs XV., war die

[1] „Le comte de Fersen et la cour de France“, II, 6.

[2] „Quinzaine mémorable“, p. 87.

[3] Daselbst p. 93.

Cocarde in den Farben der Hauptstadt, roth und blau, angebracht.[1]

An der Barrière überreichte der Maire von Paris, Bailly, dem Könige die Schlüssel der Stadt auf einer Emailschüssel mit den Worten: „Sire, ich bringe Eurer Majestät die Schlüssel Ihrer guten Stadt Paris; es sind dieselben, die Heinrich IV. überreicht worden sind. Er hatte sein Volk wiedererobert; hier ist das Volk, das seinen König wiedererobert hat."

Bailly hatte Recht. Es war wirklich ein Besiegter, „ein großer Gefangener," wie Marquis de Ferrières sagt, der langsam[2] durch die Straßen der Stadt zog, ohne Garden, von 200 bis 300 Mitgliedern der Versailler Versammlung umgeben, „mit trauriger und aufgeregter Miene,"[3] mit einem ungeordneten Gefolge und „einem Pomp, der in den Augen aller etwas Trübseliges hatte".[4] Die Rufe: „Es lebe die Nation!" die von allen Seiten fast allein und ohne den altfranzösischen Ruf: „Es lebe der König!"[5*15] erschollen, bezeichneten die Lage. Die Demüthigung ward vollendet im Rathhause, wo der König, nachdem er durch einen bedrohlichen Bogen von gekreuzten Schwertern gegangen,[6] die durch den Aufruhr eingesetzten Gewalten bestätigte. Bailly überreichte dem Könige die neue Cocarde, die für die Pariser die alte königliche Cocarde ersetzte. Der Monarch nahm sie, steckte sie an seinen Hut und erschien auf dem Balkon. Frenetischer Beifall brach los und begrüßte den entwaffneten und besiegten König, und erst jetzt vernahm man wieder den Ruf: „Es lebe der König!"[7] Es war nicht mehr die Begeisterung der Ergebenheit, sondern der Jubel über den errungenen Triumph.

Der König fühlte dies; Thränen, die keine Freudenthränen waren, flossen aus seinen Augen, und mit finsterer Miene und beklommenem Herzen trat er die Rückfahrt nach Versailles an.

Im Schlosse herrschte große Beunruhigung; obwohl die Königin „großen Muth und außerordentliche Seelenstärke"[8] zeigte,

[1] „Mémorial de Gouverneur Morris", I, 263.
[2] „Revue de la Révolution", März 1885, p. 79.
[3] „Histoire de la Révolution" von zwei Freiheitsfreunden.
[4] „Revue de la Révolution", März 1885, p. 79.
[5] Daselbst, Jänner 1886, p. 7.
[6] „Mémoires de Bailly", II, 65.
[7] „Histoire de France pendant trois mois", I, 116.
[8] Mercy an Kaunitz, 23. Juli 1789.

konnte sie doch diese Pariser Fahrt nicht ohne Besorgnis betrachten; sie hatte alles gethan, um ihren Gatten zurückzuhalten, hatte ihn kniefällig und weinend gebeten, einer Absicht zu entsagen, die in der That sehr viel Ungewissheit und Gefahren bot. Könnte man nicht versuchen, ihn als Gefangenen zu behalten? Könnte man nicht noch Schlimmeres thun? Diese Besorgnisse waren wirklich nicht grundlos. Rühmte sich nicht Lafayette einige Tage nachher zu Gouverneur Morris, dass er am 17. Juli allein Herr gewesen sei, dass er, wenn er gewollt, den König hätte als Gefangenen behalten können, dass er ihn nach seinem Belieben durch die Straßen gehen ließ und selbst den Grad von Beifall vorschrieb, den man ihm zu gewähren hätte?[1*16] Wurde nicht auf den Elysäischen Feldern eine Frau von einer in der Richtung nach dem königlichen Wagen abgeschossenen Kugel getroffen, und erschien diese Thatsache, obwohl wahrscheinlich eine Wirkung des Zufalles, nicht selbst Bailly als eine „außergewöhnliche“?[2]

So schien denn dieser Tag der armen Königin recht lang zu sein. Sie brachte ihn, eingeschlossen in ihre Gemächer, in Ängsten und Thränen zu, gab Befehl, ihre Gespanne bereitzuhalten, versuchte sogar, die Ansprache zu entwerfen, die sie an die Versailler Versammlung richten würde, wenn Aufwiegler, von denen man alles erwarten konnte, sich der Rückkehr des Königs widersetzten, und wiederholte unaufhörlich die Worte: „Sie werden ihn nicht zurückkehren lassen!“[3*17]

Er kam aber doch. Um 6 Uhr abends kam der erste Page, Herr v. Lastour, mit Postpferden angefahren und überbrachte die glückliche Meldung. Um 9 Uhr[4] kam der König selbst heim, gebrochen vor Müdigkeit, aber sich Glück wünschend, dass kein Unfall diese mit so vielen Befürchtungen unternommene Fahrt bezeichnet hatte. „Glücklicherweise,“ sagte er, „ist kein Blut geflossen; ich schwöre, dass auf meinen Befehl nie ein Tropfen französischen Blutes vergossen werden wird.“[5] Die Königin eilte ihrem Gemahl mit dem Dauphin[6] bis in die Mitte der Treppe entgegen.[7] In

[1] „Mémorial de Gouverneur Morris“, I, 205.
[2] „Mémoires de Bailly“, II, 61.
[3] „Mémoires de Mme Campan“, p. 239 u. 240.
[4] „Souvenirs d'un page“, p. 302.
[5] „Mémoires de Mme Campan“, p. 241.
[6] „Histoire de France pendant trois mois“, I, 118 u. 119.
[7] „Mémoires de Bailly“, II, 69.

einem Augenblicke lag der Monarch in den Armen seiner Familie. Frau, Schwester, Kinder umgaben ihn, weinend vor Freude; die Unruhe war so stark gewesen, dass seine Rückkehr alle beglückte. Man vergaß die Sorgen dieses Tages; konnte man auch jene des morgigen vergessen?

„Eure Majestät," hatte Bailly zum Könige gesagt, „werden sich des Friedens erfreuen, den Sie in Ihrer Hauptstadt wiederhergestellt haben." [1] Fünf Tage später zeigte die Ermordung Foulons und Berthiers, auf welcher Grundlage dieser Friede beruhte, und wie das Pariser Volk die Achtung vor den Gesetzen verstand. Die beiden unglücklichen Opfer, fern von der Hauptstadt festgenommen, von einem wüthenden Pöbel nach Paris geschleppt, der sie mit Misshandlungen und Insulten überhäufte, von denjenigen im Stiche gelassen, die sie hätten vertheidigen sollen, wurden mit ausgesuchter Barbarei ermordet. Ihre Köpfe, auf Piken gesteckt, wurden in den Straßen herumgetragen unter cannibalischen Gesängen und Tänzen, und das blutige Herz Berthiers ward den im großen Saale des Rathhauses versammelten Wählern selbst hingebracht. In den Provinzen waren Aufregung und Gewaltthaten nicht geringer. Unbestimmte Gerüchte, die aber sosehr übereinstimmten, dass sie nur von einer ausgegebenen Parole stammen konnten, verbreiteten Schrecken auf dem Lande; Räuberbanden, heißt es, kommen, um die Ernten zu plündern und die Saaten zu verbrennen. „Ein panischer Schrecken," sagt ein unverdächtiger Zeuge, „verbreitet sich am nämlichen Tage in allen Theilen des Königreiches." [2] Die Weiber fliehen, die Männer greifen zu den Waffen; man will auf die eingebildeten Räuber los, und da man sie nicht findet, stürzt man sich auf diejenigen, die man beschuldigt, sie gedungen zu haben. Man reißt Schlösser nieder, plündert Klöster, verbrennt Register und Urkunden, metzelt Adelige und alle jene nieder, hinter denen man, mit Recht oder Unrecht, Feinde der Revolution vermuthet. Die Autorität entwickelt keine Thätigkeit mehr, die Anarchie ist unumschränkte Herrscherin. „Alles wie immer geartete Eigenthum," sagte am 3. August der Deputierte Salomon im Namen des Comités für Berichterstattung, „ist die Beute des verbrecherischesten Räuberwesens. Auf allen Seiten werden Schlösser

[1] „Quinzaine mémorable", p. 134.

[2] Ch. Batel, „Vergniaud, monuments, lettres et papiers", II, 68.

niedergebrannt, Klöster zerstört, Pachthöfe der Plünderung preisgegeben; Steuern, herrschaftliche Abgaben, alles ist zunichte gemacht; die Gesetze sind machtlos, die Behörden ohne Autorität, und die Gerechtigkeit ist nur mehr ein Trugbild, umsonst sucht man sie bei den Gerichten."

Man hätte glauben sollen, dass die Decrete vom 4. August, welche die Feudalrechte abschafften, Unordnungen ein Ende bereiten würden, zu denen kein Vorwand mehr vorhanden war. Nichts von dem: neue Brandstiftungen, neue Gewaltthaten, neue Metzeleien waren die einzige Antwort auf das edelmüthige Entgegenkommen der Privilegierten. Gegen solche Ausschreitungen musste man handeln; die Versammlung begnügte sich, zu reden. Aber ihre farb- und kraftlosen Proclamationen blieben wirkungslos; allmächtig, um zu zerstören, erwies sie sich machtlos, um zu erhalten. Und wie sollte sie eine solche Macht haben? Giengen nicht von ihrer Tribüne die heftigsten Aufreizungen aus? Hörte man nicht den Mann, der auf sie den unbestrittensten Einfluss ausübte, eines Tages ausrufen: „Die Nation braucht Opfer; man muss sich dem öffentlichen Unglücke gegenüber verhärten, und nur um diesen Preis ist man Bürger."

Und hatte nicht bei der Ermordung Foulons und Berthiers Barnave jenes Wort gesagt, das er so grausam bereuen sollte: „Ist denn das Blut, welches fließt, so rein?"

„Meine Gesundheit erhält sich noch," schrieb die unglückliche Königin an die Herzogin von Polignac; „aber meine Seele ist von Qualen, Kummer und Besorgnissen niedergedrückt. Jeden Tag erfahre ich neues Unglück; eines der größten für mich ist, von allen meinen Freunden getrennt zu sein; ich begegne keinen Herzen mehr, die mich verstehen." — „Seien Sie ruhig," schrieb sie ihr ein anderesmal, „die Widerwärtigkeit hat meine Kraft und meinen Muth nicht vermindert und mir Klugheit verliehen." [1]

In Erwartung besserer Tage hatte sie, schrieb ihr Bruder, „das einzige gethan, was ihr zustand, nämlich: sehr zurückgezogen und ganz mit ihren Kindern beschäftigt zu leben". [2]

Necker war am 28. Juli unter den Acclamationen des Volkes zurückgekommen. [3] Aber seine Rückkehr stellte weder die Finanzen

[1] „Mémoires sur la vie et le caractère de la duchesse de Polignac."

[2] Josef II. an Leopold, 3. August 1789.

[3] Mercy an Kaunitz, 23. Juli 1789.

noch die Ordnung wieder her; die patriotischen Geschenke, die Sendung des königlichen Silbergeschirres in die Münze, die Ankündigung wichtiger Reformen im Hofstaate des Königs und der Königin füllten den leeren Schatz nicht.[1] Die Abgaben giengen nicht ein; seit 4. August hielten sich die Bauern von jeder Abgabe an den Staat für ebenso befreit, wie vor jeder Feudalgiebigkeit. In der Politik war Necker nicht glücklicher; wie im Mai, hatte er auch im Juli keinen Plan, und die Furcht, seine Popularität einzubüßen, riss ihn zu Zugeständnissen hin, die kein Staatsmann, selbst wenn er feindlich gesinnt war, wie Mirabeau, annehmen konnte. So unterstützte bei der großen und entscheidenden Discussion über das „Veto" Mirabeau diese königliche Prärogative, während der Minister sie fahren ließ. Aber auch diese Unterwürfigkeit genügte nicht. Das unverstandene Wort „Veto" sollte zur beleidigenden Bezeichnung werden, unter der man den König und die Königin verstand. Die Gefahr wuchs von Stunde zu Stunde. Anonyme Briefe denuncierten nicht nur die dem Königthum günstigen Deputierten, sondern alle jene, die nicht blindlings dem Willen des Palais-Royal gehorchten. *[18]

„Alle Bande sind zerrissen," schrieb am 3. September Graf Fersen. „Die Autorität des Königs gleich Null, die Nationalversammlung selbst zittert vor Paris, und Paris zittert vor 40.000 bis 50.000 in Montmartre oder im Palais-Royal lagernden Banditen und Vagabunden, die man von dort noch nicht hat vertreiben können, und die dort unaufhörlich Anträge stellen." [2]

Die Lage war unerträglich, die Versammlung nicht mehr frei; die Zwischenrufe der Tribünen, das Geschrei der Straße, anonyme Briefe bedrohten ihre hervorragendsten und weisesten Mitglieder. Die Polizeiberichte meldeten von einem Plane, Versailles durch die Pariser Aufrührer zu überfallen.[3] Man musste von hier fort; sowohl der Hof als die Royalisten in der Nationalversammlung — wie jetzt die Generalstände hießen (Anm. des Übers.) — beschäftigten sich mit der Frage. Es soll damals ein Plan bestanden haben, den König durch die Champagne und das Gebiet

[1] „Correspondance secrète inédite sur Louis XVI, Marie-Antoinette, la Cour et la ville" von 1777 bis 1792, 25. September 1789, II, 387.

[2] Graf Fersen an seinen Vater, 3. September 1789.

[3] „Mémoires de Malouet", I, 303.

von Verdun nach Metz unter den Schutz der Armee de Bouillés zu schaffen; so behauptet wenigstens Graf d'Estaing in einem Briefe an die Königin, dessen Concept bei ihm gefunden ward; man sprach laut davon in Paris, und Frau v. Tourzel bestätigt es in ihren Memoiren; doch dieser Plan scheint sehr unbestimmt gewesen zu sein; nicht einmal der Zufluchtsort stand fest, und bald entsagte man ihm ganz.[1] Um dieselbe Zeit schlugen drei Deputierte, Malouet, Redon und der Bischof von Langres, im Namen einer gewissen Zahl ihrer Collegen, in der sicheren Meinung, die durch die Verwegenheit der Aufwiegler in Schrecken gesetzte Versammlung für sich gewinnen zu können, vor, diese zwanzig Wegstunden weit von Paris, nach Soissons oder Compiègne, zu verlegen. Mehrere Minister, unter anderen Necker und Montmorin, stimmten diesem Vorschlage bei; als er aber dem Könige vorgelegt wurde, lehnte dieser ab.

Aus welchem Grunde? Hatte der Monarch kein Vertrauen in den Erfolg? Erinnerte er sich, dass er am 14. Juli einen ähnlichen Beschluss fassen wollte, und darauf angesichts der Vorstellungen derjenigen verzichten musste, auf die er am meisten rechnen zu können glaubte? Meinte er, man müsse nahe bei Paris bleiben, um es besser im Zaume zu halten? Glaubte er nicht an die Wirklichkeit der Gefahr? Scheute er den Schein, vor dem Aufstande zu fliehen? Alles, was die Geschichte sagen kann, ist, dass damals wie später Ludwig XVI. eine unbesiegliche Abneigung kundgab, Versailles zu verlassen. Die Deputierten zogen sich bestürzt zurück.[2]

Das geschah am 29. September.[3] Einige Tage später verließen der König und die Versammlung Versailles, um als Gefangene nach Paris zu ziehen.

[1] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 3 u. 4.

[2] „Mémoires de Malouet", I, 393 ff.

[3] Mémoires et correspondance de Mallet du Pan", II, 485.

# Drittes Capitel.

Gährung in Paris und Versailles. — Berufung von Truppen nach Versailles. — Bankett der Leibgarden. — Vorbereitungen zu den Octobertagen.

Der Plan, Versailles zu überfallen, war kein Geheimnis mehr; die beunruhigenden Warnungen mehrten sich.[1] Schon am 30. August hatte eines der berüchtigsten und eben darum einflussreichsten Häupter der Pariser Demagogie, Marquis de Saint-Huruge, 1500 Meuterer gegen Versailles zu dirigieren versucht. Sein Versuch scheiterte,[2] aber der Plan wurde nicht aufgegeben. Etwas später, im September, schrie Camille Desmoulins im Palais-Royal, man brauche in Versailles 15.000 Mann, um den König wegzuführen und die Königin einsperren zu lassen.[3] Gerüchte von einem Aufstande, von einem Überfalle des Schlosses durchschwirrten die Luft. „Man meldete," sagt Mounier, „von fürchterlichen Absichten gegen die Königin."[4] Man sprach sowohl in Paris als in den Provinzen bis nach Toulouse hin ganz laut davon. Es handelte sich darum, die Nationalversammlung und den König zu entführen und „die Deputierten, die sich gegen das Volk schlecht gesinnt zeigen würden, zu behandeln, wie sie es verdienten".[5] Mirabeau sagte eines Tages zum Buchhändler Blaisot, „er glaube zu bemerken, dass es in Versailles unselige Ereignisse geben werde, dass aber die ehrlichen Leute nichts zu fürchten hätten".[6] Endlich rühmten sich die französischen Garden, die seit ihrer Verabschiedung nach der Einnahme der Bastille die besoldeten Compagnien der Pariser Nationalgarde bildeten, ganz laut, „sie würden kommen, um im Schlosse die früher innegehabten Posten wiederzubeziehen nnd im Nothfalle den König holen".[7] Ihr General-

[1] „Exposé de la conduite de M. Mounier", p. 55.
[2] „Mémoires de Weber", p. 254.
[3] Mounier, „Appel au tribunal de l'opinion publique", p. 95.
[4] „Exposé de la conduite de M. Mounier", p. 66.
[5] „Procédure du Châtelet", Besson, 117. Zeuge.
[6] Daselbst, Blaisot, 24. Zeuge.
[7] Daselbst, Deputierter Faydel, 148. Zeuge.

commandant Lafayette fühlte sich durch diese Stimmung beunruhigt, und obwohl er sie durch seine Autorität unwirksam machen zu können glaubte, meinte er doch gegen Mitte September von diesen „bösen Absichten" den Minister des königlichen Hauses, Herrn von Saint-Priest, verständigen zu sollen.[1]

Der Hof gerieth in Aufregung; der Dienst im Schlosse wurde nur mehr von den Schweizern und den, ziemlich wenigen, ganz ergebenen Leibgarden versehen. Der Dienst in der Stadt war der Nationalgarde überlassen, deren Mehrheit verdächtig war, und die überdies durch fortwährende Expeditionen behufs Sicherung der Verproviantierung abgehetzt wurde. Schon im August hatte man zu ihrer Unterstützung 200 Jäger aus den „Drei-Bisthümern" *1 und 200 Dragoner aus Lothringen kommen lassen müssen. Gegen einen möglichen und voraussichtlichen Überfall war das zu wenig. Herr v. Saint-Priest besprach sich hierüber mit dem Generalcommandanten der Nationalgarde, Grafen d'Estaing, und dieser, dessen Anhänglichkeit an die neuen Ideen unbestreitbar war, nahm es auf sich, die Zustimmung der Municipalität zu erlangen, deren Einholung zum Einmarsche von Truppen in Versailles nothwendig war. Auf seinen Vorschlag und angesichts des Beschlusses der Capitäne des Generalstabes der Nationalgarde, der „in Anbetracht der fortwährend einander folgenden, immer beunruhigenderen Warnungen" die Unzulänglichkeit ihrer Kräfte constatierte, wurde am 18. September entschieden, „es sei für die Sicherheit der Stadt, der Nationalversammlung und des Königs unerläßlich, so rasch als möglich einen Zuzug von 1000 Mann regulärer Truppen zu bekommen, die unter den Befehlen des Generalcommandanten der Nationalgarde stehen sollen".[2] Man wählte das flandrische Regiment, dessen guter Geist und Disciplin für seine Treue zu bürgen schien, während der Name seines Obersten, Marquis de Lusignan, der in der Versammlung auf der Linken saß, die „Patrioten" gegen jeden Plan einer Contre-Revolution sicherstellen sollte. Am 23. September kam das flandrische Regiment nach Versailles, wo es „sehr gut empfangen" wurde;[3] der Graf d'Estaing mit dem Stabe und einer Abtheilung der Nationalgarde, der Präsident der Muni-

[1] Le Roy, „Histoire de Versailles", II, 27.

[2] Daselbst, II, 29.

[3] „Revue d'Alsace", October, November, December 1879, p. 480.

cipalität mit den Mitgliedern der Municipalvertretung zogen ihm bis zur Barrière entgegen. Das Regiment wurde auf die place d'Armes geführt, wo es in Gegenwart des Maire der Nation, dem Gesetze und dem Könige den Eid der Treue leistete; es zählte 1100 Mann und zwei Kanonen.[1]

Der König war mit der Miliz von Versailles bei diesem Anlasse so zufrieden, dass er eigenhändig ein Dankesschreiben an den Generalcommandanten Graf d'Estaing richtete, und die Königin beschloss, der Nationalgarde einen Beweis ihrer Dankbarkeit zu liefern. Am 29. zeigte sie selbst dem Stabe an, sie wolle jeder Division eine Fahne spenden, und am 30. wurden zwei dieser Fahnen in der Notre-Dame-Kirche vom Erzbischofe von Paris in Gegenwart des Gouverneurs von Versailles, der Municipalität, einer großen Zahl von Mitgliedern der Nationalversammlung, hervorragender Persönlichkeiten der Stadt und sämmtlicher Truppenofficiere feierlich benediciert. Nach der Feierlichkeit vereinigte ein Bankett die Geladenen; die größte Herzlichkeit herrschte dabei, und es wurden Toaste ausgebracht auf den König und das Gedeihen der Nation als „zwei untrennbare Gegenstände", auf die Königin, den Dauphin und die ganze königliche Familie.

Tagsdarauf fand ein anderes Bankett statt; die abscheulich entstellten Berichte darüber gaben den Vorwand zu entsetzlichen Metzeleien.

Es war damals, wie heute noch, in der französischen Armee üblich, dem eine neue Garnison beziehenden Regimente eine Corpstafel zu veranstalten. Während der Reise Ludwigs XVI. nach Cherbourg empfiengen die Leibgarden ähnliche Aufmerksamkeiten von einer großen Zahl Infanterieregimenter; sie beschlossen, sie dem flandrischen Regimente zurückzuerstatten und so die alle Truppen von Versailles einigenden Bande zu befestigen.[2] Es wurde also zu diesem Ende auf Donnerstag den 1. October ein Bankett anberaumt.

Da der Saal der Reitschule und der des Stadttheaters nicht zu erlangen waren, baten die Veranstalter des Festes den König um Überlassung des Opernsaales im Schlosse, wo einige Jahre vorher die Leibgarden der königlichen Familie einen Ball gegeben

[1] Le Roy, „Histoire de Versailles", II, 32 u. 33.

[2] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 5.

hatten; der König that es gerne. Der Raum wurde geschmackvoll decoriert, eine Tafel in Hufeisenform zu zweihundert Gedecken aufgestellt; etwa achtzig Leibgarden, alle Officiere des flandrischen Regimentes, der lothringischen Jäger und Dragoner, die damals in Meudon[1] in Garnison lagen, mehrere Officiere der Schweizer und einige zwanzig Nationalgarden sollten daselbst platznehmen.

Am genannten Tage, „um 3 Uhr nachmittags," erzählt Versailles' Geschichtsschreiber Le Roy, „versammelte sich alles beim Schlossgitter, wo das Stelldichein war. Man begibt sich über den Corridor des Palastes in den Opernsaal. Beim Eintritte ist man entzückt über den Anblick des Saales; die Gäste setzen sich und das Mahl beginnt. Im Orchester befanden sich die Gardetrompeter und die flandrische Regimentsmusik; das Parterre war den Grenadieren des Regiments und den lothringischen Jägern und Dragonern reserviert."[2]

Kein Zwischenfall störte den ersten Gang. Beim zweiten ließ der Herzog von Villeroy, Capitän der Leibgarden, der den Vorsitz führte, die flandrischen Grenadiere, die Schweizer Grenadiere und die Jäger aus den Drei-Bisthümern zur Officierstafel vortreten. Glücklich über diese Ehre, baten die braven Leute, die Gesundheit der königlichen Familie ausbringen zu dürfen. Man schenkte ihnen ein, und sie tranken auf die Gesundheit des Königs, der Königin und des Dauphin. Die von dem Feste herbeigezogenen und die Logen füllenden Zuschauer antworteten mit denselben Rufen, die damals beim französischen Volke noch zuhause waren. Was auch Schriftsteller, die ein Interesse daran haben, die Thatsachen zu entstellen, sagen mögen, die Gesundheit der Nation wurde nicht vor- und folglich auch nicht abgeschlagen.[3]

Beim Nachtische erschien die königliche Familie in einer vergitterten Loge. Die Königin, durch die von Paris kommenden Gerüchte beunruhigt und tiefbetrübt über die gegen sie herrschende Abneigung, hatte sich frühzeitig in ihre Appartements zurückgezogen. Mehrmals rühmten ihr ihre Damen die Fröhlichkeit des Festes und sprachen ihr zu, sich dahin zu begeben; sie wollte nicht. Man stellte ihr vor, dieses Schauspiel würde den Dauphin unterhalten;

[1] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 4.

[2] Le Roy, „Histoire de Versailles", II, 37.

[3] Mounier, „Appel à la nation", p. 113.

aus Mutterliebe ließ sie sich herbei hinzugehen. Der König kam eben von der Jagd zurück; sie zog ihn mit.

Als man beide in der Loge gewahrte, brachen von allen Seiten die Rufe: „Es lebe der König!“ los. Man bittet sie, in den Saal herabzukommen; auf wiederholtes Drängen thun sie es. Vicomte d'Agout pflanzt als Zeichen der Freude ein Taschentuch auf die Spitze seines Commandostabes. Die Königin nimmt ihren Sohn bei der Hand und geht um den Saal herum. Die Gäste erheben sich, ziehen ihre Degen, wie um diese edle und unglückliche Familie zu vertheidigen; man schwört ihr Treue, Liebe und Ergebung. Einer der Anwesenden, Herr v. Canecande, verlangt, man solle die Arie spielen: „Wo kann man's besser haben, als im Schoß der Familie?“ *[2] Die Musiker haben diese nicht und ersetzen sie durch das so bekannte und hinreißende Motiv eines der Königin werten Meisters: „O Richard! o mein König!“ Die Acclamationen erneuern sich mit doppelter Stärke; die Begeisterung ist auf ihrem Gipfel. Marie Antoinette, gerührt von diesen ihrem Gatten, ihr und ihren Kindern geltenden Kundgebungen, fühlt sich glücklich als Königin, Gattin und Mutter; sie überläßt sich lieblicheren Gedanken und genießt ungemischt die Wiederkehr ihrer Popularität. Arme Frau! Es war ihr letzter glücklicher Tag!

Die königliche Familie zog sich bald zurück; eine große Zahl von Soldaten stiegen in die Logen und über die Schranken, um sie in den Corridor der Kapelle zu begleiten, über welchen sie sich in ihre Appartements begab. Dann verfügte sich alles, Musiker, Gäste, Zuschauer in den Marmorhof, gerade unter die Fenster des Königs. Eine Menge Bewohner von Versailles waren hier und in den anderen Höfen sowie auf der place d'Armes versammelt, um dem Feste beizuwohnen. Erhitzt durch die Weine, begeistert durch den königlichen Besuch, gaben sich die Gäste lärmenden Demonstrationen hin; man sang und tanzte, und einem Soldaten, der fünf Tage später „zu einem der gefährlichsten Aufständischen“ [1] wurde, gelang es, längs der Colonnaden fortkletternd, sich auf den Balkon des Königs zu schwingen, der trotz der Acclamationen nicht mehr erschien.

Das war alles. Daſs contrerevolutionäre Kundgebungen stattgefunden, daſs die Tricolore mit Füßen getreten worden, wurde

[1] „Mémoires de M^me^ Campan“, p. 268.

Augen und sagte: „Als ich es schrieb, hoffte ich sicher, es werde von Nutzen sein, doch das Schicksal hat anders entschieden; ich fürchte sehr, es könnte zu unser aller Unglück ausschlagen.“ Sie täuschte sich nicht, und der König bedauerte später den an jenem Tage gefassten Beschluss. „Ich habe,“ sagte er drei Jahre nachher traurig zu Fersen, „den richtigen Augenblick versäumt und nachher nicht wieder gefunden.“ [1]

Statt den Weg nach Metz einzuschlagen, wurde beschlossen, der Monarch solle nach Paris gehen, um die Beruhigung der Gemüther zu versuchen. Traurige Befürchtungen bestürmten sein Herz, und er war darauf bedacht, vor seiner Abfahrt sein Gewissen als Christ und als König in Ordnung zu bringen; als Christ empfieng er die heiligen Sacramente, als König händigte er dem Grafen von Provence vertraulich eine Urkunde ein, die ihn zum Generallieutenant des Königreiches einsetzte,*[13] falls man Leben oder Freiheit des Herrschers antastete. Am 17., um 9 Uhr morgens, fuhr der König ab; hatte er auch nicht den Muth der Initiative, so besaß er doch den der Resignation. Außer den Herzogen von Villeroy und von Villequier, dem Marschall de Beauvau und dem Grafen d'Estaing begleiteten ihn bloß zwölf Leibgarden, keine Prinzen von Geblüt und keine Minister. Den Rest der Escorte hatte die Nationalgarde von Versailles geliefert, die ihn bis Paris begleitete. Hier traf man die Pariser Nationalgarde, noch in bürgerlicher Kleidung, unter dem Commando Lafayettes zu Pferde. Eine Doppelreihe bewaffneter Leute — man spricht von 150.000 Mann [2] — dehnte sich vom Point-du-Jour bis zum Rathhause aus. In den Gassen, an den Fenstern, sogar auf den Dächern drängte sich eine ungeheure Menge, worunter junge Leute mit Piken oder Jagdflinten, auch, wie zur Zeit der Liga, einige zuchtlose, bewaffnete Ordensleute,[3] springende und hüpfende, halbtrunkene Fischweiber mit ungeheuren Blumensträußen, Musikanten, welche die Arie spielten: „Wo kann man's besser haben als im Schoße der Familie?“ *[14] Mit Blumen bekränzte Kanonen trugen die Inschrift: „Ihre Gegenwart hat uns entwaffnet.“ Überall, auf den Hüten, den Mützen, den Uniformen, selbst auf der Statue Ludwigs XV., war die

[1] „Le comte de Fersen et la cour de France“, II, 6.

[2] „Quinzaine mémorable“, p. 87.

[3] Daselbst p. 93.

Cocarde in den Farben der Hauptstadt, roth und blau, angebracht.[1]

An der Barrière überreichte der Maire von Paris, Bailly, dem Könige die Schlüssel der Stadt auf einer Emailschüssel mit den Worten: „Sire, ich bringe Eurer Majestät die Schlüssel Ihrer guten Stadt Paris; es sind dieselben, die Heinrich IV. überreicht worden sind. Er hatte sein Volk wiedererobert; hier ist das Volk, das seinen König wiedererobert hat."

Bailly hatte Recht. Es war wirklich ein Besiegter, „ein großer Gefangener," wie Marquis de Ferrières sagt, der langsam[2] durch die Straßen der Stadt zog, ohne Garden, von 200 bis 300 Mitgliedern der Versailler Versammlung umgeben, „mit trauriger und aufgeregter Miene,"[3] mit einem ungeordneten Gefolge und „einem Pomp, der in den Augen aller etwas Trübseliges hatte".[4] Die Rufe: „Es lebe die Nation!" die von allen Seiten fast allein und ohne den altfranzösischen Ruf: „Es lebe der König!"[5*15] erschollen, bezeichneten die Lage. Die Demüthigung ward vollendet im Rathhause, wo der König, nachdem er durch einen bedrohlichen Bogen von gekreuzten Schwertern gegangen,[6] die durch den Aufruhr eingesetzten Gewalten bestätigte. Bailly überreichte dem Könige die neue Cocarde, die für die Pariser die alte königliche Cocarde ersetzte. Der Monarch nahm sie, steckte sie an seinen Hut und erschien auf dem Balkon. Frenetischer Beifall brach los und begrüßte den entwaffneten und besiegten König, und erst jetzt vernahm man wieder den Ruf: „Es lebe der König!"[7] Es war nicht mehr die Begeisterung der Ergebenheit, sondern der Jubel über den errungenen Triumph.

Der König fühlte dies; Thränen, die keine Freudenthränen waren, flossen aus seinen Augen, und mit finsterer Miene und beklommenem Herzen trat er die Rückfahrt nach Versailles an.

Im Schlosse herrschte große Beunruhigung; obwohl die Königin „großen Muth und außerordentliche Seelenstärke"[8] zeigte,

[1] „Mémorial de Gouverneur Morris", I, 263.
[2] „Revue de la Révolution", März 1885, p. 79.
[3] „Histoire de la Révolution" von zwei Freiheitsfreunden.
[4] „Revue de la Révolution", März 1885, p. 79.
[5] Daselbst, Jänner 1886, p. 7.
[6] „Mémoires de Bailly", II, 65.
[7] „Histoire de France pendant trois mois", I, 116.
[8] Mercy an Kaunitz, 23. Juli 1789.

niedergebrannt, Klöster zerstört, Pachthöfe der Plünderung preisgegeben; Steuern, herrschaftliche Abgaben, alles ist zunichte gemacht; die Gesetze sind machtlos, die Behörden ohne Autorität, und die Gerechtigkeit ist nur mehr ein Trugbild, umsonst sucht man sie bei den Gerichten."

Man hätte glauben sollen, dass die Decrete vom 4. August, welche die Feudalrechte abschafften, Unordnungen ein Ende bereiten würden, zu denen kein Vorwand mehr vorhanden war. Nichts von dem: neue Brandstiftungen, neue Gewaltthaten, neue Metzeleien waren die einzige Antwort auf das edelmüthige Entgegenkommen der Privilegierten. Gegen solche Ausschreitungen musste man handeln; die Versammlung begnügte sich, zu reden. Aber ihre farb- und kraftlosen Proclamationen blieben wirkungslos; allmächtig, um zu zerstören, erwies sie sich machtlos, um zu erhalten. Und wie sollte sie eine solche Macht haben? Giengen nicht von ihrer Tribüne die heftigsten Aufreizungen aus? Hörte man nicht den Mann, der auf sie den unbestrittensten Einfluss ausübte, eines Tages ausrufen: „Die Nation braucht Opfer; man muss sich dem öffentlichen Unglücke gegenüber verhärten, und nur um diesen Preis ist man Bürger."

Und hatte nicht bei der Ermordung Foulons und Berthiers Barnave jenes Wort gesagt, das er so grausam bereuen sollte: „Ist denn das Blut, welches fließt, so rein?"

„Meine Gesundheit erhält sich noch," schrieb die unglückliche Königin an die Herzogin von Polignac; „aber meine Seele ist von Qualen, Kummer und Besorgnissen niedergedrückt. Jeden Tag erfahre ich neues Unglück; eines der größten für mich ist, von allen meinen Freunden getrennt zu sein; ich begegne keinen Herzen mehr, die mich verstehen." — „Seien Sie ruhig," schrieb sie ihr ein anderesmal, „die Widerwärtigkeit hat meine Kraft und meinen Muth nicht vermindert und mir Klugheit verliehen." [1]

In Erwartung besserer Tage hatte sie, schrieb ihr Bruder, „das einzige gethan, was ihr zustand, nämlich: sehr zurückgezogen und ganz mit ihren Kindern beschäftigt zu leben". [2]

Necker war am 28. Juli unter den Acclamationen des Volkes zurückgekommen. [3] Aber seine Rückkehr stellte weder die Finanzen

[1] „Mémoires sur la vie et le caractère de la duchesse de Polignac."

[2] Josef II. an Leopold, 3. August 1789.

[3] Mercy an Kaunitz, 23. Juli 1789.

noch die Ordnung wieder her; die patriotischen Geschenke, die Sendung des königlichen Silbergeschirres in die Münze, die Ankündigung wichtiger Reformen im Hofstaate des Königs und der Königin füllten den leeren Schatz nicht.[1] Die Abgaben giengen nicht ein; seit 4. August hielten sich die Bauern von jeder Abgabe an den Staat für ebenso befreit, wie vor jeder Feudalgiebigkeit. In der Politik war Necker nicht glücklicher; wie im Mai, hatte er auch im Juli keinen Plan, und die Furcht, seine Popularität einzubüßen, riss ihn zu Zugeständnissen hin, die kein Staatsmann, selbst wenn er feindlich gesinnt war, wie Mirabeau, annehmen konnte. So unterstützte bei der großen und entscheidenden Discussion über das „Veto" Mirabeau diese königliche Prärogative, während der Minister sie fahren ließ. Aber auch diese Unterwürfigkeit genügte nicht. Das unverstandene Wort „Veto" sollte zur beleidigenden Bezeichnung werden, unter der man den König und die Königin verstand. Die Gefahr wuchs von Stunde zu Stunde. Anonyme Briefe denuncierten nicht nur die dem Königthum günstigen Deputierten, sondern alle jene, die nicht blindlings dem Willen des Palais-Royal gehorchten. *[18]

„Alle Bande sind zerrissen," schrieb am 3. September Graf Fersen. „Die Autorität des Königs gleich Null, die Nationalversammlung selbst zittert vor Paris, und Paris zittert vor 40.000 bis 50.000 in Montmartre oder im Palais-Royal lagernden Banditen und Vagabunden, die man von dort noch nicht hat vertreiben können, und die dort unaufhörlich Anträge stellen." [2]

Die Lage war unerträglich, die Versammlung nicht mehr frei; die Zwischenrufe der Tribünen, das Geschrei der Straße, anonyme Briefe bedrohten ihre hervorragendsten und weisesten Mitglieder. Die Polizeiberichte meldeten von einem Plane, Versailles durch die Pariser Aufrührer zu überfallen.[3] Man musste von hier fort; sowohl der Hof als die Royalisten in der Nationalversammlung — wie jetzt die Generalstände hießen (Anm. des Übers.) — beschäftigten sich mit der Frage. Es soll damals ein Plan bestanden haben, den König durch die Champagne und das Gebiet

[1] „Correspondance secrète inédite sur Louis XVI, Marie-Antoinette, la Cour et la ville" von 1777 bis 1792, 25. September 1789, II, 387.

[2] Graf Fersen an seinen Vater, 3. September 1789.

[3] „Mémoires de Malouet", I, 303.

von Verdun nach Metz unter den Schutz der Armee de Bouillés zu schaffen; so behauptet wenigstens Graf d'Estaing in einem Briefe an die Königin, dessen Concept bei ihm gefunden ward; man sprach laut davon in Paris, und Frau v. Tourzel bestätigt es in ihren Memoiren; doch dieser Plan scheint sehr unbestimmt gewesen zu sein; nicht einmal der Zufluchtsort stand fest, und bald entsagte man ihm ganz.[1] Um dieselbe Zeit schlugen drei Deputierte, Malouet, Redon und der Bischof von Langres, im Namen einer gewissen Zahl ihrer Collegen, in der sicheren Meinung, die durch die Verwegenheit der Aufwiegler in Schrecken gesetzte Versammlung für sich gewinnen zu können, vor, diese zwanzig Wegstunden weit von Paris, nach Soissons oder Compiègne, zu verlegen. Mehrere Minister, unter anderen Necker und Montmorin, stimmten diesem Vorschlage bei; als er aber dem Könige vorgelegt wurde, lehnte dieser ab.

Aus welchem Grunde? Hatte der Monarch kein Vertrauen in den Erfolg? Erinnerte er sich, dass er am 14. Juli einen ähnlichen Beschluss fassen wollte, und darauf angesichts der Vorstellungen derjenigen verzichten musste, auf die er am meisten rechnen zu können glaubte? Meinte er, man müsse nahe bei Paris bleiben, um es besser im Zaume zu halten? Glaubte er nicht an die Wirklichkeit der Gefahr? Scheute er den Schein, vor dem Aufstande zu fliehen? Alles, was die Geschichte sagen kann, ist, dass damals wie später Ludwig XVI. eine unbesiegliche Abneigung kundgab, Versailles zu verlassen. Die Deputierten zogen sich bestürzt zurück.[2]

Das geschah am 29. September.[3] Einige Tage später verließen der König und die Versammlung Versailles, um als Gefangene nach Paris zu ziehen.

[1] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 3 u. 4.

[2] „Mémoires de Malouet", I, 393 ff.

[3] Mémoires et correspondance de Mallet du Pan", II, 485.

# Drittes Capitel.

Gährung in Paris und Versailles. — Berufung von Truppen nach Versailles. — Bankett der Leibgarden. — Vorbereitungen zu den Octobertagen.

Der Plan, Versailles zu überfallen, war kein Geheimnis mehr; die beunruhigenden Warnungen mehrten sich.[1] Schon am 30. August hatte eines der berüchtigsten und eben darum einflussreichsten Häupter der Pariser Demagogie, Marquis de Saint-Huruge, 1500 Meuterer gegen Versailles zu dirigieren versucht. Sein Versuch scheiterte,[2] aber der Plan wurde nicht aufgegeben. Etwas später, im September, schrie Camille Desmoulins im Palais-Royal, man brauche in Versailles 15.000 Mann, um den König wegzuführen und die Königin einsperren zu lassen.[3] Gerüchte von einem Aufstande, von einem Überfalle des Schlosses durchschwirrten die Luft. „Man meldete," sagt Mounier, „von fürchterlichen Absichten gegen die Königin."[4] Man sprach sowohl in Paris als in den Provinzen bis nach Toulouse hin ganz laut davon. Es handelte sich darum, die Nationalversammlung und den König zu entführen und „die Deputierten, die sich gegen das Volk schlecht gesinnt zeigen würden, zu behandeln, wie sie es verdienten".[5] Mirabeau sagte eines Tages zum Buchhändler Blaisot, „er glaube zu bemerken, dass es in Versailles unselige Ereignisse geben werde, dass aber die ehrlichen Leute nichts zu fürchten hätten".[6] Endlich rühmten sich die französischen Garden, die seit ihrer Verabschiedung nach der Einnahme der Bastille die besoldeten Compagnien der Pariser Nationalgarde bildeten, ganz laut, „sie würden kommen, um im Schlosse die früher innegehabten Posten wiederzubeziehen nnd im Nothfalle den König holen".[7] Ihr General-

[1] „Exposé de la conduite de M. Mounier", p. 55.
[2] „Mémoires de Weber", p. 254.
[3] Mounier, „Appel au tribunal de l'opinion publique", p. 95.
[4] „Exposé de la conduite de M. Mounier", p. 66.
[5] „Procédure du Châtelet", Besson, 117. Zeuge.
[6] Daselbst, Blaisot, 24. Zeuge.
[7] Daselbst, Deputierter Faydel, 148. Zeuge.

commandant Lafayette fühlte sich durch diese Stimmung beunruhigt, und obwohl er sie durch seine Autorität unwirksam machen zu können glaubte, meinte er doch gegen Mitte September von diesen „bösen Absichten" den Minister des königlichen Hauses, Herrn von Saint-Priest, verständigen zu sollen.[1]

Der Hof gerieth in Aufregung; der Dienst im Schlosse wurde nur mehr von den Schweizern und den, ziemlich wenigen, ganz ergebenen Leibgarden versehen. Der Dienst in der Stadt war der Nationalgarde überlassen, deren Mehrheit verdächtig war, und die überdies durch fortwährende Expeditionen behufs Sicherung der Verproviantierung abgehetzt wurde. Schon im August hatte man zu ihrer Unterstützung 200 Jäger aus den „Drei-Bisthümern" *1 und 200 Dragoner aus Lothringen kommen lassen müssen. Gegen einen möglichen und voraussichtlichen Überfall war das zu wenig. Herr v. Saint-Priest besprach sich hierüber mit dem Generalcommandanten der Nationalgarde, Grafen d'Estaing, und dieser, dessen Anhänglichkeit an die neuen Ideen unbestreitbar war, nahm es auf sich, die Zustimmung der Municipalität zu erlangen, deren Einholung zum Einmarsche von Truppen in Versailles nothwendig war. Auf seinen Vorschlag und angesichts des Beschlusses der Capitäne des Generalstabes der Nationalgarde, der „in Anbetracht der fortwährend einander folgenden, immer beunruhigenderen Warnungen" die Unzulänglichkeit ihrer Kräfte constatierte, wurde am 18. September entschieden, „es sei für die Sicherheit der Stadt, der Nationalversammlung und des Königs unerläßlich, so rasch als möglich einen Zuzug von 1000 Mann regulärer Truppen zu bekommen, die unter den Befehlen des Generalcommandanten der Nationalgarde stehen sollen".[2] Man wählte das flandrische Regiment, dessen guter Geist und Disciplin für seine Treue zu bürgen schien, während der Name seines Obersten, Marquis de Lusignan, der in der Versammlung auf der Linken saß, die „Patrioten" gegen jeden Plan einer Contre-Revolution sicherstellen sollte. Am 23. September kam das flandrische Regiment nach Versailles, wo es „sehr gut empfangen" wurde;[3] der Graf d'Estaing mit dem Stabe und einer Abtheilung der Nationalgarde, der Präsident der Muni-

[1] Le Roy, „Histoire de Versailles", II, 27.

[2] Daselbst, II, 29.

[3] „Revue d'Alsace", October, November, December 1879, p. 480.

cipalität mit den Mitgliedern der Municipalvertretung zogen ihm bis zur Barrière entgegen. Das Regiment wurde auf die place d'Armes geführt, wo es in Gegenwart des Maire der Nation, dem Gesetze und dem Könige den Eid der Treue leistete; es zählte 1100 Mann und zwei Kanonen.[1]

Der König war mit der Miliz von Versailles bei diesem Anlasse so zufrieden, dass er eigenhändig ein Dankesschreiben an den Generalcommandanten Graf d'Estaing richtete, und die Königin beschloss, der Nationalgarde einen Beweis ihrer Dankbarkeit zu liefern. Am 29. zeigte sie selbst dem Stabe an, sie wolle jeder Division eine Fahne spenden, und am 30. wurden zwei dieser Fahnen in der Notre-Dame-Kirche vom Erzbischofe von Paris in Gegenwart des Gouverneurs von Versailles, der Municipalität, einer großen Zahl von Mitgliedern der Nationalversammlung, hervorragender Persönlichkeiten der Stadt und sämmtlicher Truppenofficiere feierlich benediciert. Nach der Feierlichkeit vereinigte ein Bankett die Geladenen; die größte Herzlichkeit herrschte dabei, und es wurden Toaste ausgebracht auf den König und das Gedeihen der Nation als „zwei untrennbare Gegenstände", auf die Königin, den Dauphin und die ganze königliche Familie.

Tagsdarauf fand ein anderes Bankett statt; die abscheulich entstellten Berichte darüber gaben den Vorwand zu entsetzlichen Metzeleien.

Es war damals, wie heute noch, in der französischen Armee üblich, dem eine neue Garnison beziehenden Regimente eine Corpstafel zu veranstalten. Während der Reise Ludwigs XVI. nach Cherbourg empfiengen die Leibgarden ähnliche Aufmerksamkeiten von einer großen Zahl Infanterieregimenter; sie beschlossen, sie dem flandrischen Regimente zurückzuerstatten und so die alle Truppen von Versailles einigenden Bande zu befestigen.[2] Es wurde also zu diesem Ende auf Donnerstag den 1. October ein Bankett anberaumt.

Da der Saal der Reitschule und der des Stadttheaters nicht zu erlangen waren, baten die Veranstalter des Festes den König um Überlassung des Opernsaales im Schlosse, wo einige Jahre vorher die Leibgarden der königlichen Familie einen Ball gegeben

[1] Le Roy, „Histoire de Versailles", II, 32 u. 33.

[2] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 5.

hatten; der König that es gerne. Der Raum wurde geschmackvoll decoriert, eine Tafel in Hufeisenform zu zweihundert Gedecken aufgestellt; etwa achtzig Leibgarden, alle Officiere des flandrischen Regimentes, der lothringischen Jäger und Dragoner, die damals in Meudon[1] in Garnison lagen, mehrere Officiere der Schweizer und einige zwanzig Nationalgarden sollten daselbst platznehmen.

Am genannten Tage, „um 3 Uhr nachmittags," erzählt Versailles' Geschichtsschreiber Le Roy, „versammelte sich alles beim Schlossgitter, wo das Stelldichein war. Man begibt sich über den Corridor des Palastes in den Opernsaal. Beim Eintritte ist man entzückt über den Anblick des Saales; die Gäste setzen sich und das Mahl beginnt. Im Orchester befanden sich die Gardetrompeter und die flandrische Regimentsmusik; das Parterre war den Grenadieren des Regiments und den lothringischen Jägern und Dragonern reserviert."[2]

Kein Zwischenfall störte den ersten Gang. Beim zweiten ließ der Herzog von Villeroy, Capitän der Leibgarden, der den Vorsitz führte, die flandrischen Grenadiere, die Schweizer Grenadiere und die Jäger aus den Drei-Bisthümern zur Officierstafel vortreten. Glücklich über diese Ehre, baten die braven Leute, die Gesundheit der königlichen Familie ausbringen zu dürfen. Man schenkte ihnen ein, und sie tranken auf die Gesundheit des Königs, der Königin uud des Dauphin. Die von dem Feste herbeigezogenen und die Logen füllenden Zuschauer antworteten mit denselben Rufen, die damals beim französischen Volke noch zuhause waren. Was auch Schriftsteller, die ein Interesse daran haben, die Thatsachen zu entstellen, sagen mögen, die Gesundheit der Nation wurde nicht vor- und folglich auch nicht abgeschlagen.[3]

Beim Nachtische erschien die königliche Familie in einer vergitterten Loge. Die Königin, durch die von Paris kommenden Gerüchte beunruhigt und tiefbetrübt über die gegen sie herrschende Abneigung, hatte sich frühzeitig in ihre Appartements zurückgezogen. Mehrmals rühmten ihr ihre Damen die Fröhlichkeit des Festes und sprachen ihr zu, sich dahin zu begeben; sie wollte nicht. Man stellte ihr vor, dieses Schauspiel würde den Dauphin unterhalten;

[1] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 4.

[2] Le Roy, „Histoire de Versailles", II, 37.

[3] Mounier, „Appel à la nation", p. 113.

aus Mutterliebe ließ sie sich herbei hinzugehen. Der König kam eben von der Jagd zurück; sie zog ihn mit.

Als man beide in der Loge gewahrte, brachen von allen Seiten die Rufe: „Es lebe der König!“ los. Man bittet sie, in den Saal herabzukommen; auf wiederholtes Drängen thun sie es. Vicomte d'Agout pflanzt als Zeichen der Freude ein Taschentuch auf die Spitze seines Commandostabes. Die Königin nimmt ihren Sohn bei der Hand und geht um den Saal herum. Die Gäste erheben sich, ziehen ihre Degen, wie um diese edle und unglückliche Familie zu vertheidigen; man schwört ihr Treue, Liebe und Ergebung. Einer der Anwesenden, Herr v. Canecaude, verlangt, man solle die Arie spielen: „Wo kann man's besser haben, als im Schoß der Familie?“ *[2] Die Musiker haben diese nicht und ersetzen sie durch das so bekannte und hinreißende Motiv eines der Königin werten Meisters: „O Richard! o mein König!“ Die Acclamationen erneuern sich mit doppelter Stärke; die Begeisterung ist auf ihrem Gipfel. Marie Antoinette, gerührt von diesen ihrem Gatten, ihr und ihren Kindern geltenden Kundgebungen, fühlt sich glücklich als Königin, Gattin und Mutter; sie überläßt sich lieblicheren Gedanken und genießt ungemischt die Wiederkehr ihrer Popularität. Arme Frau! Es war ihr letzter glücklicher Tag!

Die königliche Familie zog sich bald zurück; eine große Zahl von Soldaten stiegen in die Logen und über die Schranken, um sie in den Corridor der Kapelle zu begleiten, über welchen sie sich in ihre Appartements begab. Dann verfügte sich alles, Musiker, Gäste, Zuschauer in den Marmorhof, gerade unter die Fenster des Königs. Eine Menge Bewohner von Versailles waren hier und in den anderen Höfen sowie auf der place d'Armes versammelt, um dem Feste beizuwohnen. Erhitzt durch die Weine, begeistert durch den königlichen Besuch, gaben sich die Gäste lärmenden Demonstrationen hin; man sang und tanzte, und einem Soldaten, der fünf Tage später „zu einem der gefährlichsten Aufständischen“ [1] wurde, gelang es, längs der Colonnaden fortkletternd, sich auf den Balkon des Königs zu schwingen, der trotz der Acclamationen nicht mehr erschien.

Das war alles. Daſs contrerevolutionäre Kundgebungen stattgefunden, daſs die Tricolore mit Füßen getreten worden, wurde

[1] „Mémoires de Mme Campan“, p. 268.

behauptet, ist aber falsch. Die Leibgarden, als Veranstalter des Festes, haben sich stets mit der stolzesten Energie dagegen gewahrt, und die Königin selbst war bedacht, diese Verleumdung zu widerlegen. „Es ist nicht glaublich," antwortete sie dem Revolutionstribunal, „dass so ergebene Leute das Abzeichen, das ihr König selbst trug, mit Füßen treten und vertauschen wollten."[1] Dass man beim Bankett weiße Cocarden gesehen, ist richtig und musste so sein. Die Armee hatte damals noch die weiße Cocarde, nur der König und die Nationalgarde trugen die Tricolore. Und wenn, wie man erzählt, einige Damen des Hofes weiße Cocarden aus Papier machten und sie den ihnen begegnenden Officieren gaben, so haben sie diesen Officieren eben die gesetzliche und reglementmäßige, jene Cocarde gegeben, die noch Mounier „die französische Cocarde" nannte.[2]

Am 3. October empfieng die Königin eine Deputation der Nationalgarde, die ihr für die am 30. September vertheilten Fahnen dankte. Noch ganz gerührt von den sympathischen Kundgebungen des vorigen Tages erwiderte sie: „Es freut mich sehr, der Nationalgarde von Versailles Fahnen gespendet zu haben. Ich bin entzückt über den gestrigen Donnerstag; Nation und Heer sollen dem Könige anhänglich sein, wie wir es selbst ihnen sind."[3]

Am nämlichen Tage fand noch ein Bankett statt[4] im Hotel der Leibgarden; achtzig Soldaten der Regimenter Flandern und Lothringen, ein Mann jeder Compagnie der Nationalgarde von Versailles wurden dazu geladen. Es war ein fröhliches Mahl; man brachte die Gesundheit des Königs, der Nation, der Nationalversammlung, der Nationalgarde aus; gegen Ende zu erhitzten sich die Köpfe; man sang, schrie und zerschlug Flaschen und Gläser; wo ist eine Gasterei von zweihundert jungen Leuten, bei welcher nicht derartige Scenen stattfinden?

Sonntag den 4. bewirtete die Municipalität von Versailles ihrerseits das flandrische Regiment. Die Nationalgarde nahm am

[1] „Marie-Antoinette à Conciergerie", p. 217.

[2] Mounier, „Appel au tribunal de l'opinion publique", p. 90.

[3] „Réponse de la Reine", Versailles, aus der königlichen Druckerei, 1789.

[4] Es waren noch etwa vierhundert Flaschen Wein vom 1. October übrig; um diesen Vorrath zu erschöpfen, fand am 3. das Bankett statt. — „Exposé de la conduite des gardes du corps, à la suite des forfaits d'octobre", II, 235.

Festmahle theil, man trank auf die Gesundheit des Königs und der Königin, alles gieng in bester Ordnung vor sich.

Das ist die Reihe von Festen und Banketten, die in eine Reihe von Attentaten auf die Volkssouveränetät verwandelt wurden. Nichts konnte dieser Anschuldigung als Unterlage dienen. Gewiss fanden begeisterte Kundgebungen zu Ehren der königlichen Familie statt; aber diese Kundgebungen fanden damals Wiederhall in den Herzen der großen Mehrheit der Franzosen. Angriffe gegen die von der Nationalversammlung beschlossenen Reformen fanden nicht statt. Leibgarden, Armee, Nationalgarde befanden sich in vollkommenem Einklange.[1] Man darf übrigens nicht vergessen, dass diese dem Könige so ergebenen Leibgarden den neuen Ideen durchaus nicht feindlich waren, mit den Deputierten sehr freundschaftlich verkehrten und in der Nationalversammlung als „ausgezeichnete Patrioten" galten. Dieses Zeugnis stellte ihnen bei der Untersuchung ein unverdächtiger Deputierter aus.[2]

Aber man bedurfte eines Vorwandes, und das Bankett musste dazu herhalten. Ein Mann, der im Convente eine traurige Rolle spielen sollte und schon damals einer der stürmischesten Feinde des Königthums war, obwohl er sich als „einer der treuesten Unterthanen des Königs"[3] gerierte, Lorenz Lecointre, Oberstlieutenant der Nationalgarde im Notre-Dame-Viertel, gab dazu das Signal. Missgestimmt darüber, dass er zum Feste am 1. October nicht eingeladen worden, gesellte er zu seiner politischen Erregung seinen persönlichen Groll. Auf sein Betreiben begann einer seiner Freunde, der Redacteur eines revolutionären Blattes, des „Courrier de Versailles", namens Gorsas,[4] in seinem Journale eine ganze Reihe von Artikeln gegen das Bankett der Leibgarden, in denen das Festmahl, worüber wir nach den zuverlässigsten Quellen berichtet haben, als eine „vollständige Orgie" dargestellt wurde, bei der die „wankenden Gäste ein widerwärtiges und abschreckendes Schauspiel" boten.

[1] Die Armen waren bei diesen Belustigungen nicht vergessen worden; es wurde beschlossen, dass jede Leibgardecompagnie 1500 Livres spenden und die so zusammengebrachten 2000 Thaler den Pfarrern von Versailles zur Vertheilung an die Dürftigen eingehändigt werden sollten; die Vertheilung sollte am 6. October beginnen.

[2] „Procédure du Châtelet", Deputierter Antoine, 220. Zeuge.

[3] Brief Lecointres an den König, 5. November 1789.

[4] Le Roy, „Histoire de Versailles", II, 33.

Als die Gesundheit der Nation vorgeschlagen wurde, wiesen die Leibgarden sie zurück; und es war ein solcher Scandal, dass die Königin sich davon für „entzückt" erklärte. Was gab es für einen besseren Beweis der contrerevolutionären Pläne des Hofes und Racheabsichten der „Österreicherin" gegen das Volk?

Es lässt sich leicht begreifen, welche Wirkung diese wüthenden Denunciationen hervorbringen mussten, wenn sie gleich einem Samen des Hasses auf den so wohl vorbereiteten Boden des Pariser Pöbels fielen. Die Erzählung Gorsas' wird gierig gelesen und gehässig ausgelegt. Marat, Camille Desmoulins, Loustalot donnern in ihren Journalen gegen den Hof und die Königin; die große contrerevolutionäre Verschwörung wird angekündigt. Man greift ein altes, früher verbreitetes Gerücht von der Entführung des Königs nach Metz wieder auf. Man berechnete nicht, dass Ludwig XVI. zur Ausführung eines solchen Planes, wenn er gefasst worden, zu seiner Verfügung nur 600 Leibgarden, „im allgemeinen waren es Anhänger des dritten Standes,"[1] 200 Dragoner, 200 Jäger und 1100 Soldaten des von einem „patriotischen" Obersten befehligten flandrischen Regimentes hatte, und dass man angesichts einer Nationalgarde, die hiezu nicht die Hände geboten hätte, mit diesem schwachen Corps von 2000 Mann sich nicht in ein so waghalsiges Unternehmen stürzen konnte. Wenn aber die Volksmassen einmal erregt sind, so sind sie blind, und die Häupter ließen ihnen keine Zeit zur Überlegung.

Die Gelegenheit war zudem günstig. Eine Theuerung, für die man allerdings auch ernste Ursachen angeben konnte, die aber damals sicherlich etwas Künstliches an sich hatte, „eine gelehrige Hungersnoth," wie Lally-Tollendal sie nennt, herrschte in Paris.[2] Es gab wirkliche Leiden, und wie immer, schob man der Regierung, dem Könige, dem Hofe, den unpopulärsten Mitgliedern der königlichen Familie und folglich der Königin die Verantwortlichkeit für diese Leiden zu. Die Verleumdungen Gorsas' goßen Öl in dieses Feuer, das unter heißer Asche fortglomm. Der Pöbel versammelt sich im Palais-Royal, es bilden sich Gruppen, Redner treten auf. Man schwört, Rache zu nehmen an den Leibgarden, die, wie es hieß, eine schwarze Cocarde aufgesteckt haben. Man führt gegen die

[1] „Mémorial de Gouverneur Morris", II, 16 u. 28.

[2] Lally-Tollendal, „Lettre à ses commettants", p. 94.

Königin die „fürchterlichſte Sprache“. Man ſtellt Anträge gegen die „Wucherer“. Ein Weib, „deren Anzug ein Weib unterhalb der Mittelmäßigkeit anzeigt,“ ſchreit, ſie habe kein Brot, und man müſſe nach Verſailles gehen, um vom Könige ſolches zu verlangen, und als einer der Anweſenden ſich zu lachen erlaubt, verſetzt ſie ihm eine Ohrfeige. Die anderen gegenwärtigen Weiber klatſchen Beifall. „Morgen,“ ſagen ſie, „wird's beſſer gehen; wir werden uns an die Spitze der Geſchäfte ſtellen.“ Im Café Foy ſitzende Nationalgarden machen mit den Weibern gemeinſame Sache; die Polizei bleibt unthätig und verſucht weder die Truppen zu zerſtreuen noch die Ordnung herzuſtellen.[1]

Nichts war verſäumt worden, um den Angriff zu organiſieren und den Widerſtand zu desorganiſieren. „Macchiavelle der Straße und von den berüchtigteſten Orten,“ ſagt Taine, „haben die Männer der Goſſe und die Weiber des Trottoirs in Bewegung geſetzt.“[2] Gold war verſchwenderiſch unter dem Volke und der Armee verbreitet worden; ſieben Millionen, ſo verſichert man, waren aus Holland gekommen.[3] Seit der Ankunft des flandriſchen Regiments waren alle Mittel, ſelbſt die ſchimpflichſten, Wein, Geld, Weiber, angewendet worden, um die Soldaten zu verführen, und anfangs October war dieſes Regiment, das berufen worden, um die Ordnung und die Monarchie zu ſchützen, nur mehr eine Gefahr. Mit dieſen ſchwachen Kräften, mit dieſen halbverdorbenen Soldaten und einigen treuen Garden gegenüber einer theilweiſe feindſeligen Nationalgarde gieng Ludwig daran, ſich gegen eine ſeit langer Zeit mit der hölliſcheſten Geſchicklichkeit angeſponnene Verſchwörung zu vertheidigen.

[1] „Procédure du Châtelet“, Lefebvre, 62. Zeuge.

[2] Taine, „Origines de la France moderne; la Révolution“, I, 128.

[3] „Procédure de Châtelet“, De Blois, 35. Zeuge.

# Viertes Capitel.

Der 4. und der 5. October. — Rückkehr nach Paris.

Die Weiber gaben das Signal. „Diejenigen, die den Aufstand leiteten," sagt Mounier, „hielten es für nützlich, ihn durch die Weiber beginnen zu lassen; sie fühlten, dass deren Gegenwart weniger Besorgnis einflößen, dass man sich schwerer entschließen würde, sie mit Waffengewalt zurückzuwerfen, dass sie Verwirrung hervorrufen, und dass dann die ihnen folgenden Männer weniger Gefahr laufen würden."[1] Diese Berechnung erwies sich als richtig.

Am 5. October früh bricht in Paris ein Aufstand aus. Ein Mädchen aus dem Hallenviertel tritt in ein Wachquartier, ergreift eine Trommel und läuft, Rappell schlagend, durch die Straßen und „schreit gegen die Theuerung des Brotes". Man läutet die Sturmglocke. Die Weiber versammeln sich; eine gewisse Anzahl verkleideter Männer gesellen sich zu ihnen, und die Menge begibt sich zum Stadthaus, das es um 9 Uhr überfällt. Man stürmt das Zeughaus und plündert es; man bemächtigt sich 7000 bis 8000 Gewehre. Man insultiert die Mitglieder des Municipalrathes und die Beamten. Mit Fackeln versehene Weiber treten in die Säle und schicken sich an, Feuer zu legen.[2] Es ist eine bezeichnende Thatsache, die man nicht genug hervorheben kann, dass die meisten dieser Weiber „weiß gekleidet, frisiert und gepudert"[3] waren, als ob sie zu einem Feste giengen; sehr wenige schienen dem „Pöbel" anzugehören. Die einen lachten, sangen und tanzten im Hofe, während die anderen die Sturmglocke läuteten und die Gefangenen befreiten. Fast alle hatten die Taschen voll Gold.

Um halb 12 Uhr stürmt eine Bande von mit Hacken und Hämmern bewaffneten Männern die Thüren zum Bogengang Saint-

[1] Mounier, „Appel au tribunal de l'opinion publique", p. 123.

[2] „Procédure du Châtelet", De Blois, 35. Zeuge.

[3] Daselbst.

Jean, bringt ins Rathhaus, verbreitet sich nach allen Seiten, erbricht die Schränke, plündert und zerschlägt alles.

Hier tritt eine der schlimmsten Gestalten der Revolution, der künftige Veranstalter der Metzelei in der Abtei,*[1] Gerichtsdiener Maillard, auf. Eine dienstliche Angelegenheit hatte ihn ins Rathhaus gerufen. Von einigen Weibern, die in ihm einen der Überwinder der Bastille begrüßen, erkannt, wird er als ihr Chef ausgerufen oder ruft sich selbst als solchen aus. Er nimmt eine Trommel, stellt sich an ihre Spitze und marschiert gegen den Louvre. Seine Reihen verstärken sich durch eine Menge von Weibern, die man zwingt, mit der Bande zu gehen. Im Tuilerien-Garten angelangt, wollen „diese Damen", wie Maillard sagt, durch den Garten gehen; der wachestehende Schweizer widersetzt sich; sie stürzen ihn nieder, schlagen ihn und dringen vorwärts. Die place Louis XV war als Hauptquartier bezeichnet worden; man geht aber etwas weiter, auf die Elysäischen Felder; hier befinden sich mit Piken, Stöcken und Flinten bewaffnete Weiber. Maillard läßt die Waffen ablegen, spricht seine Truppen an, ordnet sie und marschiert an ihrer Spitze ab. Eine gewisse Anzahl Männer, die sich der Bande angeschlossen hatten, werden rückwärts beordert; die Weiber marschieren nach der ausgegebenen Parole voran.

Bei ihrem Vorbeizuge werden überall die Läden geschlossen, leeren sich die Häuser, werden die Thore verrammelt. Sie brechen die Thore ein, reißen die Schilder herab, zwingen alle ihnen Begegnenden sie zu begleiten. In Sèvres machen sie Halt; sie haben Hunger und befürchten zudem, daſs die Seine-Brücke bewacht sei. Infolge einer unglückseligen Nachlässigkeit ist der Durchzug frei. Nachdem sie sich das volksthümliche Vergnügen gemacht, die Thüren und Schilder der Weinhändler, die ihnen hatten nichts zu essen geben können, zu zerbrechen, stürzt sich die Horde, zwei Kanonen mit sich schleppend, gegen Versailles.

Unterdessen brach im Rathhause ein neuer Aufruhr aus. Die entlassenen französischen Garden, die unter dem Namen besoldeter Compagnien einen ansehnlichen Theil der Pariser Nationalgarde bildeten, fanden die Gelegenheit günstig, um in Versailles ihre von den Leibgarden besetzten früheren Posten wieder einzunehmen. Sie versammelten sich auf der place de Grève, lärmten und schrien.

Gegen Mittag kamen fünf oder sechs Grenadiere ins Polizeicomité, wo sich Lafayette befand. Einer von ihnen, „der mit dem schönsten Gesichte so gewählte Ausdrücke verband, dass alle, die ihn hörten, erstaunten, nahm mit einer Kaltblütigkeit, die noch mehr Staunen erregte,“ [1] das Wort: „Herr General,“ sagte er, „wir sind von den sechs Grenadiercompagnien abgeordert. Wir halten Sie nicht für einen Verräther; wir glauben, dass die Regierung Sie verräth; es ist Zeit, dass das alles ein Ende nimmt. Wir können unsere Waffen nicht gegen Frauen kehren, die Brot verlangen; das Lebensmittel-Comité täuschte sie, man muss es entlassen. Wir wollen nach Versailles marschieren, um die Leibgarden und das flandrische Regiment auszurotten, die die Nationalcocarde mit Füßen getreten haben. Ist der König zu schwach, die Krone zu tragen, so lege er sie ab; wir werden seinen Sohn krönen; man wird für ihn einen Regentschaftsrath ernennen, und alles wird besser gehen.“ [2] Die Delegierten waren auf ihren Redner stolz; „lasset diesen da sprechen,“ sagten sie, „er spricht gut.“ [3] Umsonst wollte Lafayette sie zur Pflicht zurückrufen; ihr Entschluss ist offenbar im voraus gefasst; die Parole war ausgegeben. „Es ist vergeblich, uns überreden zu wollen,“ schrien alle zusammen, „denn alle unsere Kameraden denken so, und wenn Sie uns überredeten, sie würden Sie nicht umstimmen.“ [4]

Lafayette trat auf den Platz heraus, sprach seine Soldaten an, erinnerte sie an ihren Eid, appellierte an ihre Zuneigung und ihr Vertrauen zu ihm und betheuerte seine Freiheitsliebe. Worte und Bitten waren vergeblich. Aufrührerische Rufe, wie: „Nach Versailles, nach Versailles!“ — „Es ist sonderbar, dass Herr Lafayette dem Volke befehlen will, während es doch dem Volke zusteht, ihm zu befehlen!“ — „Wenn der General nicht mitgehen will, muss man einen alten Grenadier an unsere Spitze stellen!“ waren die einzige Antwort dieser Truppe, bei der man nicht umsonst alle Bande der Disciplin zerrissen hatte. Lafayette gieng wieder hinein; er zauderte; er wartete den Befehl der Munici-

[1] „Procédure du Châtelet“, Brousse des Faucherets, Parlamentsadvocat, 30. Zeuge.

[2] Daselbst.

[3] Daselbst.

[4] Daselbst.

palität ab. Diese, ehrlich wie Lafayette, und gerade so schwach, wie er, befand sich in nicht geringeren Ängsten. Die Flut des Aufruhres auf der place de Grève nahm zu; die von geheimen Agenten bearbeitete Truppe wurde ungeduldig; Drohungen, Todesrufe wurden gegen Bailly und Lafayette ausgestoßen. Die Municipalität gab nach und ertheilte, „angesichts der Bitten des Volkes und der Vorstellungen des Herrn Generalcommandanten, dass es unmöglich sei, sie abzuschlagen," dem General den Befehl, nach Versailles abzuziehen. Die gesetzliche Gewalt war abermals besiegt, der Aufruhr triumphierte. Lärmende Acclamationen begrüßten den Sieg des Pöbels und die Ohnmacht der Autorität.

Es war 6 Uhr abends. Lafayette steigt zu Pferde, gesenkten Hauptes, traurigen Gemüthes, voll düsterer Ahnungen, vielleicht auch Gewissensbisse; er beordert drei Compagnien Grenadiere, eine Bataillon Füsiliere und drei Geschütze voran. Sieben- bis achthundert zerlumpte Männer, mit Piken, Flinten und Stöcken bewaffnet, mit entblößten Armen, weinberauschten Stimmen und struppigen Köpfen, Kerle, die die Gosse in den Tagen des Aufruhres ans Licht bringt, marschieren hinter dem Vortrab und in seine Reihen gemengt.[1] Lafayette folgt mit den übrigen Compagnien, von den Soldaten mehr geführt als sie führend, und schlägt sozusagen als lebendige Trophäe des Aufruhres den Weg nach Versailles ein.

In dieser Stadt herrschte eine dumpfe Aufregung: die Erklärungen Lecointres und seiner Freunde, die Verleumdungen Gorsas' hatten ihre Wirkung gethan, und die am 1. und 3. October den Leibgarden so günstig gestimmte Nationalgarde war ihnen feindlich geworden. „Man wartete auf die Pariser," sagte ein unverdächtiger Zeuge.[2] Schon am 4. wusste man von dem geplanten Überfalle durch die französischen Garden; man stellte in den Kaffeehäusern aufrührerische Anträge und fabricierte Patronen, indem man sagte: „Das gehört dazu, um morgen die Leibgarden niederzumachen."[3]

Nicht minder waren in der Nationalversammlung die Häupter der Linken von dem Plane unterrichtet, der gegen den Hof aus-

[1] „Procédure du Châtelet."
[2] Daselbst.
[3] Daselbst.

geführt werden sollte. Montag den 5. October war es bei der Eröffnung der Sitzung leicht zu sehen, „dass sich etwas Außerordentliches vorbereitete, und zwar aus dem Tone, den einige Mitglieder der Versammlung anzuschlagen beliebten.“ [1] Auch die Tribünen schienen belebter zu sein, und die den Saal umgebende Menge war eine Beute jenes Fiebers, das solche Ausbrüche der Volksleidenschaft vorankündigt. Der Präsident Mounier berichtet, er habe die Antwort des Königs bezüglich der Erklärung der Menschenrechte und der letzten seiner Sanction unterbreiteten Artikel erhalten. Der König nahm sie an, jedoch mit gewissen Vorbehalten und mit Bemerkungen von unbestreitbarer Weisheit.[2] Die Discussion entspinnt sich mit außerordentlicher Heftigkeit. Robespierre und Lapoule erklären die so natürlichen Erwägungen des Königs als eine Kritik der Verfassung. Hadrian Duport sieht darin den vollständigen Plan einer Contrerevolution und nimmt Anlass, gegen die „unanständige Orgie“ zu donnern, von der Versailles am 1. October Zeuge gewesen. Umsonst protestiert Virieu und verlangt Marquis de Monspey, dass man die Anschuldigung genau formuliere. Mirabeau steht auf und sagt: „Möge die Versammlung beschließen, dass die Person des Königs allein unverletzlich ist, und ich bin bereit, die Einzelheiten zu liefern.“ Und selbst seinen gehässigen Anwurf näher bestimmend, sagte er halblaut zu den ihn Umgebenden: „Die Königin und den Herzog von Guiche werde ich angeben.“ [3] Diese Anklagen erregen einen heftigen Tumult in der Versammlung; die Linke ist in lärmender Aufregung; die Rechte protestiert lebhaft; die Gährung auf den Tribünen nimmt zu.[4]

Inzwischen beginnt das Gerücht vom Heranrücken der Pariser sich zu verbreiten. Zwischen 11 und 12 Uhr nachts steigt Mirabeau zum Bureau hinauf. „Herr Präsident,“ sagte er zu Mounier, „40.000 Bewaffnete kommen von Paris her; beschleunigen Sie die Berathung; heben Sie die Sitzung auf; sagen Sie, dass Sie zum Könige gehen.“ — „Ich beschleunige die Berathungen nicht,“ antwortet Mounier; „ich finde, dass man sie nur zu oft be-

[1] „Procédure du Châtelet.“ — Du Granger, Leibgardist, 10. Zeuge.

[2] „Mémoires du marquis de Ferrières“, I, 292.

[3] „Procédure du Châtelet“, Marquis de Digoine, Deputierter, 168. Zeuge.

[4] Daselbst, Marquis de Raigecourt, Deputierten-Substitut, 204. Zeuge.

schleunigt." — „Aber, Herr Präsident," versetzte Mirabeau, erstaunt über diese Ruhe, „diese 40.000 Menschen ..." — „Nun wohl", erwiderte Mounier, „um so besser; sie haben uns nur alle zu tödten, aber alle, verstehen Sie wohl, die Geschäfte der Republik werden dann besser gehen." — „Herr Präsident, das Wort ist hübsch," kann Mirabeau nicht umhin zu sagen, indem er wieder auf seinen Platz geht.[1]

Die königliche Familie, vielleicht allein unter den Bewohnern von Versailles, war ruhig, und infolge einer seltsamen Verblendung theilten die Minister, obwohl so oft über die Absichten der Pariser unterrichtet, diese Ruhe. Der König war frühzeitig zur Jagd abgereist; Prinzessin Elisabeth war in Montreuil, die Prinzessinnen-Tanten in Bellevue, die Königin in Trianon, dessen geliebtes Wäldchen sie zum letztenmale durchschritt. Sie saß in der Grotte und versuchte es, sich dem Geräusche der Außenwelt zu entziehen, als ein von Herrn v. Saint-Priest abgesandter Courier sie eilends holte. Gleichzeitig war der Oberstallmeister Herr v. Cubières im Galopp fortgeritten, um den König zu benachrichtigen. Er holte ihn gegen 3 Uhr im Jagdgebiet von Meudon ein und überreichte ihm ein Billet des Ministers. Der König nahm und las es und konnte nicht umhin, laut zu sagen: „Die Weiber verlangen Brot; ach! wenn ich eins hätte, würde ich nicht warten, bis sie kommen und verlangen."[2] Er ließ sein Pferd herbeiführen, und im Augenblicke, wo er den Fuß in den Steigbügel setzte, warf sich ein St. Ludwigsritter, den früher niemand gesehen hatte, vor ihm auf die Knie und rief: „Sire, man täuscht Sie; ich komme soeben aus der Militärschule; ich habe dort nur Weiber versammelt gesehen, die sagen, sie kommen nach Versailles, um Brot zu verlangen; ich flehe Eure Majestät an, keine Furcht zu haben." — „Furcht! mein Herr," versetzte lebhaft der König, „ich habe in meinem Leben keine Furcht gehabt."[3] Dann ritt er im Galopp einen der steilsten Abhänge des Waldes von Meudon hinab,[4] schlug eilends den Weg nach Versailles ein und kam ins Schloss zurück, wo er die Königin traf.

[1] „Procédure du Châtelet", Aussage De Mouniers.
[2] Daselbst, De Cubières, Oberstallmeister des Königs, 269. Zeuge.
[3] Daselbst, Basire, Mantelträger des Königs, 233. Zeuge.
[4] „Souvenirs d'un page", p. 307.

Nach seiner Ankunft versammelt sich der Staatsrath; die Minister zeigen sich in diesem kritischen Zeitpunkte schwach, zaudernd und unentschlossen; Necker, stets nur um seine indessen schon ziemlich fadenscheinige Popularität besorgt, ist der Meinung, dass man nachgebe. Herr v. Saint-Priest allein scheint das volle Bewusstsein von der Gefahr und ein Verständnis für das richtige Mittel der Abwehr zu besitzen. Im Einklange mit einem energischen Officier, Herrn v. Narbonne-Fritzlar,[1] verlangt er, dass man die Sèvres-Brücke in Vertheidigungszustand setze und der König an der Spitze der treuen Truppen die Pariser beim Übergang über die Seine zurücktreibe. Unterdessen sollte sich die königliche Familie nach Rambouillet zurückziehen. Mehrere Minister, unter ihnen Herr v. la Luzerne,[2] unterstützen diesen Plan; andere sind mit Necker dagegen. Wurde der König durch die Beweisführung der letzteren überzeugt? Misstraute er seinen Truppen und fürchtete er, bei ihnen keine hinreichend feste Ergebenheit zu finden? Wurde er durch das Widerstreben der Königin, sich von ihm zu trennen, bestimmt? Kurz, Herrn v. Saint-Priests Ansicht drang nicht durch, und diese letzte Aussicht auf Rettung wurde preisgegeben.

Man beschränkte sich auf ungenügende Vertheidigungsmaßregeln. Die Municipalität von Versailles forderte den Grafen d'Estaing, „Commandanten der Nationalmiliz, auf, alle Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen und alle zu seiner Verfügung stehenden Streitkräfte zu verwenden, um den König, die königliche Familie, die Nationalversammlung und die Stadt gegen jeden Überfall zu schützen". Leibgarden und Linientruppen wurden unter seine Befehle gestellt. Gegen halb 4 Uhr stellte sich das flandrische Regiment auf dem Schlossplatze in Schlachtordnung auf, hatte aber trotz des Drängens des Majors, Herrn v. Montmorin, keine Patronen erhalten können. Die Leibgarden, 1320 an der Zahl, hatten sich vor dem Ministergitter aufgestellt; unter ihnen befanden sich einige Jäger der Drei-Bisthümer und einige Garden des Grafen von Provence und des Grafen von Artois. Eine Abtheilung Dragoner postierte man auf der Pariser Avenue gegenüber dem Eingang zur Nationalversammlung. Graf d'Estaing, in Kenntnis der schlechten Stimmung der Nationalgarde, die man seit zwei Tagen unaufhörlich gegen die Vertheidiger

[1] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 7.

[2] „Revue de la Révolution", 5. Jänner 1883.

des Königs aufhetzte, hatte es nicht gewagt, sie die Waffen ergreifen zu lassen. Doch Lecointre ließ Generalmarsch schlagen und versammelte eine gewisse Anzahl Compagnien des Notre-Dame-Viertels[1] bei der ehemaligen Kaserne der französischen Garden, rechts von den Leibgarden.

Im Schlosse dauerten die Berathungen fort. Der König, stets unentschlossen und durch eine Güte zurückgehalten, die, wie man richtig bemerkt hat, nur eine von den verschiedenen Formen seiner Schwäche war, konnte sich weder für den Widerstand noch für den Rückzug entscheiden. Als ihn der Leibgarde-Capitän, Herr v. Luxembourg, um Befehle bat, antwortete er: „Gehen Sie doch, gegen Weiber? Sie scherzen.“ Bald darauf schlug Herr v. Saint-Priest den Rückzug in eine treue Provinz, zum Beispiel die Normandie, vor. Dem König widerstrebte das aufs äußerste; vor dem Aufruhr fliehen schien ihm soviel zu heißen, wie abdanken. „Ein flüchtiger König, ein flüchtiger König!“ rief er traurig. Indessen drängte die Gefahr. „Sire,“ rief lebhaft Herr v. Saint-Priest, „wenn Sie morgen nach Paris abgeführt werden, ist Ihre Krone verloren.“[2] Man entschloss sich zur Abreise nach Rambouillet. Die Municipalität von Versailles setzte kein Hindernis entgegen; sie hatte sogar Herrn v. Estaing den Befehl gegeben, diese Abreise zu schützen. Schon waren die Wagen bestellt, und die Königin hatte ihren Damen sagen lassen: „Packen Sie ihre Koffer; in einer halben Stunde reisen wir ab, beeilen Sie sich.“ Aber man schien nur darum einen Entschluss zu fassen, um ihn wieder fahren zu lassen. Kurz darauf ließ die Königin denselben Damen sagen: „Alles ist geändert, wir bleiben.“[3]

Die Wagen wurden abbestellt. Als man am Abend infolge einer neuen Wendung den Plan der Abreise nach Rambouillet wieder aufnehmen wollte, war es zu spät; als die Wagen vor dem Gitter der Orangerie erschienen, um herauszufahren, zwangen sie das Volk, die Nationalgarde und selbst das Stallpersonale des Königs,[4] umzukehren; vielleicht hätte die Königin ohne Lebens-

[1] Es gab zwei Viertel in Versailles; das royalistische Viertel Saint-Louis, und das revolutionäre Notre-Dame.

[2] Herr v. Barante, „Notice sur le comte de Saint-Priest“.

[3] „Mémoires de Weber“, p. 267.

[4] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, I, 9.

gefahr gar nicht abreisen können.[1] Während all dieses Hin- und Herschwankens[2] war der Pariser Pöbel wirklich angekommen; alle Schauspieler standen auf der Bühne; das große Drama sollte beginnen.

Die von Maillard geleitete Bande hatte Sèvres, nachdem sie ein wenig ausgeruht, verlassen. Ein Individuum ohne Halskragen, das nach seiner Behauptung des Morgens bald gehenkt worden wäre, weil es die Sturmglocke hatte läuten wollen, hatte das Commando über die Männer übernommen, wie Maillard das über die Weiber. Auf dem Wege nahm man die königlichen Couriere fest[3] und ließ nur die des Herzogs von Orléans passieren; man legte Hand an die Reisenden, mißhandelte jene, die schwarze Cocarden trugen und zwang sie, mitten unter den Truppen, mit einem beschimpfenden Zettel auf dem Rücken, zu marschieren.

Es war ein entsetzliches Wetter, der Regen fiel in Strömen, und die durchweichte Straße war zur Cloake geworden. Der Zug dieser unordentlich gekleideten, vom Regen durchnäßten, mit Koth beschmutzten, heulenden und kreischenden Weiber war scheußlich anzusehen. „Schaut, wie wir zugerichtet sind," sagten sie; „wie die Teufel sehen wir aus; aber die B .... wird es uns theuer bezahlen."[4] Andere sangen und tanzten, während sie abscheuliche Beschimpfungen ausstießen und schwuren, sie würden die Königin in Stücke zerreißen und die Fetzen ihres Körpers mitnehmen, um sich daraus Cocarden zu machen.[5] „Wir werden die Königin todt oder lebendig fortschleppen," schrien sie; „die Männer werden den König übernehmen."[6]

Bei der Barrière angelangt, sprach Maillard seine Truppe an, ließ die Weiber drei Reihen formiren, schickte die Kanonen rückwärts, befahl „Es lebe Heinrich IV." anzustimmen, und unter

[1] „Journal politique national", 2. Serie, Nr. XIX.

[2] Herr v. Barante, „Notice sur le comte de Saint-Priest".

[3] „Evénements de Paris et de Versailles, par une des dames qui a eu l'honneur d'être de la députation à l'Assemblée générale", bei Garnery und Volland, p. 4.

[4] „Procédure du Châtelet", Cavalier, Oberchirurg des flandrischen Regiments, 71. Zeuge.

[5] Daselbst, Périer, Advocat, 243. Zeuge. — Galland, Beamter der Mairie, 272. Zeuge.

[6] Daselbst, Girin de la Morte, Infanterie-Capitän, 48. Zeuge.

dem Gebrüll altroyalistischer Strophen, die von diesen Megären, welche den Enkel des guten Königs in seinem Palaste bedräuen wollten, wie zum blutigen Hohne geheult wurden, hielt die entsetzliche Bande ihren Einzug in Versailles.

Ihr erster Besuch galt der salle des Menus, dem Sitze der Nationalversammlung. Maillard drang, gefolgt von einem Theile seiner Truppe, ein und ergriff das Wort. „Paris hat Mangel an Brot," sagte er; „das Volk ist in Verzweiflung, es hat den Arm erhoben, man möge sich inacht nehmen; es wird sich zu Ausschreitungen hinreißen lassen. Es ist Sache der Nationalversammlung, Blutvergießen zu verhindern. Die Aristokraten wollen uns Hungers sterben lassen." — „Ja, wir wollen Brot," versetzten die Weiber, und einige zogen aus ihrer Tasche ein Stück verschimmelten Brotes und schrien: „Wir werden es der Österreicherin zu verschlucken geben und ihr den Hals abschneiden." [1]

Der Tumult wuchs, die Berathung wurde unmöglich. Auf den Vorschlag eines Mitgliedes wurde beschlossen, es solle sofort eine Deputation zum Könige gehen, um ihm die Lage der Stadt Paris darzulegen und gleichzeitig die einfache und vorbehaltliche Annahme der Verfassungsdecrete zu erbitten.

Der Präsident Mounier*[2] begab sich ins Palais, escortiert von einer Anzahl Weiber, denen er hatte versprechen müssen, sie beim Könige einzuführen. Unter diesen Weibern schienen zwei nicht zur Volksclasse zu gehören, obwohl sie deren Sprache nachahmten.[2*3] Ludwig XVI. versprach, alles auffindbare Brot sammeln zu lassen, und unterzeichnete nach einigem Zögern die Decrete. Die Weiber giengen hinaus, schienen befriedigt zu sein[3] und verhehlten dies auch nicht, so dass sie den Zorn ihrer draußengebliebenen Genossinnen erregten. Einige glaubten, es sei alles zu Ende, weil man ja Brot haben werde, und kehrten in Hofwagen nach Paris zurück. Die anderen, nämlich jene, die um das Geheimnis wussten, weigerten sich zu gehen; sie hätten, sagten sie, den ausdrücklichen Befehl, zu bleiben.[4]

Im Schlosse herrschte unterdessen fortwährend die größte Verwirrung. Die Minister waren versammelt, wussten aber keinen

[1] „Procédure du Châtelet", De Longuève, Deputierter, 155. Zeuge.

[2] „Revue de la Révolution", 5. Jänner 1883.

[3] Daselbst.

[4] „Procédure du Châtelet", Derosnet, 211. Zeuge.

Entſchluſs zu faſſen; die entgegengeſetzteſten Meinungen wurden geäußert, angenommen, dann aufgegeben. Der König, bei ſeiner bekannten paſſiven Reſignation, blieb ſchweigend und unentſchloſſen. Nur die Königin bewahrte inmitten dieſer Unthätigkeit und Schwäche ihre ſtolze Haltung. „Ihre Haltung war edel und würdevoll, ihr Geſicht ruhig, und obſchon ſie ſich über das, was ſie zu fürchten hatte, keine Täuſchung machen konnte, vermochte niemand an ihr die leiſeſte Spur von Unruhe zu bemerken. Sie beruhigte jeden, dachte an alles und beſchäftigte ſich vielmehr mit dem, was ihr theuer war, als mit ihrer eigenen Perſon.“ [1] — „Alles, ſie ausgenommen, ſchien mir beſtürzt zu ſein,“ ſagte Präſident de Frondeville aus, der die Nacht vom 5. im Palais zugebracht hat.[2] — „Ich weiß, daſs man von Paris herkommt, meinen Kopf zu begehren,“ ſagte die heldenmüthige Frau; „doch ich habe von meiner Mutter gelernt, den Tod nicht zu fürchten; ich werde ihm mit Feſtigkeit entgegenſehen.“ [3] Man forderte ſie auf, ſich mit ihren Kindern in Sicherheit zu begeben; „nein,“ antwortete ſie, „mein Platz iſt hier, beim Könige; ich werde hier bleiben.“ Die einzige Vorſichtsmaßregel, die zu ergreifen ſie ſich herbeiläſst, gilt nicht ihr, ſondern ihren Kindern. Es war beſtimmt worden, daſs man letztere beim geringſten Lärm zu ihr führe; von der ihr drohenden Gefahr benachrichtigt, ertheilt ſie Gegenbefehl, und läſst um 11 Uhr abends Frau v. Tourzel ſagen, im Falle von Lärm die Kinder nicht zu ihr, ſondern zum Könige zu führen, wo ſie beſſer geſchützt wären. Und als man in ſie drängt, ſich ſelbſt dahin zu begeben und dort die Nacht zuzubringen, nicht in ihrem Appartement, das den Streichen der Mörder ausgeſetzt iſt, antwortet ſie: „Nein, ich will mich lieber einer Gefahr ausſetzen, wenn es ſchon eine zu beſtehen gibt, und ſie von der Perſon des Königs und ſeinen Kindern abwenden.“ [4]

Aufregende Nachrichten folgen einander. Auf der place d'Armes fällt man die Leibgarden an; die anderen Soldaten wichen zurück. Allein die Königin „zeigt eine ruhige und heitere Stirne, beruhigt diejenigen, die für ſie zittern, und läſst ihren

[1] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, I, 11 u. 12.
[2] „Procedure du Châtelet“, De Frondeville, 177. Zeuge.
[3] Rivarol, „Journal politique national“, 2. Serie, Nr. XX.
[4] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, I, 12.

Muth ſelbſt von denjenigen bewundern, die ihre Grundſätze nicht theilen". So ſchreibt der „Moniteur", und der „Moniteur" iſt nicht verdächtig. Mehrere Edelleute verſammeln ſich, um die königliche Familie zu vertheidigen; ſie verlangen Befehle und Pferde. Der Präſident Frondeville macht ſich zu ihrem Organe bei der Königin und bittet um Erlaubnis, aus den Stallungen des Schloſſes Pferde nehmen zu dürfen. „Es ſei," antwortete ſie einfach; „ich laſſe mich herbei, Ihnen dieſen Befehl zu geben, aber unter einer Bedingung: wenn das Leben des Königs in Gefahr iſt, werden Sie davon den raſcheſten Gebrauch machen; wenn ich allein in Gefahr bin, werden Sie davon keinen Gebrauch machen." [1]

„Inmitten ſo vieler Treuloſigkeiten aller Art," ſchreibt Rivarol,*[4] „auf dieſem Schauplatze, wo Furcht und Feigheit die Schwäche ins Verderben führten, hat ſich doch ein großer Charakter befunden, und zwar eine Frau, die Königin, hat ihn bewieſen. Sie hat geglänzt durch ihre edle und feſte Haltung unter ſo vielen kopfloſen und beſtürzten Männern und durch außerordentliche Geiſtesgegenwart, als alles um ſie her in Verwirrung und Schwindel war. Man ſah, wie ſie an jenem Abende des 5. October eine bedeutende Menge Leute in ihrem großen Cabinet empfieng, kraft- und würdevoll mit jedem, der zu ihr kam, ſprach und ihre Zuverſicht jenen mittheilte, die ihre Beſorgniſſe nicht verbergen konnten. . . . Bald ſollte man ſehen, wie ſie, als die Gefahren es erheiſchen, die Großherzigkeit ihrer Mutter entfaltet, und wenn ſie trotz desſelben Muthes nicht den gleichen Erfolg hatte, ſo hatte es Maria Thereſia eben mit dem ungariſchen Adel zu thun, während die Königin nur zur Pariſer Bürgerſchaft geſprochen hat." [2]

Unterdeſſen kam Mounier in die Nationalverſammlung zurück, ließ das vom Pöbel beſetzte Bureau räumen und die Deputierten zu einer Nachtſitzung zuſammenberufen. In dieſen kritiſchen Stunden hielt er es für nützlich, die Verſammlung bis zu Tagesanbruch verſammelt zu laſſen. Doch etwas ſpäter, gegen 3 Uhr morgens, hob er, von Lafayette, der ſoeben die verſchiedenen Poſten inſpiciert hatte und für die öffentliche Ordnung einſtand, beruhigt, die Sitzung auf.

Nachdem Lafayette, an der Spitze ſeiner Truppen, um Mitternacht angekommen war, hatte er ſich ins Palais begeben; er trat

[1] „Procédure du Châtelet", De Frondeville, 177. Zeuge.

[2] „Journal politique national", 2. Serie, Nr. XX.

mit den Deputierten der Pariser Municipalität allein ein. Die Gemächer waren mit Menschen gefüllt. Als der General erschien, murmelte eine Stimme: „Da ist Cromwell". — „Mein Herr," erwiderte Lafayette, „Cromwell wäre nicht allein gekommen." Die demokratischen Neigungen hatten ihm eben das Gefühl für Wohlanständigkeit und den Weltton nicht geraubt, in dem er geboren war. Vor dem Könige angelangt, sagte er: „Ich komme, Majestät, um Ihnen meinen Kopf zu bringen und den Eurer Majestät zu retten. Muss mein Blut fließen, so geschehe es eher im Dienste meines Königs, als beim unedlen Fackelscheine des Hinrichtungsplatzes." Er setzte hinzu, er stehe für die Stimmung seiner Truppen ein.[1]

Von Natur aus zum Vertrauen geneigt, fühlte sich der König beruhigt und „verließ sich", nach dem beißenden Worte Rivarols, „mit voller Sicherheit auf einen General, der nicht des mindesten sicher war."[2] Um 2 Uhr morgens gieng die Königin, ebenfalls, wengstens scheinbar, beruhigt, in ihren Appartements zu Bette.[3] Lafayette bestand darauf, dass die Schlosswache seinen Truppen anvertraut würde, und die französischen Garden ihre früheren Posten bezögen; der König gab es zu. Schon um 8 Uhr hatten die Leibgarden, der Volkswuth preisgegeben, von der Menge und von der Versailler Miliz mit Steinwürfen und Flintenschüssen angefallen, den Befehl erhalten, die place d'Armes zu räumen und sich in ihr Hotel zurückzuziehen, von wo aus sie quer durch die Felder Trianon oder Rambouillet erreichten.[4] Die, welche im Schlosse Dienst hatten, hatten den Marmorhof verlassen und sich auf die Terrasse gegenüber den Appartements der Königin zurückgezogen. Sie behielten nur die inneren Posten, die äußeren wurden von den französischen Garden besetzt.

Nachdem Lafayette die Ausführung seiner Befehle überwacht hatte, besucht er die place d'Armes, geht in die Nationalversammlung, wo er den Präsidenten „mit seiner eigenen Sicherheit ansteckt,"[5] durchstreift neuerdings die Höfe, unterhält sich eine Zeit-

[1] De Larcy, „Louis XVI et les Etats généraux". — „Correspondant", 25. August 1868.

[2] „Journal politique national", 2. Serie, Nr. XX.

[3] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 12.

[4] „Revue de la Révolution", Jänner 1883.

[5] „Journal politique national", 2. Serie, Nr. XX.

lang mit Herrn v. Montmorin, und geht dann, erschöpft vor Müdigkeit, beruhigt durch die von ihm ergriffenen Maßregeln,[1] zudem vertrauend auf seine Volksthümlichkeit und voll Täuschungen bezüglich der Redlichkeit der Massen, selbst im Palais Noailles zu Bette.

Es war 4 Uhr morgens; das Erwachen sollte schrecklich sein. Alles schläft in Versailles. Gebrochen von den Aufregungen dieses harten Tages, übrigens beruhigt durch Lafayettes Erklärungen, ruht die königliche Familie zum letztenmale in diesem Palais Ludwigs XIV., dessen Majestät noch nicht verletzt worden war. Die vom Regen durchnäßten und durch den ungewohnten Marsch ermüdeten Pariser Nationalgarden haben überall, in den Kirchen, in der Leibgarde-Kaserne, in Privathäusern Unterkunft gesucht. Die Pikenmänner und die Weiber, 800 bis 900 an der Zahl, sind auf den Bänken der Nationalversammlung ausgestreckt; andere, die keinen Zufluchtsort gefunden, haben auf dem Platze große Feuer angezündet, ein verwundetes Pferd zerstückelt und gebraten und sich um dieses improvisierte Bivouac gelagert.

Nur das Verbrechen schläft nicht. Der Aufruhr hat sein Werk noch nicht erfüllt; jene Weiber, jene gewissen verkleideten Räuber, die Brot begehren, und deren Taschen mit Gold gespickt sind, haben ihren Lohn noch nicht empfangen. Allerdings haben sie sich tagsvorher das Vergnügen gemacht, Steine auf die Vertheidiger des Königthums zu schleudern und einen Leibgardisten schwer zu verwunden, aber sie brauchen erlauchtere Opfer und haben nicht umsonst geschworen, der Königin den Hals umzudrehen und aus ihrer Haut Riemen zu schneiden.[2]

In der Nationalversammlung hatte sich ein Weib mit verstörten Augen, anwidernd durch Trunkenheit und Schweiß, dem Präsidenten Frondeville genähert, ihm einen Dolch gezeigt und ihn gefragt, ob die Appartements der Königin gut bewacht seien.[3] Im Schlosse hatte ein Deputierter, Marquis de Digoine, bemerkt, daß das Gitter des Opernhofes, durch das soeben ein Haufe zerlumpter Männer herausgegangen, offen geblieben; er machte den Portier darauf aufmerksam, welcher antwortete, er habe im Augen-

[1] „Revue de la Révolution", Jänner 1883.

[2] „Procédure du Châtelet", Bernardy, 225. Zeuge.

[3] Daselbst, De Frondeville, 177. Zeuge.

blicke die Schlüssel nicht, werde aber das Gitter schließen; Marquis de Digoine war um Mitternacht, dann um 3 Uhr morgens wieder vorbeigegangen; die Thür war noch immer offen und von einem Versailler Milizsoldaten bewacht.[1] Und ein Officier jener Pariser Nationalgarde, in die Lafayette ein so blindes Vertrauen setzte, erkundigte sich sorgfältig um den kürzesten Weg, „um zu den Appartements der Königin zu gelangen, und um die geheimen Wege, die dahin führten, ohne dass man bemerkt würde.“[2]

Sobald der Tag anbricht, erwachen die Banden. Um halb 6 Uhr morgens bilden sich auf der place d'Armes mit Piken, Lanzen, Säbeln und Stöcken bewaffnete Banden und gehen auf das Schloss los. „Trommeln rufen sie; Standarten, die rothe und blaue Flammen tragen, versammeln sie.“[3] Ein Trupp drängte in den Ministerhof, dessen Gitter offen geblieben, kehrt, die königliche Pforte geschlossen findend, um, geht durch das Prinzengitter, das von zwei ihn passieren lassenden Milizen bewacht wird, und verbreitet sich im Parke unter den Fenstern der Königin. Diese, durch den Lärm geweckt, läutet ihrer ersten Frau, Madame Thibaut, und fragt sie, was dieser Tumult bedeute. Frau Thibaut antwortete, dass das ohne Zweifel die Pariser Weiber seien, die kein Nachtlager gefunden, und die Königin bleibt beruhigt im Bette.[4]

Die Menge wächst an; neue Fluten kommen jeden Augenblick an. Den Major der Leibgarden, Marquis d'Agoussau, stellt mehrere Garden auf, um den Durchgang durch die Colonnaden zu vertheidigen, der aus dem Prinzenhofe in den königlichen Hof führt. Doch was vermögen einige Soldaten gegen diese fortwährend steigernde Menschenflut? Der Durchgang wird erzwungen; der Pöbel dringt schimpfend in den königlichen Hof. Es bilden sich einzelne Banden, jede von Anführern geleitet, welche die meiste Localkenntnis zu haben scheinen; eine von ihnen, geführt von zwei als Weiber verkleideten Männern, eilt zum Gitter des königlichen Hofes, ergreift einen Leibgardisten, Herr v. Varicourt, der dort soeben als Schildwache aufgestellt worden, schleppt ihn auf die place d'Armes und metzelt ihn nieder. Ein erbärmlicher Lumpensammler, bekleidet

[1] „Procédure du Châtelet“, Marquis de Digoine, 168. Zeuge.
[2] Daselbst, Gallemand, Secretär des Verfassungscomités, 373. Zeuge.
[3] Mounier, „Appel au tribunal de l'opinion publique“, p. 173.
[4] „Procédure du Châtelet“, Frau Thibaut, 86. Zeugin.

mit einem kurzen Überrock,[1] mit langem, schwarzem Barte, bloßen Armen, auf dem Kopfe einen sehr hohen runden Hut,[2] durchbricht die Menge, setzt Herrn v. Varicourt einen Fuß auf die Brust und haut ihm mit einem Axthiebe den Kopf ab.[3]

Fast gleichzeitig wird ein anderer, beim Kapellenbogen wachestehender Gardist, Herr Deshuttes, durch die Banditen von seinem Posten weggerissen, durch das Gitter des königlichen Hofes geschleppt, ohne dass die dort stehenden Schildwachen etwas zu seiner Vertheidigung thaten,[4] und mit Flintenkolbenstößen niedergeworfen. Der Mann mit dem langen Barte haut ihm den Kopf ab und nimmt mit noch ganz blutenden Händen vom Schweizer der Vicomtesse de Talaru eine Prise Tabak mit den Worten: „Da ist einer; es wird nicht der letzte sein.“ [5]

In der That, das genügt nicht, man braucht andere, höhere Opfer. „Das ist nicht genug,“ heulen die Megären, „wir brauchen das Herz der Königin.“ [6] — „Wir wollen ihre Eingeweide nehmen, um uns daraus Cocarden zu machen.“ [7]

Die Häupter blasen aufs neue das scheußliche Hallali, und die keuchende Meute, durch den Blutgeruch berauscht, stürzt sich zum Angriff auf eine noch wärmere Beute. „Hau' zu, hau' zu! Kein Pardon! Gehen wir zur Königin!“ [8] schreit man von allen Seiten. Ein großes rothes Weib schwingt eine Sichel;[9] ein anderes schleift sein Messer.[10] Ein Milizsoldat von Versailles, klein und schwarz, der die Eingänge zum Schlosse gut zu kennen scheint, stellt sich an die Spitze einer Bande, die über die Marmortreppe hinaufstürmt, Todesrufe ausstoßend und überall nach dem Zimmer der Königin fragend. „Dorthin, dorthin,“ schreien einige Stimmen.[11] Zwei Leibgardisten, Herr v. Miomandre und Herr du Repaire, suchen

[1] „Procédure du Châtelet“, Veytard, 91. Zeuge.
[2] Daselbst, Graf de la Châtre, Deputierter, 139. Zeuge.
[3] „Revue des questions historiques“, October 1873.
[4] „Procédure du Châtelet“, Chauchard, 101. Zeuge.
[5] Daselbst, François Dupont, 131. Zeuge.
[6] Daselbst, Borg, 346. Zeuge.
[7] „Un homme d'autrefois“, p. 88.
[8] „Procédure du Châtelet“, Marquis de Paroy, Deputierter, 246. Zeuge.
[9] Daselbst, Marguerite Andelle, 236. Zeuge.
[10] Daselbst, De Forget, Cavallerie-Capitän, 370. Zeuge.
[11] Daselbst, Bercy, Kammerdiener der Königin, 160. Zeuge.

sich vergeblich diesem wüthenden Strome entgegenzustellen; sie werden zu Boden geworfen, mit Piken und Gewehrkolben geschlagen; doch bevor Herr v. Miomandre in seinem Blute zusammenbricht, hat er Zeit gehabt, die Thür zum Vorzimmer der Königin zu öffnen und einer der dort befindlichen Frauen zuzurufen: „Madame, retten Sie die Königin. Man hat es auf ihr Leben abgesehen!“ [1]

Der heldenmüthige Widerstand zweier tapferer junger Männer hatte Marie Antoinette gerettet. Eine ihrer Frauen, Madame Auguié, die den Nothschrei der Leibgardisten gehört, verschließt mittelst Riegel die Thür zum zweiten Vorzimmer und eilt dann zur Königin, wo sie Frau Thibaut findet. Beide reichen ihr rasch Unterrock und Strümpfe, werfen ihr ein Mantelet um die Schultern und ziehen sie über den kleinen Gang, der zum Oeil-de-Bœuf führt. Die Thür desselben ist geschlossen. Man wartet fünf Minuten,[2] eine Ewigkeit! Wie viel Angst bei dieser kurzen Verzögerung! Man klopft; man gibt sich zu erkennen; die Kammerdiener des Königs öffnen;[3] die Königin ist gerettet! Als es den Räubern nach Plünderung des großen Saales gelingt, die Thüren zu erbrechen und in die königlichen Appartements zu dringen, finden sie dort ihr Opfer nicht mehr und können ihre Wuth nur an einem leeren Bette kühlen.[4] „Der Streich ist misslungen,“ murmelt einer der enttäuschten Mörder.[5]

Infolge eines rührenden Zusammentreffens eilte im selben Augenblicke, wo die Königin sich zum Könige flüchtete, der König auf einer geheimen Treppe zur Königin; da er sie dort nicht fand und erfuhr, sie sei zu ihm gegangen, beeilte er sich, in seine Appartements zurückzukehren, wo er sie endlich findet „mit traurigem, aber ruhigem Gesicht“.[6] Fast im nämlichen Augenblicke führte Frau von Tourzel den Dauphin herbei, und die Königin holte rasch ihre Tochter und führte sie bald herbei „mit einem zu solcher Zeit bemerkenswerten Stolze und Würde“.[7]

[1] „Procédure du Châtelet“, De Miomandre, 18. Zeuge.
[2] „Journal politique national“, 2. Seric, Nr. XXI.
[3] „Procédure du Châtelet, Rabel, Kammerdiener des Königs, 387. Zeuge.
[4] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, I, 14.
[5] „L'Espion de la Révolution“, I, 90.
[6] Mémoires de la duchesse de Tourzel“, I, 14.
[7] Daselbst, I, 15.

Doch die Gefahr ist noch nicht beschworen. Die Menge erfüllt den Palast, nach den Leibgardisten schnaubend. Glücklicherweise eilt Lafayette, endlich benachrichtigt, an der Spitze seiner Grenadiere zu Pferde herbei, nimmt die unglücklichen Gardisten unter seinen Schutz und vertreibt die mit Zerstören und Plündern beschäftigten Banden. Er geht ins Schloss hinauf; die Appartements sind mit Menschen gefüllt. Der König hält sich mit seinen Ministern im Rathssaale auf; der Herzog von Orléans ist auch dort, mit gleichgiltiger Miene mit Duport[1] plaudernd. Der Graf von Provence, Prinzessin Elisabeth, die Prinzessinnen-Tanten und die übrigen Familienglieder sind im Zimmer des Königs. Die Königin steht in einer Fensternische und blickt traurig hinaus; neben ihr sind ihre Tochter und Prinzessin Elisabeth; vor ihr steht neben einem Stuhle der Dauphin und spielt mit den Haaren seiner Schwester: „Mama, ich habe Hunger," flüstert das arme Kind. Die Königin kann nur mit Thränen in den Augen antworten: „Hab Geduld, mein Kind; es muss erst dieser Lärm vorüber sein."

Die Menge brüllt und heult unter den Fenstern des Schlosses im Marmorhofe. „Der König! der König! Wir wollen den König sehen!" Der König zeigt sich; Rufe: „Es lebe der König! Es lebe die Nation!" erbrausen von allen Seiten. Doch bald mischt sich unter diese Rufe ein anderer: „Die Königin! Die Königin auf den Balkon!" Man verständigt die Königin; sie zögert. „Madame," sagte Lafayette, „dieser Schritt ist nothwendig, um das Volk zu beruhigen." — „In diesem Falle," antwortet sie, „zaudere ich nicht, und müsste ich zur Hinrichtung gehen; ich gehe." Sie nimmt ihre Kinder bei der Hand und erscheint am Fenster.[2] „Keine Kinder!" schreit die Menge. „Die Königin auf den Balkon, allein, allein!"[3] Die Königin weist mit einer edlen Geberde ihre Kinder ins Zimmer zurück und bleibt allein mit über der Brust gekreuzten Händen auf dem Balkon stehen,[4] tausendmal schöner in ihrem bescheidenen Überwurfe aus gelbgestreiftem Leinen[5] als in ihrem Festtagsschmucke, blass, mit ungeordnetem

[1] „Procédure du Châtelet", Derosnet, 211. Zeuge.

[2] Daselbst, Marquis de Digoine, 168. Zeuge.

[3] „Revue de la Révolution", Jänner 1883, p. 5.

[4] „Mémoires de Weber."

[5] „Procédure du Châtelet", De Saint-Aulaire, 158. Zeuge.

Haar,[1] zusammengepressten Lippen, hochgehaltenem Haupte, unfreiwillige Achtung einflößend, den Kugeln trotzend. „Zwei Minuten, die zwei Jahrhunderten gleichen, ist sie da.“[2] Ein Mann im Nationalgardecostüm zielt auf sie, wagt aber nicht zu schießen.[3]

Es entsteht eine Bewegung in der Menge, der Heldenmuth der Königin und ihre erhabene Unklugheit haben eine Wendung zu ihren Gunsten bewirkt, und jene Megären, die noch vor einem Augenblick sie in Stücke reißen wollten, schreien jetzt: „Es lebe die Königin!“[4] „Ihr Genius,“ sagt Rivarol, „gab plötzlich dem Trieb der verirrten Menge eine andere Richtung, und wenn ihre Feinde Verbrechen, Verschwörungen und langer Umtriebe bedurften, um sie dem Tode zu überliefern, so brauchte sie nur eine einzige Bewegung, um Bewunderung zu erregen.“[5]

Seltsam! Diese so unpopuläre, beim Volke so verleumdete Frau gewinnt, sobald sie diesem Volke von Angesicht zu Angesicht gegenübersteht, sofort ihr Ansehen wieder und zwingt bloß durch den Einfluss ihrer Würde und der Wahrheit die feindliche Menge, sich vor ihr zu beugen und ihr Beifall zuzurufen.[6]

Einige, in ihrem Hasse hartnäckigere Weiber indessen fahren fort, gegen sie infame Beschimpfungen zu schleudern.[7]

Doch die Volksbegeisterung geht schnell vorüber, und es gibt sicherer tödtende Mittel als Kugeln. Marie Antoinette weiß dies und tritt, nachdem sie den Balkon verlassen, auf Frau Necker zu und sagt zu ihr mit unterdrücktem Schluchzen: „Sie werden den König und mich zwingen, uns nach Paris zu begeben, und dabei die Köpfe unserer Leibgardisten auf den Spitzen ihrer Piken tragen!“ Und ihren Sohn in ihre Arme schließend, bedeckt sie ihn mit Küssen und Thränen.[8]

Die Königin täuschte sich leider nicht; neue Rufe lassen sich vernehmen: „Der König nach Paris! Der König nach Paris!“

[1] Frau v. Staël, „Considérations sur la Révolution française“, I, 272.

[2] „Revue de la Révolution“, Jänner 1883, p. 5.

[3] „Procédure du Châtelet“, Jeanne Bessons, 365. Zeuge.

[4] „Journal politique national“, 2. Serie, Nr. XXI.

[5] So sollte es auch am 20. Juni und selbst vor dem Revolutionstribunal geschehen.

[6] Frau v. Staël, „Considérations sur la Révolution française“, I, 272.

[7] „Revue de la Révolution“, Jänner 1883, p. 6.

[8] Daselbst.

Der König zögert, befragt seine Minister und Lafayette. Wie könnte er aber widerstehen? Man entschließt sich zur Abreise und wirft, um die Menge zu beruhigen, kleine Papierstücke hinab, die den Entschluss oder vielmehr die Capitulation des Monarchen ankündigen. Entsetzliche Acclamationen erschallen im Hofe; zum Zeichen der Freude feuern die Soldaten ihre Gewehre ab, die Kanoniere ihre Geschütze.[1] Lafayette fragt die Königin: „Madame, welches ist Ihre persönliche Absicht?" — „Ich kenne das Los, das mich erwartet," antwortet sie; „doch es ist meine Pflicht, zu den Füßen des Königs und in den Armen meiner Kinder zu sterben."[2]

Um 1 Uhr 25 Minuten steigt die königliche Familie die noch mit dem Blute ihrer Vertheidiger gefärbte Marmortreppe hinab[3] und besteigt die Wagen. Das Volk wurde ungeduldig; kaum war es Sieger, erhob es auch schon alle Ansprüche der Souveränetät. Der neue Gebieter von Frankreich hätte zu lange warten müssen; er wollte dem alten Königthum nicht einmal zu den Reisevorbereitungen Zeit lassen. Doch der Weg war dermaßen gehemmt, dass die Wagen sich erst um 2 Uhr in Bewegung setzen konnten.

Die Pariser Avenue war mit bewaffneten Leuten bedeckt. An der Spitze des Zuges trugen zwei Männer auf der Spitze ihrer Piken die Köpfe der beiden unglücklichen Opfer Deshuttes und De Varicourt; mehrere königliche Gardisten zu Fuß, von halbtrunkenen Räubern escortiert, marschierten hinter diesen scheußlichen Trophäen. „Nach ihnen kamen zwei andere unbewaffnete Gardisten, von denen einer eine Wunde am Halse und Hemd und Kleider voll Blut hatte und von zwei Männern in Nationalgardeuniform und einen bloßen Degen in der Hand beim Kragen gehalten wurde; weiterhin eine Gruppe königlicher Gardisten zu Pferd, die einen auf dem Hintertheil des Pferdes, die andern im Sattel sitzend, fast alle mit einem Genossen in Nationalgardeuniform, der mit ihnen auf demselben Pferde ritt; ein Theil des Pöbels und der sie umgebenden Weiber zwang die königlichen Gardisten zu rufen: ‚Es lebe die Nation!' und mit ihnen zu essen und zu trinken."[4] Hinter diesem seltsamen Vortrab kam ein Wagen, in

[1] „Mémoires de Lafayette."

[2] „Procédure du Châtelet", Derosnet, 211. Zeuge.

[3] „Souvenirs d'un page", p. 314.

[4] „Procédure du Châtelet", Madier de Montjau, Deputierter, 170. Zeuge.

dem sich der König, die Königin, der Dauphin, seine Schwester, der Graf von Provence, Prinzessin Elisabeth und Frau v. Tourzel befanden; rings um den Wagen als klägliche Escorte entwaffnete Gardisten, zerlumpte Männer, berauschte Weiber, die schrien: „Wir bringen den Bäcker, die Bäckerin und den kleinen Bäckergesellen." Wie um dieses unedle Geschrei zu rechtfertigen, folgten etwa sechzig Mehlkarren, mit Laub bekränzt und von Lastträgern gezogen; einige seltene Rufe „Es lebe der König!" erschollen, desto mehr „Nieder mit der Calotte! Alle Bischöfe an die Laterne!"[1] Danach wieder Weiber, Megären, an ihrer Spitze die „Heldin" De Méricourt, auf Kanonen geklettert, in Fiaker hineingestopft, mit geraubten Uniformstücken der Leibgarden geschmückt, von Zeit zu Zeit Beschimpfungen gegen die Königin ausstoßend; dann als Schluss des Zuges und gleichsam als Besiegelung der Niederlage des Königthums und ihrer eigenen Knechtschaft eine in Hofwagen dahergeschleppte Deputation der Nationalversammlung; am Wagenschlag erkundigten sich Männer mit Piken, ob keine Pfaffen da wären, um sie an die Laterne zu knüpfen!"[2] Welches Gefolge für den Enkel Ludwigs XIV.!

Es war ein prachtvoller Tag; vermöge einer jener beißenden Ironien, von denen man am 10. August ein neues Beispiel haben sollte, schien die Natur im Festkleide zu sein; alles war ruhig und heiter. In den Gehölzen von Viroflay sangen die Vögel; die Blätter hatten jene schöne rothgelbe Färbung, die sie annehmen, bevor sie abfallen; „kaum ein Lüftchen bewegte die Bäume;"[3] der Himmel war wolkenlos; eine wunderschöne Herbstsonne beleuchtete den Leichenzug der Monarchie.

Während dieser traurigen Fahrt bewahrte die Königin ihre Ruhe und Majestät. Sie sprach zu den ihren Wagen umgebenden Männern und Weibern. „Der König," sagte sie, „hat immer nur das Glück seines Volkes gewollt. Man hat euch über uns sehr viel Übles gesagt; das sind diejenigen, die uns schaden wollen. Wir lieben alle Franzosen." Einige dieser Leute, von soviel Güte gerührt und über soviel Kaltblütigkeit verwundert,

[1] „Procédure du Châtelet", De Montmorin, 182. Zeuge; de Montarbat, Leibgardist des Grafen von Artois, 349. Zeuge.

[2] Daselbst, Dufraisse-Duché, Deputierter, 120. Zeuge.

[3] Frau v. Staël, „Considérations sur la Révolution française", I, 272.

flüsterten naiv: „Wir kannten Sie nicht, man hat uns stark getäuscht.“ [1]

„Ich habe jenen traurigen Zug gesehen,“ schreibt ein Augenzeuge. „Mitten unter diesem Lärm, diesem Geschrei, diesen häufigen Musketenschüssen, die die Hand eines Ungeheuers oder eines Ungeschickten so verhängnisvoll hätte machen können, sah ich, wie die Königin die muthvollste Seelenruhe und einen unaussprechlichen Adel und Würde bewahrte, und Bewunderung und Schmerz erfüllten mich.“ Burke hatte Grund, mit einem düsteren Gefühle von Begeisterung zu sagen: „Man glaubt gerne, dass zum Leiden bestimmte Wesen gut zu leiden verstehen.“

Und als später während der über dieses große Attentat der Octobertage eingeleiteten Untersuchung eine Deputation kam, um die Königin um ihre Zeugenschaft zu bitten, wusste sie nur folgende erhabene Antwort zu geben: „Ich habe alles gesehen, alles erfahren, alles vergessen!“

Es war eine lange Fahrt; sie dauerte sieben Stunden. Beim Gitter von Chaillot erschien Bailly, um den König anzusprechen und ihm die Schlüssel der Stadt zu überreichen. Mit einem bei einem Manne von Geist unglaublichen Mangel an Takt sagte er: „Welch schöner Tag, Sire, ist derjenige, an dem die Pariser Eure Majestät und deren Familie in ihrer Stadt besitzen sollen!“ Auf dieses Wort hin konnte der König nicht umhin zu seufzen und zu sagen: „Ich wünsche, mein Herr, dass mein Aufenthalt Frieden, Eintracht und Unterwerfung unter die Gesetze zurückführe.“ [2]

Man musste ins Rathhaus gehen; der König widerstrebte, und Marie Antoinette wollte sich dieser letzten Demüthigung entziehen; aber Moreau de Saint-Merry, befragt, ob sie sich davon dispensieren könne, antwortete: „Ich hoffe, dass die Königin aus dem Rathhause wird zurückkommen können; aber ich zweifle, ob sie allein in die Tuilerien gehen kann.“ Rufe: „An die Laterne!“ ließen sich vernehmen; so empfieng Paris die königliche Familie, die sie nach Baillys Ausdruck „wiedergewonnen“ hatte.

Der König trat ruhigen Schrittes in die Versammlung der Gemeindevertreter, die Königin folgte, ihre Kinder bei der Hand führend. „Immer,“ sagte der Monarch beim Eintritt, „sehe ich

[1] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, I, 20.

[2] Daselbst, I, 21 u. 22.

mich mit Vergnügen und Vertrauen inmitten der Bewohner meiner guten Stadt Paris." Bailly wiederholte diese Worte dem Volke, vergaß aber das Wort „Vertrauen". Die Königin erinnerte ihn daran. „Meine Herren," versetzte Bailly galant, „Sie sind nur glücklicher, als wenn ich mich nicht geirrt hätte." [1]

Der König und die Königin bestiegen einen Thron, den man in der Eile hergerichtet hatte. Das Volk wollte aber seine Eroberung sehen; es hieß an den Fenstern des Rathhauses erscheinen zwischen zwei Fackeln, damit die Züge durch die Beleuchtung besser erkennbar wären. Unter diesem neuartigen Baldachin begrüßte den König und die Königin die Menge. Diese, stets beweglich, rief mit unwiderstehlicher Begeisterung denjenigen zu, die sie soeben beschimpft hatte. Man schrie auf der place de Grève: „Es lebe der König! Es lebe die Königin! Es lebe der Dauphin und wir alle!" [2] Man beglückwünschte, man umarmte einander, weinend vor Rührung und Freude; die Gegenwart des Königs schien alles gerettet zu haben.

Um 10 Uhr traf der traurige Zug in den Tuilerien ein. Die königliche Familie war gefangen, die Nationalversammlung auch. Josef II. schrieb mit Recht an seinen Bruder Leopold: „Das Pariser Gesindel wird der Despot von ganz Frankreich werden." [3]

[1] „Correspondance de M^me^ Elisabeth", p. 121.

[2] Daselbst.

[3] Josef II. an Leopold, 19. October 1789.

# Fünftes Capitel.

Verfall der Tuilerien. — Erstes Zusammentreffen der Königin mit der Menge; gegenseitiges gutes Einvernehmen. — Officielle Besuche der bestehenden Corporationen. — Murren im Volke. — Wohlthaten der Königin. — Sie lässt Schuldscheine des Leihhauses auslösen. — Sie schickt ihre Juwelen zu ihrem Juwelier Daguerre. — Verabschiedung der Leibwache. — Plünderung des Hauses des Bäckers François. — Aufführung von „Charles IX“. — Wie die königliche Familie in den Tuilerien wohnt und lebt. — Erziehung der Kinder. — Brief der Königin an Frau v. Tourzel. — Wohlthätigkeit Marie Antoinettes. — Reizende Züge vom Dauphin. — Erste Communion der königlichen Prinzessin.

Der Tuilerien-Palast*[1] war fast ohne Unterbrechung seit 1665 unbewohnt geblieben; nichts war vorbereitet, um die hohen Gäste aufzunehmen, die der Wille des neuen Souveräns dort soeben interniert hatte. In letzter Stunde bestellte Arbeiter bemühten sich, eilends einige unentbehrliche Ausbesserungen vorzunehmen; auf allen Seiten waren Leitern angelegt.[1] Die Möbel waren alt, die Tapezierungen abgenützt, die Appartements schlecht erleuchtet.[2] Betten fehlten, die Thüren schlossen nicht; der Dauphin musste die Nacht in einem auf allen Seiten offenen Zimmer zubringen, in dem sich seine Gouvernante, so gut es gieng, verbarricadierte.[3] „Alles hier ist recht häßlich, Mama,“ sagte das Kind bei seinem Eintritt. „Mein Sohn,“ antwortete die Königin, „Ludwig XIV. wohnte hier und befand sich wohl; wir dürfen nicht heiklicher sein als er.“ Und sich zu den sie begleitenden Damen wendend, sagte sie, wie um die Entblößung des Schlosses zu entschuldigen, mit traurigem Lächeln: „Sie wissen, dass ich nicht darauf gefasst war, hieherzukommen.“[4]

Tagsdarauf drängte sich seit frühestem Morgen eine ungeheure Menge im Garten. Dem Stolze über ihren Triumph nachgebend

[1] „Souvenirs de quarante ans“, p. 47.

[2] Daselbst.

[3] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, I, 23.

[4] Frau v. Staël, „Considérations sur la Révolution française“, I, 274.

oder vielmehr aus alter royalistischer Neigung war sie begierig, diese königliche Familie zu sehen, deren Gegenwart sie solange entbehrt hatte. Hof, Terrasse und Park waren voll von Menschen; man verlangte mit großem Geschrei nach dem Könige und der Königin; Prinzessin Elisabeth holte sie. „Die Königin," schreibt die Prinzessin, „sprach mit ihrer ganzen Anmuth, die Sie ja kennen. Dieser Vormittag war für sie sehr günstig. Den ganzen Tag mußte sie sich an den Fenstern zeigen; Hof und Garten werden nicht leer." [1] Wenn Marie Antoinette erschien, war das Bravorufen so lebhaft und so allgemein, daß, nach dem Berichte eines feurigen „Patrioten", die Königin eine Zeitlang dastand, ohne sprechen zu können.[2]

Eine Anzahl Weiber, die mit revolutionären Vorurtheilen gekommen waren, zogen als Royalistinnen ab. Eine von ihnen beschuldigte die Königin, sie habe am 14. Juli Paris bombardieren lassen und am 6. October an die Grenze flüchten wollen. Die Königin erwiderte sanft, daß nur ihre Feinde dieses Gerücht in Umlauf gebracht hätten, und daß eben diese Verleumdungen sie und den besten der Könige zur Verzweiflung brächten. Die Menge applaudierte. Eine andere richtete an sie das Wort in deutscher Sprache. Marie Antoinette antwortete, daß sie sie nicht verstehe, daß sie Französin geworden, daß sie selbst ihre Muttersprache vergessen habe. Bravorufe folgten dieser Erklärung. Einige Weiber baten, mit ihnen einen Vertrag zu schließen. „Wie kann ich mit Euch einen Vertrag schließen," erwiderte sie, „da Ihr ja an denjenigen glaubt, den meine Pflichten mir auferlegen und den ich um meines eigenen Glückes willen hochhalten muß?" Die Weiber baten sie dann um Blumen von ihrem Hute; sie nahm solche selbst herab, und die ganze Schar vertheilte sie unter sich mit dem Rufe: „Es lebe Marie Antoinette! Es lebe unsere gute Königin!" [3] Die Begeisterung war allgemein und damals auch aufrichtig.

Der Eifer der Menge, die königliche Familie zu sehen," erzählt Frau v. Tourzel, „dauerte mehrere Tage mit der gleichen Unbescheidenheit fort, die soweit getrieben wurde, daß mehrere Fischweiber in das Appartement der Prinzessin Elisabeth sprangen, so

[1] „Correspondance de M^me^ Elisabeth", p. 121.

[2] „Revue de la Révolution", August 1887, p. 83 u. 84.

[3] „Mémoires de M^me^ Campan", p. 257.

dass diese den König bat, sie anderswo einzuquartieren."[1] Doch die Königin war von dieser stürmischen Begeisterung gerührt und entschuldigte fast das ungestüme Treiben des Volkes, das ihr, in der Nähe gesehen und sich selbst überlassen, so gut erschien. Eines Tages besuchte sie die Spiegelfabrik in der Vorstadt St. Antoine und wurde enthusiastisch begrüßt. „Wie gut das Volk ist," meinte sie, „wenn man es aufsucht!" — „Es ist nicht so gut," fiel einer vom Hofe ein, „wenn es selbst aufsucht." — „O," erwiderte sie lebhaft, „dann ist es von fremden Einflüssen geleitet."[2] Also nach den Erfahrungen der letzten Tage glaubte sie noch an die Güte der Pariser! Und doch waren infolge der Gemüthserschütterungen ihre Haare, sonst von schönem Blond, plötzlich weiß geworden, und sie schrieb mit eigener Hand unter ihr für Frau v. Lamballe gemaltes Porträt folgende Worte: „Ihre Leiden haben sie gebleicht."[3]

Auf die Besuche der Volksmassen folgten die officiellen Vorstellungen. Das bedrängte Königthum bewahrte noch ein gewisses Prestige, und der König saß noch immer auf seinem Throne. Zuerst, Freitag den 9. October, wurde das Parlament empfangen; seine Deputation, mit dem ersten Präsidenten an ihrer Spitze, zählte dreißig Mitglieder. „Ihre Majestät empfieng die Deputation in ihrem Cabinet; zu ihrer Rechten stand der Dauphin, zu ihrer Linken die Frau Tochter des Königs. Nach ihrer Erwiderung hatte die Königin die Güte zu bemerken, sie habe den Herrn Dauphin und die Frau Prinzessin, da diese in ihrem Appartement nicht empfangen können, zu sich berufen, um das Parlament nicht des Glückes zu berauben, sie zu sehen."

Am selben Tage, mittags, wurde die Pariser Gemeindevertretung, geführt von Bailly und Lafayette, empfangen. „Madame," sagte Bailly zur Königin, „ich komme, um Eurer Majestät die Huldigungen der Stadt Paris und die Versicherungen der Ehrfurcht und Liebe ihrer Bewohner zu überbringen. Die Stadt wünscht sich Glück, Sie in dem Palais unserer Könige zu sehen; sie wünscht, dass der König und Eure Majestät ihr die Gnade erweisen, hier Ihre gewöhnliche Residenz aufzuschlagen, und wenn der König diese

[1] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 26.

[2] „Histoire de Marie-Antoinette" von Montjoye, p. 252.

[3] Daselbst p. 255 u. 256.

Gnade gewährt, wenn er sich würdigt, sie zuzusichern, ist sie glücklich in dem Gedanken, dass Eure Majestät zu deren Erlangung beigetragen hat." Die Königin ertheilte Bailly die kurze Antwort: „Ich empfange mit Vergnügen die Huldigungen der Stadt Paris und werde dem Könige mit Befriedigung überallhin folgen, wohin er geht, und vor allem hieher."[1]

Der ganze Monat war Empfängen dieser Art gewidmet. Der Steuergerichtshof wurde am 11. empfangen, die Universität am nämlichen Tage, der Grand Conseil Mittwoch den 14., die Rechnungskammer, der Münzhof und der Conseil privé Montag den 9. An diesem Tage war die Königin unpässlich und konnte niemanden empfangen. Endlich am 20., um halb 7 Uhr abends, erschien die Nationalversammlung, die trotz der düsteren Ahnungen ihrer verständigsten Mitglieder, namentlich Malouets,[2] nach Paris gekommen war und tagsvorher in der erzbischöflichen Residenz ihre erste Sitzung gehalten hatte, unerwartet im Schlosse.[3]

Zum erstenmale hatten die Deputierten nicht ihr Galacostüm angelegt; selbst die Bischöfe und Pfarrer waren in kurzer Kleidung. Der König empfieng sie sitzend und bedeckten Hauptes und nahm seinen Hut nur ab beim Eintritte und bei den Verbeugungen des Präsidenten. Aus dem Appartement des Königs begab sich die Versammlung durch das Cabinet und die Gallerie in das der Königin. „Die Königin," sagt der amtliche Bericht, „von der Huldigung nicht unterrichtet, „die die Versammlung Ihrer Majestät darzubringen wünschte, war gerade bei ihrer Toilette und schickte sich an, öffentlich zu erscheinen. Der Wunsch, die Versammlung nicht warten zu lassen, veranlasste die Königin, sofort Audienz zu geben, ohne in großer Kleidung zu sein. Nachdem sich also Ihre Majestät in ihrem großen Cabinet in ihren Lehnstuhl gesetzt, führten die Ceremonienofficiere die Versammlung ein, wie sie dies beim Könige gethan. Das Appartement war von den Deputierten besetzt, eine ziemlich große Zahl konnte nicht eintreten. Die Königin erhob sich, um die Versammlung zu empfangen, und da Herr Fréteau in seiner Ansprache den Wunsch geäußert hatte, den die

[1] „Mémoires de Weber", p. 282.

[2] „Mémoires du marquis de Ferrières", I, 339.

[3] „Souvenirs de quarante ans", p. 51.

Vertreter der Nation hegten, den Herrn Dauphin in den Armen Ihrer Majestät zu sehen, befahl die Königin dem Ceremonienmeister, ihn zu holen, und als er angekommen war, schloss ihn die Königin in ihre Arme und zeigte ihn allen Deputierten, die den Saal von Beifallsbezeigungen und den wiederholten Zurufen: „Es lebe der König! Es lebe die Königin! Es lebe der Dauphin!" wiederhallen ließen. Ihre Majestät hatte die Gnade, auf diese Weise im ganzen Cabinet herumzugehen, damit alle Deputierten den Herrn Dauphin sehen könnten, und gleichzeitig Worte voll Güte an diejenigen zu richten, die sich in ihrer Nähe befanden. Die Königin gieng dann wieder in ihr Appartement, und die Versammlung zog sich zurück, von den Ceremonienofficieren die Treppe hinabgeleitet. Der Ceremonienmeister[1] glaubt, bei dieser Gelegenheit die Bemerkung machen zu sollen, dass die Königin, „da sie stets die Körperschaften in derselben Weise empfängt wie der König, beim Eintritte der Nationalversammlung nicht aufzustehen gebraucht hätte, und dass es ein besonderer Beweis von Rücksicht war, den Ihre Majestät ihr geben wollte, indem sie sich erhob und ein Wort darüber sprach, dass sie nicht in großer Kleidung war."[2]

Der Ceremonienmeister ist etwas weiter unten darauf bedacht beizufügen, dass alle diese „Unregelmäßigkeiten", wie er sie nennt, nur den Umständen zuzuschreiben seien und für die Zukunft keine Folgen haben dürften. Seltsame Besorgnis zu solcher Zeit! Die Monarchie stürzte zusammen, und Herr v. Nantouillet dachte nur an den Zusammensturz der Etikette!

Der Nationalversammlung folgten die Pariser Municipalität, die Schatzmeister von Frankreich, die Admiralität und an letzter Stelle, am 16. November, die französische Akademie, die die Königin und den Dauphin durch den Mund ihres Directors, Ritter de Boufflers, ansprach.[3]

Bei all diesen officiellen und nichtofficiellen Empfängen erschien Marie Antoinette mit ihrer einfachen Würde und jenem einnehmenden Wesen, dem ihr Unglück gewissermaßen noch einen Zug hinzugefügt hatte. „Es ist unmöglich," schrieb Prinzessin Elisabeth am 13. October, „mehr Grazie und Muth zu entwickeln, als die Königin

[1] Marquis de Nantouillet.

[2] „Vie de Mme Elisabeth", I, 558.

[3] Daselbst p. 554 u. 561.

seit acht Tagen."[1] Doch dieser Muth war zuweilen krankhaft, und diese Grazie von Melancholie verschleiert. Alles war anscheinend ruhig. Brot war in Überfluss vorhanden; eine gewisse Abspannung schien eingetreten zu sein. Von Lafayette eingeschüchtert, war der Herzog von Orléans nach England gereist unter dem Vorwande einer Mission, die nur die schlechte Verhüllung einer Verbannung war. Doch welche Leidenschaften kochten unter dieser ruhigen Oberfläche! Der kleine Dauphin konnte mit der naiven Sorglosigkeit seines Alters an Frau v. Polignac schreiben: „O, Madame! wie unglücklich wären Sie am 5. und 6. October gewesen; doch jetzt sind wir alle glücklich."[2] Die Königin konnte weder diese kindliche Fröhlichkeit noch dieses Vertrauen gewinnen; ihre Feinde hatten die Waffen nicht gestreckt.

Am zweiten Tage nach ihrer Rückkehr nach Paris war im Leihhause ein Aufruhr ausgebrochen. Man hatte — es lässt sich errathen in welcher Absicht — das Gerücht in Umlauf gesetzt und selbst in öffentlichen Blättern gemeldet, die Königin werde alle verpfändeten Gegenstände auslösen, und die Menge drängte sich ungeduldig und stürmisch an den Thüren der Bureaus.[3] In ihrer Erwartung getäuscht, begab sie sich zu den Tuilerien, rief mit großem Geschrei die Königin und verlangte die Ausführung ihres angeblichen Versprechens. Einige Personen veranlassten Marie Antoinette, diesem stürmischen Wunsche nachzugeben. Frau von Tourzel und Frau v. Chimay widerriethen ihr, und indem sie selbst die Menge ansprachen und sie aufforderten, sich auf die wohlbekannte Güte ihrer Königin zu verlassen, bestimmten sie diese endlich, sich ruhig zurückzuziehen. Einige Tage nachher erlangte die Königin, stets bereit, ihren Lebensweg mit Wohlthaten zu bezeichnen, vom Könige die Ermächtigung, im Leihhause alle Gegenstände auszulösen, die den Wert eines Louisd'or nicht überstiegen; die Summe belief sich auf 300.000 Livres. Etwas später ließ sie vierhundert Familienväter, die wegen schuldiger Pflegekosten gefangen waren, in Freiheit setzen.

Doch auch diese Güte hielt die Verleumdung nicht auf. Oft kam ein gedungener Pöbel bis unter die Fenster der Tuilerien, um

[1] „Correspondance de M^me^ Elisabeth", p. 121.

[2] Unedierter Brief des Dauphin.

[3] „Correspondance de M^me^ Elisabeth", p. 121.

gegen das unglückliche Herrscherpaar Beschimpfungen zu schleudern. Man gieng noch weiter; unter dem Titel von Delegierten und unter dem Vorwande, den König anzusprechen, drangen aus der Hefe des Volkes hervorgegangene Individuen ins Schloss und wiederholten in Gegenwart der königlichen Familie die vorgesagten und bezahlten Beschimpfungen. Der Missbrauch war ein derartiger, dass die Minister vorschlugen, solchen Leuten den Eintritt in den Palast zu verbieten. „Nein," antworteten König und Königin, „wir werden den Muth haben, sie anzuhören."

Als eines Tages ein Mann dieses Schlages, sich an Ludwig wendend, die der Unterredung beiwohnende Königin in den beleidigendsten Ausdrücken anzuschuldigen wagte, erwiderte der König milde: „Sie irren sich, die Königin und ich haben nicht die Absichten, die man uns beilegt; wir handeln im Einverständnisse für Ihr gemeinsames Wohl." „Als die Deputation fort war," bemerkt Hue, dem wir diese Thatsache entnehmen, „brach die Königin in Thränen aus."[1]

Unter solchen Verhältnissen konnte das Vertrauen nicht wiederkehren. Schon am 10. October 1789 ließ die Königin den größeren Theil der von ihr gesammelten Kunstschätze zu ihrem Juweliere[2] schaffen; darunter waren japanische Gegenstände, chinesisches Porzellan, versteinertes Holz, Jaspiskästchen, orientalische Achatbecher, Vasen aus braunem Sardonyx, Kannen aus Bergkrystall, lauter reizende Gegenstände, deren ausgesuchter Stil heute noch die Besucher des Museums im Louvre entzückt, und deren schöne und reiche Arbeit selbst die Commissäre des Convents anzuerkennen genöthigt waren. Die Königin that dies, „um," wie das Inventar-Protokoll sagt, „die einen fassen, die anderen ausbessern zu lassen, und Futterale und Kistchen dazu anzufertigen zu dem Zwecke, um sie mit Sicherheit fortschaffen zu können". Sie sollten in der That nach St. Cloud geschafft werden; doch die Ereignisse erlaubten es nicht, und am 30. Brumaire der Jahres II der Republik nahmen die Bürger Nitot und Besson als delegierte Commissäre ein neues Inventar auf und verlangten die Übertragung des Schatzes ins Nationalmuseum.[3]

[1] François Hue, „Dernières années de la vie et du règne de Louis XVI", 3. Aufl., p. 178.

[2] Rue Saint-Honoré 85.

[3] „Gazette des beaux-arts", 1. November 1879.

Kaum in Paris angekommen,[1] hatte sich die königliche Familie zu einem schmerzlichen Opfer entschließen müssen. Aus Klugheitsrücksichten glaubte der König die Leibgarden entfernen zu müssen. Man musste sich von diesen treuen Dienern trennen, deren Ergebung allein die Königin dem Dolche der Mörder entrissen hatte, und die eine sichere Schutzwehr gegen künftige Attentate gewesen wären, hätte nicht gerade ihre Ergebenheit sie der Volkswuth preisgegeben. „Es war dies eine empfindliche Pein für den König und die Königin," meldete Prinzessin Elisabeth der Herzogin von Polignac.[2]

Um dieselbe Zeit schrieb die tiefbetrübte Königin ihrer Freundin: „Ich habe beim Lesen Ihrer Briefe vor Rührung geweint. Sie sprechen von meinem Muthe; es bedarf dessen weit weniger, um die entsetzlichen Augenblicke durchzumachen, in denen ich mich befunden habe, als um unsere Lage, seine eigenen Qualen, die seiner Freunde und die unserer Umgebung zu ertragen. Das ist eine gar zu schwere Last, und wenn mich mein Herz nicht mit so starken Banden an meinen Gatten, meine Kinder und meine Freunde fesselte, wünschte ich zu unterliegen; doch Sie dort halten mich aufrecht; auch diese Gesinnung schulde ich Ihrer Freundschaft. Ich aber," setzte sie traurig hinzu, „bringe Euch allen Unglück, und Eure Qualen sind für und durch mich."[3]

Die Nationalgarde nahm die Wachtposten in den Tuilerien ein, wie am 6. October die von Versailles. Aus einem Aufruhre hervorgegangen, dem Gedanken des Misstrauens gegen die Monarchie entsprungen, aus rebellischen Soldaten und theils einfältigen, theils missvergnügten Stadtbürgern gebildet, zwischen den verschiedenen Parteien hin- und hergezerrt, durch ihren Ursprung dazu verurtheilt, die Vorurtheile der Menge und die Täuschungen ihrer eigenen Anführer zu theilen, konnte sie, obwohl sie anfangs sehr aufmerksam war, an die Vertheidigung des Königthums weder mit der Ergebenheit einer jahrhundertealten Garde noch mit der Tüchtigkeit einer disciplinierten Truppe herantreten.[4] Die eine Zeitlang

[1] „Correspondance de Mme Elisabeth", p. 120.

[2] Brief der Prinzessin Elisabeth an die Herzogin von Polignac.

[3] „Mémoires sur la vie et le caractère de la duchesse de Polignac", p. 40.

[4] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 30.

zum Stillstande gebrachte Agitation hatte von neuem begonnen. „Wir leben mitten unter Aufregungen," schrieb ein Attaché der sächsischen Gesandtschaft; „das Volk scheint noch nicht befriedigt zu sein trotz allem, was es erlangt hat."[1] Die Thorwege der etwas hervorstehenden Häuser waren schwarz oder roth bezeichnet worden; man fürchtete einen Aufstand.[2] Am 21. October,[3] am zweiten Tage nach der Verlegung der Nationalversammlung nach Paris, stürmte und plünderte der Pöbel in der That den Laden eines Bäckers, namens François,[4] knüpfte diesen auf der place de Grève auf, schnitt ihm den Kopf ab und trug diesen auf der Spitze einer Pike in den Straßen herum.[5] Die Königin wies der Witwe dieses Unglücklichen eine kleine Pension auf ihre Casse an und sandte ihr 6000 Livres.[6]

Am 4. November versetzte die Aufführung des „Charles IX" von Chénier, die anfangs verboten, dann infolge Baillys Schwäche gestattet worden, die Zuschauer des Théâtre-Français in helle Begeisterung. Trotz der Betheuerungen des Verfassers und seiner enthusiastischen Widmung an den „großherzigen Fürsten", den er drei Jahre später zum Tode verurtheilen sollte, war der Angriff auf den Thron durchsichtig genug, und der Augenblick zur Aufführung, wie Beaumarchais ganz richtig bemerkte, eigens gewählt, nachdem der König und seine Familie ihre Residenz in Paris aufgeschlagen hatten. Jeden Abend wurden die Anspielungen gierig aufgenommen von einem erhitzten Publicum, das, sagt Ferrières, „trunken von Rachbegierde und von Blutdurst gequält,"[7] aus dem Theater gieng. Die Häupter der Revolution täuschten sich hierin nicht. „Dieses Stück," schrieb Camille Desmoulins, „bringt unsere Geschäfte mehr vorwärts als die Octobertage." Und am Tage nach der ersten Aufführung sagte Danton im Parterre: „Wenn ‚Figaro' den Adel getödtet hat, so wird ‚Charles IX' das Königthum tödten."[8]

[1] „Revue de la Révolution", September 1884, p. 67.
[2] Daselbst.
[3] Daselbst, December 1889, p. 72 u. 73.
[4] „Mémoires du marquis de Ferrières", I, 341 u. 342.
[5] „Mémoires de Weber."
[6] „L'Espion de la Révolution", I, 106.
[7] „Mémoires de marquis de Ferrières", I, 351.
[8] „Le Théâtre de la Révolution" von H. Welschinger, p. 197.

Begreiflicherweise empfand die Königin wenig Lust, sich in Theatern zu zeigen, wo solche Stücke gespielt wurden, und antwortete auf die Bitte einer Deputation der Municipalität und der Nationalgarde, im Theater zu erscheinen, „sie würde der Einladung der Stadt Paris mit unendlichem Vergnügen entsprechen, dass sie aber Zeit brauche, um die Erinnerung an die soeben verlebten trüben Tage, durch die sie zu sehr gelitten habe, zu verlieren".[1] Noch ganz aufgeregt von den erlittenen Drangsalen und bestandenen und noch zu erwartenden Gefahren, trotz ihrer zur Schau getragenen Unbesorgtheit von den täglich sich mehrenden Anzeichen beunruhigt und sich vor den Drohungen der Gasse durch den Schutz Lafayettes und seiner Pariser Miliz nichts weniger als sicher fühlend, zog sich die Königin ins Schloss zurück und beschränkte sich ganz und gar auf das Familienleben.

Nach einigem in der Verwirrung des ersten Augenblickes unvermeidlichen Herumtappen hatte man sich endlich in den Tuilerien häuslich eingerichtet. Die Möbel waren von Versailles herbeigeschafft worden, und der König und die Königin bezeichneten selbst ihre und ihres Gefolges Wohnräume. Um seinen Sohn in der Nähe zu haben, theilte der König seine Appartements mit dem Dauphin; er nahm im Erdgeschosse drei Zimmer auf den Garten hinaus ein, zu denen man durch die linke Gallerie gelangte. Im Zwischengeschoß war sein geographisches Cabinet, im ersten Stockwerk sein Schlafzimmer, daneben das Rathszimmer.

Die Appartements der Königin befanden sich neben denen des Königs; unten ihr Toilette-, ihr Schlaf- und Gesellschaftszimmer; im Zwischengeschoß die Bibliothek, die sie von Versailles[2] hatte kommen lassen, eine Bücherssammlung, „die," wie ein Schriftsteller sagt, „einen ernsten und gebildeten Geist bekundet," und in der man außer christlich-apologetischen, philosophischen und historischen Werken nur wenige Romane, classische Dichter und einige Theaterstücke findet. Ober der Bibliothek war das Appartement der königlichen Prinzessin, von dem Zimmer des Königs durch das des Dauphin geschieden. Frau v. Tourzel wohnte im Erdgeschoß.[3] Eine kleine dunkle Treppe verband das Appartement des jungen

[1] „Mémoires de Mme Campan", p. 257.

[2] „Le château des Tuileries", von P. J. A. R. D. E., I, 51.

[3] Daselbst, I, 51 bis 53.

Prinzen mit dem seiner Gouvernante. Nur die Königin und Frau v. Tourzel hatten den Schlüssel dazu.[1] Andere Treppen gestatteten dem Könige und der Königin, unter einander und mit ihren Kindern frei zu verkehren. Frau v. Lamballe nahm das Erdgeschoß des pavillon de Flore ein, Prinzessin Elisabeth das erste Stockwerk, die Frauen v. Mackau, v. Grammont, v. Ossun das zweite, die Prinzessinnen-Tanten den Pavillon Marsan, der Graf und die Gräfin von Provence bewohnten den Luxembourg.[2]

Nach Verlauf einiger Tage nahm der Hof seine Gewohnheiten wieder auf. Die obersten Beamten, die ersten Kammerherren, die Herzoge von Villequier und von Duras, der Großprévôt, Marquis de Tourzel, der Großquartiermeister, Marquis de Brézé, hatten ihre Posten wieder angetreten.[3] Es war Sonntags und Donnerstags Spiel und Sonntags manchmal große Tafel.[4] Um ihre königliche Freundin zu zerstreuen, versuchte Prinzessin de Lamballe in ihrer Wohnung Abende zu veranstalten. Aber Marie Antoinettes Herz war der Freude nicht mehr zugänglich. Es fanden als Überreste der Etikette noch einige Repräsentationsacte statt; jedoch die meiste Zeit blieb die Königin mit ihrem Gatten und ihren Kindern zuhause. Sie frühstückte täglich allein und sah dann ihre Kinder; unterdessen besuchte sie der König. Dann gieng sie zur Messe; während einiger Zeit, bis man nämlich eine Art Brettergallerie aufgestellt hatte, durchschritt sie, um sich in die Kapelle zu begeben, die große Schlossterrasse, unter freiem Himmel, neugierigen oder feindseligen Blicken ausgesetzt;[5] nach der Messe schloss sie sich wieder in ihr Zimmer ein. Um 1 Uhr speiste sie mit dem Könige, ihrer Tochter und Prinzessin Elisabeth. Nach dem Diner machte sie in der galerie de Diane[6] eine Billardpartie mit Ludwig, der, weil er nach dem Abzug der Leibgarden nicht mehr ausfuhr,[7] einige Leibesübung nöthig hatte; dann arbeitete sie an einer Stickerei und zog sich wieder bis 8 Uhr zurück; zu dieser Stunde kamen Graf

[1] „Souvenirs de quarante ans", p. 49 u. 50.
[2] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 27 u. 28.
[3] Daselbst, I, 30 u. 31.
[4] „Correspondance de M^me^ Elisabeth", p. 421.
[5] „Souvenirs d'un page", p. 322.
[6] Daselbst p. 321.
[7] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 34.

und Gräfin von Provence zum Souper. Um 11 Uhr trennte man sich.[1]

In ihren Appartements war die Zeit Marie Antoinettes zwischen Handarbeit und der Erziehung ihrer Kinder getheilt. Ihr von den öffentlichen Angelegenheiten in Anspruch genommener Geist bedurfte einer Zerstreuung, die die Finger beschäftigte, ohne die Aufmerksamkeit ganz abzulenken. Die Handarbeit leistete ihr diesen Dienst; sie hatte sie immer geliebt und verlegte sich jetzt noch mehr darauf. Sie unternahm große Stickereien — eine leichte Beschäftigung, die den Gedanken ihren freien Lauf ließ; Frau Campan versichert, eine Pariser Handelsfrau, Madame Dubuquois, habe lange Zeit in ihrem Laden einen von der Königin und der Prinzessin Elisabeth für das große Appartement im Erdgeschoße der Tuilerien angefertigten Teppich aufbewahrt.[2]

Doch die beste und liebste Zeit der Königin war ihren Kindern gewidmet. Schon am 12. August hatte sie an die Herzogin von Polignac geschrieben: „Meine Kinder sind mein einziges Rettungsmittel; ich habe sie soviel als möglich bei mir.“[3] In den Tuilerien war dies noch mehr der Fall. Der Vormittag war der Ausbildung der königlichen Prinzessin gewidmet, die alle ihre Unterrichtsstunden unter den Augen ihrer Mutter nahm. War das Wetter schön, so machte die Königin mit ihren Kindern einen Spaziergang im Tuileriengarten,[4] der erst zu Mittag dem Publicum geöffnet wurde.[5] Für sie war dies ein Trost, und für den Dauphin, der leidenschaftlich freie Luft und Bewegung liebte, eine wahre Freude. Er wäre freilich gerne in Paris herumgegangen; aber anfangs getraute man sich nicht, und Ende November oder anfangs December schrieb der junge Prinz an seine frühere Gouvernante: „Wir sind aus den Tuilerien noch nicht hinausgekommen; wir gehen oft mit Mama im Garten spazieren.“[6] Sonntags ertheilte der Pfarrer von St. Eustache der königlichen Prinzessin, die sich auf ihre erste Communion vorbereitete, Unter-

[1] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, I, 38.
[2] „Mémoires de Mme Campan“, p. 260.
[3] Marie Antoinette an die Herzogin von Polignac, 12. August 1789.
[4] Brief des Dauphin an die Herzogin von Polignac.
[5] „Souvenirs d'un page“, p. 323.
[6] Brief des Dauphin an die Herzogin von Polignac.

richt im Katechismus; der Dauphin wohnte diesen Unterweisungen bei.[1]

Der Dauphin war ein reizendes Kind mit seinen großen blauen Augen, seinem langen, lockigen Haare, seinen frischen, rosigen Wangen, seiner ungezwungenen, mittheilsamen Fröhlichkeit und jener etwas unbesonnenen Lebhaftigkeit, die das Unglück so bald in frühreifen Ernst verwandeln sollte.

Niemand kannte ihn besser als seine Mutter, niemand hatte mit kleinlichster Aufmerksamkeit und strengstem Blicke die Fehler wie die Vorzüge seines Charakters studiert. Einige Tage nach dem 14. Juli berief Marie Antoinette die Marquise de Tourzel auf die durch die Auswanderung der Herzogin von Polignac freigewordene Stelle einer Gouvernante der königlichen Kinder und schrieb ihr, wie sie selbst sagte, der Tugend übertragend, was sie der Freundschaft anvertraut hatte,[2] folgenden Brief:

„24. Juli 1789.

„Mein Sohn ist vier Jahre und vier Monate, weniger zwei Tage alt. Ich spreche weder von seinem Wuchs, noch von seinem Äußern; man braucht ihn nur anzusehen. Seine Gesundheit ist immer gut gewesen; doch schon in der Wiege hat man bemerkt, dass seine Nerven sehr zart waren und das geringste ungewöhnliche Geräusch auf ihn seine Wirkung machte. Seine ersten Zähne hat er spät bekommen; doch sie sind ohne Krankheiten und Zwischenfälle gekommen. Erst bei den letzten, ich glaube es war beim sechsten, hat er in Fontainebleau an einer Convulsion gelitten. Seitdem, es sind zwei Jahre her, hatte er eine im Winter 1787/88, und eine andere bei seiner Impfung; doch diese letztere war sehr gering. Die Zartheit seiner Nerven macht es, dass ein Geräusch, an das er nicht gewöhnt ist, ihm stets Furcht einflößt; er fürchtet sich zum Beispiel vor den Hunden, weil er einen in seiner Nähe bellen gehört hat. Ich habe ihn nie gezwungen, deren zu sehen, weil ich glaube, dass mit zunehmendem Vernunftgebrauche diese Furcht schwinden wird. Er ist, wie alle starken und gesunden Kinder, sehr leichtsinnig und in seinem Zorn heftig; aber er ist ein gutes, zärtliches und einschmeichelndes Kind, wenn ihn seine Unbesonnenheit nicht fortreißt. Er hat eine übermäßige Eigenliebe, die bei guter

[1] Brief des Dauphin an die Herzogin von Polignac.

[2] Eckard, „Mémoires historiques", p. 11.

Leitung einst zu seinem Vortheile ausschlagen kann. Bis er mit jemandem sein gutes Auskommen hat, weiß er sich zu beherrschen und selbst seine Ungeduld und seinen Zorn hinunterzuschlucken, um sanft und liebenswürdig zu erscheinen. Er ist von großer Treue wenn er etwas versprochen hat; aber er ist sehr schwatzhaft; er wiederholt leicht, was er gehört hat, und setzt oft, ohne lügen zu wollen, hinzu, was ihm seine Phantasie vorgemacht hat. Das ist sein größter Fehler, für den man ihn am meisten zurechtweisen muss. Übrigens, ich wiederhole, ist er ein gutes Kind, und mit Sanftmuth und Festigkeit, ohne zu streng zu sein, wird man stets mit ihm machen, was man will. Doch die Strenge würde ihn aufbringen, weil er für sein Alter schon viel Charakter besitzt, und, um ein Beispiel zu geben, schon seit seiner frühesten Kindheit hat ihn das Wort ‚Verzeihung' stets abgestoßen. Er wird alles thun und sagen, was man von ihm will, wenn er Unrecht hat; aber das Wort ‚Verzeihung' wird er nur unter Thränen und unendlichen Qualen aussprechen.

„Man hat meine Kinder immer daran gewöhnt, großes Vertrauen auf mich zu setzen, und, wenn sie Unrecht gethan haben, müssen sie selbst es mir sagen. Darum mache ich, wenn ich sie auszanke, die betrübteste Miene über das, was sie gethan haben. Ich habe sie alle daran gewöhnt, dass das von mir ausgesprochene Ja oder Nein unwiderruflich ist; doch gebe ich ihnen immer einen ihrer Fassungskraft entsprechenden Grund an, damit sie nicht glauben können, es sei bloße Laune meinerseits.

„Mein Sohn kann nicht lesen und lernt sehr schlecht, er ist eben zu unbesonnen, um sich zu befleißen. Er hat keinen Hoheitsgedanken in seinem Kopfe, und ich wünsche sehr, dass dies noch so fortdauere. Unsere Kinder lernen früh genug, was sie sind. Er hat seine Schwester sehr gerne und besitzt ein gutes Herz. Jedesmal, wenn ihr etwas Vergnügen macht, sei es, irgendwohin zu gehen, oder wenn man ihm etwas gibt, so ist sein Erstes immer, für seine Schwester um das Gleiche zu bitten. Er muss zu seiner Gesundheit viel in der Luft sein, und ich glaube, dass es hiefür besser ist, ihn auf der Terrasse spielen und sich beschäftigen zu lassen, als ihn weit zu führen. Die Leibesübung durch Laufen und Spielen in der Luft ist für kleine Kinder gesünder, als sie zu nöthigen, zu marschieren, was sie oft zu sehr ermüdet.

„Ich will jetzt über seine Umgebung sprechen. Er hat drei Unter-Gouvernanten: Frau v. Soucy, Schwiegermutter, und Frau v. Soucy, Schwiegertochter, und Frau v. Villefort.

„Frau v. Soucy, die Schwiegermutter, ist eine sehr gute Frau, sehr gebildet, genau, hat aber einen sehr schlimmen Ton. Die Schwiegertochter desgleichen. Keine Hoffnung. Schon seit mehreren Jahren ist sie nicht mehr bei meiner Tochter; doch bei meinem kleinen Knaben hat das keine Unzuträglichkeit. Übrigens ist sie sehr treu und selbst etwas streng gegen das Kind.

„Frau v. Villefort ist ganz das Gegentheil, denn sie verdirbt ihn; sie hat mindestens einen ebenso schlimmen, wenn nicht schlimmeren Ton, doch nur äußerlich. Alle kommen gut mit einander aus.

„Die beiden ersten Frauen sind dem Kinde sehr anhänglich. Doch Frau Lemaine ist eine unerträgliche Klatsche und Schwätzbase, die alles erzählt, was sie weiß, vor dem Kinde oder nicht, das ist gleichgiltig. Frau Neuville hat ein angenehmes Äußeres, Geist und Ehrlichkeit; doch man sagt, sie sei von ihrer Mutter, einer großen Intriguantin, beherrscht.

„Brunier, der Arzt, besitzt mein großes Vertrauen, so oft die Kinder krank sind; aber sonst muss man ihn fernhalten; er ist zu vertraulich, ein Witzbold und Plauderer.

„Abbé d'Avaux mag ganz gut taugen, meinen Sohn lesen zu lehren; aber im übrigen hat er weder den Ton noch sonst, was er braucht, um bei meinen Kindern zu sein; das hat mich soeben bestimmt, ihm meine Tochter zu entziehen; man muss wohl darauf achten, dass er sich nicht bei meinem Sohne außerhalb der Unterrichtsstunden aufhalte. Es war dies etwas, was Frau v. Polignac die meiste Mühe verursacht hat, und doch hat sie es nicht immer erreicht; es handelte sich für ihn um die Gesellschaft der Unter-Gouvernanten. Seit zehn Tagen habe ich von diesem Abbé undankbare Bemerkungen erfahren, die mir sehr missfallen haben.

„Mein Sohn hat acht Kammerfrauen. Sie dienen ihm mit Eifer; aber ich kann auf sie nicht viel rechnen. In diesen letzten Zeiten wurden in der Kammer viele schlechte Reden geführt; ich weiß aber nicht bestimmt, von wem; es ist indessen eine Frau Belliard da, die sich bezüglich ihrer Gesinnungen nicht verstellt: ohne jemanden zu beargwohnen, kann man misstrauisch sein. Sein ganzes männliches Dienstpersonal ist treu, anhänglich und ruhig.

„Meine Tochter hat für sich zwei erste Frauen und sieben Kammerfrauen. Frau Brunier, die Gattin des Arztes, ist seit ihrer Geburt bei ihr und dient ihr mit Eifer; doch ohne ihr einen besonderen Vorwurf machen zu haben, würde ich sie nie mit etwas anderem als ihrem Dienste betrauen. Sie hat etwas vom Charakter ihres Mannes. Ferner ist sie habsüchtig und nach kleinen Gewinsten gierig, die sich in der Kammer machen lassen.

„Ihre Tochter, Frau Fréminville, ist eine wirklich verdienstvolle Person. Obwohl erst 27 Jahre alt, besitzt sie alle Vorzüge des reifen Alters. Sie ist bei meiner Tochter seit deren Geburt und hat sie nie aus den Augen verloren. Ich habe sie verheiratet, und die Zeit, die sie nicht bei meiner Tochter zubringt, verwendet sie ganz zur Erziehung ihrer drei kleinen Mädchen. Sie hat einen sanften und geschmeidigen Charakter, ist sehr unterrichtet, und ich wünsche, dass sie statt des Abbé d'Avaux die Lectionen fortsetzt. Sie ist dazu sehr wohl geeignet, und da ich das Glück habe, ihrer sicher zu sein, so ist sie jedem anderen vorzuziehen. Übrigens hat meine Tochter sie sehr gerne und hegt Vertrauen zu ihr.

„Die sieben übrigen Frauen sind gute Leute, und diese Kammer ist weit ruhiger als die andere. Es sind zwei sehr junge Personen darunter, aber sie werden durch ihre Mütter überwacht, deren eine bei meiner Tochter ist.

„Die Männer sind seit ihrer Geburt bei ihr. Es sind ganz bedeutungslose Wesen; da sie aber außer dem Dienste nichts zu thun haben und über diesen hinaus nicht in der Kammer bleiben, ist mir dies gleichgiltig." [1]

Abgesehen von den Urtheilen über die Personen,[2] die die Ereignisse in der Folge ändern konnten und mussten, wer würde nicht mitten unter sovielen Sorgen aller Art die Wachsamkeit dieser Mutter, ihren Scharfsinn und die unabläßige Sorge für die Gesundheit und die sittliche Erziehung ihrer Kinder bewundern?

Einen Monat nachher schrieb sie nochmals an Frau v. Tourzel anläßlich eines kleinen Zornanfalles des Dauphin:

„Mein liebes Herz, unsere Zärtlichkeit muss gegen dieses Kind streng sein; man darf nicht vergessen, dass wir ihn nicht für uns erziehen dürfen, sondern für das Land. Die ersten Eindrücke in der

[1] De Goncourt, „Histoire de Marie-Antoinette".

[2] Namentlich bezüglich Bruniers.

Kindheit sind so stark, dass ich wirklich erschrecke, wenn ich bedenke, dass wir einen König erziehen.“ [1]

Der Dauphin wurde also durch den Unterricht des Abbé d'Avaux und noch mehr durch den seiner Mutter herangebildet; unter diesem theuren Einflusse entwickelte er Geist und Herz. Seine Mutter liebte er über alles, glücklich über ihr Lächeln, mit ihr leidend, ohne Unterlass darauf bedacht, ihr Freude zu machen. Er hatte — der soeben wiedergegebene Brief stellt es fest — einen ziemlich lebhaften Widerwillen gegen das Lernen; er besiegte diesen aus kindlicher Liebe. Eines Tages warf ihm Marie Antoinette vor, mit fünfthalb Jahren nicht lesen zu können. „Nun gut,“ antwortete er, „ich werde es als Neujahrgeschenk können.“ — „Ende November,“ erzählt Frau v. Tourzel, „sagte er zu seinem Lehrer: ‚Ich muss doch wissen, wie viel Zeit ich bis Neujahr habe, weil ich Mama versprochen habe, bis zu diesem Tage lesen zu lernen.‘ Als er erfuhr, dass bis dahin nur mehr ein Monat sei, sah er Abbé d'Avaux an und sagte zu ihm mit unbegreiflicher Kaltblütigkeit: ‚Ich bitte Sie, geben Sie mir täglich zwei Lectionen, und ich werde recht fleißig sein.‘ Er hielt Wort und trat am bestimmten Tage triumphierend bei der Königin ein mit einem Buche in der Hand; das liebenswürdige Kind fiel ihr um den Hals und sagte: ‚Da ist dein Neujahrsgeschenk; ich habe mein Versprechen gehalten, ich kann jetzt lesen.‘“ [2]

Als er ein anderesmal eine Frau von einer ihrer Freundinnen sagen hörte: „Sie ist glücklich wie eine Königin,“ rief er aus: „Glücklich wie eine Königin! Da sprechen Sie wohl nicht von meiner Mutter; denn sie weint immer.“ [3]

Die officiellen Spaziergänge im Tuileriengarten, unter der Escorte von Nationalgardisten, standen unter einem gewissen Zwange. Frau v. Tourzel brachte es dahin, dass man für den Dauphin am Ende der Terrasse einen eigenen kleinen Garten herrichtete.[4] Der junge Prinz ergieng sich dort in voller Freiheit, zog Kaninchen auf, besorgte Vögel in einem Bauer, Enten auf einem Bassin.[5] Er

[1] De Goncourt, „Histoire de Marie-Antoinette“, p. 293 u. 294.
[2] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, I, 37.
[3] „Mémoires de Weber“, p. 284 u. 285.
[4] „Souvenirs de quarante ans“, p. 53 u. 54.
[5] „Le château des Tuileries“, I, 54.

pflanzte dort Blumen, und die schönsten waren immer seiner Mutter vorbehalten. Manchmal führte man ihn zu einer Verwandten Frau v. Tourzels, der Marquise de Lède, die in der Vorstadt St. Germain ein hübsches Haus und einen geräumigen Park besaß. Öfter begleitete er seine Mutter auf ihren Gängen zur Übung der Nächstenliebe. Wenn die Königin die Spitäler oder die Armen besuchte, nahm sie ihren Sohn mit und ließ ihn selbst die Almosen austheilen, die sie in den Dachstuben zurückließ. Bald war dies in der Gobelinsfabrik, und als der Districtspräsident sie begrüßt hatte, sagte sie zu ihm: „Mein Herr, Sie haben hier viele Unglückliche, doch die Augenblicke, wo wir sie trösten, sind für uns die kostbarsten;“ [1] bald in der Gesellschaft der „charité maternelle“, die sie gegründet hatte, und deren Damen sie ermächtigte, monatlich 1600 Livres für Nahrung und Beheizung, 1200 für Decken und Kleider zu vertheilen, ungerechnet das Wickelzeug, das man dreihundert Müttern gab; [2] dann wieder in der ebenfalls von ihr gegründeten Zeichenschule, der sie jährlich 1200 Livres schickte, die mit großer Mühe zusammengespart wurden, damit man die Preise nicht verminderte und ihre lieben Schülerinnen nicht unter ihrer eigenen Bedrängnis zu leiden hätten. [3] Auch brachte sie bei Fräulein O'Kennedy vier verwaiste Töchter von Invaliden unter. [4]

Doch am meisten schien den Dauphin, wie infolge einer geheimnisvollen Ahnung, das Findelhaus anzuziehen.*[2] Marie Antoinette führte ihn oft dahin, und die Dankbarkeit dieser armen Kinder gab sich noch durch Zurufe kund, die ihr so theuer waren; man rief dort: „Es lebe der König! Es lebe die Königin!“ [5] Der junge Prinz entfernte sich nur mit Bedauern von dort, und all seine kleinen Ersparnisse waren diesen Unglücklichen gewidmet. Eines Tages überraschte ihn sein Vater in dem Augenblicke, als er in einem hübschen, ihm von seiner Tante Elisabeth geschenkten Schatullchen Thaler neben einander legte. „Wie, Karl,“ sagte er zu ihm mit missvergnügter Miene, „Du sammelst Schätze, wie die Geizhälse?“ Das Kind erröthete, faßte sich aber wieder bald und

[1] Montjoye, „Histoire de Marie-Antoinette“, p. 252 u. 253.
[2] De Goncourt, „Histoire de Marie-Antoinette“, p. 297.
[3] Montjoye, „Histoire de Marie-Antoinette“, p. 254.
[4] Unedierter Brief Marie Antoinettes vom 20. März 1790.
[5] „Correspondance de M^me^ Elisabeth“, p. 145.

antwortete: „Ja, lieber Vater, ich bin ein Geizhals, aber für die Findelkinder. Ach! wenn du sie sähest! Sie erregen wirklich Mitleid!“ Der König neigte sich zu seinem Sohne herab, umarmte ihn mit einem Freudengefühl, das er kaum mehr kannte, und sagte: „In diesen Falle, mein Kind, werde ich dir helfen, deine Schatulle zu füllen.“

Älter und ernster als ihr Bruder, fühlte die königliche Prinzessin tiefer die kummervolle Lage. Um mehr Fröhlichkeit in ihr Leben zu bringen, veranstaltete die Königin bei Frau v. Tourzel kleine intime Zusammenkünfte, wo sie von Zeit zu Zeit den Thee nahm, und ihre Tochter junge Freundinnen ihres Alters traf. Man unterhielt sich mit kleinen Spielen, lief durch die großen offenen Appartements, und machte sogar Versteckspielpartien, an die sich der Dauphin später mit Vergnügen erinnerte. Doch ernstere Sorgen nahmen Zeit und Herz der jungen Prinzessin in Anspruch. Seit ihrer Ankunft in Paris ertheilte ihr, wie schon berichtet, der Pfarrer von Saint-Eustache jeden Sonntag Katechismusunterricht, um sie auf die erste Communion vorzubereiten. Mittwoch, den 31. März 1790[1] wurde dieser große Act in der Kirche Saint-Germain-l'Auxerrois vollzogen. Früh morgens führte die Königin ihre Tochter in das Zimmer des Königs und sagte zu ihr: „Meine Tochter, wirf dich deinem Vater zu Füßen und bitte ihn um seinen Segen.“ Die Prinzessin warf sich auf die Knie, der König segnete sie, hob sie auf und richtete an sie folgende, von religiösem Ernst durchdrungene Worte:

„Aus dem Grunde meines Herzens, meine Tochter, segne ich dich, indem ich den Himmel bitte, dir die Gnade zu verleihen, die große Handlung, die du vorzunehmen im Begriffe stehst, nach ihrem wahren Werte zu schätzen. Dein Herz ist unschuldig in den Augen Gottes. Deine Gebete werden ihm angenehm sein; opfere sie auf für deine Mutter und für mich. Bitte ihn, dass er mir die nothwendige Gnade gewähre, für das Glück jener zu wirken, über die er mir die Herrschaft gegeben hat, und die ich als meine Kinder ansehen muss. Bitte ihn, er möge das Königreich gnädiglich bewahren in der Reinheit der Religion, und erinnere dich,

[1] „Journal d'un prêtre parisien“, 1789—1792, veröffentlicht in der „Revue de la Révolution“, Juni 1883, p. 166. — Dieser Priester war Abbé Rudemare, gestorben unter der Restauration als Pfarrer von Blancs-Manteaux.

meine Tochter, dass diese heilige Religion die Quelle des Glückes und unsere Stütze in den Widerwärtigkeiten des Lebens ist. Glaube nicht, gegen letztere gesichert zu sein. Du bist noch sehr jung, dennoch hast du deinen Vater schon mehr als einmal betrübt gesehen.

„Du weißt nicht, meine Tochter, wozu dich die Vorsehung bestimmt; ob du in diesem Königreiche bleiben oder anderswo weilen wirst. Wo immer dich die Hand Gottes hinstellt, gedenke, dass du durch dein Beispiel erbauen und Gutes thun musst, so oft sich die Gelegenheit dazu bietet; vor allem aber, mein Kind, tröste die Unglücklichen aus all deinen Kräften. Gott hat uns nur darum in dem Range, in dem wir stehen, geboren werden lassen, damit wir an ihrem Glücke arbeiten und sie in ihren Nöthen trösten." [1]

Das waren die Lehren, die dieser „Tyrann" seinen Kindern gab; den Worten folgten aber die Thaten auf dem Fuße nach. Es war gebräuchlich, dass die königlichen Töchter am Tage ihrer ersten Communion einen Diamantschmuck erhielten; die Tochter Ludwigs bekam dieses glänzende Geschenk nicht.[2] Die heilige Handlung gieng in der größten Einfachheit vor sich. Die junge Prinzessin kam zur Kirche, geleitet von ihrer Gouvernante und der Untergouvernante Frau v. Mackau; sie beobachtete die gesammeltste Haltung und nahte sich dem heiligen Tische mit den Zeichen der aufrichtigsten Andacht.[3] Die Königin, die zwei Tage vorher ihre Ostern gemacht,[4] wohnte der heiligen Handlung nur incognito und ohne Gefolge bei, „so einfach gekleidet, wie eine Bürgersfrau," erzählt ein Augenzeuge, aber mit außerordentlicher Frömmigkeit und die Augen stets auf die junge Communicantin gerichtet.[5] Am nämlichen Tage wurden den Armen der verschiedenen Pfarren von Paris reichliche Almosen ausgetheilt; es war dies der Preis des Diamantcolliers, das die königliche Prinzessin nicht bekommen hatte.

[1] „Souvenirs de quarante ans", p. 56 u. 57.

[2] Daselbst.

[3] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 84.

[4] „Journal d'un prêtre parisien." — Abbé Rudemare war damals Vicar bei Saint-Germain-l'Auxerrois.

[5] Daselbst.

# Sechstes Capitel.

Arbeiten der Nationalversammlung. — Die Güter des Clerus werden zur Verfügung der Nation gestellt. — Aufhebung der Parlamente. — Affaire Favras. — Sein heldenmüthiger Tod. — Fluchtplan d'Augeards. — Der König in der Nationalversammlung am 4. Februar 1790. — Man stellt der Königin die Witwe und den Sohn Favras' vor. — Tod Josefs II. — Veröffentlichung des Rothbuches. — Beunruhigung in den Tuilerien. — Aufenthalt in St. Cloud. — Föderation vom 14. Juli 1790. — Die königliche Familie wird von den Föderierten acclamiert. — Untersuchung über die Octobertage und Bericht Chabrouds.

Nachdem die Nationalversammlung zu Paris in der Reitschule ein neues Heim gefunden, nahm sie ihre Berathungen wieder auf. Um das Deficit zu decken, musste der Clerus herhalten. Am 2. November erklärte die Versammlung auf Antrag des berüchtigten Bischofs von Autun, dass die Kirchengüter zur Verfügung der Nation stünden. Es war der erste Schritt auf dem Wege zur Beraubung. Am nächsten Tage verschob die Versammlung auf Betreiben Adrien Duports den Wiederzusammentritt der Parlamente, um sie inzwischen aufzuheben. So wurde diese große Körperschaft, der Hauptförderer der Berufung der Generalstände, deren erstes Opfer. Bald darauf wurden die Provinzen durch Departements ersetzt. Die Minister nahmen diese Veränderung mit einer Leichtigkeit an, die ihre Resignation verdächtig machte. „Die Executivgewalt spielt den Todten," rief Charles de Lameth,[1] und die Häupter der Revolution misstrauten dieser passiven Haltung, als die Affaire des Marquis de Favras dazu kam, um ihrem Argwohne Nahrung zu liefern.

Worin bestand denn eigentlich der Plan des Marquis de Favras? Wollte er wirklich den König und die königliche Familie entführen? Bereitete er den Plan einer Contrerevolution vor? Unter wessen Einfluss? mit wessen Unterstützung? Ein großes

[1] „Mémoires du marquis de Ferrières", I, 398.

Geheimnis schwebt über all diesen Punkten und wird, dank dem heroischen Schweigen des Angeklagten, wahrscheinlich immer darüber schweben. Man hat gesagt, dass die Königin seine Geständnisse fürchtete.[1] Der Graf von Provence, dessen Namen die Zeitungen mit dieser Sache in Verbindung gebracht hatten, glaubte, erschrocken über diese Meldungen, sich öffentlich rechtfertigen zu müssen, und begab sich am Tage nach der Verhaftung Favras' ins Rathhaus, um seine Anhänglichkeit an die Revolution zu betheuern — ein seltsamer Schritt, der eines königlichen Prinzen von Frankreich für wenig würdig erachtet wurde.[2]

Der Process wurde rasch eingeleitet; den 25. December 1789 verhaftet und vor das Châtelet geführt, antwortete Favras mit bewunderungswerter Ruhe auf die Aussagen seiner Angeber, zweier Individuen niedrigen Standes und schlechten Rufes. Doch das Urtheil war im voraus gefällt. „Man musste," schrieb Prinzessin Elisabeth an Frau v. Bombelles, „diejenigen abschrecken, die dem Könige dienen möchten; das Volk brauchte Blut und das Blut eines Mannes, dem man den Namen ‚Aristokrat' geben konnte."[3] Am Tage, wo das Urtheil gefällt wurde, heulte die Menge um das Gerichtshaus herum, forderte mit großem Geschrei den Tod des Angeklagten und versuchte die Richter einzuschüchtern. Die Richter gaben nach; die Volksdemonstration ersetzte die nicht vorhandenen Beweise, und Favras wurde zum Galgen verurtheilt. „Ihr Leben," sagte zu ihm Quatremère, Berichterstatter über den Process, „ist ein Opfer, das Sie der öffentlichen Ruhe schulden." Favras antwortete nur mit einem verächtlichen Blicke auf diese seltsame Theorie, vermöge welcher seit dem Ursprunge des Christenthums die Furchtsamen stets ihre Schwäche zu rechtfertigen versucht haben.

Am nächsten Tage, 19. Februar, wurde Favras beim Scheine der Fackeln unter wildem Freudengeschrei und ungewöhnlichen Zurüstungen auf der place de Grève gehenkt. Bis zum Ende zeigte er dieselbe Kaltblütigkeit, setzte den Schmähungen nur ein verächtliches Lächeln entgegen und verweigerte edlerweise die Aufdeckung seines Geheimnisses. „Bürger," sagte er, „ich sterbe unschuldig; bittet Gott für mich. Ich sterbe mit jener Ruhe, die die

[1] „Mémoires de M^me^ Campan", p. 264.

[2] „Mémoires du marquis de Ferrières", I, 378.

[3] „Correspondance de M^me^ Elisabeth", p. 150.

Ruhe des Gewissens verleiht, und empfehle mein Andenken der Achtung aller tugendhaften Bürger, sowie auch meine Frau und meine Kinder, denen ich so nöthig war. Ich bitte um Gnade für die falschen Zeugen, wenn sie als solche erkannt werden sollten, und möge niemand die Folgen einer eingebildeten Verschwörung fürchten." [1] Dann wandte er sich an den Henker und sagte: „Wohlan, mein Freund, thu deine Pflicht." Unfähig, solchen Heldenmuth zu fassen, insultierte die Menge den Sterbenden durch Gelächter, Tanz und höhnischen Beifall; einige Elende hatten sogar den Muth zu schreien: „Da capo!" und der Leichnam konnte nur durch eine beschleunigte Beerdigung vor den letzten Verunglimpfungen gerettet werden. [2] König und Königin waren über diese Verurtheilung und diesen Tod tief betrübt. „Ich war Zeuge ihres Schmerzes," erzählt Frau v. Tourzel, „und ich kann noch immer nicht an den Zustand zurückdenken, in dem ich die Königin sah, als sie erfuhr, dass Herr v. Favras nicht mehr lebte." [3]

Ein ernsterer oder wenigstens besser bekannter Plan als der von Favras — denn er ist in seinen Einzelheiten von seinem Urheber selbst erzählt worden — wurde von einem Secretär des Rechnungsamtes der Königin, namens Augeard, gefasst. Betroffen über die der königlichen Familie und besonders Marie Antoinette drohenden Gefahren, schlug Augeard der Königin vor, sie mit ihren Kindern eines Abends in einem zweispännigen Postwagen davonzufahren; sie hätte sich als Gouvernante, und der Dauphin als Mädchen verkleidet. Am nächsten Morgen sollte man in Saint-Thierry, einem Landhause des Erzbischofs von Reims, absteigen, nach einem kurzen Imbiss weiterfahren, dabei die Städte vermeiden, und man wäre in dem Augeard gehörenden Schlosse Buzancy angekommen, von wo ein vorausbestellter Pferdewechsel die Flüchtlinge an die Grenze gebracht hätte. Das größte Geheimnis sollte den Plan einhüllen, selbst in Betreff des Königs. Die Königin nahm zuerst an; aber als es galt, eine endgiltige Entscheidung zu treffen, konnte sie sich nicht dazu entschließen und antwortete auf die dringenden Bitten Augeards nur mit den Worten: „Alles erwogen, werde ich nicht abreisen; meine Pflicht ist, zu den Füßen

[1] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 72.
[2] „Mémoires du marquis de Ferrières", I, 382 u. 385.
[3] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 72.

des Königs zu sterben.“ [1] Welche Vorsichtsmaßregeln Augeard auch getroffen hatte, sein Plan wurde ruchbar; er wurde verhaftet und eingekerkert, aber, glücklicher als Favras, nach fünfthalbmonatlicher Gefangenschaft freigelassen.[2]

Diese verschiedenen Affairen, namentlich die Favras', hatten zu sovielen Anschuldigungen gegen den Hof Anlass gegeben, dass die Minister, insbesondere Necker, Ludwig XVI. riethen, einen öffentlichen Schritt zu thun, um seine Anhänglichkeit an das neue Regime zu bekräftigen. Der König, den Eingebungen seiner Minister gefügig, gab seine Zustimmung. Donnerstag den 4. Februar verständigte er mittelst Billets den Präsidenten, er würde sich gegen Mittag in die Nationalversammlung begeben und wolle dort ohne Ceremoniell empfangen werden. Die Sitzung ward alsbald unterbrochen; eine Decke von rothem Sammt mit goldgestickten Lilien wurde über den Präsidentenstuhl gelegt, und in Erwartung des erhabenen Besuches, erzählt ein Augenzeuge in dem damals modernen sentimentalen Stile, „beglückwünschte jedermann seinen Nachbar für den vorein- und vorweggenommenen Genuss, seinen Vater und Freund zu sehen. So nannte man im Freudenerguss der Gemüther den guten Ludwig XVI.“ [3]

Um 1 Uhr erschien der König, einfach gekleidet und ohne Pomp, und hielt eine theilweise von Necker verfasste Ansprache. Er betheuerte seine Anhänglichkeit an die Constitution, rühmte die von der Versammlung ausgeführten Reformen und missbilligte jedes Unternehmen, das auf die Erschütterung dieser Principien ausgehen würde. „Auch ich,“ sagte er, auf die Opfer anspielend, die das neue Regime sovielen Leuten auflegte, „hätte sehr viele Verluste zu berechnen, wenn ich mich inmitten größerer Interessen bei persönlichen Berechnungen aufhielte; aber ich habe volle und ganze Entschädigung in der Zunahme des Glückes der Nation gefunden; ich drücke diese Gesinnung vom Grunde meines Herzens aus. Ich werde also die constitutionelle Freiheit, deren Princip der allgemeine Wunsch im Einklange mit dem meinigen gebilligt hat,

[1] „Mémoires d'Augeard“, p. 197 ff.

[2] Daselbst p. 230.

[3] „Discours prononcé par le Roi et la Reine, assistés de Monseigneur le Dauphin, à la séance mémorable du jeudi, 4 février 1790“, Marseille, Favet.

vertheidigen und aufrechterhalten; ich werde noch mehr thun und in Übereinstimmung mit der Königin, die alle meine Gesinnungen theilt, frühzeitig Geist und Herz meines Sohnes für die neue Ordnung der Dinge, die die Umstände herbeigeführt haben, vorbereiten; ich werde ihn schon in seinen ersten Jahren daran gewöhnen, glücklich zu sein über das Glück der Franzosen und stets zu erkennen, dass eine weise Verfassung trotz der Sprache der Schmeichler ihn vor den Gefahren der Unerfahrenheit bewahren wird, und dass eine gerechte Freiheit den Gefühlen der Liebe und Treue, von denen die französische Nation seit sovielen Jahrhunderten ihren Königen so rührende Beweise gibt, einen neuen Wert verleiht." [1]

Begeisterter Beifall begrüßte diese Erklärung, und die elektrisierte Versammlung beschloss, alle ihre Spaltungen zu vergessen und der Constitution treuzubleiben, die eigentlich noch nicht fertig war. Eine Deputation geleitete den König in die Tuilerien zurück. Die Königin war mit ihren Kindern zum Thore hinabgegangen, um ihn zu empfangen. „Ich theile alle Gesinnungen des Königs," sagte sie zur Deputation; „ich schließe mich mit vollem Herzen dem Schritte an, den die Liebe zu seinen Völkern ihm eingegeben hat." Und auf ihren Sohn weisend, fügte sie hinzu: „Hier ist mein Sohn. Ich werde nie vergessen, ihn frühzeitig zu lehren, die Tugenden des besten der Väter nachzuahmen,[2] und werde ihm Liebe zur öffentlichen Freiheit beibringen, deren — ich hoffe es — festeste Stütze er sein wird." [3]

Abends war in Paris Beleuchtung; auf den Antrag Clermont-Tonnerres bedankte sich der Präsident der Versammlung mit sechzig Mitgliedern beim Könige und bei der Königin. „Wachen Sie, Madame, über diesen kostbaren Sprössling," sagte er, auf den Dauphin weisend; „möge er die Empfänglichkeit, Leutseligkeit und den Muth besitzen, die Sie charakterisieren; Ihre Sorgfalt wird seinen Ruhm sichern, und Frankreich, dessen Glück Sie geschaffen haben werden, wird dessen Wert fühlen, indem es daran denken wird, dass es dasselbe den Tugenden Eurer Majestät verdankt." Die

[1] „Mémoires du marquis de Ferrières", I, 387.

[2] „Discours prononcé par le Roi et la Reine, assistés de Monseigneur le Dauphin, à la séance mémorable du jeudi, 4 février 1790", p. 5.

[3] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 37.

Königin erwiderte: „Ich bin erkenntlich, meine Herren, für die Beweise Ihrer Zuneigung; Sie haben heute morgens den Ausdruck meiner Gesinnungen empfangen; sie haben sich nie geändert einer Nation gegenüber, die durch meine Verbindung mit dem Könige adoptiert zu haben ich mir zum Ruhme anrechne; mein Muttername sichert für immer diese Bande.“ [1]

Tagsdarauf beglückwünschte Bailly mit einer Delegation der Commune den König, und am folgenden Sonntage sang man in Notre-Dame ein feierliches Te Deum. Allein diese begeisterte Stimmung hielt nicht lange an. Der Schritt Ludwigs XVI. entwaffnete seine Feinde nicht; wohl aber missstimmte er eine große Zahl Royalisten, und ein aufrichtiger Patriot, aber ebensolcher Freund der französischen Monarchie, deren Sache in seinen Augen von jener Freiheit unzertrennlich war, Gouverneur Morris, schrieb: „Wenn dieser Schritt des Königs einige Wirkung auf die vernünftigen Geister hervorbringt, so ist es sicher die, klarer als je die geringe Voraussicht seiner Minister zu beweisen.“ [2]

Vierzehn Tage später stellte ein unüberlegter Schritt, dem es unmöglich war sich zu entziehen, die königliche Familie aufs neue bloß und fachte das Misstrauen an. Zwei Tage nach Favras' Tode hatte einer seiner Freunde, Herr v. Villeurnoy, den unglücklichen Gedanken, die Frau und den Sohn des heldenhaften Hingerichteten in Trauerkleidung beim öffentlichen Diner des Königs und der Königin vorzustellen. Die Königin blieb trotz ihres tiefen Mitgefühles scheinbar kalt und unempfindlich. Man bedenke aber den schmerzlichen Zwang, den sie sich auferlegen musste, um von ihren Gefühlen die Zuschauer nichts merken zu lassen; die Nationalgarde überwachte sie, und der während der ganzen Dauer des Mahles hinter dem königlichen Armstuhle stehende Commandant des Tages war Santerre! Sobald sie nach beendigtem Diner entschlüpfen konnte, eilte sie zu Frau Campan, warf sich erschöpft in einen Lehnstuhl und sagte, nachdem sie sich versichert, dass sie allein waren: „Man muss zugrunde gehen, wenn man von Leuten, die alle Anlagen und alle Verbrechen in sich vereinigen, angegriffen und von sehr achtungswerten Leuten vertheidigt wird, die aber keinerlei richtige Vorstellung von unserer Lage haben. Man hat

[1] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“ I, 58 u. 59.

[2] „Mémorial de Gouverneur Morris“, I, 289.

mich gegenüber beiden Parteien bloßgestellt, indem man mir Favras' Witwe und Sohn vorstellte. Wäre ich frei in meinen Handlungen, so müßte ich das Kind eines Mannes, der sich für uns geopfert hat, nehmen und bei Tische zwischen mir und dem Könige platznehmen lassen; aber von den Henkern umgeben, die seinen Vater soeben umgebracht haben, habe ich mich nicht einmal getraut, die Augen auf dasselbe zu werfen. Die Royalisten werden mich tadeln, weil ich mich um dieses arme Kind nicht zu kümmern schien; die Revolutionäre werden erbost sein, indem sie denken, man habe geglaubt, mir zu gefallen, indem man es mir vorstellte." [1]

Um jedoch zu beweisen, daß sie die Aufopferung des Marquis Favras und das Unglück seiner Familie lebhaft fühlte, schickte sie der unglücklichen Witwe einige Fünfziglouisdor-Rollen, und der König sicherte ihr eine Pension von 4000 Livres zu, die bis zum Sturze des Thrones ausbezahlt wurde.[2] Aber auch dieser Act der Erkenntlichkeit mußte geheimgehalten werden.

Einige Tage darauf traf Marie Antoinette ein sie näher angehender Trauerfall. Ein Brief ihres Bruders Leopold vom 27. Februar meldete ihr den Tod des am 20. zu Wien gestorbenen Kaisers Josef II. Seit zwei Jahren an Brustwassersucht leidend, sich seit achtzehn Monaten nur mehr dahinschleppend, wie er an Leopold schrieb,[3] unterlag der unglückliche Herrscher dem Schmerze über den siegreichen Aufstand der niederländischen Provinzen. „Ihr Land hat mich getödtet," sagte er zum Prinzen de Ligne. Er hinterließ seinem Nachfolger eine schwere Bürde, ein gespaltenes Reich, einen Krieg mit den Türken und eines der treuesten österreichischen Länder, die Niederlande, durch seine unklugen philosophischen Reformen zum Aufruhre gebracht. Die Verlegenheiten, deren er sich zu erwehren hatte, hätten ihm wahrscheinlich nicht erlaubt, in die französischen Angelegenheiten thätig einzugreifen; aber er genoss noch ein gewisses Ansehen; er liebte trotz manchmal ungerechter Vorstellungen und seines brummigen Tones seine Schwester aufrichtig. Einer seiner letzten Briefe an seinen Bruder war eine letzte Huldigung für diese Schwester und eine Betheuerung gegen die sie verfolgenden Verleumdungen, die umso entscheidender ist, als sie

[1] „Mémoires de Mme Campan", p. 266.

[2] Beauchesne, „Vie de Mme Elisabeth", I, 322, Anm.

[3] Josef II. an Leopold II., 10. December 1789.

nicht für die Öffentlichkeit bestimmt ist. „Ich bin, wie Du, betrübt gewesen," schrieb er am 8. October 1789, „über alle Abscheulichkeiten, die man gegen die Königin von Frankreich verbreitet hat; doch was soll man mit Unverschämten und Narren machen? Man kommt auch von dem Gedanken nicht ab, dass meine Schwester mir heimlich Millionen geschickt hat, während ich nicht weiß, warum und wie ich sie hätte von ihr verlangen oder sie mir dieselben hätte zukommen lassen können; ich habe nie einen Sou aus Frankreich gesehen." [1]

Wenn auch keine wirkliche Stütze, so verlor Marie Antoinette immerhin einen Rathgeber und hauptsächlich einen ergebenen Freund. Einige Tage vor seinem Tode hatte ihr Josef „den zärtlichsten und rührendsten Brief geschrieben, in welchem er ihr sterbend sein lebhaftes Bedauern bezeigte, sie in einer so grausigen Lage zu hinterlassen und ihr keine wirksamen Beweise der Liebe geben zu können, die er stets zu ihr bewahrt habe". [2]

Was auch Frau Campan sagen möge, [3] der Schmerz der Königin war ein tiefer; aber sie musste ihn in sich verschließen [4] und durfte ihn nur in das Herz einiger Freundinnen ergießen. „Ich bin sehr unglücklich gewesen über den Verlust, den ich erlitten," schrieb sie an die Herzogin von Polignac; „aber wenigstens nöthigen die Kraft und der Muth, den derjenige, den ich beweine, in seinen letzten Augenblicken an den Tag gelegt, jedermann, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und ihn zu bewundern, und ich wage es zu sagen, er ist meiner würdig gestorben." [5*1]

Das war einer der letzten Briefe, den die Königin an ihre Freundin schrieb, oder wenigstens, den ihre Freundin von ihr erhielt. [6] Ohne Unterlass belauert, musste sie meistens auf einen Briefwechsel verzichten, der für sie ein Trost war, aber eine Gefahr werden konnte. Der Name „Polignac" war eines jener Schlagwörter, wie sie in unruhigen Zeiten die Parteiführer den Leidenschaften der Straße als Futter vorwerfen, um sie aufzureizen und

[1] Josef II. an Leopold II., 8. October 1789.
[2] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 81.
[3] „Mémoires de Mme Campan", p. 272.
[4] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 80.
[5] Brief der Königin an die Herzogin von Polignac.
[6] Daselbst.

aufzustacheln. Einige Tage gab die auf Anordnung der Nationalversammlung erfolgte Veröffentlichung des „Rothbuches“ den Anschuldigungen gegen den Hof und gegen die Günstlinge der Königin neue Nahrung, namentlich gegen die Polignac, deren Name darin mit ansehnlichen Summen stand, die sich freilich durch die großen Auslagen erklären, die sie zu machen genöthigt waren, um den Glanz ihrer Ämter aufrechtzuerhalten. Das Comité für die Pensionen, das diese Veröffentlichung beschlossen hatte, machte sich selbst in dem als Einleitung dienenden Vorberichte zum Echo dieses übelwollenden Geredes und ließ, trotzdem es den König aus dem Spiele zu lassen vorgab, über den vertrauten Diener des Herrschers, über der „Habgier der in Gunst stehenden Leute“, über den „Räubereien der Minister“, über den als „die wahren Quellen der ungeheuren Staatsschuld“ dargestellten reichen Spenden der Königin und der königlichen Familie Verdacht und Argwohn schweben, die bald in heftigen und gehässigen Pamphleten Gestalt gewannen und in Aufläufen sich kundgaben. Die Königin konnte zwar ihrem Gesichte Ruhe gebieten, nicht aber ihrem Herzen. „Man weiß nicht, wie weit die Aufwiegler gehen werden,“ sagte sie; „die Gefahr nimmt von Tag zu Tag zu.“[1] Doch nicht für sich fürchtete sie, sondern für ihren Gemahl und besonders für ihre Kinder. Am 13. April war eine stürmische Sitzung der Nationalversammlung; auf der Straße gieng es unruhig her, und selbst Lafayette fürchtete einen Angriff auf das Schloss. Während der Nacht wurden auf der Terrasse der Tuilerien Schüsse abgefeuert. Durch den Knall aus dem Schlafe gerissen, stand der König auf und flog zur Königin; er traf sie nicht. Immer mehr beunruhigt, eilte er zum Dauphin und fand das Kind in den Armen seiner Mutter, die es krampfhaft an ihre Brust drückte. „Ich suchte dich,“ sagte der König, „du hast mir Sorge gemacht.“ — „Ich war auf meinem Posten,“ antwortete einfach die heldenmüthige Frau.[2]

Indessen war das Frühjahr gekommen. Die königliche Familie, an die weiten und schattigen Räume von Versailles gewöhnt, erstickte fast in den Tuilerien, wo sie seit 6. October eingeschlossen war. Sie sehnte sich nach reinerer Luft, vor allem aber nach etwas Ruhe, nach Entfernung von jener neugierigen und oft feindseligen

[1] „Mémoires de Mme Campan“, p. 268.

[2] Daselbst p. 269.

Menge, deren Vertraulichkeiten ihre Ruhe nicht achteten, und deren Geschrei ihre Ehre antastete. Es passte übrigens zu dem Plane der Häupter der Revolution, dass zur Zeit der Förderation, die am 14. Juli stattfinden sollte, die königliche Familie, welche das öffentliche Gerede als zu Paris gefangen darstellte, nicht weniger Freiheit zu genießen scheine als das übrige Frankreich, und besonders die erste aller Freiheiten: zu gehen und zu kommen, wohin es ihr beliebte. Versailles war zu weit; man wollte die Kette wohl verlängern, aber nicht brechen. St. Cloud wurde vorgeschlagen und angenommen. Am 29. Mai schrieb die Königin an ihren Bruder Leopold: „Die Gesundheit von uns allen erhält sich gut; es ist ein Wunder, mitten unter den Geistesqualen und den entsetzlichen Scenen, von denen uns alle Tage berichtet wird, und deren Zeugen wir oft sind. Ich glaube, dass man uns die schöne Witterung benützen lassen wird, um auf einige Tage nach St. Cloud zu gehen, das vor den Thoren von Paris liegt. Es ist für unsere Gesundheit durchaus nothwendig, eine reinere und frischere Luft zu athmen; doch wir werden häufig hieher zurückkommen. Man muss diesem unglücklichen Volke Vertrauen einflößen; man sucht sosehr, es zu beunruhigen und gegen uns einzunehmen. Nur ein Übermaß von Geduld und die Reinheit unserer Absichten können es zu uns wieder zurückführen.“ [1]

Freitag den 4. Juni reiste man in der That ab,[2] nachdem man tagsvorher der langen und ermüdenden Frohnleichnamsprocession in Saint-Germain-l'Auxerrois beigewohnt hatte.[3] St. Cloud! Land, frische Luft, Freiheit, Einsamkeit, all diese Güter, deren man seit acht langen Monaten beraubt gewesen, welche Freude, welcher Jubel für die königliche Familie! Da zur Aufnahme der allerhöchsten Gäste nichts vorbereitet worden, so richtete man sich ein, wie man konnte; alle Reisetheilnehmer wurden zur königlichen Tafel gezogen, und diese Ungezwungenheit, dieser Mangel an Etikette vermehrte noch die Reize des Aufenthaltes.[4] Nach einem geistreichen Ausspruche der Prinzessin Elisabeth fand man Paris schön — in

[1] Marie Antoinette an Leopold II., 29. Mai 1790.

[2] „Correspondance de M^me^ Elisabeth“, p. 164.

[3] Daselbst p. 166.

[4] „Souvenirs de quarante ans“, p. 61.

der Perſpective.[1] Und wenigſtens hörte man nicht mehr „alle jene gemeinen Neugierigen, die ſich nicht damit zufrieden geben, am Thore der Tuilerien zu ſein, ſondern durch den Garten laufen, damit niemandem alle dieſe Niederträchtigkeiten entgehen“.[2] Die Witterung war ſchön, der Himmel rein. Der König nahm ſeine Spazierritte wieder auf, von einem einzigen Adjutanten Herrn v. Lafayettes, begleitet;[3] nach Tiſche ſpielte er Billard mit ſeiner Frau und ſeiner Schweſter.[4] Prinzeſſin Eliſabeth gieng nach St. Cyr; wenn ſie ſich nicht auswärts ergieng, brachte ſie ihre Zeit in einem kleinen abgeſchloſſenen Garten zu, der ihr Glück ausmachte. „Es iſt nicht ſo hübſch wie Montreuil,“ ſchrieb ſie, „aber wenigſtens iſt man frei und athmet eine gute, friſche Luft, die das, was um einem herum iſt, ein wenig vergeſſen läſst, und Du wirſt zugeben, daſs man deſſen oft bedarf.“[5] Der Dauphin erluſtigte ſich in voller Sorgloſigkeit im Parke und drang manchmal ſogar bis Meudon vor. Seine durch die Einſchließung in die Tuilerien etwas angegriffene Geſundheit ſtärkte ſich; ſein Geiſt entwickelte ſich in überraſchender Weiſe.[6] Die Königin machte einige Ausflüge im Wagen,[7] führte ihre Kinder ſpazieren, wohnte ihren Studien und Spielen bei und konnte trotz der Gegenwart der von Paris weniger zur Ehrung als zur Überwachung dahingeſchickten Nationalgarde, fern von der großen Stadt, leichter die Perſonen empfangen, deren Geſellſchaft ihr angenehm war, wie Frau v. Fitz-James und Frau v. Tarente, oder ſelbſt die Politiker, die mit ihr über ihre Pläne ſprechen wollten, wie Mirabeau. Abends war Cercle;[8] man ließ einige vertraute Bekannte zu; der Graf von Provence kam mit der Gräfin aus dem kleinen Landhauſe, das er bei St. Cloud gemietet hatte.[9] Eines Tages vernahm man Geräuſch im Schloſshofe unter den Fenſtern der Königin; auf ihren Befehl hob Frau Campan den Vorhang und bemerkte einige fünfzig

[1] „Correspondance de Mme Elisabeth“, p. 178.
[2] Daſelbſt.
[3] „Mémoires de Mme Campan“, p. 273.
[4] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, I, 109.
[5] „Correspondance de Mme Elisabeth“, p. 165.
[6] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, I, 110.
[7] „Souvenirs de quarante ans, p. 64.
[8] „Correspondance de Mme Elisabeth“, p. 173.
[9] „Souvenirs de quarante ans“, p. 60.

Personen, alte St. Ludwigs-Ritter, Malteser, Priester, Landleute. Die Königin erschien auf dem Balkon, mehrere Frauen näherten sich ihr und sagten mit halblauter Stimme: „Haben Sie Muth, Madame; die guten Franzosen leiden für Sie und mit Ihnen; sie beten für Sie; der Himmel wird sie erhören; wir lieben und achten Sie; wir verehren unseren tugendhaften König.“ Marie Antoinette brach in Thränen aus, trat aber aus Furcht, diejenigen in Gefahr zu bringen, die ihr eine so rührende Theilnahme erwiesen, in ihr Zimmer zurück mit feuchten Augen und etwas erweitertem Herzen. Es gab also in Frankreich noch Liebe für sie![1]

Aber auch bei dieser scheinbaren Ruhe und dieser verhältnismäßigen Erleichterung erweckten die Kümmernisse der Gegenwart mit umso größerer Bitterkeit die Erinnerungen an die glücklichen Tage von 1786; schon der Zeitpunkt der Übersiedlung nach Saint Cloud erinnerte an den Jahrestag des Todes des armen Prinzen, zu dessen Gunsten das Schloss gekauft worden war. Die Königin konnte sich solcher Rückblicke auf die Vergangenheit nicht erwehren.[2] Als sie eines Tages die theilweise aus desertierten französischen Garden bestehende Pariser Miliz um sich sah, machte sie die Bemerkung: „Wie wäre meine Mutter erstaunt, sähe sie ihre Tochter, die Tochter, Frau und Mutter von Königen oder wenigstens eines zum Könige bestimmten Kindes, von einer solchen Garde umgeben!“[3] Dann erzählte sie, die traurigsten Erinnerungen ihrer Kindheit wachrufend, ihren Damen die düsteren Ahnungen ihres Vaters, als dieser sie verließ. „Ich hätte mich vielleicht nicht mehr daran erinnert,“ meinte sie, „wenn meine gegenwärtige Lage mich nicht daran mahnte und mir für den Rest meines Lebens eine Folge von Unglück zeigte, die man nur zu leicht voraussehen kann.“ Arme Frau! sah sie wohl alles voraus? Und am Ende der Gallerie, von wo aus der Blick das Panorama der Hauptstadt erschaut, stehen bleibend, fügte sie traurig hinzu: „Der Anblick von Paris war einst meine Freude; ich wünschte dort zu wohnen. Wer hätte mir damals gesagt, dass dieser Wunsch nur erfüllt werden würde, um

[1] „Mémoires de Mme Campan“, p. 277.

[2] Es ist der erste, am 4. Juni 1789 zu Meudon gestorbene Dauphin gemeint.

[3] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, I, 110.

mit Bitterkeit getränkt zu werden und den König und seine Familie als Gefangene eines aufrührerischen Volkes zu sehen?“ [1]

Auch der König, obgleich weniger empfindlich als seine Frau, konnte nicht umhin, an die Herzogin von Polignac zu schreiben: „Ich komme vom Lande. Die Luft hat uns gut gethan; aber wie verändert ist uns dieser Aufenthalt erschienen! Wie traurig war der Frühstücksaal! Von Ihnen war niemand dort. Ich verliere die Hoffnung nicht, uns dort wieder zusammenzufinden. Binnen welcher Zeit? Ich weiß es nicht. Wie viel hätten wir uns zu sagen! Die Gesundheit Ihrer Freundin erhält sich trotz der Qualen, die sie erdrücken!“ [2]

Der Aufenthalt in St. Cloud zog sich durch den ganzen Sommer hin. Von Zeit zu Zeit kam man nach Paris zurück, denn Paris wollte seinen König sehen, und selbst die Königin war der Ansicht, man müsse diesen Forderungen Rechnung tragen. „Man dürfe,“ sagte sie, „dem Geschrei nicht nachgeben; aber es sei gut, zu beweisen, dass man nicht abgeneigt sei hinzugehen, wenn es dort etwas zu thun gebe.“ [3] Man dinierte demgemäß fast jeden Sonntag in den Tuilerien; [4] man kam an den Feiertagen dahin, [5] und zu wichtigen Sitzungen der Nationalversammlung, besonders aber zur großen Feier der „Föderation“.

Die Nationalversammlung hatte durch ein Decret vom 27. Mai [6] beschlossen, dass der Jahrestag der Einnahme der Bastille mit außerordentlichem Pompe und durch eine feierliche Föderation aller Repräsentanten und aller Truppen des Königreichs gefeiert werden sollte. Das Marsfeld wurde zum Festplatze gewählt; [7] der König mit seinem Gefolge, die Deputierten, die Nationalgarde, die Delegierten aller Departements sollten dort der Nation, dem Gesetze und der Constitution Treue schwören. Die Nachricht von dieser Feierlichkeit wurde mit Begeisterung aufgenommen; es herrschte ein wahrer Freudenrausch. Jedermann rechnete es sich zur Ehre an,

[1] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, I, 111.

[2] „Mémoires sur la vie et le caractère de la duchesse de Polignac“, p. 43.

[3] Marie Antoinette an Mercy, 5. October 1790.

[4] „Mémoires inédits du comte Valentin Esterházy.“

[5] Marie Antoinette an Mercy, 5. October 1790.

[6] „Mémoires de Weber“, p. 294.

[7] „Mémoires inédits du comte Valentin Esterházy.“

bei den Vorbereitungen zum Nationalfeste mitzuwirken. Man sah Weltdamen, Priester, Ordensleute, Politiker, selbst Klosterpförtnerinnen[1] kommen, um mit einer Axt oder Hacke an der Herrichtung des Marsfeldes zu arbeiten; die Rangstufen waren vermengt, und oft kehrten abends diese freiwilligen Arbeiter scharenweise heim unter Trommelschlag und dem Gesange des „Ça ira!"

Trotz der freudigen Erregung der Menge sah man nicht ohne Besorgnis den 14. Juli herankommen. Auf zwei Seiten fürchtete man oder gab sich den Anschein zu fürchten. Die Anhänger der Revolution verbreiteten das Gerücht, der Hof würde die Begeisterung der Föderierten benützen, um die Nationalversammlung aufzulösen und die absolute Gewalt wiederherzustellen. Die Royalisten besorgten mit mehr Grund irgend einen Volksaufstand, der in einer großen Menschenansammlung stets leicht zu erregen ist, und dem die unerwartete Rückkehr des Herzogs von Orléans aus England (9. Juli) einige Wahrscheinlichkeit verlieh. Die Königin bewahrte dem Herzog gegenüber ihre Fassung,[2] war aber durchaus nicht beruhigt. Sie schrieb am 12. Juni: „Es ist sehr nöthig, namentlich im Monate Juli, Leute bei uns zu haben. Ich denke nicht ohne Schauder an diese Zeit; sie wird alles vereinigen, was es für uns Grausames und Schmerzliches gibt, und sammt all dem muss man dabei sein. Es bedarf für diesen Zeitpunkt eines mehr als übernatürlichen Muthes. Alles wird schlechter und schlechter; das Ministerium und Herr v. Lafayette verfallen täglich auf falsche Schritte; man geht allem entgegen, und weit entfernt, diese Ungeheuer zu befriedigen, werden sie jeden Augenblick frecher, und gegenüber den ehrlichen Leuten erniedrigt man sich umsomehr."[3]

Diese Befürchtungen verwirklichten sich diesmal nicht; es war im Gegentheil eine Art Aufleuchten auf düsterem Himmel. „Am Tage vor der Förderation," erzählt Frau v. Tourzel, „ließ der König die Föderierten aus den Departements Revue passieren. Man ließ sie vor ihm und der königlichen Familie am Fuße der großen Treppe der Tuilerien defilieren. Der König fragte um den Namen jeder Deputation und sprach mit jedem ihrer Mitglieder mit einer Güte, die ihre Anhänglichkeit noch verdoppelte. Die Königin stellte

[1] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 139.

[2] Daselbst, I, 138.

[3] Marie Antoinette an Mercy, 12. Juni 1790.

ihnen ihre Kinder vor und sagte zu ihnen einige Worte mit jener Anmuth, die allem, was sie sagte, einen höheren Wert verlieh. Von Freude hingerissen, traten die Leute in die Tuilerien mit dem Rufe: „Es lebe der König, die Königin, Monseigneur Dauphin und die königliche Familie!“ Der König promenierte mit seiner Familie ohne Gardisten inmitten einer ungeheuren Volksmasse und umgeben von den Föderierten, die die Übelwollenden dermaßen in Zaum hielten, dass nicht einer es wagte, von seiner Pflicht abzuweichen.“ [1]

Am nächsten Tage, Mittwoch den 14. Juli, marschierten trotz strömenden Regens die Föderierten aus der Provinz, unter dreiundachtzig Banner geordnet, von der Bastille aus ab; die Delegierten der Linientruppen, der Seemacht und der Pariser Miliz begleiteten sie. Auf dem Marsfelde angelangt, bildeten sie in Erwartung des Beginnes der Feierlichkeit Runden und tanzten Farandolen: ein seltsames Schauspiel, das keine besonders hohe Vorstellung von der Disciplin dieser improvisierten Soldaten gab. 300.000 Zuschauer, heißt es, waren auf der weiten Fläche zusammengedrängt, auf Rasenstufen sitzend und sich vergeblich bemühend, sich mittelst Schirme gegen die Regenfluten zu schützen. Ein Altar von antiker Gestalt war in der Mitte des Marsfeldes errichtet worden; der Bischof von Autun sollte dort die Messe celebrieren unter Assistenz von dreihundert Priestern, die in weiße Alben gekleidet waren, auf denen breite dreifarbige Gürtel stark abstachen.[2]

Eine geräumige Estrade war für den König, die Botschafter und die Deputierten errichtet; Ludwig hatte gewünscht, dass seine Familie ihn umgebe; die Nationalversammlung erlaubte es nicht. Sie beschloss am 9. Juli, dass der König allein sein sollte mit dem Präsidenten zu seiner Linken. Die königliche Familie musste an den Fenstern der Militärschule sein, in der man für sie in der Nähe der Tribüne der Versammlung, aber getrennt von dieser, einen Salon zur Verfügung gestellt hatte. Das war ein neuer Beweis von Misstrauen gegen die königliche Familie, hauptsächlich gegen die Königin, die man auf diese Weise absichtlich von ihrem Gemahl und den Vertretern der Nation absonderte. „Du weißt,“ schrieb Prinzessin Elisabeth scherzend an ihre Freundin, Frau von Bombelles, „dass ich das Glück habe, eines von den Mitgliedern

[1] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, I, 142.

[2] „Mémoires du marquis de Ferrières“, II, 94.

dieſer erhabenen Familie aus vergangener Zeit zu kennen; nun gut, ich theile Dir mit, daſs ihr dies ganz gleichgiltig iſt; ſie iſt nur in Betreff der Königin betrübt, für die das ein wuchtiger Schlag iſt, der umſo härter trifft, als man weit ausgeholt und dem Könige bis zum letzten Augenblicke geſagt hat, es würde das Gegentheil geſchehen." [1]

Der König begab ſich frühzeitig in die Militärſchule; er blieb dort, bis alles bereit war, mit ſeiner Familie und ließ ſich von Zeit zu Zeit am Fenſter der Königin ſehen, bei jedem Erſcheinen mit dem Rufe begrüßt „Es lebe der König!" in den ſich auch die Rufe „Es lebe die Königin! Es lebe der Dauphin!" miſchten. Marie Antoinette zeigte gerührt ihren Sohn der Menge und wickelte ihn, da das Kind vom Regen naſs wurde, in ihren Shawl; die Zurufe verdoppelten ſich und galten der Mutter wie der Königin.[2]

Während deſſen trafen die Deputationen allmählich ein.[3] Als der geſammte Zug innerhalb der Umfriedung war, nahm der König auf ſeinem Throne mitten unter den Deputierten neben dem Präſidenten Platz.[4] Nach der Meſſe benedicierte der Biſchof von Autun die dreiundachtzig Banner und ſtimmte das Te Deum an, das von 1200 Sängern geſungen wurde. Lafayette trat zum Altare und ſchwur im Namen der Armee Treue der Nation, dem Geſetze und dem Könige. Der Präſident der Nationalverſammlung, Marquis de Bonnay, wiederholte den Schwur, und ein ungeheures Geſchrei „Ich ſchwöre!" drang aus 300.000 Kehlen. Die Geſchütze dröhnen die Fahnen werden geſchwenkt, die Hüte in die Luft geſchleudert, die Mützen der Grenadiere auf Säbel- und Bajonnettſpitzen geſteckt. Der König erhebt ſich und ſchwört mit ſtarker Stimme, die Conſtitution zu halten. Die Königin nimmt den Dauphin in ihre Arme und zeigt ihn dem Volke mit den Worten: „Hier iſt mein Sohn; er vereinigt ſich, ſo wie ich, mit dem Könige in denſelben Geſinnungen." — „Dieſe unerwartete Erſcheinung," ſagt Ferrières, „wurde mit tauſendfachem ‚Es lebe der König! Es lebe die Königin! Es lebe Monſeigneur Dauphin!' belohnt." [5]

[1] „Correspondance de M^me^ Elisabeth", p. 170.

[2] „Souvenirs d'un page", p. 336.

[3] „Détail de tout ce qui s'est passé au Champ-de-Mars, à la cérémonie de la Fédération, le 14 juillet 1790." Broſchüre von acht Seiten.

[4] Daſelbſt.

[5] „Mémoires du marquis de Ferrières."

Während mehrerer Tage gab es allgemeines Entzücken. Jene wackeren Provinz-Delegierten, noch ganz erfüllt von der alten Achtung und traditionellen Liebe der Franzosen zum Königthume, waren hocherfreut, der königlichen Familie so nahekommen zu dürfen. Vom frühen Morgen an füllten sie Hof und Garten der Tuilerien und drängten sich unter den Fenstern, besonders begierig, den Dauphin zu sehen; der junge Prinz zeigte sich auf dem Balkon, führte sie in sein Gärtchen und vertheilte Blumen und Baumblätter unter sie. Brausende Acclamationen begrüßten ihn; „kommen Sie in unsere Dauphiné," sagten die Föderierten von Grenoble; „wir werden Sie schon zu vertheidigen wissen." — „Vergessen Sie nicht," versetzten die Normannen, „dass Sie den Namen unserer Provinz getragen haben, und dass die Normannen immer treu gewesen und immer treu sein werden." [1]

Vier Tage darauf hielt der König eine Revue über die Nationalgarde beim Chaillet-Thore. Die Königin fuhr mit ihren Kindern und mit der Prinzessin Elisabeth im offenen Wagen ohne Wappen hin. Sofort wurde ihr Wagen von den Föderierten umgeben, mit denen sie sich vertraulich unterhielt, auf ihre Fragen antwortete, diese sogar hervorrief. Sie wünschten dem kleinen Dauphin die Hand zu küssen; sie hielt ihn ihnen hin; die braven Leute waren entzückt. In diesem Augenblicke war der Arm der Königin auf die Portière gestützt; einer der Föderierten ergriff ihn hastig und drückte seine Lippen darauf. Das Beispiel wirkte ansteckend und die Liebe ließ die Achtung vergessen; in einem Augenblicke bedeckten ihrer dreihundert den Arm mit Küssen, den die tiefergriffene Königin dieser Huldigung nicht entzog. Gerührt von dieser ausdrucksvollen Zuneigung, an die sie nicht mehr gewöhnt war, weinte die arme Frau vor Freude und Schmerz zugleich.[2]

„Jener Tag," sagt ein Augenzeuge, „war wahrhaftig ein Tag des Glückes für den König, die Königin und jene, die ihnen ergeben waren. Es war ein freudetrunkener Ausdruck der Gefühle; es war der letzte schöne Tag der Königin." [3]

[1] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 148.

[2] „Détail de tout ce qui s'est passé au Champ-de-Mars, à la cérémonie de la Fédération, le 14 juillet 1790."

[3] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 156.

„Die Deputierten der Provinzen haben sich gegen den König und die Königin trefflich verhalten," schrieb ein anderer Zeuge; „sie haben ihnen unaufhörlich rührende Beweise von Achtung, Liebe und Treue gegeben, und Ihre Majestäten haben sie hinwieder mit Auszeichnung behandelt. Sie sind bezaubert gewesen von der Königin, die gegen sie die ganze Anmuth und Verbindlichkeit entwickelt hat, deren sie fähig ist."[1] Hätte Ludwig XVI. diese Begeisterung benützen wollen, hätte er, wie ihn der Herzog von Villequier inständig bat, sein Pferd bestiegen und erklärt, dass er, sich zum erstenmale an der Spitze der Elite der Nation befindend, ihr vorstellen müsse, dass er einer unvollendeten Constitution ohne Unzuträglichkeit nicht Treue schwören könne; wäre er insbesondere, wie Herr v. Tourzel verlangte, in die Provinzen gereist, wo er wahrscheinlich mit denselben Acclamationen aufgenommen worden wäre, so hätte er, gestützt auf die wirkliche Mehrheit des Landes, die Übergriffe der Nationalversammlung aufhalten und die rechtmäßige Ausübung der königlichen Gewalt wieder an sich nehmen können. Die Nationalversammlung fürchtete dies; die Haltung der Föderierten ließ sie einen Augenblick an ihrem Erfolge und an der Zustimmung des Landes zweifeln; Barnave gestand dies der Prinzessin Elisabeth in einer jener Unterredungen nach der Rückkehr von Varennes, die den jungen Deputierten für die Sache gewannen, die er so heftig angegriffen hatte. Als die Prinzessin sich über die Absichten der Nationalversammlung bei Decretierung der Föderation beklagte, erwiderte Barnave lebhaft: „O, Madame, beklagen sie sich nicht über jene Zeit; denn hätte der König sie zu benützen gewusst, wir wären verloren gewesen."[2]

Allein der König verstand dies eben nicht; er wich aus Furcht vor einem Conflicte zurück. Die verlorene Gelegenheit fand sich nicht wieder. Die Föderierten giengen in ihre Departements zurück, entzückt von der Aufnahme, die sie gefunden, durchdrungen von Gefühlen der Liebe und Achtung gegen die ganze allerhöchste Familie, aber ohne Leitung, ohne Weisungen, ohne Einvernehmen untereinander und mit dem Hofe, in ihren entfernten Provinzen allen ungesunden Einflüssen, denen sie nur auf kurze Zeit entgangen waren, wehrlos preisgegeben. Ludwig und die Seinigen kehrten nach Saint-

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France", I, 78.

[2] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 150 u. 151.

Cloud zurück, etwas aufgeheitert und von einem Hoffnungsschimmer belebt, aber, ach! auf wie lange? Kaum waren sie in ihre Sommerresidenz zurückgekommen, als ein Elender, Namens Rotondo, sich einschlich, um die Königin zu ermorden. Er war in die äußeren Gärten eingedrungen; nur der Regen, der an jenem Tage die Königin verhinderte auszugehen, rettete sie vom Mordstahl.[1]

Fast zur selben Zeit entdeckte man eine Verschwörung, die Königin zu vergiften. Marie Antoinette erfuhr es und schien darüber nicht aufgeregt zu sein. Nichtsdestoweniger kamen ihr Arzt, Vicq d'Azyr, und ihre erste Kammerfrau, Campan, überein, täglich mehrmals den gestoßenen Zucker in der Zuckerdose der Königin zu wechseln, den sie ins Trinkwasser zu geben pflegte. Eines Tages überraschte die Königin Frau Campan, als sie eben beschäftigt war, den verabredeten Wechsel vorzunehmen. Sie lächelte traurig und bat sie, sich nicht mehr diese unnütze Mühe zu geben. „Bedenken Sie," sagte sie, „dass man nicht ein Korn Gift gegen mich anwenden wird. Dieses Jahrhundert hat keine Brinvilliers mehr; man hat die Verleumdung, die besser taugt, um die Leute zu tödten, durch diese wird man mich zugrunde richten."[2]

Einige Tage nachher gab die Haltung der Nationalversammlung diesen Ahnungen recht. Das Châtelet*[3] war beauftragt worden, eine Untersuchung über die Octobertage einzuleiten. Von den Commissären befragt, verschloss sich die Königin in ein großmüthiges Stillschweigen; „ich werde nie," antwortete sie, „die Angeberin meiner Unterthanen sein; ich habe alles gesehen, alles erfahren, alles vergessen".[3] Die Untersuchung nahm nichtsdestoweniger ihren Gang, und am 7. August 1790 brachte der Berichterstatter, Boucher d'Argis, die Zeugenvernehmung zur Kenntnis der Nationalversammlung. Seine Arbeit, in einem ungeschickt emphatischen Stile abgefasst,[4] trug auf Verfolgung Mirabeaus und des Herzogs von Orléans an, und war Gegenstand eines Berichtes von Chabroud. Dieses Werk Chabrouds, ein Schriftstück voll Heuchelei und Lüge, voll Übelwollens gegen die Gardes du corps und gehässiger Anwürfe gegen die Königin, schien nur ein Ziel zu haben: die Ver-

[1] „Mémoires de Mme Campan", p 276.

[2] Daselbst p. 276.

[3] „Mémoires de Weber", p. 296.

[4] „Rapport de Chabroud", p. 117.

Menge, deren Vertraulichkeiten ihre Ruhe nicht achteten, und deren Geschrei ihre Ehre antastete. Es passte übrigens zu dem Plane der Häupter der Revolution, dass zur Zeit der Förderation, die am 14. Juli stattfinden sollte, die königliche Familie, welche das öffentliche Gerede als zu Paris gefangen darstellte, nicht weniger Freiheit zu genießen scheine als das übrige Frankreich, und besonders die erste aller Freiheiten: zu gehen und zu kommen, wohin es ihr beliebte. Versailles war zu weit; man wollte die Kette wohl verlängern, aber nicht brechen. St. Cloud wurde vorgeschlagen und angenommen. Am 29. Mai schrieb die Königin an ihren Bruder Leopold: „Die Gesundheit von uns allen erhält sich gut; es ist ein Wunder, mitten unter den Geistesqualen und den entsetzlichen Scenen, von denen uns alle Tage berichtet wird, und deren Zeugen wir oft sind. Ich glaube, dass man uns die schöne Witterung benützen lassen wird, um auf einige Tage nach St. Cloud zu gehen, das vor den Thoren von Paris liegt. Es ist für unsere Gesundheit durchaus nothwendig, eine reinere und frischere Luft zu athmen; doch wir werden häufig hieher zurückkommen. Man muss diesem unglücklichen Volke Vertrauen einflößen; man sucht sosehr, es zu beunruhigen und gegen uns einzunehmen. Nur ein Übermaß von Geduld und die Reinheit unserer Absichten können es zu uns wieder zurückführen.“ [1]

Freitag den 4. Juni reiste man in der That ab,[2] nachdem man tagsvorher der langen und ermüdenden Frohnleichnamsprocession in Saint-Germain-l'Auxerrois beigewohnt hatte.[3] St. Cloud! Land, frische Luft, Freiheit, Einsamkeit, all diese Güter, deren man seit acht langen Monaten beraubt gewesen, welche Freude, welcher Jubel für die königliche Familie! Da zur Aufnahme der allerhöchsten Gäste nichts vorbereitet worden, so richtete man sich ein, wie man konnte; alle Reisetheilnehmer wurden zur königlichen Tafel gezogen, und diese Ungezwungenheit, dieser Mangel an Etikette vermehrte noch die Reize des Aufenthaltes.[4] Nach einem geistreichen Ausspruche der Prinzessin Elisabeth fand man Paris schön — in

[1] Marie Antoinette an Leopold II., 29. Mai 1790.

[2] „Correspondance de M^me^ Elisabeth“, p. 164.

[3] Daselbst p. 166.

[4] „Souvenirs de quarante ans“, p. 61.

der Perſpective.[1] Und wenigſtens hörte man nicht mehr „alle jene gemeinen Neugierigen, die ſich nicht damit zufrieden geben, am Thore der Tuilerien zu ſein, ſondern durch den Garten laufen, damit niemandem alle dieſe Niederträchtigkeiten entgehen“.[2] Die Witterung war ſchön, der Himmel rein. Der König nahm ſeine Spazierritte wieder auf, von einem einzigen Adjutanten Herrn v. Lafayettes, begleitet;[3] nach Tiſche ſpielte er Billard mit ſeiner Frau und ſeiner Schweſter.[4] Prinzeſſin Eliſabeth gieng nach St. Cyr; wenn ſie ſich nicht auswärts ergieng, brachte ſie ihre Zeit in einem kleinen abgeſchloſſenen Garten zu, der ihr Glück ausmachte. „Es iſt nicht ſo hübſch wie Montreuil,“ ſchrieb ſie, „aber wenigſtens iſt man frei und athmet eine gute, friſche Luft, die das, was um einem herum iſt, ein wenig vergeſſen läſst, und Du wirſt zugeben, daſs man deſſen oft bedarf.“[5] Der Dauphin erluſtigte ſich in voller Sorgloſigkeit im Parke und drang manchmal ſogar bis Meudon vor. Seine durch die Einſchließung in die Tuilerien etwas angegriffene Geſundheit ſtärkte ſich; ſein Geiſt entwickelte ſich in überraſchender Weiſe.[6] Die Königin machte einige Ausflüge im Wagen,[7] führte ihre Kinder ſpazieren, wohnte ihren Studien und Spielen bei und konnte trotz der Gegenwart der von Paris weniger zur Ehrung als zur Überwachung dahingeſchickten Nationalgarde, fern von der großen Stadt, leichter die Perſonen empfangen, deren Geſellſchaft ihr angenehm war, wie Frau v. Fitz-James und Frau v. Tarente, oder ſelbſt die Politiker, die mit ihr über ihre Pläne ſprechen wollten, wie Mirabeau. Abends war Cercle;[8] man ließ einige vertraute Bekannte zu; der Graf von Provence kam mit der Gräfin aus dem kleinen Landhauſe, das er bei St. Cloud gemietet hatte.[9] Eines Tages vernahm man Geräuſch im Schloſshofe unter den Fenſtern der Königin; auf ihren Befehl hob Frau Campan den Vorhang und bemerkte einige fünfzig

[1] „Correspondance de Mme Elisabeth“, p. 178.
[2] Daſelbſt.
[3] „Mémoires de Mme Campan“, p. 273.
[4] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, I, 109.
[5] „Correspondance de Mme Elisabeth“, p. 165.
[6] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, I, 110.
[7] „Souvenirs de quarante ans, p. 64.
[8] „Correspondance de Mme Elisabeth“, p. 173.
[9] „Souvenirs de quarante ans“, p. 60.

Perſonen, alte St. Ludwigs-Ritter, Malteſer, Prieſter, Landleute. Die Königin erſchien auf dem Balkon, mehrere Frauen näherten ſich ihr und ſagten mit halblauter Stimme: „Haben Sie Muth, Madame; die guten Franzoſen leiden für Sie und mit Ihnen; ſie beten für Sie; der Himmel wird ſie erhören; wir lieben und achten Sie; wir verehren unſeren tugendhaften König.“ Marie Antoinette brach in Thränen aus, trat aber aus Furcht, diejenigen in Gefahr zu bringen, die ihr eine ſo rührende Theilnahme erwieſen, in ihr Zimmer zurück mit feuchten Augen und etwas erweitertem Herzen. Es gab alſo in Frankreich noch Liebe für ſie![1]

Aber auch bei dieſer ſcheinbaren Ruhe und dieſer verhältnismäßigen Erleichterung erweckten die Kümmerniſſe der Gegenwart mit umſo größerer Bitterkeit die Erinnerungen an die glücklichen Tage von 1786; ſchon der Zeitpunkt der Überſiedlung nach Saint Cloud erinnerte an den Jahrestag des Todes des armen Prinzen, zu deſſen Gunſten das Schloſs gekauft worden war. Die Königin konnte ſich ſolcher Rückblicke auf die Vergangenheit nicht erwehren.[2] Als ſie eines Tages die theilweiſe aus deſertierten franzöſiſchen Garden beſtehende Pariſer Miliz um ſich ſah, machte ſie die Bemerkung: „Wie wäre meine Mutter erſtaunt, ſähe ſie ihre Tochter, die Tochter, Frau und Mutter von Königen oder wenigſtens eines zum Könige beſtimmten Kindes, von einer ſolchen Garde umgeben!“[3] Dann erzählte ſie, die traurigſten Erinnerungen ihrer Kindheit wachrufend, ihren Damen die düſteren Ahnungen ihres Vaters, als dieſer ſie verließ. „Ich hätte mich vielleicht nicht mehr daran erinnert,“ meinte ſie, „wenn meine gegenwärtige Lage mich nicht daran mahnte und mir für den Reſt meines Lebens eine Folge von Unglück zeigte, die man nur zu leicht vorausſehen kann.“ Arme Frau! ſah ſie wohl alles voraus? Und am Ende der Gallerie, von wo aus der Blick das Panorama der Hauptſtadt erſchaut, ſtehen bleibend, fügte ſie traurig hinzu: „Der Anblick von Paris war einſt meine Freude; ich wünſchte dort zu wohnen. Wer hätte mir damals geſagt, daſs dieſer Wunſch nur erfüllt werden würde, um

[1] „Mémoires de M^me^ Campan“, p. 277.

[2] Es iſt der erſte, am 4. Juni 1789 zu Meudon geſtorbene Dauphin gemeint.

[3] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, I, 110.

mit Bitterkeit getränkt zu werden und den König und seine Familie als Gefangene eines aufrührerischen Volkes zu sehen?“ [1]

Auch der König, obgleich weniger empfindlich als seine Frau, konnte nicht umhin, an die Herzogin von Polignac zu schreiben: „Ich komme vom Lande. Die Luft hat uns gut gethan; aber wie verändert ist uns dieser Aufenthalt erschienen! Wie traurig war der Frühstücksaal! Von Ihnen war niemand dort. Ich verliere die Hoffnung nicht, uns dort wieder zusammenzufinden. Binnen welcher Zeit? Ich weiß es nicht. Wie viel hätten wir uns zu sagen! Die Gesundheit Ihrer Freundin erhält sich trotz der Qualen, die sie erdrücken!“ [2]

Der Aufenthalt in St. Cloud zog sich durch den ganzen Sommer hin. Von Zeit zu Zeit kam man nach Paris zurück, denn Paris wollte seinen König sehen, und selbst die Königin war der Ansicht, man müsse diesen Forderungen Rechnung tragen. „Man dürfe,“ sagte sie, „dem Geschrei nicht nachgeben; aber es sei gut, zu beweisen, dass man nicht abgeneigt sei hinzugehen, wenn es dort etwas zu thun gebe.“ [3] Man dinierte demgemäß fast jeden Sonntag in den Tuilerien; [4] man kam an den Feiertagen dahin, [5] und zu wichtigen Sitzungen der Nationalversammlung, besonders aber zur großen Feier der „Föderation“.

Die Nationalversammlung hatte durch ein Decret vom 27. Mai [6] beschlossen, dass der Jahrestag der Einnahme der Bastille mit außerordentlichem Pompe und durch eine feierliche Föderation aller Repräsentanten und aller Truppen des Königreichs gefeiert werden sollte. Das Marsfeld wurde zum Festplatze gewählt; [7] der König mit seinem Gefolge, die Deputierten, die Nationalgarde, die Delegierten aller Departements sollten dort der Nation, dem Gesetze und der Constitution Treue schwören. Die Nachricht von dieser Feierlichkeit wurde mit Begeisterung aufgenommen; es herrschte ein wahrer Freudenrausch. Jedermann rechnete es sich zur Ehre an,

[1] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, I, 111.

[2] „Mémoires sur la vie et le caractère de la duchesse de Polignac“, p. 43.

[3] Marie Antoinette an Mercy, 5. October 1790.

[4] „Mémoires inédits du comte Valentin Esterházy.“

[5] Marie Antoinette an Mercy, 5. October 1790.

[6] „Mémoires de Weber“, p. 294.

[7] „Mémoires inédits du comte Valentin Esterházy.“

bei den Vorbereitungen zum Nationalfeste mitzuwirken. Man sah Weltdamen, Priester, Ordensleute, Politiker, selbst Klosterpförtnerinnen[1] kommen, um mit einer Axt oder Hacke an der Herrichtung des Marsfeldes zu arbeiten; die Rangstufen waren vermengt, und oft kehrten abends diese freiwilligen Arbeiter scharenweise heim unter Trommelschlag und dem Gesange des „Ça ira!“

Trotz der freudigen Erregung der Menge sah man nicht ohne Besorgnis den 14. Juli herankommen. Auf zwei Seiten fürchtete man oder gab sich den Anschein zu fürchten. Die Anhänger der Revolution verbreiteten das Gerücht, der Hof würde die Begeisterung der Föderierten benützen, um die Nationalversammlung aufzulösen und die absolute Gewalt wiederherzustellen. Die Royalisten besorgten mit mehr Grund irgend einen Volksaufstand, der in einer großen Menschenansammlung stets leicht zu erregen ist, und dem die unerwartete Rückkehr des Herzogs von Orléans aus England (9. Juli) einige Wahrscheinlichkeit verlieh. Die Königin bewahrte dem Herzog gegenüber ihre Fassung,[2] war aber durchaus nicht beruhigt. Sie schrieb am 12. Juni: „Es ist sehr nöthig, namentlich im Monate Juli, Leute bei uns zu haben. Ich denke nicht ohne Schauder an diese Zeit; sie wird alles vereinigen, was es für uns Grausames und Schmerzliches gibt, und sammt all dem muss man dabei sein. Es bedarf für diesen Zeitpunkt eines mehr als übernatürlichen Muthes. Alles wird schlechter und schlechter; das Ministerium und Herr v. Lafayette verfallen täglich auf falsche Schritte; man geht allem entgegen, und weit entfernt, diese Ungeheuer zu befriedigen, werden sie jeden Augenblick frecher, und gegenüber den ehrlichen Leuten erniedrigt man sich umsomehr.“[3]

Diese Befürchtungen verwirklichten sich diesmal nicht; es war im Gegentheil eine Art Aufleuchten auf düsterem Himmel. „Am Tage vor der Förderation,“ erzählt Frau v. Tourzel, „ließ der König die Föderierten aus den Departements Revue passieren. Man ließ sie vor ihm und der königlichen Familie am Fuße der großen Treppe der Tuilerien defilieren. Der König fragte um den Namen jeder Deputation und sprach mit jedem ihrer Mitglieder mit einer Güte, die ihre Anhänglichkeit noch verdoppelte. Die Königin stellte

[1] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, I, 139.

[2] Daselbst, I, 138.

[3] Marie Antoinette an Mercy, 12. Juni 1790.

ihnen ihre Kinder vor und sagte zu ihnen einige Worte mit jener Anmuth, die allem, was sie sagte, einen höheren Wert verlieh. Von Freude hingerissen, traten die Leute in die Tuilerien mit dem Rufe: „Es lebe der König, die Königin, Monseigneur Dauphin und die königliche Familie!“ Der König promenierte mit seiner Familie ohne Gardisten inmitten einer ungeheuren Volksmasse und umgeben von den Föderierten, die die Übelwollenden dermaßen in Zaum hielten, dass nicht einer es wagte, von seiner Pflicht abzuweichen.“ [1]

Am nächsten Tage, Mittwoch den 14. Juli, marschierten trotz strömenden Regens die Föderierten aus der Provinz, unter dreiundachtzig Banner geordnet, von der Bastille aus ab; die Delegierten der Linientruppen, der Seemacht und der Pariser Miliz begleiteten sie. Auf dem Marsfelde angelangt, bildeten sie in Erwartung des Beginnes der Feierlichkeit Runden und tanzten Farandolen: ein seltsames Schauspiel, das keine besonders hohe Vorstellung von der Disciplin dieser improvisierten Soldaten gab. 300.000 Zuschauer, heißt es, waren auf der weiten Fläche zusammengedrängt, auf Rasenstufen sitzend und sich vergeblich bemühend, sich mittelst Schirme gegen die Regenfluten zu schützen. Ein Altar von antiker Gestalt war in der Mitte des Marsfeldes errichtet worden; der Bischof von Autun sollte dort die Messe celebrieren unter Assistenz von dreihundert Priestern, die in weiße Alben gekleidet waren, auf denen breite dreifarbige Gürtel stark abstachen.[2]

Eine geräumige Estrade war für den König, die Botschafter und die Deputierten errichtet; Ludwig hatte gewünscht, dass seine Familie ihn umgebe; die Nationalversammlung erlaubte es nicht. Sie beschloss am 9. Juli, dass der König allein sein sollte mit dem Präsidenten zu seiner Linken. Die königliche Familie musste an den Fenstern der Militärschule sein, in der man für sie in der Nähe der Tribüne der Versammlung, aber getrennt von dieser, einen Salon zur Verfügung gestellt hatte. Das war ein neuer Beweis von Misstrauen gegen die königliche Familie, hauptsächlich gegen die Königin, die man auf diese Weise absichtlich von ihrem Gemahl und den Vertretern der Nation absonderte. „Du weißt,“ schrieb Prinzessin Elisabeth scherzend an ihre Freundin, Frau von Bombelles, „dass ich das Glück habe, eines von den Mitgliedern

[1] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, I, 142.

[2] „Mémoires du marquis de Ferrières“, II, 94.

dieſer erhabenen Familie aus vergangener Zeit zu kennen; nun gut, ich theile Dir mit, daſs ihr dies ganz gleichgiltig iſt; ſie iſt nur in Betreff der Königin betrübt, für die das ein wuchtiger Schlag iſt, der umſo härter trifft, als man weit ausgeholt und dem Könige bis zum letzten Augenblicke geſagt hat, es würde das Gegentheil geſchehen." [1]

Der König begab ſich frühzeitig in die Militärſchule; er blieb dort, bis alles bereit war, mit ſeiner Familie und ließ ſich von Zeit zu Zeit am Fenſter der Königin ſehen, bei jedem Erſcheinen mit dem Rufe begrüßt „Es lebe der König!" in den ſich auch die Rufe „Es lebe die Königin! Es lebe der Dauphin!" miſchten. Marie Antoinette zeigte gerührt ihren Sohn der Menge und wickelte ihn, da das Kind vom Regen naſs wurde, in ihren Shawl; die Zurufe verdoppelten ſich und galten der Mutter wie der Königin.[2]

Während deſſen trafen die Deputationen allmählich ein.[3] Als der geſammte Zug innerhalb der Umfriedung war, nahm der König auf ſeinem Throne mitten unter den Deputierten neben dem Präſidenten Platz.[4] Nach der Meſſe benedicierte der Biſchof von Autun die dreiundachtzig Banner und ſtimmte das Te Deum an, das von 1200 Sängern geſungen wurde. Lafayette trat zum Altare und ſchwur im Namen der Armee Treue der Nation, dem Geſetze und dem Könige. Der Präſident der Nationalverſammlung, Marquis de Bonnay, wiederholte den Schwur, und ein ungeheures Geſchrei „Ich ſchwöre!" drang aus 300.000 Kehlen. Die Geſchütze dröhnen die Fahnen werden geſchwenkt, die Hüte in die Luft geſchleudert, die Mützen der Grenadiere auf Säbel- und Bajonnettſpitzen geſteckt. Der König erhebt ſich und ſchwört mit ſtarker Stimme, die Conſtitution zu halten. Die Königin nimmt den Dauphin in ihre Arme und zeigt ihn dem Volke mit den Worten: „Hier iſt mein Sohn; er vereinigt ſich, ſo wie ich, mit dem Könige in denſelben Geſinnungen." — „Dieſe unerwartete Erſcheinung," ſagt Ferrières, „wurde mit tauſendfachem ‚Es lebe der König! Es lebe die Königin! Es lebe Monſeigneur Dauphin!' belohnt." [5]

[1] „Correspondance de M^me^ Elisabeth", p. 170.

[2] „Souvenirs d'un page", p. 336.

[3] „Détail de tout ce qui s'est passé au Champ-de-Mars, à la cérémonie de la Fédération, le 14 juillet 1790." Broſchüre von acht Seiten.

[4] Daſelbſt.

[5] „Mémoires du marquis de Ferrières."

Während mehrerer Tage gab es allgemeines Entzücken. Jene wackeren Provinz-Delegierten, noch ganz erfüllt von der alten Achtung und traditionellen Liebe der Franzosen zum Königthume, waren hocherfreut, der königlichen Familie so nahekommen zu dürfen. Vom frühen Morgen an füllten sie Hof und Garten der Tuilerien und drängten sich unter den Fenstern, besonders begierig, den Dauphin zu sehen; der junge Prinz zeigte sich auf dem Balkon, führte sie in sein Gärtchen und vertheilte Blumen und Baumblätter unter sie. Brausende Acclamationen begrüßten ihn; „kommen Sie in unsere Dauphiné," sagten die Föderierten von Grenoble; „wir werden Sie schon zu vertheidigen wissen." — „Vergessen Sie nicht," versetzten die Normannen, „dass Sie den Namen unserer Provinz getragen haben, und dass die Normannen immer treu gewesen und immer treu sein werden." [1]

Vier Tage darauf hielt der König eine Revue über die Nationalgarde beim Chaillet-Thore. Die Königin fuhr mit ihren Kindern und mit der Prinzessin Elisabeth im offenen Wagen ohne Wappen hin. Sofort wurde ihr Wagen von den Föderierten umgeben, mit denen sie sich vertraulich unterhielt, auf ihre Fragen antwortete, diese sogar hervorrief. Sie wünschten dem kleinen Dauphin die Hand zu küssen; sie hielt ihn ihnen hin; die braven Leute waren entzückt. In diesem Augenblicke war der Arm der Königin auf die Portière gestützt; einer der Föderierten ergriff ihn hastig und drückte seine Lippen darauf. Das Beispiel wirkte ansteckend und die Liebe ließ die Achtung vergessen; in einem Augenblicke bedeckten ihrer dreihundert den Arm mit Küssen, den die tiefergriffene Königin dieser Huldigung nicht entzog. Gerührt von dieser ausdrucksvollen Zuneigung, an die sie nicht mehr gewöhnt war, weinte die arme Frau vor Freude und Schmerz zugleich.[2]

„Jener Tag," sagt ein Augenzeuge, „war wahrhaftig ein Tag des Glückes für den König, die Königin und jene, die ihnen ergeben waren. Es war ein freudetrunkener Ausdruck der Gefühle; es war der letzte schöne Tag der Königin." [3]

[1] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 148.

[2] „Détail de tout ce qui s'est passé au Champ-de-Mars, à la cérémonie de la Fédération, le 14 juillet 1790."

[3] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 156.

„Die Deputierten der Provinzen haben sich gegen den König und die Königin trefflich verhalten," schrieb ein anderer Zeuge; „sie haben ihnen unaufhörlich rührende Beweise von Achtung, Liebe und Treue gegeben, und Ihre Majestäten haben sie hinwieder mit Auszeichnung behandelt. Sie sind bezaubert gewesen von der Königin, die gegen sie die ganze Anmuth und Verbindlichkeit entwickelt hat, deren sie fähig ist."[1] Hätte Ludwig XVI. diese Begeisterung benützen wollen, hätte er, wie ihn der Herzog von Villequier inständig bat, sein Pferd bestiegen und erklärt, dass er, sich zum erstenmale an der Spitze der Elite der Nation befindend, ihr vorstellen müsse, dass er einer unvollendeten Constitution ohne Unzuträglichkeit nicht Treue schwören könne; wäre er insbesondere, wie Herr v. Tourzel verlangte, in die Provinzen gereist, wo er wahrscheinlich mit denselben Acclamationen aufgenommen worden wäre, so hätte er, gestützt auf die wirkliche Mehrheit des Landes, die Übergriffe der Nationalversammlung aufhalten und die rechtmäßige Ausübung der königlichen Gewalt wieder an sich nehmen können. Die Nationalversammlung fürchtete dies; die Haltung der Föderierten ließ sie einen Augenblick an ihrem Erfolge und an der Zustimmung des Landes zweifeln; Barnave gestand dies der Prinzessin Elisabeth in einer jener Unterredungen nach der Rückkehr von Varennes, die den jungen Deputierten für die Sache gewannen, die er so heftig angegriffen hatte. Als die Prinzessin sich über die Absichten der Nationalversammlung bei Decretierung der Föderation beklagte, erwiderte Barnave lebhaft: „O, Madame, beklagen sie sich nicht über jene Zeit; denn hätte der König sie zu benützen gewusst, wir wären verloren gewesen."[2]

Allein der König verstand dies eben nicht; er wich aus Furcht vor einem Conflicte zurück. Die verlorene Gelegenheit fand sich nicht wieder. Die Föderierten giengen in ihre Departements zurück, entzückt von der Aufnahme, die sie gefunden, durchdrungen von Gefühlen der Liebe und Achtung gegen die ganze allerhöchste Familie, aber ohne Leitung, ohne Weisungen, ohne Einvernehmen untereinander und mit dem Hofe, in ihren entfernten Provinzen allen ungesunden Einflüssen, denen sie nur auf kurze Zeit entgangen waren, wehrlos preisgegeben. Ludwig und die Seinigen kehrten nach Saint-

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France", I, 78.

[2] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 150 u. 151.

Cloud zurück, etwas aufgeheitert und von einem Hoffnungsschimmer belebt, aber, ach! auf wie lange? Kaum waren sie in ihre Sommerresidenz zurückgekommen, als ein Elender, Namens Rotondo, sich einschlich, um die Königin zu ermorden. Er war in die äußeren Gärten eingedrungen; nur der Regen, der an jenem Tage die Königin verhinderte auszugehen, rettete sie vom Mordstahl.[1]

Fast zur selben Zeit entdeckte man eine Verschwörung, die Königin zu vergiften. Marie Antoinette erfuhr es und schien darüber nicht aufgeregt zu sein. Nichtsdestoweniger kamen ihr Arzt, Vicq d'Azyr, und ihre erste Kammerfrau, Campan, überein, täglich mehrmals den gestoßenen Zucker in der Zuckerdose der Königin zu wechseln, den sie ins Trinkwasser zu geben pflegte. Eines Tages überraschte die Königin Frau Campan, als sie eben beschäftigt war, den verabredeten Wechsel vorzunehmen. Sie lächelte traurig und bat sie, sich nicht mehr diese unnütze Mühe zu geben. „Bedenken Sie," sagte sie, „dass man nicht ein Korn Gift gegen mich anwenden wird. Dieses Jahrhundert hat keine Brinvilliers mehr; man hat die Verleumdung, die besser taugt, um die Leute zu tödten, durch diese wird man mich zugrunde richten."[2]

Einige Tage nachher gab die Haltung der Nationalversammlung diesen Ahnungen recht. Das Châtelet*[2] war beauftragt worden, eine Untersuchung über die Octobertage einzuleiten. Von den Commissären befragt, verschloss sich die Königin in ein großmüthiges Stillschweigen; „ich werde nie," antwortete sie, „die Angeberin meiner Unterthanen sein; ich habe alles gesehen, alles erfahren, alles vergessen".[3] Die Untersuchung nahm nichtsdestoweniger ihren Gang, und am 7. August 1790 brachte der Berichterstatter, Boucher d'Argis, die Zeugenvernehmung zur Kenntnis der Nationalversammlung. Seine Arbeit, in einem ungeschickt emphatischen Stile abgefasst,[4] trug auf Verfolgung Mirabeaus und des Herzogs von Orléans an, und war Gegenstand eines Berichtes von Chabroud. Dieses Werk Chabrouds, ein Schriftstück voll Heuchelei und Lüge, voll Übelwollens gegen die Gardes du corps und gehässiger Anwürfe gegen die Königin, schien nur ein Ziel zu haben: die Ver-

[1] „Mémoires de Mme Campan", p 276.

[2] Daselbst p. 276.

[3] „Mémoires de Weber", p. 296.

[4] „Rapport de Chabroud", p. 117.

brechen zu verhüllen, deren Opfer anzuklagen und die Schuldigen zu entlasten. Dieses Ziel wurde erreicht; am 2. October wurden trotz der Proteste Abbé Maurys und Montlosiers, und nach einem lebhaften Ausfalle Mirabeaus, der den Standpunkt geschickt verrückte und sich aus einem Angeklagten in einen Ankläger verwandelte, Chabrouds Anträge angenommen; die Attentate vom 6. October waren nur ein „Unglück", bestimmt, „den Königen eine Lehre zu geben". Mirabeau und der Herzog von Orléans, ebenso wie Théroigne de Méricourt und selbst Jourdan Coupe-Tête wurden von jeder Anklage freigesprochen, und als wahre Schuldige wurden durch den Bericht der Wuth der Tribünen und den Hieben des Pöbels die zu Gegnern der Constitution umgestalteten Vertheidiger des Königthums bezeichnet.

Die Königin war entrüstet, weniger vielleicht über die Entscheidung, die Mirabeau und den Herzog von Orléans entlastete, als über die Verherrlichung des Verbrechens und die gehässige Fälschung der Thatsachen. „Ich spreche nicht," schrieb sie an ihren Bruder, „über das Urtheil in der Affaire vom 5. und 6. October vergangenen Jahres. Man musste sich darauf gefasst machen; aber ich finde, dass es die Seelen besudelt, wie die vorjährigen Thatsachen das Palais des Königs besudelt haben. Übrigens möge ganz Europa und die Nachwelt über diese Ereignisse urtheilen und mir und jenen braven und treuen Gardes du corps Gerechtigkeit widerfahren lassen, mit denen genannt zu werden ich mir zum Ruhme anrechne." [1]

Übrigens war die Königin um jene Zeit — so viel vermochten die Pflichten der Königin über das Widerstreben der Frau — mit einem der Männer in Unterhandlung getreten, die die öffentliche Meinung für die Octobertage am meisten verantwortlich gemacht hatte, und der sich bei jeder Gelegenheit als einer ihrer heftigsten Gegner erwiesen hatte — mit Mirabeau.

[1] Marie Antoinette an Leopold II., 3. October 1790.

# Siebentes Capitel.

Mirabeau. — Seine Zusammenkunft mit Necker. — Seine Mittheilungen an den Grafen von der Marck. — Erste Erklärung Mirabeaus für den Hof. — Seine Zusammenkunft mit der Königin. — Seine Pläne. — König und Königin hören sie, ohne ihnen zu folgen. — Die Königin wird neuerdings bedroht. — Neue Pläne Mirabeaus. — Siebenundvierzigste Erklärung. — Nutzen, aber auch Schwierigkeiten dieses Planes.

Mirabeau,*[1] durch Stolz, Groll, Ehrgeiz, die Ausschweifungen seines Privatlebens und die Bedürfnisse einer kärglichen Existenz in die Revolutionspartei getrieben, nicht durch sein Ansehen — er übte erst im zweiten Jahre einen ernstlichen Einfluss aus[1] — sondern durch sein Talent und das stürmische Wesen seiner Beredsamkeit in die Reihe ihrer Häupter gestellt, bemerkte bald den Abgrund, in den die Unerfahrenheit seiner Freunde und seine eigene Leidenschaftlichkeit Frankreich zu stürzen drohten. Die Leidenschaft hatte ihn zum Revolutionär gemacht, die Vernunft machte ihn wieder zum Royalisten, seine eigene Veranlagung war mehr der Autorität zugeneigt, und er stand nicht an, im vertraulichen Gedankenaustausch die Gefahren des Königthums zu beklagen, das er angreifen und selbst erschüttern wollte, aber nicht zu zerstören gedachte. Schon Ende Mai hatte er Necker durch Malouet seine Mitwirkung anbieten lassen, um die Monarchie und den Monarchen „von dem Sturme, der sich vorbereite," zu retten; das waren seine eigenen Worte.[2] Der mehr als kühle Empfang Neckers, der ihn verabscheute und damals noch nicht fürchtete, stürzte ihn in die Opposition zurück. „Mein Herr," sagte der Minister trocken und verächtlich, „Herr Malouet hat mir gesagt, dass Sie mir Vorschläge zu machen haben; welche sind diese?" — „Mein Vorschlag," antwortete Mirabeau barsch, „ist, Ihnen guten Morgen zu wünschen."[3] Wüthend gieng er fort und schwur, seinen verwegenen Charakter und seine gewaltigen Anlagen im Dienste der damals

[1] „Mémoires de Malouet", I, 264.
[2] Daselbst, I, 277.
[3] Daselbst, I, 282.

sogenannten „Volkspartei“ zu verwerten.[1] Obwohl er bei gewissen Gelegenheiten monarchische Gesinnungen gezeigt und sich als erleuchteten, um die wahren Bedingungen der constitutionellen Monarchie und der wirklichen Freiheit und Größe Frankreichs besorgten Staatsmann erwiesen hatte,[2] sah ihn das Jahr 1789 unter den heftigsten Verleumdern der Regierung, und er stand stark im Verdachte, wenn auch nach Herrn von der Marck mit Unrecht, einer der Veranstalter der blutigen Octobertage gewesen zu sein. Doch inmitten seiner stürmischesten Angriffe misbilligte er ganz in der Stille die Ausschreitungen seiner Zunge, zu denen er sich in der Öffentlichkeit aus Leidenschaft und vielleicht aus Berechnung hinreißen ließ; den Häuptern der Linken, wie Lafayette, dessen anmaßende Nullität ihn reizte, und dem Herzog von Orléans, über den er sich in den härtesten Ausdrücken ergieng,[3] wenig geneigt, den Ministern feindlich gesinnt, aber im Grunde der Monarchie anhänglich, Aristokrat dem Naturtriebe nach und von den bedrohlichen Fortschritten der Demokratie erschreckt, ließ er nie den Gedanken los, sich dem Hofe zu nähern. „Lassen Sie doch,“ sagte er Ende Juni zu seinem Freunde, dem Grafen von der Marck, einem der einstigen Stammgäste von Trianon, „im Schlosse wissen, dass ich mehr für als gegen sie gestimmt bin.“[4] Er war über die Gefahren entsetzt, die sein klarblickender Geist ihn als bevorstehend erkennen ließ. „Woran denken denn diese Leute,“ sagte er oft und oft in seiner rücksichtslosen Ausdrucksweise, „sehen sie nicht die Abgründe, die sich vor ihnen aufthun?“ Und gegen Ende September, mehr als je beunruhigt und erbittert über die Unfähigkeit der Minister, rief er einmal aus: „Alles ist verloren; König und Königin werden umkommen, und, Sie werden es sehen, der Pöbel wird ihre Leichname zertreten; sie begreifen nicht genug die Gefahr der Lage, und doch sollte man sie dieselbe erkennen lassen.“[5]

Vierzehn Tage später, am Tage nach der verhängnisvollen Rückkehr nach Paris, kam er abermals auf sein Thema zurück und

[1] „Mémoires de Malouet“, I, 364.

[2] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck“, I, 103 u. 104.

[3] Daselbst, I, 127.

[4] Daselbst, I, 94.

[5] Daselbst, I, 112.

sagte zu Herrn von der Marck: „Wenn Sie ein Mittel haben, sich mit dem Könige und der Königin zu verständigen, so bringen Sie ihnen doch bei, dass Frankreich und sie verloren sind, wenn die königliche Familie nicht von Paris fortgeht. Ich beschäftige mich mit einem Plane, um sie fortzubringen.“ Diesen Plan händigte er am 15. October seinem Freunde ein.

Doch von der Marck zögerte; er wusste gar wohl, welchen Abscheu Mirabeau der Königin einflößte, und man muss gestehen, für einen Mann, der nach der Ehre strebte, Rathgeber der königlichen Familie zu werden, hatte Mirabeau eine seltsame Art, seine Clienten zu vertheidigen; seine Haltung in der Nationalversammlung während der Octobertage hatte die aufrichtigsten Freunde der Freiheit aufgebracht, und am 5. hatte er gegen die unglückliche Marie Antoinette eine jener hinterlistigen Anschuldigungen geschleudert, die der Pöbel am nächsten Tage in so blutiger Weise ausnützen sollte. Herr von der Marck musste sich sogar bei der Königin wegen seiner Beziehungen zu dem stürmischen Volkstribun mit dem Vorwande entschuldigen, er könnte noch einmal der königlichen Sache nützlich werden, worauf die Königin, die ihre Abneigung nicht verhehlen konnte, antwortete: „Ich denke, wir werden nicht hinlänglich unglücklich sein, um zu dem Äußersten gedrängt zu werden, uns an Mirabeau zu wenden.“ [1] Da also von der Mark nicht wagte, sich an die Königin zu wenden, wandte er sich an den Grafen von Provence und übergab ihm den Plan Mirabeaus. Doch dieser Plan beruhte hauptsächlich auf der Abreise von Paris und dem Rückzuge in eine treue Provinz, wie die Normandie, oder in eine sichere Stadt, wie Beauvais.[2] Er forderte einen bestimmten Entschluss, und der Graf von Provence glaubte nicht an die Festigkeit seines Bruders; „die Schwäche und Unentschlossenheit des Königs,“ sagte er, „lassen sich in gar keine Worte fassen. Um Ihnen eine Vorstellung von seinem Charakter zu geben, denken Sie sich in Öl getauchte Elfenbeinkugeln, die Sie vergebens sich anstrengen würden, festzuhalten.“ Auch die Energie der Königin vermöchte nichts über die Unzuverlässigkeit ihres Gemahls.[3]

[1] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck“, I, 107.

[2] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, I, 32.

[3] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck“, I, 124 u. 125.

Trotz dieser verzweiflungsvollen Antwort wurde der Plan nicht aufgegeben. Der Graf von Provence unterhielt einige Beziehungen mit Mirabeau; die Königin wurde von dem Projecte unterrichtet und schien es nicht zu misbilligen,[1] obwohl sie vorgab, sich in nichts zu mischen.[2] Doch bald nahm eine ungeschickte, am 7. November auf Lanjuinais' Vorschlag mit unbedachter Unterstützung der Rechten von der Nationalversammlung ergriffene Maßregel, nämlich das Verbot für die Deputierten, Minister zu sein, Mirabeau einen Theil seiner Hilfsmittel weg. Da er am Cabinet nicht mehr theilnehmen konnte, wollte er wenigstens den Grafen von Provence, der damals seine Rathschläge annahm, zu dessen Chef ernennen lassen. Doch diese neue Combination scheiterte, und es ist gewiss, dass die Königin, die ihren Schwager nicht sehr gerne hatte, ihr nicht günstig war.[3] Bald überwarf sich übrigens Mirabeau mit dem Grafen von Provence,[4] wie schon früher mit Necker, Lafayette und dem Herzog vor Orléans.

Graf von der Marck, reiste am 16. December entmuthigt auf seine Besitzung Raismes ab und gieng von hier nach Belgien, wohin ihn seine Geschäfte und das Interesse an der Lage der gegen Österreich im Aufstand begriffenen Niederlande riefen; gegen Mitte März führte ihn ein Brief des Grafen Mercy nach Paris zurück. Die Unterhandlungen waren wieder aufgenommen worden, und der König hatte sich endlich entschlossen, mit Mirabeau in Beziehung zu treten. Die Königin hielt noch einige Zweifel fest bezüglich der Theilnahme des heftigen Volkstribunen an den Octobertagen; diese Zweifel wurden behoben, und nach einer ersten Zusammenkunft zwischen Mirabeau, Mercy und von der Marck und einer langen Unterredung zwischen letzterem und dem Könige und der Königin kam man überein, dass der gewaltige Redner eine Denkschrift verfassen sollte, die vom Grafen von der Marck Marie Antoinette und von dieser ihrem Gemahl überreicht werden würde. Absolutes Stillschweigen sollte den Ministern gegenüber beobachtet werden, bis ein besseres Ministerium eingesetzt wäre, das man

[1] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck", I, 361.

[2] Daselbst, I, 436.

[3] Daselbst, I, 442.

[4] Daselbst, I, 460.

mit dem neuen Rathgeber der Monarchie in Beziehungen bringen könnte.

Bezüglich der Reformen mußte zwischen dem Könige und Mirabeau ein Einvernehmen leicht sein; „Ludwig war weit entfernt, an die Wiedergewinnung seiner früheren absoluten Gewalt zu denken; er war vollkommen resigniert bezüglich des Verlustes der Herrscherrechte seiner Vorfahren, den er durch die Revolution erlitten hatte. ‚Ich könnte sagen,' bemerkt von der Marck, dem wir dieses Urtheil entnehmen, ‚daß in dieser Beziehung Mirabeau weniger resigniert war als er.'" [1]

Mirabeau entsprach mit Eifer dem also entworfenen Plane. Schon am 10. Mai schrieb er einen Brief, in dem er seine monarchischen Gesinnungen betheuerte und dem Könige „Treue, Eifer, Thätigkeit, Energie und Muth" versprach.[2] König und Königin waren mit dieser Erklärung zufrieden, wie die Königin selbst den Grafen von der Marck versicherte. „Sie bestätigte mir, was Graf Mercy mir von der Befriedigung gesagt hatte, die der König beim Lesen des Briefes von Mirabeau empfunden; sie wiederholte mir auch, daß der König kein Verlangen hätte, seine Herrschaft in der ganzen Ausdehnung je wieder zu erlangen, die sie ehedem hatte, und weit entfernt wäre zu glauben, daß dies zu seinem persönlichen Glücke oder zu dem seiner Völker nothwendig sei." [3] Die gute Königin schien damals voll Vertrauen und fast fröhlich zu sein und verlegte sich in einer zweistündigen Unterredung mit von der Marck darauf, die Erinnerung an die Vergangenheit wachzurufen, als ob sie, von nun an mit mehr Ruhe in die Zukunft schauend, schon die Sorgen der Gegenwart abschüttelte.[4] Es wurde vereinbart, daß der König Mirabeaus Schulden — und sie waren zahlreich — bezahlen und ihm einen monatlichen Bezug von 6000 Livres und nach Schluß der Nationalversammlung 1,000.000 zusichern würde. Das war der Preis für die Dienste, die man von ihm erwartete. Mirabeau war entzückt, und die beglückende Hoffnung, aus dem beengten und abenteuerlichen Leben herauszukommen, das er bis

[1] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck", Einleitung, p. 150.

[2] Daselbst, II, 13.

[3] Daselbst, I, 156 u. 157.

[4] Daselbst p. 157.

dahin geführt hatte, flößte ihm eine Überfülle von Begeisterung für die königliche Familie und für die Königin ein.

„Ich habe mich zu den monarchischen Principien bekannt," sagt er zu Anfang seiner ersten Denkschrift, „als ich vom Hofe nichts sah, als seine Schwäche, und weder Gemüth noch Gesinnung der Tochter Maria Theresias kennend, auf diese erhabene Helferin nicht rechnen konnte. Ich habe für die Rechte des Thrones gekämpft, als ich nur Misstrauen einflößte, und alle meine Schritte, durch Böswilligkeit entstellt, ebenso viele Fallen zu sein schienen. Ich habe dem Monarchen gedient, als ich wohl wusste, dass ich von einem zwar gerechten, aber getäuschten Könige weder Wohlthaten noch Belohnungen erwarten durfte. Was werde ich jetzt thun, da das Vertrauen meinen Muth gehoben, und die Dankbarkeit meine Grundsätze zu meinen Pflichten gemacht hat? Ich werde sein, was ich immer gewesen, der Vertheidiger der durch die Gesetze geregelten monarchischen Gewalt und der Apostel der durch die monarchische Gewalt gewährleisteten Freiheit. Mein Herz wird den Weg wandeln, den mir die Vernunft allein vorgezeichnet hat." [1]

Die nun einmal angeknüpften Unterhandlungen wurden durch die Vermittlung des Grafen von der Marck, des Grafen Mercy, des Herrn v. Fontanges, Erzbischofs von Toulouse und früheren Beichtvaters der Königin, und später Herrn v. Montmorins fleißig fortgesetzt. Rasch folgten einander Mirabeaus Denkschriften. Er bestand auf der Nothwendigkeit, die königliche Autorität zu heben, den dictatorischen Einfluss Lafayettes zu schwächen, in den Provinzen Agenten zu unterhalten, um sich des Geistes der Bevölkerung zu bemächtigen und die Bande der Disciplin in der Armee zu befestigen, die man zu einer monarchischen Restauration nöthig haben würde. „Der König," sagte er, „hat nur einen Mann, das ist seine Frau. Für sie gibt es keine Sicherheit als in der Wiederherstellung der königlichen Gewalt. Ich bin geneigt zu glauben, dass sie kein Leben möchte ohne die Krone; aber dessen bin ich sicher, dass sie ihr Leben nicht behalten wird, wenn sie nicht ihre Krone behält. Es wird der Augenblick kommen, und zwar bald, wo man wird versuchen müssen, was eine Frau und ein Kind zu Pferd vermögen; für sie ist das eine Familiengewohnheit; aber

[1] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck", II, 25.

inzwischen muss man sich bereit halten und nicht glauben, sei es mit Hilfe des Zufalls oder von Combinationen, aus einer ungewöhnlichen Krisis mittelst gewöhnlicher Männer und Mittel herauskommen zu können.“ [1]

Da Mirabeau die Schwäche des Königs und die Thatkraft der Königin kannte, war er überzeugt, dass diese allein hinreichenden Einfluss auf ihren Gemahl hätte, um über seine Unentschlossenheit zu siegen. Diese hohe Meinung, die er von Marie Antoinettes Charakter hatte, ließ ihn eine Zusammenkunft mit ihr wünschen, in der er sie vollständiger über die Gefahren der Lage aufklären, ihr im einzelnen sein System auseinandersetzen, noch mehr ihr Vertrauen gewinnen und sie gewissermaßen in seinen Geist einweihen könnte. „Es wäre wesentlich,“ schrieb er am 20. Juni an von der Marck, „dass ich Ihren Mann sehe, und vor allem sie.“ [2] Mit diesem Worte bezeichnete er die Königin. Doch diese fühlte ein überaus großes Widerstreben gegen eine solche Zusammenkunft. Trotz aller Ergebenheitsbetheuerungen Mirabeaus konnte sie nicht vergessen, dass sie seit mehr als einem Jahre gewohnt war, ihn als ein „Ungeheuer“ zu betrachten, und dass gerade damals das Châtelet selbst ihn als einen der Anstifter der Octobertage bezeichnete. Indessen, von Grafen Mercy [3] und dem Erzbischof von Toulouse [4] ermuthigt und ihren sehr natürlichen Widerwillen im Interesse des Königs, ihrer Kinder und des Landes überwindend, ließ sie sich endlich zu der erbetenen Besprechung herbei. Es handelte sich nur mehr um die Wahl des passenden Tages und Ortes. St. Cloud, wo der Hof den Sommer zubrachte, bot bessere Gelegenheiten als Paris; aber selbst in St. Cloud war man überwacht. Durch vieles Nachforschen fand Marie Antoinette eine Stelle, „die zwar nicht bequem, aber genügend war, ihn zu sehen und alle Unzukömmlichkeiten des Gartens und des Schlosses zu verdecken“. [5] Die ursprünglich auf Freitag den 2. Juli [6] festgesetzte Audienz wurde auf Samstag den 3. Juli, halb 9 Uhr morgens, ver-

[1] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck“, II, 41.

[2] Daselbst, II, 55.

[3] Daselbst, I, 189.

[4] Daselbst, II, 61.

[5] Marie Antoinette an Mercy, 29. Juni 1790.

[6] Daselbst.

schoben.[1] Um seinen Schritt besser zu verheimlichen, reiste Mirabeau tagsvorher von Paris ab und übernachtete in Auteuil bei seiner Nichte, der Marquise d'Aragon.[2] Am nächsten Morgen fuhr er in einem zweispännigen Cabriolet[3] mit seinem als Courier verkleideten Neffen, dem Grafen du Saillant, der kutschierte, ab. Er stieg bei der kleinen Parkthür ab, übergab infolge einer bald bereuten Regung von Misstrauen, bevor er eintrat, seinem Neffen einen Brief mit den Worten: „Wenn ich in drei Viertelstunden nicht zurück bin, so fahr fort und übergib, ohne einen Augenblick zu verlieren, dieses Billet dem Commandanten der Nationalgarde!“[4] Dann klopfte er an die Thür und wurde in den Park eingelassen, von wo aus man ihn in das Appartement der Königin führte.[5] Marie Antoinette konnte sich trotz ihrer Selbstbeherrschung, als sie das „Ungeheuer“ gewahrte, nicht einer so tiefgehenden Erregung verwehren, dass sie tagsdarauf an einem leichten Unwohlsein litt.[6] Doch sie fasste sich, trat auf den wilden Volkstribun zu und sagte mit ihrer bezwingenden Anmuth: „Bei einem gewöhnlichen Feinde, bei einem Manne, der dem Untergange der Monarchie geschworen hätte, ohne deren Nutzen für ein großes Volk wahrzunehmen, würde ich in diesem Augenblicke den allerunpassendsten Schritt thun. Wenn man aber mit einem Mirabeau spricht. . . .“[7] Mirabeau war entzückt; der bloße Anblick Marie Antoinettes hatte ihn geblendet. Ihre hehre Würde, der über ihre ganze Person ausgegossene unvergleichliche Reiz, das die Lippen umspielende melancholische Lächeln, ihre Leutseligkeit, als er mit von Gewissensbissen begleiteter Rührung sich selbst anklagte, eine der Haupturſachen ihrer Leiden gewesen zu sein, versetzte ihn vollends in Begeisterung.[8] „Madame,“

[1] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck“, II, 72.

[2] Daselbst, I, 188.

[3] Daselbst, II, 80, Anm.

[4] Graf Biel-Castel, „Marie-Antoinette et la Révolution française“, Paris, Teschener, 1859, p. 296.

[5] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck“, I, 189.

[6] Daselbst, I, 191.

[7] „Mémoires de Mme Campan“, p. 289.

[8] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck“, Einleitung, I.

sagte er, als er sich zurückzog, „wenn Ihre erhabene Mutter einen ihrer Unterthanen zur Ehre ihrer Gegenwart zuließ, verabschiedete sie ihn nie, ohne ihm die Hand zum Kusse zu reichen.“ [1] Die Königin reichte die Hand hin, Mirabeau küßte sie, sich ehrfurchtsvoll verneigend, und sagte, sich wieder erhebend: „Madame, die Monarchie ist gerettet.“ [2]

Als er nach drei Viertelstunden neuerdings die Schwelle der Parkthür überschritt, konnte er nur keuchend athmen und stoßweise die Worte hervorbringen. Er hörte fast mit Bedauern das letzte Knirschen des Sandes unter den Füßen der sich entfernenden Schloßpersonen. Dann schritt er auf seinen Neffen zu, nahm ihm rasch den anvertrauten Brief ab, drückte ihn kräftig am Arme und sagte: „Victor, sie ist sehr groß, sehr edel und sehr unglücklich, aber ich werde sie retten.“

„Nie,“ fügt Du Saillant hinzu, „war die Stimme meines Onkels durch eine ähnliche, durch eine wahrere Aufregung verändert worden.“ [3]

Wie gut auch das Geheimnis dieser Zusammenkunft gewahrt worden, welche Vorsichtsmaßregeln die Königin auch ergriffen hatte, um den Verdacht abzulenken oder wenigstens auf einen anderen, weniger Gefährdenden und weniger Gefährdeten, etwa den Grafen de Ségur,[4] zu lenken, so wurde doch im Publicum ein unbestimmtes Gerede ruchbar, und anonyme Briefe denuncierten beim „Comité der Nachforschungen“ (Comité des recherches) den „großen Verrath des Grafen de Mirabeau“, wie man schon bei einer vorausgehenden Gelegenheit gesagt hatte. [5]

Doch dieses Gebelfer schüchterte den gewaltigen Redner ebensowenig ein, als es ihn am 22. Mai bei der Debatte über das Recht der Entscheidung über Krieg und Frieden in der Nationalversammlung eingeschüchtert hatte. Durch die Güte der Königin über deren wahren Charakter aufgeklärt, gerührt von der ruhigen Resignation des Königs und dessen gemäßigten Absichten betreffs

[1] „Mémoires de Weber“, p. 302.

[2] „Mémoires de Mme Campan“, p. 280.

[3] „Marie-Antoinette et la Révolution française“, p. 299.

[4] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck“, II, 62.

[5] „Mémoires du marquis de Ferrières“, II, 33.

der Wiederherstellung der königlichen Autorität, verfolgte er mit Feuereifer das vorgesteckte Ziel. „Nichts soll mich aufhalten," sagte er; „eher will ich zugrunde gehen, als meine Versprechungen nicht halten." [1]

Leider dauerte der vollkommene Einklang, den die Zusammenkunft von St. Cloud zwischen Mirabeau und der königlichen Familie hergestellt zu haben schien, nur kurze Zeit. Der stets unentschlossene König zögerte, sich ihm ganz anzuvertrauen; er verlangte Rathschläge auf allen Seiten und folgte schließlich keinem. Diese Theilung des Vertrauens erbitterte Mirabeau. Nachdem er sich einmal der Sache gewidmet hatte, wollte er, dass man ausschließlich seinen Rathschlägen folge, und war eifersüchtig auf alle jene, denen König und Königin irgendeinen Einfluss zu gewähren schienen, wie Ségur, Rivarol,[2] Bergasse.[3] Schon am 9. Juli beklagte er sich, dass man ihm nicht alles sage, und der König die mit seiner Frau abgemachten Beschlüsse nicht ausführe. „Die Königin muss," sagte er, „sich entschließen, den König immer wieder anzutreiben," und, was er nicht sagte, aber im Innersten dachte, die Königin muss stets die von Mirabeau angegebene Richtung annehmen; „sonst werden König und Königin nur schüchterne Personen sein, stets darauf angewiesen, sich mit ihren Kerkermeistern abzufinden .... stets den Aufständen, dem Ehrgeize und der Demagogie preisgegeben." [4]

Aber so unerschrocken Marie Antoinette war, so schrak sie doch bisweilen selbst vor den von Mirabeau vorgelegten Plänen zurück. Am 13. August richtete Mirabeau die bekannte Denkschrift an den König, deren Anfangsworte so oft citiert worden sind: „Vier Feinde nahen im Doppelschritte: Steuer, Bankerott, Armee, Winter. Man muss einen Entschluss fassen; ich will sagen, man muss sich auf die Ereignisse vorbereiten, indem man ihnen die Richtung gibt. In zwei Worten: der Bürgerkrieg ist gewiss und vielleicht nothwendig." [5] Und er schloss mit der Bitte um eine neue

[1] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck", I, 190.

[2] Daselbst, II, 113.

[3] Daselbst, II, 237.

[4] Daselbst, II, 95 u. 96.

[5] Daselbst, II, 126 ff.

Zusammenkunft und betonte die Nothwendigkeit, die Armee zu einem festen Kerne des Widerstandes zu gestalten.

Die Königin war entsetzt. Die ungeschminkte Darlegung der Gefahr, die sie wohl fühlte, aber ohne Zweifel gerne für weniger dringend hielt, selbst der Ton der Denkschrift, ein Ton, an den sie die höflichen und unterthänigen Phrasen ihrer Minister nicht gewöhnt hatten, der „ungewöhnliche“ — ihr eigener Ausdruck — abgehackte, ungleichmäßige Stil, der nach Pulver roch und zum Angriffe blies, das alles verwirrte und erschreckte sie; sie war fast versucht, den kühnen Schreiber für „närrisch“ zu halten. Der Bürgerkrieg flößte ihr und musste ihr wohl bis zum Ende einen unüberwindlichen Widerwillen einflößen. „Wie kann M. oder irgendein anderes denkende Wesen glauben,“ schrieb sie an Mercy, „dass je, aber besonders in diesem Augenblicke, der Zeitpunkt gekommen sei, dass wir den Bürgerkrieg hervorrufen?“ [1] Eine zweite Zusammenkunft mit Mirabeau war unmöglich. Man hatte schon die erste beargwohnt, und dieser einfache Argwohn hätte bald alles verdorben. Was wäre geschehen, wenn man die zweite entdeckt hätte?

Mirabeau wurde, ohne Zweifel durch Mercy, von dem durch seine Denkschrift hervorgebrachten Eindrucke unterrichtet. Er war darüber mehr betrübt als erstaunt, aber gleichzeitig entmuthigt. Er hatte gewollt, dass der König eine active Rolle ergriffe, und der König konnte sich nur zu einer passiven entscheiden. Er wollte, dass man durch geschickte Agenten die Unzufriedenheit schüre und, nach Bedürfnis, errege, die die Reformen der Nationalversammlung in den Provinzen unvermeidlich hervorrufen mussten, und der König wartete, bis diese Unzufriedenheit ganz von selbst entstünde und wüchse; man rechnete bloß auf die Zeit, und doch war kein Tag zu verlieren. Die Königin selbst wich zurück, wie geblendet von dem schrecklichen Lichte, das Mirabeau so schroff auf die Lage geworfen hatte; auch sie nahm zu einer passiven Rolle ihre Zuflucht. „Zeit und Geduld sind die wahren Heilmittel gegen unsere Übel,“ schrieb sie etwas später an ihren Bruder. „Ich glaube, dass doch eine Zeit kommen wird, wo man wird thätig eingreifen müssen; aber soweit sind wir noch nicht.“ [2] Je näher der Augenblick zu handeln kam, je gebieterischer die Nothwendigkeit energischen

[1] Marie Antoinette an Mercy, 15. August 1790.

[2] Marie Antoinette an Leopold II., 13. October 1790.

Auftretens wurde, desto mehr suchte die Königin dieses fernzuhalten, als ob sie sich vor den Folgen entsetzte. Und traurig schrieb Mirabeau: „Ich werde fortfahren zu dienen, soweit es die Natur der Dinge gestattet, selbst bei der passiven Rolle, zu der man sich verurtheilt, wie groß auch mein Widerwille dagegen ist; und dieser Widerwille ist so groß, dass, wenn ich mich hier enthalten habe, alle Gefahren zu entwickeln, dies nur geschehen ist, um Ihrer Phantasie und Ihrer Empfindlichkeit ein Gemälde zu ersparen, dessen Häßlichkeit Sie unnützerweise betrüben würde, sobald Sie sich außerstande glauben, etwas zu versuchen für das allgemeine Beste und für Sie selbst. . . . Ich werde es beklagen, dass ein so guter Fürst und eine von Natur aus so begabte Königin gerade durch das Opfer ihres Ansehens und ihrer Sicherheit für die Wiederaufrichtung ihres Landes unnütz waren. . . . Ich werde bis zum Ende treu sein, weil das mein Charakter ist; ich werde mich auf die zeitweiligen und gelegentlichen Mittel beschränken, weil man sich zu anderen nicht herbeilassen will. . . . Übrigens erwarte ich, dass ein Donnerschlag die beweinenswerte Lethargie breche, über die ich nur seufzen kann.“ [1]

Einen Monat später schrieb er wieder: „Ich gestehe es nicht ohne Bedauern, ich bin sehr wenig nützlich, aber man legt mir mehr die Pflicht auf zu dienen, als man mir dazu die Macht gibt. Man hört mich mit mehr Güte als Vertrauen an; man interessiert sich mehr dafür, meine Rathschläge kennen zu lernen als zu befolgen, und fühlt vor allem nicht, dass eine passive Rolle, wäre sie auch allen anderen vorzuziehen, nicht gerade darin besteht, entweder nichts zu thun oder nur diejenigen handeln zu lassen, welche schaden.“

Auf die von der Nationalversammlung beschlossene Revision der Verfassung zu sprechen kommend, bemerkte er:

„Ich werde über diesen Punkt meine Gedanken mittheilen, wenn man es verlangt; ich werde über alle Pläne mein Gutachten abgeben, wenn man die Gnade hat, mich zu befragen; denn da die Initiative, die man mir überlassen, bis jetzt nur Zaudern und Verlegenheit erzeugt hat, so wäre es vielleicht angezeigt zu versuchen, ob ich nicht nützlicher bin, wenn ich meine Rolle vertausche.“ [2]

[1] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck“, II, 136 u. 139.

[2] Daselbst, II, 196 u. 197.

Im vertraulichen Gedankenaustausch waren seine Klagen heftiger und sogar roh; er ließ sich zu groben Ausdrücken hinreißen, für die er später um Verzeihung bat;[1] er gieng soweit, seine hohen Clienten „Memmen“[2] und noch Ärgeres zu schimpfen.[3] „Es ist kläglich,“ schrieb er. „Man möchte glauben, das Haus, wo sie schlafen, könnte zu Asche verbrannt werden, ohne dass sie davon berührt oder auch nur geweckt werden.“[4] Dann, missmuthig über das Schwanken des Hofes, aufgebracht über die übelwollende Haltung und die Unterbrechungen der Rechten, überließ er sich auf der Rednerbühne der Nationalversammlung zu Ausschreitungen in der Sprache,[5] die Zweifel an seiner Treue einflößten und die Unentschlossenheit bei König und Königin nur verstärkten. Anderemale wieder begriff er, zu sich selbst kommend, nicht ohne Gewissensbisse, wie gerechtfertigt im Grunde das Widerstreben der königlichen Familie war, und rief mit Bitterkeit aus: „Ach, wie sehr schadet jetzt die Sittenlosigkeit meiner Jugend der öffentlichen Sache!“[6]

Darin lag in der That das Geheimnis der Unsicherheit der Königin und der wirkliche Grund der Ohnmacht Mirabeaus. Vergeblich schrieb er am 24. October, drei Tage nach einem seiner giftigsten Redeausfälle:[7] „Niemals ist mein Eifer reiner, meine Ergebenheit unbegrenzter, mein Wunsch, nützlich zu sein, beständiger, ich wage zu sagen hartnäckiger gewesen. Nicht für mich selbst, sondern um mehr Erfolg zu erreichen, begehre ich Vertrauen, und diejenigen, denen es gelingt, mir dieses zu rauben, werden aus meinem Herzen weder die Dankbarkeit noch den Eid reißen, den ich geschworen, die königliche Autorität zu vertheidigen, müsste ich auch allein kämpfen und in diesem glänzenden Kampfe unterliegen, bei dem ich Europa zum Zeugen und die Nachwelt zum Richter haben werde.“[8] Die Königin konnte sich nicht einreden, dass der Mann,

[1] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck“, I, 211, Einleitung.

[2] Daselbst, II, 158.

[3] Daselbst, II, 237.

[4] Daselbst, II, 198 u. 199.

[5] Daselbst, II, 252.

[6] Daselbst, I, 132.

[7] Am 21. October in der Angelegenheit der Marineflagge.

[8] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck“, II, 266.

der den Thron mit so rauher Hand erschüttert hatte, der sich von Zeit zu Zeit noch immer hinreißen ließ, ihn mit solcher Leidenschaft und Heftigkeit anzugreifen, aufrichtig entschlossen sei, ihn zu stützen, und trotzdem sie meistens seine schriftlichen Ideen annahm, fragte sie sich ängstlich, welchen Hintergedanken sie verbergen könnten, ob Mirabeau nicht vielmehr seine eigenen Interessen als die der Monarchie im Auge habe, und ob er nicht das harte Wort seines Vaters rechtfertige: „Muss er Affe, Wolf oder Fuchs sein, alles ist ihm gleich; es kostet ihn nichts“ [1] — oder jenes andere nicht minder harte: „Selbst die Bekehrung des heiligen Paulus würde den da nicht erwecken.“ [2]

Gerechtermaßen erzürnt über seine revolutionäre Rede vom 2. October über das Verfahren des Châtelet, schrieb die Königin an Mercy: „Er hat mir seine Rede geschickt; wenn ich ihn sähe, hätte ich mehrere Punkte, über die ich von ihm Erklärungen verlangen würde, und bei seinem Geiste und seiner Verschlagenheit glaube ich, dass er doch Mühe hätte zu beweisen, er habe sie gesprochen, um uns zu dienen.“ [3]

Der Erzbischof von Toulouse, der doch während dieser ganzen Unterhandlungen so ergeben und geneigt war, Mirabeau zu halten, sagte nach einem anderen, nicht minder heftigen Ausfalle: [4] „Wie wollen Sie, dass das unter den Verhältnissen, in denen wir uns befinden, so nothwendige Vertrauen entstehe nach ähnlichen Ausschreitungen, wie die vorgestrigen?“ [5]

Die Königin täuschte sich; Mirabeau wollte aufrichtig und ernstlich eine durch die Freiheit gemäßigte monarchische Regierung, und seit der Zusammenkunft in St. Cloud war seine Ergebenheit für Marie Antoinette von einer ritterlichen Gesinnung begleitet; nicht bloß der Königin, auch der Frau beabsichtigte er zu dienen. Aber er, der sich sosehr über die Unentschlossenheit des Königspaares beklagte, verdiente oft denselben Vorwurf. Zwischen Vernunft und Leidenschaft, zwischen dem Wunsche, seine Popularität

[1] De Loménie, „Les Mirabeau“, II, 374.

[2] Daselbst, II, 625.

[3] Marie Antoinette an Mercy, 5. October 1790.

[4] Gelegentlich des Duells des Herzogs von Castries mit Karl von Lameth.

[5] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck“, II, 323.

nicht einzubüßen, und dem Willen, das Königthum zu retten, hin- und hergerissen, machten eben seine Anstrengungen, diese unvereinbaren Dinge mit einander in Einklang zu bringen, sein Benehmen schwankend und verworren, und verliehen ihm einen Anschein von Falschheit, der den Argwohn verstärkte und die mit großer Mühe eingeschläferte Voreingenommenheit wieder erweckte. Er war aufrichtig, aber nicht geradsinnig, treu, aber nicht beständig und scheinbar nicht logisch.

Die Gefahr wuchs von Stunde zu Stunde, und die Feinde des Königthumes, die gleich Mirabeau fühlten, dass in der königlichen Familie die Königin allein für ihre Wünsche ein ernstliches Hindernis war, wandten nicht weniger Eifer an, sie anzugreifen, als jener, ihr zu dienen. Die Taktik gegen sie war geschickt; anfangs hatte man in von den Anstiftern inspirierten Schriften dem Könige hochtrabendes Lob gespendet bei vollständigem Schweigen über die Königin; dann verwandelte sich das Schweigen in feindselige Anwürfe und bald in offenen Angriff, der mit im Volke verbreiteten übelwollenden Gerüchten, mit im Dunkeln angesponnenen hinterlistigen Umtrieben und cynisch eingestandenen abscheulichen Plänen zusammentraf. „Ein Theil des Publicums," sagt von der Marck, „hatte sich schließlich in dieser Hinsicht täuschen lassen und glaubte blindlings den gegen diese unglückliche Fürstin verbreiteten grausigen Verleumdungen." [1] Alle Beschlüsse der Rechten, auch die, welche sie tadelte, alle Handlungen der Monarchisten, auch die, denen sie ganz fremd war, wie das Duell des Herzogs von Castries mit Karl de Lameth, wurden ihr in die Schuhe geschoben.[2] Das Ministerium war schließlich seiner Ohnmacht zum Opfer gefallen. Necker war am 4. September abgereist, gestürzt durch die Wucht der öffentlichen Gleichgiltigkeit, und hatte bei seiner Abreise nicht einmal das Almosen einigen Bedauerns noch die Ehre eines Angriffes erlebt. „Er wird von niemandem bedauert," sagt Fersen, „nicht einmal von seiner eigenen Gesellschaft, und sein Weggang wird keinerlei Wirkung thun." [3] Zwei Monate später gaben zwei andere Mitglieder des Cabinets ihre Entlassung. Neue Minister

[1] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck", Einleitung, I, 229.

[2] Daselbst, II, 317.

[3] „Le comte de Fersen et la Cour de France", I, 79.

folgten den alten,[1] größtentheils Creaturen Lameths und selbstverständlich außerhalb der Nationalversammlung genommen. Nur Herr v. Montmorin war, gestützt von Mirabeau, dem er als Vermittler mit dem Hofe dienen mußte, geblieben, und er allein noch wagte es, die Königin zu stützen, bisweilen sogar gegen einige seiner neuen Collegen. Denn immer verfolgte man die Königin, sie sollte vom Könige getrennt werden, sie sollte willig oder mit Gewalt verschwinden.

Ein erstesmal — kurz nach der Rückkehr nach Paris — ließen ihr die Constitutionellen durch ihre Freundin, die Herzogin von Luynes, den Vorschlag machen, sich auf einige Zeit aus Frankreich zu entfernen, um die Constitution vollenden zu lassen, ohne daß die „Patrioten" sie beschuldigen könnten, dem entgegenzuarbeiten. Die Herzogin von Luynes, die wußte, wie sehr Marie Antoinettes Person bedroht war, ließ sich herbei, ihr diese Vorschläge zu hinterbringen. Aber es handelte sich darum, allein abzureisen; die Königin antwortete, „sie würde den König und ihre Kinder nie verlassen; sie würde, wenn sie sich allein als Zielscheibe des öffentlichen Hasses wüßte, augenblicklich das Opfer ihres Lebens bringen; man habe es aber auf den Thron abgesehen, und sie würde, wenn sie den König verlasse, nur einen Act der Feigheit begehen, da sie ja darin nur den einen Vortheil sehe, ihr eigenes Leben zu retten".[2]

Da das Zureden nichts half, nahm man zur Drohung seine Zuflucht. Man sprach von Meuchelmord, von Processen. Es verbreitete sich das Gerücht — es war gegen Ende 1790 — man werde den Plan wieder aufnehmen, der am 6. October mißlungen war. Durch diese Gerüchte beunruhigt, verlangte Herr v. Montmorin von seinen Collegen Maßregeln, um eine solche Unthat nicht zur Ausführung kommen zu lassen. Der Siegelbewahrer, Duport du Tertre, ergriff das Wort und erklärte kalt, er würde sich zu keinem Meuchelmörder hergeben, daß es aber nicht ebenso wäre, wenn es sich darum handelte, der Königin den Proceß zu machen. — „Was?" versetzte Herr v. Montmorin entrüstet, „Sie, ein Minister

[1] Duport du Tertre für die Justiz am 22. September, Fleurieu für die Marine am 27. October, Du Portail für den Krieg am 16. November, De Lessart für die Finanzen am 30. November.

[2] „Mémoires de Mme Campan", p. 259 u. 260.

des Königs, würden einer solchen Infamie zustimmen?" — „Aber," antwortete Duport ruhig, „wenn es kein anderes Mittel gibt!" [1]

Da es mit Meuchelmord und mit Proceſs nicht gieng, oder vielleicht, um zu einem Proceſs zu gelangen, ſchlug man Ehetrennung vor, und Lafayette hatte bei einer Zuſammenkunft mit der Königin die ſchmähliche Unverſchämtheit, ihr zu ſagen, man würde, um es dahin zu bringen, ſie wegen Ehebruches in Unterſuchung ziehen. [2] Die Königin ſetzte dieſer beſchimpfenden Drohung nur ihre gewöhnliche Würde und ihren gewöhnlichen Muth entgegen; aber wieviel Selbſtbeherrſchung bedurfte ſie, um nicht den frechen Sprecher zur Thür hinauswerfen zu laſſen, und iſt nicht in dieſer Beſchimpfung durch Lafayette der Grund der unüberwindlichen Abneigung zu finden, die Maria Antoinette bis zum Ende gegen den „Helden zweier Welten" empfand, und ſie äußern ließ, ſie möchte lieber ſterben, als ihm ihre Rettung verdanken?

Gleichzeitig war Frau v. la Motte von den Häuptern der Revolution in Paris berufen und bereit, gegen ihr königliches Opfer ihre niederträchtigen und dunklen Manſchereien wieder zu beginnen. Mirabeau ſprang auf vor Entrüſtung: „Ich werde dieſe unglückliche Königin ihrem Henker entreißen," rief er, „oder dabei umkommen." [3] Er griff ſofort zur Feder und ſchrieb:

„Man kann ſich keine Vorſtellung machen von dem Gefühle kühner Ergebenheit, das in mir die Entdeckung ſo vieler Schändlichkeiten und Hinterliſtigkeiten hervorruft, und wenn ich andere zu handeln auffordere (er wollte, daß Fréteau oder d'Ailly die Verhaftung der De la Motte verlangten), ſo geſchieht es, weil, wenn ich zuerſt ſpräche, das unbeſtimmte Gerücht von meinen Verbindungen unwiderſtehlich gegen mich ſprechen würde; aber man würde mir gleichzeitig die grauſamſte Unbilde und die kläglichſte Miſsachtung in dieſer Angelegenheit zufügen, wenn man zweifelte, daſs ich auf der Breſche ſterben würde in einer ſolchen Sache und in allem, was das erhabene und theilnahmswürdige Opfer berührt, nach dem es ſo viele Ruchloſe gelüſtet." [4]

[1] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck", I, 229 u. 230.

[2] Daſelbſt, II, 300.

[3] Daſelbſt, I, 231.

[4] Daſelbſt, II, 311.

Man zielte nicht bloß auf die Königin, sondern, diese vorschiebend, auch auf den König. Mirabeau fühlte dies heraus. „Bei diesem Plane," (eines Processes gegen die Königin) sagte er, „wäre die Königin, deren Charakter, Geistesverfassung und Festigkeit man kennt, der erste Gegenstand ihrer Angriffe, insofern sie die erste und stärkste Vormauer des Thrones und die Schildwache ist, die in nächster Nähe über die Sicherheit des Monarchen wacht. Aber die große Kunst der Nichtswürdigen bestünde darin, ihr Ziel zu verbergen; sie möchten aber durch die Ereignisse gezogen, nicht diese leitend erscheinen. Nachdem sie aus dem Processe der Frau v. la Motte nur zerstörendes Gift für die Königin gemacht und die abgeschmacktesten Verleumdungen in rechtskräftige Beweise, geeignet, den König zu täuschen, verwandelt hätten, würden sie nach und nach die Fragen der Ehescheidung, der Regentschaft, der Verheiratung der Könige, der Erziehung der Thronerben aufwerfen ... Doch," erklärte er, „dieses ganze Land mag zugrunde gehen, so würde ich noch immer der Vertheidiger der Königin und des Königs sein." [1]

Erschrocken über den Lärm, den die Sache machte, und über die Wendung, die sie nahm, hielten es diejenigen, die Frau v. la Motte hatten kommen lassen, für klüger, sie wieder fortzuschicken, und wenigstens für diesesmal hatte die Intrigue fehlgeschlagen. [2]

Leider ließ sich der große Redner gleich am nächsten Tage, nachdem er diese beredte Druckschrift verfaßt und diese Betheuerung unwandelbarer Treue unterzeichnet hatte, in der Nationalversammlung abermals zu oratorischen Verirrungen, zu einer Vertheidigung des Aufstandes [3] hinreißen, die seinen Freund von der Marck tief betrübten und das „neue Vertrauen" [4] zerstörten, das die letzten Denkschriften der Königin eingeflößt hatten. [5] Mirabeau entschuldigte sich; aber er war unverbesserlich, und vierzehn Tage später, bei der Debatte über die Civilconstitution des Clerus fiel er wieder in seine früheren Verirrungen zurück und hielt eine Rede von

[1] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck", II, 320 u. 326.

[2] Daselbst, I, 231.

[3] Gelegentlich der Plünderung des Palais Castries nach dem Duell des Herzogs mit Karl von Lameth.

[4] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck", II, 313.

[5] Daselbst, II, 333.

außerordentlicher Heftigkeit. Welches war seine wahre Absicht bei dieser Handlungsweise? Wollte er durch seine heftigen Angriffe sein wirkliches Ziel besser verbergen? Hoffte er, wie er behauptet hat, dass gerade die Übertriebenheit der vorgeschlagenen Maßregeln sie unwirksam machen würde? Meinte er, sich bei seinen Collegen nicht besser Gehör verschaffen zu können, als indem er ihren Ton anschlug, sie noch überbot und die Härte ihrer Decrete verstärkte?[1] Gedachte er, wie er sich auch gerühmt hat, die Nationalversammlung anlaufen zu lassen und in Misscredit zu bringen, indem er sie zur Tyrannin machte?[2] Glaubte er an die Richtigkeit jener zu Revolutionszeiten so oft verkündeten, aber so selten von Erfolg gekrönten Theorie, die behauptet, das Gute aus dem Übermaße des Schlechten hervorgehen zu lassen? Mögen seine Absichten welche immer gewesen sein, die Wirkung war beklagenswert. Indem er sich solchen Ausfällen gegen die Geistlichkeit und die katholische Religion überließ, verletzte er nicht nur die politischen Gesinnungen, wenn man will, die „Vorurtheile" des Königspaares, sondern das Gewissen des Königs und der Königin. Alle früher gegen ihn erhobenen Einwendungen kamen wieder zum Vorscheine. Vergeblich häufte Mirabeau seine Denkschriften, man nahm keine Rücksicht mehr darauf; von der Marck selbst wagte kaum mehr, vor die Königin zu treten, da er wusste, wie sehr sie hinsichtlich seines Freundes entmuthigt und erkaltet war.[3] Um das schwindende Vertrauen zurückzubringen, machte sich Mirabeau abermals ans Werk und entwarf am 23. December einen vollständigen Vertheidigungs- und Rettungsplan, der in der Vereinbarung der öffentlichen Freiheiten mit der königlichen Autorität bestand. Es war kein Plan einer Contrerevolution — diese betrachtete er weder als möglich noch als wünschenswert — sondern einer Contreconstitution. „Ich betrachte," schreibt er, „alle Wirkungen der Revolution und alles, was man von der Constitution erhalten muss, als derart unwiderrufliche Errungenschaften, dass keine Umwälzung, außer das Reich gienge in Stücke, sie mehr zerstören könnte."[4]

[1] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck", II, 361.

[2] Daselbst, II, 364.

[3] Daselbst, II, 395.

[4] Daselbst, II, 434.

Diese Reformen sind übrigens nach ihm der königlichen Gewalt nicht so ungünstig, wie alte Vorurtheile befürchten lassen könnten. In diesem Sinne sagt er:

„Die von der Freiheit geforderte, vollkommen geglättete Oberfläche macht auch die Ausübung der Autorität viel leichter; jene Gleichheit in den politischen Rechten, über die man soviel Geschrei erhebt, ist auch ein Werkzeug der Macht.

„Ohne Zweifel sind die Reformen oft übertrieben, vorzeitig, ungeschickt gewesen; es kommt darauf an, sie zu verbessern. Man muss „die Revolution ihrem Geiste nach" und „die Constitution in den meisten ihrer Grundlagen" annehmen. „Nach immer besserer Constitution streben, das ist das einzige Ziel, das Klugheit, Ehre und das von jenem der Nation unzertrennliche wahre Interesse des Königs anzunehmen gestatten." [1]

Allein die gegenwärtige Nationalversammlung ist unfähig, die nothwendigen Verbesserungen vorzunehmen. Man muss sie darum in der öffentlichen Meinung zugrunde richten und sie zwingen, sich aufzulösen. Und zu diesem Zwecke ist es wesentlich nothwendig, den öffentlichen Geist und die künftigen Wahlversammlungen zu beeinflussen, die man bestimmen sollte, selbst die Revision gewisser Artikel der Constitution zu verlangen, und von entscheidender Wichtigkeit ist die Verlegung der künftigen Constituante von Paris; denn „keine berathende Körperschaft, und ich nehme die Nationalversammlung nicht aus, ist heutzutage frei neben dem furchtbaren Einflusse, den man dem Volke eingeräumt hat". [2]

Man muss sich des öffentlichen Geistes in Paris und den Provinzen bemächtigen; man muss die Nationalversammlung durch eine Coalition von Deputierten der Rechten und der Linken beeinflussen, deren Vermittler dem Namen nach Herr v. Montmorin, und deren geheimer Inspirator Mirabeau sein soll. [3] Man braucht ein sicheres und einiges, gleichzeitig der Menge genehmes und der königlichen Autorität ergebenes Ministerium. [4]

[1] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck", II, 429.

[2] Daselbst, II, 475.

[3] Daselbst p. 468 ff.

[4] Daselbst p. 477.

Auch müssen sich König und Königin populär machen. „Man darf an ihrer Zustimmung zu allen dem Volke nützlichen Veränderungen und zu allen Principien, die die Freiheit sichern können, nicht zweifeln... Sich oft in der Öffentlichkeit zeigen, manchmal auch zu Fuß an den besuchtesten Orten erscheinen, den Revuen der Nationalgarde beiwohnen, in manchen Sitzungen der Nationalversammlung in der Tribüne des Präsidenten erscheinen, die Spitäler, die öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten, die großen Werkstätten besuchen und dort einige Wohlthaten spenden: diese Art von Repräsentation, für die Königin wie für den König gleichermaßen passend, wäre für sie ohne Zweifel nützlicher als eine undurchdringliche Zurückgezogenheit.“ [1]

Mirabeau schloss mit folgendem dringenden Appell, der zugleich eine dramatische Schilderung ist:

„Man kann alles hoffen, wenn dieser Plan befolgt wird; wird er es nicht, entgeht uns dieses letzte Rettungsbrett, so gibt es kein Übel, vom einzelnen Meuchelmord bis zur Plünderung, vom Sturze des Thrones bis zur Auflösung des Reiches, auf das man sich nicht gefasst machen muss. Welches Hilfsmittel kann noch übrig sein außerhalb dieses Planes? Wird nicht die Wildheit des Volkes stufenweise ärger? Entfacht man nicht mehr und mehr allen Hass gegen die königliche Familie? Spricht man nicht offen von einer allgemeinen Niedermetzelung des Adels und der Geistlichkeit? Ist man nicht schon ob der bloßen Meinungsverschiedenheit geächtet? Macht man dem Volke nicht Hoffnung auf Gütertheilung? Befinden sich nicht alle großen Städte in entsetzlicher Verwirrung? Sind nicht die Nationalgarden die ersten bei allen Ausbrüchen der Volksrache? Zittern nicht alle hohen Verwaltungsbeamten für ihre eigene Sicherheit, ohne irgendein Mittel zu haben, für die der anderen zu sorgen? Können endlich in der Nationalversammlung Überstürzung und Fanatismus auf einen höheren Grad getrieben werden? Unglückliche Nation! Soweit haben dich einige Männer, die die Intrigue an die Stelle des Talents und Volksaufstände an die Stelle von Geistesschöpfungen gesetzt haben, gebracht! O guter, aber schwacher König, unglückliche Königin! Da ist der entsetzliche Abgrund, wohin das Schwanken zwischen zu blindem

[1] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck“, II, 462 u. 463.

Vertrauen und übertriebenem Misstrauen euch geführt hat! Eine Anstrengung bleibt für die einen wie für die anderen noch übrig, aber es ist die letzte. Ob man auf sie verzichtet oder ob sie fehlschlägt, so wird ein Trauerschleier dieses Reich bedecken. Wie wird sein Geschick verlaufen? Wohin wird dieses Schiff, vom Blitze getroffen und vom Sturme gepeitscht, getragen werden? Ich weiß es nicht. Wenn ich aber selbst dem öffentlichen Schiffbruche entgehe, so werde ich in meiner Zurückgezogenheit stets mit Stolz sagen: ‚Ich setzte mich dem Untergange aus, um alle zu retten; sie haben nicht gewollt!'" [1]

Niemals war Mirabeau klarer, bündiger und scharfsichtiger gewesen; niemals hatte er ein düstereres und richtigeres Gemälde der Lage entworfen; niemals hatte er deutlicher das Heilmittel angegeben; niemals einen durchdachteren, alle Zweige der Verwaltung und Regierung vollständiger umfassenden Plan ausgearbeitet, nie war er beredter, ergreifender und ergriffener gewesen. Die Königin, von der Lectüre dieser Denkschrift tief betroffen, gieng mit Feuereifer in die Absichten ihres Rathgebers ein. Der König war schwerer zu erschüttern; die bezeichneten Gefahren erschienen ihm als übertrieben, und thatkräftiges Handeln widerstrebte seinem Charakter. Dennoch nahm er schließlich Mirabeaus Plan an, und dessen Ausführung wurde begonnen. Die Königin, ihre eigenen Abneigungen überwindend, ließ sich herbei, Montmorin und Talon, gegen die sie eine lebhafte Voreingenommenheit hegte,[2] als Vermittler zu verwenden. Gegen Talon zeigte sie sich geist- und taktvoll, obwohl sie immerhin mit der ihr natürlichen Anmuth eine von der Lage gebotene Zurückhaltung verband.[3] Gegen Montmorin gab sie mehr Offenheit kund.[4] Der König ließ einige der von Mirabeau empfohlenen Agitationsanstalten organisieren; man schuf eine Polizeistelle, um auf die öffentliche Meinung zu wirken;[5] man gewann einige Journalisten, und schon machten sich die günstigen Wirkungen fühlbar. Paris schien für den König besser gestimmt zu sein, man sprach

[1] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck", II, 485 u. 486.

[2] Daselbst, II, 513.

[3] Daselbst, III, 24.

[4] Daselbst, III, 30.

[5] Daselbst, III, 24.

weniger von der Königin.[1] Die Provinzen waren der großen Mehrzahl nach noch gut, die Verleumdungen gegen Marie Antoinette waren dort weniger in Umlauf, und es hätte genügt, sich dort zu zeigen, um rasch das Vertrauen des Volkes zu gewinnen.[2] Man hatte das bei der Föderation gesehen. Man konnte dort einen ernsten Stützpunkt finden. Von der Marck reiste nach Metz, um mit Herrn von Bouillé die Entfernung der königlichen Familie von Paris als wesentliche Grundlage jedes Restaurationsplanes zu besprechen.[3]

Man versuchte also etwas, aber es war noch recht wenig, und es bedurfte anderer Anstrengungen. Es fragt sich übrigens, ob dieser Plan Mirabeaus nicht zu umfangreich und verwickelt war, um zu gelingen.[4] Die hohen Clienten, zu deren Rettung er zusammengestellt war, waren selbst nicht das kleinste Hindernis von den Hindernissen zu seiner guten und raschen Ausführung. Wenn auch der König andere handeln ließ, blieb doch er selbst unthätig; er betrachtete täglich das Leben Karls I.,[5] dessen Porträt in seinem Zimmer hieng, aber eher, um leiden und sterben als um widerstehen zu lernen. Wenn man mit ihm von seinen Angelegenheiten und seiner Lage sprach, so schien es, sagt einer seiner ergebensten Diener, man sprach von den Kaiser von China betreffenden Dingen.[6] Die allerdings thatkräftigere Königin sah ihre Energie durch die Unthätigkeit ihres Gemahls lahmgelegt und kämpfte hoffnungslos gegen ihr beklagenswertes Geschick. „Als Frau," schreibt von der Marck, „ist sie an ein thatenloses Wesen gebunden, als Königin sitzt sie auf einem recht schwankenden Throne."[7]

Zudem war sie selbst für den Kampf schlecht vorbereitet und verband mit ihrer Charakterstärke keineswegs Geschäftsgewandtheit und Consequenz in den Ideen. „Die Königin," schreibt ebenfalls von der Marck, „hat gewiss den Geist und die Festigkeit, die zu großen Dingen genügen können, aber man muss gestehen, dass sie sowohl bei den Geschäften als bei Besprechungen nicht immer jenen

[1] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck", III, 68.

[2] Daselbst, III, 62.

[3] Daselbst, III, 31.

[4] Daselbst, III, 6 u. 7.

[5] Daselbst, I, 236.

[6] Daselbst, III, 30.

[7] Daselbst.

Grad von Aufmerksamkeit und jenen Gedankenzusammenhang festhält, die unerläßlich sind, um gründlich zu lernen, was man wissen muß, um Irrthümern vorzubeugen und den Erfolg zu sichern.[1] Es gab indessen einen Boden, auf dem sich Mirabeau und seine Freunde wohl schwerlich mit der königlichen Familie verständigt hätten, nämlich die religiöse Frage, die erstere nach den Principien der rationalistischen Philosophie, letztere im Lichte des Glaubens und nach den Eingebungen eines zarten Gewissens beurtheilten, wozu sich beim Könige nach der verhängnisvollen Sanction der Civilconstitution des Clerus bittere Selbstvorwürfe gesellten.

Was die Ausführungsorgane dieses umfassenden Planes betrifft, so war es fraglich, ob man durchaus auf sie zählen konnte. Montmorin war schwach und ohne Initiative, Talon und Sémonville verdächtig, mehrere andere von ziemlich schwankender Treue. Blieben noch von der Marck und Mirabeau selbst; ersterer war thätig, fähig, ergeben, aber Mirabeau war trotz seiner Betheuerungen nicht ganz zuverlässig; von der Marck, sein vertrauter Freund und sein Bürge, bemerkte das selbst. Die Ausführung schien bei ihm oft sehr verschieden zu sein von dem Plane, und die Erfüllung von dem Versprechen.[2] „Er wollte den anscheinenden Willen zu dienen mit der Unthätigkeit vereinbaren, die anderen stoßen und treiben und sich selbst im Hintergrunde halten, das Verdienst des Erfolges haben .und seine Popularität nicht auf zu harte Proben stellen'."[3] Daher Unentschiedenheit, bisweilen Trägheit und zeitweise demagogische Anwandlungen, die alles verdarben.

Man muß freilich gestehen, seine Lage war eine ausnehmend kritische. Wie Fersen richtig bemerkt, „hatte er nicht soviel Anlagen, um das Gute wie um das Böse zu thun."[4] Auch das Geheimnis, in welches er sein Benehmen hüllte, machte dessen Aufrechterhaltung schwieriger. Blieb das Geheimnis gewahrt, so überlieferte es ihn dem Groll der Rechten; ward es entdeckt oder kam man ihm auch nur auf die Spur, so war es mit seinem Einflusse über die Linke dahin.

[1] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck", II, 532.

[2] Daselbst, II, 524.

[3] Daselbst, III, 27, 28 u. 70.

[4] „Le comte de Fersen et la Cour de France", I, 86.

Aber auf jeden Fall mußte, sollte Mirabeaus Plan gelingen, derjenige, der ihn entworfen, da sein, um ihn auszuführen. Der Mann, der alle Anstalten getroffen und alle Fäden in der Hand hatte, mußte auch fortwährend alles leiten. Nun aber waren Mirabeaus Tage gezählt; das Leben, das er sosehr mißbraucht hatte, entschwand ihm gerade dann, als er dessen Rest der Vertheidigung, vielleicht der Rettung dessen widmete, an dessen Verderben er mehr als jeder andere gearbeitet hatte. Doch war in seiner allerletzten Zeit seine Haltung correct. Am 24. Februar verlangte er, daß man der Municipalität von Arnay-le-Duc befehle, die Prinzessinnen-Tanten ihre von jener ungesetzlicherweise unterbrochene Reise fortsetzen zu lassen. Am 28. widersetzte er sich mit glänzendster Beredsamkeit der Votierung eines Gesetzes gegen die Emigrierten, und trotz des Wüthens der Linken gelang ihm dessen Verwerfung. „Wenn man dieses Gesetz beschließt," rief er aus, „so schwöre ich, daß ich ihm nicht gehorchen werde." [1] Und damals rief er, durch die Lameth und deren Freunde heftig unterbrochen, ihnen verächtlich zu: „Ruhig, Ihr dreißig Stimmen!" Abends erschien er im Club der Jakobiner, um die über seine Angriffe und seinen „Abfall", wie sie es nannten, erbitterten Revolutionshäupter zu bekämpfen. Am 23. März nahm er bei der Verhandlung über die Regentschaft unter Zuhilfenahme der wahren monarchischen Principien für die erbliche Regentschaft Partei.

Das war sein Schwanengesang. Am 27. März 1791 fiel Mirabeau in eine Krankheit und starb Samstag den 2. April, nachdem er mehrmals nach seinem Freunde von der Marck, dem Vertrauten seiner Pläne, verlangt hatte, die berühmt gewordenen Worte murmelnd: „Ich nehme die Trauer um die Monarchie mit mir; nach meinem Tode werden sich die Aufwiegler um deren Bruchstücke streiten." [2]

Hätte er wohl die Monarchie gerettet? Die oben auseinandergesetzten Verhältnisse, unter denen er sich ihr widmete, lassen uns daran zweifeln. Prinzessin Elisabeth gab einen weniger politischen, aber ihrer religiösen Gesinnung mehr entsprechenden Grund dieses Zweifels an, als sie am 3. April an Frau v. Raigecourt schrieb:

[1] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck", Einleitung, I, 233.

[2] Daselbst, Einleitung, I, 251.

„Mirabeau hat sich entschlossen, in der andern Welt nachzusehen, ob die Revolution dort gebilligt werde. Guter Gott! welches Erwachen mag das seinige gewesen sein!..... Vielen thut sein Tod leid; die Aristokraten fürchten davon viel. Seit drei Monaten hatte er sich für die gute Partei gestimmt gezeigt; man hoffte auf seine Talente. Was mich betrifft, obwohl ich sehr aristokratisch bin, so kann ich doch nicht umhin, seinen Tod als einen Wink der Vorsehung für dieses Königreich zu betrachten. Ich glaube nicht, dass uns Gott durch grundsatz- und sittenlose Leute retten will.“ [1]

Der Gedanke der Prinzessin Elisabeth hat seine Richtigkeit; in so verworrenen Zeiten kommt es selten vor, dass diejenigen, die erschüttern gekonnt, später fähig sind zu befestigen, und die niedergerissen haben, aufzubauen verstehen. Das ist die Logik der Revolutionen, das ist auch ihre gerechte Vergeltung.

[1] „Correspondance de M^me^ Elisabeth“, p. 264.

# Achtes Capitel.

Beunruhigende Lage in Paris; der Aufruhr in Permanenz. — Entlassung Neckers. — Abreise der Prinzessinnen-Tanten. — Der 28. Februar. — Der 18. April. — Fluchtpläne. — Graf d'Hinnisdal. — Hoffnung aus Saint-Cloud zu entkommen. — Plan Mirabeaus. — Zaudern des Königs. — Mittheilungen an Marquis de Bouillé. — Der Plan wird erörtert, dann zwischen der Königin, Fersen und Bouillé abgemacht. — Die mehrmals verschobene Abreise wird endgiltig auf den 20. Juni festgesetzt.

Welche Aussichten auf Erfolg auch Mirabeaus Plan haben mochte, so musste dieser augenscheinlich mit seinem Urheber verschwinden; einige Zwerge mochten sich noch um die Erbschaft des Riesen streiten, keiner war imstande, die ganze Erbschaft an sich zu reißen.

Unterdessen ward die Lage täglich kritischer. Der Aufruhr war gewissermaßen auf der Tagesordnung. Sobald eine von der Nationalversammlung oder von der Regierung vorgesehene Maßregel den Jakobinern missfiel, so erhob sich das Volk oder vielmehr der Pöbel von Paris und gab seine Meinung auf seine Weise kund, schreiend, plündernd und hängend. Die Nationalversammlung war nicht freier als die königliche Familie. Die Straße war souveräne Herrscherin, und aus diesem Grunde konnte Malouet ganz richtig bemerken, dass die Schreckenszeit in Frankreich seit 14. Juli 1789 datierte.[1] Das Wort bewahrheitete sich noch mehr, als Regierung und König mit Gewalt nach Paris zurückgebracht worden waren. Es wäre ein langes Verzeichnis von Volkserhebungen nur seit 6. October 1789 zu entwerfen. Wir begnügen uns mit den bemerkenswertesten Aufständen.

Am 2. September 1790 begaben sich auf die Nachricht von der Unterdrückung der Revolte in Nancy durch General de Bouillé 40.000 Menschen zu den Tuilerien und der Nationalversammlung und forderten mit großem Geschrei die Entlassung der Minister.

[1] „Mémoires de Malouet", II, 9.

Man fürchtete eine Zeitlang, daſs die Menge nach Saint-Cloud zöge, wo ſich die königliche Familie damals befand, und die Scenen von Verſailles wiederholte.[1] Am 4. September verließ der erſchrockene Necker das Miniſterium und Frankreich. Zwei Monate ſpäter wurde das Palais eines Mitgliedes der Nationalverſammlung, des Herzogs von Caſtries, geplündert, zur Strafe dafür, daſs er einen Volkshelden, Charles de Lameth, im Zweikampfe getödtet hatte. Am 27. Jänner 1791 ziſchten Banden Clermont-Tonnerre aus, fielen ihn in ſeinem Hauſe an und ſchloſſen mit Gewalt unter der Mitſchuld des kleinmüthigen Bailly den Club der Unparteiiſchen, deſſen Präſident er war.[2] „Wir haben ſeit acht Tagen keinen Lärm gehabt," ſchrieb Prinzeſſin Eliſabeth am 5. Februar an Frau v. Raigecourt.[3] Doch dieſe ungewohnte Ruhe ſollte nicht lange dauern, weniger als zwei Wochen ſpäter gab die Nachricht von der Abreiſe der Prinzeſſinnen-Tanten der Pöbelagitation neue Nahrung. Eine Deputation der Sectionen begab ſich in die Tuilerien und wollte den König zwingen, ſeinen Tanten die Abreiſe zu verbieten. Ludwig XVI. ſchlug dies ab. Die Prinzeſſinnen reisten am 19. Februar fort. Von der Municipalität von Arnay-le-Duc aufgehalten, konnten ſie erſt kraft eines Decretes der Nationalverſammlung ihre Reiſe fortſetzen und muſsten noch einen ungehörigen Spaſs De Menous mit in den Kauf nehmen, für den die Tanten des Königs nur zwei alte Frauen waren, ſoſehr war die Achtung vor der Autorität und der königlichen Familie in weniger als zwei Jahren aus Sprache und Sitten geſchwunden!

Man verbreitete das Gerücht, daſs die Abreiſe der Prinzeſſinnen nur ein Vorſpiel wäre, und der König, die Königin und der Graf von Provence dem Beiſpiele Madame Adelaides und Madame Victoires bald folgen würden. 700 bis 800 Leute aus der Hefe des Volkes, Mädchen aus der rue Saint-Honoré und ihre Zuhälter, verfügten ſich lärmend zum Palais Luxembourg, zwangen den Grafen und die Gräfin von Provence in die Tuilerien zu gehen, und verließen ſie nicht eher, als bis ſie ſich verſichert hatten, daſs ſie dort eingezogen waren.[4] Am 24. fiel ein ungeordneter

[1] Mémoires du marquis de Ferrières", II, 143.

[2] Daſelbſt, II, 222 u. 223.

[3] „Correspondance de Mme Elisabeth", p. 232.

[4] Daſelbſt p. 240 u. 241.

Haufe von öffentlichen Dirnen, jakobinischen Emissären und als Weiber verkleideten Männern in den Tuilerien-Garten ein und verlangte unter Geheul, der König solle seinen Tanten befehlen, zurückzukehren. Auf Anordnung dieser Bande nahmen die Soldaten ihre Bajonnette herab, und Bailly schlug vor, man solle die Thore öffnen und einige zwanzig Delegierte ins Schloss einlassen, die den Dauphin sehen wollten, der gleich den Prinzessinnen abgereist sein sollte.[1] Glücklicherweise war die Garde fester als der Maire; die Menge wurde aufgefordert, sich zu zerstreuen, und auf den ersten Trommelschlag stob alles, wie eine Schar Vögel, auseinander.[2]

Am 28. Februar war die Sache ernster. Die Commune Paris ließ um jene Zeit das Schloss in Vincennes ausbessern. Es verbreitete sich das Gerücht, dass diese Reparaturen nur ein Mittel wären, das Entkommen des Königs zu begünstigen, der durch unterirdische Gänge aus den Tuilerien nach Vincennes und von da an die Grenze gehen würde. Scharen von mit Hacken und Piken bewaffneten Arbeitern aus den Vorstädten verfügten sich gegen Vincennes, um den Wartthurm niederzureißen. Lafayette und die Nationalgarde folgten ihnen, und es gelang, sie zu zerstreuen. Doch die Nachricht von diesem Auflaufe hatte sich schon verbreitet. Eine Anzahl Edelleute fürchtete in Abwesenheit der Nationalgarde einen Angriff auf die Tuilerien und begab sich dahin. Es waren ihrer etwa 300, die meisten bewaffnet, um die königliche Familie und nach Bedürfnis auch sich selbst zu vertheidigen; der Grund, der sie ins Schloss führte, erforderte dies ja. Nachdem sie dort waren, begiengen entweder einige junge Leute Unklugheiten, wie Prinzessin Elisabeth zu glauben scheint,[3] trugen gegen die im Dienst befindliche Garde eine feindliche Haltung zur Schau oder machten verletzende Bemerkungen, oder, wie Hue[4] behauptet, es war unter die Nationalgarde Brantwein vertheilt worden, um die Köpfe zu erhitzen. Gewiss ist, dass ein Zwist ausbrach und sich das Gerücht verbreitete, diese Freunde des Königthums seien gekommen, um den König zu entführen und eine Contrerevolution

[1] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 242.

[2] „Mémoires du marquis de Ferrières", II, 235.

[3] „Correspondance de Mme Elisabeth", p. 244.

[4] „Dernières années du règne de Louis XVI", p. 210.

zu bewerkstelligen. Kaum war Lafayette von Vincennes zurück, so eilte er ins Schloss, fuhr die Edelleute hart an und wollte sie entwaffnen. Sie widersetzten sich; aber der König, besorgt, um jeden Preis einen Kampf zu vermeiden, bat selbst seine Vertheidiger, ihre Waffen in seinem Cabinet abzulegen, und versprach ihnen, sie würden ihnen am nächsten Tage zurückgestellt werden. Sie gehorchten; eine Stunde später forderte die Nationalgarde, dass die Waffen zum Generalmajor de Gouvison gebracht würden; am Fuße der Treppe wurden sie geraubt.[1]

Als die treuen Diener des Königs, die Opfer jener demüthigenden Forderung, um acht Uhr abends aus den Tuilerien giengen, zischte man sie aus, prügelte und misshandelte sie; mehrere wurden in die Abtei abgeführt.[2] Selbst Greise, wie Marschall de Mailly, waren gegen Beschimpfungen und Schläge nicht geschützt.[3]

Am nächsten Tage ließ Lafayette an den Mauern der Hauptstadt eine Kundmachung anschlagen, um die Nationalgarde zu verständigen, dass er den „Chefs der Dienerschaft" — so nannte er die Kammerherren — Befehle ertheilt habe, keine bewaffneten Leute „von einem mit Recht verdächtigen Eifer"[4] mehr ins Schloss zu lassen, und bestätigte so durch diese Worte die falschen Gerüchte von Verschwörungen und lieh der absurden Sage von den „Rittern vom Dolch" sein volksthümliches Ansehen.

„Alles ist seither sehr ruhig," schrieb Prinzessin Elisabeth am 2. März, stets bereit, sich oder vielmehr ihre Freundinnen zu beruhigen, „und ich glaube, es ist aus, weil die Bösen erlangt haben, was sie wollten, und wir dummen Thiere nicht weiter sehen als unsere Nasenspitze reicht, und gesenkten Hauptes in alle Fallen rennen, die man uns legt."[5]

Die Prinzessin täuschte sich; nichts war aus. Der 28. Februar hatte die Kluft zwischen Monarchisten und Constitutionellen erweitert und die Autorität des Königs ebenso erniedrigt, als die Lafayettes erhöht. Doch im ganzen und großen war dies nur ein Zwischenfall und ein Symptom. Eine ernstere Frage, über die sich

[1] „Correspondance de Mme Elisabeth", p. 244.
[2] Daselbst.
[3] „Souvenirs d'un page", p. 347.
[4] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 253.
[5] „Correspondance de Mme Elisabeth", p. 245.

der König mit der Nationalversammlung ebensowenig wie mit Mirabeau verständigen konnte, war die religiöse. Ludwig XVI. war von den Principien des Katholicismus tief durchdrungen. Er hatte allerdings in einem Augenblicke der Schwäche der Civilconstitution des Clerus[1] und den Decreten, die von den Bischöfen und Priestern einen gegen ihr Gewissen verstoßenden Eid verlangten,[2] seine Sanction ertheilt; doch eben die Gewissensvorwürfe, die er hierüber empfand, machten von nun an seine Anhänglichkeit an den Glauben umso unerschütterlicher, und keine menschliche Macht hätte ihn zwingen können, sich der geistlichen Hilfe eines beeidigten Priesters zu bedienen, der in seinen Augen nichts als ein Schismatiker war. Marie Antoinette war hierin nicht minder fest. Vergeblich drangen Montmorin und Mirabeau, die seine Bedenken nicht verstanden, in ihn, sich zu von Mitgliedern des constitutionellen Clerus verrichteten Functionen zu begeben und durch seine Anwesenheit bei der von solchen celebrierten Pfarrmesse der Revolution eine Art von Huldigung zu erweisen. Weder der König noch die Königin ließen sich dazu herbei, und jener lehnte es rundweg ab, in seine Kapelle beeidete Priester zuzulassen.[3]

Inzwischen rückte Ostern heran. Ludwig, seit den schmerzlichen Scenen vom 28. Februar leidend und der gewohnten Leibesbewegung entbehrend,[4] sehnte sich nach einer andern Luft, als jene von Paris war. Er beschloss, die Charwoche in Saint-Cloud zuzubringen, wo er gleichzeitig mehr Freiheit in der Erfüllung seiner religiösen Pflichten gehabt hätte. Die Vorbereitungen dazu wurden am hellen Tage getroffen. Doch die Aufwiegler verbreiteten das Gerücht, die angekündigte Reise verhehle nur eine andere; nicht nach Saint-Cloud, sondern nach Metz wolle der König gehen, und dass er auf jeden Fall zu dieser Reise durch eines constitutionellen Monarchen unwürdige Bedenken sich treiben lasse. Die Feinde des Katholicismus wurden eben täglich intoleranter. Am 3. April wurden in allen Pariser Pfarren beeidete Pfarrer eingesetzt. Die Gläubigen, von ihrem Rechte, von Schismatikern celebrierten Func-

[1] Am 24. August 1790.

[2] Am 26. December 1790.

[3] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck", II, 88 u. 97.

[4] „Mémoires de Weber", p. 309.

tionen nicht beizuwohnen, Gebrauch machend, mieteten die Theatinerkirche, um dort ihren Gottesdienst zu feiern. Als sie sich aber am Palmsonntag den 17. April dort einfanden, wurden sie von einer meuterischen Menge misshandelt, Frauen beschimpft, Mädchen gestäupt, und am Abend forderte der Club der Cordeliers für den nächsten Tag zu einer Demonstration im Schlosse auf, um den König zu zwingen, die Priester seiner Kapelle zu entlassen und Ostern in Saint-Germain-l'Auxerrois zu feiern.[1] Schon am nämlichen Tage wollte die Nationalgarde die königlichen Almoseniere verhindern, in den Tuilerien Messe zu lesen.[2] Angesichts dieses Tobens entsagte Ludwig, in dem Wunsche, keinen Vorwand zu Unruhen zu geben, seiner Abreise; erst auf Bitten Lafayettes und Baillys, die darauf rechneten, die Ordnung aufrechterhalten zu können,[3] nahm er den Plan wieder auf. Die Ereignisse bewiesen ihnen bald, dass nicht sie, sondern der Club der Cordeliers die wirklichen Herren in Paris waren.

Tagsdarauf, am Montag in der Charwoche (18. April), verfügte sich in der That des Morgens die Menge massenweise zu den Tuilerien. Als gegen 11 Uhr[4] König und Königin erschienen, um den Wagen zu besteigen, wurden sie mit feindseligen Rufen angefallen. Sie nahmen nichtsdestoweniger mit ihren Kindern, Prinzessin Elisabeth und Frau v. Tourzel im Reisewagen Platz.[5] Allein die Abfahrt war unmöglich. Die Nationalgarde versperrte im Einverständnisse mit den Aufrührern die Thore, umringte die Wagen, kreuzte das Bajonnett vor der Brust der Pferde[6] und redete König und Königin in der gröblichsten Weise an.[7] „Herunter mit den Lakaien! Weg mit den Pferden!" schrie man. „Man darf nicht von Paris fort, vor Beendigung der Constitution." Vergeblich sprach Lafayette seine Truppe an; sie gehorchte nicht. Umsonst sagte der König zu Bailly: „Es wäre sonderbar, wenn ich, nach-

[1] „Correspondance de M^me^ Elisabeth", p. 266.

[2] „Le comte de Fersen et la Cour de France", I, 102.

[3] Hue, „Dernières années du règne de Louis XVI", p. 214.

[4] Daselbst.

[5] „Le comte de Fersen et la Cour de France", I, 103.

[6] Hue, „Dernières années du règne de Louis XVI", p. 214.

[7] Man beschimpfte den König „aristokratisches B..." und „dickes S....". Als der Haushofmeister De Gougenot die Befehle der Königin einholen wollte, schrien die Nationalgarden: „Ein spassiges B..., um Befehle zu geben."

dem ich der Nation die Freiheit gegeben, selbst nicht frei wäre!“ [1] Während zwei Stunden blieb die königliche Familie in ihrer Carosse, den Verunglimpfungen des Pöbels ausgesetzt,[2] ebensolange versuchte Lafayette vergebens, die Ruhestörer zur Ordnung und die Soldaten zum Gehorsam zu bringen. Weder Befehle noch Bitten noch Drohungen wurden beachtet. Der Tumult nahm von Stunde zu Stunde zu; das Standrecht zu verkündigen, weigerte sich Bailly.[3] Die Diener des Königs wurden misshandelt,[4] der Großalmosenier geohrfeigt,[5] Herr v. Duras so heftig geschlagen, dass der Dauphin zu weinen anfieng.[6] Um weitere Ausschreitungen zu vermeiden, musste man auf die Reise verzichten. Von ihrem Siege befriedigt, betheuerte die Nationalgarde ihre Ergebenheit: „Seien Sie ruhig, wir werden Sie vertheidigen,“ sagten die Soldaten zur Königin, sich an sie herandrängend. — „Ja,“ antwortete diese ironisch, „wir rechnen darauf; aber Sie werden jetzt zugeben, dass wir nicht frei sind.“ [7] Dann nahm sie den Dauphin in ihre Arme und gieng stolz in die Tuilerien zurück. Abends nahmen es sich die Nationalgardisten noch heraus, die Appartements, selbst das Zimmer des Königs, die Böden und Wagenschuppen zu durchsuchen, ob sie nicht widerspenstige Priester fänden,[8] und um 10 Uhr las auf dem Carrousselplatz ein Mann mit lauter Stimme ein Papier voll Abscheulichkeiten gegen den König vor und forderte das Volk auf, das Schloss zu stürmen, alles zum Fenster hinauszustürzen und vor allem die Gelegenheit nicht wieder zu versäumen, wie am 6. October.[9]

Des anderen Tages begab sich der König in die Nationalversammlung und protestierte energisch gegen die ihm zugefügte Gewalt. Präsident Chabroud begnügte sich zu antworten, „dass eine unruhige Agitation von den Fortschritten der Freiheit unzertrennlich sei“.[10]

[1] „Mémoires du marquis de Ferrières“, II, 266.
[2] „Correspondance de Mme Elisabeth“, p. 267.
[3] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, I, 104.
[4] „Mémoires de Mme Campan“, p. 286.
[5] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, I, 104.
[6] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, I, 273 u. 274.
[7] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, I, 105.
[8] Hue, „Dernières années du règne de Louis XVI“, p. 215.
[9] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, I, 105.
[10] Hue, „Dernières années du règne de Louis XVI“, p. 217.

Da diese Agitation stets wuchs, veranlaßte der König seinen ersten Almosenier, Cardinal Montmorency, seine Almoseniere, Monseigneur de Roquelaure und Monseigneur de Sabran, die Priester seiner Kapelle, die ersten Kammerherren, Herrn v. Duras und Herrn v. Villequier, ihn zu verlassen; die Königin richtete dieselbe Einladung an ihre Ehrendame, Frau v. Chimay, und ihre Palastdame, Frau v. Duras. Am Osterfeste (24. April) wurden Ludwig und Marie Antoinette genöthigt, in Saint-Germain-l'Auxerrois, der Pfarrkirche der Tuilerien, dem Hochamte beizuwohnen, das von dem Eindringling celebrierte ward, der an die Stelle des ehrwürdigen, wegen Eidverweigerung entlassenen Pfarrers getreten war. Nur Prinzessin Elisabeth, obwohl mit den äußersten Beschimpfungen bedroht, vermochte es, sich eines Actes zu enthalten, den ihr Gewissen mit vollem Rechte verabscheute.[1] Ohne Zweifel war es das, was Chabroud unter den „Fortschritten der Freiheit" verstand!

Das war eine traurige Woche für die Gefangenen in den Tuilerien; zusehr stimmte die Trauer der Kirche während der heiligen Woche zur Trauer ihrer eigenen Herzen, als daß sie nicht hätten davon ergriffen werden sollen. „Die Einsamkeit der Tuilerien," schreibt Frau v. Tourzel, „der Anblick des seiner Großwürdenträger beraubten Königs, wir alle nahe daran, zur Trennung von ihm gezwungen zu sein, die kirchlichen Officien, denen wir regelmäßig beiwohnten, und die so auffällige Ähnlichkeiten mit unserer Lage boten, das Grab am Gründonnerstag, eine Art von mit Cypressen umgebenes Kenotaphium mit einer Dornenkrone, dem so passenden Sinnbilde derjenigen, die der König trug, alles traf zusammen, um die tiefe Traurigkeit zu vermehren, von der wir durchdrungen waren, und die wir in uns verschließen mußten, um sie nicht unserem armen kleinen Dauphin mitzutheilen."[2]

Es war zuviel. Der Mensch konnte großmüthig die Beschimpfungen verzeihen, mit denen man ihn unabläßig überhäufte; der König hatte in reichlichem Maße das Opfer seiner Autorität gebracht; aber der Christ, in seinem Gewissen vergewaltigt, ließ sich nicht beugen. Ludwig beschloß, dieses Paris, das für ihn nur mehr ein Kerker war, zu verlassen.

[1] Hue, „Dernières années du règne de Louis XVI", p. 219.

[2] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 283.

Schon längst betrachteten sowohl die ältesten Diener der Monarchie als die Rathgeber der letzten Zeit die Abreise des Königs als unerlässlich für das Heil des Reiches. Gleich nach dem Tage, an dem der siegreiche Aufruhr ihn in die Hauptstadt zurückgebracht hatte, waren die dieses Namens wahrhaft würdigen Staatsmänner der Anschauung, dass er dort nicht bleiben konnte, weil er die nothwendige Freiheit nicht hatte. Unaufhörlich folgten einander Fluchtpläne. In welches Geheimnis auch der Tod des Marquis de Favras seine Pläne gehüllt hat, gewiss ist, dass deren Kern die freiwillige oder gezwungene Abreise des Königspaares war. Etwas später, im März 1790, organisierte ein Deputierter des Adels, Graf d'Hinnisdal, einen vollständigen Plan zur Entführung des Königs; die diensthuenden Nationalgardisten waren dafür gewonnen, die Leute standen auf ihren Posten, für Pferdewechsel war gesorgt, alles war bereit, es fehlte nur die Einwilligung des Königs. Frau Campan wurde beauftragt, denselben eines Abends, als er mit der Königin und seiner Familie eine Whistpartie spielte, auszuholen. Der König stellte sich anfangs taub, dann, zu einer Erklärung gedrängt, antwortete er: „Sagen Sie Herrn d'Hinnisdal, dass ich zu meiner Entführung nicht meine Zustimmung geben kann." — „Sie verstehen wohl," nahm die Königin das Wort, „der König kann nicht einwilligen, dass man ihn entführe." Hoffte sie, dass man dieses zweideutige Verbot, das eine stillschweigende Einwilligung verdecken konnte, nicht beachten werde? Thatsache ist, dass sie, nach Frau Campan, bis Mitternacht mit Reisevorbereitungen beschäftigt war. Aber kein Geräusch störte die nächtliche Stille; Herr d'Hinnisdal hatte, missvergnügt über die zweideutige Antwort des Königs, da er ohne die bestimmte Einwilligung derjenigen, für die er sich in Gefahr setzte, nicht handeln wollte, auf sein Unternehmen verzichtet.[1]

War die Abfahrt von Paris schwierig, so war sie in Saint-Cloud, wo die königliche Familie den Sommer von 1790 zubrachte, leichter ausführbar. Der König war dort ohne Gardisten, nur von einem Adjutanten Lafayettes begleitet; die Königin hatte ebenfalls nur einen diensthuenden Mann bei sich. Oft giengen beide frühzeitig fort und kamen spät heim, ohne dass man sich darob beun-

[1] „Mémoires de Mme Campan", p. 267 u. 268.

ruhigte. Man konnte noch ungehindert in Frankreich herumreisen; es war leicht, St. Cloud zu verlassen und eine sichere Provinz zu erreichen. Frau Campan behauptet, es sei ein Fluchtplan vereinbart worden; der König hätte sich allein bis zu einem vier Wegstunden vom Schlosse entfernten Wald begeben und die königliche Familie ihn dort einholen sollen.[1] Andererseits erzählt Frau v. Tourzel — und es scheint dies das nämliche Factum zu sein — dass der Kriegsminister, Herr v. la Tour du Pin, Ludwig gebeten habe, den Landaufenthalt zur Abreise zu benützen, indem er versprach, treue Regimenter zum Schutze der Reise zur Verfügung zu stellen, und versicherte — die Zukunft gab ihm nur zusehr recht — dass diese Gelegenheit, einmal verloren, nicht wiederkommen würde.[2]

Die besten Diener des Monarchen, seine eigene Familie, wünschten lebhaft, dass er diesen Vorschlag annehme. Prinzessin Elisabeth hoffte es, und glaubte an gewissen Anzeichen zu erkennen, dass, nach ihrer räthselhaften Sprache, „die Heilung nahe sei".[3] Man glaubte wirklich eine Zeitlang, nach der Debatte über die Octoberereignisse, dass der König in seiner Entrüstung über die Beschlüsse der Nationalversammlung den Rathschlägen Herrn von la Tour du Pins nachgeben würde.

Wenn man dem Grafen Eßterházy glauben darf, bestieg Ludwig eines Tages die Anhöhen von St. Cloud, und zwar durch eine vermauerte Thür des Parkes, die er durchbrechen ließ. Er war vom Herzog von Brissac und den Herren de la Suze, de Tourzel und Eßterházy begleitet. Man stieg in die Ebene bei Rueil hinab, gieng über die Brücke von Chatou und trat in den Wald von Vésinet. Hier wandte sich der König nach rechts und spornte sein Pferd in der Richtung nach Maisons. Die Königin war mit Prinzessin Elisabeth und ihrem Sohne zu Wagen fortgefahren. Alles ließ voraussetzen, es sei auf eine weite Reise abgesehen; man hätte ein Boot getroffen, um die Seine zu übersetzen, und auf der anderen Seite des Flusses Wagen, um Chantilly zu erreichen, wo die noch in den Stallungen stehenden Pferde des Prinzen von Condé als Bespannung gedient hätten, um sich zur Armee zu begeben. Plötzlich hielt der König an, und man kehrte nach St. Cloud zurück. Die

[1] „Mémoires de Mme Campan", p. 273 u. 274.

[2] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 203.

[3] „Correspondance de Mme Elisabeth", p. 178.

Hoffnungen waren abermals getäuscht. Nach seiner Rückkehr ins Schloss konnte Graf Eßterházy nicht umhin, der Königin seine Enttäuschung zu gestehen und auf der dringenden Nothwendigkeit zu bestehen, sich der Überwachung durch die Kerkermeister zu entziehen. Die Königin antwortete, sie dächte allerdings so wie er — sie hatte dies schon Frau v. Campan erklärt —[1] verzweifelte aber daran, die Zustimmung des Königs zu erlangen, außer wenn keine Zeit mehr sein würde; was sie betrifft, so war sie entschlossen, sich nie von ihrem Gatten zu trennen und das ihr bereitete Los auf sich zu nehmen.[2]

Indessen waren damals die Unterhandlungen mit Mirabeau in vollem Gange, und Mirabeaus Plan beruhte zunächst auf der Fortreise aus Paris. Nur — hierin unterschied sich Mirabeaus Ansicht von der la Tour de Pins und Eßterházys — wollte er keine Flucht zugeben. „Ein König," sagte er, „der die einzige Schutzwehr seines Volkes ist, flieht nicht vor seinem Volke; er versetzt sich nicht in die Lage, nur mit den Waffen in der Hand in seine Staaten zurückkehren zu können oder gezwungen zu sein, um auswärtige Hilfe zu betteln."[3] Ebenso schrieb er an von der Marck: „Ein König geht nur bei hellem Tage fort, wenn es geschieht, um König zu bleiben."[4] Das war selbst seine Überzeugung nach den Octobertagen. Er wollte, der König sollte sich nach Rouen, im Innern der treuen Normandie, in der Nähe der ebenso treuen Provinzen Bretagne und Anjou, zurückziehen,[5] wo es leicht wäre, sich mit sicheren Truppen zu umgeben. Im folgenden Jahre verlangte er, man solle sich nach Fontainebleau verfügen,[6] aber immer am hellen Tage, nach amtlicher Verständigung der Nationalversammlung und unter dem Schutze der Nationalgarde, zu der man das damals in Orléans in Garnison befindliche, von ausgezeichnetem Geiste beseelte Infanterie-Regiment „Royal-Comtois" und zwei aus Rambouillet herbeigezogene lothringische

[1] „Mémoires de Mme Campan", p. 269.

[2] „Louis XVI, Marie-Antoinette et Mme Elisabeth", IV, 47 u. 48.

[3] Denkschrift vom 15. October 1789.

[4] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck", II, 34.

[5] Denkschrift vom 15. October 1789.

[6] Denkschrift vom 17. Juli 1790.

Cavallerie-Regimenter stoßen ließ.[1] Später, als der revolutionäre Geist weitere Fortschritte gemacht hatte, handelte es sich nicht mehr um Fontainebleau, eine offene und jedem Handstreiche ausgesetzte Stadt, sondern um einen befestigten und der Grenze näher gelegenen Platz, etwa Compiègne oder Beauvais,[2] von wo aus man unter dem Schutze der Armee des Marschalls de Bouillé weiter gehen konnte.[3] Aber das große Hindernis zur Ausführung dieses Planes war eben wieder die Unentschlossenheit des Königs. Ludwig bekundete gegen jede wie immer gestaltete Abreise dieselbe Abneigung, die er leider schon in den unheilvollen Octobertagen gezeigt hatte, und setzte ihr, ohne sich ausdrücklich dagegen zu erklären, den verhängnisvollsten Widerstand, die Macht der Unthätigkeit, entgegen. Die Königin war hierin entschlossener. „Man wird sich doch flüchten müssen," sagte sie einmal zu Frau Campan.[4] Prinzessin Elisabeth war noch entschlossener, wurde aber kaum zurathe gezogen; ihre Briefe an ihre Freundinnen sind voll Klagen über diese unselige Unthätigkeit ihres Bruders. Nach dem vielen Wechsel zwischen Hoffnung und Enttäuschung schrieb sie am 24. October, kurz nach dem vom Grafen Eßterházy erzählten fehlgeschlagenen Versuche, an Frau v. Raigecourt in dem in ihren Briefen gebrauchten figürlichen Stile:

„Ich habe den Mann gesehen, der so schön ist; er ist etwas in Verzweiflung. Sein Kranker hat noch Starrkrämpfe in den Beinen, und er fürchtet, dass die Gelenke dermaßen angegriffen werden, dass es kein Heilmittel mehr gibt."[5]

Die Königin unterhandelte auf mehreren Seiten, entsandte Couriere über Couriere, Briefe über Briefe an ihren Bruder und an Mercy, bat um Rathschläge, Hilfe und Geld. Der König hielt sich abseits, als ob er sich um die Pläne seiner Frau und die Hoffnungen seiner Schwester nicht kümmerte. Ende October 1790 indessen entschloss er sich, mit dem in Metz commandierenden General, Marquis de Bouillé, in Beziehungen zu treten. Mirabeau

[1] Denkschrift vom 26. Juli 1790.

[2] „Le comte de Fersen et la Cour de France", I, 32.

[3] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck", Einleitung, I, 245.

[4] „Mémoires de Mme Campan", p. 268.

[5] „Correspondance de Mme Elisabeth", p. 199.

selbst hatte auf ihn hingewiesen; seine Dienste und seine Eigenschaften empfahlen ihn noch mehr. Längst bekannt durch seine glänzenden Thaten auf den Antillen während des amerikanischen Krieges, neuerlich durch die kraftvolle Unterdrückung des Aufstandes in Nancy, bei der Armee hochgeschätzt, selbst bei der Nationalgarde sehr beliebt, sehr königlich gesinnt und dabei sehr volksthümlich, von energischem Charakter und gemäßigten Ansichten, selbst zu einer Verfassung nach englischem Muster hinneigend,[1] war Marquis de Bouillé der richtige Mann, um das in den letzten Zügen liegende Königthum zu retten. Da er in Metz commandierte, und dadurch die festen Grenzplätze unter seinen Befehlen standen, so war er in der Lage, der königlichen Familie eine Zufluchtsstätte zu sichern. Er selbst hatte schon einen Plan für die Abreise des Königs entworfen; denn das war die Hauptfrage, die als unerläßliche Grundlage zu der monarchischen Restauration alle Royalisten beschäftigte. Er war daher durchaus nicht überrascht, als Ende October 1790 der Bischof von Pamiers, Monseigneur d'Agout, ihm die Absicht des Königs auseinandersetzte. Nur unterschied sich der Plan des Königs wesentlich von dem des Generals.

Wie Mirabeau, wünschte Herr v. Bouillé eine Abreise am hellen Tage auf Verlangen der Departements und der Truppen, dem nach seiner Ansicht die Nationalversammlung sich nicht widersetzen konnte;[2] Ludwig zog seiner natürlichen Schwäche gemäß, die vor jeder energischen Maßregel zurückschrak, eine Flucht vor. Übrigens waren die Einzelheiten dieses Planes noch nicht festgestellt, und seine Ausführung hatte erst im Frühjahre stattzufinden.[3] Der General machte einige Einwendungen; sie mussten dem königlichen Willen weichen, und es war nur mehr die Stadt zu bezeichnen, die die sicherste Zuflucht zu bieten schien. Nach einem langen Briefwechsel entschied sich der König für Montmédy; der Zeitpunkt der Abreise wurde auf Ende März festgesetzt.

So standen die Dinge, und Herr v. Bouillé, obwohl Ludwigs Entschluss bedauernd, bereitete dessen Ausführung vor, als er im Monat Februar den Besuch des Grafen von der Marck erhielt.

[1] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck", I, 238.

[2] „Mémoires du marquis de Bouillé", p. 214.

[3] Daselbst p. 215 ff.

Der König hatte sich endlich entschlossen, den Plan Mirabeaus anzunehmen, und Herr von der Marck theilte dem Commandanten von Metz dessen Einzelheiten mit.

Der König sollte am hellen Tage von Paris wegfahren und nach Compiègne gehen, wo ihn De Bouillé empfangen und mit treuen Truppen umgeben würde, sei es, um dort zu bleiben, sei es, um weiter zu reisen, je nachdem es die Umstände erforderten. Einmal frei, sollte der König eine Proclamation an das Land erlassen, und man zweifelte nicht, dass die allgemeine Unzufriedenheit dem Proteste des Königs zuhilfe kommen und die Nationalversammlung zwingen würde, die Constitution abzuändern, oder dem Könige gestattet hätte, außerhalb Paris eine neue Legislatur einzuberufen, welche die von der öffentlichen Meinung verlangten Reformen vornehmen und dem Königthume die rechtmäßige Ausübung seiner Autorität zurückgeben würde.[1] Mirabeau glaubte, auf sechsunddreißig Departements rechnen zu können, Herr v. Bouillé noch auf sechs, und zudem waren die meisten Departementsverwaltungen royalistisch.[2] Herr v. Bouillé billigte diesen Plan, den er der Zuflucht in Montmédy weit vorzog, und ermunterte den König, dessen Ausführung fortzusetzen und sich weiterhin seines geschickten und mächtigen Rathgebers zu bedienen.[3] Leider starb Mirabeau, und der König fiel mehr als je in seine Unentschlossenheit zurück.

Die Lage verschlimmerte sich jeden Augenblick. Wenn man anfangs Februar Paris am hellen Tage verlassen konnte, sollte man es zwei Wochen später, nach dem Abenteuer der Prinzessinnen-Tanten, auch noch können? Wenn die Tanten des Königs soviel Mühe hatten, durchzukommen, würde man den König selbst ziehen lassen? War der Aufruhr, der den Grafen von Provence gezwungen, in die Tuilerien zu übersiedeln, nicht ein Zeichen dessen, was der Pariser Pöbel konnte und wollte? Zwei Monate später musste jede Täuschung in dieser Hinsicht, wenn noch eine vorhanden war, aufhören; die Nationalgarde, die trotz Lafayette und Bailly der königlichen Familie nicht einmal gestattete, nach St. Cloud zu fahren, hätte sie noch weit weniger nach Com-

[1] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck", Einleitung, I, 244 u. 245.

[2] Daselbst.

[3] Daselbst p. 229.

piègne gehen lassen. Die Unmöglichkeit einer öffentlichen Abreise erschien als offenkundig, und dieser Angriff auf seine Freiheit, der endlich den König unwiderruflich bestimmte, Paris zu verlassen, ließ ihm nur Aussicht auf eine Entweichung.

Man kam auf Ludwigs ursprüngliche Absicht, der Flucht nach Montmédy, zurück. Am 20. April schrieb die Königin an Mercy:

„Das soeben geschehene Vorkommnis bestärkt uns mehr als je in unseren Plänen. Die Garde um uns bedroht uns gerade am meisten. Selbst unser Leben ist nicht mehr sicher. . . . Unsere Lage ist entsetzlich: man muss ihr durchaus im nächsten Monate ein Ende machen. Der König wünscht es noch mehr als ich.“ [1]

Dieser und die folgenden Briefe enthüllen den Plan der königlichen Familie; bis die Abreise möglich wäre, sollte der König in vollständiger Unthätigkeit verharren, ohne Widerstand Gesetze annehmen, da der Mangel an Freiheit sie später mit Ungiltigkeit behaften würde, sich inzwischen Hilfsquellen erschließen und Unterstützung verschaffen.

Man musste fünfzehn Millionen auftreiben,[2] und hoffte, sie in Holland zu bekommen.[3] Spanien und Sardinien konnten durch Truppenbewegungen an der Grenze einen moralischen Druck ausüben, der den Ausbruch der Unzufriedenheit in den Provinzen unterstützen würde. Wenn Preußen und Österreich zu einem Einverständnisse gelangten, sollten sie die Reclamationen der im Elsass Besitzungen habenden Reichsfürsten in Betracht ziehen und Protest erheben, „nicht“, sagte die Königin, sich Mirabeaus Gedanken anschließend, „um eine Contrerevolution zu machen oder mit Waffengewalt einzudringen, sondern als Bürgen sämmtlicher Verträge für Elsass und Lothringen, und die Art und Weise, wie man einen König behandelte, verurtheilend“.[4] Wenn Preußen, dessen Verhalten verdächtig war, und dessen Agent, der Jude Ephraim, den Republikanern Geld lieferte, wenn England, dessen Neutralität man mit wenig Aussicht auf Erfolg sich zu sichern suchte,[5] wenn Holland sich der Wiederherstellung der Ordnung in Frankreich widersetzen

[1] Marie Antoinette an Mercy, 20. April 1791.

[2] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, I, 114.

[3] Mitte Mai hatte man erst vier Millionen.

[4] Marie Antoinette an Mercy, 1790.

[5] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, I, 90 u. 97.

wollte, so konnten die nordischen Mächte, Rußland und Schweden, ein Gegengewicht bieten.[1] Inzwischen würden die von Österreich in den Niederlanden ausgeführten Demonstrationen Herrn v. Bouillé erlauben, Truppen und Munition in Montmédy zu sammeln.[2]

Leider mehrten sich die Schwierigkeiten, je länger man zögerte. Der Ende 1790 noch gute Geist der Truppen hatte sich seit Anfang 1791 entsetzlich verschlechtert, besonders seitdem Du Portail, eine Creatur der Lameth, im Kriegsministerium den treuen La Tour du Pin ersetzt hatte. Auf seine Bitte ermächtigte die Nationalversammlung die Soldaten, in die Clubs zu gehen, und dieser beklagenswerte Verkehr lockerte bald die Disciplin. Anfangs Mai konnte Herr v. Bouillé nur mehr auf acht bis zehn deutsche und schweizerische Bataillone und etliche dreißig Reitereseadronen zählen; fast die gesammte Infanterie und die gesammte Artillerie waren zur Revolution übergegangen.[3]

Der Geist der Civilbevölkerung hatte dieselbe Beeinflussung erfahren wie jener der Armee. Die Drohungen der Emigranten, die geschickt verbreiteten und hinterlistig ausgebeuteten Gerüchte von Aristokratenverschwörungen und Verräthereien von Officieren hatten die Grenzbewohner in Schrecken gesetzt, erbittert und gegen den König, den sie mit den auswärtigen Franzosen im Einverständnisse glaubten, aufgehetzt.[4] Es war also ein Kampf möglich, und in dieser Voraussicht hatte Ludwig die Hilfe der Schweizer Cantone in Anspruch genommen,[5] deren Sache durch jahrhundertealte Capitulationen mit der Frankreichs verknüpft war, und für den ersten Augenblick, so groß war das Bedürfnis darnach, um ein Corps von 8000 bis 10.000 Österreichern gebeten.[6] Nicht, dass er eine unmittelbare Intervention der fremden Mächte in den Angelegenheiten des Landes wollte — die Königin hatte dies in ihrem Briefe an Mercy vom 12. Juni 1790 ausdrücklich abgelehnt —[7] er verlangte nur ihre moralische Unterstützung oder, wenn er die 10.000

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France", I, 93.
[2] Marie Antoinette an Mercy, 20. April 1791.
[3] „Mémoires du marquis de Bouillé", p. 243 u. 244.
[4] Daselbst p. 245.
[5] Man begehrte von ihnen etwa 20.000 bis 30.000 Mann.
[6] Marie Antoinette an Leopold II., 1. Juni 1791.
[7] Marie Antoinette an Mercy, 12. Juni 1790.

Mann seines Schwagers heranziehen müsste, so würde er sie nur als „Hilfstruppen“[1] annehmen, in der Absicht, sie unter der königlichen Fahne marschieren zu lassen, wie Heinrich IV., der, gleichfalls bemüssigt, sein Königreich wiederzuerobern, unter seinen Befehlen die Soldaten Elisabeths von England und die Reiter Schombergs hatte, und wie noch immer deutsche und schweizerische Regimenter neben den Nationalmilizen in der französischen Armee dienten. Auch das würde er nur im äußersten Falle thun; er hoffte noch immer den Kampf zu vermeiden, obwohl Mirabeau kurz vor seinem Tode dessen nahes Bevorstehen und Nothwendigkeit mehr als je ausgesprochen hatte.[2]

Aber vor allem kam es darauf an, die öffentliche Meinung zu beruhigen und zu diesem Zwecke die Unternehmungen der Emigranten hintanzuhalten. Auf dieses Ziel waren die Bemühungen der Königin gerichtet. Ihre Weisungen an ihre Agenten, ihr Briefwechsel mit ihrem Bruder und Mercy sind voll der dringendsten Bitten, der Kaiser möge sich durch Rathschläge und im Nothfalle mit seiner Autorität den Anschlägen der Grafen von Artois widersetzen. „Unsere Sicherheit und unser Ruhm,“ schrieb sie, „hängen daran, uns aus dieser Lage herauszuziehen; ich hoffe, das Verdienst daran nicht einzig und allein anderen zu überlassen.“[3]

Was sollte man thun nach der Flucht aus Paris? Die Briefe Marie Antoinettes, der Briefwechsel zwischen dem Marquis und der Marquise de Bombelles, die kürzlich veröffentlichten Memoiren Frau v. Tourzels und auch die Erklärungen Ludwigs XVI. gestatten, dies festzustellen. In dem festen Montmédy, geschützt von den Truppen Herrn v. Bouillés, eingetroffen, sollte der König alle treuen Unterthanen zu sich berufen, den Emigranten die Rückkehr nach Frankreich befehlen und, gestützt auf diese Streitkräfte, mit denen sich im Nothfalle die 10.000 Mann seines Schwagers vereinigen konnten, noch mehr unterstützt durch die Bewegung, die unfehlbar in den Provinzen hervorgerufen würde, sobald diese den Souverän in Freiheit wüssten und in ihm einen Mittelpunkt der Action und einen Stützpunkt fänden, ein Manifest an das Land

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France.“

[2] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck“, Einleitung, I, 244.

[3] Marie Antoinette an Mercy, 5. Juni 1791.

richten, in dem er gegen die Treibereien der Nationalversammlung, die betreffs der wesentlichsten Punkte die Instructionen ihrer Auftraggeber überschritten hatte, protestieren, die ihm seit 6. October 1789 abgepressten Acte „wegen absoluten Mangels an Freiheit" für null und nichtig erklären und den Entschluss kundthun würde, erst dann nach Paris zurückzukehren, wenn „eine Constitution, die er frei angenommen hätte, die Achtung vor der Religion und die Wiederherstellung der Regierung auf festem Grunde bewirkt hätte, und nicht mehr Güter und Vermögen eines jeden gefährdet, nicht mehr die Gesetze ungestraft übertreten und endlich feste und unerschütterliche Grundlagen für die Freiheit geschaffen würden".[1]

Wäre diese Constitution eine Rückkehr zum alten Regime gewesen? Sicherlich nicht; schon das Wort „Constitution" schließt den Gedanken daran aus. Es klingt fast banal, weil es allzu evident ist, dass Ludwig XVI. nie und 1791 weniger als je die absolute Gewalt wünschte. Die Marquise de Bombelles, wohlbekannt mit den Absichten des Königspaares, weil ja ihr Gatte, ebenso wie Baron de Breteuil, accreditierter Agent des Hofes im Auslande war, schrieb am 13. Juli: „Der König wollte auf die Erklärung vom 23. Juni zurückkommen, durch die er den Wunsch erfüllte, den die Nation durch ihre Mandatsträger in den Generalständen kundgegeben hatte; er beschränkte seine Gewalt, beruhigte aber auch gleichzeitig die Gemüther; denn nie mehr wird in Frankreich der Despotismus platzgreifen können, und, man muss gerecht sein, es ist auch nicht wünschenswert. Der König wollte also nicht sein Recht mittelst fremder Streitkräfte erobern; er wollte seine Unterthanen zur Pflicht zurückführen und sich mit ihnen ausgleichen."[2] Behufs Befriedigung der materiellen Interessen durch Fernhaltung des Gedankens an einen bevorstehenden Bankerott hätte der König die volle Zahlung der Leibrenten zugesichert, den Actienhandel und die belastenden Anleihen durch einen vernünftigen Steueransatz ersetzt und unter Zurückgabe der Güter der Geistlichkeit diese zur Rückzahlung der Assignaten verpflichtet. Das war möglich, sagt Fersen, denn die durch die Geistlichkeit, deren Vorschlag gemäß, selbst verwerteten Güter hätten Ergebnisse erzielt, die man von der Confiscation durch die Nationalversammlung nicht

[1] „Louis XVI, Marie-Antoinette et Mme Elisabeth", II, 95 u. 119.

[2] Marquise de Bombelles an die Marquise de Raigecourt, 12. Juli 1791.

erwarten konnte. So würden die Capitalisten, die für die Revolution alles gethan und jetzt von ihr in ihren Interessen bedroht waren, beruhigt werden und sich für die Rückkehr der königlichen Autorität aussprechen, die sie doch weniger fürchteten als den Bankerott.[1]

War das genügend? Man darf daran zweifeln.

Aber es ist doch zu beachten, dass nach dem Misserfolge von Varennes und nach Fertigstellung der so mangelhaften Constitution, die die Nationalversammlung an die Stelle der Vorschläge des Königs gesetzt, selbst viele von denen, die die Anhaltung Ludwigs gebilligt, vielleicht sogar dazu beigetragen hatten, dahin kamen, das Misslingen des sogenannten „Planes von Montmédy" zu bedauern; denn, sagte man, er versprach Frankreich eine von beiden Extremen gleichweit entfernte Constitution.[2]

Die Königin theilte die Gesinnung ihres Gemahls. Sie hatte schon anfangs 1790 erklärt, dass sie keine „Gegenrevolution"[3] wolle; sie wiederholte dies am 12. Juni 1790[4] und schrieb am 3. Februar 1791 an Mercy: „Wir sind entschlossen, als Grundlage der Constitution die Erklärung vom 23. Juni anzunehmen mit den von den Umständen und Ereignissen nothwendig gemachten Abänderungen."[5]

Welches diese Abänderungen gewesen wären, können wir nicht sagen; aber es ist gewiss, dass Marie Antoinette gleich Ludwig entschlossen war, die 1789 von der Öffentlichkeit ausgesprochenen Wünsche zu befriedigen und Frankreich endlich eine gute und gerechte Freiheit genießen zu lassen, „eine solche", wie sie sagte, „die der König stets selbst gewünscht hat zum Glücke seines Volkes, fern von Zügellosigkeit und Anarchie, die das schönste Reich in alles mögliche Unglück stürzten."[6]

Während man der Verwirklichung dieses Planes harrte, wurde die Königin mehr als je überwacht. Wenn ein Landsmann, ein Jugendfreund oder ein Gesandter ihres Bruders, wie Fürst Liechtenstein, sie in ihrem Gefängnisse in den Tuilerien besuchte, war sie

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France", I, 27.
[2] „Correspondance diplomatique du baron de Staël", p. 228.
[3] Ernest Daudet, „Histoire de l'Emigration", Paris, Kolb, 1889, p. 23.
[4] Marie Antoinette an Mercy, 12. Juni 1790.
[5] Dieselbe an denselben, 13. Februar 1791.
[6] Marie Antoinette an Leopold II., 7. November 1791.

genöthigt, ihn so schnell als möglich zu verabschieden und ihm zu empfehlen, niemandem zu sagen, dass er eine Privataudienz gehabt habe. „Obwohl ich," schrieb sie an Leopold, „ihn — den Fürsten Liechtenstein — nur einmal während zehn Minuten gesehen habe, glaube ich, dass jeder Österreicher gutthun wird, in dieser Zeit nicht hieherzukommen." Und traurig fügt sie hinzu: „Unsere Gesundheit ist fortwährend gut und wäre noch besser, wenn wir auch nur eine Idee von Glück um uns herum bemerken könnten; denn, was unsere Personen betrifft, ist's für immer aus, was immer kommen möge. Ich weiß, dass es Pflicht eines Königs ist, für andere zu leiden; aber wir erfüllen sie auch gut."[1]

[1] Marie Antoinette an Leopold II., 7. November 1791.

# Neuntes Capitel.

Flucht nach Varennes. — Anhaltung der königlichen Familie und Rückkehr nach Paris.

Anfangs Juni 1791 war alles zur Abreise bereit. Von den zwei von Paris nach Montmédy führenden Wegen hatte der König trotz der von De Bouillé *[1] angegebenen Unzukömmlichkeiten[1] den über Varennes vorgezogen, weil der andere durch die Krönungsstadt Reims führte, und Ludwig dort erkannt zu werden fürchtete. Ein Truppencorps sollte bei Montmédy zusammengezogen und von Châlons an längs der Straße Detachements aufgestellt werden, um den freien Durchzug zu sichern;[2] die österreichischen Bataillone sollten am 12. Juni nach Arlon beordert werden. Eine Million in Assignaten war von Fersen an die Adresse des Grafen von Contades abgesendet worden.[3] Die Königin hatte für sich und ihre Kinder eine Wäscheausstattung nach Arras, ihr Reisekästchen nach Brüssel schaffen lassen;[4] der Friseur Léonard sollte ihre Diamanten mitnehmen.[5] Die zuerst auf Anfang Mai[6] festgesetzte Abreise war trotz des Drängens De Bouillés, der über den 1. Juni nicht hinauszugehen bat,[7] auf den 12.,[8] dann auf den 15.,[9] auf den 19.,[10] endlich auf den 20. Juni verschoben worden wegen einer mit Grund verdächtigen Kammerfrau des Dauphin, die ihren Dienst erst am 19. morgens verlassen sollte.[11] Und diese letztere Verzögerung war ver-

[1] Unter anderem der Mangel an Postpferden in der Stadt. — „Mémoires du marquis de Bouillé", p. 222 u. 228.

[2] Daselbst p. 251.

[3] „Le comte de Fersen et la Cour de France", I, 130.

[4] „Mémoires de Mme Campan", p. 287 ff.

[5] Daselbst p. 289.

[6] „Le comte de Fersen et la Cour de France", I, 96.

[7] Daselbst p. 122.

[8] Daselbst p. 132.

[9] Daselbst p. 132.

[10] Daselbst p. 137.

[11] Daselbst p. 137.

hängnisvoll, denn sie war großentheils schuld an dem Misslingen des Planes.

„Nur zwei Personen sind ins Vertrauen gezogen, Herr von Bouillé und Herr v. Breteuil," schrieb die Königin am 22. Mai 1791 an ihren Bruder, „und eine dritte Person, die mit den Vorbereitungen zur Abreise betraut ist." [1]

Diese dritte Person war ein Schwede, dem wir schon in dieser Geschichte begegnet sind, Graf Axel Fersen. Mit warmem Herzen und edlem Charakter verdoppelte dieser in der Stunde der Trübsal seine Ergebenheit gegen die hohe Familie, die ihm in den Tagen ihres Glanzes Aufnahme gewährt hatte. „Ich bin dem Könige und der Königin anhänglich," schreibt er im Februar 1791 an seinen Vater, „und muss es sein ob der Güte, mit der sie mich stets behandelt haben, als sie konnten, und ich wäre gemein und undankbar, wenn ich sie verließe, da sie nichts mehr für mich thun können, und ich die Hoffnung habe, ihnen nützlich sein zu können. Aller Güte, mit der sie mich stets überhäuft haben, haben sie noch eine schmeichelhafte Auszeichnung hinzugefügt, nämlich das Vertrauen; dies ist es umsomehr, als es höchstens auf drei bis vier Personen beschränkt ist, von denen ich der jüngste bin." [2]

Ludwig und Marie Antoinette hatten in diesem jungen Manne eine probehältige Ergebenheit, auf die sie zählen konnten, eine uneigennützige und reine Ergebenheit entdeckt, die von ihnen nichts fordern würde. Überdrüssig der bezahlten Dienstleistungen und der ehrgeizigen, überspannten und unfähigen Rathgeber, eröffneten sie sich mit vollem Vertrauen dem Grafen Fersen, und wenn sie auch einen geschickteren Politiker und schlaueren, den modernen Ideen zugänglicheren Diplomaten wünschen konnten, so konnten sie doch keinen ritterlicheren und sichereren Diener finden. Schon anfangs 1791 war Fersen ihr anerkannter Vertrauter, der Verwahrer ihrer Gedanken und der Vermittler ihres Briefwechsels geworden. Er chiffrierte und expedierte ihre Briefe, empfieng und dechiffrierte die an das Königspaar adressierten Depeschen, übermittelte ihre Weisungen an Baron de Breteuil und Marquis de Bouillé, deren erstrer politischer, letzterer militärischer Agent des Fluchtplanes war.

[1] Marie Antoinette an Leopold II., 22. Mai 1791.

[2] „Le comte de Fersen et la Cour de France", Einleitung, LIX.

Herr v. Ferſen befaſste ſich auch mit den Vorbereitungen zur Abreiſe von Paris, verlangte und erhielt durch Vermittlung des ruſſiſchen Geſandten, Herrn v. Simolin, einen Paſs auf den Namen einer hohen ruſſiſchen Dame, Baronin Korff, und überwachte beim Kutſchenmacher Louis die Herſtellung des zur Aufnahme der geſammten königlichen Familie beſtimmten, bequemen Reiſewagens.[1] Dieſer, der durch ſeinen Umfang Verdacht erregen konnte, beunruhigte den vorſichtigen De Bouillé; er ließ durch ſeinen Sohn Louis Vorſtellungen machen und beantragte, den einen Wagen durch zwei leichtere Wagen zu erſetzen, in deren einem der König, Prinzeſſin Eliſabeth und des Königs Tochter, im andern die Königin und der Dauphin platznehmen ſollten; doch die Königin weigerte ſich, ſich von ihrem Gemahl zu trennen, und antwortete, daſs, wenn man ſie retten wolle, man alle zuſammen retten oder gar nichts unternehmen müſſe.[2] De Bouillé hatte auch begehrt, man ſolle ſich von Marquis d'Agout, ehemaligem Major der Gardes du corps, einem Manne von Kopf und Herz, deſſen Mitwirkung im Falle eines Unfalles oder Hinderniſſes wertvoll geweſen wäre, begleiten laſſen.[3] Der König dachte an Herrn v. Saint-Prieſt;[4] Chevalier de Coigny ſchlug einen Gendarmerie-Commandanten, ehemaligen Poſtmeiſter, Herrn Priol, vor, der ſehr ergeben war und alle Straßen des Reiches ſehr genau kannte.[5] Im letzten Augenblicke nahm man niemanden, ſei es aus Etikettebedenken oder um niemanden weiter ins Geheimnis zu ziehen; der König wollte nicht einmal — und das war ſehr bedauerlich — von Ferſen begleitet ſein, der von allem Kenntnis hatte.[6] *[2]

Wie dem immer ſein mag, nach all dieſen Beſprechungen und Schwankungen wurde der Plan am 13. Juni endgiltig feſtgeſtellt. Der König, die Königin, ihre Kinder, Prinzeſſin Eliſabeth, Frau v. Tourzel und zwei Kammerfrauen, Frau v. Neuville und Frau Brunier, ſollten in der Nacht vom 20. auf den 21. abreiſen, die ſechs erſten in dem gewiſſen Reiſewagen, die beiden letzteren in

[1] Der Reiſewagen war von der Baronin Korff beſtellt worden.
[2] „Mémoires du comte Louis de Bouillé", p. 39.
[3] „Le comte de Fersen et la Cour de France", I, 122.
[4] Daſelbſt, I, 128.
[5] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 308.
[6] „Le comte de Fersen et la Cour de France", I, 132.

einem dem Reisewagen vorausfahrenden Cabriolet. Statt Herrn von Agouts sollten drei Gardes du corps, die Herren v. Valort, v. Moustiers und v. Maldent, in der Eigenschaft und Tracht von Courieren den Wagen begleiten, zwei auf dem Kutschbocke, der dritte vorausgaloppierend. Von Pont-Sommevesle an bis Montmédy sollten bei jedem Pferdewechsel Posten aufgestellt sein, um die Reisenden zu begleiten und im Nothfalle zu schützen. Fersen hätte es lieber gehabt, wenn man diese Detachements weggelassen oder sie wenigstens erst von Varennes an verwendet hätte. „Man braucht von hier bis Châlons keine Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen," schrieb er an De Bouillé; „die beste von allen wäre, keine zu ergreifen. Alles muss von der Raschheit und dem Geheimnis abhängen, und wenn Sie Ihrer Detachements nicht ganz sicher sind, wäre es besser, deren keine aufzustellen oder höchstens erst von Varennes an, um keinerlei Aufmerksamkeit im Lande wachzurufen. Der König würde so ganz einfach durchkommen."[1] Der Ausgang hat bewiesen, dass Fersen richtig geurtheilt hatte. Herr v. Bouillé selbst, berichtete Fersen, erhob Einwendungen gegen „die große Unzukömmlichkeit, die daraus entstünde, wenn man auf dem Wege eine Postenkette aufstellte".[2] Leider bestand der König darauf, und es ist ganz gewiss, dass dieser Aufwand von Vorsichtsmaßregeln, dieser Anschein von Etikette, diese Bedachtnahme auf Bewahrung eines Restes königlicher Größe und fürstlichen Comforts auf einer Flucht dem Erfolge des Unternehmens bedeutend schadeten. So viele Vorbereitungen konnten nicht getroffen werden, ohne das seit der Abreise der Prinzessinnen-Tanten stets lauernde Misstrauen zu erregen.

„Alles wäre verloren, wenn man nur im geringsten von einem Plane etwas muthmaßen könnte," schrieb der klarblickende Fersen an Baron de Breteuil.[3] Trotzdem hielten Indiscretionen, Unklugheiten und Angebereien die öffentliche Meinung in Spannung. Gerüchte über einen Fluchtversuch des Königs lagen in der Luft. Man handelte darüber in den Zeitungen, sprach davon im Volke, „unterhielt sich darüber in den Comités der Nationalversammlung". Die Vorbereitungen hatten zu lange gedauert und waren zu auf-

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France", I, 130.

[2] Daselbst, I, 123.

[3] „Mémoires de Mme Campan", p. 288.

fallend gewesen, um gänzlich verheimlicht zu bleiben; die dabei verwendeten Personen waren nicht immer schweigsam gewesen; schon am 21. Mai plauderte die Aufseherin über die Garderobe, die man mit Grund im Verdacht hatte, aber leider dennoch im Dienste behielt, von einem Reiseplan. Wenn man Marquis Raigecourt glauben darf, fehlte es der Umgebung des Herrn v. Bouillé an Zurückhaltung, und vergaß sich der General, „so klug und zugeknöpft er war," selbst manchmal. Die Emigranten, die die Königin sosehr und so mit Recht fernhalten wollte, waren, wenn nicht von dem ganzen Plane, so wenigstens von der Absicht einer nahen Abreise unterrichtet. In London sprach man bei Lord Randon vor dem Prinzen von Wales, dem vertrauten Freunde des Herzogs von Orléans, ganz laut davon.[1] In Brüssel schwatzte man davon bei Herrn de la Queuille infolge eines Wortes des Grafen von Provence, der Frau v. Balbi aufgefordert hatte, in Belgien zu bleiben, statt nach Frankreich zurückzukehren.[2] In Paris begieng einer der Gardes du corps, Herr v. Maldent, die Unklugheit, die Sache seiner Maitresse zu erzählen, die nichts Eiligeres zu thun hatte, als sie ihrer Schwester und ihrer Dienerin mitzutheilen.[3] Die Aufmerksamkeit war dermaßen erregt, dass Lafayette seit 11. Juni die Wachtposten verdoppelte und alle Wagen im Schlosse untersuchen ließ.[4]

Doch ist wohl zu beachten, dass sich all dies auf unbestimmte Besorgnisse beschränkte. Man hegte Verdacht, weil der Wunsch des Königs zu natürlich war, als dass ein Reiseproject nicht begreiflich gewesen wäre; aber man wusste nichts Bestimmtes.

Der bezeichnete Tag brach endlich an. Alles gieng im Schlosse wie gewöhnlich vor sich. Der Dauphin gieng um halb 11 Uhr in den Garten; um 11 Uhr begab sich die Königin mit ihrem Gefolge in die Kapelle; nach der Messe bestellte sie ihren Wagen auf 5 Uhr nachmittags zur Spazierfahrt ihrer Kinder. Inzwischen war Prinzessin Elisabeth in Bellevue gewesen und kam um 1 Uhr zurück; um halb 2 Uhr fand das Familiendiner statt.[5] Im Laufe des

[1] Bimbenet, „La fuite de Louis XVI à Varennes". Pièces justificatives, p. 137.

[2] „Louis XVI, Marie-Antoinette et Mme Elisabeth", IV, 55.

[3] Bimbenet, „La fuite de Louis XVI à Varennes", p. 38.

[4] „Le comte de Fersen et la Cour de France", I, 1.

[5] Bimbenet, „La fuite de Louis XVI à Varennes", p. 40 u. 41.

Tages kam Ferſen, beſprach mit dem Könige und der Königin die letzten Vorbereitungen und verabredete das im Falle einer Anhaltung zu beobachtende Verhalten. „Herr v. Ferſen," ſagte der König zu ihm, „was mir immer widerfahren möge, ich werde nicht vergeſſen, was Sie für mich thun." Die Königin weinte ſehr; beim Herannahen der Gefahr wurde ihr Herz zwar nicht ſchwach, aber weich.[1] Um 6 Uhr gieng Ferſen fort, und Marie Antoinette beſtieg gemäß dem morgens gegebenen Befehle mit ihren Kindern den Wagen, um nach Tivoli in den Garten des Herrn Boutin zu fahren, wo die Kinder das Veſperbrot nahmen.[2] Währenddeſſen ſuchte die Königin das Gemüth ihrer Tochter auf die kommenden Ereigniſſe vorzubereiten.[3*3] Nach der Rückkehr von der Spazierfahrt (gegen 7 oder 8 Uhr),[4] wurde der Dauphin zu ſeiner Gouvernante, dann in ſein Zimmer geführt und nahm ſein Abendeſſen ein, wobei er von ſeinem Kammerdiener Cléry bedient wurde, der ihn erſt um 9 Uhr verließ, als er zu Bette gegangen war.[5] Die Tochter des Königs gieng, wie gewöhnlich, um 10 Uhr ſchlafen.

Die Königin ließ ſich friſieren, trat dann in den Salon und traf dort den Grafen von Provence, der bis 9 Uhr bei ihr blieb. Um dieſe Zeit giengen der König, die Königin und Prinzeſſin Eliſabeth in das Speiſezimmer. Alles geſchah mit dem gewöhnlichen Ceremoniell, und gegen 10 Uhr zog ſich die königliche Familie in ihre Appartements zurück. Das Schlafengehen der Königin war von kurzer Dauer; als ſie im Bette war, wurden die Gangthüren geſchloſſen und dem Gebrauche gemäß dem Kammerdiener und dem dienſthabenden Commandanten die Befehle für den nächſten Tag ertheilt. Das Schlafengehen des Königs gieng mit dem gewöhnlichen Ceremoniell vor ſich; Lafayette und Bailly waren dabei und converſierten dort einige Zeit.[6] Trotz des von den hohen Reiſenden gegenüber ihren treueſten Dienern und ſelbſt den Mitgliedern ihrer Familie gegenüber beobachteten Geheimniſſes — zu Mittag des nämlichen Tages wurde Prinzeſſin Eliſabeth verſtändigt, Frau

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France", I, 2.
[2] „Mémoires de Weber", p. 314.
[3] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 303.
[4] „Mémoires de Weber", p. 314.
[5] Bimbenet, „La fuite de Louis XVI à Varennes", p. 41.
[6] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 307.

Brunier und Frau v. Neuville erst vor dem Schlafengehen — war, wie gesagt, ein unbestimmtes Gerede ruchbar geworden; seit einigen Tagen war die Überwachung eine regere; die Garde war verstärkt, am Nachmittag des 20. sogar verdreifacht worden,[1] und abends lag ein Grenadier vor der Thür der Prinzessin Elisabeth.[2] Aber auch der König hatte längst Maßregeln ergriffen, um sich einen leichteren Ausgang zu sichern. Schon im Jänner waren geheime Verbindungen zwischen den verschiedenen Appartements der königlichen Familie hergestellt und in dem Täfelwerk in so kunstvoller Weise Thüren angebracht worden, dass es unmöglich war, sie zu entdecken.[3] Überdies gebrauchte der König seit etwa vierzehn Tagen die Vorsicht, den Chevalier de Coigny, der ihm ähnlich sah, durch das große Thor des Schlosses hinausgehen zu lassen.[4]

Gegen viertel 11 oder halb 11 Uhr[5] stand die Königin auf, gieng zum Dauphin, weckte ihn und hieß ihn mit seiner Schwester in das Halbgeschoß hinabgehen.[6] Frau Brunier und Frau v. Neuville kleideten die Kinder an. Die junge Prinzessin wurde mit einem brandrothen, blau und weiß geblümten Zitzkleid angethan, der Dauphin als kleines Mädchen gekleidet. „Er war reizend," erzählte seine Schwester; „da er schlaftrunken war, wusste er nicht, was er that. Ich fragte ihn, was er glaube, das man thun wolle; er sagte, er glaube, wir werden Theater spielen, weil wir verkleidet wären."[7] Man gieng ins Cabinet der Königin und von da durch die erwähnten geheimen Thüren in das unbesetzte Appartement des Herzogs von Villequier,[8] von wo aus man ein nicht bewachtes Thor zum Prinzenhofe erreichte. Es war viertel 12 Uhr.[9]

Im Hofe wartete seit einer Stunde ein Wagen. Herr v. Fersen hatte sich, nachdem er im Laufe des Abends die letzten Einzelheiten der Abreise geordnet hatte,[10] als Kutscher verkleidet, um die hohen

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 308.
[2] Bimbenet, „La fuite de Louis XVI à Varennes", p. 25.
[3] Daselbst p. 56 ff.
[4] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 307.
[5] Daselbst, I, 303.
[6] Daselbst, I, 304.
[7] Mémoires de Weber", p. 315.
[8] Der Herzog von Villequier war ausgewandert.
[9] „Le comte de Fersen et la Cour de France", I, 2.
[10] Daselbst, I, 3.

Flüchtlinge im Anfange ihrer Reise persönlich zu fahren. Die Königin führte selbst die Kinder und Frau v. Tourzel herbei[1] und brachte sie im Wagen unter; dann fuhr Fersen ab, machte mehrere Hin- und Herfahrten auf den Quais, um die Aufmerksamkeit abzulenken, kam zurück und stellte sich beim kleinen Carroussel auf.[2] Lafayette kam zweimal vorbei,[3] merkte aber nichts. Nach einer Viertelstunde, sagt Fersen,[4] drei Viertelstunden, sagt Frau von Tourzel,[5] einer guten Stunde, sagt die Prinzessin, deren ängstliche Erwartung die Zeit lang fand,[6] kam Prinzessin Elisabeth an, geführt von einem Kammerdiener, dann gegen Mitternacht der König und endlich die Königin. Sie war zuletzt herausgegangen und hatte sich, da sie Lafayettes Wagen gewahrte und fürchtete, erkannt zu werden, in dem Labyrinth der die Tuilerien umgebenden Gäßchen verloren, wo sie einige Zeit mit dem sie begleitenden Garde du corps herumirrte. Sobald sie in den Wagen gestiegen war, schloß sie der König, den diese Verzögerung beunruhigt hatte, zärtlich in seine Arme und sagte wiederholt: „Wie freut es mich, dich da zu sehen!“[7] Die Königin war im Morgenkleide mit Hut und schwarzer Mantille; der König trug einen runden Hut, eine Perücke, einen braunen Überzieher und in der Hand einen Spazierstock. Frau v. Tourzel mußte die Rolle der Baronin Korff spielen; die Königin war die Gouvernante der Kinder und hieß Madame Rochet; der König war der Kammerdiener Durand, Prinzessin Elisabeth das Gesellschaftsfräulein Rosalie, der Dauphin und seine Schwester die beiden Kinder der Baronin Korff unter den Namen Amélie und Aglaé.[8]

Bei der Barrière Saint-Martin erreichte man den Reisewagen, den Herr v. Moustier und der Kutscher Herrn v. Fersens,

[1] „Mémoires de Weber“, p. 415.

[2] „Herr v. Fersen,“ sagt Frau v. Tourzel, „spielte vortrefflich die Rolle eines Fiakerkutschers, pfiff, plauderte mit einem angeblichen, zufällig dort befindlichen Kameraden und nahm Tabak aus seiner Dose.“ — „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, I, 306.

[3] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, I, 2.

[4] Daselbst.

[5] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, I, 306.

[6] „Mémoires de Weber“, p. 315.

[7] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, I, 307.

[8] „Mémoires de Weber“, p. 315.

Balthasar Sapel, dahin geschafft hatten. Die beiden Wagen wurden einander soweit genähert, dass die königliche Familie aus dem einen in den andern steigen konnte, ohne den Fuß auf die Erde zu setzen. Fersen stieg auf den Kutschbock neben Herrn v. Moustier. „Vorwärts! fahr schnell," sagte er zu seinem als Postillon geltenden Kutscher. Man fuhr ab und die vier tüchtig ausgreifenden Pferde kamen in einer halben Stunde in Bondy an.[1] Herr v. Valori hatte dort ein Gespann von 6 Pferden in Bereitschaft; hastig wurde angespannt; Fersen nahm von den Reisenden Abschied, indem er ihnen behufs Täuschung des Postillons die Worte zurief: „Adieu, Frau v. Korff!"[2] Der Wagen, dem Gardes du Corps als Couriere vorausritten, nahm die Richtung nach Claye, wo er Frau v. Neuville und Frau Brunier einholte. Unterdessen kehrte Fersen zu Pferde auf Seitenwegen nach Paris zurück[3] und reiste noch am selben Tage nach Belgien ab. Am 22. kam er um 6 Uhr morgens in Mons an und erfuhr am nächsten Tage in Arlon aus dem Munde de Bouillés den traurigen Ausgang der Flucht.

Die königliche Familie blieb allein, ihren eigenen Eingebungen überlassen und ohne andere Führer als drei junge Leute, die sicherlich sehr ergeben waren, aber weder Ansehen noch Erfahrung hatten. Man hatte eine kostbare Zeit bei der Ausfahrt aus Paris verloren; man verlor deren noch zu wiederholtenmalen und dachte leider nicht an die Nothwendigkeit, sie einzuholen. „Als man die Barrière passiert hatte, begann der König," erzählt Frau v. Tourzel, „der sich ein gutes Gelingen seiner Reise versprach, von seinen Plänen zu sprechen. Er gieng zuerst nach Montmédy, um zu dem ihm als der zuträglichste erscheinenden Entschlusse zu gelangen, fest entschlossen, nur in dem Falle aus dem Königreiche zu gehen, wenn es die Umstände erforderten, dass er die Grenze überschreite, um rascher in jene französische Stadt zu gelangen, wo er seinen Aufenthalt nehmen möchte, da er auch nicht einen Augenblick auf ausländischem Boden verweilen wollte."

„Nun bin ich," sagte der gute Monarch, „außerhalb dieser Stadt Paris, wo ich mit so vielen Bitterkeiten überhäuft worden

[1] Bimbenet, „La fuite de Louis XVI à Varennes". Pièces justificatives, p. 60.

[2] Daselbst p. 62.

[3] „Le comte de Fersen et la Cour de France", I, 2.

bin. Seid wohl überzeugt, daſs ich, einmal feſt im Sattel ſitzend, ganz anders ſein werde, als ihr mich bisher geſehen habt. Lafayette" — hier ſah der König auf ſeine Taſchenuhr — „iſt jetzt ſehr bekümmert um meine Perſon." [1]

Sich ganz der Freude über ihre Freiheit überlaſſend, ließen die hohen Flüchtlinge in jenen kleinen Vorſichtsmaßregeln nach, deren ſtrenge Beobachtung unerläſslich war, und an die Ferſen oder d'Agout nicht ermangelt hätten, ſie zu erinnern. Die Nächte ſind in dieſer Jahreszeit kurz, und infolge der anfänglichen Verzögerungen wurde die Fahrt von Paris nach Châlons, die in der Dunkelheit oder wenigſtens bei Tagesanbruch hätte zurückgelegt werden ſollen, bei hellem Tage gemacht.[2] Der König ſtieg ſorglos in den Poſtſtationen aus und ſprach mit den den Wagen umgebenden Landleuten oder Poſtbedienſteten*[4] auf die Gefahr hin, erkannt zu werden. Es wäre in Etoges bald geſchehen,[3] es geſchah in Châlons. Ein Mann verſtändigte den Maire davon, der, ſehr wenig revolutionär geſinnt, dem Angeber erwiderte, er ſolle nur, wenn er ſeiner Entdeckung ganz ſicher ſei, ſie öffentlich kundthun, daſs er aber auch für die Folgen verantwortlich wäre. Der erſchrockene Menſch ſagte nichts,[4] und nach der Verſicherung der Tochter des Königs und de Bouillés „lobten viele Leute Gott, daſs ſie den König ſahen, und wünſchten ihm eine glückliche Flucht." [5]

Von Châlons an betrat man das Militärcommando de Bouillés und ſollte auf jeder Poſtſtation die vom General unter dem Vorwande, eine Geldſendung an ſeine Truppen zu ſchützen, aufgeſtellten Escorten antreffen. Das erſte Detachement ſtand in Pont-Sommevesle unter dem Commando des Herzogs von Choiſeul, den Herr v. Goguelat begleitete. Doch die durch die Langſamkeit der Fahrt verſchlimmerten Verzögerungen der Abreiſe ſtörten den verabredeten Plan; man erwartete den königlichen Wagen um 3 Uhr, er war aber um halb 6 Uhr noch nicht angekommen, ebenſowenig der ihm vorreitende Courier. Die verlängerte Sta-

[1] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 312.

[2] Man kam in Châlons um 4 Uhr nachmittags an.

[3] „Mémoires de Weber", p. 116.

[4] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 8.

[5] „Mémoires de Weber", p. 116. — „Mémoires du marquis de Bouillé", p. 262.

tionierung der Truppen an diesem Orte, wo ihre Gegenwart durch nichts begründet schien, regte die Bevölkerung auf. Erschreckt über die feindliche Stimmung der Menge, gab Herr v. Choiseul den Befehl zum Rückzuge; als die hohen Reisenden endlich zu Pont-Sommevesle ankamen, waren die Truppen seit einer Stunde abgezogen. Der König war überrascht, setzte aber nichtsdestoweniger seinen Weg fort, in der Hoffnung, die versprochene Escorte auf der nächsten Etappe zu finden. Auch in Orbeval fand sich nichts vor; „dieselbe Stille," sagt Frau v. Tourzel, „dieselbe Besorgnis".[1] In Sainte-Menehould fand man 30 Dragoner unter dem Befehl des Herrn v. Andoins, aber auch eine durch die Anwesenheit der Soldaten aufgeregte Bevölkerung. Herr v. Andoins näherte sich dem Reisewagen und sagte ganz leise zur falschen Baronin Korff: „Die Maßregeln sind schlecht getroffen, ich entferne mich, um keinen Verdacht zu erregen."[2] — „Diese wenigen Worte," sagt Frau v. Tourzel, „durchbohrten mir das Herz; aber es war nichts anderes zu thun als unseren Weg fortzusetzen, und man erlaubte sich nicht einmal die geringste Unruhe."[3] Das Mißtrauen war erwacht; der Postmeister Drouet glaubte, die Königin, die er gesehen, als er bei den Condé-Dragonern diente, erkannt zu haben. Sein Verdacht wurde verstärkt, als er das Gesicht des angeblichen Kammerdieners mit dem einer Assignate eingedruckten Porträt des Königs verglich. Stolz auf diese Entdeckung und auf die ihm dadurch verliehene Wichtigkeit, beeilte er sich, die Municipalität zu verständigen, die ihn beauftragte, mit einem früheren Dragoner der Königin, namens Guillaume, „den Wagen nachzusetzen und, wenn er sie einholte, sie anzuhalten". Um sein Unternehmen zu erleichtern, empfahl er seinen abfahrenden Postillonen, sich nicht sehr zu beeilen.[4]

Inzwischen setzte die königliche Familie, die diese Bewegung nicht bemerkt hatte, ihre Reise mit derselben Sicherheit und leider mit derselben Langsamkeit fort. Die anfängliche Verzögerung hielt

[1] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 316.

[2] Daselbst.

[3] Brief der Municipalität von Sainte-Menehould an die Nationalversammlung.

[4] Louis Bonneville de Marsangy, „Journal d'un volontaire de 1791", Paris, Perrin, 1888, p. 19.

an und verschlimmerte sich auf jeder Etappe. In Clermont, wie in St. Menehould, kam man vier bis fünf Stunden nach der bestimmten Zeit an. Herr v. Damas, der Chef des dortigen Detachements, war besorgt, die Bevölkerung aufgeregt, und die Treue der Dragoner durch die Berührung mit den Einwohnern ungemein erschüttert. Indessen gieng der Pferdewechsel ohne Hindernis vor sich. Als aber Herr v. Damas der Mannschaft befahl, sich auf den Marsch zu machen, widersetzten sich die Nationalgardisten, und die Dragoner weigerten sich, zu Pferde zu steigen.[1]

Drouet und Guillaume waren mit rasender Schnelligkeit fortgeeilt. Nachdem sie vom Postillon von St. Menehould erfahren, dass die königliche Familie die Richtung nach Varennes eingeschlagen, benützten sie Seitenwege, um vor ihr dort einzutreffen. In der That kamen sie zuerst an, fanden trotz der vorgerückten Stunde mehrere junge Leute in einem Gasthause versammelt, schlugen Alarm und verständigten eilends die Behörden. In Abwesenheit des durch sein Deputiertenmandat in Paris zurückgehaltenen Maire übernahm der Procureur der Gemeinde, Sauce, die Leitung der Bewegung. Man läutete Sturm, weckte die Bewohner, indem man „Feuer!“ rufende Kinder durch die Straßen laufen ließ, verrammelte die die beiden Theile der Stadt Varennes verbindende Brücke, welche die Wagen nothwendigerweise übersetzen mussten, und eine Abtheilung hiezu bestimmter, mit Flinten bewaffneter Männer nahm dort Aufstellung, bereit, die Überfahrt mit Gewalt streitig zu machen.

Alles war bereit von Seiten der Feinde des Königs, von Seiten seiner Freunde nichts; die unglücklichen Verzögerungen, die daraus sich ergebenden Missverständnisse hatten die Geister verwirrt und die getroffenen Maßregeln gestört. Bei der Einfahrt in Varennes fand man keine Pferde. Die Postillons, die Gardes du corps, König und Königin selbst verloren die kostbare Zeit, um solche aufzutreiben; die Kutscher weigerten sich, mit denselben Pferden weiterzufahren; man stritt und unterhandelte; als man sie bestimmt hatte, wenigstens durch die Stadt zu fahren, war es zu spät. Unter dem kleinen Bogen, der die obere mit der untern Stadt*5 verband, warteten Sauce, Drouet und ihre Freunde. Das Cabriolet, in dem die Kammerfrauen waren, langte zuerst an; es wurde an-

[1] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, I, 317.

gehalten; man verlangte die Pässe; eine der Reisenden antwortete, sie wären im zweiten Wagen. Sauce verfügte sich zum Reisewagen und wiederholte sein Verlangen. Der König hielt den Pass hin; der Procureur bemerkte, es wäre sehr spät, um ihn zu vidieren — es war halb 12 Uhr nachts —[1] „man müsse aussteigen, und am Tage werde man sehen". Die Baronin Korff schrie auf und versuchte die Weiterfahrt zu erzwingen, aber die Nationalgardisten drohten, von ihren Waffen Gebrauch zu machen;[2] man musste sich fügen und aussteigen.

Man erreichte das zwanzig Schritte von dort entfernte Haus Sauces, und während man im ersten Stockwerke zwei passendere Zimmer zur Aufnahme der unerwarteten Gäste, deren hohen Rang man vermuthete, vorbereitete, wurden die Reisenden in einen andern Saal geführt, wo ihnen Sauce ein frugales Mahl auftragen ließ. Die Kinder, besonders der Dauphin, konnten sich vor Schlaf nicht aufrechterhalten; man legte sie auf ein Bett; die Königin hatte sich, den Schleier über die Augen gezogen, in eine dunkle Ecke des Zimmers zurückgezogen.[3] Trotz der Aufforderungen der Municipalbeamten und der Versicherungen Drouets und eines einheimischen Arztes, namens Mangin, der das Königspaar zu kennen behauptete, fuhr Ludwig fort, hartnäckig zu leugnen. Bald hätte sich die Königin verrathen; von dem verletzenden Tone Drouets in seiner Erörterung mit dem Könige beleidigt, hob sie ihren Schleier und sagte heftig: „Wenn Sie in ihm Ihren König erkennen, so haben Sie Achtung vor ihn."[4] Doch entscheidende Beweise fehlten. Unsicher, unentschlossen, gleichzeitig fürchtend, seine Gefangenen entwischen zu lassen, wenn es diejenigen wären, die er in ihnen vermuthete, und sich lächerlich zu machen durch eine willkürliche und vexatorische Anhaltung, wenn sein Verdacht unbegründet wäre, eilte der Procureur, nachdem er — so drückte er sich aus — diese Fremden in einem rückwärtigen Zimmer „deponiert" hatte, zu einem Richter beim Tribunal, Herrn Detez, der den König und die Königin mehrmals während eines Aufenthaltes in Paris gesehen

[1] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 318.

[2] Daselbst, I, 319.

[3] Daselbst, I, 320.

[4] V. Fournel, „La fuite de Louis XVI". — „Revue des questions historiques", October 1868.

hatte. Detez kam mit Sauce zurück und erkannte das Königspaar. Vor dieser ausdrücklichen Erklärung war jedes Leugnen unnütz. „Ja," sagte Ludwig mit fester Stimme, „ich bin euer König; hier ist die Königin und die königliche Familie. In der Hauptstadt zwischen Dolche und Bajonnette gestellt, komme ich, um in der Provinz inmitten meiner treuen Unterthanen die Freiheit und den Frieden zu suchen, die ihr alle genießet; ich kann in Paris nicht leben, meine Familie und ich würden dort sterben. Ich komme, um unter euch zu leben, in der Mitte meiner Kinder, die ich nicht verlasse." [1] Der König war ergriffen, seine Zuhörer nicht minder. „Die Rührung, die Ergriffenheit aller gegenwärtigen Personen," erzählt das erste von der Municipalität aufgenommene Protokoll, „gesellten sich zu jener des Königs, und der Monarch und seine erhabene Familie hatten die Gnade, alle im Zimmer befindlichen Bürger in ihre Arme zu schließen und von ihnen dasselbe Zeichen lebhafter und vertraulicher Herzlichkeit zu empfangen."

Diese Rührung war von kurzer Dauer; die Municipalität drang von neuem darauf, dass die Reisenden nach Paris zurückkehren; der König weigerte sich und entwarf ein Bild der Demüthigungen, denen er in der Hauptstadt unterworfen gewesen, und der Gefahren, denen die Rückkehr seine Familie aussetzen würde. „Die Königin, die seine Besorgnisse theilte, drückte dieselben durch eine außerordentliche Aufregung aus," sagt das zweite Protokoll der Municipalität. Ludwig setzte mit gewohnter Gutmüthigkeit seine Pläne auseinander, schwur, dass er die Grenze nicht überschreiten, sondern sich nach Montmédy begeben würde, indem er sich sogar erbot, sich von der Nationalgarde dahin geleiten zu lassen. „Das Schauspiel war rührend, erschütterte aber die Commune nicht in ihrem Entschlusse und ihrem Muthe, ihren König zu behalten." Sauce, im Grunde ein braver Mann, aber durch die ihm von den Ereignissen auferlegte unerwartete Rolle aus dem Häuschen gebracht, betroffen von dem rührenden Schauspiel, das er vor Augen hatte, aber erschreckt durch das große Geschrei der „Patrioten", dem Könige zu willfahren wünschend, aber dem Volke nicht missfallen wollend, wurde Sauce zwischen seiner alten Achtung gegen die Monarchie und seiner mit Furcht gepaarten Eitelkeit hin- und her-

[1] „Premier et second procès-verbaux de la commune de Varennes."

gezerrt. Die Furcht überwog bei ihm wie bei seiner Frau, der die Königin Thränen entlockt hatte, ohne daſs es ihr gelungen wäre, ihre kindiſche Selbſtſucht zu überwinden. „Guter Gott, Madame," antwortete ſie, „ſie würden Herrn Sauce ſterben laſſen; ich liebe wohl meinen König; aber, Madame, hören Sie, ich liebe ebenſo meinen Mann. Schauen Sie, er iſt verantwortlich." [1] Die Großmutter des Procureurs, eine ehrwürdige Achtzigerin, verlangte die unerwarteten Gäſte zu ſehen, die der Zufall in ihre Familie geführt hatte. Noch voll von der traditionellen Achtung und Liebe der Franzoſen gegen die Dynaſtie, trat ſie zum Bette, wo die Kinder ſchliefen, warf ſich auf die Knie und bat um die Gunſt, ihnen die Hand küſſen zu dürfen. Dann ſegnete ſie die Unglücklichen, die die Schwäche ihres Enkels der Gefangenſchaft und dem Tode überliefern ſollte, und zog ſich tief ergriffen zurück.

Unterdeſſen waren die Herren v. Choiſeul und v. Goguelat mit den Huſaren von Pont-Sommevesle angekommen. Vielleicht wäre es in dieſem Augenblicke, wo die Menge noch nicht bedeutend und die Nationalgarden der Nachbargemeinden nicht verſammelt waren, mit etwas Energie möglich geweſen, die Durchfahrt zu erzwingen. „Nun, wann reiſen wir?" fragte der König Goguelat, als er ihn ins Zimmer treten ſah. — „Sire, wir erwarten Ihre Befehle," antwortete der Adjutant. Aber von einem Fürſten von unentſchloſſenem Charakter, wie Ludwig war, Befehle zu verlangen, das hieß ihn in ſein gewohntes Zaudern zurückwerfen. Herr von Damas, der ebenfalls angekommen war, gab ein energiſches Gutachten ab; nämlich: ſieben Huſaren abſitzen zu laſſen, auf die Pferde den König, die Königin und ihre Begleitung zu ſetzen und ſich mit den übrigen Soldaten durch die Menge Bahn zu brechen. Marie Antoinette wäre vor dieſem abenteuerlichen Entſchluſſe nicht zurückgeſchreckt. „Aber," ſagte der König, „bürgen Sie dafür, daſs in dieſem ungleichen Kampfe nicht eine Kugel die Königin oder meine Schweſter oder meine Kinder trifft?" Wie zur Bekräftigung dieſer Furcht brüllte unter den Fenſtern des Hauſes der Pöbel; man verzichtete auf das gefährliche Wagnis. Als ſpäter, gegen 2 Uhr morgens, Goguelat eine Recognoscierung in der Richtung gegen Dun verſuchte, waren die Nationalgarden der Umgebung ver-

[1] „Mémoires de Mme Campan", p. 475.

einigt, der Widerstand auf Betreiben De Signémonts, Commandanten der Miliz von Neuvilly, organisiert, Barrikaden errichtet, Kanonen aufgestellt; als der Adjutant den königlichen Wagen freimachen wollte, um ihn für jede Gelegenheit bereit zu halten, wurde er vom Major der Nationalgarde von Varennes mit einem Pistolenschusse niedergestreckt, und die schon schwankenden, durch die Schmeicheleien der „Patrioten" erschütterten und durch den Fall ihres Commandanten erschreckten Husaren fraternisierten und tranken mit den Nationalgarden.

Als um 5 Uhr morgens der Commandant des Detachements von Dun, Deslon, mit verhängtem Zügel an der Spitze von sechzig Reitern herbeieilte, in Sauces Haus drang und um die Befehle des Königs bat, antwortete der unglückliche Monarch mit Bitterkeit: „Meine Befehle! Ich bin Gefangener und habe keine zu ertheilen."

Nur eines blieb noch übrig: Zeit gewinnen und warten, bis der von seinem Sohne benachrichtigte De Bouillé mit seinen Truppen nach Varennes komme.

Doch vor Herrn v. Bouillé traten zwei neue Schauspieler auf die Bühne, die den Stand der Dinge verschlimmerten und die letzten Hoffnungen der königlichen Familie zerstörten: es waren die Sendlinge der Nationalversammlung.

Als man am 21. morgens in Paris das Verschwinden des Königs und seiner Familie bemerkt hatte, war die erste Regung eine gewaltige Bestürzung; dieser folgte rasch eine lebhafte Erbitterung, und die Nationalversammlung, den Zorn des Volkes theilend, erließ ein Decret, das die Verhaftung des Königs anordnete. Ein Adjutant Lafayettes, Herr v. Romeuf, der speciell dem Dienste der Königin zugetheilt war, die ihn bei manchen Gelegenheiten mit Güte überhäuft hatte, gieng ab, um das Decret der Nationalversammlung zu melden. In Châlons traf er einen Bataillonschef der Nationalgarde, Namens Bayon, der mit Palloy als Träger ähnlicher Befehle des Maire von Paris vorausgeeilt war. Beide setzten ihren Weg fort, wobei Bayon dem Eifer Romeufs, dem seine persönlichen Beziehungen zur königlichen Familie die Erfüllung seiner Mission besonders peinlich machten, anfeuerte. Um 6 Uhr früh kamen sie in Varennes an, Bayon gieng zuerst zu Sauce hinauf und sagte, erschöpft von der Reise, in ab-

gebrochenen Worten: „Sire, Paris geht zugrunde ... Unsere Frauen, unsere Kinder. .... Das Staatsinteresse. ...“ Dann trat Romeuf hinzu und überreichte dem Könige mit Thränen in den Augen das Decret der Nationalversammlung. „Es gibt keinen König von Frankreich mehr,“ sagte traurig der unglückliche Fürst. Die Königin nahm das Decret, las, rief aus: „Die frechen Kerle!“ und warf das Papier weg, das auf das Bett fiel, in dem der Dauphin schlief; sie schleuderte das Papier heftig auf den Boden und sagte: „Ich will nicht, dass es das Bett meines Sohnes besudele.“

Draußen brüllte die aufrührerische Menge: „Nach Paris! nach Paris! Zwingen wir sie, fortzugehen. Wir werden sie vielmehr bei den Füßen ziehen.“ Umsonst erschöpfte der unglückliche Monarch alle Gründe für einen Aufschub. Der Dauphin und seine Schwester schliefen; man musste ihre Ruhe respectieren. Eine der Kammerfrauen, De Neuville, in die Absichten ihrer Herrschaft eingehend, wälzte sich, von einem heftigen Anfalle ergriffen, auf einem Bette; die Königin erklärte, sie würde sie nicht hilflos lassen. Doch der Pöbel, heimlich von Bayon,[1] laut von Palloy aufgehetzt, kümmerte sich weder um den Schlaf der Kinder, noch um wirkliche oder vorgebliche Krankheiten der Reisenden. Das Geschrei erscholl mit verdoppelter Wuth. Der König berieth sich einen Augenblick mit seiner Familie und fügte sich mit Schmerz, ohne Zweifel die Unmöglichkeit eines längeren Widerstandes erkennend.

Die Wagen standen schon vor dem Hause Sauces; die Pferde wurden herbeigeführt und rasch eingespannt; die Nationalgarde bildete die Escorte. Die unglücklichen Gefangenen stiegen traurig die schmale, düstere Stiege hinab, die aus dem ersten Stockwerke ins Erdgeschoß führte; die Königin gab dem Herzoge von Choiseul den Arm, Prinzessin Elisabeth Herrn v. Damas. Als sie unter der Hausthüre erschienen, wiederhallte die Straße von den Rufen: „Es lebe der König! Es lebe die Nation!“ Kein Ruf: „Es lebe die Königin!“ Für die Bewohner von Varennes wie für die von Paris war sie noch immer die „Österreicherin“.

Man bestieg den Wagen; Herr v. Choiseul schloss den Wagenschlag, und die Pferde schlugen den Weg nach Clermont ein. Es war etwa halb 8 Uhr morgens.

[1] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, I, 325.

Als Herr v. Bouillé, durch die unglaubliche Langsamkeit des Commandanten des Regiments „Royal-Allemand“ in seinem Abmarsche aufgehalten, endlich angesichts von Varennes an der Spitze des Regiments, auf das er zählte, erschien, war der traurige Zug seit nahezu zwei Stunden fort und hatte einen zu großen Vorsprung, als dass man ihn hätte mit abgehetzten Pferden mittels eines Eilrittes von neun Wegstunden einholen können. Der General gab Befehl zum Rückzug und zog, düsteren Aussehens und zerrissenen Herzens, nach Stenay zurück, von wo aus er unmittelbar über die Grenze gieng.

Inzwischen setzte der traurige Zug seinen Weg gegen Paris fort, unter einer Escorte von 5000 bis 6000 Nationalgardisten und zwischen einer ungeheuren Volksmenge. In Clermont trennten sich die Municipalbeamten von Varennes von dem Zuge, um in ihre Stadt zurückzukehren. Drouet blieb bei Bayon; Romeuf war in Varennes zurückgeblieben, um die Herren v. Choiseul und v. Goguelat zu beschützen, wurde aber selbst eingekerkert.

Der Wagen rückte langsam vor, in Staubwolken gehüllt und bei einer versengenden Sonne; die Hitze war vernichtend, die Luft glühend. Die Kinder lagen da, von Müdigkeit erschöpft; traurig blickte sie die Königin an und gedachte ihrer vereitelten Hoffnungen und der düsteren Wirklichkeit der Rückkehr. In St. Menehould musste man eine beleidigende Ansprache der Municipalität über sich ergehen lassen und sich an den Fenstern des Rathhauses der Menge zeigen; die Königin, die den Dauphin in ihren Armen hielt, wurde mit den augenscheinlich übelwollenden Rufen: „Es lebe die Nation!“ begrüßt. Aber sosehr sie von ihrer Macht heruntergekommen war, bewahrte die unglückliche Fürstin noch das lieblichste und theuerste ihrer Vorrechte, die Mildthätigkeit. Bevor sie diese kleine, ihr so feindselige Stadt verließ, ließ sie, obwohl selbst eine Gefangene, unter die dortigen Gefangenen fünf Louisdor vertheilen.[1]

Ein entsetzliches Trauerspiel sollte die Fahrt von St. Menehould nach Châlons kennzeichnen. Ein dortiger Edelmann, der Graf de Dampierre, hatte sich dem Zuge angeschlossen, wurde erkannt, als Aristokrat denunciert, von der Nationalgarde angefallen, vom Pferde gerissen und mit einem Flintenschuss getödtet. „Was

[1] Brief der Municipalität von St. Menehould an den Präsidenten der Nationalversammlung, citiert von Gabriel, p. 313.

gibt es denn?" fragte der König, durch den Knall erschreckt. — „Nichts," antwortete man; „man tödtet einen Narren."[1] Und die Mörder kamen zum Wagen, in den blutigen Händen den Kopf ihres Opfers tragend, zurück.[2]

Gegen halb 12 Uhr abends kam man in Châlons an. Die Stadt war königlich gesinnt, der Empfang stach von dem den Gefangenen bisher bereiteten ab. „Die Verwaltungskörperschaften," sagt das amtliche Protokoll, „hielten es für eine ihrer ersten Pflichten, darüber zu wachen, dass der der königlichen Majestät gebürende Respect aufrechterhalten werde."[3] Der König wurde am Stadtthore von der Municipalität empfangen und zwischen zwei Reihen Nationalgardisten zur Intendanz geleitet, die zu seiner Aufnahme vorbereitet worden. Es war dasselbe Palais, wo einundzwanzig Jahre vorher die Dauphine sich aufgehalten, unter brausenden Zurufen und glänzenden Volksfesten, als sie nach Frankreich kam, um die Königskrone aufzusetzen.[4] Wenigstens that in Châlons die Bevölkerung alles, was sie vermochte, um den unfreiwilligen Besuchern die Bitterkeit ihrer Lage zu versüßen. Wie 1770 boten junge Mädchen Marie Antoinette Blumen;[5] mehrere von ihnen bedienten die Königin mit Eifer, und als nach einem öffentlich eingenommenen Souper die königliche Familie sich in ihre Gemächer zurückgezogen hatte, schlug der Procureur des Departements, Roze, dem Könige sogar vor, ihm zur Flucht über eine geheime, dem Publicum unbekannte Treppe behilflich zu sein. Ludwig lehnte ab, weil man nur ihn allein hätte retten können.

Diese so seltene Ergebenheit, diese von fast einer ganzen Stadt erwiesenen Sympathien hatten die Gefangenen tief ergriffen; sie sollten auf ihrem Wege kein derartiges Beispiel mehr treffen. Tagsdarauf, am 23. Juni, dem Frohnleichnamsfeste, gegen 10 Uhr, während die königliche Familie in der Kapelle der Intendanz die Messe hörte, fielen Freiwillige aus Reims, die in der Nacht angekommen waren, in den Hof ein und stürmten auf die Kapelle

[1] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 327.
[2] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 8.
[3] „Procès-verbal de tout ce qui s'est passé à Châlons", p. 16.
[4] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 329.
[5] Daselbst.

los; die Messe war noch nicht beendet;[1] nichtsdestoweniger mussten der König und seine Familie hinausgehen und sich auf dem Balkon zeigen. Man musste die Abfahrt beschleunigen, aus Furcht, diese aus der Hefe des Volkes von Reims bestehenden Freiwilligen könnten einen Aufruhr erregen. Die Königin, stets anmuthvoll und wirklich gerührt, antwortete, „es thue ihr leid, dass die Umstände sie und den König des Glückes beraubten, noch einige Augenblicke in der Mitte guter Bürger zubringen zu können".[2] Ein Diner war in der Eile für die Reisenden bereitet worden; doch „die Aufregung, in der sie sich befanden, hat ihnen nicht gestattet, etwas zu sich zu nehmen".[3] Zu Mittag machte man sich mit solcher Eile auf den Weg, dass der König in Châlons ein kleines Kästchen vergaß, das 1300 Louisdor enthielt.[4]

Je mehr man sich Paris näherte, desto feindseliger wurde die Haltung der Bevölkerung. In Epernay, wo man um 4 Uhr nachmittags ankam,[5] gab es einen schlechten Empfang. Der Distrikts-präsident hielt eine lange Ansprache, voll von Vorwürfen, rohe Beschimpfungen wurden laut, und ohne die Ergebenheit des jungen Cazotte, der an der Spitze einer Schar von Landleuten herbeigeeilt war und sich am Wagenschlage aufhielt, um die Menge zurückzuhalten, wäre vielleicht selbst das Leben der hohen Gefangenen nicht geachtet worden. Man hörte einen Elenden zu seinem Nachbar sagen: „Verstecke mich gut, damit ich auf die Königin zielen kann, ohne dass man weiß, woher der Schuss gekommen."[6]

Die Menge war um die Flüchtlinge so dicht gedrängt, dass das Kleid Marie Antoinettes zerrissen wurde, und man es sofort ausbessern musste; die Tochter des Wirtes, bei dem man abgestiegen war, leistete der unglücklichen Königin diesen leichten Dienst mit einer Achtung und Liebe, die ihrem traurigen Herzen wohl thaten. Unterdessen richteten die Municipalbeamten an den König beleidigende Worte. „Trotz Ihrer Fehler," sagten sie zu ihm, „werden wir Sie beschützen, haben Sie keine Furcht." — „Furcht?"

[1] Man war beim „Sanctus".

[2] „Procès-verbal de tout ce qui s'est passé à Châlons", p. 23.

[3] Daselbst p. 24.

[4] Gabriel, „Louis XVI le marquis de Bouillé à Varennes", p. 315.

[5] „Procès-verbal de tout ce qui s'est passé à Châlons", p. 36.

[6] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 332.

erwiderte Ludwig überrascht. Dann setzte er ihnen auseinander, dass er nicht die Absicht hatte, Frankreich zu verlassen, dass er aber nicht in Paris bleiben konnte, wo seine Familie in Gefahr war. „Oh, Sie konnten es doch," versetzte einer der Anwesenden.

Man setzte gegen 5 Uhr die Reise inmitten einer aufgeregten Menge fort. „Gehen Sie, meine kleine Schöne, man wird Ihnen schon noch anderes zeigen!" Dieses cynische Lebewohl wurde Marie Antoinette von einer Megäre Epernays zugerufen. Als die Königin einem Nationalgardisten, der über Hunger klagte, ein im Wagen vorfindliches Stück gedämpftes Rindfleisch geben wollte, schrie ein anderer: „Rühre es nicht an; siehst du nicht, dass man dich vergiften will?" Die Königin aß sofort davon und gab auch ihrem Sohne zu essen.[1] Doch jener Ausruf beleidigenden Misstrauens gieng ihr zu Herzen, und unter allen Beschimpfungen verletzte sie diese am meisten.

In geringer Entfernung von Epernay traf die königliche Familie die drei Commissäre, die die Nationalversammlung abgeordnet hatte, um „den König nach Paris zurückzuführen, über seine Sicherheit zu wachen und darauf zu sehen, dass die Seiner Majestät schuldige Achtung aufrechterhalten werde".[2] Es waren Barnave,*[6] Pétion*[7] und La Tour-Maubourg. Dieser letztere wollte im königlichen Wagen nicht platznehmen, indem er erklärte, die hohen Reisenden könnten seiner sicher sein, aber die beiden anderen müsse man gewinnen,[3] und in den Wagen der Kammerfrauen stieg. Pétion und Barnave drängten sich in den Reisewagen, wo nun acht Personen zusammengepfropft waren; die Kinder nahm man auf die Knie; Staubwirbel und eine erstickende Hitze machten die Fahrt zu einer Qual. Barnave erwies sich sehr achtungsvoll und entgegenkommend; der Anblick dieser großen Unglücklichen und der Zauber der Königin machten auf den jungen Mann mit dem hitzigen Kopfe, aber ehrlichem Herzen einen tiefen Eindruck; er war als Revolutionär und fast Republikaner in den Wagen gestiegen, als Royalist stieg er aus.[4] Was Pétion betrifft, so ist der Bericht,

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 8.

[2] „Procès-verbal de tout ce qui s'est passé à Châlons", p. 37.

[3] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 8.

[4] Barnave hatte lange Unterredungen mit der Königin und der Prinzessin Elisabeth. — „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 335 ff.

den er über seine Reise geschrieben, das bezeichnendste Denkmal von Roheit und Anmaßung, das dem Gehirne eines Laffen ohne Erziehung und ohne Tact entspringen konnte;[1] er gibt einen Begriff von dem Manne, vor dem nicht einmal die Reinheit der Prinzessin Elisabeth Gnade fand, von der eitlen und impertinenten Persönlichkeit, aus der die Revolution einen Helden gemacht hat, und der nichts als ein Dummkopf war.

Als er in den Wagen stieg, versicherte er, er wisse es wohl, dass die Flüchtlinge in der Nähe des Schlosses eine von einem Schweden gelenkte Miethkutsche genommen hatten, und sich stellend, als ob er den Namen des Schweden nicht wüsste, fragte er die Königin um diesen. „Ich bin nicht in der Lage, die Namen der Miethkutscher zu wissen," erwiderte trocken die Königin.[2] Als sich etwas später der König in das Gespräch gemischt hatte und bemerkte, dass seine Flucht kein anderes Ziel gehabt, als der Executivgewalt die bei einem constitutionellen Regime nothwendige Kraft zu verleihen, da ja Frankreich keine Republik sein könne, antwortete Pétion frech: „Noch nicht, weil die Franzosen noch nicht reif genug dafür sind, und ich werde nicht das Glück haben, sie zu meinen Lebzeiten errichtet zu sehen."[3]

In Dormans musste man in einem einfachen Wirtshause einkehren. „Mir war es nicht unlieb," sagt Pétion mit seiner Zurschaustellung einer neidischen Lebensstrenge, „dass der Hof erfuhr, was ein gewöhnliches Wirtshaus sei."[4] Während der Nacht sangen, tanzten und tranken die Nationalgardisten und die in Menge herbeigekommenen Ortsbewohner unter den Fenstern des Gasthauses, und bei diesem Lärm und Geschrei mussten die erschöpften Reisenden eine Weile ruhen.[5] Der arme kleine Dauphin hatte gräßliche Träume und begann zu schluchzen; man konnte ihn erst beruhigen, als man ihn zu seiner Mutter führte.[6]

Man fuhr um 5 Uhr weiter; Pétion setzte sich in den Hintergrund des Wagens zwischen den König und die Königin und

[1] Mortimer-Ternaux, „Histoire de la Terreur", Beilagen, I, 353 ff.

[2] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 8.

[3] „Mémoires de Mme Campan", p. 295.

[4] „Histoire de la Terreur", Beilagen, I, 361.

[5] Daselbst.

[6] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 334.

nahm den Dauphin auf seine Knie. Das Gespräch wurde eingeleitet; der König war verlegen, wie Pétion sagt, der aber zugibt, „dass ihm sehr selten Unrichtiges entschlüpft, und dass er ihn nie eine Dummheit habe sagen hören".[1] Die Königin war unbefangener; sie sprach von der Erziehung ihrer Kinder. „Sie sprach als Familienmutter und als ziemlich unterrichtete Frau. Sie stellte sehr richtige Grundsätze über Erziehung auf. Aber," setzt der groteske Erzähler sofort hinzu, um gleichsam diese der Königin erwiesene unfreiwillige Huldigung zu entschuldigen, „ich habe seitdem erfahren, dass dies der Modejargon an allen europäischen Höfen ist."[2]

In la Ferté-sous-Jouarre lenkte der sympathische und achtungsvolle Empfang seitens des Maire, Herrn Regnard, auf eine Zeitlang die Insulten der Menge ab. Man fand bei ihm ein kühles Gemach und ein einfaches, aber gut zubereitetes Mittagessen. Da die Frau des Maire aus Zartsinn nicht mit der königlichen Familie speisen wollte, hatte sie sich als Köchin angezogen, um sie zu bedienen. Die Königin erkannte sie indessen und sagte zu ihr: „Madame, Sie sind ohne Zweifel die Hausfrau?" — „Ich war es den Augenblick, bevor Eure Majestät eintrat," antwortete, sich verbeugend, die treffliche Frau.[3]

Als man aus der kleinen Stadt herausfuhr, entstand ein gewisser Tumult. Ein Deputierter, namens Kervelégan, stritt sich mit den Nationalgardisten und suchte zu den Gefangenen zu gelangen, die er gröblich beschimpte. „Das ist ein recht unanständiger Mensch," konnte die Königin nicht umhin zu bemerken.[4]

Als man sich Meaux näherte, bemühte sich ein Priester, zum Wagen vorzudrängen; die Menge brach in Drohungen aus und schickte sich an, ihn niederzumetzeln, wie Dampierre. Die Königin sah es und stieß einen Schrei aus; Barnave schwang sich halb zur Wagenthür hinaus und rief: „Franzosen, Nation der Tapferen, wollt ihr denn ein Volk von Mördern werden?" Dieser entrüstete Ton und diese thatkräftige Dazwischenkunft entrissen den unglücklichen Priester dem Tode.

[1] „Histoire de la Terreur", Beilagen, I, 362.
[2] Daselbst.
[3] „Louis XVII", I, 131.
[4] „Histoire de la Terreur", Beilagen, I, 365.

Man kam sehr früh in Meaux an und stieg beim constitutionellen Bischofe ab. Der König aß wenig und zog sich rasch in sein Zimmer zurück. Der Enkel Ludwigs XIV. hatte keine Wäsche mehr, und mußte bei einem Thürsteher ein Hemd entlehnen! Abends hatte Barnave eine lange Unterredung mit Ludwig und Marie Antoinette. Er sprach kräftig; man hörte ihn mit Aufmerksamkeit und Wohlwollen zu. „Augenscheinlich," sagte die Königin, „sind wir über den wirklichen Zustand des öffentlichen Geistes in Frankreich getäuscht worden." Barnave gieng hinaus, sagt De Beauchesne, „indem er sich gelobte, treu dem Throne und ergeben der Freiheit zu sterben." [1]

Man setzte die Reise um 6 Uhr morgens fort; es war die letzte, dreizehn Wegstunden lange Etappe bis Paris. Es herrschte eine übergroße Hitze. Je näher man der Hauptstadt kam, desto feindseliger zeigte sich die Menge und desto gehässiger wurden die Anforderungen der Wächter; trotz der brennenden Sonne und des fürchterlichen Staubes konnte man weder Vorhänge noch Jalousien herablassen.[2] Die gröbsten Beleidigungen wurden gegen die Königin ausgestoßen, und es war zwei- bis dreimal zu befürchten, man habe es auf ihr Leben abgesehen.[3] Die arme Frau konnte ihre Thränen nicht zurückhalten, und der Dauphin einen Schreckensruf nicht unterdrücken.

Anstatt durch die porte Saint-Denys in die Stadt zu fahren, fuhr man um die Mauern herum, um die porte de la Conférence zu erreichen. Die elysäischen Felder waren voll Menschen; Barrièren, Bäume, Hausdächer waren mit Männern, Frauen und Kindern bedeckt. Alle behielten ihre Hüte auf dem Kopfe; bloß der Deputierte Guilhermy hatte den Muth, die Gefangenen zu begrüßen. Es war das Losungswort ausgegeben worden, und überall angeschlagene Placate verkündigten es: „Wer immer den König acclamiert, bekommt Stockstreiche; wer in insultiert, wird gehenkt." Der Ruf: „Es lebe die Nation!" ertönte allein als ein Schimpf und eine Drohung.

Sobald der Wagen in den Tuilerien-Garten gefahren war, schloss man die Drehbrücke ab. Nichtsdestoweniger war der Garten,

[1] „Louis XVII", I, 135.

[2] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 340.

[3] „Histoire de la Terreur", Beilagen, I, 368.

wie die elyſäiſchen Felder, voll Nationalgardiſten; eine Anzahl Deputierter verließen den Berathungsſaal, um das Schauſpiel zu genießen. Im Augenblicke, als der Reiſewagen beim Schloſsgitter ankam, machte ſich eine Bewegung in der Menge bemerkbar; man wollte die Gardes du corps niederhauen; es bedurfte des energiſchen Dazwiſchentretens der Deputierten, um dieſe Unglücklichen der Volkswuth zu entziehen. Als der König aus dem Wagen ſtieg, beobachtete man Stillſchweigen; als die Reihe an die Königin kam, brach von allen Seiten Murren aus, und unter Beſchimpfungen muſste die unglückliche Fürſtin, erhobenen Hauptes und mit ſtolzer Miene, aber der Verzweiflung im Herzen[1] unter dem Schutze des Vicomte de Noailles und des Herzogs von Aiguillon[2] in den Palaſt zurückkehren, den ſie vor fünf Tagen ſo hoffnungsvoll verlaſſen hatte.

Mitten unter dieſen Scenen bewahrte der König ſeine Kaltblütigkeit und ſcheinbare Ruhe. „Er war ſo ganz phlegmatiſch," ſagt Pétion, „ganz ſo ruhig, als ob nichts geweſen wäre. . . . Es ſchien, als ob er von einer Jagdpartie käme."[3]

Aber die Königin, erſchöpft durch alle dieſe Stürme,[4] gebrochen vor Ermüdung, Schmerz, Demüthigung und Zorn, hatte nur mehr die Kraft, an den ritterlichen Ferſen heimlich zu ſchreiben:

„Beruhigen Sie ſich betreffs unſer; wir leben."[5] *[8]

[1] „Mémoires du marquis de Ferrières", II, 367.

[2] „Mémoires de Weber", p. 367.

[3] „Histoire de la Terreur", Beilagen, I, 370.

[4] „Correspondance diplomatique du baron de Staël-Holstein", p. 211.

[5] Marie Antoinette an Ferſen, 28. Juni 1791.

# Zehntes Capitel.

Die königliche Familie wird in den Tuilerien streng bewacht. — Ihr Leben in der Gefangenschaft. — Die Königin wird von den Commissären der Nationalversammlung vernommen. — Der 17. Juli. — Auf dem Marsfelde wird das rothe Banner entfaltet. — Die Constitutionellen nähern sich dem Hofe.

Frankreich hatte seinen König „wieder erobert"; das war die amtliche Ausdrucksweise der aus allen Theilen des Landes an die Nationalversammlung geschickten Glückwunschadressen. Es war in der That eine Eroberung, und der Monarch, der am 25. Juni 1791 unter einem nur von Rufen des Hasses unterbrochenen Schweigen in Paris eingezogen war, war nur mehr ein gedemüthigter und entthronter Gefangener. Der von der Versammlung auf Antrag Thourets angenommene Beschluss kam einem Absetzungsdecrete gleich. Der König, die Königin und der Dauphin sollten mit einer Wache umgeben werden, die für ihre Personen verantwortlich war; „der Justizminister fuhr fort, das Staatssiegel den Decreten der Nationalversammlung beizusetzen, ohne dass eine königliche Sanction nothwendig war, und die Minister wurden ermächtigt, jeder in seinem Departement, die Executive auszuüben".[1]

Dieser Beschluss wurde buchstäblich ausgeführt; die in die Tuilerien zurückgebrachte königliche Familie wurde streng bewacht. Ihre Mitglieder konnten nur unter der Aufsicht ihrer Kerkermeister miteinander verkehren, und stets waren einige Officiere der Pariser Miliz bei ihnen.[2] Eine beträchtliche Truppe wurde in den Höfen untergebracht, ein wahres Lager — dieses Wortes bedient sich Prinzessin Elisabeth[3] — und zwar ein zahlreiches und geräuschvolles Lager[4] unter den Fenstern des Königs und der Königin aufgeschlagen, wie die Prinzessin, die selbst unter den schmerzlichsten

[1] „Mémoires du marquis de Ferrières", II, 360 u. 361.

[2] „Correspondance diplomatique du baron de Staël-Holstein", p. 213.

[3] „Correspondance de Mme Elisabeth", p. 307.

[4] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 8.

Verhältnissen nie ihren Humor ablegte, ironisch bemerkt, „aus Furcht, dass sie in den Garten springen, der hermetisch abgeschlossen und mit Schildwachen angefüllt ist, unter anderen zwei bis drei gerade unter den Fenstern“.[1]

Schildwachen standen im Innern an jeder Treppe[2] bis unter die Dächer. Niemand konnte ins Schloss ohne ein Billet Lafayettes oder Baillys;[3] man verweigerte selbst Mitgliedern der Nationalversammlung den Zutritt.[4] Alle Gemächer der königlichen Familie waren mit größter Genauigkeit durchsucht worden; die Officiere der Nationalgarde verwahrten deren Schlüssel in ihrer Tasche, und nach Frau v. Tourzels Bericht trieb es Lafayette soweit, dass er durch Schornsteinfeger die Rauchfänge untersuchen ließ, ob nicht etwa die Gefangenen durch diese entkommen könnten.[5] Alle äußeren Räume der Wohnung der Königin waren in Wachstuben verwandelt worden; in ihrem Zimmer hielten sich beständig zwei Nationalgardisten auf mit dem Befehle, sie weder bei Tag noch bei Nacht,[6] selbst in den geheimsten Einzelheiten des Lebens, nicht aus den Augen zu verlieren.[7] Während der ersten Tage war die unglückliche Königin genöthigt, in Gegenwart ihrer Kerkermeister aufzustehen, sich anzukleiden und sich niederzulegen; es bedurfte langer Unterhandlungen, um zu erreichen, dass sie sich nicht in ihrem Zimmer selbst aufhielten;[8] aber sie blieben die Nacht hindurch bei ihrem Bette, und einer von ihnen lehnte sich auf ihren Kopfpolster und wollte ihre erste Kammerfrau, De Jarjayes,[9] wegschicken. Die Kapelle schien von der Wohnung der Gefangenen zu weit entfernt zu sein, man stellte deshalb einen hölzernen Altar in einem Zimmer des Erdgeschosses auf. Hier hörte die königliche Familie die Messe. Wenn die Königin zum Dauphin gieng, wurde sie von zwei Officieren begleitet; sie fand die Thüre verschlossen; einer der Officiere kratzte und sagte: „Die Königin!“ und erst auf dieses Zeichen

[1] „Correspondance de M^me^ Elisabeth“, p. 307.
[2] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, I, 348.
[3] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, I, 5.
[4] „Mémoires de Malouet“, II, 149.
[5] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, I, 348.
[6] „Mémoires de Weber“, p. 367.
[7] „Mémoires de M^me^ Campan“, p. 293.
[8] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, II, 8.
[9] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, I, 347.

öffneten die Wächter des jungen Prinzen und seiner Gouvernante der Mutter, die zu ihrem Sohne kam.[1]

Nach einiger Zeit indessen mochte entweder Lafayette das Ungehörige dieser Anordnungen endlich fühlen, oder die Königin sich beschwert haben, und es traten einige Erleichterungen ein. Die Wächter blieben im Zimmer der Königin, solange sie auf war: sie zogen sich zurück, wenn sie schlafen gieng; aber während der Nacht weilte einer von ihnen in dem Raume zwischen den zwei Thüren, so dass er, da die Thür des Zimmers halboffen war, alles sehen konnte, was dort vorgieng. Weber erzählt in dieser Hinsicht einen Vorfall, der den Zustand der Geister und die Ideenverwirrung jener Zeit kennzeichnet. Als Marie Antoinette in einer Nacht nicht schlafen konnte, zündete sie eine Kerze an und begann zu lesen. Der sie überwachende Nationalgardist bemerkte es, trat ins Zimmer, schlug die Vorhänge des Bettes auseinander, setzte sich vertraulich auf dieses und sagte: „Ich sehe, dass Sie nicht schlafen können; plaudern wir mitsammen; das wird besser sein als lesen." Die Königin hielt ihren Unwillen zurück, und gab ihm sanft zu verstehen, dass er sie in Ruhe zu lassen habe.[2]

Scheinbar hatte man das gewohnte regelmäßige Leben wieder aufgenommen; ein „Vegetieren" nannte es Cardinal Bernis;[3] der Dienst wurde wie gewöhnlich versehen; die dem Hofe zugetheilten Personen waren auf ihren Posten geblieben. Man gieng mittags zur Messe, dinierte um halb 2 Uhr, soupierte um halb 10 Uhr. Da der an ein thätiges Leben gewohnte König weder mehr ausgehen noch reiten konnte, spielte man nach dem Mittag- und dem Abendessen Billard, damit er etwas Bewegung mache. Die übrige Zeit blieb der Monarch in seinem Cabinet, las und studierte; weder er, noch seine Gemahlin giengen aus ihrer Wohnung; da sie sich den Blicken der Menge nicht als Gefangene aussetzen wollten, schöpften sie nicht einmal im Gärtchen des Dauphin Luft. Die Königin beschäftigte sich mit ihren Kindern — das war ihre einzige Zerstreuung und Erleichterung — und brachte die Tage mit Lesen, Schreiben und Arbeiten zu. Um 7 Uhr abends empfieng sie die

[1] „Souvenirs de quarante ans."

[2] „Mémoires de Weber", p. 370.

[3] „Le cardinal de Bernis depuis son ministère", p. 516.

Damen des Palastes. Um 11 Uhr gieng jedermann in sein Zimmer.[1]

Aber wieviel des Traurigen brachte dieses Leben mit sich! Wieviel Überdruss lag in dieser Regelmäßigkeit und trotz der scheinbaren Ruhe wieviel geheime Empörung gegen diese erzwungene Eintönigkeit! Mit welch zurückgehaltener Erregung empfieng man die sympathischen Gesichter, die Deputierten, die unter den Fenstern des Schlosses vorbeigiengen, um die Gefangenen zu grüßen,[2] und die wenigen Freunde, die es wagten, die Schwelle dieses verdächtigen Palastes zu überschreiten! Eines Tages, kurz nach der Rückkehr von Varennes, hatte Malouet diesen Muth. „Ich fand," erzählt er, „den König, die Königin und Prinzessin Elisabeth ruhiger, als ich erwartete.... Als ich eintrat, sagte die Königin zum jungen Dauphin: ‚Mein Sohn, kennst du den Herrn?' — ‚Nein, Mutter,' antwortete das Kind. — ‚Das ist Herr Malouet,' versetzte die Königin, ‚vergiss seinen Namen nie.' Es war Zeit zur Messe; die Dienerschaft trat ein; der König sagte nur das eine: ‚Wir sind mit Barnave sehr zufrieden gewesen.'" [3]

Schon am 26. Juni bezeichnete die Nationalversammlung drei ihrer Mitglieder, Adrien Duport, d'André und Tronchet, um die Erklärungen des Königs und seiner Familie entgegenzunehmen. Am selben Abende verfügten sich die drei Commissäre in die Tuilerien und wurden in das Zimmer des Königs geführt. Der Monarch protestierte gegen jeden Gedanken an ein Verhör. Er erklärte, dass nur die seiner Familie zugefügten und unbestraft gebliebenen Unbilden ihn bestimmt hatten, Paris zu verlassen, dass er aber nie die Absicht hatte, aus dem Königreiche zu gehen. Von da begaben sich die Commissäre zur Königin; da sie sich aber soeben ins Bad gesetzt hatte, kamen sie am nächsten Tage um 11 Uhr wieder. Marie Antoinette empfieng sie allein und bestätigte durch ihre Erklärungen die ihres Gemahls. „Ich erkläre," sagte sie, „dass, da der König mit seinen Kindern abreisen wollte, nichts in der Welt mich hätte hindern können, ihm zu folgen. Ich habe seit zwei Jahren bei mehreren Gelegenheiten hinlänglich bewiesen, dass ich ihn nie verlassen würde, und dass ich vornehmlich entschlossen gewesen bin,

[1] „Correspondance de Mme Elisabeth", p. 446.

[2] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 360.

[3] „Mémoires de Malouet", II, 159.

ihm zu folgen im Vertrauen und in der Überzeugung, daſs er das Reich nie verlaſſen würde. Hätte er es thun wollen, ſo hätte ich alle meine Kräfte angewendet, um ihn davon abzubringen.“ [1] Übrigens nahmen König und Königin die Verantwortung für die Reiſe allein auf ſich und entlaſteten alle jene, die an dem Plane oder an ſeiner Ausführung betheiligt geweſen. Die Nationalverſammlung nahm dieſes Syſtem nicht an, ſondern lehnte es ab, gegen den König und die Königin einzuſchreiten, wollte eher eine Entführung als eine freiwillige Abreiſe annehmen und verwies Herrn v. Bouillé und ſeine Mitſchuldigen an das Obergericht von Orléans.

Aber die Jakobiner giengen weiter als die Nationalverſammlung; die hatten es auf den König abgeſehen, ihn beſchimpften ſie in den Clubreden und in den Zeitungsartikeln. Dank den geſchickten Umtrieben und Geldvertheilungen [2] nahm die Gährung im Volke nicht ab; die Straßen wurden mit rohen Caricaturen belegt; infame Lieder, blutige Satiren gegen den König und beſonders gegen die Königin wurden auf allen Plätzen verkauft; die Redner ſchroteten an den öffentlichen Orten die gehäſſigſten Verleumdungen aus.[3] Die aus den Departements gekommenen Adreſſen waren, ſo behauptet ein unparteiiſcher Beobachter, wirklich „gräſslich“.[4] Ein ehemaliger Soldat, Achille Duchâtelet, ergriff die Initiative zu einer frechen Adreſſe, durch welche die Abſetzung des Königs verlangt wurde, und Sonntag den 17. Juli wurde das Volk auf das Marsfeld berufen, um dieſe Adreſſe zu unterzeichnen. Schon des Morgens verſammelte ſich eine ungeordnete Menge an dem angegebenen Orte, Brandreden wurden gehalten, man ſprach davon, ſich in Maſſe zur Nationalverſammlung zu verfügen. Die Nationalgarde ſchritt ein; man bewarf ſie mit Steinen. Der Maire Bailly ließ dann das rothe Banner entfalten und proclamierte das Standrecht. Eine Pulverladung zerſtreute den Pöbel; da aber die Fliehenden ſahen, daſs es weder Todte noch Verwundete gab, ſammelten ſie ſich bald wieder und begannen von neuem, die Nationalgarde anzufallen. Eine zweite Ladung ſtreckte etwa dreißig nieder, „ein

[1] Bimbenet, „La fuite de Louis XVI à Varennes“, p. 140 u. 141.

[2] „Correspondance diplomatique du baron de Staël-Holstein.“

[3] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, I, 358.

[4] „Correspondance diplomatique du baron de Staël-Holstein“, p. 213.

oder zwei Dutzend Helden in Lumpen," sagt Gouverneur Morris.[1] Der Rest ergriff aus Leibeskräften die Flucht. Was die Anstifter betrifft, soweit sie sich nicht schon tagsvorher versteckt hatten, so beeilten sie sich, es zu thun oder Paris zu verlassen;[2] aber sie verziehen Bailly dieses kraftvolle Auftreten nicht und ließen es ihn später grausam entgelten.

Die von der Municipalität und der Nationalgarde entfaltete unerwartete Energie hatte die Ruhe in Paris wiederhergestellt und die Aufwiegler für den Augenblick erschreckt. Vielleicht hätte man daraus den Ausgangspunkt einer neuen Ära machen können, wenn man in dieser Haltung verharrt hätte; aber das wäre von der Nationalversammlung zuviel verlangt gewesen; die Schwäche, die sie wenige Tage nachher bei der Verhandlung des Gesetzes über die Clubs bekundete, gab den Agitatoren wieder Muth.

Doch der Streich vom Marsfeld hatte die Häupter der Constitutionellen über die Pläne der Jakobiner aufgeklärt. Sie trennten sich plötzlich von letzteren, gründeten den Club der Feuillanten, und die hervorragendsten unter ihnen suchten sich dem Könige und der Königin zu nähern. Die Rückkehr von Varennes war das Bindeglied zwischen Barnave und Marie Antoinette gewesen; die reservierte und achtungsvolle Haltung, der hohe Geist, die edlen Gesinnungen, das vornehme Betragen des jungen Deputierten aus der Dauphiné, die von der Rohheit und dem schlechten Tone Pétions abstachen, hatten der Königin Vertrauen eingeflößt, wie die Würde und Güte der Königin den Deputierten gewonnen hatten. Die während der traurigen Fahrt angeknüpften Beziehungen wurden in Paris fortgesetzt, und man schrieb sogar die vom Könige den Delegierten der Nationalversammlung ertheilte Antwort Barnave zu. Weniger persönliche, aber nicht minder starke Gründe, die Besorgnis vor den Jakobinern, die Furcht vor der Anarchie, vielleicht auch das Wort Barnaves bestimmten seine, bis dahin dem Könige und besonders der Königin so feindseligen Freunde sich zu bemühen, den Thron, zu dessen Erschütterung sie soviel beigetragen hatten, zu befestigen. Es bildete sich eine Art von Triumvirat und trat zu den Tuilerien und namentlich zu Marie Antoinette in Beziehungen

[1] „Mémorial de Gouverneur Morris", II, 83.

[2] Droz, „Histoire de Louis XVI", III, 466.

durch die Vermittlung Herrn v. Jarjayes,[1] der ſchon bei verſchiedenen Gelegenheiten vertrauliche Miſſionen der königlichen Familie erfüllt hatte. Barnave, Alexander de Lameth und Duport waren die Mitglieder dieſes Triumvirats. Die Königin hörte ihre Rathſchläge an, gieng ſcheinbar auf ihre Ideen ein, lehnte es aber ab, ſich Männern vollſtändig anzuvertrauen, von denen die einen nach ihrem eigenen Geſtändniſſe keinen beſtimmten Plan hatten und in den Tag hinein lebten, die anderen kein anderes Ziel zu haben ſchienen, als ihre Macht zu bewahren.[2] Von da an beginnt eine doppelte geheime Politik, deren Agenten einander unaufhörlich widerſprechen und desavouieren unter Verwicklungen, in denen ſich die damaligen Diplomaten ſchwer zurechtzufinden wuſsten, und die zu entwirren dem Geſchichtſchreiber unſerer Tage nicht immer gelingt; dieſe Politik blieb lange unbekannt, obwohl man Vermuthungen hegte; erſt die vor nicht langer Zeit erfolgte Veröffentlichung der Papiere Ferſens hat endlich ein neues Licht darüber verbreitet. Wir wollen verſuchen, ſie zu ſkizzieren.

[1] „Mémoires de Mme Campan“, p. 294.

[2] „Mémoires et correspondance de Mallet du Pan“, II, 487 u. 488.

# Elftes Capitel.

Unterhandlungen der Königin mit den Mächten. — Plan des Kaisers. — Plan des Königs von Schweden. — Pläne der Emigranten. — Zunahme der Zahl und Bedeutung dieser letzteren. — Ihr Zwiespalt mit dem Hofe und mit Baron de Breteuil, dessen officiellem Agenten. — Brief Marie Antoinettes vom 30. Juli, geschrieben unter dem Einflusse der Constitutionellen. — Missionen Chevalier de Coignys und des Abbé Louis. — Die Königin verleugnet durch ihre geheimen Briefe ihre officiellen. — Warum sie den Constitutionellen misstraute.

Von allen auswärtigen Fürsten war es selbstverständlich der Kaiser, auf den die Blicke der Königin und ihrer neuen Verbündeten, der Constitutionellen, gerichtet waren. Wir haben oben gesagt, welche Art von Hilfe Marie Antoinette von ihrem Bruder erwartete: Truppenbewegungen an der Grenze, um die Veranstaltungen Bouillés zu erklären, die Zusammenziehung von etwa 10.000 Mann bei Luxemburg und im Nothfalle die vorübergehende Unterstützung seitens dieses Corps. Am 20. Juni befand sich Leopold in Italien, zu Padua; er glaubte anfangs an den Erfolg der Flucht. Wohl hatte man ihm gesagt, dass die königliche Familie auf ihrer Flucht angehalten worden, aber hinzugefügt, De Bouillé sei an der Spitze seiner Truppen unerwartet dazu gekommen, habe die Gefangenen befreit und den König unter Waffenschutz nach Metz geleitet, während die Königin Luxemburg erreicht habe.[1] Am 5. Juli schrieb er an seine Schwester: „Hätte ich nur mein Herz befragt, so wäre ich sofort von hier abgereist, um zu Dir zu kommen und Dich zu umarmen; doch die Umstände haben mich daran gehindert. Ich beneide meine Schwester Maria, welche diese Genugthuung hat, um ihr Los; ich beauftrage sie, wie auch den Grafen Mercy, alles zu veranstalten, was Dir jetzt angenehm sein mag. Ich schmeichle mir, dass Du überzeugt sein wirst, dass Du in meinem Lande wie zuhause bist und nicht die mindesten Umstände bei einem Bruder machen wirst, der Dir so zärtlich und so aufrichtig zugethan ist, wie ich.

[1] Leopold II. an Marie Antoinette, 5. Juli 1791.

„Was Deine Angelegenheiten betrifft, so kann ich Dir nur wiederholen, wie ich dem Könige gesagt habe, dass alles, was mir gehört, auch Euch gehört, Geld, Truppen, kurz alles. Meine Schwester und Graf Mercy haben alle nöthigen Befehle, um jedwedes Manifest, Erklärung, Truppenbewegung oder Truppenmarsch zu veranlassen, die Ihr anordnen möget; ich bin zu glücklich, wenn ich Euch in irgendeiner Sache nützlich sein kann.“ [1]

Unter demselben Datum schrieb er an seine Schwester, Maria Christina, Statthalterin der Niederlande:

„In diesem Augenblicke ist der König frei; der König hat gegen alles, was geschehen ist, protestiert. Ich kenne also nur mehr den König; ich bin sein Verwandter, Freund und Alliierter, und ich will ihn aus all meiner Kraft und Macht unterstützen.“ [2]

Leider erfuhr der Kaiser noch am selben Tage durch den Kurfürsten von Trier die endgiltige Anhaltung der königlichen Familie; er war davon sehr betroffen und richtete, wie Vaudreuil sagt, „die ganze Zärtlichkeit eines Bruders, die Seelengröße eines wahren Monarchen und die Entschlossenheit großer Männer bei großen Gelegenheiten“ [3] entwickelnd, schon am nächsten Tage ein Rundschreiben an die Hauptmächte — Spanien, Russland, England, Preußen, Sardinien, Neapel [4] — um eine gemeinsame Intervention zu Gunsten der königlichen Gefangenen zu organisieren. Man müsse, sagte er, ein energisches Manifest abfassen, das den französischen Revolutionären zu imponieren vermöge. Man würde darin nachdrücklich im Namen des europäischen Staatsrechtes die Freiheit des Königs von Frankreich fordern, „dabei aber die Wege offen lassen für eine anständige Umkehr und eine friedliche Wiederherstellung eines Zustandes der Dinge in Frankreich, der wenigstens die Würde der Krone und die wesentlichen Erfordernisse der allgemeinen Ruhe rette“.[5] Man würde sich verpflichten, nur jene Gesetze als constitutionelle, rechtmäßig zustande gebrachte in Frankreich anzuerkennen, die „mit der freiwilligen Zustimmung des Souveräns

[1] Leopold II. an Marie Antoinette, 5. Juli 1791.

[2] Leopold II. an Marie Christina, 5. Juli 1791.

[3] „Correspondance intime du comte de Vaudreuil“, II, 13.

[4] An den König von Schweden hatte sich der Kaiser nicht gewendet; Gustav III. war dadurch sehr verletzt.

[5] „Louis XVI, Marie-Antoinette et M^me^ Elisabeth“, III, 389.

versehen“ [1] wären. Das Manifest der Mächte würde durch „genügend Achtung einflößende Mittel“ unterstützt werden, und man würde vor den strengsten Maßregeln nicht zurückschrecken. „Ich schmeichle mir, sie — die Revolutionäre — zu gewinnen,“ schrieb Leopold an Maria Christina; „gelingt es mir aber nicht, so werde ich sie exemplarisch züchtigen.“ [2]

Der König von Schweden,*[2] feuriger als der Kaiser, als kriegerischer Herrscher eine kriegerische Rolle in der Coalition anstrebend, hatte schon am 27. Juni mit der Nationalversammlung gebrochen; [3] am 30. ließ er Ludwig XVI. und Marie Antoinette seiner Sympathien versichern. [4] Gleichzeitig unterhandelte er und suchte, wie Leopold, aber mit mehr Lebhaftigkeit und weniger Klugheit, alle Mächte in einer Liga zu vereinigen, deren bewaffneter Arm er gewesen wäre. [5] Das kühle Wesen und die hinausschiebenden Absichten des Kaisers fürchtend, wandte er sich am 9. Juli an Katharina II. und einige Tage nachher, am 16. Juli, an den König von Spanien, um ihnen seinen Plan auseinanderzusetzen und ihre Mitwirkung zu erbitten. Nach ihm sollten kaiserliche Truppen in der Stärke von 35.000 Mann von Flandern aus in Frankreich einmarschieren, während 12.000 Schweizer die Franche-Comté, 15.000 Sardinier die Dauphiné besetzen würden; die deutschen Reichsfürsten würden das Elsass und den Breisgau occupieren und 20.000 Spanier die Pyrenäen überschreiten. Man hoffte die Mitwirkung Hannovers und Preußens und die Neutralität Englands zu erreichen.

„Sobold die emigrierten Prinzen sich auf französischem Boden befinden,“ schrieb Gustav, „werden sie die Pairs, die Großbeamten der Krone, die Erzbischöfe und Bischöfe, sowie die Parlamentsbeamten um sich versammeln, und nach Einsetzung der Regentschaft würde der Graf von Provence die Versicherung geben, die alten Gesetze des Königreichs und die Rechte der verschiedenen Stände aufrechtzuerhalten und das Parlament wiederherzustellen. Es ist unzweifelhaft, dass Schrecken und Verwirrung, Zwietracht und

[1] Rambaud, „Les Français sur le Rhin“, p. 147.

[2] „Louis XVI, Marie-Antoinette et Mme Elisabeth“, III, 387.

[3] „Correspondance diplomatique du baron de Staël-Holstein“, p. 223.

[4] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, I, 143.

[5] „Correspondance diplomatique du baron de Staël-Holstein“, p. 214.

Unordnung zusammen mit der Langsamkeit und der geringen Verschwiegenheit, die in den Berathungen einer Körperschaft (wie die Nationalversammlung. Anm. des Übers.) unvermeidlich sind, den Angriff der Prinzen unterstützen, und es ist zu glauben, dass der Erfolg ihr Unternehmen begleiten werde." [1]

Er selbst würde sich an die Spitze von 16.000 Schweden stellen, zu denen die Kaiserin gebeten wurde, 6000 bis 8000 Russen stoßen zu lassen. Die mittelst der vereinigten russisch-schwedischen Flotte beförderten Truppen würden in Ostende landen und gegen Lüttich zu Aufstellung nehmen, um mit den Hessen und Pfälzern „das Centrum jener Linie" zu bilden, „die sich rechts nach Dünkirchen, links gegen Straßburg erstrecken würde"; nach einem weiteren Plane sollten sich die Truppen in Ostende einschiffen und in der Normandie landen, um auf Paris zu marschieren.

Der Norden hätte auf diese Weise bei dem großen Unternehmen einen überwiegenden Einfluss gehabt und sich im Nothfalle den Gelüsten der anderen Mächte widersetzen können, wenn sie versucht sein sollten, Frankreichs Unglück zu benützen, um es zu zerstückeln. Gustav fügte hinzu, dass die Geldzuschüsse Russlands nicht unnütz wären, um das schwedische Heer in Bewegung zu setzen. Katharina sei „reich genug, um ihren Ruhm und den ihrer Bundesgenossen zu bezahlen".

Gleichzeitig forderte der stürmische Monarch den Grafen von Provence auf, sich zum Regenten zu proclamieren und sich um seine Person eine Regierung zu schaffen, die die wahre französische Regierung wäre, da der König als Gefangener seiner rebellischen Unterthanen zu betrachten sei. „Der Titel ‚Regent'" meinte er, „wird Monsieur und alle ihrer Pflicht anhängenden Franzosen vor der Beschuldigung der Revolte sichern, mit der die Nationalversammlung nicht ermangeln wird, sie bemakeln zu wollen. Das werden nicht Franzosen sein, die gegen Frankreich kämpfen, sondern treue Unterthanen, welche Aufständische angreifen, um ihren unterdrückten Souverän zu befreien." [2]

Diese Ungeduld des Königs von Schweden stimmte ganz gut zu jener der Emigranten, deren Partei seit 21. Juni an Bedeutung

[1] Denkschrift des Königs von Schweden an die Kaiserin von Russland vom 9. Juli 1791.

[2] „Louis XVI, Marie-Antoinette et M^me^ Elisabeth", III, 382.

und Zahl beträchtlich gewachsen war. Das Mißlingen des vom König und der Königin ohne Beiziehung der Prinzen und ihrer Freunde unternommenen Fluchtversuches schien diesen ein unbestrittenes Übergewicht zu verschaffen. Welche Autorität konnte der von Spionen umgebene und offenkundig in seinem eigenen Palaste gefangene Ludwig XVI. von nun an haben? Und welches Ansehen konnte folglich im Rathe der Emigration sein Agent, Baron de Breteuil, einer der Urheber des so elend gescheiterten Planes, genießen? Stand es nicht denjenigen, die man systematisch in Unkenntnis der Projecte gelassen, deren traurigen Ausgang man soeben gesehen, stand es nicht dem Grafen Artois und Calonne zu, künftig die Leitung der Geschäfte zu übernehmen? Ihre Anhänger mehrten sich täglich. Eine Menge von Edelleuten, die nur in Frankreich geblieben waren, um sich dem Könige zur Verfügung zu stellen, im Falle er irgendein Unternehmen versuchen wollte, erachteten durch die neue Lage, die der königlichen Familie ihr beklagenswertes Abenteuer geschaffen, jede Bemühung vereitelt. Es kostete sie allerdings viel, „den König hinter sich zu lassen," wie einer von ihnen schrieb; da aber „kein Vereinigungspunkt in Frankreich möglich war, so war derjenige, den die Prinzen in Koblenz boten, der einzige, den Ehre und Pflicht ihnen anzuweisen schienen".[1] Welches Mittel blieb dem Könige, sich den tyrannischen Beschlüssen der Nationalversammlung und der Clubs zu widersetzen? Wenn er vor Varennes seinen treuen Dienern die Demüthigungen vom 28. Februar nicht ersparen konnte, was konnte er nach Varennes thun? Bestand nicht das einzige Mittel, ihm zuhilfe zu kommen, darin, außerhalb Frankreichs den Widerstand zu organisieren? Herr v. Bouillé hatte in diesem Sinne gehandelt, indem er sich mit seinem ganzen Stabe nach Luxemburg geflüchtet, und Herr v. Bouillé war doch kein Hitzkopf, kein intransigenter Gegenrevolutionär, sondern ein kluger Patriot und in sehr weitem Umfange Anhänger der von der öffentlichen Meinung geforderten Reformen. Kaum hatte er Frankreich verlassen, so schrieb er an die Nationalversammlung einen drohenden Brief, in dem er die ganze Verantwortlichkeit für die Flucht des Königs auf sich nahm und schwur, dessen Anhaltung zu rächen; sodann richtete der ehe-

[1] „Journal de mon émigration" von einem Garde du Corps der Luxemburger Compagnie.

malige Commandant der Metzer Armee einen warmen Aufruf an die treuen Officiere, und viele entsprachen diesem Aufrufe und stellten den Emigranten ihre Ergebenheit, ihren Degen, ihre Fahne, zuweilen auch ihre Casse zur Verfügung; ganze Regimenter, wie die Berchiny-Husaren, das Regiment Berwick, der größte Theil der Royal-Allemand thaten, wie ihre Officiere. Das war eine gewaltige Verstärkung für das unter den Befehlen des Marschalls de Broglie und des Prinzen von Condé sich bildenden Truppencorps.

Der 21. Juni brachte endlich der Emigration das, was ihr bisher gefehlt hatte: ein unbestrittenes Oberhaupt. Dem Grafen von Provence war das gelungen, was dem unglücklichen Könige misslungen; er hatte den Luxus mit Pferdewechsel und Militärabtheilungen, die überall die Aufmerksamkeit auf die Durchfahrt des Königs gelenkt hatten, beiseite gelassen und war so ohne Hindernis bis nach Mons und Brüssel gelangt.[1] Die Autorität des Grafen von Artois, des Letztgebornen der königlichen Familie, konnte bestritten werden; beim Grafen von Provence, dem ersten königlichen Prinzen, dem Regenten von Frankreich im Falle der Minderjährigkeit oder Gefangenschaft des Souveräns, war dies nicht der Fall, und wenn er sich auch nicht einen Titel beilegte, den die augenscheinliche Gefangenschaft des Königs ihm zu geben schien, und Gustav III. ihn durchaus aufdrängen wollte,[2] so stand es doch ihm zu, die Leitung der Geschäfte entschlossen in die Hand zu nehmen. Es war dies ein wahres Glück für die Emigration; damit war sie endlich berufen, eine Rolle zu spielen. Der feingebildete, unterrichtete und beredte Graf von Provence besaß zwar nicht das glänzende Äußere und die verführerischen Eigenschaften des Grafen von Artois, aber auch nicht dessen Leichtsinn und Unvorsichtigkeit; man betrachtete ihn sogar als einen geschickten Politiker. Leider hatte er noch nicht die Reife und Weisheit erworben, die zwanzig Jahre später seiner Regierung den Namen „Restauration" eintrugen.(?)*[3] Obwohl für liberal geltend und sich auch äußerlich so gebend, theilte er bezüglich gar vieler Punkte noch lange die Vorurtheile und Täuschungen der Emigranten und

[1] „Relation d'un voyage de Paris à Bruxelles et à Coblenz en 1791", Paris 1823.

[2] „Louis XVI, Marie-Antoinette et Mme Elisabeth", III, 382.

vor allem die Feindseligkeit einiger von ihnen, namentlich Calonnes, gegen die Königin, deren späte Mutterschaft seine Größenträume zunichte gemacht hatte. Die Königin zahlte es ihm tüchtig heim und kämpfte mehr als einmal gegen ihn mittelst Epigramme und spitziger Bemerkungen. Das Unglück hatte dieser stillen Nebenbuhlerschaft kein Ende gemacht, und Marie Antoinette bewahrte gegen ihren Schwager, der auf seiner Flucht glücklicher gewesen als sie, ein Misstrauen, das in folgendem Briefe an Frau v. Lamballe zutage trat:

„Seien Sie sicher, dass in diesem Herzen mehr persönlicher Ehrgeiz ist als Zuneigung zu seinem Bruder oder gar gegen mich. Es ist sein ganzes Leben lang sein Schmerz gewesen, nicht als Gebieter geboren zu sein, und diese Sucht, sich an die erste Stelle zu setzen, hat seit unserem Unglücke, das ihm Gelegenheit gibt, sich vorwärts zu bringen, nur zugenommen.“ [1]

Dennoch scheint der Graf von Provence anfangs, wenn er sich auch den ersten Rang vorbehielt, die erste Rolle gerne dem Grafen von Artois überlassen zu haben, der an Jahren jünger, aber als Emigrant älter war und eben darum die Hilfsquellen und Bestrebungen der Emigranten besser kannte und überdies schon in alle Unterhandlungen mit den Mächten eingeweiht war. Feurig, leichtsinnig, stürmisch, „immer sprechend, nie hörend, über alles unbesorgt,“ [2] ließ sich der Graf von Artois durch nichts aufhalten und wollte eine sofortige Action, keine Unterhandlungen mit der Nationalversammlung, nur Gewaltanwendung; höchstens könne man Paris mittelst Geld zu bearbeiten suchen und Lafayette und seinen Genossen Sicherheit und Vergessen des Vergangenen verbürgen.[3] Obwohl sonst klüger als sein Bruder, war der Graf von Provence doch damals „vollständig von ihm unterjocht,“ sagt Fersen,[4] gab sich zu diesen Veranstaltungen her und ließ sich fast die Leitung des verhängnisvollen Calonne, der der Mann des Grafen von Artois war, gefallen. Man organisierte die Emigranten in Belgien unter sechs Chefs: De Frondeville, De Robin, De Jaucourt, Marquis de la Queuille, Herzog d'Uzès und Herzog von Villequier. In

[1] „Louis XVI, Marie-Antoinette et Mme Elisabeth“, II, 148.
[2] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, I, 7.
[3] Daselbst.
[4] Daselbst.

Koblenz bildete man eine förmliche Regierung und setzte einen aus dem Prinzen von Condé, Herrn v. Vaudreuil, dem Bischof von Arras, „einem mehr politischen als religiösen Prälaten,“ [1] als Kanzler und De Calonne als erstem Minister bestehenden Staatsrath ein. Breteuil, der Mann der Königin, war beiseite gelassen worden.[2] Gleichzeitig schickte man Baron Roll nach Berlin, Baron Flachslanden nach Wien, Baron Bombelles [3] nach St. Petersburg und Calonne selbst nach London.*[4]

Diese doppelte Action der Prinzen und Gustavs III. einer-, des Kaisers andererseits suchten die Häupter der constitutionellen Partei zu neutralisieren. Schon hatten sie versucht, aber ohne Erfolg, durch Vermittlung Herrn v. la Bordes zu Graf Mercy in Beziehungen zu treten;[4] von dieser Seite zurückgewiesen, wandten sie sich an die Königin, mit der sie häufigen Verkehr unterhielten, und diese ließ sich herbei, unter ihrem Einflusse und fast nach ihrem Dictate folgenden Brief an den Kaiser zu schreiben:

„Paris, 30. Juli 1791.

„Man wünscht, lieber Bruder, dass ich Dir schreibe, und nimmt es auf sich, Dir meinen Brief zukommen zu lassen, denn ich habe keinerlei Mittel, Dir Nachrichten über meine Gesundheit zu geben.[5] Ich werde mich in keine Einzelheiten ergehen über das, was unserer Abreise vorangegangen ist; Du hast alle Beweggründe dazu gekannt. Während der Ereignisse, die unsere Reise begleitet haben, und in der Lage, die auf unsere Rückkehr nach Paris gefolgt ist, bin ich tiefen Eindrücken überliefert gewesen. Nachdem ich mich von der ersten Aufregung, die sie in mir hervorgebracht hatten, erholt hatte, bin ich daran gegangen, das Gesehene zu überdenken, und habe herauszubringen gesucht, welches in der gegenwärtigen Lage der Dinge die Interessen des Königs wären, und welches Verhalten sie mir vorschrieben. Meine Gedanken hierüber haben sich

[1] „Souvenirs et portraits“ vom Herzog v. Lévis, p. 371.

[2] „Le comte de Fersen et la cour de France“, I, 6.

[3] Man darf nicht den Baron de Bombelles, den Agenten der Prinzen, mit dem Marquis de Bombelles, Gatten der Freundin der Prinzessin Elisabeth und Agenten Breteuils und der Königin, verwechseln.

[4] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, I, 5.

[5] Die Königin hatte bis zu Ende geheime Mittel, um mit dem Kaiser zu correspondieren; wenn sie obigen Satz niederschrieb, so that sie es, damit die Constitutionellen diese Mittel nicht ausfindig machten und ihr entzögen.

durch das Zusammentreffen von Motiven gestaltet, die ich Dir jetzt auseinandersetzen will.... Der Stand der Dinge hat sich seit den durch unsere Reise verursachten Ereignissen sehr verändert. Die Nationalversammlung war in eine Menge von Parteien gespalten. Weit entfernt, dass die Ordnung wiederhergestellt erschiene, sah jeder Tag die Kraft der Gesetze abnehmen. Der König, jeder Autorität beraubt, gewahrte nicht einmal die Möglichkeit, sie am Ende der Constituante durch den Einfluss der Nationalversammlung wiederzugewinnen, da diese selbst täglich im Volke an Achtung verlor. Es war schließlich unmöglich, eine Grenze so vieler Unordnung zu erblicken.

„Heute berechtigen die Umstände zu weit größerer Hoffnung. Die Männer, die am meisten Einfluss auf die Geschäfte haben, sind zusammengetreten und haben sich offen für die Erhaltung der Monarchie und des Königs und die Wiederherstellung der Ordnung ausgesprochen. Seit ihrem Zusammentreten sind die Anstrengungen der Aufrührer mit überlegener Kraft zurückgewiesen worden. Die Nationalversammlung hat im ganzen Königreiche eine Festigkeit und Autorität erworben, die sie dazu gebrauchen zu wollen scheint, um die Ausführung der Gesetze zu betreiben und der Revolution ein Ende zu machen. Die gemäßigtesten Männer, die sich deren Treiben unabläßig widersetzt haben, vereinigen sich jetzt, weil sie darin das einzige Mittel sehen, in Sicherheit das zu genießen, was ihnen die Revolution gelassen hat, und den Wirren ein Ziel zu setzen, deren Fortsetzung sie scheuen. Kurz, alles scheint zusammenzuwirken, um das Ende der Agitationen und Bewegungen herbeizuführen, denen Frankreich seit zwei Jahren überliefert ist. Diese natürliche und mögliche Beendigung wird der Regierung nicht den Grad von Stärke und Autorität geben, der für sie nach meiner Ansicht nothwendig ist, aber sie wird uns vor größerem Unglücke bewahren und in eine ruhigere Lage versetzen, und wenn die Geister sich von ihrer gegenwärtigen Berauschung erholt haben werden, wird man es vielleicht als nützlich erkennen, der königlichen Autorität eine größere Ausdehnung zu geben.

„Das sind die Aussichten für die Zukunft bei dem Laufe, den die Dinge von selbst nehmen. Wenn ich dieses Ergebnis mit dem vergleiche, das ein dem offenkundigen Wunsche der Nation entgegengesetztes versprechen könnte, so sehe ich eine absolute Unmöglichkeit, auf andere Weise etwas zu verlangen, als durch die An-

wendung einer überlegenen Gewalt. Bei dieser letztern Voraussetzung spreche ich nicht von den persönlichen Gefahren, die der König, sein Sohn und ich zu bestehen hätten; aber das wäre ein Unternehmen, dessen Ausgang ungewiss, und dessen wie immer geartete Ergebnisse derartige Übel darstellten, daß es unmöglich ist, die Blicke darauf zu heften! Man ist hier entschlossen, sich zu vertheidigen. Die Armee ist in schlechtem Zustande aus Mangel an Führern und an Subordination; aber das Königreich ist mit Bewaffneten bedeckt, und deren Einbildungskraft ist dermaßen erregt, dass es unmöglich ist, vorherzusehen, was sie thun könnten, und eine wie große Zahl von Opfern man hinschlachten lassen müsste, um ins Innere von Frankreich vorzudringen. Man kann übrigens nicht berechnen, wenn man sieht, was hier vorgeht, welche Wirkungen ihre Verzweiflung haben würde. Ich erkenne als Ergebnisse eines solchen Versuches nur zweifelhafte Erfolge und die Gewissheit großen Unglückes für jedermann. Was den Antheil betrifft, den Du, lieber Bruder, daran nehmen könntest, so wären es große Opfer, die Du für unsere Interessen brächtest, und doch würden sie für uns umsomehr Gefahr bieten, als man uns mehr Einfluss darauf zuschreiben könnte."

Der Kaiser möge also jeden Protest, jede Drohung unterlassen, als erster die Constitution anerkennen, sobald sie vom Könige angenommen wäre, und sich so innig an das wiedergeborne Frankreich anschließen. Dadurch würde er „Besorgnisse" verscheuchen, „die für jedermann umso verdrießlicher sind, als in ihnen ein Haupthindernis für die Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe liegt". Eine solche Haltung könnte dem Könige nur die Gemüther wiedergewinnen, da man nicht ermangeln würde, ihm einen überwiegenden Antheil an diesem Entschlusse seines Schwagers zuzuschreiben; die Häupter der Revolution, „die den König bei der letzten Gelegenheit gestützt haben und ihm die zur Ausübung seiner Autorität nothwendige Achtung und Ansehen sichern wollen," würden hierin „ein Mittel finden, die Würde des Souveräns mit den Interessen der Nation zu vereinbaren und dadurch eine Constitution zu befestigen und zu kräftigen, in der nach dem Geständnis aller, die königliche Majestät ein wesentlicher Punkt ist".

„Ich weiß nicht," so schließt die Königin, „ob nicht der König hiebei, und in der Stimmung der Nation, sobald diese ruhiger ge-

worden, mehr Nachgiebigkeit und Bereitwilligkeit finden wird, als er von den meisten Franzosen erwarten könnte, die gegenwärtig außerhalb des Reiches sind.“[1] Was letztere, die Emigranten, betreffe, deren Drohungen die Nation erbittern und die Herstellung des inneren Friedens hindern, sei die Hauptsache, sie zurückzuhalten, und um sie zurückzuhalten, sei es das Einfachste, sie nach Frankreich heimkehren zu lassen.

Um den Inhalt dieses Briefes zu bekräftigen und ihm durch mündliche Erklärungen mehr Gewicht zu verleihen, ließen die Häupter der Constitutionellen, mit officieller Zustimmung des Königs und der Königin, zwei Emissäre abgehen, einen, Chevalier de Coigny, nach Koblenz, wo er den Prinzen Depeschen übergeben sollte; den andern, Abbé Louis, nach Brüssel, wo er mit Graf Mercy zusammentreffen sollte, dem langjährigen Vertrauten der Königin, der das Interesse für die französischen Angelegenheiten noch nicht verloren hatte.

Als einstiger Gast in Trianon, als ständiger Besucher der Tuilerien seit der Rückkehr nach Paris, und wie es heißt, Mitwisser der Reise nach Varennes, war Chevalier de Coigny der Mann der königlichen Familie, und musste, so dachte man, den Brüdern des Königs Vertrauen einflößen. Als vertrauter Freund Duports, war Abbé Louis eher der Mann der Constitutionellen. Beide hatten vor ihrer Abreise eine Zusammenkunft mit Ludwig XVI. und Marie Antoinette; aber Herr v. Coigny sah das Königspaar nur in Gegenwart der Minister, und vor diesen wurde ihm der Brief an den Grafen von Artois vorgelesen und übergeben. Der König fügte einen versiegelten Brief an den Grafen von Provence bei, und Herr v. Montmorin eine Denkschrift, die nur dann mitgetheilt werden sollte, wenn die Prinzen entsprechend gestimmt schienen.[2] In der offenen Depesche forderte der König seine Brüder auf, mit allen Emigranten nach Frankreich zurückzukehren; die Constitution hätte die Sympathien der Nation; es wäre demnach unmöglich, sich ihr zu widersetzen, und besser, sich ihr zu unterwerfen. Im Briefe an den Grafen von Provence fügte der König hinzu, dass die Prinzen nicht auf das, was ihn und seine Familie persönlich angehe, Rücksicht nehmen, sondern nur das Glück

[1] Marie Antoinette an Leopold II., 30. Juli 1791.

[2] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, I, 18.

und die Vortheile des Landes ins Auge fassen sollten; dass sie überdies auf Chevalier de Coigny volles Vertrauen setzen können.[1] Als letzterer in Koblenz ankam,[2] fragten die Prinzen, nachdem sie von beiden Briefen Kenntnis genommen, ob man ganz und gar nicht handeln solle, und ob das wohl die Absicht des Königs sei. Chevalier de Coigny antwortete, er glaube das nicht, aber der König wünsche, dass, wenn man handelt, alle für seine, seiner Familie und der ihr im Königreiche Anhänglichen Sicherheit nothwendigen Maßregeln treffen solle.[3] Diese Antwort Coignys, mag sie der Dolmetsch des Gedankens Ludwigs gewesen sein oder nicht, stimmte zusehr mit den innersten Gesinnungen der Prinzen überein, als dass sie sich nicht beeilt hätten, ihr Verhalten danach einzurichten. Aufgestachelt vom König von Schweden, geschmeichelt von der Kaiserin von Rußland, seit 7. Juli im Besitze einer vom König geschickten Vollmacht und so von der Controle Baron de Breteuils, des Agenten der Königin, befreit,[4] waren sie weniger als je zur Rückkehr geneigt, und mehr als je entschlossen zu handeln.

Abbé Louis hatte vor seiner Abreise eine sehr lange Conferenz mit Marie Antoinette. Er setzte ihr auseinander, dass drei Entschlüsse sich ihr darböten: entweder die Unternehmungen der Prinzen begünstigen oder sich zur demokratischen Partei schlagen oder von der Zeit und einer geschickten und klugen Haltung die Rückkehr des Volkes zu gemäßigten Ideen abwarten, deren Nothwendigkeit die Übel der Anarchie es fühlen lassen mussten.

„Die Königin," erzählt Staël, „mit den Häuptern der Nationalversammlung eng verbündet und offenbar von ihnen ihre Informationen beziehend, verwarf mit großer Entschiedenheit den ersten Entschluss, indem sie oft wiederholte, dass die Prinzen die Helden spielen wollten auf Kosten Frankreichs und der Sicherheit des Königs und der ihrigen; dass sie ihre Absichten stets verabscheut und den Plan von Montmédy nur gefasst habe, um alles nur der öffentlichen Meinung zu verdanken, die sich in Frankreich zu Gunsten der Monarchie gebildet und gezeigt hätte, und nicht aus-

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France", I, 13.

[2] Er war am 2. August von Paris abgereist. — „Correspondance diplomatique du baron de Staël-Holstein."

[3] „Le comte de Fersen et la Cour de France", I, 162.

[4] „Louis XVI, Marie-Antoinette et Mme Elisabeth", II, 208.

wärtiger Hilfe. Sie zeigte auch große Abneigung gegen die demokratischen Übertreibungen, und es schien ihr der Entschluss den Vorzug zu verdienen, der dem Könige gestattete, alle Gelegenheiten zu benützen, um die Liebe des Volkes wiederzugewinnen. Abbé Louis stellte ihr vor, ein Mittel, dem Volke Vertrauen einzuflößen, wäre das Verhalten des Kaisers; wenn er der erste Souverän wäre, der seine Allianz mit Frankreich schlösse und die durch ihre feindseligen Pläne bekannten französischen Emigranten von sich fernhalte, so würde man glauben, dass die Königin aufrichtig entschlossen sei, in Frankreich nur mit der Zeit und nach gemachter Erfahrung eine Reform zu wollen."[1]

Die Königin, in die Ansichten des Abbé einzugehen scheinend, gab ihm einen Brief mit, um ihn bei Mercy zu beglaubigen und letzteren aufzufordern, wie es der Wunsch der Constitutionellen war, nach Paris zurückzukommen, indem sie bemerkte, sie fürchte, sich in der zu verfolgenden Richtung getäuscht zu haben, und fühle ein großes Bedürfnis nach seinen Aufschlüssen und Rathschlägen.[2]

Doch die Königin fügte sich nur scheinbar den Plänen ihrer neuen Bundesgenossen und nahm, trotzdem sie ihre Projecte anhörte, ihre Denkschriften ihrem Bruder übermittelte und sogar ihrem guten Willen Gerechtigkeit widerfahren ließ, ihre Politik nicht an.

„Ich bin mit dieser Suite," schrieb sie, „nämlich mit Duport, Lameth und Barnave, sehr zufrieden. — „Die drei einzigen," sagte sie ein anderesmal, „mit denen man etwas versuchen kann.[3] Man muss ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen, obwohl sie stets auf ihre Meinungen Wert legen; ich habe bei ihnen eine große Aufrichtigkeit, Kraft und große Lust gesehen, die Ordnung und folglich die königliche Autorität wiederherzustellen....[4] Aber, welch gute Absichten sie auch zeigen mögen, ihre Ideen sind übertrieben und können uns nie zusagen."[5]

Dieses instinctive Misstrauen war leicht erklärlich. Waren denn nicht diese Männer, die vorgaben, die Monarchie zu retten, dieselben, die ihr die ersten und rauhesten Hiebe versetzt hatten?

[1] „Correspondance diplomatique du baron Staël-Holstein", p. 226 u. 227.
[2] Marie Antoinette an Mercy, 29. Juli 1791.
[3] Dieselbe an denselben, 7. August 1791.
[4] Dieselbe an denselben, 31. Juli 1791.
[5] Dieselbe an denselben, 1. August 1791.

War dieses Volk, dessen Gelassenheit zu trauen man die Königin aufforderte, nicht das Volk vom 14. Juli, vom 6. October, vom 11. April, das noch täglich die königliche Familie unter den Fenstern ihres Palastes beschimpfte und ihre treuesten Diener bedrohte? Wusste die Königin nicht, dass es leichter ist, den Strom zu entfesseln als ihn aufzuhalten, und dass diejenigen, die geschickt gewesen zu zerstören, selten fähig sind wieder aufzubauen? Die Absichten Barnaves und seiner Freunde waren rein; die Königin glaubte es; ist aber nicht die Politik mit guten Absichten gepflastert? Sollte der so oft fehlgehende Scharfblick der Constitutionellen jetzt glücklicher sein, und würde überdies ihre Macht ihrem guten Willen entsprechen? Hatte nicht die Nationalversammlung, deren sie Meister zu sein glaubten, und die sie als nach der Wiederherstellung der königlichen Autorität lechzend darstellten, der Majestät des Königs soeben eine blutige Schmach angethan, indem sie öffentlich denjenigen eine Belohnung votierte, die ihn angehalten und seiner Macht und Sicherheit einen tödlichen Schlag versetzte, indem sie von seiner Person die Schweizer und die ergebensten Vertheidiger der Monarchie entfernte.[1] Was hatten denn Barnave und die Lameth gethan, um diese schimpflichen Maßregeln dem Könige zu ersparen, oder wenn sie etwas thun wollten, wie groß war ihr Einfluss? Und wie groß war dann der Wert ihrer Mithilfe und der von ihnen vertretenen Ideen?

So kam es, dass die Königin gleich am nächsten Tage, nachdem sie den von den Häuptern der Linken inspirierten Brief geschrieben und die Conferenz mit Abbé Louis gehabt, sich beeilte, ihre Worte und ihre Agenten zu verleugnen.

„Ich habe Ihnen," schrieb sie am 31. an Mercy, „am 29. einen Brief geschrieben, den Sie wohl leicht als nicht in meinem Stile geschrieben erkennen werden. Ich glaubte dem Wunsche der hiesigen Parteihäupter nachgeben zu sollen, die mir selbst den Entwurf des Briefes gegeben haben. Einen andern habe ich gestern, den 30., an den Kaiser geschrieben; ich würde mich dadurch gekränkt fühlen, wenn ich nicht hoffte, dass mein Bruder einsehen wird, dass ich in meiner Lage genöthigt bin, alles zu thun und zu schreiben, was man von mir verlangt."[2]

[1] „Correspondance diplomatique du baron de Staël-Holstein", p. 226.

[2] Marie Antoinette an Mercy, 31. Juli 1791.

Am folgenden Tage kam sie auf die Sache zurück und schrieb: „Abbé Louis muſs bald zu Ihnen kommen; er wird sich als von mir beglaubigt ausgeben, um mit Ihnen zu sprechen. Es ist wesentlich nothwendig, daſs Sie sich den Anschein geben, ihn anzuhören und von der Sache verständigt zu sein, aber Sie dürfen auf seine Ideen nicht eingehen.“ [1]

Mercy, härter als die Königin, vielleicht bis zur Ungerechtigkeit hart, war voll Verachtung gegen jene ehemaligen, jetzt reuigen Feinde. In seinen Augen waren Barnave und die Lameth nur „gefährliche Böſewichte“, Duport der entschiedenste Antiroyalist und unerschrockenste Aufwiegler. [2]

Marie Antoinette war selbst überzeugt, daſs die Constitutionellen sich ihr nur aus Ehrgeiz und Ärger näherten, daſs die Anhänglichkeit, die sie für das Königthum zur Schau trugen, nur ein Mittel war, die ihnen entgleitende Macht wiederzugewinnen, und daſs, wenn sie dank ihrer Verbindung mit den Royalisten wieder die Herren würden, nicht besser wären als ihre vorgeschrittensten Gegner. Wenn sie sich stellte, als ob sie sie anhörte und ihnen folgte, so geschah es, um sie einzuschläfern, sie zu verhindern, sich mit den Jakobinern zu vereinigen und mit ihnen die Republik zu gründen,[3] und auch in der Hoffnung, durch diesen Zwiespalt die neue Regierung in Miſscredit zu bringen, sie gewissermaßen unmöglich zu machen und dadurch die Gemüther für eine Unzufriedenheit vorzubereiten, aus der die Wiederaufrichtung des Thrones sich ergäbe; sie setzte aber weder in die Aufrichtigkeit noch in die Uneigennützigkeit ihrer neuen Bundesgenossen volles Vertrauen.[4] Es ist das Unglück der Revolutionäre, die zu gesünderen Ideen zurückkehren wollen, daſs man nicht an die Aufrichtigkeit ihrer Bekehrung glaubt; es ist dies auch ihre Züchtigung.

[1] Marie Antoinette an Mercy, 1. Auguſt 1791.

[2] „Louis XVI, Marie-Antoinette et Mme Elisabeth“, II, 208.

[3] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, II, 300.

[4] Daselbst p. 215 u. 216.

# Zwölftes Capitel.

Die Königin entwirft einen Plan. — Worin er besteht; keine unmittelbare Action; nur Unterhandlungen. — Brief vom 8. Juli an Fersen. — Feindseligkeit der Königin gegen die Emigranten. — Schlechte Haltung einer Anzahl letzterer gegen Marie Antoinette. — Kälte Leopolds gegen die Prinzen. — Pillnitzer Erklärung. — Ihre wahre Tragweite. — Wie sie von der Königin beurtheilt wird. — Brief vom 12. September an Mercy. — Grausame Lage Marie Antoinettes.

Wenn aber Marie Antoinette die Ideen der Constitutionellen nicht annahm, wenn sie ebensowenig jene der Emigranten zu den ihrigen machte, was strebte sie denn an, welches war ihr Plan? Dieser Plan war und konnte zur Zeit, bei der wir angelangt sind, nur in seinen Grundzügen entworfen sein. Nach dem Misserfolge von Varennes, der festgestellte und zur Reife gediehene Pläne so vollständig zerstört hatte, bedurfte die gefangene und von ihren Freunden abgesonderte Königin einer gewissen Zeit, um ihre Geisteskräfte zu sammeln, eine Verhaltungslinie zu studieren und die Trümmer der früher ausgearbeiteten Organisation mit den Erfordernissen der neuen Lage zu vereinbaren. Ein Brief vom 8. Juli an Fersen enthält den ersten Gedanken und die ersten Züge dieses Planes, der lange unbekannt geblieben, den aber neuere Publicationen mit einer gewissen Genauigkeit zu reconstruieren gestatten. Worauf König und Königin vor allem Wert legten, was sie mit äußerster Energie empfahlen, war, nicht zur Gewalt seine Zuflucht zu nehmen.

„Der König ist der Ansicht," schrieb Marie Antoinette am 8. Juli, „dass bloß auf dem Wege der Unterhandlungen ihr (der fremden Mächte) Beistand ihm und seinem Reiche nützlich sein könnte, und dass die Demonstration mit Streitkräften nur in zweiter Linie, und wenn man hier jeden Weg der Unterhandlung ablehnte, eintreten dürfe.

„Der König meint, dass offene Gewalt, selbst nach vorausgegangener Erklärung, von unberechenbarer Gefahr wäre, nicht bloß für ihn und seine Familie, sondern für alle Franzosen, die

im Innern des Reiches nicht im Sinne der Revolution denken. Es ist kein Zweifel, dass es einer auswärtigen Streitmacht gelänge, in Frankreich einzudringen; aber das Volk, bewaffnet, wie es ist, würde vor den Grenzen und vor den auswärtigen Truppen fliehen und sich sofort seiner Waffen gegen diejenigen seiner Mitbürger bedienen, die man es seit zwei Jahren unablässig als seine Feinde zu betrachten lehrt.

„. . . . Man muss alles, was seit zwei Jahren geschehen ist, als null und nichtig betrachten, soweit der Wille des Königs in Betracht kommt, aber als unmöglich zu ändern, solange die große Mehrheit der Nation für die Neuerungen ist. Auf die Änderung dieses Geistes muss all unser Bemühen gerichtet sein.

„Kurz gesagt: Er wünscht, dass die Gefangenschaft des Königs von den auswärtigen Mächten constatiert und als solche anerkannt werde; er wünscht, dass der gute Wille seiner Verwandten, Freunde und Bundesgenossen und der anderen Souveräne, die hieran theilnehmen wollen, sich durch eine Art Congress kundgebe, auf dem man den Weg der Unterhandlungen betrete; selbstverständlich muss zu dessen Unterstützung eine imposante Streitmacht vorhanden sein, aber stets recht im Hintergrunde, um nicht zu Verbrechen und Gemetzel zu reizen.“ [1]

Es ist aus diesem einfachen Überblicke leicht zu ersehen, wie sehr dieser Plan sich von dem der Constitutionellen unterschied, die die Unthätigkeit der Mächte wollten, und um wieviel mehr er sich von dem der Emigranten unterschied, die die sofortige Eröffnung des Feldzuges wollten. Diesem letzteren Plane trat die Königin ganz entschieden entgegen. Alle ihre Briefe an den Kaiser, an Mercy, an Fersen, vertraute sowohl als officiöse, und schon gar officielle Briefe, sind voll von Bitten, man möge die Emigranten zurückhalten, sie zur Unthätigkeit, wenn nicht gar zur Ohnmacht verurtheilen. Ihr Misstrauen gegen die Häupter der Emigration, besonders ihre Abneigung gegen Calonne, dessen Berufung zum Grafen von Artois ihr wie eine Art persönliche Beleidigung*[1] vorkam, und den sie triumphierender und thätiger als je sah, schien infolge der Kränkung über den Misserfolg ihrer Flucht gewachsen zu sein. Es hatte noch mehr zugenommen durch die Nachrichten,

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, I, 147 u. 148.

die sie aus Koblenz erhielt, durch den geringen Wert, den die Agenten der Emigration auf die Autorität des Königs legten, und durch die geringe Achtung, die sie gegen seine Person zeigten. Es konnte ihr ja nicht unbekannt bleiben, dass man in Brüssel und Koblenz seine ergebensten Diener, wie Breteuil, den Marschall Castries, Herrn v. Agoût,[1] übel behandelte, dass man gegen sie nicht viel besser verfuhr, und dass Herr v. Vaudreuil eines gewissen Muthes bedurfte, um sie gegen heftige Beschuldigungen*[2] zu vertheidigen;[2] dass man ferner die Partei des Grafen von Artois jener der Königin nachdrücklich entgegenstellte,[3] und dass gewisse Emigranten die Unziemlichkeit soweit getrieben hatten, sich über ihre Anhaltung öffentlich zu freuen.[4] Auch hatte man in Koblenz erklärt, dass der König, sobald ihm seine Brüder die Krone zurückgegeben hatten, nie unter irgendeinem Vorwande und in irgendeinem Falle einen der Minister, die zu dem von den Prinzen ernannten Staatsrathe gehörten, ohne Zustimmung der übrigen Mitglieder dieses Rathes entlassen dürfe."[5] Gewiss dürfen diese Vorwürfe persönlichen Ehrgeizes nicht auf alle Emigrierten ausgedehnt werden; die größere Zahl war nur aus Ergebenheit gegen die königliche Familie veranlasst worden, der Armee der Prinzen beizutreten, und deswegen, weil sie nach Varennes kein anderes Mittel mehr gewahrten, ihr zu dienen. Viele wackere Edelleute aus der Provinz waren aus dem Innern des Landes herbeigeeilt, bereit, einfach und anspruchslos ihr Blut zu vergießen, wie bei Fontenay, bei Closterkamps, weil sie hierin eine Pflichterfüllung sahen, und weil in ihrer ehrlichen Begeisterung für den König kämpfen stets auch für Frankreich kämpfen hieß. Das waren vielleicht kurzsichtige Politiker, aber weitherzige und unbegrenzt ergebene Diener. Für sie war noch, nach einem glücklichen Ausdrucke Frau Swetschines, „der Royalismus der vereinfachte Patriotismus".[6]

Aber man muss leider zugeben, dass gewisse Häupter der Emigration, die Anstifter, die, welche in Koblenz den Ton an-

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France", I, 8.

[2] „Correspondance intime du comte de Vaudreuil", II, 22.

[3] „Le comte de Fersen et la Cour de France", I, 4 u. 6.

[4] Daselbst, I, 4.

[5] „Mémoires secrets d'Augeard", p. 278.

[6] „Madame Swetchine, sa vie et ses œuvres" von Graf von Falloux, II, 82.

gaben, „jene närrischen Köpfe“, wie sie Cardinal Bernis[1] verächtlich nannte, weder so uneigennützige Absichten hatten noch so einfache Berechnungen*[3] anstellten. Sie hielten ihre Sache gerade so hoch wie die des Königs und beabsichtigten, ihre Macht noch weit mehr zu vertheidigen und aufrechtzuerhalten als die des Königs, wer immer sonst regierender Souverän sein mochte, wie Gustav III. an Stedingk schrieb, Ludwig XVI., Ludwig XVII. oder Karl X.[2] Schon 1790 sagte ein Emigrant, der Baron de Castelnau, nach Mounier[3] „einer der Unterrichtetsten und Loyalsten“, zu Wien, dass, „wenn selbst im Verlaufe der Gegenrevolution der König, die Königin und ihre Kinder geopfert würden, der Graf von Artois bliebe, und die Monarchie gerettet wäre“.[4]** War das nicht jetzt noch richtiger, wo außer dem Grafen von Artois auch der Graf von Provence, der präsumtive Thronerbe nach dem Dauphin, sich außerhalb Frankreichs befand?

Wer könnte behaupten, dass diese Aussicht auf einen Wechsel in der Person des Königs nicht den Absichten einiger Personen entsprochen habe, allerdings nicht der Brüder des Königs trotz des Misstrauens Marie Antoinettes gegen den Grafen von Provence, aber wenigstens gewisser Rathgeber, die bei den Prinzen mehr Einfluss zu bekommen hofften, als sie je beim Könige und neben der Königin gehabt hätten?

Frau v. Bombelles hatte also recht zu schreiben, „dass die geringe Rücksicht, die sie — die Prinzen — auf die Königin nehmen, diese letztere stets deren Herrschaft fürchten lassen würde“.[5] Und man begreift, dass die unglückliche Fürstin, von dieser Haltung unterrichtet, eines Tages zornig ausrief: „Sie halten sich für Helden! Was werden diese Helden ausrichten, selbst mit ihrem Könige von Schweden?“ Und ein anderesmal ließ sie sich in einem Augenblicke der Verbitterung zur Äußerung hinreißen: „Wenn es meinen Schwägern gelänge, uns einige Dienste zu leisten, so wäre die Dankbarkeit dafür sehr drückend, und wir hätten noch dazu diese Herren, die die lästigsten und gebieterischesten wären.“[6]

[1] „Le cardinal de Bernis depuis son ministère“, p. 520.
[2] „Gustave III et la Cour de France“, II, 174.
[3] „Mémoires et correspondance de Mallet du Pan“, I, 356.
[4] „Louis XVI, Marie-Antoinette et Mme Elisabeth“, V, 182.
[5] Marquise de Bombelles an die Marquise de Raigecourt, 26. Juli 1791.
[6] „Louis XVI, Marie-Antoinette et Mme Elisabeth“, II, 233.

Die politische Raison gieng also Hand in Hand mit dem Grolle der beschimpften Königin und der beleidigten Frau, um sie den bewaffneten Beistand der Emigranten zurückweisen zu lassen.

„Es ist eine Hauptsache," schrieb sie am 7. August an Mercy, „dass man die Prinzen und die auswärts befindlichen Franzosen zurückhalte. Ich fürchte alles vom Kopfe eines Calonne, und ein einziger falscher Schritt würde alles verderben." [1]

Am 16. August drängt sie noch mehr. Wie sollte sie den Prinzen trauen? Sie hätten kein ernstes Mittel zur Verfügung, sie würden nichts Gutes zustande bringen, sie könnten nur schaden. Dann schreibt sie weiter:

„Und wenn sie selbst, was nicht vorauszusetzen ist, einen wirklichen Vortheil erringen, so würden wir unter ihrer Wirksamkeit in eine neue und ärgere Knechtschaft als die erste zurückfallen, weil wir unter dem Anscheine, ihnen etwas zu verdanken, uns ihr nicht entziehen könnten. Sie beweisen es uns schon dadurch, dass sie es ablehnen, sich mit den Personen, die unser Vertrauen haben, zu verständigen, unter dem Vorwande, dass sie nicht das ihrige haben, während sie uns zwingen wollen, uns Herrn v. Calonne auszuliefern, der uns in keiner Beziehung zusagen kann und, wie ich fürchte, bei der ganzen Sache nur seinem Ehrgeize, seinem persönlichen Hasse und seinem gewöhnlichen Leichtsinne folgt, indem er alles für möglich hält und alles, was ihm beliebt, thut. Ich glaube sogar, dass er meinen Schwägern nur nachtheilig sein kann, die, wenn sie bloß nach ihrem Herzen handelten, sicherlich vollkommen für uns wären." [2]

Inzwischen wurden gegen die Königin in Koblenz gar arge Reden geführt. Man dachte daran, den Grafen von Provence zum Regenten, den Grafen von Artois zum Generallieutenant des Königreiches auszurufen. Man wollte den König zu einem Nichts machen, nachdem man ihn seiner Vertheidiger beraubt hatte. Denn eben die beständigen Aufforderungen zur Emigration haben rings um die gefangenen Souveräne eine Vereinsamung geschaffen, der sie unterliegen, und die sie zwingt, sich zu erniedrigen und zu verstellen. Die Königin empörte der Gedanke daran, und mit wachsendem Grolle und brennendem Kopfe öffnete sie ihren Brief vom 21. August noch einmal, um in den stärksten Ausdrücken auf die

[1] Marie Antoinette an Mercy, 7. August 1791.

[2] Dieselbe an denselben, 16. August 1791.

Nothwendigkeit zurückzukommen, den Beistand der Emigranten abzulehnen; sie schreibt:

„Es ist eine Hauptsache, dass die Franzosen, hauptsächlich aber die Brüder des Königs, im Hintergrunde bleiben und die vereinigten Mächte allein handeln. Keine Bitte, keine Begründung unsererseits wird dies von ihnen erlangen; der Kaiser muss es fordern; das ist die einzige Art, auf die er uns, namentlich aber mir dienen kann. Sie kennen selbst die schlechten Reden und die schlechten Absichten der Emigranten. Diese Feiglinge! Nachdem sie uns verlassen haben, wollen sie fordern, dass wir allein uns aussetzen, und wir allen ihren Interessen dienen. Ich klage nicht die Brüder des Königs an, ich halte ihre Herzen und Absichten für rein; aber sie sind umgeben und geführt von Strebern, die sie zugrunde richten werden, nachdem sie zuerst uns zugrunde gerichtet haben." [1]

Am 26., vor Abgang dieses Briefes, schreibt die Königin neuerdings: „Es ist wesentlich nothwendig, dass er — der Kaiser — die Bedingung stelle, dass die Brüder des Königs und alle Franzosen, besonders aber erstere, zurückbleiben und sich nicht zeigen." [2]

Der Kaiser war selbstverständlich sehr geneigt, diesen Wünschen seiner Schwester nachzukommen. Er hegte zu den Emigranten weder Vertrauen noch Zuneigung. Schon am 6. Juli hatte er sich an die Kurfürsten von Trier und Köln gewendet, um sie aufzufordern, die geflüchteten Franzosen zu verhindern, einen Handstreich zu unternehmen,[3] und am 30. desselben Monates schrieb er an seine Schwester Maria Christina, Statthalterin der Niederlande:

„Lass Dich in nichts ein und thu nichts, was die Franzosen und die Prinzen von Dir verlangen, außer Artigkeiten und Diners, aber weder Truppen noch Geld. Ich beklage wohl ihre Lage und die aller Franzosen, die auswandern mussten; aber sie denken nur an ihre romantischen Ideen, an ihre Rache und ihre persönlichen Interessen, glauben, dass jedermann sich für sie opfern müsse, und sind in sehr schlechter Umgebung." [4] — „In dieser ganzen Angelegenheit," schreibt er etwas später, „habe ich gesehen, dass nur die Königin,

[1] Marie Antoinette an Mercy, 21. August 1791.

[2] „Maria Christina, Erzherzogin von Österreich" von A. Wolf, III, 138.

[3] Daselbst, III, 139 u. 140.

[4] Daselbst, III, 141.

Herr v. Ferſen und Bouillé mit Vernunft ſprechen und Vernunft annehmen.“ [1] Er ſelbſt wollte nur handeln mit „der vollkommenen Mitwirkung aller Mächte“.[2]

Zu dieſem Zwecke wurde eine Zuſammenkunft mit dem Könige von Preußen veranſtaltet. Dieſelbe fand zu Pillnitz in Sachſen am 25. Auguſt ſtatt; der Graf von Artois hatte ſich mit Calonne zu großem Miſsvergnügen Leopolds dahin begeben. Die Erklärung, die aus den langen Conferenzen zwiſchen dem Kaiſer, dem Könige von Preußen, ihren Miniſtern, dem franzöſiſchen Prinzen und deſſen Rathgebern hervorgieng, iſt bekannt; dennoch iſt es nicht unnütz, ihren Wortlaut hier wiederzugeben:

„Seine Majeſtät der Kaiſer und Seine Majeſtät der König von Preußen erklären nach Anhörung der Wünſche und Vorſtellungen des Herrn Grafen von Provence und des Herrn Grafen von Artois einmüthig, daſs Sie die Lage, in der ſich gegenwärtig Seine Majeſtät der König von Frankreich befindet, als einen Gegenſtand von allen europäiſchen Souveränen gemeinſamem Intereſſe betrachten. Sie hoffen, daſs dieſes Intereſſe von den Mächten, deren Beiſtand angerufen wird, nicht verkannt werden kann; daſs ſie folglich es nicht ablehnen werden, mit Ihren genannten Majeſtäten bezüglich ihrer Streitkräfte die wirkſamſten Mittel anzuwenden, um den König von Frankreich in den Stand zu ſetzen, in vollkommenſter Freiheit die Grundlagen einer monarchiſchen, den Rechten der Souveräne und dem Wohle der franzöſiſchen Nation gleicherweiſe zuträglichen Regierung zu legen. Denn nur dann und in dieſem Falle ſind Ihre genannten Majeſtäten, der Kaiſer und der König von Preußen, entſchloſſen, raſch zu handeln, in gegenſeitigem Einverſtändniſſe, mit den nöthigen Streitkräften, um das eigene und das gemeinſame Wohl zu erreichen. Inzwiſchen werden Sie ihren Truppen die paſſenden Befehle ertheilen, damit ſie imſtande ſeien, ſich in Thätigkeit zu ſetzen.

Pillnitz, 27. Auguſt 1791.

Leopold, Friedrich Wilhelm.“

So drohend dieſe Erklärung zu ſein ſchien, ſo war ſie im Grunde nach dem Ausdrucke Mallet du Pans nur „eine erhabene Komödie“.[3] Die fünf Worte: „Dann und in dieſem Falle,“ die

[1] „Maria Chriſtina, Erzherzogin von Öſterreich“ von A. Wolf, III, 141.

[2] Daſelbſt p. 206.

[3] „Mémoires et correspondance de Mallet du Pan“, I, 254.

von Spielmann, einem der österreichischen Unterhändler in den Text der Urkunde eingefügt wurden, vernichteten deren ganze Tragweite. Die Souveräne sollten nur im Falle einer allgemeinen Mitwirkung der Mächte handeln, und Leopold selbst erklärte diese Mitwirkung für „sehr schwierig", wenn nicht gar für unmöglich.[1] Nur war es eine ungemein gefährliche Komödie. Sobald das Manifest früher oder später öffentlich bekannt wurde, konnte es, da man die Hintergedanken nicht kannte, nicht verfehlen, eine doppelte Wirkung hervorzubringen: einerseits die Hoffnungen der Emigranten, die nun eine Stütze zu haben glaubten, zu erhöhen, andererseits die Leidenschaftlichkeit der sich für bedroht haltenden Revolutionäre aufzureizen, auf jeden Fall also die Sicherheit derjenigen, die man zu retten beabsichtigte, zu gefährden.

Die Königin täuschte sich hierüber nicht; sie war mit der Pillnitzer Erklärung sehr unzufrieden.

„Man sagt hier," schrieb sie am 12. September an Mercy, „dass in der zu Pillnitz unterzeichneten Übereinkunft die beiden Mächte sich verpflichten, nie zu dulden, dass die neue französische Constitution ins Leben trete. Es gibt sicherlich Punkte, denen sich zu widersetzen die Mächte das Recht haben; was aber die inneren Gesetze eines Landes betrifft, steht es jedem frei anzunehmen, was ihm gut dünkt. Sie hatten also Unrecht, es zu verlangen, und jedermann würde darin die Intrigue der Emigranten erkennen, wodurch ihre gute Sache alles Recht verlieren würde." [2]

Man wird uns vielleicht entgegenhalten, dass hier ein seltsamer Widerspruch obwalte, und dass die Königin, indem sie die Unterstützung der Mächte erbat, im Grunde das verlangte, was sie durch diesen Brief zurückwies, nämlich eine auswärtige Intervention bei der inneren Verfassung des Landes. Wir glauben, dass dies ihren Gedanken schlecht auslegen hieße. Die Königin wollte, dass dank der drohenden Haltung, sogar der Pression, wenn man will, der Mächte, der König in Freiheit gesetzt werde; das war alles. Der König, einmal wieder Herr seiner Handlungen geworden, hätte allein mit den Vertretern der Nation zu entscheiden gehabt, was er erhalten, was er verwerfen sollte von einer Constitution, deren

[1] Leopold II. an Maria Christina, 1. September 1791.

[2] Marie Antoinette an Mercy, 12. September 1791.

Fehler augenscheinlich waren, deren Sanction er aber als Gefangener in Paris nicht verweigern konnte.

Und man glaube nicht, dass Marie Antoinette unter Barnaves und der Lameths Einfluss die so klugen und festen Zeilen geschrieben, die wir soeben angeführt haben. Nein, dieser Brief vom 12. September ist ein ganz vertraulicher Brief; es ist die Betheuerung ihres Patriotismus, ein Ruf ihres Herzens, das tiefe Gefühl ihrer Würde als Königin und als Französin. Will man sehen, wie sehr sie ihre ganze Seele hineinlegt, so verfolge man diesen Brief bis zu Ende und lese Folgendes:

„Endlich ist das Los geworfen; es handelt sich jetzt darum, den Gang und die Haltung nach den Umständen zu regeln. Ich möchte freilich, dass jedermann sein Verhalten nach dem meinigen regle; aber selbst in unserem Innern haben wir große Hindernisse und große Kämpfe zu bestehen. Beklagen Sie mich; ich versichere Sie, dass es mehr Muth bedarf, meinen Zustand zu ertragen, als wenn man sich mitten im Kampfe befände, umsomehr, als ich mich kaum getäuscht habe und nur Unglück sehe in der geringen Thatkraft der einen und im schlechten Willen der anderen. Mein Gott! Ist es möglich, dass ich, mit meinem angebornen Charakter und mit dem Gefühle des Blutes, das in meinen Adern fließt, bestimmt sei, in einem solchen Jahrhundert und mit solchen Menschen meine Tage zu verbringen! Doch glauben Sie deswegen nicht, dass mein Muth mich verlässt. Nicht meinetwegen, sondern um meiner Kinder willen werde ich mich aufrechterhalten und meine lange und qualvolle Laufbahn bis zum Ende erfüllen. Ich sehe nicht mehr, was ich schreibe. Leben Sie wohl!“[1]

Einige Tage nachher schrieb sie an Eßterházy, „man dürfe sich nicht mit ihrer persönlichen Sicherheit befassen, sondern nur mit dem Heile Frankreichs“.[2]

Frankreich und ihr Sohn, dieser zweifache Gedanke hielt sie aufrecht in den Tagen der Niedergeschlagenheit und flößte ihr nach einem Worte des Grafen Stedingk „einen Muth ein, der ihrem Unglücke gleich war“.

[1] Marie Antoinette an Mercy, 12. September 1791.

[2] „Gustave III et la Cour de France“, II, 458.

# Dreizehntes Capitel.

Vollendung der Constitution. — Die Königin fragt Mercy und Leopold um Rath. — Man kann die Sanction nicht verweigern, denn man hat keine Widerstandsmittel. — Verschiedene Rathschläge. — Der König nimmt die Constitution an. — Festlichkeiten in Paris. — Volksbegeisterung.

Während all dieser Verhandlungen und brieflichen Auseinandersetzungen hatte die Nationalversammlung ihr Werk vollendet. Die Constitution wurde am 3. September vollendet und am 4. dem Könige zur Annahme vorgelegt, ohne dass die am Tage der Berathung von der Rechten in unverständigem Groll im Stiche gelassenen bekehrten Constitutionellen die Abänderungen, die sie zur Wahrung der Würde der königlichen Autorität für unentbehrlich hielten, anzubringen vermocht hätten. Was sollte Ludwig XVI. thun? Sollte er ein Werk sanctionieren, das erprobte Liberale, wie Gouverneur Morris, als „unausführbar" erklärten, das seine eigenen Urheber, Barnave, Duport, die Lameth, voll Gefahren fanden, und gegen das er selbst fortwährend protestiert hatte entweder insgeheim bei den anderen Mächten oder öffentlich vor seiner Abreise nach Varennes durch die Botschaft vom 20. Juni 1791? Sollte er also die Sanction verweigern? Welches wären aber die Folgen hievon?

Seit langem beschäftigte sich die Königin mit dieser wichtigen Frage und berieth sich hierüber beständig mit Mercy und ihren treuesten Freunden. „Am Ende der Woche wird man dem Könige die Charte vorlegen," schrieb sie am 21. August; „der Augenblick ist gräßlich."[1] Gaben sich aber Mercy, Leopold und die anderen auswärtigen Rathgeber genaue Rechenschaft von der Lage?

„Die Nationalversammlung wird sich zu einem Vergleiche herbeilassen," meinte Mercy schon am 28. Juli; „der König müßte die Festigkeit haben zu erklären, er werde nie in etwas einwilligen

[1] Marie Antoinette an Mercy, 21. August 1791.

als in voller Freiheit seiner Person, der Königin und des Dauphin. Nur mit dem größten Muthe wird man imponieren ... Vernünftige Bedingungen dürfte man nicht zurückweisen, wie: Entwaffnung der Nation, Verfügungsrecht des Königs über die Armee, vollständiges Recht über Krieg, Frieden und Unterhandlungen, das Recht, die nächste Legislative außerhalb Paris zu versammeln." [1]

Allein hatten diese im übrigen größtentheils sehr weisen Bedingungen Aussicht, von einem so hitzigen und zu Vorurtheilen so geneigten Volke wie dem französischen angenommen zu werden? Wer hätte damals ohne gewaltigen Kampf der Nationalgarde die Waffen nehmen können, die ihnen als das Palladium der Freiheit erschienen? Hatte nicht die Erfahrung von Varennes bewiesen, dass sich Paris nur insoweit wirklich für die Hauptstadt hielt, als es den König und die Nationalversammlung beherbergte? Hätte man 1791 das ausführen können, was man erst achtzig Jahre später nach blutiger Revolte ausführen konnte, und was selbst damals nicht von Dauer war? Die Königin glaubte es nicht. Um eine feste Sprache zu führen, wie Mercy wollte, hätte man müssen über eine tüchtige Streitmacht verfügen und im Nothfalle die Worte durch energische Handlungen unterstützen. Diese Streitmacht war nicht vorhanden.

„Was Sie über die zu stellenden Bedingungen schreiben," antwortete die Königin, „ist richtig, aber für uns unanwendbar. Wir haben weder Streitkräfte, noch andere Mittel; wir können nur hinausschieben ..."

Und sich trotz allem in unbesieglicher Hoffnung wiegend, fügte sie bei: „Man braucht Zeit und ein wenig Klugheit, und ich glaube noch immer, dass wir unseren Kindern eine glückliche Zukunft werden bereiten können." [2]

Eine glückliche Zukunft, welche Ironie!

Ebenso wie Mercy, stellte Leopold als erste Bedingung den Wegzug des Königs von Paris in eine Provinz, wo er in voller Freiheit und unter dem Schutze ergebener Vertheidiger die ihm unterbreitete Constitution mit Muße prüfen könnte. Man bezeichnete sogar den Ort für seine Zurückgezogenheit: ein bei Condé gelegenes

[1] Mercy an Marie Antoinette, 28. Juli 1791.

[2] Marie Antoinette an Mercy, 7. August 1791.

Schloſs des Herrn v. Crouy,[1] die Eremitage genannt, oder auch Montmédy,[2] und dort ſollte der König von ſeinen Gardes du corps umgeben ſein.[3]

Würde aber die Nationalverſammlung zuſtimmen? Das war ſehr wenig wahrſcheinlich; denn da hätte man den König genau in die Lage zurückverſetzt, in die er ſich am 20. Juni verſetzen wollte, und eben um ihn an der Verwirklichung dieſes Planes zu hindern, hielt man ihn in Varennes an, führte ihn nach Paris zurück und bewachte ihn in den Tuilerien.

Würde man ihn, geſchweige nach Condé oder Montmédy, das heißt eine Wegſtunde von der Grenze und in der nächſten Nähe der fremden Truppen, auch nur auf eine geringe Entfernung von der Hauptſtadt, zum Beiſpiel nach Fontainebleau, Rambouillet oder Compiègne gehen laſſen? Trotz der Meinung Malouets und Mallet du Pans *[1] glaubte es die Königin nicht mehr.

„Man wünſcht, daſs wir nach Rambouillet oder nach Fontainebleau gehen; aber einerſeits, wie und von wem werden wir gehütet ſein? Andererſeits wird dieſes Volk nie meinen Sohn ziehen laſſen. Man hat es gewöhnt, ihn als ſein Gut zu betrachten. Nichts wird es zum Nachgeben bringen, und wir können ihn nicht allein laſſen!“ [4*2] — die rührende Ausſchließlichkeit und die berechtigten Beſorgniſſe der Mutterliebe.

Es war für Burke leicht aus England zu ſchreiben: „Wenn der König die Conſtitution annimmt, ſo ſind Sie alle beide verloren. . . . Nicht Geſchicklichkeit, bloß Feſtigkeit kann Sie retten. . . . Ihr Heil beſteht in Geduld, Schweigen und Ablehnung.“ [5]

Geduld hatte die Königin ſeit langer Zeit; wie aber Schweigen beobachten? Wie die erbetene und gewiſſermaßen geforderte Sanction verweigern? Hörte man nicht in Paris bis unter die Fenſter der Tuilerien unaufhörlich mit dem Aufruhr drohen? War das Volk, nicht allein in der Hauptſtadt, ſondern ſelbſt in den Provinzen — man hatte es auf der Rückkehr von Varennes ſehr wohl geſehen — nicht von einer unüberlegten, aber unwiderſtehlichen

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, I, 151.
[2] Daſelbſt, I, 188.
[3] Daſelbſt, I, 23.
[4] Marie Antoinette an Mercy, 7. Auguſt 1791.
[5] „Louis XVI, Marie-Antoinette et Mme Elisabeth“, II, 246 u. 247.

Begeisterung für diese Constitution hingerissen, die es nicht kannte, aber in seiner naiven Leichtgläubigkeit, mit dem den Franzosen angeborenen Bedürfnis, stets nach einem Retter zu suchen, und trotz der unglückverheißenden Warnungen Malouets als die Morgenröthe wolkenloser Tage betrachtete? Womit sollte man dieser allgemeinen Strömung widerstehen? Welches Heer, welche Autorität hatte man?

„Wir besitzen weder Kräfte noch Mittel," schrieb die Königin. „Alles, was wir für unser Glück und für die Zukunft vermögen, das sind Bemerkungen, die sicherlich nicht Gehör finden werden, die aber wenigstens, im Sinne des vor sechs Wochen vom König erlassenen Protestes gehalten, als Grundlage für den Augenblick dienen werden, wo der Feind, das Unglück und die Ernüchterung die Vernunft zu Worte kommen lassen können." [1]

Selbst der früher für eine energische Haltung sosehr eingenommene Mercy kam auf ganz andere Ansichten und fügte, indem er der Königin die oben angeführten, zum Widerstande antreibenden Rathschläge Burkes übersandte, sorgsam bei:

„Das ist der Gedanke Herrn Burkes und der Freunde der Königin; aber dieser grundsätzlich wahre Gedanke ist thatsächlich gefährlich. . . . Man sollte also nichts überstürzen und seine ganze Festigkeit für den Versuch aufwenden, hinauszuschieben." [2]

Je mehr die Tage dahinschwanden, desto mehr drängte sich Marie Antoinette die schreckliche Nothwendigkeit der Annahme der Constitution auf, wie hart dies auch für ihren Stolz sein mochte. Am 26. August schrieb sie wieder an Mercy:

„Es ist in Anbetracht der hiesigen Lage unmöglich, dass der König die Annahme verweigere. Glauben Sie mir, die Sache muss wohl wahr sein, da ich sie schreibe. Sie kennen hinlänglich meinen Charakter, um zu glauben, dass er sich lieber auf die edle und muthvolle Seite schlagen möchte; aber damit ist es aus, wenn man eine mehr als gewisse Gefahr läuft." [3]

Gegenüber dieser augenscheinlichen Nothwendigkeit suchte die Königin nach dem Worte Mercys zu temporisieren, um die günstige Gelegenheit abzuwarten, ein mehr als unvollkommenes Werk zu verbessern, das man demnächst gezwungen war, anzunehmen. Zu

[1] „Louis XVI, Marie-Antoinette et Mme Elisabeth", II, 196.

[2] Daselbst, II, 244.

[3] Marie Antoinette an Mercy, 26. August 1791.

diesem Zwecke musste man zunächst Vertrauen einflößen; es durfte weder im Innern noch auswärts etwas die Umkehr der öffentlichen Meinung durchkreuzen und den revolutionären Leidenschaften Nahrung liefern; „das ist das einzige Mittel," schrieb die Königin an den Kaiser, „dass das entweder durch das Unglück, das es im Innern zu fühlen bekommen wird, oder durch die Furcht vor dem Auslande von seiner Berauschung zurückgekommene Volk die Urheber seines Unglücks verlasse und sich wieder uns zuwende." [1]

Schon gab sich, wenn man einem Beobachter, der freilich nie Freund der Constitutionellen war, glauben darf, im Publicum eine gewisse Wendung kund. Eine wohlwollendere Menge verfügte sich zu den Tuilerien; die Königin nahm ihren Sohn in den Arm und stellte ihn dem Volke vor; sie wurde acclamiert. Am 7. September fiel die Messe im Schlosse besonders glänzend aus; als sich der König und seine Familie dahin begaben, wurden sie, wie ein unverdächtiger Zeuge erzählt,[2] mit Beifall begrüßt. Die königstreue Gesinnung machte merkliche Fortschritte; man fieng an, sie in den Kaffeehäusern, sogar im Palais-Royal, diesem Bollwerk der Revolution,[3] hochzuhalten, die Häupter der Volksparteien bekannten sich zu ihr unter sich.[4] Die meisten waren überzeugt, dass die Constitution, so wie sie sie entworfen hatten, unanwendbar war; Barnave ließ sich sogar zur Äußerung herbei, dass die künftigen Nationalversammlungen nur den Einfluss eines Notabeln-Rathes haben müssten, und dass die ganze Kraft in der Regierung liegen sollte.[5] Noch mehr, zahlreiche Personen, selbst solche, die der Anhaltung des Königs Beifall gezollt und vielleicht daran theilgenommen hatten, waren dahin gelangt, es öffentlich zu bedauern, dass sein Unternehmen gescheitert war; man sehnte sich nach dem sogenannten „Plan von Montmédy", denn, so hieß es, dieser Plan versprach Frankreich „eine gute, von beiden Extremen gleich weit entfernte Constitution".[6] Selbst die so verleumdete

[1] Marie Antoinette an Leopold II., 8. September 1791.

[2] „Journal d'une bourgeoise pendant la Révolution", p. 51.

[3] „Correspondance diplomatique du baron de Staël-Holstein", p. 228 u. 231.

[4] Daselbst p. 228.

[5] Daselbst p. 231.

[6] Daselbst p. 228.

Königin hatte ihren Antheil an dieser Rückkehr der Volksgunst, und 16.000 Nationalgardisten sollen Ringe getragen haben mit der Inschrift: „Domine, salvum fac Regem et Reginam.“[1] Man musste also diese unerwartete Wendung benutzen, und sollten auch die Aristokraten die Königin — wie sie es thaten, um sie für ihre Abneigung gegen die Emigrierten zu strafen — auch anklagen, dass sie ihrem Stolze das Heil Frankreichs opfere;[2] war es nicht besser, sich wenigstens scheinbar einer Constitution zu fügen, deren Mängel so schreiend waren, dass sie allen in die Augen springen würden, sobald man nur einmal versuchte, sie in Ausführung zu bringen?[3]

Man musste also die Verfassungsacte annehmen; aber wie und mit welchen Ausdrücken? Auch hier waren die Meinungen getheilt. Malouet wie von der Marck und Gouverneur Morris baten, der König möge Vorbehalte machen, und zu diesem Entschlusse neigten offenkundig anfangs Ludwig und Marie Antoinette.[4] Aber die Constitutionellen bestanden auf einfacher Annahme, und der König, in dem Wunsche, sich diese allerletzten Rathgeber nicht zu entfremden und kein Misstrauen an der Aufrichtigkeit seiner Zustimmung aufkommen zu lassen, entschloss sich, ihrem Gutachten zu folgen.

„Ablehnen wäre edler gewesen,“ schrieb die Königin an Fersen, „aber das war in der Lage, in der wir uns befinden, unmöglich. Ich hätte es gerne gehabt, wenn die Annahme einfacher und kürzer vor sich gienge; aber das ist das Unglück, dass man nur von Schurken umgeben ist; und dennoch versichere ich Sie, dass der mindestschlechte Plan durchgegangen ist. Die Thorheiten der Prinzen und der Emigranten haben uns zu unseren Schritten gezwungen; es war die Hauptsache, bei der Annahme jeden Zweifel zu benehmen, dass es nicht aufrichtig geschehe.“[5]

Am nämlichen Tage, an dem die Nationalversammlung die letzte Hand an ihr Werk gelegt hatte, ließ Lafayette, um der Erwägung und Annahme seitens des Königs den Schein des

[1] „Gustave III et la Cour de France“, II, 458.

[2] „Correspondance diplomatique du baron de Staël-Holstein“, p. 228.

[3] Daselbst p. 230.

[4] „Mémoires de Malouet“, II, 161.

[5] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, I, 192.

Zwanges zu nehmen, die die königliche Familie umgebende Nationalgarde abcommandieren. Das Schloſs wurde wieder frei, die Gärten dem Publicum geöffnet. Am folgenden Sonntag wurde in der Kapelle die Meſſe celebriert. Das Volk begab ſich maſſenweiſe dahin und bezeigte große Freude, die hohen Gefangenen wiederzuſehen.

Man rief von allen Seiten: „Es lebe der König!“ Aber eine aus der Menge gekommene Stimme gab auch den Preis an, um den die Acclamationen zu haben waren, indem ſie ſich vernehmen ließ: „Ja, wenn er die Conſtitution annimmt!“[1] Am 4. September kam eine von Thouret geführte Deputation in feierlichem Aufzuge, um dem Könige die Verfaſſungsacte zu überbringen; der König nahm ſie aus den Händen des Präſidenten und erklärte, er werde ſie prüfen. Am 13. ſchrieb er an die Nationalverſammlung, daſs er ſie annehmen und deren Beobachtung am nächſten Tage feierlich beſchwören werde; gleichzeitig verlangte er, daſs „die Klagen und Verfolgungen auf Grund der Ereigniſſe der Revolution in einer allgemeinen Amneſtie gelöſcht würden“. Die Verleſung dieſes von Duport du Tertre verfaſsten,[2] aber ganz von der Hand des Königs[3] geſchriebenen Briefes entfeſſelte frenetiſchen Beifall. Die Amneſtie wurde gleich in der Sitzung votiert; man war jetzt im Austauſch von Artigkeiten und Gefälligkeiten begriffen. Eine zahlreiche Deputation brachte das Decret in die Tuilerien. Der Monarch war in Geſellſchaft ſeiner Familie. „Da ſind meine Frau und meine Kinder,“ ſagte Ludwig, „ſie theilen meine Geſinnungen.“ Marie Antoinette fügte hinzu: „Hier ſind meine Kinder, wir kommen alle herbei und theilen die Geſinnungen des Königs.“

Der König war bei ſeiner Annahme der Conſtitution aufrichtig, er hoffte noch immer, ſie mittelſt Klugheit und Geduld ſo ſchlecht und recht wirken laſſen und die Nation zur Einſicht zu bringen bezüglich der Mängel dieſes ſchlecht überdachten Werkes und der wahren Intereſſen des Landes. „Er bat die Königin und ſeine ganze Umgebung,“ erzählt Frau v. Tourzel, „ſich jede Bemerkung über die Schritte, die die Umſtände von ihm gefordert,

[1] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, I, 383.

[2] Droz, „Histoire de Louis XVI“, III, 509.

[3] „Correspondance diplomatique du baron de Staël-Holstein“, p. 234.

zu versagen, sich nichts der Verfassung Widersprechendes zu gestatten und gemäß einem ihrer Artikel künftig Monseigneur Dauphin nur mehr mit dem Titel ‚Königlicher Prinz' zu bezeichnen."[1] Die Königin setzte in den Ausgang des Experimentes, das man zu machen vorhatte, und in die Klugheit des Volkes nicht dasselbe Vertrauen wie ihr Gemahl und schickte sich weniger leicht in die Opfer, die das neue Regime dem Königthume auferlegte.

Ihre Resignation wurde zudem bald auf eine harte Probe gestellt. Am 14., mittags, begab sich der König, umgeben von seinen Ministern, in die Nationalversammlung. Er nahm in einem Fauteuil neben dem Präsidenten Platz und sprach mit fester Stimme die Eidesformel. Infolge eines seltsamen Vergessens aller Überlieferungen und aller Schicklichkeit hatte der Präsident beschließen lassen, dass die Nationalversammlung sitzen bleibe, während der König spreche; der Monarch, der den Eid stehend leistete, bemerkte es und wurde davon lebhaft betroffen.[2] Die Königin, die sich ihrem Gemahl aus freien Stücken angeschlossen hatte und der Sitzung mit ihrem Sohne, ihrer Tochter und der Prinzessin Elisabeth auf einer Tribüne beiwohnte, wurde noch mehr betroffen.[3] Aber die Begeisterung war so groß, dass das Publicum weder auf diese sonderbare Einführung des neuen Regimes, das mit einer officiellen Demüthigung des Königthums begann, noch auf die gerechte Entrüstung des Souveräns achtete; Saal und Tribünen wiederhallten durcheinander von lärmenden und einstimmigen Acclamationen. Nach der Sitzung begleitete die ganze Nationalversammlung die königliche Familie auf der Rückkehr in die Tuilerien. Im Palaste angekommen, beeilte sich die Königin, die Damen ihres Gefolges zu grüßen und gieng in ihre Appartements; der König folgte ihr dahin, blass, mit verstörten Zügen, warf sich in ein Fauteuil, mit einem Taschentuche über den Augen, und rief: „Alles ist verloren! Ach! du bist Zeugin dieser Demüthigung gewesen. Wie! du bist nach Frankreich gekommen, um zu sehen..." Seine Stimme war von Schluchzen unterbrochen. Die Königin warf sich vor ihm auf die Knie und schloss ihn in ihre Arme. Frau Campan war dabei; Marie Antoinette bedeutete ihr, hinauszugehen,

[1] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 392.

[2] „Correspondance diplomatique du baron de Staël-Holstein", p. 235.

[3] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 390.

und die beiden Gatten blieben bei einander und vereinigten ihre Thränen und traurigen Ahnungen.[1]

Draußen jedoch war die Begeisterung nicht minder lebhaft als in der Nationalversammlung; man hielt die Revolution für beendigt, Frieden und Ordnung von nun an gesichert; man sah keine Gefahren mehr in der Gegenwart, keine Drohungen für die Zukunft; man war eben wieder in einem Taumel, in einer Berauschung. „Die klugen Geister," schrieb der schwedische Gesandte, „theilten diese Freude nicht."[2] Was lag aber der Menge daran?

Einige Tage darauf wurde die Constitution auf dem Marsfelde kundgemacht; die Municipalität, das Departement, die öffentlichen Beamten, die Menge drängten sich dort, und als die Verfassungsacte vom Altare des Vaterlandes herab vorgelesen war, entstieg ein ungeheures „Es lebe die Nation!" aus den Kehlen von 300.000 Menschen, die in jener Umfriedung zusammengepresst waren. Man lachte, umarmte, beglückwünschte sich; mit patriotischen Inschriften bedeckte Luftballone stiegen auf; es fanden Volksspiele und Vertheilungen von Lebensmitteln auf den Plätzen und an den Straßenecken statt.[3] Abends beleuchtete ganz Paris; vor allem erglänzten die Boulevards, der Louvre, die Tuilerien, die place Louis XV, die elysäischen Felder; Feuergewinde liefen von Baum zu Baum bei der porte de l'Etoile. König, Königin und Dauphin fuhren bis 11 Uhr abends, von der Nationalgarde escortiert und von der Menge acclamiert, spazieren; „Es lebe der König!" erscholl es von allen Seiten. Aber ein Mann hatte sich an den königlichen Wagen herangemacht und so oft der Ruf „Es lebe der König!" ertönte, schrie er mit Stentorstimme der Königin ins Ohr: „Nein! Glauben sie es nicht. Es lebe die Nation!" Es war die rohe Stimme der Revolution, die da kundgab, dass sie nicht abdankte, auch nicht angesichts der Volksbegeisterung. „Die Königin," erzählt Frau Campan, „wurde von Schrecken[4] ergriffen und sagte, als sie ins Schloss zurückkam, zu Frau v. Tourzel: ‚Wie traurig ist es, dass etwas so Schönes in unseren Herzen nur Traurigkeit und Besorgnis zurücklässt!'"[5]

[1] „Mémoires de Mme Campan", p. 305.

[2] „Correspondance diplomatique du baron de Staël-Holstein", p. 234.

[3] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 392.

[4] „Mémoires de Mme Campan", p. 306.

[5] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 392.

Die Festlichkeiten, religiöse und profane, dauerten nichtsdestoweniger fort; man sang ein Te Deum in den Tuilerien; man spielte in den Theatern royalistische Stücke. Sonntag den 25. fanden im Schlossgarten vom Könige gegebene Volksbelustigungen statt. „Wir sind in der Oper gewesen," schrieb an jenem Tage Prinzessin Elisabeth ihrer Freundin, Frau v. Raigecourt; „morgen werden wir in die Comédie gehen. Mein Gott! Wieviel Vergnügungen! Ich bin ganz erfüllt davon! Und heute haben wir während (nach?) der Messe Te Deum gehabt. Auch in Notre-Dame fand eines statt. Der Herr Eindringling hatte gute Lust, dass wir hingiengen; wenn man aber zuhause eines singt, so ist man davon befreit, andere zu singen, das wirst Du zugeben. Wir haben uns also ruhig verhalten. Heute abends haben wir nochmals Beleuchtung; der Garten wird prächtig sein, alles in Lampions und kleinen Glasmaschinen, die man seit zwei Jahren nicht ohne Schauder nennen kann."[1]

Dienstag den 20. in der Oper[2] und Montag den 26. in der Comédie-Française war der Empfang vortrefflich; es gab unaussprechlichen[3] Beifall. In der Comédie-Italienne war einige Tage darauf die Begeisterung nicht minder lärmend. „Du kannst Dir keine Vorstellung machen von dem Lärm," schrieb Prinzessin Elisabeth an Frau v. Raigecourt. „Aber," fügt sie melancholisch hinzu, „man muss erst sehen, wie lang dieser Enthusiasmus dauern wird."[4]

Am 30. September begab sich der König in die Nationalversammlung, um deren Schließung vorzunehmen. Der Präsident von Thouret erklärte, dass die Nationalversammlung ihre Mission[5] beendet habe, und Lafayette reiste freudestrahlend nach der Auvergne und verkündete seelenvergnügt, dass die Revolution beendet sei.

[1] „Correspondance de Mme Elisabeth", p. 339.

[2] „Mémoires de Mme Campan", p. 307.

[3] „Correspondance diplomatique du baron de Staël-Holstein", p. 239.

[4] „Correspondance de Mme Elisabeth", p. 353.

[5] „Mémoires du marquis de Ferrières", II, 200.

# Vierzehntes Capitel.

Folgen der Annahme der Conſtitution. — Proteſt der Prinzen. — Brief Ludwigs XVI. an ſeine Brüder. — Brief der Prinzeſſin Eliſabeth an die Marquiſe de Raigecourt. — Meinungsverſchiedenheiten zwiſchen den Tuilerien und Koblenz. — Briefwechſel zwiſchen der Königin und Ferſen. — Plan Marie Antoinettes. — Der bewaffnete Congreſs. — Warum der Plan der Königin unausführbar iſt.

Welchen Eindruck brachte im Auslande der feierliche Act vom 14. September hervor? Bevor die Prinzen noch officielle Kenntnis davon hatten, proteſtierten dieſelben am 10., indem ſie erklärten, daſs die Annahme ſeitens des Königs null und nichtig ſei, weil ſie nicht frei ſein konnte und ihm überdies durch ſeine Pflicht und den bei ſeiner Thronbeſteigung geleiſteten Eid unterſagt war. Sie fügten hinzu, daſs kein Befehl ſie hindern würde, der ihnen von ihrem Gewiſſen vorgezeichneten Richtung zu folgen, und „daſs ſie dem wirklichen Befehle ihres Souveräns gehorchten, indem ſie ſeinen erpreſsten Verboten widerſtanden“.[1] Am 11. September traten der Prinz von Condé, der Herzog von Bourbon und der Herzog von Enghien dieſer Erklärung bei.

Umſonſt ſchrieb Ludwig XVI. ſchon Mitte September, und bevor er noch den Proteſt, den ihm der Herzog de la Force überbrachte,[2] erhalten hatte, an ſeine Brüder den rührendſten und verſtändigſten Brief, um ſie zu beſchwören, nach Frankreich zurückzukehren und die auf ihn hereinſtürmenden Schwierigkeiten nicht zu verwickeln. „Ich weiß,“ ſchrieb er, „wie ſehr Adel und Geiſtlichkeit unter der Revolution leiden; alle Opfer, die ſie ſo großmüthig angeboten, ſind nur mit der Zerſtörung ihres Vermögens und ihrer Exiſtenz bezahlt worden. Man kann ohne Zweifel nicht unglücklicher ſein, und es weniger verdient haben; darf man aber um begangener Verbrechen willen andere begehen? Auch ich habe gelitten;

[1] „Lettre de Monsieur et de M. le comte d'Artois au Roi, leur frère“, als Broſchüre gedruckt zu Pillnitz, 1791.

[2] „Correspondance diplomatique du baron de Staël-Holstein“, p. 236.

aber ich fühle den Muth in mir, eher noch mehr zu leiden, als mein Unglück mit dem Volke zu theilen....

„Ich weiß, daſs man ſich unter meinen ausgewanderten Unterthanen mit einem großen Umſchwunge in den Geiſtern ſchmeichelt. Ich habe lange geglaubt, daſs er ſich vorbereite, aber ich bin heute enttäuſcht. Die Nation liebt die Conſtitution, weil dieſes Wort die untere Claſſe des Volkes an die Unabhängigkeit erinnert, in der es ſeit zwei Jahren lebt, und die unterſte Claſſe an die Gleichheit. Sie tadeln gerne dieſen oder jenen beſonderen Beſchluſs; das iſt aber nicht das, was ſie die Conſtitution nennen. Das niedere Volk ſieht, daſs man mit ihm rechnet; weiter ſieht der Spießbürger nicht. Die Eigenliebe iſt befriedigt. Dieſer neue Genuſs läſst alle anderen vergeſſen.... Die Zeit allein kann ſie belehren, wie ſehr ſie ſich getäuſcht haben.

„Man muſs alſo warten und ſich vor allem ſorgfältig hüten, was das Volk glauben machen könnte, daſs man dieſe Conſtitution zerſtören wolle, die es als Freiheitsurkunde betrachtet; es muſs — und daran kann es nicht fehlen — ihm der Gebrauch deren Unzukömmlichkeiten beweiſen...."

Der König ſchloſs mit folgenden Zeilen, in denen er die Bitterkeit ſeiner Seele nicht verbergen konnte:

„Ich endigte dieſen Brief in dem Augenblicke, wo ich denjenigen erhalten habe, den Ihr eingeſchickt habt. Ich hatte ihn gedruckt geleſen, bevor ich ihn erhalten hatte, und er wurde gleichzeitig überall verbreitet. Ihr könnt nicht glauben, welche Sorge mir dieſer Schritt gemacht hat!... Ich werde Euch keinen Vorwurf machen; mein Herz kann ſich nicht entſchließen, Euch einen zu machen.... Ich will Euch nur bemerken, daſs, indem er — der Graf von Artois — ohne mich handelt, er meine Schritte durchkreuzt, wie ich die ſeinigen vereitle. Ihr ſagt mir, daſs der öffentliche Geiſt ſich gewendet hat, und wollet beſſer darüber urtheilen als ich, der ich täglich all ſeine Übel empfinde. Ich habe Euch ſchon geſagt, daſs das Volk alle ſeine Entbehrungen ertrug, weil man ihm immer ſchmeichelte, daſs ſie mit der Conſtitution ein Ende nehmen würden. Sie iſt erſt ſeit zwei Tagen vollendet, und Ihr wollet, daſs der öffentliche Geiſt verändert ſei! Ich habe den Muth, ſie anzunehmen, um der Nation Zeit zu geben, dieſes Glück, mit dem man ihm ſchmeichelt, kennenzulernen, und Ihr wollet,

daſs ich auf dieſen nützlichen Verſuch verzichte! ... Ihr ſchmeichelt Euch, es beſonders ſchlau anzuſtellen, indem Ihr erkläret, daſs Ihr gegen meinen Willen marſchieret; wie aber ſoll man das jemandem einreden, da doch die Erklärung des Kaiſers und des Königs von Preußen mit Eurer Bitte begründet wird? Wird man je glauben können, daſs meine Brüder nicht meine Befehle ausführen? Ihr wollet mich alſo der Nation zeigen, wie ich mit einer Hand (die Conſtitution) annehme und mit der andern die auswärtigen Mächte aufreize? ...

„Ich ſage Euch nichts von meiner perſönlichen Lage; man mag ſich darum außerhalb Frankreichs wenig kümmern; aber ich kümmere mich um die meiner Brüder. ... Ich begreife, daſs man weder meine Qualen noch meine Verlegenheiten in Rechnung zieht; Ihr ſollet mir aber diejenigen vermeiden, die Euch berühren.“ [1]

Vergeblich richtete der König einige Tage nachher aus Beſorgnis, dieſer Brief könnte als eine officielle und aufgedrängte Botſchaft erſcheinen, an ſeine Brüder ein neues, ganz vertrauliches Billet, in welchem er ſie neuerdings inſtändig bat, ihr Verhalten dem ſeinigen anzupaſſen und ihn nicht durch ihre beſtändigen Aufrufe ſeiner letzten Vertheidiger zu berauben; „denn,“ ſagte er, „es iſt für mich eine Hauptſache, deren um mich zu haben“. Alle dieſe Bitten blieben erfolglos. Die ganze Antwort der Prinzen beſtand darin, daſs ſie in Paris und in den Departements maſſenhaft einen neuen Proteſt gegen die Conſtitution verbreiteten [2] und an ihren Bruder folgendes Billet ſchrieben, das nach dem 10. Auguſt 1792 im Schreibeſchrank des Königs gefunden wurde:

„Wenn man zu uns ſeitens jener Leute ſpricht, werden wir nichts anhören; wenn von Ihrer Seite, werden wir anhören, aber unſern Weg gehen.“ [3]

Umſonſt verſuchte Prinzeſſin Eliſabeth, die eine bewunderungswürdige Ergebenheit in Paris zurückhielt, die aber ihr Herz oft nach Koblenz trug, durch Vermittlung ihrer treuen Freundinnen, Frau v. Bombelles und beſonders Frau v. Raigecourt, die die königliche Familie ſpaltenden Zwiſtigkeiten zu ſchlichten. Umſonſt ſchrieb ſie dieſen in dem in ihrer Correſpondenz gebrauchten räthſelhaften Stile:

[1] „Louis XVI, Marie-Antoinette et M^me^ Elisabeth“, II, 335 u. 336.

[2] „Mémoires du marquis de Ferrières“, III, 17.

[3] „Papiers trouvés dans le secrétaire du Roi.“

„Man würde alles verlieren, wenn man betreffs des Künftigen eine andere Absicht hätte als die des Vertrauens und der Unterordnung unter die Befehle des Vaters.[1] Jede Absicht, jeder Gedanke, jedes Gefühl muss diesem weichen. . . . Sie werden mir sagen, dass das schwierig ist, obwohl es im Herzen liegt; als je schwieriger ich es jedoch fühle, desto mehr wünsche ich es. . . . Der Vater ist fast geheilt; seine Angelegenheiten sind gestiegen; da aber sein Kopf wieder genesen ist, wird er binnen kurzem die Verwaltung seiner Güter wieder übernehmen wollen, und diesen Augenblick fürchte ich. Der Sohn, der es für vortheilhaft hält, sie in den Händen zu lassen, in denen sie sind, wird daran festhalten; die Schwiegermutter wird es nicht dulden, und das ist's, was man vermeiden sollte, indem man dem jungen Manne zu verstehen gibt, dass es sogar in seinem persönlichen Interesse liegt, seine Meinung hierüber nicht auszusprechen. . . . Man sollte auch den jungen Mann überreden, etwas mehr Anmuth seiner Schwiegermutter gegenüber anzuwenden, nur soviel Liebenswürdigkeit, wie nur ein Mann zu entwickeln versteht, wenn er will, und damit wird er sie überzeugen, dass er den Wunsch hat, sie als das zu sehen, was sie immer gewesen ist. . . . Man wird Dir Schlimmes über die Schwiegermutter sagen, ich halte es für übertrieben." [2]

Ebensowenig wie die Bitten Ludwigs, wurden die Beschwörungen der Prinzessin Elisabeth angehört. Man hat aus dem oben angeführten Billet ersehen, welche Achtung die Prinzen vor der Autorität des Königs hatten; ihre Umgebung war noch heftiger. Die Königin wurde in Koblenz täglich als „Demokratin", der König als „armer Mann" und als „Schwachkopf" verschrien. Das „Journal der Prinzen", herausgegeben von Suleau, war dermaßen mit Beleidigungen Leopolds und Marie Antoinettes angefüllt, dass man genöthigt war, es zu unterdrücken, Suleau zu entlassen und den Censor Christin, Calonnes Secretär, abzusetzen.[3] Frau v. Bombelles,

[1] In der figürlichen Sprache der Prinzessin Elisabeth bedeutet „Vater" den König, „Schwiegermutter" die Königin, „Sohn" oder „Zukünftiger" den Grafen von Artois.

[2] Prinzessin Elisabeth an die Marquise de Raigecourt, 12. September 1791.

[3] Marquis de Raigecourt an den Marquis de Bombelles, 16. November 1791.

entrüstet über jene Schmähungen, sah sich veranlasst, am 3. November an Frau v. Raigecourt zu schreiben:

„Wie sollte die Königin je Herrn C. D.[1] trauen, sie, die die abscheulichen Reden kennt, die seine ganze Umgebung über sie und den König geführt hat und noch führt? Ich habe mir, Gott sei Dank, nicht vorzuwerfen, ihr alles hinterbracht zu haben, was ich selbst gehört habe; aber ich weiß genug, um einzusehen, dass, wenn sie ebenso unterrichtet ist wie ich, sie es nie darauf ankommen lassen wird, ihr Los von Leuten abhängen zu lassen, die ihr viel verdanken und ihre tödlichsten Feinde sind. Ich nehme den Herrn Grafen von Artois von dem Treiben aus, worüber ich zu Ihnen spreche; sein Sinn ist gerade, edel und aufrichtig, und ich bin von der Reinheit seiner Absichten vollkommen überzeugt; aber, schwach, wie die meisten Prinzen seines Blutes, lässt er sich blindlings von seiner Gesellschaft leiten.“ [2]

Der Zwiespalt zwischen den Tuilerien und Koblenz verschärfte sich also jeden Tag.[3] Abgesehen von der Rivalität zwischen Breteuil, dem beglaubigten Agenten, und Calonne, dem persönlichen Feinde Marie Antoinettes, giengen die Absichten der Prinzen und des Königs und noch mehr der Königin bezüglich der Leitung der Bewegung weit auseinander; die Prinzen wollten vorwärts stürmen und die Constitution mit dem Degen in der Faust zerstören; der König bemühte sich, Zeit zu gewinnen und zu verbessern, und die Königin verwarf vor allem jede Action der Prinzen, die, wie sie mit Recht dachte, kein anderes Ergebnis hätte, als die Aufwiegler zu reizen, ohne sie zu schrecken,[4] und dadurch den Erfolg eines Planes gefährden würde, an dem sie seit der Rückkehr von Varennes studierte, und der täglich eine bestimmtere Gestalt annahm.

Wie die königliche Familie, waren auch die Mächte getheilt; je nach ihren besonderen Interessen neigten sie zu den Prinzen oder zum Könige. Während Gustav III. mit der Nationalversammlung brach, das Billet, worin ihm Ludwig XVI. seine Annahme der

[1] Der Graf von Artois.

[2] Marquise de Bombelles an die Marquise de Raigecourt, 3. November 1791.

[3] Die Zwistigkeiten hatten mit der Auswanderung des Grafen von Artois begonnen. — „Marie-Antoinette et l'Emigration“ im „Correspondant“ von 1875.

[4] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, I, 190.

Constitution[1] notificierte, ungelesen zurückschickte und beim Grafen von Provence den Grafen Oxenstiern beglaubigte; während die Kaiserin von Russland erklärte, dass die Annahme seitens des Königs, weil erzwungen, als ungeschehen zu betrachten sei, und dass, wenn Ludwig und Marie Antoinette bei der Annahme in gutem Glauben gewesen, es um so schlimmer für sie wäre, und dass „man in diesem Falle den König von Frankreich als ein Nonens[2] ansehen müsste"; während der König von Spanien seinem Gesandten in Paris den Befehl ertheilt, eine Reise nach Nizza[3] zu unternehmen, sprach sich Leopold II., glücklich über ein Ereignis, das zu seinen Verzögerungsneigungen passte, dahin aus, dass von nun an jeder Gedanke an eine Gegenrevolution unnütz und gefährlich sei,[4] und dass, da der König der Verfassungsacte beigetreten, es nur mehr abwarten und die Wendung beobachten heiße, die die Ereignisse nehmen würden. „Dem Könige und der Königin," schrieb er, „bleibt nichts anderes übrig, als der Nationalversammlung Zeit zu lassen, sich missliebig zu machen; überdies müssen sie sich genau an die Gesetze halten, sich eine Partei bilden und die Umstände benützen. Dieser Schwarm französischer Bienen," bemerkte er, von den Emigranten sprechend, „sollte endlich daran denken, sich zurückzuziehen; sie werden dem Lande sehr zur Last fallen."[5] Und der König von Preußen schrieb: „Endlich sehe ich den Frieden Europas gesichert."[6]

Fersen, von Wien, wohin ihn sein Gebieter geschickt hatte, nach Brüssel zurückgekehrt, schlug dort seinen Wohnsitz auf, um im Namen Schwedens einen Briefwechsel mit dem Könige von Frankreich zu unterhalten.[7] Nachdem der feurige Mann seit zwei Monaten ohne directe Nachrichten aus den Tuilerien geblieben[8] und schon durch die Sprache Ludwigs irregeführt war, wurde er es noch mehr, als er von Marie Antoinette folgenden Brief erhielt:

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France", I, 209.
[2] Daselbst, I, 201.
[3] Daselbst, I, 191.
[4] „Louis XVI, Marie-Antoinette et Mme Elisabeth", V, 37.
[5] „Maria Christina, Erzherzogin von Österreich" von A. Wolf, III, 143.
[6] „Gustave III et la Cour de France", II, 200.
[7] „Le comte de Fersen et la Cour de France", I, 191.
[8] Daselbst, I, 192.

„Ich glaube, dass die beste Art und Weise, das alles zu verleiden, darin besteht, sich den Anschein zu geben, ganz dabei zu sein; das wird bald zeigen, dass nichts gehen kann. Übrigens trotz des Briefes, den meine Schwäger dem Könige geschrieben, und der, beiläufig gesagt, nicht die von ihnen gehoffte Wirkung gemacht hat, sehe ich durchaus nicht, besonders infolge der Pillnitzer Erklärung, dass die auswärtige Hilfe gar so bereit wäre. Das ist vielleicht ein Glück, denn je weiter wir kommen, desto mehr werden diese Tröpfe ihr Unglück fühlen; vielleicht werden sie noch dahin kommen, selbst das Ausland zu wünschen.“ [1]

Bestürzt über diese unerwartete Resignation seiner königlichen Correspondentin, legte ihr Fersen sofort kategorisch folgende drei Fragen vor:

„1. Beabsichtigen Sie, sich aufrichtig der Revolution zu ergeben, und glauben Sie, dass es kein anderes Mittel gibt?

„2. Wollen Sie unterstützt sein oder wollen Sie, dass jede Unterhandlung mit den Höfen aufhöre?

„3. Haben Sie einen Plan und welchen?“ [2]

Doch die Königin beeilte sich, ihren ritterlichen Diener durch folgende Zeilen auf eine andere Meinung zu bringen:

„Beruhigen Sie sich, ich schließe mich nicht den ‚Enragierten‘ an, und wenn ich deren Besuch empfange und zu einigen von ihnen Beziehungen habe, so geschieht es nur, um mich ihrer zu bedienen; sie flößen mir zuviel Abscheu ein, um mich ihnen je anzuschließen. [3]

„Seien Sie ganz ruhig, nie werde ich mich den ‚Enragierten‘ anschließen; man muss sich ihrer bedienen, um größere Übel zu verhindern; was aber das Gute betrifft, so weiß ich wohl, dass sie nicht imstande sind, es zu thun.“ [4]

Man müsse seine Gesinnung verhehlen, das Vertrauen des Volkes gewinnen; das sei das einzige Mittel, dem Übel Einhalt zu thun oder es wenigstens hinauszuschieben und das Bessere vorzubereiten. „Denn,“ sagte die Königin, „wenn der öffentliche Geist sich nicht ändert, so kann keine menschliche Kraft im entgegen-

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, I, 193.
[2] Daselbst, I, 195.
[3] Daselbst, I, 199.
[4] Daselbst, I, 213.

gesetzten Sinne regieren."[1] Um nun die Änderung dieses Geistes zu bewirken, wäre es besser, ihm anfangs scheinbar nachzugeben, und diese zuwartende Haltung gehörte auch zu dem Plane, dessen Ausführung Marie Antoinette durch Vermittlung ihres alten Rathgebers Mercy und des treuen Fersen verfolgte.

Überzeugt, dass für den Augenblick von innen nichts zu erwarten war, und dass die Unzufriedenheit, die die Ausführung der Constitution bald herbeiführen müsse, unfruchtbar und unthätig wäre, wenn die Unzufriedenen sich nicht auswärts durch eine ernst zu nehmende Macht unterstützt und nöthigenfalls angeregt fühlten; andererseits überzeugt, dass die Emigranten diese Macht nicht sein konnten, weil ihre Drohungen nur dazu dienen würden, Frankreich zu erbittern,[2] zudem selbst verletzt von ihrer Haltung und von der geringen Achtung, die sie vor dem ganz ausdrücklichen Willen des Königs hatten, verlangte sie, der Kaiser solle die Initiative ergreifen zu dem, was sie einen bewaffneten Congress*[1] nannte. Die Mächte sollten zu Aachen ihre Pariser Gesandten oder sonst welche Bevollmächtigte zusammentreten lassen. Hier sollten sie, die Interessen des bedrohten europäischen Gleichgewichtes in den Vordergrund stellend und namentlich die Besetzung Avignons, die Verletzung der Rechte der deutschen Fürsten im Elsass und die Garantie für die in der Vergangenheit mit Frankreich geschlossenen und durch den Wechsel im Regime gefährdeten Verträge betonend, „in einer vernünftigen Sprache" eine Aufforderung an die französische Regierung richten, deren erster Artikel die Freiheit für den König wäre, die Hauptstadt zu verlassen und zu gehen, wohin es ihm beliebte.[3] Die Mächte sollten ihre Forderungen nöthigenfalls durch Aufstellung von Truppencorps an der Grenze unterstützen, die geeignet wären, „sowohl der wüthendsten Partei der Aufwiegler" zu imponieren, als auch „die Vernünftigeren in die Lage zu setzen, das Gute zu thun"; aber man müsse sorgfältig vermeiden, von der Constitution zu sprechen,[4] und sogar sehr nachdrücklich erklären, man wolle sich durchaus nicht „in die innere Regierung Frankreichs einmengen".[5] Das könne

[1] „Louis XVI, Marie-Antoinette et Mme Elisabeth", II, 384.
[2] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 195.
[3] Daselbst, II, 6.
[4] Daselbst, I, 216 u. 217.
[5] „Louis XVI, Marie-Antoinette et Mme Elisabeth", II, 289.

aber nicht das Werk eines Tages sein, und man müsse „die Nation nach so vielen Erschütterungen aufathmen lassen“ und ihr Zeit geben, „ihre Sitten und Gewohnheiten wiederaufzunehmen, bevor man beurtheile, was die Umstände fordern oder gestatten können“.[1] Inzwischen würde sich der König bemühen, das Vertrauen des Volkes zu gewinnen, die Nationalversammlung heimlich bekämpfen durch das Bestreben, sie in Missachtung zu bringen,[2] die Constitution jedoch genau zur Anwendung bringen,[3] damit die Nation, die Unzukömmlichkeiten dieses Wechselbalgs durch die Praxis fühlend, selbst dahin gebracht werde, dessen Abänderung zu wünschen. Die dann hinzutretende Erklärung der Mächte würde ehrlichen Leuten den Muth zurückgeben, indem sie ihnen einen Stütz- und Vereinigungspunkt[4] gäbe und die Aufwiegler schreckte, und der auf diese Weise wieder freigewordene König könnte sich mit dem Congresse verbinden und sich als Mittler zwischen seine Unterthanen und die Coalierten stellen.[5] „Das ist die einzige Rolle, die ihm zusteht,“ sagte die Königin in einem Briefe, den sie als genauen Ausdruck ihres Gedankens anerkannt hat,[6] „sowohl vermöge seiner Liebe zu seinen Unterthanen als auch um dem Treiben der Emigranten Halt zu gebieten, die durch den Ton, den sie anwenden, und der sich noch steigern würde, wenn sie zu einer andern Ordnung der Dinge beitrügen, den König in neue Sclaverei stürzen würden.“[7] Wieder zur Fülle seiner Autorität gelangt,[8] ohne jedoch irgendwie die alte Regierungsform wiederherstellen zu wollen,[9] „frei, die Constitution so zu machen, wie er wolle,“[10] würde er — wie er zu thun beabsichtigte, wenn er am 20. Juni Montmédy erreicht hätte — im Einklange mit den Vertretern des Landes die nothwendigen Reformen vornehmen. Der gesammte gesunde Theil der Nation würde dem Souverän bei der Ausführung dieser Reformen zuhilfe kommen,

[1] „Louis XVI, Marie-Antoinette et Mme Elisabeth“, II, 290.
[2] Mercy an Marie Antoinette, 6. November 1791.
[3] Derselbe an dieselbe, 26. October 1791.
[4] Marie Antoinette an Katharina II., 3. December 1791.
[5] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, I, 261.
[6] Marie Antoinette an Mercy, 16. December 1791.
[7] „Louis XVI, Marie-Antoinette et Mme Elisabeth“, II, 385.
[8] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, II, 181.
[9] „Louis XVI, Marie-Antoinette et Mme Elisabeth“, V, 259.
[10] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, II, 386.

und die Revolutionäre, die von der energischen Haltung der Mächte alles zu fürchten hätten, würden sich glücklich schätzen, der durch Güte gemilderten Gerechtigkeit zu weichen. So würde die Ordnung ohne Blutvergießen durch das einfache Zusammenhalten der Mächte und die Initiative des Königs wiederhergestellt werden. „Die Wendung würde sich im Innern jeder Stadt vollziehen; sie würde sich vollziehen bei der Annäherung des Krieges, nicht durch den Krieg selbst.“ [1]

Das war, soweit man ihn aus den unzähligen, zwischen Paris, Wien, Brüssel, Stockholm, St. Petersburg ausgetauschten Depeschen herausfinden kann, der Plan, für den sich die Königin entschlossen hatte, und dessen Ausführung sie mit unermüdlicher Beharrlichkeit verfolgte, bis die Kriegserklärung eine friedliche Lösung unmöglich gemacht hatte; für diesen Plan verurtheilte sie sich zu einer unablässigen Correspondenz, indem sie Briefe über Briefe, Denkschriften über Denkschriften schrieb, sie, die nach ihren Worten „keine machen konnte“.[2*2] Mercy nahm nach einigem Zögern diesen Plan an, und der König konnte sich ihm anschließen, ohne der Doppelzüngigkeit geziehen zu werden; denn als er die Constitution annahm, wusste er, dass sie unausführbar sei, und trotzdem er selbst sie genau beobachtete, konnte er nicht möglich machen, was seiner Natur nach unmöglich war.[3] Der ritterliche Fersen, noch immer der Vertraute der Tuilerien, widmete sich diesem Plane ganz und gar. Durch folgende rührende Zeilen betheuerte er seine vollständige und uneigennützige Ergebenheit; denn die Verleumdung hatte seiner nicht geschont; der schwedische und der spanische Gesandte hatten ihn des Ehrgeizes zu beschuldigen gewagt; er schreibt an die Königin:

„Sie haben Recht; ich hatte den Ehrgeiz, Ihnen zu dienen, und ich werde es mein ganzes Leben lang bedauern, dass es mir nicht gelungen ist; ich wollte einen Theil meiner Verpflichtungen gegen Sie abtragen, die gegen Sie zu haben für mich so süß ist, und wollte Ihnen zeigen, dass man Personen, wie Ihnen, ohne irgendein anderes Interesse anhänglich sein kann. Mein weiteres Verhalten hätte Ihnen bewiesen, dass das mein einziger Ehr-

[1] „Louis XVI, Marie-Antoinette et M^me^ Elisabeth“, II, 309.

[2] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, II, 415.

[3] Mercy an Marie Antoinette, 26. October 1791.

geiz und der Ruhm, Ihnen gedient zu haben, mein liebster Lohn war."[1]

War aber dieser Plan ausführbar, und beruhte er nicht auf einer Täuschung? Wie sollte man die Übereinstimmung der Mächte, die dessen Grundlage war, von alten Gegnern erlangen, die auf einander eifersüchtig waren und im Grunde nur ein gemeinsames Ziel hatten: die Schwächung Frankreichs als natürliche Folge der Anarchie, zu der das Land verurtheilt schien? Diese von der Königin im Namen des in Frankreich angegriffenen monarchischen Princips geträumte allgemeine Allianz war nur eine „Falle", sagte Graf Metternich zu Baron de Breteuil.[2] Preußen betrachtete Österreich mit Misstrauen;[3] Österreich hatte ebensowenig Vertrauen zu Preußen und wandte sich zeitweilig England zu und verharrte inzwischen in seinem Egoismus, (?) wie Spanien in seiner Schwäche; England sah mit Freuden und schürte vielleicht unter der Hand eine Revolution, die auf lange seinen beständigen Nebenbuhler zur Ohnmacht zu verurtheilen schien; Russland trieb die anderen in den Streit hinein, unter der Bedingung, selbst nichts zu thun und in Polen freie Hand zu haben. Schweden allein wollte aufrichtig handeln. Was vermochte es aber ganz allein, und hatte der unglückliche Ludwig nicht das Recht, einige Monate später zu Fersen zu sagen: „Ich bin von aller Welt verlassen worden!"[4]

Wenn es aber auch gelungen wäre, diesen unausführbaren Plan auszuführen, wenn auch diese „bewaffnete Vermittlung", die der ehrliche und kluge Mounier gleich der Königin wünschte, und in der schließlich selbst die Constitutionellen das Heilmittel erblickten,[5] zustande gekommen wäre, hätte sie etwas vermocht? Sehr viele echte Liberale — wir haben soeben einen genannt — meinten es. Sie hatten so oft gesehen, wie eine Handvoll Aufwiegler die ehrliche Menge in Schrecken setzte, dass sie die Furcht für ein wirksames Mittel hielten, um alles wiederherzustellen, wie es alles zerstören konnte. Das war ein Irrthum. Sie zogen jene Empfind-

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France", I, 202.
[2] Daselbst, I, 277.
[3] Daselbst, I, 33.
[4] Daselbst, II, 7.
[5] „Louis XVI, Marie-Antoinette et Mme Elisabeth", IV, 196.

lichkeit des Nationalgefühls nicht in Rechnung, das sich gegen jeden Anschein einer fremden Intervention erhob und auf Zwangsandrohungen antwortete, indem es zu den Waffen griff. König und Königin hegten den aufrichtigen Wunsch, den Krieg zu vermeiden, und die aufrichtige Überzeugung, dass ihnen dies gelingen würde; aber ohne es zu wollen, giengen sie unaufhaltsam dem Kriege entgegen.

# Fünfzehntes Capitel.

Die gesetzgebende Versammlung. — Ihre Feindseligkeit gegen den König tritt gleich im Anfang hervor. — Unzufriedenheit der Bourgeoisie. — Die Deputation von San Domingo wird der Königin vorgestellt. — Der König will keinen Civilhofstaat bilden. — Der gefasste Fluchtplan wird wieder aufgegeben. — Unthätigkeit des Königs und der Königin. — Schwankungen in der öffentlichen Meinung. — Traurige Lage der königlichen Familie. — Plänkeleien im Innern. — Die Königin begehrt fortwährend einen Congress. — Zaudern des Kaisers und Missvergnügen Marie Antoinettes. — Brief an Frau v. Polignac. — Drohender Artikel in den „Révolutions de Paris".

Inzwischen war in Frankreich der ersten Legislative eine zweite gefolgt. Mittelst eines verhängnisvollen Beschlusses, an dessen Zustandekommen die Rechte leider ebenso betheiligt war wie die äußerste Linke, hatte die Constituante entschieden, dass keines ihrer Mitglieder wieder wählbar sei. Das hieß die Geschicke des Landes allen Fehltritten und Streichen der Unerfahrenheit und Unbesonnenheit überliefern. Trotz ihrer Fehler zählte die Nationalversammlung in ihrer Mitte große Talente, große Namen und vermögliche Leute; drei Jahre Geschäftspraxis hatten in ihr viel Leidenschaftlichkeit gedämpft und viele Vorurtheile eingeschränkt. Die neue Assemblée bestand größtentheils aus unbekannten Leuten ohne persönliche Stellung und ohne Ansehen: kleinen Provinz-Edelleuten, kleinen Advocaten bei Untergerichten, kleinen Municipalbeamten und Districtsprocuratoren, die in vage Theorien verrannt, mit hohlen Phrasen gespeist waren, keine politischen Kenntnisse und keine regierungsfähigen Ideen besaßen. „Sie (die gesetzgebende Versammlung) ist kaum etwas anderes," sagte scherzend Baron Staël, „als die Rathsversammlung der Advocaten aller Städte und aller Dörfer von Frankreich."[1*1]

„Man glaubt," fügte der Gesandte hinzu, „dass die Mehrheit vernünftig sein wird."[2] Staël täuschte sich, einer der neuen Deputierten, Hua, Advocat beim Pariser Parlament, urtheilte richtiger,

[1] „Correspondance diplomatique du baron de Staël-Holstein", p. 240.
[2] Daselbst p. 241.

als er schrieb: „Die rechte Seite besteht aus 150 Constitutionellen; die linke Seite zählt 150 Jakobiner, und das Centrum bildet eine Masse von mehr als 400 Deputierten, die man die ‚Unparteiischen' nennt: eine bezüglich des Guten unbewegliche, nur aus Furcht sich rührende Schar; sie wird die Majorität verleihen, und zwar nicht der Rechten, die von ihr geachtet, sondern der Linken, die von ihr gefürchtet wird." [1]

Gleich anfangs bekundete die Versammlung den Geist, der sie lenken sollte. Als der König hatte ankündigen lassen, er werde persönlich kommen, um den Eid auf die Constitution zu leisten, wurde sofort die Frage über das bei seinem Empfange zu beobachtende Ceremoniell aufgeworfen. Die Jakobiner erhoben sich lärmend gegen jede Förmlichkeit, die, geschweige an das alte Regime zu erinnern, auch nur einfach die Ehrerbietigkeit der gesetzgebenden Macht gegen die monarchische Autorität zum Ausdrucke bringen würde. Ihren Declamationen nachgebend, entschied die Versammlung, in der die Herrschaft bereits an die Gewaltthätigsten übergieng, man würde dem Könige nicht mehr den Titel „Sire" und „Majestät" geben, das Fauteuil des Königs sollte in einer Linie mit dem des Präsidenten stehen, und die Deputierten könnten sich nach der Ankunft des Monarchen setzen und bedecken. Freilich wurde der Beschluss den anderen Tag zurückgenommen; aber die Linke hatte ihre Stärke, und die Versammlung ihre Schwäche gezeigt.

Letztere musste indessen einer unbestreitbaren Regung der öffentlichen Meinung der Hauptstadt weichen. Die der Constitution aufrichtig anhängliche Pariser Bürgerschaft war entrüstet über die Angriffe dieser neuen Legislative auf das Königthum; auch die Nationalgarde protestierte lebhaft; [2] daher die Zurücknahme des Decretes. Es war für die königliche Familie gleichsam die letzte Nachernte von Popularität. Samstag den 8. October gieng sie in die Comédie-Italienne. Bei ihrem Erscheinen wurde sie von Acclamationen begrüßt, zwischen denen sich auch Schluchzen vernehmen ließ, und zum Rufe: „Es lebe der König!" gesellte sich noch einmal der andere: „Es lebe die Königin!"

[1] „Mémoires d'un avocat au Parlement de Paris, député à l'Assemblée législative (Hua)", p. 70.

[2] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck", III, 247.

Am 2. November kam eine Deputation von San Domingo,*[2] um den Schutz des Königs gegen die die Insel verwüstenden Unordnungen anzurufen. Eine sterbende Colonie begrüßte das sterbende Königthum.

„Madame," sagte der Führer der Abordnung zur Königin, „wir bedürfen Eurer Majestät in einem großen Unglücke, um gleichzeitig Trost und ein großes Beispiel von Muth zu finden."

Marie Antoinette war zu ergriffen, um augenblicklich antworten zu können; sie sah die Delegierten nochmals nach der Messe. „Meine Herren," sagte sie zu ihnen, „es ist mir unmöglich gewesen, Ihnen zu antworten; mein Schweigen wird Ihnen mehr sagen als alles andere." [1]

Die Ausführung der Constitution brachte den Hof in Verwirrung; die mit ihm verknüpften Ehren und Vorrechte, wie man es nannte, waren unterdrückt worden. Mehrere Damen des Palastes hatten ihre Stellung aufgegeben; man ersetzte sie nicht und bildete keinen bürgerlichen Hofstaat. König und Königin konnten sich hiezu nicht entschließen; es widerstrebte ihnen, so durch Ernennung zu den neuen Ämtern der Vernichtung der alten die officielle Weihe zu ertheilen; ein solcher Hofstaat ohne Ehrencavaliere und Ehrendamen schien ihnen eine traurige Umgebung zu sein. Wer würde sich übrigens herbeilassen, in eine also abgeänderte und erniedrigte Organisation einzutreten? „Wenn dieser constitutionelle Hofstaat gebildet würde," sagte die Königin, „so würde kein einziger Adeliger bei uns bleiben, und würden sich die Dinge wieder ändern, so müssten wir die an ihre Stelle gesetzten Leute verabschieden." [2]

Man befasste sich bloß mit dem militärischen Hofstaat, der etwas später, aber auf sehr kurze Zeit, unter dem Commando des Herzogs von Brissac zusammengesetzt wurde.

In dieser kritischen Lage gab es einen Überfluss an Rathgebern; Spanien nahm den Congressgedanken an; aber es wollte, dass der König vorher frei wäre und es bewiese durch eine öffentliche Abreise von Paris. Aus Paris hinaus! Niemand wünschte es mehr als Marie Antoinette; aber war es unter den vom Könige von Spanien angegebenen Umständen möglich? Augenscheinlich nicht. „Man wird immer wieder sagen," erwiderte die Königin, „es stehe

[1] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", II, 16.

[2] „Mémoires de Mme Campan", p. 309 u. 310.

in seiner — des Königs — Macht, dorthin zu gehen, wo es ihm gutdünkt; in der That kann er es aber nicht, weil, abgesehen von der Abreise von hier, die gefährlich wäre, und bei der er vielleicht seine Frau und seinen Sohn zurücklassen müsste, seine persönliche Sicherheit nirgends größer wäre, als hier, da es keine einzige Stadt, keine einzige Truppe gibt, auf die man zählen kann.“ [1]

Man ersann allerdings in den ersten Tagen des October einen Fluchtplan; man sollte, wie es scheint, gegen Mitte November und unter fast gleichen Umständen den im Juni so schlecht gelungenen Versuch erneuern. Über Urheber, Mithelfer und Einzelheiten dieses Planes sagt die Königin nichts, und auch anderswo finden wir keine Spur desselben. Es ist ebenso unbekannt, warum man den Plan aufgab; ob infolge der Erinnerung an Varennes oder der traurigen Gewissheit, weder auf eine Stadt noch auf eine Truppe zählen zu können; letzterer Grund klingt am wahrscheinlichsten. Gewiss ist, dass der in einem Briefe vom 19. October gemeldete Fluchtgedanke zwölf Tage später, am 31., aufgegeben zu sein scheint. Doch das Gerücht hievon war ins Publicum gedrungen und hatte Beunruhigung und Misstrauen gegen die königliche Familie verbreitet. Man sprach davon in Paris, man wusste es schon im October in Koblenz,[2] bestimmte sogar den 27. als Datum,[3] und durch ein sonderbares Zusammentreffen verbreitete sich gerade um die von Marie Antoinette für die Ausführung des Projectes angegebene Zeit unter den Emigranten plötzlich die Nachricht, es sei dem Könige glücklich gelungen, die Hauptstadt zu verlassen, und er sei in Raisme bei Valenciennes bei Herrn von der Marck angekommen; so schlecht wurden selbst diejenigen Geheimnisse des Hofes, die die wenigsten Mitwisser hatten, gehütet! [4]

In ihren Hoffnungen auf das Gelingen einer Flucht getäuscht, kam die Königin auf ihren ursprünglichen Plan zurück: sich soviel als möglich ruhig zu verhalten und die zum Congress versammelten Mächte handeln zu lassen. Nur dann könnte der König seine Freiheit wiedergewinnen, wenn sich daraus der Nutzen ergäbe, dass er

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, I, 209.

[2] Daselbst, I, 53.

[3] „Correspondance intime du comte de Vaudreuil“, II, 36 u. 38.

[4] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, I, 258.

vor jener europäischen Versammlung die Interessen Frankreichs zu vertheidigen hätte. „Wenn wir je diesen Punkt erreichen," schrieb Marie Antoinette, „so ist das alles, und einzig nach diesem Ziele müssen wir streben." [1] Zu diesem Ende war es wesentlich nothwendig, das Misstrauen zu bannen und die öffentliche Meinung sich günstig zu stimmen. Darüber war alles einig, Mercy, von der Marck, wie Fersen; aber sollte man sich vollständig der revolutionären Partei ergeben, ohne Bemerkungen auf ihre Ideen und Maßregeln eingehen, sich selbst der Wahl der Minister begeben? Weder von der Marck noch Mercy waren dafür, sie wollten vielmehr ein gleichartiges, geschicktes, erleuchtetes und treues, sehr constitutionelles, aber auch sehr königlich gesinntes und sehr festes Ministerium, das entschlossen wäre, sich in der gesetzgebenden Versammlung eine Regierungsmehrheit zu schaffen.[2]

Man versuchte dies nicht einmal. Die Königin war überzeugt, man könnte weder gute Minister noch ergebene Deputierte finden; sie verhinderte den Eintritt Herrn v. Mousticrs ins Ministerium [3] und bedauerte sogar, Bertrand de Molleville berufen zu haben; [4] sie wollte diese Männer für bessere Zeiten aufsparen.[5] Inzwischen gieng alles thalab, und das Ministerium, das bei guter Zusammensetzung sich gegenüber der anfangs in Misscredit stehenden gesetzgebenden Versammlung ein Übergewicht hätte sichern können, machte sich zum ergebenen Diener der Legislative.

Diese Art von Entsagung machte von der Marck trostlos und war ihm unverständlich.

„Die Königin," schrieb er an Mercy, „mit ihrem Geiste und ihrem erprobten Muthe läßt dennoch alle Gelegenheiten sich entschlüpfen, die sich darbieten, sich der Zügel der Regierung zu bemächtigen und den König mit treuen Leuten zu umgeben, die beflissen wären, ihm zu dienen und mit ihr und durch sie den Staat zu retten.

„Sucht man in die Gründe der in den Tuilerien herrschenden Unentschlossenheit und Gleichgiltigkeit einzudringen, so findet man,

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France", I, 209.

[2] Mercy an Marie Antoinette, 6. November 1791.

[3] „Le comte de Fersen et la Cour de France", I, 199.

[4] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck", III, 259.

[5] „Le comte de Fersen et la Cour de France", I, 199.

dass König und Königin aus Geistesträgheit und Charakterschwäche und vielleicht auch vermöge der Abspannung, die oft die Folge langen Unglückes ist, nur mehr auf die Zufälle der Zukunft und auf die auswärtige Intervention Hoffnung setzen, die der angekündigte Congress in Aussicht stellt, und dass sie der Ansicht sind, es genügen inzwischen einige private Schritte ihrerseits, um ihre persönliche Sicherheit ungefährdet zu erhalten.

„Hält man dieses Verfahren mit dem dämonischen Treiben von vierundzwanzig Millionen Narren zusammen, wie sollte man ein anderes Ergebnis als die beklagenswerteste Zukunft voraussehen?“ [1]

Entmuthigt wie von der Marck, verließen zwei ständige Rathgeber des Hofes, Malouet und Abbé de Montesquiou, Paris, ersterer, um nach England zu gehen, letzterer, um sich aufs Land zu Herrn du Châtelet zurückzuziehen. [2]

Gelang es dem Königspaare, durch diese Haltung wenigstens die Volksgunst wiederzugewinnen? Man glaubte es anfangs. Entweder aus Ermüdung durch die vergangenen Aufregungen oder aus Vertrauen in die Zukunft vollzog sich im Pariser Publicum eine Art Stillstand, wenn nicht gar Rückschritt; man sehnte sich nach Ruhe und Ordnung und fühlte kein Bedürfnis nach neuen Zerstörungen, da ja die Spitzen gefallen waren, [3] und der König sich in seine Rolle als constitutioneller Monarch zu fügen schien. Für viele Politiker aus der Schule Lafayettes war das Ziel erreicht; daran wollte man festhalten. Aber man bleibt auf dem revolutionären Wege nicht leicht stehen: hinter den Befriedigten gibt es noch Hungrige, und eine Woge treibt die andere wie auf dem Meere. Die Königin fühlte das und sah, so beruhigend auch der Schein war, mit ihrer aus zehn Jahren Verleumdung und drei Jahren Revolution geschöpften schmerzlichen Erfahrung wohl ein, dass das nur eine Pause zwischen zwei Gewittern war, und dass die hinter ihr herstürmende abscheuliche Meute ihre Verfolgung nicht aufgeben würde.

„Alles ist für den Augenblick scheinbar ziemlich ruhig,“ schrieb sie am 19. October; „aber diese Ruhe hängt nur an einem Faden,

[1] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck“, III, 249.

[2] Daselbst, III, 259.

[3] „Correspondance diplomatique du baron de Staël-Holstein“, p. 241.

und das Volk ist noch immer, wie es war, zu Greuelthaten bereit; man sagt uns, es sei für uns; ich glaube nicht daran, wenigstens betreffs meiner. Ich kenne den Wert, den man auf all das legen darf; meistens ist es bezahlt und hat uns nur solange gern, als wir thun, was es will. Das kann unmöglich lange so fortgehen; es ist nicht mehr Sicherheit in Paris als früher und vielleicht noch weniger, denn man gewöhnt sich daran, uns erniedrigt zu sehen." [1]

Die Achtung, womit man den König und seine Familie zu behandeln vorgab, war aber nur eine scheinbare, im Grunde genommen behandelte man sie als Verdächtige. Jede Nacht schlief ein Gardist vor der Thür ihrer Appartements.[2] Einmal hatte sich ein Korporal sogar erlaubt, den König und die Königin von 9 Uhr abends bis 9 Uhr morgens in ihren Zimmern eingeschlossen zu halten, und das dauerte zwei Tage.[3]

Vertraute des Jakobinerclubs schlichen sich bis in die Palastdienerschaft, und der unglückliche Monarch, der vor einer Vergiftung gewarnt worden war, getraute sich nicht, die Gerichte seines Tisches zu berühren; ein treuer Diener, der Intendant der „kleinen Appartements", Thierry de Ville-d'Avray, musste ihm selbst Brot und Wein bringen.[4] Die hohen Gefangenen litten unter dem äußersten Geldmangel; es traf sich, dass sie neun Tage ohne einen Sous waren, und die Königin auf dem Punkte gewesen, ein vom Prinzen von Nassau für sie hinterlegtes Depot anzugreifen; nur ihre Überzeugung, dass sie (auf dem Wege) niedergemetzelt würde, hielt sie zurück. „Da ich nicht sicher bin, es zurückgeben zu können," sagte sie, „will ich denen nicht schaden, die uns ergeben sind." Und der Erzbischof von Aix, der einige Tage in Paris zugebracht hatte, sagte zu eben diesem Prinzen von Nassau:

„Man mag sich was immer für eine Vorstellung vom Unglücke des Königs und der Königin machen, sie kann die Wirklichkeit nicht erreichen. Man muss die Qual gehabt haben, dessen Zeuge zu sein, um seinen ganzen Schauder zu begreifen. Und jenes, das die Jakobiner und Republikaner ihnen bereiten, übertrifft das

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France", I, 199 u. 200.

[2] „Louis XVI, Marie-Antoinette et Mme Elisabeth", IV, 321.

[3] „Correspondance de Mme Elisabeth", p. 366.

[4] „Mémoires de Mme Campan."

übrige. Indeſſen, es iſt nur zu wahrſcheinlich, daſs es ihre Abſicht iſt, es nur mit dem Leben zu beſchließen."[1]

Was waren aber dieſe phyſiſchen Entbehrungen neben den moraliſchen Torturen? Die Königin ſah ſich allein im Kampfe, in ihren Verſuchen, alles zu thun, „was ſie für das öffentliche Wohl als ſo nothwendig" fühlte.[2] Die Emigration hatte ſie ihrer ſicherſten Stützen beraubt; umſonſt hatte ſie verſucht, den Strom aufzuhalten,[3] der die Edelleute über die Grenze trug; man gab weder auf ihre Warnungen noch auf ihre Bitten etwas. Draußen rüſteten die Prinzen gegen ihren Willen und faſt gegen ihre Perſon und lieferten ſo dem Miſstrauen der geſetzgebenden Verſammlung einen neuen Vorwand und den Volksleidenſchaften neue Nahrung. Und um dieſes Miſstrauen einzuſchläfern, war ſie, die feurige und ſtolze Frau, genöthigt, ſich zur Doppelzüngigkeit zu erniedrigen, um die Stimmen einer Verſammlung gleichſam zu betteln, für die ſie nur Verachtung empfand, und die ſie als einen „Haufen von Schurken, Narren und Dummköpfen"[4] bezeichnete, wider ihre Geſinnung zu ſprechen, Leuten zu ſchmeicheln, die ſie geringſchätzte, und jene zu entmuthigen, die ihr Vertrauen genoſſen. „Begreifen Sie," ſchrieb ſie an Ferſen, „meine Lage und die Rolle, die ich den ganzen Tag zu ſpielen gezwungen bin? Manchmal verſtehe ich mich ſelbſt nicht mehr und bin genöthigt, nachzudenken, um zu ſehen, ob denn wohl ich ſpreche."[5]

Selbſt in ihrer Häuslichkeit — und das iſt die Erklärung für jene anſcheinende Apathie, die von der Marck als Charakterträgheit bezeichnete und die nur erzwungene Unthätigkeit war — fühlte ſie ſich vereinſamt. Weder ihr Gemahl, noch ihre Schwägerin theilten ihre Anſchauungsweiſe. Ludwig fühlte die Leiden, die ihn niederdrückten, und die Gefahren, die ſeine Familie bedrohten; aber er fügte ſich in die einen und ſuchte die anderen wenig zu bekämpfen. Gegen die Beſchwörungen ſeiner Frau unempfindlich, den Tod verachtend, um das Leben allzu unbekümmert, ein Mann

[1] „Louis XVI, Marie-Antoinette et M^me^ Elisabeth", IV, 317.

[2] „Le comte de Fersen et la Cour de France", I, 209.

[3] „Mémoires de la marquise de Rochejacquelein", Paris, Bourloton, 1889, p. 66 ff.

[4] „Le comte de Fersen et la Cour de France", I, 207.

[5] Daſelbſt, I, 269.

von wirklichem, aber rein passivem Muthe, ohne Kraft und Initiative, besaß er nur Stärke zu leiden. Prinzessin Elisabeth, temperamentvoller als ihr Bruder, wäre für ein energisches Handeln gewesen und auch vor einem Bürgerkriege nicht zurückgeschreckt; sie wäre auch gerne zu Pferde gestiegen, und nicht der diplomatische Plan der Königin, sondern die Haltung der Emigranten, besonders des Grafen von Artois und des Prinzen von Condé, die um ihren weißen Federbusch die Soldaten der Monarchie scharten, zog sie an. Eine heldenmäßig übernommene Pflicht hielt sie in den Tuilerien zurück; aber Herz und Gedanke waren in Koblenz. Über die Frage der Emigration bestand zwischen den beiden Schwägerinnen eine zu tiefe Meinungsverschiedenheit, als daſs das innige Zusammenleben nicht manchmal gestört worden wäre, und es ist nicht zu verwundern, daſs die unglückliche Königin in einem Momente der Entmuthigung, zwischen die Unthätigkeit des Königs und die Sympathien der Prinzessin für die Emigranten gestellt, ausgerufen hat: „Unsere Häuslichkeit ist eine Hölle!“ [1]

Nach außen war sie nicht glücklicher; ihre Absichten wurden verleumdet; die Diplomatie der Emigranten bekämpfte die ihrige und stellte sie, um dies wirksamer zu thun, als Demokratin dar. Vergeblich schrieb die Königin an Katharina II., um dieser ihr Verhalten zu erklären, ihr die zwingende Nothwendigkeit zu zeigen, das scheinbar anzunehmen, was sie heimlich misſbilligte und die Mitwirkung Rusſlands zum Congreſs anzurufen, auf den sie ihre letzte Hoffnung setzte; sie erreichte nur unfruchtbare Thränen [2] und folgende geringschätzige Note, in der uneingestandene weibliche Eifersucht die Feder der allmächtigen Selbstherrscherin geführt zu haben scheint: „Wie unglücklich ist man, wenn man sich soweit bringt, daſs man keine andere Hoffnung hat als ein Schilfrohr, um sich daranzuklammern! Was soll man aber von Leuten erwarten, die unaufhörlich nach zwei vollkommen entgegengesetzten Richtungen handeln?“ [3]

Auch der Kaiser zeigte kaum mehr guten Willen. Die Königin drang umsonst in ihren Bruder, etwas zu thun. Leopold schwankte immer hin und her, häufte Vorwände auf Vorwände für seine

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, I, 207.

[2] Daſelbst, II, 178.

[3] „Louis XVI, Marie-Antoinette et Mme Elisabeth“, IV, 282.

Unbeweglichkeit und schien sich wegen der schrecklichen Gefahren, denen seine Schwester, sein Schwager und sein Neffe ausgesetzt waren, gar nicht zu beunruhigen. Seit der von ihm gerathenen Annahme der Constitution wurde er immer kühler und kühler. Auch in Sachen des bewaffneten Congresses, der ihm doch so wenige Verbindlichkeiten aufzuerlegen schien, entzog er sich, nahm aus allem Veranlassung, nicht zu intervenieren, was darauf hinausgieng, alles zu verhindern; denn man wusste wohl, dass sich ohne ihn nichts thun ließ. Im Grunde dachte er nur an seine Interessen und fürchtete im Falle eines Conflicts mit Frankreich die Erhebung der seit Josef II. kaum beruhigten und durch die französische Nachbarschaft und die Sendlinge der Pariser Revolutionäre aufgestachelten Niederlande.[1] Selbst Mercy, dieser alte Rathgeber Marie Antoinettes, der aber nie ein besonders warmer Anhänger des Congresses gewesen,[2] — auch der treue Mercy machte als Dolmetsch des Willens seines Herrn die Königin durch seine Aufstellungen trostlos.

„Unsere Lage," schrieb Marie Antoinette am 25. November, „wird alle Tage lästiger. Dabei ist die gesetzgebende Versammlung so schlecht, und sind alle ehrlichen Leute aller Unruhen so müde, dass ich glaube, man könnte sich mit Klugheit aus dieser Lage ziehen; aber zu diesem Zwecke bestehe ich stets auf dem bewaffneten Congresse, von dem ich schon gesprochen habe. Nur er kann die Thorheiten der Prinzen und der Emigranten aufhalten, und ich sehe, dass hier, vielleicht schon binnen kurzem, auf allen Seiten ein solcher Grad von Unordnung ausbrechen wird, dass mit Ausnahme der Republikaner jedermann erfreut sein wird, eine überlegene Macht zu finden, um zu einem allgemeinen Ausgleiche zu gelangen."[3]

Auf all dieses Drängen begnügte sich Mercy zu antworten: „Man hält einen Congress für unnütz und unmöglich.[4] Man hat bereits von den Gründen Rechenschaft gegeben, die einem Congresse entgegenstanden. Sehr viele andere politische Gründe würden diesen Congress für Frankreich eher schädlich als nützlich machen."[5]

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 135.
[2] Daselbst, I, 31.
[3] „Marie Antoinette, Josef II. und Leopold II.", p. 226.
[4] Daselbst p. 224.
[5] Mercy an Marie Antoinette, 30. November 1791.

Und gegen diejenigen auftretend, die den Kaiser in Wagnisse hineinziehen wollten, während sie selbst abseits blieben, zählte Mercy die von Österreich für den König von Frankreich gemachten Auslagen auf.[1] Es sei dessen genug. Leopold sei nicht gesonnen, Opfer weiterhin zu bringen, die ihm so schlecht gelohnt würden,[2] und die den Truppen gegebenen Marschbefehle wurden zurückgenommen.

So schwanden denn alle Hoffnungen Marie Antoinettes; alles verschwor sich gegen sie: die Schwäche ihres Gatten, die Kühle ihres Bruders; der bewaffnete Congress, ihr letztes Hilfsmittel, die Basis ihres Vertheidigungssystemes, stürzte gleich allem übrigen durch die Schuld ihrer eigenen Familie zusammen. Dem konnte sie nicht mehr standhalten, und sosehr sie einst ihren innersten Kummer durch Schweigen verhüllt hatte, jetzt vermochte sie die Bitterkeit ihres Herzens nicht zu hindern, in ihre Briefe überzuströmen; so schreibt sie am 16. December:

„Ich will wegen der Vergangenheit keine Vorwürfe erheben; ich will nicht sagen, dass, wenn der Kaiser das ausgeführt hätte, um was ich ihn schon im Monate Juli und seither gebeten, der Congress stattgefunden hätte oder wenigstens angekündigt wäre, und wir in einer anderen Lage wären... Auch jetzt könnte der bewaffnete Congress noch von größtem Nutzen sein... Aber man darf ihn nicht mehr hinausschieben. Jetzt ist der Augenblick da, um uns zu dienen; wenn man ihn versäumt, ist alles vorbei, und der Kaiser wird sich vor den Augen der ganzen Welt den Vorwurf zu machen haben, seine Schwester, seinen Neffen und seinen Verbündeten der Herabwürdigung preisgegeben zu haben, obwohl er sie derselben entziehen konnte. Ich trage vielleicht zu stark auf; wie sollte es aber anders sein, wenn alle meine Interessen auf dem Spiele stehen?“ [3]

Gegen Fersen, ihren ergebensten und eingeweihtesten Vertrauensmann, sprach sie sich noch deutlicher und strenger aus, indem sie schrieb: „Welches Unglück, dass uns der Kaiser verrathen hat! Wenn er uns wenigstens seit September, wo ich ihm ausführlich geschrieben habe, zudiensten gestanden hätte, so

[1] Mercy an Marie Antoinette, 30. November 1791.

[2] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, I, 33.

[3] „Marie Antoinette, Josef II. und Leopold II.“, p. 233 ff.

hätte der Congreſs im nächſten Monate zuſammentreten können, und das wäre ſehr gut geweſen; denn die Kriſis rückt hier mit großen Schritten heran und wird vielleicht dem Congreſſe zuvorkommen; welche Zuflucht werden wir dann haben?“ [1]

Sie wuſste nicht mehr, wem ſie ſich anvertrauen ſollte, und als ſie eines Tages nach Saint-Cloud gegangen war, um ihren Kindern eine reinere Luft athmen zu laſſen, nahm ſie Frau von Tourzel und Frau v. Tarente auf die Seite und ſagte zu ihnen: „Ich habe das Bedürfnis, mein Herz vor Perſonen auszuſchütten, die ſo zuverläſſig ſind wie Sie, und auf deren Anhänglichkeit ich rechnen kann. Ich bin aufs empfindlichſte verletzt vonſeiten her, von denen es am weheſten thut. Ich habe, als ich nach Frankreich kam, mein Vertrauen auf Herrn v. Mercy geſetzt... Ich betrachtete ihn als einen Vater und habe den Schmerz, an dem geringen Antheil, den er heutzutage an meiner traurigen Lage nimmt, zu erſehen, wie ſehr ich mich getäuſcht habe. Herr v. Breteuil wieder rechnet immer nach ſeinen Intereſſen und kann uns kein vollſtändiges Vertrauen einflößen. Der König iſt ſehr ungehalten auf Herrn v. la Queuille, der Briefe im ſonderbarſten Stile ſchreibt.“ [2]

An ihre Herzensfreundin, die Herzogin von Polignac, ſchrieb die unglückliche Frau: „Wir werden wie Verbrecher überwacht, und dieſer Zwang iſt wirklich entſetzlich zu ertragen. Ohne Unterlaſs für die Seinen fürchten zu müſſen, an kein Fenſter zu treten, ohne mit Inſulten überſchüttet zu werden, und die armen Kinder nicht in die Luft führen zu können, ohne dieſe unſchuldigen Kleinen Schmähungen auszuſetzen, welche Lage, mein theures Herz! Ja, wenn man nur ſeine eigenen Peinen hätte! Aber für den König, für alles, was man auf der Welt Theures hat, für die an- und abweſenden Freunde zittern zu müſſen, das iſt eine zu ſchwere Laſt; doch, wie ich Ihnen ſchon geſagt, Sie halten mich aufrecht. Hoffen wir zu Gott, der unſer Gewiſſen ſieht und weiß, ob wir nicht von der echteſten Liebe zu unſerem Lande beſeelt ſind.“ [3]

Aber wer legte Wert auf dieſe wahre Liebe? Die Journale hörten nicht auf, gegen den König loszuziehen, und Prudhomme

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, I, 270.

[2] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, II, 107 u. 108.

[3] „Louis XVII“, I, 172.

ließ in seinen „Révolutions de Paris“ folgende drohende Zeilen drucken:

„Antoinette, wir verlangen von Dir keine Bürgertugenden, Du bist nicht geboren, deren zu haben! Aber enthalte Dich wenigstens, zu schaden, und hülle Dich in Deinen Purpurmantel. Solange die Hyäne des Gebirges in ihrer Höhle bleibt, geht man ihr nicht zu; sobald sie aber in die Ebene herabsteigt, um sie mit Blut zu bedecken, harrt die Bürgerkrone des Helden der Menschheit, der mit Gefahr seines Lebens sein Land von diesem reißenden Thiere befreien wird.“ [1]

Die Anspielung war durchsichtig, und weder die Königin noch die Mordgesellen konnten sie missverstehen.

In dieser schmerzlichen Lage endete das Jahr 1791 und begann 1792.

[1] „Révolutions de Paris“, Nr. 131, p. 52.

# Sechzehntes Capitel.

Erste Maßregeln der gesetzgebenden Versammlung gegen Emigranten und Priester. — Der König verlangt die Zerstreuung der Emigranten-Ansammlungen. — Kriegsrüstungen. — Denkschrift der Constitutionellen an den Kaiser. — Mission Herrn v. Simolins. — Brief der Königin an Mercy. — Reise Fersens nach Frankreich. — Er schlägt einen Fluchtplan vor, erkennt ihn aber als unmöglich. — Vorstellung in der Comédie-Italienne am 20. Februar.

Die Königin konnte mit Recht sagen, dass die Krisis sich täglich zuspitzte. Die Legislative arbeitete lebhaft an dem Sturze des Thrones und der Constitution. Eine gewaltthätige Minorität beherrschte die Versammlung und leitete ihre Herrschaft mit Angriffsmaßregeln ein, deren Opfer sie infolge gerechter Vergeltung später werden sollte. Am 9. November erklärte ein Decret die Emigranten als verdächtig, sprach die Einziehung ihrer Güter aus und bestimmte, dass diejenigen, die von 1. Jänner 1792 nicht zurückgekehrt wären, des Todes schuldig sein sollten. Am 29. verfügte ein anderes Decret strenge Strafen gegen die Priester, die den von der Civil-Constitution vorgeschriebenen Eid nicht leisten würden. Der König, von seinen Rechten als constitutioneller Monarch Gebrauch machend, zudem vom Directorium des Seine-Departements amtlich gebeten, setzte diesen beiden Decreten sein Veto entgegen. Um aber gleichzeitig die durch die Rüstungen der Prinzen aufgeregte öffentliche Meinung zu befriedigen, forderte er seine Brüder schriftlich zur Rückkehr nach Frankreich auf.

Nie hatten Ludwig und Marie Antoinette die Emigration gebilligt,[1] hatten vielmehr versucht, ihre treuesten Diener davon abzuhalten, und hätten die Gardes du corps gerne zurückgehalten oder wenigstens zurückgerufen.[2] Sie ließen Briefe über Briefe abgehen und Agenten über Agenten, Coigny, Viomesnil, Goguelat; sie erreichten nichts unter dem Vorwande, der Souverän sei

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France", I, 208.

[2] Daselbst, I, 199.

Gefangener, man müsse daher gegen seine Weisungen handeln.[1] Auf die officiellen Briefe erwiderten die Prinzen, dass sie sich weigern, „augenscheinlich durch Gewalt erpressten Befehlen" zu gehorchen.[2] Den Agenten, wie Goguelat, antwortete man mit Spott und mit dem Auftrage, Koblenz sofort zu verlassen, nicht ohne dass sie früher Zeuge der geringen Achtung gewesen, mit der die Leute am kleinen Hofe von Schönbornlust vom Könige und von der Königin sprachen, indem sie jenen als „Schwachkopf", diese als „Demokratin" bezeichneten.[3]

Ludwig XVI. befand sich in einer schmerzlichen Lage. Er sah um sich herum die Gährung des Volkes sich steigern; er sah ein, dass nichts die Leidenschaften in Frankreich mehr erregte als die Haltung der Emigranten, und dass, wie Pellenc geistreich bemerkte, „wenn der Hass gegen die Missbräuche der Anfang der Revolution gewesen, fast sofort der Hass gegen die Personen die Stelle des Hasses gegen die Missbräuche eingenommen hatte".[4] Er wusste, dass der Pöbel dem Decrete gegen die Emigranten, das seinem Grolle Befriedigung gewährte, lauten Beifall gespendet, und dass er durch sein Veto seinen Feinden eine allmächtige Waffe geliefert. Und zu solcher Zeit weigerten sich seine Brüder, seinen vertrauten Briefen wie seinen officiellen Schreiben zu gehorchen! Es war umsonst, seine Worte reine Verschwendung; weder auf der einen noch auf der andern Seite glaubte man an seine Aufrichtigkeit. Die gesetzgebende Versammlung verdächtigte ihn des Einverständnisses mit den Emigranten; die Prinzen klagten ihn der Mitschuld mit den Revolutionären an. In seinem Reiche vereinsamt, ohne Partei, ohne Vertheidigung, erwartete er nur von der Beruhigung der Geister einige Besserung, und die Geister wurden täglich erbitterter. Die Rüstungen der Emigranten riefen Decrete der gesetzgebenden Versammlung hervor, wie die Drohungen der Versammlung die Angriffe der Emigranten provocierten, und der König stand zwischen beiden als betrübter, aber ohnmächtiger Zuschauer bei einem Kampfe auf Leben und Tod, dessen Preis seine Krone und sein Leben waren.

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France", I, 208.

[2] „Louis XVI, Marie-Antoinette et Mme Elisabeth", IV, 260 u. 261.

[3] „Mémoires de tous", III, 398 u. 405.

[4] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck."

Am 29. November forderte die Legislative den König auf, von den deutschen Reichsfürsten die Zerstreuung der an der Grenze angesammelten bewaffneten Franzosen zu verlangen. Am 14. December wurde an die Kurfürsten von Trier und Mainz ein Ultimatum gerichtet, mit der Aufforderung, das Emigranten-Corps aufzulösen; eine Armee von 100.000 Mann unter der Führung von Lafayette, Rochambeau und Luckner sollte dieser Aufforderung Nachdruck geben. Die bedrohten Kurfürsten riefen den Beistand des Kaisers an, und am 21. December beantwortete Leopold die französische Depesche durch eine sehr entschiedene Note, in der er erklärte, dass er als Oberhaupt des Reiches keine Verletzung des Reichsgebietes dulden würde. Und um seinen Worten Nachdruck zu geben, befahl er dem damals in Luxemburg befindlichen Marschall Bender, nöthigenfalls das Kurfürstenthum Trier gegen jeden Angriff zu schützen.

Das war noch kein Krieg, aber es waren dessen Vorläufer; der Kaiser sah sich trotz allem genöthigt zu handeln. Die Emigranten freuten sich darüber trotz der momentanen Zerstreuung, die ihnen Leopold auferlegte, weil sie darin den Anfang eines Conflictes sahen, in dem sie eine Rolle zu spielen vermeinten, und auch die Räthe der Königin freuten sich, weil sie dachten, dass der Kaiser, einmal in die Sache verwickelt, nicht mehr würde zurückweichen können und so gezwungenermaßen auf den bewaffneten Congress zurückkommen müsste, den bloß seine Unthätigkeit bis dahin verhindert hatte.[1] Selbst der zögernde und kluge Mercy begann zu glauben, dass es ohne Krieg, Bürgerkrieg oder auswärtigen Krieg, vielleicht beide gleichzeitig, nicht abgehen würde.[2] Es war noch nichts vorbereitet;[3] aber man traf Vorbereitungen. Der friedsame Leopold wurde kriegerisch; „die Franzosen wollen den Krieg," sagte er; „sie sollen ihn haben, sie werden aber die Kosten tragen".[4] Schon war der Effectivstand der österreichischen Truppen in Belgien verstärkt und Befehle gegeben worden, dass am 1. März alles instand gesetzt sei.[5] Der König von Preußen erklärte sich am 14. Jänner

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France", I, 271.
[2] Mercy an Marie Antoinette, 2. Jänner 1792.
[3] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 114.
[4] Daselbst, II, 3.
[5] Daselbst, II, 166.

für entschlossen, am bewaffneten Congress theilzunehmen;[1] selbst Katharina II. schloss sich an; der König von Schweden war Feuer und Flamme.[2]

Die Jakobiner drängten mit ganzer Kraft zum Kriege, weil sie vor allem den Congress fürchteten.[3] Hingegen die Constitutionellen scheuten den Krieg, weil sie wohl fühlten, dass beim Zusammenstoße der Waffen und im Tumulte der Leidenschaften das schwache Gebäude, das sie gezimmert hatten, im Sturme zusammenbrechen würde.[4*1] Sie verfaßten demnach eine Denkschrift, um zu versuchen, den Kaiser vom Kriege abzubringen, indem sie ihm die verhängnisvollen Folgen darlegten, die ein Conflict für Frankreich und die Sicherheit der königlichen Familie haben könnte, und die betrübende Wirkung geltend machten, die ihnen zufolge schon der dem Marschall Bender ertheilte Befehl hervorgebracht hatte. Treu ihrem Grundsatze, alles ohne Einwendung anzunehmen, ließ sich die Königin herbei, diese Denkschrift durch einen geheimen Emissär nach Wien zu schicken, zog aber die Sache in die Länge unter dem Vorwande, sie hätte kein Mittel, um mit ihrem Bruder sicher zu correspondieren.[5] Inzwischen trug sie Sorge, ihn wissen zu lassen, dass dies das ausschließliche Werk ihrer gelegentlichen Rathgeber wäre, dass sie in keiner Weise ihre eigene Absicht wiedergäben, und dass es von höchster Wichtigkeit wäre, ihr wirkliches Interesse wohl zu unterscheiden von allem, was sie zu ihrer persönlichen Sicherheit und der des Königs gezwungen wäre zu thun und zu sagen.[6] Sie wünschte sich im Gegentheil Glück zu der festen Sprache, die Leopold zum erstenmale geführt hatte, und zur Furcht, die er den Constitutionellen eingeflößt, welche Furcht eben durch den Schritt bezeugt ist, den sie in Wien unternahmen; sie schloss daraus, dass eine durch imposante Streitkräfte unterstützte Erklärung der Mächte dieselbe Wirkung auf das ganze Land hervorbringen und die gesetzgebende Versammlung zwingen würde, sich mit dem Souverän endlich zu vergleichen.

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 129.
[2] Daselbst, II, 131.
[3] „Correspondance diplomatique du baron de Staël-Holstein", p. 247
[4] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", II, 30 u. 31.
[5] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 215.
[6] Marie Antoinette an Leopold II., Jänner 1792.

Dieſe doppelſeitige Diplomatie, dieſer Widerſpruch zwiſchen den officiellen Schritten und den geheimen Geſinnungen nöthigten König und Königin, außerhalb Frankreichs autoriſierte Agenten zu unterhalten, die damit betraut waren, ihre wahren Abſichten den fremden Höfen zur Kenntnis zu bringen. Das war in Berlin Vicomte de Caraman, in St. Petersburg Marquis de Bombelles, in London der Biſchof von Pamiers und Herr Crawford, vor allem aber Baron de Breteuil, der die Vollmachten des Königs hatte, und auch der Correſpondent der Königin, Graf Ferſen. Dann gab es außer dieſen Agenten Emiſſäre, bald franzöſiſche, bald fremde, weil letztere eben durch ihre Nationalität weniger die Aufmerkſamkeit der von allen Seiten die Tuilerien belauernden Spione wachriefen. Und ſobald die Königin unter dieſen Fremden einen Mann von zuverläſſigem Charakter, von erprobter Ergebenheit und gleichzeitig von anerkannter Autorität entdeckte, der, nachdem er die Dinge in der Nähe geſehen, ſie ſo ſchildern konnte, wie ſie thatſächlich waren, zögerte ſie nicht, ihm die heikle Miſſion anzuvertrauen, ihren Freunden und Verbündeten die wahre Lage Frankreichs und die innerſten Geſinnungen der Souveräne zu beſchreiben.

Ein ſolcher Mann war anfangs 1792 Johann v. Simolin, ruſſiſcher Geſandter in Paris ſeit 1784, der nach der Abreiſe des Grafen Mercy dieſen theilweiſe als Vertrauensmann Marie Antoinettes erſetzte.[1] Simolin ſollte einen mehrwöchentlichen Urlaub nehmen. Die Königin ließ ihn zu ſich bitten, und er erſchien ohne Ceremoniell, in Frack und Überrock, in ihrem Zimmer, wohin bald auch der König kam; nachdem ſie ſorgfältig den Thürriegel vorgeſchoben, öffnete ſie dem Geſandten ihr ganzes Herz und ergieng ſich in Dankesbezeigungen gegen die Czarin, verhehlte aber nicht ihre Unzufriedenheit mit dem Verhalten des Kaiſers, der, wie ſie ſagte, „auf dem Throne die Denkweiſe eines Kleinherzogs (sic!) von Toscana beibehalte und an ſeinen Verwandten gar keinen Antheil nehme,“[2] ja nicht einmal ihre Briefe beantworte. Ihre Augen wurden feucht vor innerer Bewegung; doch ſie drängte ihre Thränen zurück, entrollte vor dem ruſſiſchen Geſandten ihr ganzes Syſtem, erklärte ihm die Beweggründe ihres Verhaltens, ſchilderte ihm in den lebhafteſten Ausdrücken die Lage und betraute ihn damit,

[1] „Louis XVI, Marie-Antoinette et M^me^ Elisabeth“, I, 266.

[2] Daſelbſt V, 169.

sie mit voller Genauigkeit und in ihrer ganzen Schauderhaftigkeit Leopold und Katharina darzulegen,[1] und als Simolin, der selbst bis zu Thränen gerührt war,[2] die Gefahren entgegenhielt, die eine Intervention der Mächte der königlichen Familie bereiten könnte, erwiderte die Königin:

„Sagen Sie dem Kaiser, dass die Nation zusehr des Königs und seines Sohnes bedarf, als dass diese etwas zu fürchten hätten; auf ihre Rettung kommt es an. Was mich betrifft, so fürchte ich nichts; wenn nur sie gerettet sind, so ist mir alles gleichgiltig, und ich will lieber alle möglichen Gefahren bestehen, als länger in dem Zustande der Herabwürdigung und des Unglückes leben, in dem ich mich befinde.“[3]

Der Brief der Königin an den Kaiser gieng in keine Einzelheiten ein, begnügte sich, Simolin bei ihm zu beglaubigen und dessen Klugheit und Aufrichtigkeit zu rühmen, und überließ dem russischen Gesandten die Sorge, den Gedankengang der Gefangenen der Tuilerien zu entwickeln. Obwohl Marie Antoinette Simolin empfohlen hatte, sich Mercy nur mit „einiger Zurückhaltung“[4] zu eröffnen, sprach sie sich gegen letzteren ausführlicher aus; der Brief, den sie ihm bei dieser Gelegenheit schrieb, ist zu wichtig und drückt zu gut die wahren Gesinnungen der unglücklichen Fürstin aus, als dass wir es nicht für unsere Pflicht hielten, ihn ganz hieherzusetzen:

„Februar 1792.

„Herr von S. wird sie besuchen, mein Herr, und hat die Güte, meine Aufträge zu übernehmen. Er gedenkt eine Reise zu machen, um den Fürsten Galitzin zu besuchen, und Ihrem Rathe gemäß habe ich ihn gebeten, einen Brief von mir direct meinem Bruder zu überbringen. Meine gänzliche Unkenntnis der Dispositionen des Wiener Cabinets macht meine Lage täglich betrübender und kritischer. Ich weiß nicht, welche Haltung ich beobachten, noch welchen Ton ich anschlagen soll; alle Welt zeiht mich der Verstellung und Falschheit, und niemand kann glauben — und zwar mit Recht — dass sich mein Bruder so wenig um die entsetzliche

[1] „Louis XVI, Marie-Antoinette et Mme Elisabeth“, V, 165 ff.

[2] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, II, 4.

[3] „Louis XVI, Marie-Antoinette et Mme Elisabeth“, V, 171.

[4] Daselbst, V, 170.

Lage seiner Schwester kümmert, dass er sie ohne Unterlass der Gefahr aussetzt und ihr nichts zu wissen macht. Ja, er setzt mich der Gefahr aus und tausendmal mehr, als wenn er handelte. Hass, Misstrauen, Frechheit sind die drei Triebfedern, die jetzt dieses Land handeln lassen. Man ist frech aus Übermaß von Furcht, und weil man gleichzeitig glaubt, es werde auswärts nichts unternommen werden. Das ist klar; man darf nur die Zeit ins Auge fassen, wo sie geglaubt haben, dass die Mächte wirklich den ihnen zukommenden Ton anschlagen würden, namentlich auf die Note des Kaisers vom 21. December hin hat sich niemand unterstanden, zu reden oder auch nur zu mucksen, bis sie wieder in Sicherheit gewiegt waren. Möge der Kaiser doch einmal die ihn selbst treffenden Unbilden fühlen, möge er sich an der Spitze der andern Mächte zeigen mit imponierender Streitmacht, und ich versichere Sie, dass hier alles zittern wird. Man braucht sich wegen unserer Sicherheit nicht mehr zu beunruhigen; dieses Land fordert ja selbst zum Kriege heraus, die gesetzgebende Versammlung will ihn. Der constitutionelle Weg, den der König eingeschlagen hat, schützt ihn auf der einen Seite, und auf der andern sind seine Existenz und die seines Sohnes all den uns umgebenden Schurken so nothwendig, dass das unsere Sicherheit bewirkt; und das sage ich, es gibt nichts Schlimmeres als zu bleiben, wie wir sind; von der Zeit und im Innern ist keine Hilfe mehr zu erwarten. Der erste Augenblick wird hier schwierig zu überstehen sein, dazu wird eben große Geduld und Umsicht vonnöthen sein. Ich bin, wie Sie, der Ansicht, dass man geschickte und zuverlässige Leute brauchte, um von allem unterrichtet zu sein; aber wo soll man sie finden?“ [1]

Herr v. Simolin reiste als Überbringer dieser Briefe und Instructionen am 7. Februar von Paris ab, kam am 9. in Brüssel an, besprach sich mit den Herren v. Breteuil, v. Fersen und Mercy, und setzte seine Reise nach Wien fort.

Zwei Tage darauf, am 11. Februar, machte sich Graf Fersen auf den Weg nach Paris.

Von allen Souveränen, denen die Lage des Königs von Frankreich nahegieng, war Gustav III. von Schweden sicherlich der aufrichtigste und uneigennützigste. Er hatte den Congress an-

[1] Marie Antoinette an Mercy, Februar 1792.

genommen und war sogar bereit weiterzugehen, scheute aber mit Grund die Wallung, welche die ersten Drohungen der Mächte in Paris unfehlbar erregen würden, und die Gefahr, die alsdann die königliche Familie zu bestehen hätte. Es hatte sich sogar schon das Gerücht verbreitet, dass im Kriegsfalle der König, die Königin und ihre Kinder nach dem Süden, wahrscheinlich in die Sevennen, unter Bewachung einer Armee von Protestanten entführt werden würde.[1] Um diese doppelte Gefahr eines Volksaufstandes und einer Entführung zu vermeiden, hielt es Gustav, trotz der Wagnisse einer neuen Flucht, für „unerlässlich" — und er befand sich hierin im Einklange mit der Kaiserin von Russland —[2] dass Ludwig alles thue, um sich den Händen seiner Kerkermeister zu entziehen.[3] Zwei Wege standen zu Gebote: entweder das Meer erreichen und auf einem kleinen englischen Fahrzeuge, das in Ostende landen würde, entwischen,[4] oder den Landweg einschlagen, unter Vermeidung der Dörfer*[2] durch die „Jagdwälder" fahren[5] und sich durch Schmuggler bis auf zehn Wegstunden von der Grenze führen lassen, wo eine Abtheilung leichter Truppen die Flüchtigen treffen und ihren Übergang über die Grenze schützen würde.[6] Nur der König, die Königin und der Dauphin sollten abreisen, um die Vorbereitungen nicht zu vereiteln; Prinzessin Elisabeth und die königliche Prinzessin sollten in Paris bleiben, da es schien, sie hätten nichts zu fürchten.[7]*[3] Da es dringend nothwendig war, dass der angenommene Plan geheim blieb, und es unklug gewesen wäre, ihn der Post anzuvertrauen, wurde Fersen beauftragt, ihn den Gefangenen vorzulegen und mit ihnen an Ort und Stelle zu studieren.

Es war übrigens nicht das erstemal, dass der königlichen Familie derartige Projecte vorgelegt wurden. Schon hatte ein anderer Freund im Unglück, der Engländer Crawford, der vom December 1791 bis April 1792 sich incognito in Paris aufhielt, im Einvernehmen mit dem Könige von England der Königin vorgeschlagen, Frankreich mit dem Dauphin zu verlassen, und alle

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 115.
[2] Daselbst, II, 145.
[3] Daselbst, II, 288 ff.
[4] Daselbst, I, 275.
[5] „Louis XVI, Marie-Antoinette et Mme Elisabeth", V, 191.
[6] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 179 u. 180.
[7] Daselbst, II, 168.

Anstalten zur Flucht getroffen.[1] Die Königin lehnte ab; es sei ihre Pflicht, an der Seite ihres Gatten zu bleiben, sie wolle ihn nicht im Stiche lassen.[2]

Vermöge eines sonderbaren Zusammentreffens gieng gerade zur Zeit, als die Räthe des Königs von Schweden einen Fluchtplan ausarbeiteten, in Paris das Gerücht einer neuen Flucht der königlichen Familie. Das Publicum schwatzte davon, die Zeitungen schrieben darüber, man gieng sogar in Einzelheiten ein; die Abreise sollte über Calais stattfinden;[3] man setzte sogar als Datum die Nacht vom 12. auf den 13. Jänner fest. Die gesetzgebende Versammlung und die Municipalität geriethen in Aufregung; der neue Maire von Paris, Pétion, ließ die Posten im Schloss verdoppeln,[4] und die gesetzgebende Versammlung erklärte den 11. Jänner jeden Franzosen für infam, der an einem zur Änderung der Constitution bestimmten Congresse theilnehmen würde,[5] und decretierte, dass niemand in Frankreich ohne auf seine Person lautenden Pass reisen dürfe. Die Königin, von den Plänen ihres Vertrauten unterrichtet und ob der ihm drohenden Gefahren beunruhigt, da er als Veranstalter der Reise nach Varennes erkannt werden konnte, schrieb ihm, er möge seine Reise aufschieben, und gestattete ihm, erst nachdem der König die Sanction des Decretes über die Pässe verweigert hatte,[6] zu kommen.

So verließ denn Fersen Brüssel am 11. Februar um halb 10 Uhr morgens im Postwagen, ohne Diener, bloß von einem schwedischen Officier, namens Reuterswärd, begleitet; beide hatten unter angenommenen Namen einen Pass als Couriere nach Portugal, und Fersen trug, um sich besser zu verkleiden, eine Perücke.[7] Trotz ihrer Furcht vor den Plackereien, die man damals die Reisenden bestehen ließ, stießen sie auf kein Hindernis. Überall war man höflich; sogar in Péronne, wo ein Unfall mit dem Wagen sie vier Stunden festhielt, konnten sie sich über das artige Vorgehen der Municipalität und der Nationalgarde nur lobend aus-

[1] „Mémorial de Gouverneur Morris", I, 350, Anm.
[2] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 4.
[3] Daselbst, II, 3.
[4] Daselbst, II, 174.
[5] Daselbst, II, 163.
[6] Trotz Fersens Gutachten. — Daselbst, II, 167.
[7] Daselbst, II, 5.

sprechen.[1] Montag den 13. Februar, um halb 6 Uhr abends, gelangten sie ohne Hemmnis nach Paris. Fersen verließ seinen Reisegefährten und begab sich noch am selben Abende, nachdem er sich mit Goguelat, der von seiner Ankunft unterrichtet war, verständigt hatte, auf Umwegen in die Tuilerien, konnte die Königin nur einen Augenblick sehen, kam aber am 14. um Mitternacht[2] wieder und traf König und Königin.

Die Gemüthsbewegungen bei diesem ersten Wiedersehen, nach achtmonatlicher Trennung, kann man leicht errathen. Wie viele Mittheilungen hatten sie und der Vertheidiger, der ihnen ohne Hintergedanken Vermögen und Leben gewidmet, einander zu machen! Wie viele Erinnerungen wurden wachgerufen, wie viele Thränen vergossen! Da waren zunächst die unauslöschlichen Erinnerungen an Varennes, an die Beängstigungen und Beschimpfungen auf jener schmerzlichen Rückfahrt; dann das Elend der Gegenwart und die Aussicht auf eine vielleicht bessere Zukunft. Man besprach den Fluchtplan und war darüber einig, dass er große Vortheile böte, indem er die Angelegenheit in Fluss brächte und dem guten Willen der Verbündeten zuhilfe käme.[3] Die Königin sah das wohl ein, und der Misserfolg des ersten Versuches hätte sie vom zweiten nicht abgeschreckt. Aber die Schwierigkeiten waren außerordentlich groß; selbst Fersen, dem eine Flucht sehr am Herzen lag, musste sie für unmöglich erklären. Die königliche Familie wurde auf Schritt und Tritt bewacht; alle absegelnden Fahrzeuge wurden streng untersucht;[4] eine große Anzahl Municipalitäten, besonders auf dem Lande, wendeten ohne Rücksicht auf das Veto des Königs das Decret über die Pässe an, als ob es sanctioniert worden wäre.[5] Die Flucht war „physisch unmöglich", so umständlich war die Überwachung.[6]

Zu den materiellen Hindernissen trat ein vielleicht noch unübersteiglicheres moralisches: das Gewissen des Königs; da er so oft versprochen hatte zu bleiben, trug er Bedenken, zu gehen. Doch

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 5.
[2] Daselbst, II, 177.
[3] Daselbst, II, 179.
[4] Daselbst, II, 177.
[5] Daselbst, II, 179.
[6] Daselbst, II, 177.

ſtimmte er ſeiner Abreiſe von Paris inſoferne zu, als er wollte, daſs einer der erſten Acte des Congreſſes wäre, ſeinen Abzug aus Paris zu verlangen, um in voller Freiheit den zu ergreifenden Maßregeln ſeine Billigung geben und die mit den Mächten getroffenen Vereinbarungen ratificieren zu können. Würde ihm dieſe Freiheit verweigert, dann könnte er auf dem von Ferſen angerathenen und für möglich erklärten Wege durch die Wälder die Flucht verſuchen, und wenn dieſer Verſuch fehlſchlüge, ſo wäre er vollkommen einverſtanden, daſs die Mächte handeln, ohne ſich mit ihm zu befaſſen. „Man muſs mich," ſagte er, „ganz und gar beiſeite ſetzen und mich machen laſſen."[1] Das war die Beſtätigung deſſen, was die Königin Simolin erklärt hatte.

Was die Schritte betreffe, die er unternehme, die Approbation, die er den Acten der geſetzgebenden Verſammlung zu geben ſcheine, ſo dürfe man darüber weder ſtaunen noch ſich dadurch täuſchen laſſen. Ein ſolches Verhalten ſeinerſeits ſei nothwendig geworden durch die miſsliche Lage, in der er ſich befinde, und durch den Wunſch, größere Übel zu vermeiden. Er habe das Decret über die Einziehung der Güter der Emigranten nur ſanctioniert, damit ſie nicht geplündert und niedergebrannt würden, aber er werde nie ihrem Verkaufe beiſtimmen.

„Ei," ſagte der König in ſeiner Gutmüthigkeit, „wir ſind unter uns und können reden. Ich weiß, daſs man mich der Schwäche und der Unentſchloſſenheit zeiht; aber niemand hat ſich je in meiner Lage befunden. Ich weiß, daſs ich den rechten Augenblick verſäumt habe; es war der 14. Juli; damals hätte man gehen ſollen, und ich wollte; was ſollte ich aber thun, wenn mich der Graf von Provence ſelbſt bat, nicht fortzugehen, und der commandierende Marſchall Broglie mir antwortete: ‚Ja, wir können nach Metz gehen, aber was werden wir thun, wenn wir dort ſein werden?' Ich habe den Augenblick verſäumt und habe ihn ſeitdem nicht wieder gefunden. Ich bin von aller Welt verlaſſen worden."[2]

König und Königin giengen ohne Anwürfe, aber mit einer Ferſen zu Herzen gehenden Ergriffenheit, in die Einzelheiten alles Undankes und aller Verlaſſenheit ein, deren Opfer ſie geweſen und noch täglich waren, indem ſie im Miniſterium nur einen ihnen

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 6 u. 7.

[2] Daſelbſt.

wahrhaft ergebenen Mann, Bertrand de Molleville, hatten, von denen verrathen waren, die ihnen am meisten verdankten, und nur von der Anhänglichkeit jener etwas erwarten konnten, die ihnen nichts schuldeten.[1] In dieser äußersten Bedrängnis, bei den Fortschritten des revolutionären Geistes, den Angriffen der gesetzgebenden Versammlung und den Straßeninsulten, dürfe man vom Inlande nichts mehr hoffen, nicht einmal vom Übermaß des Übels, das nach den Worten der Königin „nicht das Gute erzeugen kann“;[2] es würde keine ernste und dauernde Umkehr der öffentlichen Meinung stattfinden; man könne nur auf die Intervention der Mächte rechnen. Das war nicht nur die Ansicht des Königs und der Königin, sondern auch ihrer constitutionellen Rathgeber, Alexander de Lameth und Duport, die ihnen unablässig wiederholten, dass ein solcher Zustand nicht dauern könne, dass nur in den auswärtigen Truppen das Heilmittel liege, und dass ohne sie alles verloren sei.[3]

„Alles in allem,“ schrieb Fersen an Gustav III., seine Unterredungen mit dem Königspaare zusammenfassend, „habe ich König und Königin sehr entschlossen gefunden, eher alles zu ertragen als den Zustand, in dem sie sich befinden; und nach der Besprechung, die ich mit Ihren Majestäten gehabt, glaube ich Eure Majestät versichern zu können, dass sie es gewaltig fühlen, dass jeder Vergleich mit den Rebellen nutzlos und unmöglich ist, und dass nur in der auswärtigen Hilfe das Mittel zur Wiederherstellung ihrer Autorität liegt.“[4]

So angenehm trotz ihres traurigen Charakters diese Zusammenkunft gewesen, so glaubte Fersen doch nicht, sie wiederholen zu können. Die Überwachung war zu streng, und wie misslich wäre es gewesen, noch mehr für sie als für ihn, erkannt zu werden! Es war schon viel, trotz der Wachsamkeit der Kerkermeister zweimal ins Schloss dringen zu können. Er reiste also am 15. wieder ab und gieng, um den Verdacht abzulenken, bis Tours und kam über Fontainebleau zurück. Am 19., um 6 Uhr abends, kam er nach Paris zurück, wagte aber nicht, nochmals in die Tuilerien zu gehen, sondern begnügte sich zu schreiben, um zu erfahren, ob man

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, II, 182.
[2] Daselbst.
[3] Daselbst, II, 7.
[4] Daselbst, II, 182.

ihm einen neuen Befehl zu ertheilen habe, und blieb zwei Tage versteckt.[1] Nachdem er sich zur größeren Vorsicht mit einem Courierpass[2] versehen hatte, reiste er am 21. um 1 Uhr morgens mit seinem Freunde Reuterswärd wieder ab und kam nach einigen Schwierigkeiten in einem kleinen Dorfe bei Marchiennes am 24. in Brüssel an.

Wenn Fersen nicht soviel Klugheitsrücksichten beobachtet und sich in Paris hätte zeigen können, so hätte er, bevor er Frankreich verließ, einen flüchtigen Trost erlebt.

Am 20. Februar gieng die Königin mit ihren Kindern ins Théâtre-Italien. Man führte die „Evénements imprévus" von Grétry auf. Als man zu dem Duett des Kammerdieners und der Kammerfrau kam, verneigte sich Frau Dugazon, die ebenso entschieden royalistisch als ihr Gatte demokratisch war, vor Marie Antoinette, während sie sang:

„O! wie lieb' ich meine Gebieterin!" *[4]

Das war das Zeichen zu einem fürchterlichen Tumult. „Kein Gebieter! Keine Gebieterin! Es lebe die Freiheit!" schrien die Jakobiner im Parterre. — „Es lebe der König! Es lebe die Königin!" erwiderte man in den Logen. Das Publicum spaltete sich; Jakobiner und Royalisten packten einander bei den Haaren; aber die Royalisten waren die stärkeren, und „die Jakobiner wurden," wie Prinzessin Elisabeth schreibt, „tüchtig geprügelt". Schwarze Haarbüschel flogen im Theater herum. Die Wache schritt ein und stellte die Ordnung her.[3] Man ließ das Duett viermal wiederholen, und als Frau Dugazon zum Verse kam:

„Man muss sie glücklich machen," *[5]

rief man von allen Seiten: „Ja! ja!" Mitten in diesem ganzen Getümmel bewahrte die Königin die edelste und ruhigste Haltung. Als sie fortgieng, wurde sie mit Acclamationen überschüttet.

„Unsere Nation ist doch drollig," schrieb Prinzessin Elisabeth ihrer Freundin, der Marquise de Bombelles, indem sie ihr diesen Vorfall berichtete; „man muss gestehen, sie hat entzückende Augenblicke."[4] Diese Augenblicke waren leider selten, und diese Accla-

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 177.

[2] Daselbst.

[3] „Mémoires de Mme Campan", p. 308.

[4] „Correspondance de Mme Elisabeth", p. 392.

mationen sehr vorübergehend. Vier Tage darauf wurden zwei Pagen der Königin im Vaudeville-Theater erkannt, mißhandelt und in den Koth geschleift. Die Königin wollte sich nicht der Möglichkeit aussetzen, den Vorwand zu Kämpfen zu liefern, in denen ihre Freunde wahrscheinlich den Kürzeren gezogen hätten, und der 20. Februar war der letzte Tag, an dem sie ins Theater gieng.[1]

[1] „Mémoires de Mme Campan", p. 308.

# Siebzehntes Capitel.

Tod Leopolds II. — Ermordung Guſtavs III. — Boshafte Freude der Jakobiner. — Neue Schmähungen gegen die Königin. — Heftiger Angriff Vergniauds. — Dumouriez zum Miniſter des Äußern ernannt. — Er bietet Marie Antoinette ſeine Mitwirkung an, die zurückgewieſen wird. — Das Girondiſten-Miniſterium. — Oſtern 1792. — Der einzige Troſt der Königin ſind ihre Kinder. — Der Dauphin. — Herr v. Fleurieu wird zu ſeinem Erzieher ernannt.

Trotz des Miſslingens ſeines Fluchtplanes kam Ferſen von Paris „ziemlich zufrieden mit ſeiner Reiſe“ zurück.[1] Er kannte jetzt die wahren Abſichten Ludwigs und Marie Antoinettes wie auch das zu verfolgende Ziel, und dieſes ſchien großentheils erreicht zu ſein. Das Einvernehmen zwiſchen dem Könige und den Mächten war hergeſtellt. Der König ließ ſich herbei, ſie handeln zu laſſen; die Mächte ſchienen entſchloſſen, zu handeln. Der König von Preußen wie der König von Spanien, der König von Schweden und die Kaiſerin von Rußland erklärten es für nothwendig; die republikaniſche Schweiz verbündete ſich zu dieſem Zwecke mit dem monarchiſchen Europa; ſelbſt der Kaiſer, dieſer „Florentiner“, deſſen Langſamkeit und Schweigen ſeine Schweſter ſo oft betrübt hatten, ſchien trotz der Rathſchläge Kaunitz', der die Klagen der Königin als „Gemeinplätze“[2] bezeichnete, geneigt, nicht mehr bei „Erklärungen“ ſtehen zu bleiben.[3] „Nie,“ ſagte Colloredo zu Simolin, „habe ich ihn ſo hitzig geſehen.“[4] Und der kriegeriſch gewordene Mercy legte die Hand an ſeinen Degen und rief: „Es gibt kein anderes Mittel mehr, um Frankreich und ganz Europa zu retten.“[5]

Aber ein unvorhergeſehener Schlag ſtürzte dieſes ganze ſo mühſam aufgerichtete Gebäude zuſammen. Am 1. März 1792 ſtarb

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, II, 177.
[2] „Louis XVI, Marie-Antoinette et M^me^ Elisabeth“, V, 259.
[3] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, II, 205.
[4] „Louis XVI, Marie-Antoinette et M^me^ Elisabeth“, V, 265.
[5] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, II, 205.

Leopold II. fast plötzlich von einer heftigen, nur zwei Tage dauernden Unterleibskrankheit dahingerafft.[1] Trotz ihrer Beschwerden gegen den Kaiser wurde Marie Antoinette von diesem Todesfalle gewaltig ergriffen und rief im ersten Augenblicke ihres Schmerzes aus, ihr Bruder sei — wie auch das Gerücht gieng — von den Jakobinern vergiftet worden.[2] Doch hatte sie keine Muße zu weinen; man musste an die Änderungen denken, die dieser unerwartete Verlust auf dem politischen Schachbrette herbeiführen würde.

Leopolds Nachfolger war ein schwacher und kränklicher junger Mann von vierundzwanzig Jahren; das Deutsche Reich war für den Augenblick ohne Oberhaupt, und das politische Schwergewicht war von Wien nach Berlin verlegt.[3] Allerdings versicherte der junge König von Ungarn, dass seine Absichten dieselben seien wie die seines Vaters, und der Oberstkanzler, Graf Rosenberg, schrieb an die Schwester des Marquis de Raigecourt: „Ich hoffe, dass mein neuer Gebieter allen von weiland seinem Vater eingegangenen Verbindlichkeiten treu bleiben und der Wiederhersteller des Thrones und der königlichen Autorität in Frankreich sein wird.“[4] Allein gleichzeitig behauptete der temporisierende Kaunitz, „man könne nur Unbestimmtes sagen, und wenn man an einer Übereinstimmung der Mächte arbeite, so sei es unmöglich zu wissen, wann und wie diese Übereinstimmung zustande kommen könne.[5] Die Königin, durch alle diese Ungewissheiten und Verzögerungen beunruhigt, beeilte sich, Goguelat unter dem Namen Dumartin nach Wien zu senden, um eine bestimmte Antwort zu verlangen.[6] „Es gibt keine Zeit zu verlieren,“ schrieb traurig die arme Frau, „denn gegen uns verliert man keine.“[7]

Das Unglück schien sich an die Unglücklichen zu heften, um alle ihre Pläne zunichte zu machen. Am 16. März wurde das eifrigste und ergebenste Mitglied der Coalition, Gustav III., auf

[1] „Louis XVI, Marie-Antoinette et M^me^ Elisabeth“, V, 313.
[2] „Mémoires de M^me^ Campan“, p. 317.
[3] Depesche des Marquis de Noailles vom 6. März 1792.
[4] Die Marquise de Raigecourt an den Marquis de Raigecourt, 12. April 1792.
[5] „Louis XVI, Marie-Antoinette et M^me^ Elisabeth“, V, 312.
[6] Daselbst, V, 362.
[7] Marie Antoinette an Mercy, 2. März 1792.

einem Maskenballe zu Stockholm durch einen Piſtolenſchuſs, deſſen Urheberſchaft vielleicht in Paris zu ſuchen, getroffen.[1]

„Das iſt," ſagte der verwundete König zum Baron des Cars, „ein Schuſs, der die Jakobiner freuen wird."[2] In der That war die Aufregung in Paris groß, als man erfuhr, daſs der Monarch am 29. März ſeiner Wunde erlegen war. Bei den Jakobinern gab es ein Triumphgeſchrei; Ankarſtröm und ſeine Mitſchuldigen wurden als Brutus und Mutius Scävola gefeiert,[3] und man ſagte öffentlich, der Dolch ſei das letzte Mittel des Volkes.[4] Am Hofe war man wie betäubt; König und Königin hatten ihre beſte Stütze verloren. Noch am Tage vor ſeinem Tode ließ ihnen Guſtav ſagen, „daſs es, da er das Leben verlaſſe, ein Kummer für ihn ſei, zu fühlen, daſs ſein Verluſt ihren Intereſſen ſchaden könne".[5] Als Frau v. Tourzel, die beim Dauphin von dem unglücklichen Ereignis unterrichtet worden, mit verſtörten Zügen zur Königin hinabkam, ſagte die unglückliche Souveränin zu ihr: „Ich ſehe an Ihrem Geſichte, daſs Sie die grauſame Neuigkeit kennen, die wir ſoeben erfahren haben. Es iſt unmöglich, nicht von Schmerz durchdrungen zu ſein; aber man muſs ſich mit Muth waffnen, denn wer könnte verbürgen, nicht ein gleiches Geſchick zu erfahren?"[6] Bei dieſen Worten warf ſich die junge königliche Prinzeſſin, in Thränen zerfließend, in die Arme ihrer Mutter.

Wohl hatten ſie Grund zu weinen, die unglücklichen Opfer; ihre Lage wurde mit jedem Tage kritiſcher. Alle Arten von Elend, die eine Revolution ſtets nach ſich zieht, die Anarchie, die aus dem Mangel einer Regierung entſteht, und die alle Schriften der Zeit nur zu ſehr bezeugen, die ſpontane Anarchie, wie ſie ein großer Hiſtoriker genannt hat, die Verminderung oder der Verluſt des Privatvermögens, die Entwertung des Staatsvermögens, der drohende Bankerott, die Theuerung des Getreides, die Unmöglichkeit, es von einem Departement in ein anderes zu ſchaffen,[7] die in Ausſicht

[1] „Révolutions de Paris", Nr. 145, p. 108.

[2] „Gustave III et la Cour de France", II, 294.

[3] „Révolutions de Paris", Nr. 143, p. 5 u. 7.

[4] Daſelbſt p. 6.

[5] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", II, 75.

[6] Daſelbſt, II, 73.

[7] Am 3. März wurde Simonneau, Maire von Etampes, in einem infolge der Theuerung des Getreides entſtandenen Aufruhre ermordet.

ſtehende Hungersnoth, der gänzliche Mangel an Bargeld, das geringe Vertrauen zum Papier,[1] die Angriffe der Redner in der geſetzgebenden Verſammlung und in den Clubs gegen die königliche Familie, die Aufreizungen der Zeitungen, die Verleumdungen der Scribler, all das zuſammen erhielt die Pariſer Bevölkerung in einem Zuſtande beſtändiger Fieberhaftigkeit. Die Jakobiner waren ganz in ihren Haſs verbohrt, die Republikaner verhehlten ihre Hoffnungen nicht. Der König ſelbſt verfiel in eine Entmuthigung, die bis zur phyſiſchen Ermattung gieng. Ganze Tage lang brachte er kein Wort hervor, ſeine Frau muſste ſich ihm zu Füßen werfen und einen herzzerreißenden Appell an ſeine Liebe und ſeinen Muth richten, indem ſie ihm vorſtellte, „daſs, wenn man umkommen müſſe, ſo ſollte es doch wenigſtens mit Ehren geſchehen und ohne zu warten, bis man ſie beide auf dem Eſtrich ihrer Appartements niederſtreckte," um ihn endlich aus dieſer Erſchlaffung herauszubringen.[2]

Man rüſtete am hellichten Tage, mitten unter einer Flut von Beſchimpfungen, zum Verfall des Königsthums. Man verfertigte Piken und Widerhaken, um, wie man ſagte, den Ariſtokraten die Eingeweide herauszureißen, und die geſetzgebende Verſammlung gewährte deren Trägern Zutritt in ihre Sitzung.[3] Man bewaffnete damit Regimenter von Weibern und beabſichtigte, ſie vor der Königin defilieren zu laſſen. Die rothe Mütze, dieſes abſcheuliche Sinnbild, erſchien unter den Fenſtern des Königs; drohende Anträge wurden im Tuileriengarten geſtellt, und die Inſulten des Pöbels nahmen den gröblichſten und anekelndſten Charakter an.[4] Der Plan der Verſchworenen wurde während eines Soupers bei Condorcet*[1] ausgearbeitet. Es handelte ſich darum, den König zu ſuspendieren, ſich der Erziehung des Dauphin zu bemächtigen und ihm Condorcet als Lehrer zu geben.[5] Was die Königin anbelangt, ſo war man unſchlüſſig, ob man ſie einfach nach Öſterreich zurückſchicken ſollte, wie Sieyès wollte,[6] oder in ein Kloſter[7] oder in Val-de-Grâce[8]

[1] Marie Antoinette an Mercy, 2. März 1792.
[2] „Mémoires de Mme Campan", p. 328.
[3] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", II, 46.
[4] „Mémoires de Mme Campan", p. 328.
[5] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 219.
[6] „Mémoires de Mallet du Pan" I, 261.
[7] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 219.
[8] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", II, 109.

einschließen oder unter neunzehn Anklagepunkten vor das Obergericht in Orléans citieren.[1] Die Königin wußte es; sie war auf alles gefaßt, und als sie sich eines Tages Frau v. Tourzel eröffnete, sagte die Gouvernante: „Aber der König wird die Ausführung eines so entsetzlichen Planes nie dulden." — „Mir wäre es lieber," erwiderte die tapfere Frau, „als sein Leben auszusetzen, wenn seine Weigerung diese Wirkung hervorbringen sollte."[2] Da es ihr aber vor allem darauf ankam, niemanden zu compromittieren, brachte sie mehrere Nächte mit Frau Campan zu, um ihre Papiere zu sichten und alle zu verbrennen, die hätten gefährlich werden können.[3]

Man schmähte ihre innersten Gefühle und achtete nicht einmal ihren Schmerz. Beim Tode ihres Bruders gestattete man nicht, für ihn öffentlich Trauer zu tragen. Ein Officier, der mit einem Flor am Arme im Tuileriengarten erschienen war, wurde beschimpft und mißhandelt,[4] und ein Leopold vorstellender Kopf unter dem Schloßbalkon auf die Spitze einer Pike gesteckt.

„Er — der Tod des Kaisers — hat seine Wirkung gethan," sagten die „patriotischen" Journale. „Elisabeth hat noch am Abende gebeichtet, und Marie Antoinette hat trotz ihres Rufes als starke Frau eine Gehirnerschütterung davongetragen. Leopold ist todt; aber der fürchterlichste unserer Feinde ist voll Leben und wohnt mitten unter uns. Der Verstorbene ist ins Grab gestiegen; er hinterläßt uns seine Schwester!"

In der gesetzgebenden Versammlung machten sich die Redner zum Echo der Verleumdungen und Drohungen der Presse. Am 10. März, da die Königin den Tod ihres Bruders beweinte, rief Vergniaud in der denkwürdigen stürmischen Sitzung, die mit der Verweisung Lessarts vor den Gerichtshof von Orléans endete:

„Von dieser Rednerbühne aus, wo ich zu Ihnen spreche, bemerkt man den Palast, wo ruchlose Rathgeber den König, der uns die Constitution gegeben, täuschen und irreführen, die Fesseln schmieden, in die man uns schlagen will, und rüsten zu den Manövern, die uns an das Haus Österreich ausliefern sollen. Ich

[1] „Louis XVI, Marie-Antoinette et M^me^ Elisabeth", V, 356.

[2] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", II, 110.

[3] Daselbst, II, 109.

[4] „Correspondance de M^me^ Elisabeth", p. 401.

sehe die Fenster des Palastes, wo man die Gegenrevolution angezettelt, wo man auf die Mittel sinnt, um uns in die Greuel der Sclaverei zurückzuwerfen, nachdem man uns hätte durch alle Unordnungen der Anarchie, durch alle Schrecken des Bürgerkrieges gehen lassen.

„Der Tag ist gekommen, wo Sie solcher Vermessenheit, solcher Frechheit ein Ende setzen und endlich die Verschwörer zuschanden machen können. Furcht und Schrecken sind in alten Zeiten oft aus diesem berüchtigten Palaste ausgegangen. Mögen sie heute im Namen des Gesetzes dort Eingang finden, mögen sie dort alle Herzen durchdringen, mögen alle jene, die ihn bewohnen, wissen, dass unsere Constitution nur dem Könige die Unverletzlichkeit gewährt. Mögen sie wissen, dass das Gesetz ohne Unterschied die Schuldigen treffen, und dass es keinen einzigen als verbrecherisch überwiesenen Kopf geben wird, der dem Schwerte entgehen kann."

Die Anspielung war durchsichtig; bei der Stimmung der Geister die Königin so hinstellen hieß sie der Volksrache und den Dolchen der Mörder bezeichnen; die blutigen Drohungen vom 20. Juni und das Schafott vom 16. October sind im Keime in diesen giftgeschwollenen Worten des girondistischen Redners enthalten.

Beim Berichte über diese gräßliche Sitzung vergoß Marie Antoinette Ströme von Thränen. „Thränen des Hasses," sagt Edgar Quinet.[1] Ja, sollten es Thränen der Liebe sein?

Wer wird sich dann wundern, dass die Königin, darauf angewiesen, ihr Leben und das ihres Gatten und ihrer Kinder zu retten, durch die Gewaltthaten, deren Gegenstand sie war, zu gerechter Vertheidigung genöthigt, auswärts die Stütze gesucht, die sie im Innern nicht mehr fand, und die Mächte, ihre Verwandten, ihre Verbündeten um eine Hilfe angegangen hat, die Politiker aller Parteien, Constitutionelle, wie Duport und die Lameth, Monarchisten, wie Mounier und Mallet du Pan, Royalisten, wie Breteuil und Bombelles, für einzig fähig erklärten, die königliche Familie den Meuchelmördern und Frankreich der Anarchie zu entreißen?

Am 16. März wurde Dumouriez*[2] zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten an Stelle Lessarts ernannt. Als ehe-

[1] „La Révolution", II, 38.

maliger Agent der geheimen Diplomatie Ludwigs XVI., als Mann der Feder und des Schwertes, geschmeidig und einschmeichelnd unter dem Anscheine der Freimüthigkeit und Schroffheit, gewann Dumouriez bald einen starken Einfluss auf den König; Marie Antoinettes Vertrauen konnte er nicht gewinnen. Umsonst betheuerte er aufs wärmste seine Ergebenheit, vergeblich warf er sich ihr zu Füßen und versicherte, er sei kein Jakobiner und könne keiner sein; vergeblich ergriff er eines Tages ihre Hand, küsste diese leidenschaftlich und sagte: „Madame, lassen Sie sich retten.“[1] Er glaubte sie überzeugt zu haben, aber er hatte sie nicht erschüttert. Man hat der Königin aus diesem hartnäckigen Misstrauen einen Vorwurf gemacht und gesagt: Dumouriez hätte mit seiner politischen Geschicklichkeit und militärischen Talenten die Monarchie wiederhergestellt. Vielleicht; nachträglich kann man leicht reden und bekritteln. Aber in Anbetracht des Charakters und der Haltung der Persönlichkeit erklärt sich Marie Antoinettes Ablehnung ganz leicht. Sollte sie die Betheuerungen der Treue für das Königthum oder jene der Ergebenheit für die Jakobiner für aufrichtig erhalten? Und war es für sie möglich, einen Beistand anzunehmen, den Dumouriez einige Tage vorher Robespierre und Collot d'Herbois angeboten hatte?[2]

Am 24. März traten Roland und Clavière ins Ministerium, das einen Monat später durch die Ernennung Servans vervollständigt wurde. Die Gironde übernahm endlich die Macht, nach der sie so lange gestrebt hatte, also jene Partei, die sich am erbittertsten gegen Marie Antoinette gezeigt, jene, deren tüchtigster Redner die oben angeführte gehässige Denunciation gegen sie geschleudert, und deren anerkannte Inspiratorin, Frau Roland, eine sehr begabte und charakterfeste, aber neidische und gallsüchtige Person, die Königin mit echtem Weiberhasse verfolgte und schon am 26. Juli 1789 an Bosc geschrieben hatte:

„Ihr seid bloße Kinder; Eure Begeisterung ist ein Strohfeuer; und wenn die Nationalversammlung nicht den beiden erlauchten Häuptern einen regelrechten Process macht, oder wenn nicht ein großherziger Decius sie abschlägt, seid Ihr alle . . .“

Es nahte Ostern. Seitdem ihr Gewissensleiter, der Pfarrer von Saint-Eustache, den Eid auf die Civilconstitution geleistet, hatte

[1] „Mémoires de Dumouriez.“ — „Mémoires de Mme Campan“, p. 335.

[2] „Louis XVI, Marie-Antoinette et Mme Elisabeth“, V, 330 u. 331.

sich die Königin einen andern Beichtvater gewählt; aber es war ihr versagt, ihre religiösen Pflichten öffentlich zu erfüllen. Um ihr Gewissen zu befriedigen und das große Christengesetz zu erfüllen, bat sie einen ihrer Kapläne, ihr am Osterfeste um 5 Uhr morgens eine Messe zu lesen, der sie insgeheim beiwohnte. Es war am 8. April. Es war noch dunkle Nacht; Frau Campan begleitete mit einer Kerze in der Hand ihre Gebieterin bis zur Kapelle und ließ sie dort allein. Die Königin blieb lange in ihre Gebete und traurigen Erwägungen versunken; es war schon Tag als sie zurückkam.[1]

Acht Tage darauf, am 15. (13.?) April, feierte Paris trotz des entrüsteten Protestes Gouvions und der flammenden Strophen André Chéniers*[3] ein Fest zu Ehren der Schweizer vom Regimente Châteauvieux, die zu den Galeeren verurtheilt worden, weil sie beim Aufstande in Nancy 1790 die Cassa ihres Regiments geplündert und auf die Nationalgarde und die französischen Truppen geschossen hatten. Es war ein Fest der Zuchtlosigkeit, des Raubes und Mordes. Man trug die befreiten Sträflinge im Triumphe herum; die gesetzgebende Versammlung gewährte ihnen Zutritt zu ihrer Sitzung, und abends beleuchtete die Stadt. Prinzessin Elisabeth spottete in ihrem Briefwechsel über den grotesken Aufmarsch von 300 bis 400 betrunkenen und „Es lebe die Nation!" und „Nieder mit Lafayatte!" heulenden „Patrioten" und über die „auf ihrem Wagen hin- und herschwankende Dame Freiheit".[2] Aber diese das Andenken Bouillés wachrufende Posse war eine Gelegenheit, die Schmähungen gegen die Königin zu verdoppeln. Der „Père Duchesne" zeichnete sich selbstverständlich in dieser Flut von Schändlichkeiten aus; wir wollen daraus nur einige Zeilen anführen, um zu zeigen, bis auf welchen Grad die Wuth der Pamphletisten gestiegen war:

„Ah! ...., welche Freude, welches Glück, sie an diesem schönen Tage Käse essen zu sehen! Ich glaube sie hinter ihrer Jalousie zu bemerken, wie am Festtage Voltaires; damals ... brüllte sie wie ein angeketteter Tiger, weil sie sich nicht an unserem Blute sättigen konnte.

„ ... Zu den Piken! ... tapfere Sansculotten; schärfet sie, um die Aristokraten auszurotten, wenn sie sich heranwagen. Möge

[1] „Mémoires de Mme Campan", p. 325.

[2] „Correspondance de Mme Elisabeth", p. 404.

dieser schöne Tag der letzte ihrer Herrschaft sein! Wir werden keine Ruhe haben, als bis der letzte Aristokratenkopf abgeschlagen ist.“ [1*4]

Mitten in dieser traurigen und ermüdenden Existenz — denn auf ihr allein lastete die Sorge und Mühe der umfangreichen Correspondenz, die sie nach allen Seiten unterhielt, und jener für sie, „die keine zu machen verstand,“ [2] ziemlich langen Denkschriften — blieb Marie Antoinette ein letzter Trost: ihre Kinder; sie schrieb an Fersen:

„Was mich betrifft, so halte ich mich besser aufrecht, als ich infolge der staunenswerten Geistesanstrengung, die ich ohne Unterlass habe, sollte; ich gehe wenig aus dem Zimmer und habe keinen Augenblick für mich; Besuche, Schreibereien und meine Kinder nehmen meine ganze Zeit in Anspruch. Diese letztere Beschäftigung, die nicht die geringste ist, macht mein ganzes Glück aus, und wenn ich recht traurig bin, nehme ich meinen kleinen Buben in die Arme, küsse ihn aus meinem ganzen Herzen, und das tröstet mich für den Augenblick über alles hinweg. Adieu.“ [3]

Der junge Dauphin war in der That mit seinen langen Lockenhaaren, seinen großen blauen Augen, seinem durch das Unglück frühreifen Verstande und seinem liebreichen Herzen ein hübsches und reizendes Kind. „Es war unmöglich,“ sagt Frau v. Tourzel, „ein anhänglicheres, verständigeres und sich mit mehr Anmuth ausdrückendes Kind zu sehen. Er forschte nach den Gelegenheiten, seiner Umgebung etwas Angenehmes zu sagen. Er war dem Könige sehr anhänglich, da ihm aber dieser imponierte, war er bei ihm nicht so ungeniert wie bei der Königin, die er anbetete und welcher er seine Gefühle auf die rührendste Weise ausdrückte, wobei er ihr immer etwas Zärtliches und Liebevolles zu sagen wusste. Seine Fröhlichkeit und Liebenswürdigkeit waren die einzige Zerstreuung in den täglichen Qualen, von denen die Königin erdrückt wurde. Sie erzog ihn vortrefflich, und obwohl sie die zärtlichste Liebe für ihn hegte, schulde ich ihr die Anerkennung, dass sie ihn nie verhätschelt und die gerechten Vorstellungen, die man dem jungen Prinzen machte, stets unterstützt hat.“ [4] Er hinwieder

[1] Nr. 120 u. 123 des „Père Duchesne“.

[2] Marie Antoinette an Mercy, 2. März 1792.

[3] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, I, 270.

[4] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, I, 372.

hatte für seine Mutter reizende Schmeicheleien und allerliebste Zärtlichkeiten. Er parfümierte sie mit den Blumen seines Gartens und überhäufte sie mit Liebkosungen.

Als kurze Zeit nach der Rückkehr von Varennes die infolge der strengen Überwachung, der die königliche Familie unterworfen war, unterbrochenen Lectionen im Beisein der Königin wieder aufgenommen worden waren, sagte der Lehrer des Dauphins, Abbé d'Avaux, zu seinem Schüler: „Wenn ich mich recht erinnere, hatte die letzte Lection die drei Vergleichungsstufen Positiv, Comparativ und Superlativ zum Gegenstande, aber Sie werden alles vergessen haben?" — „Sie irren sich," sagte der Knabe; „zum Beweise hören Sie mir zu: Der Positiv ist es, wenn ich sage: Mein Abbé ist ein guter Abbé; der Comparativ, wenn ich sage: Mein Abbé ist besser als ein anderer Abbé; der Superlativ, fuhr er, seine Mutter anblickend, fort, ist es, wenn ich sage: Meine Mama ist die liebenswürdigste aller Mamas." Die Königin nahm ihren Sohn in ihre Arme, drückte ihn an ihr Herz und konnte ihre Thränen nicht zurückhalten.[1]

Die arme Mutter war stolz auf ihr Kind und zeigte es gerne ihren Besuchern.

„Während die Königin zu mir sprach," erzählt Bertrand de Molleville, „unterhielt sich der engelschöne kleine Dauphin damit, zu singen und im Zimmer mit einem kleinen hölzernen Säbel und einem Schilde in den Händen herumzuspringen. Man holte ihn zum Souper, und mit zwei Sätzen war er bei der Thür. ‚Wie, mein Sohn,' sagte die Königin zu ihm, ‚du gehst fort, ohne Herrn Bertrand dein Compliment zu machen?' — ‚Oh, Mama,' sagte das reizende Kind, fortwährend hüpfend, ‚Herr Betrand gehört zu unseren Freunden. Guten Abend, Herr Bertrand!'[2] Und er stürzte aus dem Zimmer. ‚Ist er nicht niedlich?' sagte die Königin zu mir, als er fort war. ‚Es ist nur ein Glück für ihn, dass er gesund ist; er fühlt unsern Kummer noch nicht, und seine Fröhlichkeit thut uns wohl.'"

Aber nicht einmal diese Freude konnte die unglückliche Königin ruhig genießen: man machte ihr ihren Sohn streitig. Der Dauphin war bald sieben Jahre alt, in welchem Alter er nach der mon-

[1] „Louis XVII", I, 161.

[2] „Mémoires de Bertrand de Molleville", II, 97.

archiſchen Tradition aus den Händen der Frauen in die der Männer übergehen ſollte. Die geſetzgebende Verſammlung vergaß das nicht, und machte, begierig, in die Rechte des Vaters einzugreifen, wie ſie in jene des Herrſchers eingegriffen, den Anſpruch, dem Könige die Wahl eines Lehrers aufzuerlegen. Sie hatte ſchon ein Verzeichnis entworfen, aus dem der König den Erzieher ſeines Sohnes nehmen ſollte; man las die Namen der Hauptführer der Linken: Pétion, Sieyès, Condorcet, ſogar Robespierre hatte man daraufgeſetzt. Dieſem glaubensloſen „Philoſophen“ wollte man, daſs der „allerchriſtlichſte“ König die Seele ſeines Kindes überliefere. Die Königin war davon ſo geängſtigt, daſs ſie es gar nicht ſagen konnte.[1] Es wurde ſogar der Antrag geſtellt, die Verſammlung ſollte ſelbſt den Erzieher des königlichen Prinzen ernennen; aber ein letzter Reſt von Schamgefühl hielt die Deputierten ab, und der Antrag wurde verworfen. Der König benützte das, um dem Präſidenten folgenden Brief zu ſchreiben:

„8. April 1792.

„Ich bitte Sie, Herr Präſident, die Nationalverſammlung zu verſtändigen, daſs ich, da mein Sohn das Alter von ſieben Jahren erreicht hat, zu ſeinem Erzieher Herrn v. Fleurieu ernannt habe; ſeine allgemein anerkannte Rechtlichkeit und Einſicht, wie ſeine Anhänglichkeit an die Conſtitution haben meine Wahl beſtimmt.“

Dieſer Entſchluſs, der die Pläne der Gironde durchkreuzte, hatte keine Folgen.

Thatſächlich trat Herr v. Fleurieu die Stelle nie an, zu der ihm das allerhöchſte Vertrauen berufen hatte. König und Königin leiteten wie früher die Erziehung ihres Sohnes. Die Initiative Ludwigs hatte dieſe Gefahr abgewendet. Hätte er doch auch jene zu beſchwören verſtanden, die ſeine Krone, ſeine Familie und ſein Leben bedrohten!

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, II, 220.

# Achtzehntes Capitel.

Kriegserklärung an Österreich. — Brief der Königin an Mercy vom 30. April 1792. — Sendung Mallet du Pans. — Erste Misserfolge der französischen Truppen. — Lafayette schlägt dem Könige vor, sich zu seiner Armee zurückzuziehen. — Aufregung in Paris. — Denunciation des österreichischen Comités. — Wiedererscheinen der Memoiren Frau v. la Mottes. — Sie werden in Sèvres verbrannt. — Entlassung der constitutionellen Garde. — Herr d'Hervilly bietet dem Könige an, die gesetzgebende Versammlung zu verjagen. — Der König lehnt ab. — Abreise Barnaves. — Decrete vom 26. Mai über die Deportation der eidweigernden Priester, vom 8. Juni über die Bildung eines Lagers von 20.000 Mann bei Paris. — Entlassung der girondistischen Minister. — Dumouriez verlässt das Ministerium. — Der König setzt den Decreten sein Veto entgegen.

Am 20. April erklärte Ludwig XVI. dem Könige von Ungarn den Krieg; er hatte sich hiezu nur in der äußersten Bedrängnis entschlossen, und als er seinen Entschluss der gesetzgebenden Versammlung ankündigte, hatte er Thränen in den Augen; aber er musste den Declamationen der Gironde, dem Drängen der öffentlichen Meinung und dem einstimmigen schriftlichen Gutachten der Minister nachgeben.[1] Die Königin widerstrebte nicht so wie der König; seit dem Scheitern aller ihrer Hoffnungen sah sie im Kriege den letzten Ausweg,[2] der ihr minder gefährlich erschien, als wenn die gesetzgebende Versammlung die Initiative dazu ergriffen hätte;[3] man konnte wenigstens die königliche Familie nicht beschuldigen, die Mächte vorwärtsgetrieben zu haben. Das konnte ein Anlass zur Umkehr der öffentlichen Meinung sein; aber es war eine Hauptsache, dass man nichts thue, diese Meinung zu verbittern. Darum schrieb die Königin am 30. April an Mercy:

„Der Krieg ist erklärt. Der Wiener Hof muss trachten, seine Sache soviel als möglich von jener der Emigranten*[1] zu trennen und dies in seinem Manifeste ankündigen, damit man die Ansicht

[1] „Mémoires de Malouet", II, 429.

[2] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 230.

[3] Daselbst, II, 221.

gewinne, er würde den natürlichen Einfluſs, den er auf die Emigranten hat, anwenden, um ihre Anſprüche zu mäßigen, ſie auf vernünftige Ideen bringen und ſich endlich all jenen anſchließen, die die Sache des Königs vertheidigen. Es iſt leicht, die Grundgedanken des Wiener Manifeſtes darzulegen; aber indem man die Welt zum Zeugen anruft für die Abſichten dieſer Macht, für ihre Anſtrengungen, den Frieden zu erhalten, für ihre beſtändige Geneigtheit, auch jetzt noch alles freundſchaftlich zu ſchlichten, für ihre Abneigung, Privatanſprüche oder einzelne Individuen gegen die Nation zu unterſtützen, muſs man es vermeiden, zuviel vom Könige zu ſprechen, es zuſehr merken zu laſſen, daſs man ihn ſtützt und vertheidigen will. Eine ſolche Sprache würde ihn in Verlegenheit bringen und gefährden, und um nicht den Schein zu erwecken, als ob er mit ſeinem Neffen einverſtanden wäre, wäre er gezwungen, ſeine Schritte zu übertreiben und ſich dadurch herabzuwürdigen oder der öffentlichen Meinung eine falſche Richtung zu geben. Von der Nation muſs man ſprechen und ſagen, man habe nie den Wunſch gehabt, ſie zu bekriegen. Eine ebenfalls wichtige Bemerkung iſt, den Schein zu vermeiden, als wolle man ſich von vornherein in die inneren Angelegenheiten miſchen oder auch nur einen Ausgleich herbeiführen. Man hat ſchon verſucht, die guten Abſichten Leopolds zu vereiteln, indem man ausſtreute, er wolle einen Ausgleich zwiſchen allen unſeren Parteien herſtellen. Es iſt freilich zu wünſchen, daſs der vom Wiener Hof eingeſchlagene Weg die Franzoſen dahin führe; aber dieſe Abſicht muſs ſehr verborgen bleiben; denn ihre vorzeitige Kundgebung würde ihre Ausführung unmöglich machen. Die Franzoſen würden ſtets jede politiſche Intervention der Fremden in ihren Angelegenheiten zurückweiſen, und der Nationalſtolz hängt derart an dieſer Idee, daſs es dem Könige unmöglich iſt, ſie beiſeite zu laſſen, wenn er ſein Königthum wiederherſtellen will.“ [1]

Drei Wochen ſpäter wurde ein Freund Malouets, einer der klügſten und klarſehendſten Männer jener Zeit, ein Schriftſteller, der die Sache der Monarchie fortwährend mit Energie und Mäßigung vertheidigt hatte, Mallet du Pan, beauftragt, den in obigem Briefe entworfenen Plan bei den Mächten zu unterſtützen und deſſen Einzelnheiten zu entwickeln. Vor allem beſtand er auf

[1] Marie Antoinette an Mercy, 30. April 1792.

der Nothwendigkeit, die Prinzen und die ausgewanderten Franzosen zu veranlassen, „dem gegenwärtigen Kriege nicht durch eine feindselige und offensive Mitwirkung den Charakter eines auswärtigen, von Macht gegen Macht geführten Krieges zu benehmen". Es war nicht minder dringend nöthig, dass die Coalierten in ihrem an Frankreich zu richtenden Manifeste darauf bedacht seien, „die Jakobiner und Aufwiegler aller Classen vom Reste der Nation zu sondern, alles, was einer Umkehr von seinen Verirrungen fähig ist, zu beruhigen, nämlich all jene, die, ohne die gegenwärtige Constitution zu wollen, die Wiederkehr der großen Missbräuche fürchten, die der geistige Taumel, die Ansteckung durch das schlechte Beispiel und der erste Rausch der Revolution in die verbrecherische Sache verwickelt haben, die sich aber nur Irrthümer, Leidenschaftlichkeit und Schwäche vorzuwerfen haben und sich entwaffnet oder reuig zeigen werden, sobald man ihnen einen Ausweg ohne Schande und persönliche Gefahren bietet". Die Mächte sollten auch „in ihr Manifest die Grundwahrheit aufnehmen, dass man die Integrität des Königreichs nicht antasten will,[1*2] und dass die Furcht vor einer Zerstückelung ein unwürdiges Kunststück ist, durch welches die Usurpatoren das wahre und einzige Ziel der Mächte zu entstellen suchen, das kein anderes ist, als gegen eine antisociale Partei und nicht gegen die französische Nation Krieg zu führen".

Endlich war es wichtig, „kein Regierungssystem aufzuerlegen oder vorzuschlagen, sondern zu erklären, dass man sich zur Wiederherstellung der Monarchie und der rechtmäßigen königlichen Autorität rüste, so wie sie Seine Majestät selbst zu umgrenzen gedenkt".[2]

Das war der Zweck der Mission Mallet du Pans, die Art von Beistand, die König und Königin von den Mächten verlangten, das Programm, das sie für sie und sich selbst festzustellen beabsichtigten, und das Ergebnis, das sie von dem beginnenden Kampfe erwarteten.

Sonderbar! Der Krieg war erklärt; die gesetzgebende Versammlung wollte ihn seit mehreren Monaten; die Mächte wussten es, die Königin selbst hatte sie davon verständigt,[3] und weder auf

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 91.

[2] „Mémoires de Mallet du Pan", I, 280 ff.

[3] Marie Antoinette an Mercy, 26. März 1792.

der einen noch auf der andern Seite war man bereit. Die österreichischen Truppen in Belgien waren zerstreut und außerstande, sich zu vertheidigen; sie wurden überdies von jakobinischen Emissären bearbeitet, und man misstraute ihrer Treue.[1] Man brauchte noch wenigstens sechs Wochen, bis ernsthafte Verstärkungen ankommen konnten, und wenn die französischen Generale die Sache kräftig betrieben hätten, so hätten sie fast ohne Schwertstreich bis Brüssel kommen können.[2] Aber auch sie waren nicht marschbereit. Ihrer tüchtigsten Führer, die ausgewandert waren, und eines Theiles ihrer Regimenter, die ihren Führern über die Grenze gefolgt waren,[3] beraubt, war die französische Armee desorganisiert; man sah dies bei den ersten Zusammenstößen, wo sie ohne Widerstand auseinanderlief. Das Corps Theobald Dillons ermordete seinen General. Das Corps Birons floh schimpflich vor einem Angriffe von Uhlanen. Lafayette war genöthigt, sich zurückzuziehen, und Rochambeau gab seine Entlassung.

In Paris verbreitete sich Schrecken; die einen machten den König, die anderen den Minister, eine größere Zahl die Königin verantwortlich. Es bestand eine lebhafte Erregung in der Pariser Bürgerschaft, und Herr v. Vaublanc behauptet, dass, wenn sich damals ein entschlossener Führer gefunden hätte, sie sich um ihn aus freien Stücken geschart hätte, um die königliche Autorität wiederherzustellen.[4] Hat etwa dieser Gedanke Lafayette bestimmt, im Mai in die Hauptstadt zu kommen? Fürchtete er, dass die gesetzgebende Versammlung in ihrem Schrecken und ihrem Hasse die königliche Familie entführen möchte? Das steht fest, dass er dem Könige durch Malouet und der Königin durch Herrn von Gouvernet vorschlagen ließ, sich zu seiner Armee zurückzuziehen, für die er bürgte. Eine Division derselben wäre bei Compiègne aufgestellt worden, und von da an hätten einzelne Abtheilungen die Fahrt der königlichen Familie mit Hilfe der Schweizergarde und des ergebenen Theiles der Nationalgarde erleichtert. König und Königin lehnten ab; ersterer mit gegen den General wohl-

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 210 u. 242.

[2] Daselbst, II, 252.

[3] Sogar nach der Kriegserklärung desertierte am 6. Mai das Regiment Royal-Allemand, die Husaren am 12. — „Repertoire de la Révolution."

[4] „Mémoires du comte de Vaublanc."

wollenden Worten, die Königin mit einer gewissen Bitterkeit.[1] Weder er noch sie wollten die Tyrannei der gesetzgebenden Versammlung mit der Vormundschaft Lafayettes vertauschen. Vielleicht erinnerten sie sich, dass der General bei der Entlassung Herrn von Narbonnes sich soweit hinreißen ließ, zu sagen: „Wir werden sehen, wer von uns, der König oder ich, im Reiche die Majorität hat.“[2] Vielleicht hatten sie auch noch jenen letzten Ausspruch des mächtigen Tribunen im Gedächtnis, dessen Geist sie jetzt sosehr vermissten: „Im Falle eines Krieges würde Herr v. Lafayette den König in seinem Zelte gefangenhalten.“[3]

Doch den Revolutionären in der gesetzgebenden Versammlung und in der Presse dienten diese ersten militärischen Misserfolge als Vorwand neuer Verleumdungen gegen die Königin. Man beschuldigte sie, die Ursache der unordentlichen Flucht zu sein und geheime Befehle gegeben zu haben, um eine Panik zu veranlassen.[4] Der Pöbel rottete sich zusammen, und am 1. Mai meldete ein in Frankreich wohnender Grieche, der die Anfänge der Revolution mit Begeisterung begrüßt hatte, seinen Freunden: „Wundert Euch nicht, wenn ich Euch eines Tages schreibe, um Euch die Ermordung des unglücklichen Königs und seiner Frau zu melden.“[5*3] Vierzehn Tage nachher denuncierte ein Freund der Girondisten,*[4] Carra, in den „Annales patriotiques“ ein angebliches „österreichisches Comité“, das bei der Prinzessin de Lamballe seinen Sitz habe[6] und mit der Königin eine Bartholomäusnacht der „Patrioten“ vorbereite, während der König die Flucht ergreifen und die festen Plätze und die Armee der Emigration ausliefern würde. Carra wurde verfolgt und erklärte, seine Informationen von drei Deputierten der Linken zu haben: Merlin de Thionville, Bazire und Chabot. Der Friedensrichter Stephan Larivière, der den Process instruiert hatte, erließ an die Deputierten eine Vorladung, ohne sich zu erinnern, dass sie unverletzlich waren. Die gesetzgebende Versammlung

[1] „Mémoires de Malouet“, II, 216 ff.

[2] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck“, III, 297.

[3] „Mémoires de Lafayette“, III, 316.

[4] „Lettres de Coray au Protopsalle de Smyrne, Dimitrios Lotos, sur les événements de la Révolution française“, p. 145.

[5] Daselbst p. 145.

[6] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, II, 105.

erinnerte ihn sehr empfindlich daran, indem sie ihn an den hohen Gerichtshof von Orléans, die Vorhalle zum Schafott, verwies.

Der König gerieth in Aufregung; vielleicht fürchtete er, dass man in diesen gehässigen Anwürfen einen Vorwand suche, um den den Jakobinern so oft beigelegten Plan zu realisieren, die königliche Familie nach dem Süden zu entführen, um sie den Händen der Meuterer von Marseille und der Mörder der Glacière zu überliefern.[1] Er war der Ansicht, dass „das Staatsinteresse und die innere Ruhe es nicht gestatteten, solche Verleumdungen mit Stillschweigen zu übergehen," und befahl dem Siegelbewahrer, deren Urheber vor die Gerichte zu bringen, damit „diese ganze Affaire vollkommen aufgeklärt werde".[2] Die Girondisten beantworteten diesen Brief des Königs damit, dass sie in offener Sitzung die durch ihren Freund Carra vorgebrachten gehässigen Anschuldigungen wiederholten. Brissot,*[5] der große Denunciant, griff in heftigen Ausdrücken Herrn v. Montmorin an, schoss aber diesesmal übers Ziel, und der Versuch schlug fehl trotz der Unterstützung Gensonnés. Gleichzeitig meldete Pétion, dessen Ernennung zum Maire von Paris die schlecht berathene Königin gegen Lafayette betrieben hatte, und der sich seiner Stellung nur dazu bediente, um desto leichter in das Königthum eine Bresche legen zu können, dem Commandanten der Nationalgarde in einem in die Öffentlichkeit gelangten Briefe angebliche Besorgnisse betreffs einer nahen Abreise des Königs während der Nacht, die nach seiner Behauptung auf Wahrscheinlichkeiten und Anzeichen sich gründeten, und gab den Befehl, die Patrouillen zu vermehren, und hielt auf diese Weise die Bevölkerung beständig in Athem.[3]

Einige Tage darauf, am 29. Mai, gab es wieder Lärm, Ansammlung der Nationalgarde, bewaffnete Spaziergänge um das Schloss, um den König zu überwachen.[4]

Doch ein ernsteres Gerücht regte die Gemüther auf und verschlimmerte die Lage. Gegen Anfang von 1792 verständigte man Frau Campan, dass die La Motte eine neue Schmähschrift gegen die Königin verfasst und nach Frankreich habe schaffen lassen. Man

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 299.

[2] „Louis XVI, Marie-Antoinette et Mme Elisabeth", VI, 56.

[4] Daselbst, VI, 62.

[4] „Lettres de Coray au Protopsalte de Smyrne", p. 146.

fügte hinzu, dass es vor allem eine Geschäftssache sei, und dass der Überbringer des Manuscriptes es wahrscheinlich um 1000 Louisdor ausliefern würde. Frau Campan theilte diese Eröffnung Marie Antoinette mit; die Königin aber lehnte ab, indem sie erklärte, sie hätte derartige Schriften stets verachtet, und dass überdies, wenn sie die Schwäche hätte, eine zu kaufen, um deren Erscheinen zu verhindern, sie der rührigen Spionage der Jakobiner nicht entgehen und ihnen dadurch neue Waffen und neue Vorwände liefern würde.

Das war eine vernünftige Rede, und überdies überschwemmten so viele unflätige Verleumdungen die Gasse, dass eine mehr oder weniger kaum von Belang war. Aber Ludwig besaß hierin nicht dieselbe Unempfindlichkeit wie seine Frau; er fürchtete für sie die schmerzliche Erinnerung, die der Name De la Motte wachrief, und ließ durch Herrn de la Porte die gesammte Ausgabe der „Mémoiren" aufkaufen. Anstatt sie sofort insgeheim zu vernichten, begnügte sich De la Porte damit, die Exemplare in einem Cabinet seines Hotels zu verschließen. Aber die Ereignisse nahmen ihren Lauf, die Gewaltthätigkeit der gesetzgebenden Versammlung und des Pöbels wuchs von Stunde zu Stunde; da er selbst denunciert worden, fürchtete Herr v. la Porte, eine bei ihm unversehens vorgenommene Haussuchung könnte zur Entdeckung der Broschüren führen und ihnen so die gefürchtete Publicität verleihen; er beschloss darum, sich ihrer zu entledigen; aber vermöge einer Ungeschicklichkeit oder unbegreiflicher Verblendung ließ er sie am hellen Tage auf einem Karren nach der Fabrik in Sèvres schaffen, wo sie in einem eigens zu dem Zwecke angezündeten großen Feuer verbrannt wurden in Gegenwart von 200 Arbeitern, denen ausdrücklich verboten worden, sich zu nähern. Dieses Übermaß von Vorsicht und Unklugheit nährte nur den Verdacht und erregte die Neugierde, ohne sie zu befriedigen. Die Arbeiter erstatteten die Anzeige, und trotz der vom Fabriksdirector in Sèvres und Herr v. la Porte, die vor die Schranken der gesetzgebenden Versammlung geladen worden, abgegebenen Erklärungen blieb man hartnäckig dabei, in den verbrannten Pamphleten die Papiere des berüchtigten eingebildeten österreichischen Comités zu sehen. Girondisten und Jakobiner behaupteten vereint den Bestand eines Complots und benützten, treu ihrem System, die letzten Stützen der Monarchie eine nach der andern

abzubrechen, um jene leichter zu stürzen, die hervorgerufene Aufregung, um den König seiner constitutionellen Garde zu berauben.

Am 16. März, zu einem Drittel aus Linientruppen, zu zwei Dritteln aus Nationalgarden unter dem Obercommando des Herzogs von Brissac, der unter seinen Befehlen die Herren von Hervilly und von Pont-l'Abbé hatte, gebildet, war diese Garde dem Könige aufrichtig ergeben; sie wäre im Falle eines Aufruhrs mit den Schweizern und dem gesunden Theile der Nationalgarde ein starker Mittelpunkt des Widerstandes gewesen.[1] Gleichzeitig hegte sie keine Feindseligkeit gegen die Bürgermiliz, wovon sie bei mancher Gelegenheit Proben geliefert hatte. Es bestand zwischen den beiden Corps der lebhafte Wunsch, in gutem Einvernehmen zu leben.[2] „Bleiben wir recht einig," sagten die Gardisten des Königs, „das ist das Mittel, stark zu sein."[3] Aber eben diese Einigkeit erregte das Misstrauen und den Hass der Feinde des Königthums. Es bildeten sich drohende Ansammlungen bei den Tuilerien; man umstellte die Gardisten, insultierte die Officiere, beschuldigte sie, in der Kaserne der Militärschule eine weiße Fahne zu bewahren und denuncierte sie der gesetzgebenden Versammlung, die sich in Permanenz erklärte, als ob sie einer ungeheuren Gefahr gegenüberstünde. Bazire gieng gerade aufs Ziel los und verlangte die Entlassung der, wie er sagte, „aus eidweigernden Priestern, Emigranten und arlesischen Edelleuten" bestehenden constitutionellen Garde. Nach einer langen Sitzung wurde um Mitternacht der von Brissot unterstützte Antrag angenommen: die constitutionelle Garde wurde aufgelöst und ihr Commandant, der Herzog von Brissac, ins Gefängnis nach Orléans geschickt; er sollte aus diesem nur entkommen, um am 9. September in Versailles niedergemetzelt zu werden.

Während dieser Berathungen der gesetzgebenden Versammlung erklärte der Untercommandant der Garde, d'Hervilly, den Herren Malouet und Montmorin: „Trotz des Decrets bin ich meines Corps sicher und werde morgen, wenn es der König erlaubt, mit 1800 Mann

[1] Malouet behauptet, man hätte damals zur Vertheidigung der königlichen Familie ein Corps von 6000 Mann zusammenziehen können.

[2] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", II, 49 ff.

[3] „Mémoires de Mme Elisabeth", p. 410.

die Versammlung auseinanderjagen.“ [1] Aber der König erlaubte es nicht. Vergeblich flehten ihn Malouet und Montmorin an, das Aufhebungsdecret nicht zu bestätigen; vergeblich machte ihm d'Hervilly unter den lebhaftesten Bitten neuerdings den Vorschlag, über die Jakobiner und die Aufwiegler in der Versammlung herzufallen. „Die Schurken,“ sagte er, „sind schwach, wenn man ihnen widersteht, und dieser Tag kann ein für die Vertheidigung der königlichen Sache sehr kostbarer Tag sein. Wenn wir obsiegen, so werden wir Frankreichs Glück bewirken; unterliegen wir, so verleugnen Sie mich, klagen Sie mich an, und lassen Sie den Zorn der gesetzgebenden Versammlung auf mich fallen.“ Umsonst auch machte man den König aufmerksam, dass diese Vorhut d'Hervillys durch 6000 aus Paris von Herrn v. Clermont-Tonnerre angeworbene Royalisten unterstützt werden könnte. Der König, über die Aussicht auf einen Conflict stets erschrocken, lehnte ab, und die Königin, der jeder energische Entschluss zusagte, die sich aber vor dem Willen ihres Gemahls beugen musste, konnte zu Frau v. Tourzel nur sagen: „Der Vorschlag Herrn v. Hervillys ist großartig und ehrenhaft; aber der König kann sich nicht entschließen, ihn anzunehmen, und in dieser Lage würde ich mir einen Vorwurf daraus machen, seinen Entschluss zu beeinflussen.“ [2]

Ludwig war wehrlos; alles gieng ihm auf einmal verloren; seine Garde war entlassen, und die ohnmächtigen und ungern gehörten Constitutionellen verließen ihn. Barnave entfernte sich, nachdem er von der Königin als letzte Gunst die Ehre erbeten hatte, ihr die Hand zu küssen. Die Königin gewährte ihm diese Gnade und sah selbst tief ergriffen mit Thränen in den Augen den Rathgeber in der letzten Stunde ziehen, dessen edle Gesinnungen sie schätzte, ohne seine Ideen anzunehmen, und der seine späte Ergebung mit seinem Leben bezahlen sollte.[3]

Doch die gesetzgebende Versammlung legte die Waffen nicht nieder. Am 26. Mai verurtheilte sie durch ein Decret jeden eidweigernden Priester, der durch zwanzig vollberechtigte Bürger denunciert wurde, zur Deportation. Am 8. Juni beschloss sie, dass

[1] Malouet sagt 1200; doch die genaue, übrigens auch von Frau v. Tourzel angegebene Zahl ist 1800.

[2] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, II, 118 u. 119.

[3] „Mémoires de Mme Campan“, p. 327.

ein Lager von 20.000 Mann, fünf aus jedem Canton, bei Paris für den 14. Juli gebildet werden sollte, um das Föderationsfest zu wiederholen und so die Bande der Brüderlichkeit zwischen den Departements und der Hauptstadt zu befestigen. In Wirklichkeit hieß das, unter den Mauern von Paris eine Streitkraft von 20.000 Revolutionären den Clubs zur Verfügung stellen, für alle Aufstände Soldaten bereithalten und der gesetzgebenden Versammlung die Garde zuerkennen, die man dem Könige verweigert hatte. Das Project wurde im Jakobinerclub beschlossen, und der Kriegsminister Servan legte es der Versammlung vor, ohne darüber im Ministerrathe gesprochen, ohne den Monarchen verständigt zu haben. Die beiden Decrete griffen den König in seiner Würde an, bedrohten ihn in seiner Macht, verletzten ihn in seinem Gewissen; er verweigerte oder verschob wenigstens die Sanction. Die drei girondistischen Minister, Roland, Clavière und Servan, die seit ihrem Eintritt ins Cabinet unaufhörlich fast öffentlich gegen denjenigen intriguierten, den sie berathen und vertheidigen sollten, machten das Ministerium vollends unmöglich. Am 10. Juni setzte Roland diesen Angriffen die Krone auf, indem er dem Könige unter Eingebung und mittelst der Feder seiner Frau einen frechen Brief schrieb, den er vermöge einer äußersten Ungehörigkeit im Ministerrathe vorlas, nachdem er geschworen, ihn geheimzuhalten. In diesem Briefe, den Dumouriez als eine „unverschämte Verleumdung“,[1] und der letzte Herausgeber der Memoiren Frau Rolands als eine „unnütze Gewaltthat und gemeine Handlung“[2] bezeichnet, kritisierte Roland in roher Weise das Verhalten Ludwigs und Marie Antoinettes, ertheilte dem Monarchen den Befehl, seinen Beichtvater zu wechseln, ließ sich hinreißen, ihn eidbrüchig[3] zu nennen, forderte ihn auf, den Willen der Gironde auszuführen, und machte ihn zu wissen, dass, wenn er die Sanction der Decrete verweigerte, er gegen sich „das unversöhnliche Misstrauen eines betrübten Volkes, das in seinem Könige nur mehr den Freund und Mitschuldigen der Verschwörer sähe,“ erregen würde.[4] Das war zuviel; am 13. Juni entließ Ludwig die drei Minister und beauftragte

[1] „Mémoires de Dumouriez“, I, 459.

[2] „Etude sur M^me^ Roland“ von Dauban, p. 356, Anm.

[3] „Mémoires de Dumouriez“, I, 459.

[4] Mortimer-Ternaux, „Histoire de la Terreur“, I, 125.

Dumouriez, ihnen Nachfolger zu geben. Die gesetzgebende Versammlung beantwortete diesen kraftvollen Act damit, dass sie erklärte, die verabschiedeten Minister nähmen ihr Vertrauen mit, und die Drucklegung von Rolands Brief und dessen Sendung an die 83 Departements decretierte.

Dumouriez blieb Cabinetschef, und Ludwig fühlte sich zu ihm, der in nichts den abgesetzten Ministern glich, hingezogen; aber Dumouriez erklärte, sein Verbleiben könne keinen Nutzen bringen, wenn den beiden Decreten nicht die königliche Sanction ertheilt würde, und verpflichtete sich, das Lager, das Servan bei Paris bilden wollte, nach Soissons zu verlegen. Trotz seines Widerwillens, auf diese Weise, wie die Königin sagte, „20.000 Schufte, die ihn niedermetzeln konnten," zu versammeln, gab der König schließlich dem Verlangen des Ministers, wenigstens bezüglich des Decrets vom 8. Juni, nach; doch betreffs des Decretes gegen die Priester blieb er nach kurzem Schwanken trotz des Drängens des Generals unbeugsam.

Am 15. Juni gab Dumouriez seine Entlassung, entschlossen, Paris zu verlassen und sich zur Armee zu begeben. Doch bevor er abreiste, nahm er am 18. Juni vom Könige Abschied; die Zusammenkunft war aufregend. Dumouriez machte einen letzten Versuch, das, was er die „Scrupel" des Herrschers nannte, zu überwinden; er stellte ihm kräftig die Gefahren einer Weigerung und die Unpopularität des Clerus vor und schilderte ihm in pathetischen Worten die Niedermetzlung der Priester, die Bedrohung seiner Krone und die Volkswuth, der er selbst, seine Frau und seine Kinder ausgesetzt wären. „Ich bin auf den Tod gefasst," antwortete einfach der Monarch, „und verzeihe ihnen im voraus." Er blieb aber bei seinem Entschlusse, da er all den Qualen, die er erduldete, nicht noch die schmerzlichere Qual von Gewissensbissen hinzufügen wollte.[1]

„Dumouriez zog sich zurück," sagte ein ausgezeichneter Geschichtsschreiber, „ohne die Größe jener Scene nach der Tragweite der Rolle, die er dabei gespielt, begriffen und ohne gefühlt zu haben, dass er da den Beweis geliefert, wir sehr die Majestät der Pflicht über die Erwägungen der Politik erhaben ist." [2]

[1] „Mémoires de Dumouriez", I, 450 bis 476.

[2] Graf v. Fallour, „Louis XVI", p. 263.

Einige Tage darauf gieng er zur Armee Luckners, deren Commando er übernehmen wollte.

Am 19. Juni setzte der König, von seinem constitutionellen Rechte Gebrauch machend und zudem von dem Directorium des Seine-Departements und einer mit 8000 Unterschriften versehenen Petition gebeten, den beiden Decreten, von denen eines der schwerste Angriff auf die von der Constitution proclamierte Gewissensfreiheit, das andere eine beständige Bedrohung der Ordnung und der Freiheit der Regierung war, sein formelles Veto entgegen.

Das hieß durch einen vollkommen gesetz- und rechtmäßigen Act der gesetzgebenden Versammlung, die diese Decrete votiert, der Gironde, die sie vorgelegt, den Jakobinern, die sie ersonnen hatten, und dem in den Vorstädten sein Unwesen treibenden Pöbel den Handschuh hinwerfen. Der Handschuh sollte bald aufgehoben werden. Der König wusste es sehr wohl und schrieb am nämlichen Tage, an dem er die Sanction der Decrete verweigerte, an seinen Beichtvater, Herrn Hébert, Superior der Eudisten:[1*6]

„Besuchen Sie mich; nie bedurfte ich mehr Ihres Trostes; ich habe mit den Menschen abgerechnet; nach dem Himmel richte ich meine Blicke. Man kündigt für morgen großes Unglück an; ich werde Muth bekommen."[2]

[1] Hue, „Dernières années du règne et de la vie de Louis XVI", p. 282.

[2] „Mémoires de Malouet", II, 351.

# Neunzehntes Capitel.

## Der 20. Juni.

Schon seit langem wurde alles für eine Erhebung vorbereitet; als Datum wurde der 20. Juni gewählt, der Jahrestag des Schwures im Ballhause und der Flucht nach Varennes. Beim Brauer Santerre in der Vorstadt St. Antoine wurden Winkelversammlungen gehalten, bei denen auf Antrieb Dantons *[1] und im Einverständnis mit dem Maire von Paris, Pétion, die gewöhnlichen Aufwiegler des Pariser Pöbels sich einfanden: der Amerikaner Fournier, der Marquis de Saint-Huruge, der Fleischer Legendre, der Pole Lazonski, Alexandre, Bataillonschef der Vorstadt St. Marcel. Die Verweigerung der Sanction der Decrete in Verbindung mit der Entlassung der girondistischen Minister lieferte den Vorwand.

Schon am 19. abends herrschte in Paris Aufregung; der Reiz eines schönen Abends zog die Bewohner hinaus; auf den Straßen und Plätzen bildeten sich Gruppen, die die für den nächsten Tag geplante Kundgebung besprachen. „Bei den Tuilerien," sagt ein Augenzeuge, „gab es mehr Leute als Sandkörner." [1] Journale, wie die „Révolutions de Paris", predigten offen den Umsturz der Constitution und die Revolte gegen „das königliche Individuum".[2]

Das aus überzeugten und entschlossenen Constitutionellen bestehende Directorium des Departements, durch den neuen Minister des Innern, Terrier de Montciel, von dem, was vorgieng, unterrichtet, entbot den Maire und die Polizeiadministratoren zu sich und nöthigte sie, dem commandierenden General der Nationalgarde, Ramainvilliers, den schriftlichen Befehl zu ertheilen, „die Posten vollzählig zu halten, die bei der gesetzgebenden Versammlung und den Tuilerien zu verdoppelnden Infanterie- und Cavalleriereserven bereitzuhaben und im Nothfalle Linientruppen zu requirieren".

[1] „Journal d'une bourgeoise pendant la Révolution", p. 133.

[2] Daselbst p. 132.

Gleichzeitig forderte das Directorium die städtischen Organe auf, selbst ohne Verzug alle nöthigen Maßregeln zu ergreifen, um dem Gesetze widersprechende Ansammlungen zu verhindern.

Trotz dieser so bestimmten Aufträge und der ausdrücklichen Verfügungen des Gesetzes wurde nichts gethan, um die Erhebung zu verhindern. Im Gegentheil, die Municipalität, „davon verständigt," wie sie sagte, „dass eine große Anzahl Bürger bei der gesetzgebenden Versammlung und beim Könige sich vorzustellen beabsichtigen, um eine Adresse zu überreichen," fasste den Beschluss, dem commandierenden General zu befehlen, „unter die Fahnen die Bürger aller Uniformen und aller Waffengattungen zu versammeln, die so unter dem Commando der Bataillonsofficiere marschieren werden". Das hieß die Verletzung des Gesetzes legitimieren und deren Hintanhaltung unmöglich machen, indem man die Autorität entwaffnete und dem Aufruhr gewissermaßen die Weihe der Legalität verlieh.

Ramainvilliers schwankte zwischen jenen einander entgegengesetzten Befehlen hin und her, wurde irre und that schließlich gar nichts. Man suchte ihn am 20. den ganzen Tag überall, ohne ihn zu finden.

Um 5 Uhr morgens wurde Rappell geschlagen; um 8 Uhr machten sich die „Faubourgs" auf den Marsch und kamen gegen Mittag in der rue Saint-Honoré an. Auf beiden Ufern der Seine ausgezogen, vereinigten sie sich bald, um eine compacte Masse zu bilden, die sich auf dem Marsche durch alle Müßiggänger und Gaffer verstärkte. Die 1500 Mann Santerres waren auf diese Weise 20.000 geworden. An der Spitze marschierten Sappeure, dann kamen die Kanonen und auf einem Wagen der Freiheitsbaum, der auf der Terrasse der Feuillanten** aufgepflanzt werden sollte.

An der Thür der gesetzgebenden Versammlung machte die Colonne Halt, und Santerre ließ dem Präsidenten einen Brief zukommen.

Die Versammlung berieth soeben über den Empfang, den sie den Petitionären bereiten solle. Der Präsident Français, aus Nantes, liest den Brief vor, der für sie die Zulassung vor die Schranken verlangt. Die Tribünen klatschen Beifall. „Man lasse sie eintreten," schreit die Linke. — „Nein, nein!" gibt die Rechte zurück. Zwischenrufe fliegen von einer Seite des Saales auf die andere.

Einigen Individuen gelingt es, sich hereinzuschleichen; man weist sie hinaus.

Die Reitschule, die seit der Rückkehr des Königs nach Paris der Versammlung als Sitzungssaal diente, war ein großes Gebäude von etwa 150 Fuß Länge, und lief der Terrasse der Feuillanten parallel.[1] Zwischen dem Sitzungssaale und dieser Terrasse erstreckte sich ein langer, schmaler Hof, der vom Tuileriengarten durch eine hohe Mauer getrennt war; eine kleine, in der Mauer angebrachte Thür führte in den Garten. Die Menge, die sich in diesem Hofe nicht anhäufen wollte, wo sie hätte leicht umzingelt werden können, sammelte sich am anderen Ende der Gebäude an. Die Spitze der Colonne drängte sich am Fuße der Treppe, die zum Sitzungssaale führte, und war, da sie, von den unaufhörlich wiederkommenden Fluten gestoßen, weder vor- noch rückwärts konnte, zur Seite gewichen und hatte sich in einem benachbarten, zu einem ehemaligen Kapuzinerkloster gehörigen Garten verbreitet. Da sie nicht wussten, was sie thun sollten, während die Versammlung berieth, pflanzten die Sappeure in diesem Garten den auf einem Wagen herbeigeschleppten Freiheitsbaum auf.

Andere Banden, die unterdessen einen Ausweg suchten und allen Raum besetzt fanden, drangen in den Hof der Reitschule ein. Ebenfalls durch die von Minute zu Minute ankommenden neuen Schichten gedrängt, in dem engen Raume erstickend, stürzen sie sich gegen die in den Tuileriengarten führende Thür. Die Thür ist von einem Detachement Grenadiere bewacht, und Kanonen sind aufgeprotzt, um den Durchgang zu verwehren. Vergebens begehren drei Municipalbeamte, Boucher René, Boucher Saint-Sauveur und Mouchet, die der Ansammlung entgegengegangen waren und sich so an der Spitze der Colonne befanden, das Öffnen der Thür; der Postencommandant weist sie an den commandierenden General. Die Municipalbeamten begeben sich ins Schloss und wenden sich, da sie Ramainvilliers nicht finden, an den König. Mouchet, ein kleiner, schwarzer, krummbeiniger Kerl, der an jenem Tage die traurige Rolle eines revolutionären Polizeispitzels spielte, spricht den König an und verlangt freien Eintritt in den Garten für Bürger, die, da sie „gesetzlich“ vorgehen, nur verletzt werden

[1] Der Saal der Reitschule nahm einen Theil der rue Rivoli ein, dort, wo diese sich mit der rue Castiglione kreuzt.

könnten, wenn sie sich verdächtigt fühlen. „Wir selbst," fügte er bei, „waren betroffen, als wir Kanonen gegen das Volk gerichtet sahen. Derartige Maßregeln sind eher geeignet, es zu reizen als zu befriedigen." — „Ihre Pflicht," antwortete der König, „ist, das Gesetz ausführen zu lassen." — „Wenn die Thür nicht geöffnet wird," versetzte Mouchet, „so wird sie eingestoßen." — „Nun gut," erwiderte der König, „wenn sie es für nützlich erachten, lassen Sie die Feuillantenthür öffnen. Man möge längs der Terrasse defilieren, um durch die Thür der Stallungen wieder hinauszugehen; trachten Sie, dass die öffentliche Ruhe nicht gestört werde. Es ist Ihre Pflicht, darüber zu wachen."

Die Municipalbeamten gehen, um die Antwort des Königs zu überbringen; es war zu spät. Die Thür war eingebrochen, und die Menge hatte sich im Garten verbreitet, von wo es damals mit etwas gutem Willen und Energie leicht gewesen wäre, sie hinauszubringen. Der andere Theil der jetzt entzwei geschnittenen Colonne, der sich im Feuillantenhof drängte, war endlich in die gesetzgebende Versammlung zugelassen worden. Der Sprecher der Bande, Huguenin,[1] stellt sich vor die Schranken und liest eine lange und heftige Schmähschrift gegen den König ab, in der es heißt: „Warum müssen freie Männer sich in die grausame Nothwendigkeit versetzt sehen, ihre Hände in das Blut der Verschwörer zu tauchen? Es ist keine Zeit mehr, zu heucheln; die Anzettelung ist entdeckt; die Stunde ist gekommen; das Blut wird fließen, und der Freiheitsbaum, den wir soeben gepflanzt haben, in Frieden blühen. . . . Ein einziger Mensch darf nicht den Willen von fünfundzwanzig Millionen Menschen beeinflussen."

Die Linke applaudiert, die Rechte ist entrüstet; Mathieu Dumas verlangt für die Petition die Vorfrage. Aber unter dem Gebelfer der Tribünen und den Drohungen der draußen lärmenden Banden gibt es keine freie Berathung. Die Vorfrage wird verworfen, und die Versammlung beschließt, dass die Bürger der Vorstädte St. Antoine und St. Marcel zugelassen werden, um vor ihr zu defilieren.

Ein Trommelwirbel ruft die im Tuileriengarten zerstreute Menge zusammen und die Defilierung beginnt bei Trommelschall

[1] Das „Journal d'une bourgeoise de Paris" (137) nennt ihn mit revolutionärer Emphase „einen neuen Cicero".

und Musik. Santerre und Saint-Huruge sind an der Spitze; sie stellen sich am Fuße der Rednerbühne auf und lassen ihre Armee Revue passieren. Dann kommt ein Durcheinander von Weibern, Kindern, Nationalgardisten und Sansculotten,*3 die einen unbewaffnet, die anderen mit Säbeln, Piken, Sicheln, Äxten, Messern und sogar mit Sägen bewaffnet. Einer trägt auf der Spitze einer Pike eine alte Hose mit der Aufschrift: „Es leben die Sansculotten!" ein anderer ein ganz blutiges Kalbsherz, auf dem geschrieben steht: „Aristokratenherz!" Rohe Emblems, beschimpfende Insignien, drohende Aufschriften flattern über den Köpfen, wie: „Nieder mit dem Veto!" „Warnung für Ludwig XVI.!" „Das Volk ist des Leidens müde!" „Freiheit oder Tod!" Die Musik spielt das „Ça ira", die Menge wiederholt den Text des Volksliedes und schreit bald nach Art eines Refrains: „Nieder mit dem Veto!" Bisweilen hält der Zug und überläßt sich mitten im Saale „patriotischen" Tänzen. Und die gesetzgebende Versammlung wohnt mit niedriger Resignation dieser schimpflichen Herabwürdigung der Nationalvertretung an.

Der Vorbeimarsch dauert fast zwei Stunden. Nach seiner Beendigung dankt Santerre den Deputierten für die Freundschaft, die sie den Petitionären gütigst haben erweisen wollen, überreicht dem Präsidenten zum Zeichen der Erkenntlichkeit eine „prächtige Fahne"[1] und eilt auf die place du Carrousel, um das Commando seiner Armee wieder zu übernehmen. Es ist halb 4 Uhr. Die gesetzgebende Versammlung hebt die Sitzung auf.

Als die Colonne aus dem Saale durch den Hof der Reitschule gegangen war, drang sie, statt wieder in die rue Saint-Honoré zu lenken, in den Tuileriengarten und gieng von da längs der Façade des Schlosses durch das Pont-Royal-Pförtchen hinaus. Als sie unter den Fenstern vorübergieng, wiederholte sie die beliebten Rufe: „Es leben die Sansculotten! Nieder mit Herrn und Frau Veto!" Zehn Bataillone Nationalgarde standen da, eine Fahnenfront bildend, vor der die Faubourgs defilierten. Beim Pont-Royal angelangt, schien der Zug die Richtung nach den Quais zu nehmen, und man konnte einen Augenblick glauben, dass alles sich auf die heftigen Erklärungen beschränken würde, die in der gesetzgebenden Versammlung erschollen. Es sollte nicht so sein,

[1] „Journal d'une bourgeoise pendant la Révolution", p. 138.

und das war nicht der Plan der Häupter des Aufstandes. Das Eindringen in das Schloss bildete einen Theil des Programmes, wobei man vielleicht noch mehr erwartete und dem Zufalle die Sorge für das Übrige überließ. Gegenüber dem Carroussel angelangt, macht die Bande, statt ihren Marsch fortzusetzen, kehrt und dringt durch das Pförtchen.

Der Hof des Carroussels wird besetzt; hier hält der Zug und klopft an der Thür zum königlichen Hofe. „Wir wollen hinein," schreit man, „wir wollen dem Könige nichts zuleide thun." Statt aller Antwort kreuzen die beiden wachehaltenden Gendarmen die Bajonnette. Die Menge weicht einen Augenblick zurück. Aber Gendarmen und Nationalgardisten haben keine Weisungen; die einen wollen die Thür bis aufs äußerste vertheidigen, die anderen zögern. „Was haben wir zu thun?" fragt ein Capitän den Obersten Rulhière. — „Ich habe keine Befehle," antwortete Rulhière, „ich glaube aber, dass die Truppe da ist, um die Nationalgarde zu unterstützen." Der commandierende General, Ramainvilliers, kommt vorbei; ein Oberstlieutenant der Gendarmerie, Carle, eilt auf ihn zu und fragt ihn. „Lassen Sie die Bajonnette wegnehmen," antwortet Ramainvilliers. — „Warum," versetzt Carle entrüstet, „befiehlt man mir nicht sofort, meinen Degen abzugeben und meine Hose auszuziehen?" Ramainvilliers erwidert nichts und verschwindet.

Um alles beizulegen, fordert einer der der königlichen Familie am meisten ergebenen Officiere, Aclocque, die Führer der Colonne auf, zwanzig Petitionäre zu wählen, die er zum Könige zu führen verspricht. Etwa dreißig Männer treten vor; man lässt sie herein, und das Pförtchen wird wieder geschlossen.

Die Menge tobt draußen. Die zur Aufreizung der Volksleidenschaften geeignetsten Gerüchte, geschickt ausgestreut und ausgelegt, gehen um. Man erzählt, man habe des Morgens im Schlosse 1200 bis 1500 St. Ludwigsritter gesehen; man habe im Hofe ehemalige Mitglieder des aufgehobenen Hofstaates des Königs erkannt; die Appartements seien mit schwarzgekleideten, von den revolutionsfeindlichsten Absichten beseelten Leuten gefüllt; dieser Tag sei bestimmt, den Tag der Dolche zu erneuern ꝛc. All dieses Gerede verbreitet sich und verbittert den schon stark erregten Pöbel. Die Kanoniere aus den Vorstädten, die auf der place du Carrousel

vor ihren Geschützen stehen, machen Chorus mit der Menge. Der Commandant des Bataillons von Val-de-Grâce, Saint-Prix, versucht vergebens, seine Leute, deren üble Gesinnung er kennt, dahin zu bringen, in ihre Quartiere zu ziehen; die Leute weigern sich und laden ihrem Führer zum Trotz ihre Kanonen. „Wir werden nicht abziehen," sagt ein Lieutenant. ... „Wir sind nicht für nichts und wieder nichts gekommen; das Carroussel ist bezwungen; auch das Schloss muss es werden. Es ist das erstemal, dass die Kanoniere von Val-de-Grâce marschieren; das sind keine ... wir wollen sehen." Und mit der Hand auf das Schloss weisend, rief er: „Mir nach, Kanoniere! Gerade auf den Feind los!" Die Kanoniere brechen auf und wenden ihre Geschütze gegen die königliche Pforte: „Wenn man das Öffnen der Thüre verweigert," sagt Santerre, der soeben angekommen, „wird man sie mit Kugelschüssen einbrechen."

Aber es war nicht nöthig; zwei Municipalbeamte, Boucher René, und ein anderer, dessen Name unbekannt geblieben, gaben den Befehl, zu öffnen. Die Menschenflut stürzt in den Hof der Tuilerien; alles tritt auf einmal ein: Volk, Nationalgardisten, Gendarmen. „Ich werde es noch lange sehen," sagt ein Augenzeuge, „wie 16.000 Bewaffnete in guter Haltung sich für verpflichtet halten, zwei Municipalbeamten zu weichen, die ihnen im Namen des Gesetzes befehlen, 20.000 mit Piken und Äxten bewaffneten Leuten den Eingang zu gewähren, die mit entsetzlicher Schnelligkeit die Stufen des Palastes hinaufstürmen. Nie waren mir die rasenden Meeresfluten so gefährlich erschienen." [1] Einige ergebene Officiere bemühen sich, das Thor zu schließen, das den Hof von der großen Treppe scheidet. Die durch die Haltung der Municipalität entmuthigten Nationalgardisten verweigern die Vertheidigung des Einganges und antworten, als einer ihrer Commandanten zu ihnen sagt: „Seid Ihr sicher, dass sich unter die, welche sich vorstellen, nicht Leute mischen, die fähig sind, dem König ans Leben zu gehen?" — „Es ist besser, dass ein Mensch erdrosselt werde, als wir." Bei diesen Worten, die alle Feigheiten rechtfertigt und zu allen Verbrechen ermächtigt, wird die letzte Pforte durchschritten, und der Zutritt zur königlichen Wohnung ist der Invasion preisgegeben.

[1] „Le de comte Fersen et la Cour de France", II, 307.

Die keinen Widerstand mehr findende Menge stürzt sich in so compacten Massen und mit solchem Ungestüm auf die Treppe, dass eine von den Kanonen von Val-de-Grâce mit den Armen bis in den dritten Saal des Schlosses, den der Schweizer, getragen wird, wo ihre Räder an einer Thüre hängen blieben; dieses unerwartete Hindernis hält die Eindringenden einen Augenblick auf und erhöht die Wuth. Es geht das Gerücht, eine Kanone sei von den Vertheidigern des Königthums aufgeprotzt worden, um das Volk zusammenzuschießen; mehr bedurfte es nicht, um alle Bewohner der Tuilerien der Niedermetzlung zu überliefern. Glücklichlicherweise machen die Sappeure, auf Mouchets Anordnung, die Kanone los und schaffen sie an den Fuß der großen Treppe, wo sie bis zum Schlusse des Tages bleibt.

Der König war mit seiner Familie in seinem Zimmer, als er plötzlich an die Thür klopfen hört. Man öffnet; es ist einer seiner Getreuen, Bataillonschef Aclocque, der kommt, ihn zu bitten, sich dem Volke zu zeigen. Der König ist damit einverstanden, geht ins Schlafzimmer und von da in das Oeil-de-Bœuf. Die Königin will ihm folgen, der König hindert es, man schleppt sie weg, und sie hat nur mehr Zeit, zu den Grenadieren zu sagen: „Freunde, rettet den König!“ [1] Prinzessin Elisabeth, wie sie selbst sagt, „glücklicher als sie“ (die Königin), begleitet ihren Bruder und mit ihr einige Minister und Edelleute: Terrier de Montciel, de Lajard, Beaulieu, Admiral Bougainville, die Marschälle de Beauvau, de Mouchy und de Mailly, die Herren v. Tourzel, d'Hervilly u. s. w. „Mir nach, Grenadiere!“ ruft der König. Ein Anzahl Nationalgardisten, meistens vom Bataillon Sainte-Opportune, eilen mit La Chesnaye, dem Commandanten der sechsten Legion, herbei. „Meine Herren, retten Sie den König!“ ruft ihnen Prinzessin Elisabeth mit Thränen in den Augen zu. Alle umstellen den König und ziehen ihre Säbel. Doch auf ein Wort Aclocques hin, der aufmerksam macht, dass diese drohende Haltung dem Monarchen, den sie vertheidigen wollen,[2] der Gefahr aussetzen könnte, stecken sie die Säbel wieder in die Scheide.

Eine einfache Thüre trennt Ludwig vor den Eindringenden, die Menge brüllt draußen und bearbeitet die Thür mit Axthieben;

[1] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, II, 139.

[2] Daselbst, II, 140.

schon sind die zwei unteren Füllungen zerhauen, als Aclocque den König veranlasst, sie eher öffnen als einschlagen zu lassen. „Ich will es," antwortete der König, „ich fürchte nichts inmitten der mich umgebenden Personen." Ein Thürsteher öffnet die Thür, die Massen dringen ein. „Bürger," sagt Aclocque, „erkennet euren König; achtet ihn; das Gesetz befiehlt es euch. Wir werden alle eher umkommen, als dulden, dass die geringste Thätlichkeit gegen ihn verübt werde." Diese mit lauter und fester Stimme gesprochenen Worte bringen die Invasion zu einem kurzen Stillstande; die Nationalgardisten benützen ihn, um den König in eine Fensternische auf der Hofseite zu ziehen; er steigt auf eine Polsterbank, die Grenadiere stellen sich vor ihm auf. „Sire," sagt einer von ihnen, „fürchten Sie sich nicht." — „Mein Freund," antwortete der unerschrockene König, die Hand des Grenadiers ergreifend und auf seine Brust legend, „lege die Hand auf mein Herz und sage, ob es schneller schlägt." [1]

Die Volkswogen schwollen immer mehr an; die einen Augenblick zögernde Menge stürmt vorwärts und erfüllt den Saal mit Ausbrüchen des Hasses und Todesdrohungen: „Nieder mit Herrn Veto, mit Frau Veto und ihrer ganzen Sippschaft!" [2] — „Zum Teufel mit dem Veto!" — „Rückberufung der patriotischen Minister!" — „Er muss unterzeichnen; wir gehen nicht eher, als bis er es gethan hat." — Ein Elender, einer von den zuerst Eingedrungenen, sucht, mit einem langen Stocke bewaffnet, an dessen Ende eine sehr spitze Degenklinge angebracht ist, auf den König zu stürzen; man treibt ihn mit Bajonnettstichen zurück. Ein anderer, braun und blatternarbig, mit einem grünlichen Überrocke und einer leinenen Pantalon bekleidet, mit einem Säbel in der Linken, einer Pistole in der Rechten, versucht die Menge zu durchbrechen. „Wo ist er, dass ich ihn tödte?" heult er. — „Unseliger! hier ist er, dein König," sagt ein Thürhüter des Appartements zu ihm, „getraust du dich, ihn anzublicken?" Der Kerl weicht zurück, wie vor Schreck gelähmt. Es herrscht einen Augenblick Stille. Der König will sie benützen, um zu sprechen; aber eine neue „Überschwemmung" kommt heran „mit so gräßlichem Geschrei", sagt ein Bericht, „dass Gott, wenn er gedonnert hätte, nicht gehört worden wäre". [3] In der ersten

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 304.
[2] Daselbst, II, 303.
[3] Daselbst, II, 304.

Reihe der Eindringenden erscheint ein Mordgeselle, namens Soudin, ein sogenannter Sieger von der Bastille, dessen vorzüglichste Heldenthat war, einst die blutigen Köpfe Foulons und Berthiers gewaschen und auf der Spitze einer Pike getragen zu haben. In weiterer Entfernung gesticuliert ein Individuum in grünem Rocke, das nach dem Kraftausdrucke eines Zeugen für einen Kopfabschneider von 1789 gilt. Dieser ganze Schwarm erfüllt das Oeil-de-Bœuf, schreit, schmäht, droht, zerbricht die Möbel, zerschlägt die Spiegel, reißt die Schlösser ab, raubt die kostbaren Gegenstände, führt sich mit einem Worte so auf, sagt der Bericht des Departement-Directoriums, „als ob es sich um Belagerung und Plünderung der Tuilerien handelte".

„Was wollt ihr?" fragt ruhig der Monarch. „Ich bin euer König; ich bin von der Constitution nicht abgewichen."

Seine Stimme verhallt im Tumulte. Der Fleischer Legendre nähert sich der Fensternische. „Mein Herr . . .," hebt er an. Bei dieser unerwarteten Ansprache macht Ludwig eine Bewegung. „Ja, mein Herr," beginnt wieder Legendre, „hören Sie uns an; Sie sind dazu da, um uns anzuhören . . . Sie sind treubrüchig; Sie haben uns immer getäuscht; Sie täuschen uns noch. Aber geben Sie acht! Das Maß ist voll; das Volk ist müde, Ihr Spielball zu sein." Dann verliest er eine angebliche Petition, die, sagt Röderer, „nur ein Gewebe von Vorwürfen, Beleidigungen und Drohungen war".

„Ich werde thun, was die Constitution und die Decrete mich thun heißen," antwortet einfach der König.

„Nieder mit dem Veto! Rückberufung der Minister!" gibt die Menge zurück. Und die Schmähungen erschallen in doppelter Stärke aus diesem Haufen von Sansculotten und Megären, der das Oeil-de-Bœuf füllt. Einige mit Säbeln bewaffnete Kerle suchen die von den Nationalgardisten gebildete Linie zu durchbrechen, um den König zu erreichen; die Grenadiere stoßen sie zurück. Ludwig bleibt unempfindlich; weder Schmähungen noch Gewaltthaten können seine unvergleichliche Ruhe erschüttern.

„In einer so schrecklichen Lage," sagt ein unverdächtiger Zeuge, „benahm sich Ludwig mit außerordentlicher Festigkeit und wahrhaft königlicher Klugheit und gleichzeitig mit ungewöhnlicher Ruhe und Güte." [1]

[1] „Lettres de Coray au Protopsalle de Smyrne", p. 151.

Inzwiſchen nähert ſich ein Individuum, das auf der Spitze eines Stockes eine rothe Mütze trägt, dem Könige und neigt den Stock gegen ihn. Der Municipalbeamte Mouchet verſteht das Zeichen, nimmt die Mütze und gibt ſie dem Könige, der ſie auf den Kopf ſetzt. Die Menge klatſcht Beifall und ſchreit: „Es lebe die Nation! Es lebe die Freiheit!“ Einige Zurufe: „Es lebe der König!“ laſſen ſich vernehmen, finden aber kein Echo. Der wackere Grenadier Bidaut hört einige Elende halblaut ſagen: „Er hat ... daran wohlgethan, ſie aufzuſetzen; denn wir hätten geſehen, was geſchehen wäre ... und ..., wenn er die Decrete nicht ſanctioniert, werden wir alle Tage wiederkommen.“

Mitten in dem Schwarme trägt ein Weib ein mit Blumen bekränztes und mit einer Cocarde verſehenes Schwert. Der König bemerkt es und gibt ein Zeichen. Mouchet, den man überall dabei findet, nimmt das Schwert und reicht es dem Monarchen, der es ſchwingt und die Cocarde auf ſeine Mütze ſtecken läſst. „Es lebe die Nation!“ ſchreit die Menge, und der König wiederholt mit ihr: „Es lebe die Nation!“

Mouchet ſchlägt ihm jetzt vor, auf die Terraſſe hinauszugehen. Ludwig lehnt ab mit den Worten: „Ich befinde mich hier wohl.“ Die Hitze iſt indeſſen erſtickend. Ein Nationalgardiſt, dem man eine Flaſche Wein und ein Glas hat zukommen laſſen, bietet dem Könige zu trinken an. „Sire,“ ſagt er mit naiver Vertraulichkeit, „Sie müſſen ſehr dürſten; denn ich, ich ſterbe.... Dürfte ich Ihnen anbieten. Fürchten Sie nichts; ich bin ein ehrlicher Menſch, und damit Sie ohne Furcht trinken, werde ich zuerſt trinken, wenn Sie erlauben.“ — „Ja, mein Freund, ich werde aus deinem Glaſe trinken,“ antwortet der Herrſcher, und das Glas erhebend ſagt er: „Volk von Paris, ich trinke auf deine Geſundheit und auf die der franzöſiſchen Nation.“

In einer andern Fenſterniſche hielt ſich Prinzeſſin Eliſabeth auf. Man gewahrt ſie und ſchreit: „Ah! da iſt die Öſterreicherin! Wir müſſen den Kopf der Öſterreicherin haben!“ — „Das iſt nicht die Königin,“ ſagt Herr v. Saint-Pardoux, der Stallmeiſter der Prinzeſſin. — „Warum ihnen ihre Meinung nehmen?“ verſetzte lebhaft die großherzige Frau. „Ihr Irrthum hätte die Königin retten können.“ Und da ſie in der ſie umgebenden drohenden Horde einen jungen Mann bemerkt, deſſen Bajonnett faſt ihre Bruſt be-

rührt, entfernt sie mit der Hand sachte die Waffe und sagt mit dem liebenswürdigsten Lächeln: „Geben Sie acht, mein Herr, Sie könnten jemanden verwunden, und ich bin sicher, dass Ihnen dies leidthun würde."

Unterdessen sind einige Deputierte, von dem Überfalle des Schlosses unterrichtet oder aus eigenem Antriebe, herbeigeeilt. Vergniaud und Isnard sprechen die Menge an und suchen sie zur Achtung der Autorität zurückzurufen. Es gelingt ihnen nicht, sich Gehör zu verschaffen. „Nieder mit dem Veto! Die Sanction! Rückberufung!" sind die einzigen Antworten, die ihre Mahnungen erreichen.

Endlich kommt Pétion, der Maire von Paris, an. Nach der Rathssitzung, in der man den die Erhebung legitimierenden Beschluss gefasst hatte, zog er sich mit einigen Vertrauten in einen Saal des Gemeindehauses zurück. Dort war er, wie er sagte, „voll Ruhe und Heiterkeit," denn die Nachrichten, die er empfieng, lauteten „vortrefflich", und das Schauspiel war schön, freudig und lustig. Umsonst appellierte das Directorium zu wiederholtenmalen an seine Wachsamkeit; er rührte sich nicht. Doch gegen halb 5 Uhr gab er Befehl, seinen Wagen zu bespannen, und begab sich, wie er in seinem Berichte sorgsam bemerkt, seiner Pflicht sein Diner opfernd, in die Tuilerien. Er kommt gegen 5 oder 6 Uhr an, drängt sich, begleitet von Sergent, durch die Menge, die ihn mit dem Rufe: „Es lebe Pétion!" begrüßt, und nähert sich dem Könige, den er, nach seinem Ausdrucke, mit Verwunderung „mit dem Abzeichen der Freiheit gekrönt" sieht; damit meinte er die rothe Mütze. „Sire," sagte er, „ich habe soeben erfahren, in welcher Lage Sie sich befinden." — „Das ist sehr erstaunlich," versetzt der König trocken; „seit zwei Stunden dauert das schon." Zwei Grenadiere heben den Maire auf ihre Schultern. Er spricht zum Volke und predigt ihm Achtung vor dem Gesetze; thut es aber, nach dem Municipalbeamten Champion, so kühl, dass das Geschrei sich verdoppelt. Ein großer, blonder junger Mann von 20 bis 25 Jahren durchbricht die Menge und sagt unter drohenden Geberden zum Könige: „Sire, ich verlange von Ihnen im Namen der mich umgebenden 100.000 Menschen die Rückberufung der patriotischen Minister, die Sanction der Decrete, ihre Ausführung ... oder sie werden umkommen ..."

Pétion, der dabei steht, versucht keinen Augenblick, diesem Wahnsinnigen Schweigen zu gebieten. Champion geräth in Entrüstung über diese Feigheit oder über dieses Einverständnis und sagt:

„Herr Maire, Sie sind verantwortlich für das, was geschehen kann.“ Pétion entschließt sich, ein zweitesmal die Menge anzusprechen. Gegenüber dieser Verletzung aller Gesetze, diesen Räuberbanden, die die Tuilerien wie eine mit Sturm genommene Stadt behandeln, diesen hartnäckigen Schmähungen auf die Majestät des Staatsoberhauptes, spricht er von der Würde des Volkes. „Bürger,“ sagt er, „ihr habt soeben euren Wunsch dem erblichen Vertreter der Nation in gesetzlicher (!) Weise vorgelegt, ihr habt es mit Würde, mit der Majestät eines freien Volkes gethan. Kehrt jetzt jeder in eure Behausungen zurück und gebt keinen Anlass, eure achtungswerten Absichten zu verdächtigen.“

Achtungswerte Absichten! Und einige Jahre später gestand Legendre Boissy d'Anglas, dass eines der geheimen Ziele der Führer der Bewegung die Ermordung des Königs gewesen!

„Sind die Thüren der Gallerie offen?“ fragt Sergent. — „Ja,“ antwortete der König. „Ich habe die Appartements öffnen lassen; wenn das Volk auf der Seite der Gallerien defiliert, wird es das Vergnügen haben, sie zu sehen.“

Bei diesen Worten entsteht eine Bewegung; Neugierde bei den einen, Ermüdung bei den andern bestimmen endlich die Meuterer abzuziehen. Sergent, mit seiner Schärpe in der Hand, sucht die Bewegung zu regeln, und der Marsch beginnt unter dem immer wiederholten Rufe: „Es lebe Pétion! Nieder mit dem Veto!“ Man sieht mitten unter den marschierenden Banden den Elenden wiedererscheinen, der auf der Spitze einer Pike ein blutiges Kalbsherz trägt mit der Aufschrift: „Aristokratenherz!“ „Dieser Mensch,“ berichtet ein Zeuge, „hielt dieses entsetzliche Sinnbild absichtlich dem Könige unter die Augen.“

Das Oeil-de-Bœuf war zur Hälfte geleert. Aclocque benützt dies, um dem Könige vorzuschlagen, sich zurückzuziehen. Was der Monarch von dem verdächtigen Mouchet nicht angenommen hat, nimmt er von dem treuen Aclocque an; umgeben von den Municipalbeamten und den Nationalgardisten, die ihm einen Durchgang bahnen, wendet er sich gegen eine geheime Thür, durch die er verschwindet,

und die ihres Opfers beraubte Menge strömt lärmend durch die Appartements. Als sie durch das königliche Wohnzimmer zieht, heult sie: „Ist das das Bett des dicken Veto? Ah! er hat ein schöneres Bett als wir, der dicke Veto! Wo ist er denn, der Herr Veto?“ Mitten unter diesen groben Späßen und Verhöhnungen wird der Marsch fortgesetzt.

Während diese traurigen Scenen sich im Oeil-de-Bœuf abspielen, war eine andere Bande, von einem Menschen geleitet, der eine eingehende Kenntnis des Palastes haben mußte — denn er hatte sie durch eine Thür geführt, von deren Existenz nur die Leute des inneren Dienstes wußten — in das Zimmer des Dauphin gedrungen, wo man Marie Antoinette zu finden hoffte.[1] Die Königin hatte es soeben verlassen; die enttäuschten Banditen hauen die Thüren mit Axthieben ein, durchstechen die Betten und Schränke, stöbern überall herum. Abscheuliche Megären schleudern Beschimpfungen gegen die unglückliche Fürstin und schwören, sie wollten sie todt oder lebendig in die Hände bekommen. Einer von den Räubern, eine Axt in der Faust, Schimpf im Munde, schreit, er habe schon viele Thüren eingeschlagen, er werde aber noch viele andere einschlagen, um die Österreicherin zu bekommen!

Die Königin hatte vergebliche Anstrengungen gemacht, ihren Gatten zu begleiten; nachdem er in das Oeil-de-Bœuf gegangen war, stürzte sie ihm nach; man trat ihr entschieden in den Weg; sie wandte sich dann gegen ihre Kinder und sagte: „Rettet meinen Sohn!“ Der durch den Lärm erschreckte Dauphin stieß ein klägliches Geschrei aus.[2] Hue nahm ihn und trug ihn in das Appartement seiner Schwester, das dem Tumult mehr entrückt war. Als die Königin ihn in Sicherheit wußte, eilte sie neuerdings ihrem Gatten nach; man hielt sie zurück. „Lasset mich,“ sagte sie, „mein Platz ist beim Könige; ich will zu seinen Füßen sterben.“[3] Treue Diener, die Herren v. Aubier und v. Rougeville, halten sie mit achtungsvoller Entschlossenheit auf, und der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Chambonnas, stellt ihr vor, daß sie, weit entfernt, den König zu retten, ihn vielleicht noch mehr in Gefahr bringen würde, daß ihr Platz bei ihren Kindern sei. Durch

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, II, 304.
[2] Daselbst, II, 307.
[3] Daselbst, II, 304.

diese Gründe überredet, läßt sie sich nicht ohne Bedauern in das Zimmer des Dauphin führen, wohin dieser zurückgebracht worden. Aber bald macht sich die Meute an der Thür vernehmbar; man zieht die Königin durch einen geheimen Ausweg in das Zimmer des Königs,[1] dann in das Rathzimmer. Da, in diesem letzten Gemache sitzt sie,[2] blaſs, mit unfreiwillig zitternden Füßen,[3] umgeben von ihren Kindern, von den Frauen v. Lamballe, v. la Roche-Aymon, v. Tourzel, v. Maillé, v. Mackau, vom Minister Chambannas, vom Generallieutenant Wittinghof und von einigen Grenadieren, als der Marsch des Gesindels durch die Appartements beginnt.

Als man den Tumult zunehmen und die Volkswogen nahen hörte, zieht man eilig Marie Antoinette in eine Fensternische, rollt den Berathungstisch des Ministerrathes vor sie hin, und etwa zweihundert Nationalgardisten[4] stellen sich in drei Reihen vor dieser improvisierten Barricade unter dem Commando Mandats auf.

Bald dringt der Pöbel in den Saal. Santerre geht voran und herrscht die Grenadiere an: „Machet Platz, damit das Volk die Königin sieht.“ Dann sich an Marie Antoinette wendend, sagte er: „Madame, man täuscht Sie, das Volk will Ihnen nichts zuleide thun. Wenn Sie wollten, gäbe es nicht einen, der Sie nicht so liebte, wie dieses Kind,“ setzte er hinzu, auf den Dauphin weisend. „Übrigens fürchten Sie nichts, man wird Ihnen nichts zuleide thun.“ — „Ich bin weder irregeführt noch getäuscht,“[5] antwortete die Königin, „und fürchte mich nicht; man fürchtet sich nie, wenn man bei braven Leuten ist.“ Dabei reichte sie den Nationalgardisten die Hand, welche diese begeistert ergreifen und ehrfurchtsvoll küssen.

Der scheußliche Vorbeimarsch beginnt. Ein Elender trägt ein Bündel Ruthen mit der Aufschrift: „Für Marie Antoinette“; ein anderer hebt einen kleinen Galgen empor, an dem eine Puppe[6] hängt mit den Worten: „Marie Antoinette an die Laterne“; ein

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, II, 273 u. 274.
[2] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, II, 146.
[3] Marquise de Lâge, „Souvenirs d'émigration“, p. 32.
[4] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, II, 304.
[5] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, II, 147.
[6] „Mémoires de Mme Campan“, p. 331.

dritter schleppt eine Guillotine daher, auf der der traurig-prophetische Satz steht: „Nationale Gerechtigkeit gegen die Tyrannen. Nieder mit dem Veto und seiner Frau!“ Santerre steht neben Mandat, die Bewegung leitend und, wenn ich so sagen darf, der Bande die königliche Familie vorstellend. „Schaut,“ sagte er, „da ist die Königin, da ist der königliche Prinz.“ Der arme königliche Prinz saß da auf dem Tische; einer von den Gaunern fährt Marie Antoinette mit heiserer Stimme an: „Wenn du die Nation liebst, so setze diese Mütze deinem Sohne auf.“ Dabei hält er ihr eine rothe Mütze hin. Die Königin nimmt sie und setzt sie dem Dauphin auf. Bei der gräßlichen Hitze erstickte der kleine Prinz fast unter der unbequemen, dicken Bedeckung. Santerre selbst sagt mitleidsvoll: „Nehmet dem Kinde die Mütze herunter, es ist ihm zu warm.“

Trotz ihrer Ruhe wendet sich die Königin zu ihren Freunden und murmelt: „Es ist auch zu stark; das geht über alle menschliche Geduld.“ [1]

Die Bewegung hielt einen Augenblick inne; ein Weib bleibt mit feurigem Auge und geballter Faust vor Marie Antoinette stehen und kreischt: „Du bist eine ehrlose Person; wir werden dich aufhängen.“ — „Habe ich euch je etwas Böses gethan?“ fragte schmerzvoll die Königin. — „Nein, aber du bist das Unglück der Nation.“ — „Man täuscht euch; ich habe den König von Frankreich geheiratet; ich bin die Mutter des Dauphin, bin Französin; nie werde ich meine Heimat wiedersehen; ich kann nur in Frankreich glücklich oder unglücklich sein; ich war glücklich, als ihr mich liebtet.“ Gegen ihren Willen wurde das Weib von diesem Schmerze und dieser Trauer gerührt und murmelte: „Verzeihen Sie mir, ich kannte Sie nicht: ich sehe, daſs Sie gut sind.“ — „Dieses Weib ist betrunken,“ sagt Santerre, dessen Pläne eine solche Rührung stört; er stieß sie vorwärts und ließ den Marsch fortsetzen.

„Wenn einer jener Schurken es gewagt hätte, in diesem Augenblicke die Königin zu schlagen,“ erzählen Zeugen dieser Schreckensscene, „so wären alle seinem Beispiele gefolgt, und alles im Zimmer wäre niedergemetzelt worden. Glücklicherweise imponierten die Majestät der Königin, vielleicht auch ihre Schönheit, ihre so edle und stolze Haltung, ihr sicheres Auftreten allen.“ [2]

[1] „Souvenirs d'émigration“, p. 33.

[2] Daselbst.

Um halb 9 Uhr waren die Appartements endlich leer, und die Königin, von Prinzessin Elisabeth über das Los ihres Gemahls beruhigt, konnte den König aufsuchen. Sobald sie ihn gewahrte, warf sie sich, in Thränen zerfließend, in seine Arme. Vor den Meuterern hatte sie sich aufrechterhalten, der Aufregung des Wiedersehens unterlag sie. Die bei dieser Zusammenkunft gegenwärtigen Deputierten fühlten sich ebenfalls gerührt, und einer von ihnen, Merlin de Thionville, konnte nicht umhin, zu weinen. Die Königin bemerkte es und sagte zu ihm: „Sie weinen, Herr Merlin, weil Sie einen König und seine Familie so grausam behandelt sehen von einem Volke, das er stets hat glücklich machen wollen." — „Ja, ich weine," antwortete schroff Merlin, „über das Unglück einer schönen, gefühlvollen Frau und Familienmutter; aber missverstehen Sie das nicht; nicht eine Thräne gilt dem Könige oder der Königin. Ich hasse Könige und Königinnen; das ist das einzige Gefühl, das sie mir einflößen; das ist meine Religion."[1] Und der künftige Königsmörder, der sich für einen großen Bürger hielt, weil er soeben sich grob gezeigt, trocknete seine Thränen.

Ein anderer Deputierter, dessen Name nicht erhalten ist, sprach die Königin an und sagte in vertraulichem Tone: „Sie haben sich sehr gefürchtet, Madame, gestehen Sie es." — „Nein, mein Herr, ich habe keine Furcht gehabt; aber ich habe viel gelitten, weil ich vom Könige getrennt war, als sein Leben in Gefahr stand; doch ich hatte den Trost, mit meinen Kindern zu sein und eine meiner Pflichten zu erfüllen." — „Ohne alles entschuldigen zu wollen," hub der Deputierte wieder an, „so werden Sie zugeben, Madame, daſs das Volk sich sehr gut erwiesen hat." — „Der König und ich, mein Herr, sind überzeugt von der natürlichen Güte des Volkes, das nur schlecht wird, wenn man es verführt." — „Wie alt ist das Fräulein?" fuhr der dumme Mensch fort, auf die königliche Prinzessin weisend. — „Meine Tochter," versetzte trocken die Königin, „steht in einem Alter, wo man den Schauder vor solchen Scenen nur zusehr fühlt,"[2] und wandte ihm den Rücken.

Achtungsvoller und einsichtiger waren jene Repräsentanten, die den König wegen des Muthes beglückwünschten, den er an diesem

[1] „Mémoires de Mme Campan", p. 332.

[2] Hue, „Dernières années du règne Louis XVI", p. 275.

Tage entfaltet hatte. „Ich habe nur meine Pflicht gethan," erwiderte Ludwig einfach.

Marquis de Clermont-Gallerande sagte zu Prinzessin Elisabeth: „Madame, der Himmel wird all diese Verbrechen rächen!" — „Sprechen Sie mir nicht von Rache," antwortete die engelhafte Prinzessin. „Hoffen wir vielmehr, dass Gott ihnen verzeihen und sie bekehren wird." [1]

Inzwischen ließen Pétion einer-, die Commandanten der Nationalgarde andererseits das Schloss vollends leeren. Die der Leitung beraubten Meuterer zerstreuten sich ohne Widerstand, klagten aber laut über das Ergebnis der Kundgebung. „Man hat uns für nichts hergezogen," schrien sie, „aber wir werden wiederkommen und erhalten, was wir wollen." — „Der Streich ist verfehlt," sagte Santerre, „der König ist heute nicht weiterzubringen gewesen; wir werden morgen wiederkommen und ihn hinauswerfen lassen." [2]

Um halb 11 Uhr war alles zuende; das Schloss war leer, und die königliche Familie bezog wieder ihre verwüsteten Gemächer,[3] um eine Ruhe zu genießen, die schwer genug erkauft war. Einige Tage nachher schrieb die Königin an Fersen folgendes einfache Billet: „Ich lebe noch, aber es ist ein Wunder! Der 20. ist gräßlich gewesen." [4]

[1] „Souvenirs d'émigration", p. 32.

[2] Hue, „Dernières années du règne Louis XVI", p. 275.

[3] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", II, 149.

[4] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 319.

# Zwanzigstes Capitel.

Folgen des 20. Juni. — Zusammenkunft des Königs mit Pétion. — Proclamation Ludwigs XVI. — Reise Lafayettes nach Paris. — Brief der Königin an Mercy. — Angriffe der Girondisten auf den König. — Pétion suspendiert, dann wiedereingesetzt. — Insulten gegen die königliche Familie im Tuilerien-Garten und auf der Feuillanten-Terrasse. — Ein Meuchelmörder schleicht sich in die Tuilerien. — Ankunft der Föderierten in Paris. — Der König lässt sich einen Brustharnisch anfertigen. — Versuche, die königliche Familie den Gefahren in Paris zu entziehen. — Prinz Georg von Hessen. — Frau von Staël. — Der Herzog von Liancourt. — Plan Lafayettes. — Die Königin lehnt alles ab. — Ihre Abneigung gegen Lafayette. — Warum? — Unaufhörliche Überwachung der Tuilerien. — Die Föderation vom 14. Juli 1792. — Beständige Unruhen; der 26. Juli. — Briefe der Königin an Fersen. — Einzug der Marseiller. — Deren Conflict mit den Grenadieren von Filles-Saint-Thomas. — Letzter Brief der Königin an Fersen. — Marsch der Coalitionsarmee. — Manifest des Herzogs von Braunschweig. — Dessen beklagenswerte Wirkung. — Anträge der Girondisten bei Hof. — Die Jakobiner verdoppeln ihre Anstrengungen. — Pétion verlangt die Absetzung des Königs. — Beschluss der Section Mauconseil. — Vorbereitungen für den 10. August. — Täuschungen des Hofes. — Seine Ohnmacht. — Letzte Messe der königlichen Familie in den Tuilerien.

Donnerstag den 21., am Tage nach dem jammervollen 20. Juni, bildeten sich neue Ansammlungen; der Lärm drang ins Schloss, und der kleine Dauphin klammerte sich an seine Mutter und rief weinend: „Mama, ist gestern noch nicht aus?“ [1]

Am selben Tage hatte Pétion, der Pilatus des Königthums, wie man ihn richtig genannt hat, die Kühnheit, abermals in den Tuilerien zu erscheinen; er traf dort den König und die Königin sammt dem Procureur des Departements, Roederer, und einigen Freunden. „Sire,“ sagte er, „wir haben erfahren, dass Sie benachrichtigt worden, dass eine Ansammlung sich gegen das Schloss verfüge. Wir kommen, Sie zu benachrichtigen, dass diese Ansammlung

[1] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, II, 154.

aus unbewaffneten Bürgern besteht, die einen Maibaum pflanzen wollen. Ich weiß, Sire, dass die Municipalität verleumdet worden ist; aber Sie werden ihr Verhalten kennen lernen."

„Ganz Frankreich muss es kennen lernen," antwortete ihm trocken der König. „Ich klage niemanden einzeln an, ich habe alles gesehen."

Pétion suchte sich und den Aufruhr zu rechtfertigen und erwiderte: „Ohne die von der Municipalität ergriffenen Maßregeln wären vielleicht weit widrigere Ereignisse eingetreten, nicht gegen Ihre Person." Und die Königin, die neben ihrem Gemahl saß, scharf anblickend, sagte er: „Sie müssen wissen, Sire, dass Ihre Person immer respectiert werden wird."

Seine Miene war herausfordernd. Der König verlor die Geduld und sagte in gebietendem Tone und mit starker Stimme:

„Schweigen Sie. Heißt das meine Person respectieren, wenn man bewaffnet in mein Haus eindringt, meine Thüren einbricht und meine Garde vergewaltigt?"

„Sire," antwortete der Maire, „ich kenne den Umfang meiner Pflichten und meiner Verantwortlichkeit."

„Thun Sie Ihre Pflicht," antwortete der König gebieterisch. „Sie sind für die Ruhe von Paris verantwortlich. Adieu!"

Am 23. erließ der Monarch an die Franzosen eine höchst würdevolle Proclamation, in welcher er dem Berichte über die Attentate, deren Gegenstand er gewesen, und deren Opfer er bald geworden wäre, folgende schöne Worte hinzufügte: „Der König hat den Drohungen und Insulten der Aufrührer nur sein Gewissen und seine Liebe zum öffentlichen Wohle entgegengesetzt, der König weiß nicht, bei welchem Ziele sie Halt machen werden; aber er fühlt sich gedrungen, der französischen Nation zu sagen, dass die Gewaltthätigkeit, mag sie einen noch so hohen Punkt erreichen, ihm nie seine Zustimmung erpressen wird zu dem, was er dem öffentlichen Interesse für zuwider hält... Als erblicher Repräsentant der französischen Nation hat er strenge Pflichten zu erfüllen, und wenn er das Opfer seiner Ruhe bringen kann, so wird er doch nie das Opfer seiner Pflichten bringen."

Diese edle Sprache war nicht ohne Erfolg. „Ich kann Ihnen nicht sagen, wieviel Ludwig in der Achtung und Liebe aller seit dem 20. dieses Monats gewonnen hat," schrieb am 24. Juni ein

unverdächtiger Zeuge.[1] Die Verwegenheit der Aufwiegler, die von der königlichen Familie bestandene Gefahr, ihre heroische Haltung, vielleicht ein Rest jener traditionellen Liebe, die Frankreich solange zu seinem Königsstamme getragen, führten einen Umschwung der öffentlichen Meinung herbei. Von 70 Departements langten Entrüstungsadressen ein.[2] Zwanzigtausend Unterzeichner aus Paris und der Provinz protestierten gegen dieses „Majestätsverbrechen“[3] und verlangten energisch die Unterdrückung des Aufruhrs. Das Directorium des Seine-Departements, mit Recht entrüstet über das Verhalten Pétions und des Procureurs der Commune, Manuel, verlangte von ihnen strenge Rechenschaft über ihre Zeitverwendung, und die Friedensrichter der Hauptstadt leiteten eine Untersuchung ein.

Am 28. kam Lafayette in Paris an und verlangte im Namen der Armee von der gesetzgebenden Versammlung Bestrafung der Meuterer, Unterdrückung des Clubs der Jakobiner und Ergreifung kräftiger Maßregeln zur Vertheidigung der Autorität und des Königs insbesondere. Die Rechte empfieng ihn mit Beifallsbezeigungen, die Linke mit düsterem Schweigen und bald mit Murren. Als er aus der Sitzung kam, wurde er von der Nationalgarde acclamiert und konnte einen Augenblick glauben, die frühere Popularität wiedergefunden zu haben. Wenn er diese Illusion hatte, so war sie von kurzer Dauer. Als man von Worten zu Thaten übergehen sollte, als der General den durch seine Ankunft verursachten Schrecken benützen wollte, um den Club der Jakobiner aufzulösen, begegnete er überall nur Kälte und Unthätigkeit und musste jedem energischen Einschreiten entsagen. Am 30. reiste er wieder nach seinem Lager ab, ohne die Initiative zu irgend einer Maßregel gewagt und ohne eine andere Spur eines ihn sonst ehrenden Schrittes hinterlassen zu haben als einen hochfahrenden Brief, der die Leidenschaften reizte, ohne den Muth zu heben.[4]

Am 1. Juli beschloss die gesetzgebende Versammlung nach einer stürmischen Debatte und einer langen Nachtsitzung die sofortige Entlassung des Generalstabs der Nationalgarde; das

[1] „Lettres de Coray au Protopsalle de Smyrne“, p. 155.

[2] „Mémoires de Malouet“, II, 113.

[3] „Mémoires de Lafayette“, III, 339.

[4] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, II, 161.

war die Antwort der Gironde auf Lafayettes gebieterische Aufforderung.

Am 4. Juli schrieb die Königin an Herrn v. Mercy folgenden Brief, den letzten, der ihm zugekommen ist:

„Sie kennen bereits die Ereignisse vom 14. Juni; unsere Lage wird täglich gefährlicher. Es gibt nur Gewalt und Wuth auf der einen, Schwäche und Trägheit auf der andern Seite. Man kann weder auf die Nationalgarde noch auf die Armee rechnen, man weiß nicht, ob man in Paris bleiben oder sich anderswohin wenden soll.

„Es ist mehr als Zeit, dass die Mächte ein kräftiges Wort sprechen. Der 14. Juli und die folgenden Tage können die Zeit einer allgemeinen Trauer für Frankreich und des Bedauerns für die Mächte sein, die mit ihren Erklärungen zu langsam gewesen.

„Alles ist verloren, wenn man die Aufrührer nicht durch die Furcht vor naher Züchtigung zurückhält. Sie wollen um jeden Preis die Republik; um dahin zu kommen, haben sie die Ermordung des Königs beschlossen. Es wäre nothwendig, dass ein Manifest die Nationalversammlung und Paris für sein Leben und das seiner Familie verantwortlich machte.

„Trotz all dieser Gefahren werden wir unsern Entschluss nicht ändern; Sie dürfen darauf rechnen, ebenso wie ich auf Ihre Anhänglichkeit rechne. Ich nehme gerne an, dass ich Antheil habe an den Gesinnungen, die Sie an meine Mutter fesselten. Jetzt ist der Augenblick da, mir einen großen Beweis davon zu liefern, indem Sie mich und die Meinigen retten, mich, wenn es noch Zeit ist.“ [1]

Die Königin hatte nur zu recht; die Lage wurde von Tag zu Tag schrecklicher; die Angriffe in der gesetzgebenden Versammlung gesellten sich zu den Insulten der Straße und den Schmähungen in den Clubs. Am nämlichen Tage, an dem Marie Antoinette obigen Brief schrieb, trat Vergniaud heftig gegen die angeblichen Verräthereien des Hofes auf und fragte in einem stürmischen Ausfalle, ob der düstere Geist der Médicis noch immer unter den Gewölben des Palastes wandle, und ob man die Bartholomäusnacht und die Dragonaden sich solle erneuern sehen. Einige Tage darauf rief

[1] Marie Antoinette an Mercy, 4. Juli 1792.

der nicht minder heftige Briſſot, den Hof der Tuilerien treffen, hieße alle Verräther mit einem Schlage treffen. Marat donnerte gegen den Palaſt, wo „eine verworfene Königin“ einen „ſchwachſinnigen König“ fanatiſiere und „die jungen Wölfe der Tyrannei erziehe“.[1] Und um dieſen Wuthausbrüchen Recht zu geben und den Aufruhr zu ermuthigen, wurde der am 6. Juli vom Directorium ſuspendierte Mitſchuldige vom 20. Juni, Pétion, am 13. wieder in ſeine Functionen eingeſetzt.

Den Aufforderungen zu Gewaltthat und Mord entſprachen die Gewaltthätigkeiten des Pöbels. Brandſchriften wurden in der Hauptſtadt, in den Provinzen und im Heere verſchwenderiſch verbreitet. Auf den Straßen und Plätzen von Paris, an allen öffentlichen Orten predigte man laut den Aufſtand. An die Reden ſchloſſen ſich die Lieder, an die Journale die Schmähſchriften und unflätigen Caricaturen gegen König und Königin. Der nach dem 20. Juni eine Zeitlang geſchloſſene, dann wiedergeöffnete Tuilerien-Garten war fortwährend mit Weibern gefüllt, die alles, was zum Hofe hielt, inſultierten; man rief unter den Fenſtern des Schloſſes eine mit ekelhaften Holzſchnitten verſehene infame Schmähſchrift: „Leben Marie Antoinettes“ aus, die die Colporteure unter dem Hohngelächter der Menge vorzeigten. Man ſang der Königin das gehäſſige Couplet in die Ohren:

Madame Veto gab das Verſprechen,
Ganz Paris zu erſtechen.*[1]

Die Wachen wollten den frechen Sängern Schweigen gebieten; als bei dem ſich daraus ergebenden Streite eine der die Königin begleitenden Perſonen jenem Elenden Säbelhiebe verſetzt hatte, beklagten ſie ſich bei der geſetzgebenden Verſammlung, und dieſe erwies ihnen die Ehre, ſie vorzulaſſen. Ein anderesmal verſuchte die Menge, die Fenſter mittelſt Steinwürfen einzuſchlagen; man mußte den Garten abermals ſchließen, und erſt Ende Juli wurde er wiedergeöffnet.[2] Am 21. Juli entſchied ein Decret, daſs die Feuillanten-Terraſſe als ein Zubehör des Berathungsſaales zu betrachten ſei, und aus dieſem Grunde dem Publicum geöffnet bleiben ſolle. Sogleich trennte man die Terraſſe vom übrigen Park durch ein dreifarbiges Band und ſchrieb auf die ſie einſäumenden Bäume: „Bürger, achtet Euch;

[1] Beauchesne, „Vie de M^me^ Elisabeth“, I, 450.

[2] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, II, 340.

gebet dieſer ſchwachen Barrière die Kraft der Bajonnette.“ Die Feuillanten-Terraſſe wurde „Freiheitsland“ benannt, der Tuilerien-garten war das „Koblenzland“. Wer immer dieſe Grenzlinie zu überſchreiten wagte, wurde ausgeziſcht und als Ariſtokrat bezeichnet. Eines Tages war ein junger Mann, ohne auf die Abgrenzung zu achten, in den Garten hinabgegangen; es wurden ihm Schimpf-worte nachgerufen, man ſchrie: „An die Laterne!“ Sofort zog der junge Mann ſeine Schuhe aus und wiſchte mit ſeinem Taſchen-tuche den Sand ab, der ſich an die Sohlen geheftet hatte. Man klatſchte Beifall und trug ihn im Triumphe herum.[1] Trotz der Ab-ſchließung des Gartens, in den man nur mit Karten verſehene Perſonen ließ,[2] wurden die Königin und ihre Kinder, ſobald ſie dort erſchienen, von der Terraſſe aus mit derart entſetzlichen Be-ſchimpfungen belegt, daſs ſie genöthigt waren, umzukehren; ſeit Ende Juli muſsten ſie darauf verzichten, ſich dort zu ergehen.[3*2]

Trotzdem ließ Marie Antoinette, als die Unterſuchung be-züglich des 20. Juni angeordnet worden und ſie erfahren hatte, daſs Hue dabei vernommen werden würde, dieſen kommen und ſagte zu ihm: „Legen Sie ſich bei Ihrer Ausſage alle Zurückhaltung auf, die die Wahrheit zuläſst... Man muſs allen Verdacht fernhalten, daſs der König oder ich den mindeſten Groll ob des Geſchehenen hegen. Nicht das Volk iſt ſtrafbar, und wenn es das wäre, würde es bei uns ſtets Verzeihung und Vergeſſen ſeiner Verirrungen finden.“[4]

Und der König dachte, nach dem Zeugnis des Geſandten der Vereinigten Staaten, mitten in dieſer Kriſis noch immer nur daran, Frankreich die Freiheit[5] und dauerndes Glück zu ſichern.

Und ſo lohnte ſie das Volk dafür![6]

Einmal, gegen 1 Uhr nachts, war die Königin im Geſpräch mit Frau Campan begriffen; beide hörten leiſe Schritte auf dem Corridor, der ſich längs des Appartements hinzog. Es war ein

[1] Das „Journal d'une bourgeoise de Paris“ (p. 210) ſchreibt dieſe That-ſache einer Dame zu.

[2] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, II, 330.

[3] Hue, „Dernières années du règne de Louis XVI“, p. 300 bis 302. — „Mémoires de Mme Campan“, p. 341 u. 342.

[4] Hue, „Dernières années du règne de Louis XVI“, p. 284.

[5] „Mémorial de Gouverneur Morris“, II, 155.

[6] Daſelbſt, II, 159.

Saaldiener, der sich in leicht zu errathender Absicht dorthin geschlichen hatte. Ein von Frau Campan verständigter Kammerdiener stürzte sich auf den Menschen und warf ihn zu Boden. „Madame," sagte er, „der ist ein Schurke, ich kenne ihn, ich halte ihn fest." — „Lassen Sie ihn los," antwortete die Königin; „er kam, mich zu morden; morgen würden ihn die Jakobiner im Triumphe herumtragen." Und sich zu Frau Campan wendend, sagte sie: „Welche Lage! bei Tag Beschimpfungen, bei Nacht Meuchelmörder!" [1]

Am nächsten Tage ordnete Herr v. Septeuil die Änderung aller Schlösser an. Der König that noch mehr; er verlangte, dass seine Frau das Erdgeschoß, wo sie allein wohnte und jeden Augenblick insultiert wurde,[2] verlasse und im ersten Stockwerke ein Zimmer im Appartement des Dauphin beziehe. Frau v. Tourzel, die dieses Zimmer innehatte, trat es der Königin ab und schlief auf einem Feldbett, das man jeden Abend aufschlug.[3] Man ließ die Jalousien und Läden offen, damit die Königin den Tag anbrechen sehe, und ihre schlaflosen Nächte minder peinlich wären.[4]

Der Königin fiel dieser Wohnungswechsel äußerst peinlich. Es widerstrebte ihr, eine Beunruhigung erscheinen zu lassen, es widerstrebte ihr nicht minder, treuen Dienern lästig zu fallen. Das Unglück hatte die Bande, die sie mit ihnen vereinigte, befestigt und machte sie um ihr Wohlsein noch besorgter. „Die Herrscherin," sagte Frau v. Tourzel bei Erzählung dieser Thatsache, „war so gut und so besorgt um all jene, die ihr anhänglich waren, dass es ihr schwer ankam, ihnen die geringste Unbequemlichkeit zu verursachen. Nie war eine Fürstin erkenntlicher, nie zeigte eine mehr Dankgefühl für die ihr erwiesene Ergebenheit, und nie war eine mehr bedacht auf das, was den ihr nahestehenden Personen angenehm sein konnte. Sollte man's glauben, dass eine Königin von Frankreich darauf angewiesen war, in ihrem Zimmer einen kleinen Hund zu haben, um ihr das geringste Geräusch zu melden, das sich in ihrem Appartement wahrnehmen ließe?" [5]

[1] „Mémoires de Mme Campan", p. 337.
[2] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", II, 199.
[3] „Souvenirs de quarante ans", p. 117.
[4] „Mémoires de Mme Campan", p. 140.
[5] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", II, 195.

Aber der seine Mutter leidenschaftlich liebende Dauphin war über diese Veränderung entzückt. Sobald die Königin erwacht war, lief er zu ihrem Bette, „schloss sie in seine kleinen Arme und sagte ihr die zärtlichsten und liebenswürdigsten Dinge. Das war die einzige Zeit des Tages, wo die Fürstin einigen Trost empfand; nur ihr Muth hielt sie aufrecht".[1]

Trotz all dieser Aufregungen und Beängstigungen, dieser schlaflosen Nächte und ruhelosen Tage, dieser physischen Anstrengungen und moralischen Leiden erhielt sich die Gesundheit der Königin nicht nur, sondern kräftigte sich sogar. In der glücklichen Zeit war sie Nervenanfällen unterworfen gewesen, zur Zeit des Schmerzes waren sie verschwunden. „Die Nervenleiden," sagte sie mit melancholischem Lächeln, „waren gut für die glücklichen Frauen."[2]

Der 14. Juli kam heran; die gesetzgebende Versammlung hatte für diesen Tag die Erneuerung des Föderationsfestes von 1790 beschlossen; es war dies ein Ausweg, um die Ansammlung von 20.000 Mann zustande zu bringen, der sich der König widersetzt hatte. Die Föderierten kamen von allen Seiten an; sie waren sorgfältig unter den exaltiertesten und fanatischesten Revolutionären ausgewählt worden. Die von Marseille und Brest thaten sich durch Gewaltthätigkeit und Verwegenheit hervor. Von den Jakobinern mit Freuden aufgenommen, von der Municipalität umsonst einquartiert, auf Kosten des öffentlichen Schatzes freigehalten, mit Wein und Ansprachen bewirtet, mit Pulver und Patronen versehen, bildeten diese Leute eine den Aufwieglern stets zur Verfügung stehende bewaffnete Macht. Die anständigsten unter ihnen zogen nach dem Lager bei Soissons, wo sich die zur Unterstützung von Lafayette und Luckner bestimmte Reservearmee bildete; aber deren waren wenige, etwa 1500,[3] und trotz des Decrets der gesetzgebenden Versammlung, das am 11. Juli das Vaterland als in Gefahr befindlich erklärte, blieben die anderen in Paris, um der Monarchie den letzten Stoß zu geben, die königliche Familie zu insultieren, deren Freunde zu misshandeln und mit den treuen Compagnien der Nationalgarde Streit zu beginnen. „Es vergeht nicht ein Tag," schrieb Montmorin an von der Marck, „an dem ich nicht für das

[1] „Mémoires de la duchesse de Tourzel."

[2] „Mémoires de Mme Campan", p. 333 u. 384.

[3] „Correspondance de Mme Elisabeth", p. 425.

Leben des Königs und der Königin zittere, und wenn der Abend gekommen ist, danke ich der Vorsehung, dass sie noch leben, und in Wahrheit nur dieser ist es zu verdanken.“ [1]

Mit wahrem Schrecken sah man den 14. Juli herankommen. Ludwig und Marie Antoinette mussten der Föderation anwohnen, und man zweifelte nicht, dass der am 20. Juni misslungene Plan an jenem Tage wieder aufgenommen werden wird, und dass sich unter jener tumultuierenden und feindseligen Menge Mörder befänden.[2] Man predigte öffentlich den Königsmord, und es gab kaum einen Tag, wo nicht irgendein Diensteifriger die Königin gewarnt hätte, auf ihrer Hut zu sein.[3] Die arme Frau hatte keinen ruhigen Augenblick. Um sich ein wenig zu beruhigen, bestand sie darauf, dass sich der König einen Brustpanzer machen ließ, der die ersten Hiebe parieren und seinen Freunden wenigstens Zeit geben könnte, zu seiner Vertheidigung zu kommen. Der Brustharnisch wurde gemacht, und der König ließ sich herbei, ihn zu tragen, um die Befürchtungen seiner Frau zu zerstreuen. „Es geschieht, um ihr zu willfahren,“ sagte er, „aber sie werden mich nicht morden; ihr Plan ist ein anderer geworden; sie werden mich auf andere Weise sterben lassen.“ — „Allerdings,“ versetzte die Königin, als Frau Campan ihr diese Worte Ludwigs hinterbrachte; „ich fange an, einen Process gegen den König zu befürchten. Ich bin Ausländerin, mich werden sie morden. Was wird aus meinen armen Kindern werden?“ Und sie vergoss einen Strom von Thränen. Aber vergebens drang Frau Campan in sie, ein Panzercorset zu tragen. „Wenn die Aufrührer mich morden,“ antwortete die arme Frau, „so wird das für mich ein Glück sein; sie werden mich von dem schmerzlichsten Dasein befreien.“ [4*3]

Schon seit langem todesbereit, aber ihre treuen Anhänger nicht in ihren Untergang mit hineinziehen wollend, legte sie sich nie schlafen, ohne vorher die Papiere, die ihre Freunde in Gefahr bringen konnten, verbrannt zu haben.[5]

[1] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck“, III, 324.

[2] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, II, 326 u. 327.

[3] Daselbst, II, 318.

[4] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, II, 204 u. 205.

[5] Hue, „Dernières années du règne de Louis XVI“, p. 371. — „Mémoires de Mme Campan“, p. 334.

In dieſer ſo kritiſchen und faſt verzweifelten Lage kamen mehrfache Dienſtanbieten; die Gefahr ſchien die Ergebenheit zu ſteigern. Es war das beſtändige Trachten all dieſer Getreuen der letzten Zeit, die königliche Familie dem Pariſer Gefängnis zu entreißen, das für ſie der Aufruhr und die Todesgefahr in Permanenz war. Entſetzt über die Greuel vom 20. Juni, ſchickte eine Jugendfreundin der Königin, die Landgräfin Louiſe von Heſſen-Darmſtadt, ihren Bruder, den Prinzen Georg von Heſſen, eigens zu dem Zweck nach Frankreich, um deren Rettung zu verſuchen. Worin beſtanden Plan und Mittel des Prinzen? Wir wiſſen es nicht; aber es iſt wahrſcheinlich, daſs dieſer nur auf die Rettung der Königin allein abzielte; die Freundin hatte eben nur an die Freundin gedacht und ohne die Gattin und Mutter gerechnet. Trotz aller Bitten lehnte die Königin ab; als aber der Prinz wieder abreiste, gab ihm die Königin folgenden Brief voll liebreicher Dankbarkeit und ſchmerzlicher Ergebung an die Landgräfin mit:

„Ihre Freundſchaft, Ihre Beſorgtheit hat mich bis in den Grund meiner Seele gerührt. Die Perſon, die zurückreist, wird Ihnen die Gründe angeben können, die ſie ſo lange zurückgehalten haben; ſie wird Ihnen auch ſagen, daſs ich ſelbſt jetzt nicht wage, ſie bei mir zu empfangen; und doch wäre es für mich ſehr angenehm geweſen, mit ihr zu Ihnen zu reiſen, der ich ſo zärtlich anhänglich bin. Nein, liebe Prinzeſſin, indem ich den ganzen Wert Ihrer Anbietungen fühle, kann ich ſie nicht annehmen. Ich habe mich für mein ganzes Leben meinen Pflichten und den theuren Perſonen gewidmet, deren Unglück ich theile, und, mag man was immer ſagen, alle Theilnahme verdienen für den Muth, mit dem ſie ihrer Lage trotzen. Der Überbringer dieſes Briefes wird Ihnen Einzelheiten angeben können über die hieſigen Ortsverhältniſſe. Man ſagt, daſs er viel geſehen und richtig ſieht. Möchte einſt alles, was wir thun und leiden, unſere Kinder glücklich machen! Das iſt der einzige Wunſch, den ich mir erlaube. Adieu, liebe Prinzeſſin. Man hat mir alles genommen, außer mein Herz, das mir ſtets bleiben wird, um Sie zu lieben. Zweifeln Sie nie daran; das wäre das einzige Unglück, das ich nicht ertragen könnte.“ [1]

[1] „Lettres de la Reine Marie-Antoinette à la landgrave Louise de Hesse-Darmstadt“, p. 47.

Ihrer Vertrauten in den Tagen der Trauer, Frau v. Tourzel gegenüber, sprach sich die Königin über jenes Project folgendermaßen aus: „Mein Entschluss ist gefasst; ich würde es als die ärgste Feigheit betrachten, den König und meine Kinder in der Gefahr zu verlassen. Was wäre übrigens das Leben für mich ohne diese theuren Wesen, die mich allein an ein so unglückliches Leben, wie das meinige, fesseln können? Sie werden zugeben, dass Sie an meiner Stelle dasselbe thun würden.“ [1]

Der Plan Frau v. Staëls*[4] war umfassender und vollständiger als der des Prinzen von Hessen, denn er begriff die gesammte königliche Familie in sich. Das Landgut Lamotte bei Dieppe war zu verkaufen. Frau v. Staël schlug vor, es zu kaufen und einen verläßlichen, in Gesicht und Wuchs dem Könige ähnlich sehenden Mann, eine Frau, im Alter und vom Aussehen der Königin, und ihren im Alter des Dauphin stehenden Sohn dorthin mitzunehmen. Nach zwei oder drei Fahrten hätten diese Personen ihre Stelle der königlichen Familie abzutreten, und dank der Gunst, die Neckers Tochter bei den Patrioten genoss, deren Meinungen sie getheilt hatte, deren Täuschungen sie aber damals nicht mehr theilte, hätte man Paris verlassen und das Schloss Lamotte erreichen können, wo man in Sicherheit gewesen wäre. Malouet wurde beauftragt, diesen Plan dem Könige und der Königin mitzutheilen, erhielt aber eine entmuthigende Antwort: „Die hohen Gefangenen wären sehr dankbar für das, was Frau v. Staël für sie thun wollte, würden aber nie von ihr einen Dienst annehmen.“ [2]

Doch Malouet ließ sich nicht entmuthigen. Immer in Verbindung mit Montmorin, Lally-Tolendal, Malesherbes, Bertrand de Moleville auf der Suche nach Rettungsmitteln für die königliche Familie, wandte er sich an den Herzog von Liancourt, der seit 1790 in Rouen commandierte, und dieser, der unter seinem Befehle vier Regimenter hatte, versprach, sie nach Pontoise zu verlegen, wohin die Schweizer den König hätten geleiten können. Von hier hätte die königliche Familie Rouen erreicht; eine vom Marinezahlmeister, de Mistral, bereitgehaltene Yacht hätte sie aufgenommen, um sie nach Havre und schließlich nach England zu

[1] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, II, 108 u. 109.

[2] „Mémoires de Malouet“, II, 221 bis 223.

befördern. Malouet ließ durch Herrn v. la Porte Ludwig einen Brief einhändigen, in dem er seinen Plan entwickelte und die Gefahr des Verbleibens in Paris lebhaft darstellte. Der König las den Brief, ohne etwas zu sagen und ohne jemandem etwas mitzutheilen, konnte aber seine außerordentliche Aufregung nicht verbergen und sagte, als ihn die Königin um den Grund fragte: „Da ist ein Brief vom Herrn v. Malouet; aber seine Besorgnisse sind übertrieben und seine Mittel wenig sicher. ... Wir wollen sehen; nichts nöthigt mich noch, einen so waghalsigen Entschluss zu fassen. ... Die Affaire von Varennes ist eine Lehre."

Die Königin sagte nichts, und Herr v. la Porte zog sich zurück; als aber Montmorin diese Antwort erfuhr, konnte er nicht umhin, auszurufen: „Man muss zu einem Entschluss kommen; wir werden alle niedergemetzelt werden, und es wird nicht mehr lange dauern." [1]

Die Gefahr stand in der That so nahe, dass ihre Nähe selbst den minder klar Sehenden einleuchtete. Lafayette bot noch einmal seine Unterstützung an und entwarf im Einvernehmen mit Herrn von Montciel, dem Minister des Innern, Lally-Tolendal, und dem Gesandten der Vereinigten Staaten, dem klugen und ergebenen Gouverneur Morris, einen neuen Plan. Man hatte das Föderationsfest benützt. Lafayette und der für seine Sache vollständig gewonnene alte Marschall Luckner hatten gebeten, im Namen der Armee dem Feste anwohnen zu dürfen. Am 15. würden der König und seine Familie, von den beiden Generalen und hundert ergebenen Reitern begleitet, am hellen Tage Paris verlassen; die Nationalgarde würde ihren Abzug schützen, und die zwischen der Hauptstadt und Compiègne staffelförmig aufgestellten Schweizer die Weiterfahrt unterstützen. Einmal in Compiègne, wo fünfzehn Escadronen und acht Kanonen seine Freiheit sicherten, würde der König, der Übergriffe der gesetzgebenden Versammlung und des Druckes der Clubs entledigt, als Vermittler zwischen den Mächten und Frankreich auftreten und die Ausübung seiner Macht durch Revision der Verfassung wieder in die Hand nehmen. Wenn die gesetzgebende Versammlung und die Jakobiner sich seiner gesetzmäßigen Abreise widersetzten, so würden sich die beiden Generale durch diese un-

[1] „Mémoires de Malouet", II, 224 bis 226.

constitutionelle Maßregel für ermächtigt halten, an der Spitze ihrer Truppen gegen Paris zu marschieren.[1]

Das Project wurde im Ministerrath geprüft und einstimmig gebilligt.[2] Der König schien trotz seines Widerwillens, die Hauptstadt zu verlassen[3] und sich den Constitutionellen, denen er die Verantwortlichkeit für seine beklagenswerte Lage zuschrieb,[4] zu überlassen, geneigt, sich zu diesem Plane herzugeben. Schon waren die Vorbereitungen begonnen; die Schweizer hatten Befehle erhalten,[5] als der Monarch plötzlich erklärte, er sei entschlossen, nicht abzureisen, er wolle sich lieber allen Gefahren aussetzen, als das Signal zum Bürgerkrieg zu geben.[6] Wie man versichert, hätten die Rathschläge der Königin im letzten Augenblicke den Entschluss des Königs geändert.[7] Sie hatte gegen Lafayette eine unüberwindliche Abneigung und sagte zu Frau Campan, es sei besser umzukommen, als seine Rettung einem Manne zu verdanken, der ihnen am meisten Böses zugefügt habe, und sich in die Nothwendigkeit zu versetzen, mit ihm zu unterhandeln.[8]

Man hat Marie Antoinette ihren leidenschaftlichen Widerstand gegen dieses Project lebhaft vorgeworfen und sie beschuldigt, die Monarchie und sogar die Existenz der Ihrigen blinder Voreingenommenheit geopfert zu haben. Es wäre ohne Zweifel politischer gewesen, die Beschwerden der Vergangenheit zu vergessen und nur die Ergebenheit der Gegenwart ins Auge zu fassen; allein die Königin glaubte nicht an die Uneigennützigkeit und Aufrichtigkeit dieser Ergebenheit. Lafayette war in ihren Augen noch immer der Mann, der der königlichen Autorität die empfindlichsten Schläge versetzt, der ihr selbst die blutigste Beleidigung, eine jener Beleidigungen zugefügt hatte, die eine Frau nie verzeiht.[9] Der große Redner, dessen Rathschläge nicht besser befolgt zu haben sie viel-

[1] Thiers, „Histoire de la Révolution", II, 440, Anm.

[2] „Correspondant" vom 25. August 1879, p. 590.

[3] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 43.

[4] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", II, 179.

[5] „Mémorial de Gouverneur Morris", I, 345.

[6] „Mémoires de Malouet", II, 232, Anm.

[7] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 326.

[8] „Mémoires de Mme Campan", p. 336.

[9] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck", II, 300.

leicht damals bereute, nämlich Mirabeau, hatte sie stets vor dem unruhigen Ehrgeize und der anmaßenden Unfähigkeit desjenigen gewarnt, den er verächtlich „Gilles-César“ nannte, und gerade jetzt empfahlen ihr ihre vertrautesten Rathgeber, Mercy und Fersen, in ihren Briefen, wenn die Nothwendigkeit oder günstige Umstände sie bestimmten, Paris zu verlassen, niemals Lafayette zu berufen, sondern die Mitwirkung treuer Provinzen, wie die Picardie, in Anspruch zu nehmen.[1]

War man übrigens des Gelingens dieses Planes so sicher, als man behauptete?[2] Hätte sich die Nationalgarde dazu hergegeben? Ein Beispiel aus jüngster Zeit gestattete, daran zu zweifeln. In der Nacht vom Mittwoch den 11. auf Donnerstag den 12. Juli hatte sich bei der im Schlosse diensthuenden Garde das Gerücht verbreitet, die Königin sei abgereist. Der Commandant konnte seine Leute nur dadurch beruhigen, dass er um 2 Uhr morgens den König weckte und ihn bat, ihm die Königin zu zeigen. War das eine günstige Stimmung, sei es für eine Flucht, sei es für eine öffentliche Abreise? Montmorin, der diese Einzelheiten seinem Freunde von der Marck übermittelte, gelangte zu dem schmerzlichen Dilemma: „Seit der König seine Garde entlassen hat, halte ich es für unmöglich, dass er Paris verlasse, und für sehr gefährlich, dass er da bleibe.“ Und er schloss mit den Worten: „Der König und besonders die Königin haben jeden Vorschlag, aus Paris fortzugehen, absolut abgelehnt, und trotz der großen Gefahr ihres dortigen Aufenthaltes, glaube ich, dass sie daran wohlgethan haben.“[3]

Trotz dieser düsteren Prophezeiungen gieng die Föderation ruhig vorüber; doch die Beunruhigung war lebhaft. Der König erwartete mit seiner ganzen Familie in der Militärschule den Zug, der sich auf die Baustelle der Bastille begeben hatte, um dort den Grundstein zu einer Denksäule zu legen. Als der Zug erschien und unter dem Balkon defilierte, wo sich die königliche Familie aufhielt, brachen von allen Seiten dröhnende Rufe: „Es lebe Pétion!“ los, denen einige seltene „Es lebe der König!“ erwiderten. Ludwig

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, II, 21.

[2] „Mémorial de Gouverneur Morris“, I, 345.

[3] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck“, III, 325.

ſtieg hinab und begab ſich zu Fuß vom Zelte der Militärſchule bis zu dem am Ende des Marsfeldes errichteten Altar. Sein gepuderter Kopf hob ſich von den ſchwarzen Haaren der Deputierten ab, und ſeine goldgeſtickte Kleidung von dem dunkeln Anzuge der ihn umgebenden Leute aus dem Volke. „Als er die Stufen des Altars hinanſtieg, glaubte man einen Heiligen zu ſehen, der ſich freiwillig zum Opfer brachte.“ [1] Die Königin hatte ihn während des langen und ſchmerzlichen Ganges nicht aus den Augen verloren, wo er ſich mitten unter Leuten befand, die „eher zu einem Aufruhr als zu einem Feſte verſammelt ſchienen“.[2] Einen Augenblick war er ihr unter der Menge entſchwunden;[3] ſie ſtieß einen Schrei aus; aber es war nur eine unbegründete Angſt; bald darauf nahm der König ſeinen Platz neben ſeiner Familie wieder ein. „Der Geſichtsausdruck der Königin,“ ſagt Frau v. Staël, „wird meinem Gedächtnis nie entſchwinden; ihre Augen waren vor Weinen eingefallen; der Glanz ihrer Toilette, ihre würdevolle Haltung contraſtierten mit ihrem Gefolge; nur einige Nationalgardiſten trennten ſie vom Pöbel.“ [4] Als der König in die Militärſchule zurückkam, gieng ſie ihm entgegen; der Monarch ſchloſs ſie liebevoll in ſeine Arme, und ſeine Kinder umarmten ihn weinend.[5]

Nach Beendigung der Feſtlichkeit beſtieg die königliche Familie wieder den Wagen und kehrte in die Tuilerien zurück. Glücklich darüber, ſie lebend zu ſehen, nach den Beſorgniſſen, die dieſer Tag erregt hatte, riefen die den Wagen umgebenden Grenadiere unaufhörlich: „Es lebe der König! Es lebe die Königin!“ — „Sie waren ganz Herz und ganz Gemüth,“ ſchreibt Prinzeſſin Eliſabeth, „das that wohl.“ [6] Was waren aber dieſe vereinzelten Rufe neben den ungeheuren Acclamationen, die den Maire von Paris, den wahren Triumphator des Tages, jenen geckenhaften und elenden Pétion, empfangen hatten, der am 20. Juni das Königthum im Stiche gelaſſen, der es am 10. Auguſt ausliefern ſollte?

[1] Frau v. Staël, „Considérations sur la France“, I, 382.
[2] Daſelbſt, I, 381.
[3] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, II, 177 u. 178.
[4] Frau v. Staël, „Considérations sur la France“, I, 381.
[5] „Mémoires de Weber“, p. 413.
[6] „Correspondance de M^me^ Elisabeth“, p. 425.

Die Aufregung dauerte in Paris fort. Mehr als je gieng das Gerücht um, die gesetzgebende Versammlung wolle die königliche Familie nach dem Süden entführen;[1] um die Ausführung dieses Planes zu erleichtern und den König mehr und mehr zu isolieren, ließ man die in der Hauptstadt verbliebenen drei Linienregimenter und zwei Bataillone Schweizer ins Lager bei Soissons ziehen.[2] Das abgeschmackteste Gerede fand Glauben, sobald es gegen die königliche Familie feindselig war, und gab zu Volksbewegungen Anlass. Die Nacht vor dem 20. Juni hatten die Föderierten auf dem Bastilleplatze in Orgien zugebracht; einige Aufwiegler erzählten ihnen, der Hof hätte die „patriotischen" Deputierten ermorden lassen und verwahre im Schlosse 18.000 Gewehre. Sofort greifen sie zu den Waffen, „um die Verräther zu vertilgen". Um 5 Uhr morgens wird Rappell geschlagen; 4000 Nationalgardisten verfügen sich zu den Tuilerien. Für diesesmal wenigstens wurde die Gefahr beschworen; Pétion selbst beruhigte die Erhitzten. Aber nichtsdestoweniger übte dieser Tag einen verhängnisvollen Einfluss auf die Zukunft; während die königliche Familie mit den Ministern im Cabinete des Königs versammelt war, um über die dem Aufstande gegenüber zu beobachtende Haltung zu berathen, hatte man beschlossen, dass, wenn die Aufrührer herankämen, der König und seine Familie, da sie keine Vertheidigungsmittel hatten, sich in die gesetzgebende Versammlung zurückziehen würden, ein unseliger Beschluss, der am 10. August leider zur Ausführung kam.[3]

Einige Tage nachher, in der Nacht vom 24. auf den 25. Juli, wurde Frau Campan verständigt, dass die Faubourgs sich anschickten, auf die Tuilerien zu marschieren; es hieß, man hätte beschlossen, den König zu entführen und in Vincennes einzuschließen. Schon erklang die Sturmglocke bei St. Roch; Frau Campan eilt ins Appartement der Königin; gebrochen vor Ermüdung, schläft die unglückliche Frau nach so vielen schlaflosen Nächten. Der König kommt dazu und will nicht, dass man sie wecke; man hatte übrigens soeben erfahren, dass die angekündigte Bewegung gescheitert war; Pétion, der nicht hinlänglich vorbereitet war, hatte sich ihr wider-

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 330.

[2] Daselbst, II, 228.

[3] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", II, 187 u. 188.

setzt. Als aber die Königin erwachte, warf sie ihrer ersten Kammerfrau lebhaft vor, ihren Schlaf respectiert zu haben, und da ihr Frau Campan vorstellte, sie bedürfe sehr der Wiederherstellung ihrer gesunkenen Kräfte, sagte sie: „Sie sind es nicht; das Unglück gibt große Kräfte. Elisabeth war beim Könige, und ich, die an seiner Seite umkommen möchte, schlief! Ich bin seine Frau und will nicht, dass er ohne mich die geringste Gefahr laufe.“ [1]

Zu dieser passiven Rolle war sie verurtheilt. Hätte sie bloß ihren Muth zurathe gezogen, so hätte sie sich nicht so leicht gefügt und sich an Mirabeaus Wort erinnert, was eine Frau und ein Kind zu Pferde vermöchten. Wenn man schon umkommen musste, so wäre sie lieber mit den Waffen in der Hand unterlegen, als geduldig den Tod durch den Dolch oder am Schafott abzuwarten. Aber sie wurde durch die Unthätigkeit ihres Gatten lahmgelegt. „Der König,“ sagte sie, „fürchtet sich zu befehlen, und fürchtet mehr als alles andere, zu Menschenansammlungen zu sprechen. Einige gut angebrachte Worte an die Pariser würden die Kräfte unserer Partei verhundertfachen; er wird sie nicht sprechen.... Was mich betrifft, so könnte ich wohl handeln und zu Pferde steigen, wenn es sein müsste; wenn ich aber handelte, so hieße das den Feinden des Königs Waffen liefern. Das Geschrei gegen die ‚Österreicherin‘, gegen die Herrschaft einer Frau wäre allgemein in Frankreich, und überdies würde ich den König herabsetzen, wenn ich mich zeigte. Eine Königin, die nicht Regentin ist, muss unter diesen Umständen in Unthätigkeit verharren und sich auf den Tod vorbereiten.“ [2]

Als ihr eines Tages Abbé de Montesquiou einen Plan unterbreitet hatte, der viel Klugheit und Festigkeit erforderte, antwortete sie traurig: „Es ist nutzlos; das Verhalten, das Sie mir vorschlagen, lässt sich nicht anrathen; wer nicht den nöthigen Charakter besitzt, um sich hineinzudenken, kann den Rath nicht befolgen.“ [3]

So in Frankreich auf die Unthätigkeit angewiesen, hoffte die Königin nur mehr vom Auslande Hilfe. Ihr Briefwechsel mit Fersen wurde lebhafter; Fersens Vater wollte ihn nach der Ermordung

[1] „Mémoires de Mme Campan“, p. 337 u. 338.

[2] Daselbst p. 340 u. 341.

[3] Marquise de Lâge, „Souvenirs d'émigration“, p. 40.

Gustavs III. nach Schweden zurückberufen, jener aber lehnte es edlerweise ab, seine hohen Schützlinge zu verlassen, und sollte er auch ins Elend gerathen.[1] Sie nahmen zu den sinnreichsten Vorkehrungen ihre Zuflucht, um ihre Beziehungen zu verbergen. Die Briefe waren fast immer in Chiffren oder wenigstens in einem conventionellen Stile geschrieben und wurden bald durch verlässliche Leute, bald, besonders in der Zeit, die wir jetzt behandeln, in Zwiebackschachteln, Thee- oder Chocolatepaketen, in einem Hut- oder Kleidfutter, in Form einer Zeitungsannonce befördert.[2] Billette folgten außerordentlich rasch und häufig auf Billette, jede Woche wenigstens zwei, entweder von Marie Antoinette oder vom getreuen Goguelat. Ende Juli sind es nur mehr Alarmrufe, verzweifelte Hilferufe. Am 24. Juli schrieb die Königin:

„Im Laufe der Woche soll die gesetzgebende Versammlung ihre Verlegung nach Blois und die Suspension des Königs beschließen. Jeder Tag bringt eine neue Scene, geht aber immer auf die Verachtung des Königs und seiner Familie hinaus; Petitionäre haben an den Schranken der gesetzgebenden Versammlung erklärt, dass, wenn man ihn nicht absetze, sie ihn niedermetzeln würden. Sie wurden zur Sitzung zugelassen. Sagen Sie also Herrn v. Mercy, dass das Leben des Königs und der Königin in größter Gefahr ist, dass ein Aufschub von einem Tage unberechenbares Unglück anrichten kann, dass man das Manifest auf der Stelle schicken muss, dass man es mit äußerster Ungeduld erwartet, dass es nothwendigerweise viele Leute um den König scharen und ihn in Sicherheit bringen wird, dass sonst niemand vierundzwangig Stunden lang bürgen kann; die Schar der Mörder wächst unaufhörlich.“ [3]

Acht Tage darauf kam ein neuer, noch dringenderer Hilferuf. Am 28. Juli war d'Eprémesnil auf der Feuillanten-Terrasse halbtodt geschlagen worden.[4] Am 29. hatten die Marseiller ihren Einzug in Paris gehalten. Als ein Haufe von Räubern und Vagabunden, ein den Bagnos von Genua, Spanien und Toulon entsprungener, zusammengewürfelter Haufe[5] brachten sie dem Pariser

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, II, 242 u. 243.

[2] Daselbst, Einleitung, I, LXVI.

[3] Daselbst, II, 332 u. 333.

[4] Roederer, „Chronique de cinquante jours“, p. 265 u. 266.

[5] Mortimer-Ternaux, „Histoire de la Terreur“, II, 143.

Pöbel eine beträchtliche Verstärkung, weniger durch ihre Zahl — es waren ihrer kaum 600 — als durch ihre Verwegenheit und ihre Erfahrung in Aufständen und Verbrechen. Um sie zu erwarten, hatte Pétion den Aufruhr vom 24. Juli verschoben. Gleich am Tage nach ihrer Ankunft, am 30., begegneten sie auf den elysäischen Feldern Grenadieren des Bataillons Filles-Saint-Thomas, die ein Corps-Gastmahl beim Restaurateur Dubertier veranstalteten, suchten mit ihnen ohne Grund Streit, hieben einen nieder, verwundeten etwa fünfzehn, und die anderen entgiengen demselben Schicksal nur durch die Flucht in den Tuilerien-Garten und von da ins Schloss, wo man ihnen Hilfe angedeihen ließ. Umsonst verlangten die Kameraden der Opfer Gerechtigkeit bei der gesetzgebenden Versammlung; die Linke empfängt sie mit Murren, die Tribünen mit Schmähungen. Sie werden noch zu Schuldigen gestempelt, und man bezeichnet die Königin und die Damen, die den „Mördern" der braven Föderierten ihre Sorge gewidmet, der Volksrache.

Am 1. August ließ Marie Antoinette durch Goguelat an Fersen folgenden verzweifelten Brief schreiben, den letzten, den ihr ritterlicher Correspondent von ihr erhalten hat; die Angst macht sie darin sogar zuweilen ungerecht gegen die treuen Grenadiere von Filles-Saint-Thomas.

„Das Leben des Königs ist ebenso wie das der Königin seit langem bedroht. Die Ankunft von etwa 600 Marseillern und einer Anzahl anderer Abgeordneten des Jakobinerclubs vermehrt unsere nur zu begründeten Besorgnisse. Man ergreift Vorsichtsmaßregeln aller Art für die Sicherheit Ihrer Majestäten; aber die Mörder streifen fortwährend um das Schloss herum; man reizt das Volk auf; bei einem Theile der Nationalgarde herrscht schlechter Wille und beim andern Schwäche und Feigheit. Der Widerstand, den man den Unternehmungen der Schurken entgegensetzen kann, beruht nur auf einigen Personen, die entschlossen sind, mit ihren Leibern einen Wall um die königliche Familie zu bilden, und auf dem Regiment der Schweizergarden. Die Affaire, die am 30. stattfand, nach einem Mittagessen auf den elysäischen Feldern, zwischen 180 [1] Grenadieren der Elite der Nationalgarde und Marseiller Föderierten, hat die Feigheit der Nationalgarde klar bewiesen, ebenso wie wenig

[1] Es waren ihrer nur 166.

man auf diese Truppe rechnen kann, die nur durch ihre Masse imponiert. Die 180 Grenadiere haben die Flucht ergriffen, zwei bis drei wurden getödtet und etwa zwanzig verwundet. Die Marseiller stellen die Polizei für das Palais-Royal und den Tuilerien-Garten, den die Nationalversammlung hat öffnen lassen... Für den Augenblick muss man daran denken, die Dolche zu vermeiden und den Verschwörern auszuweichen, die rings um den dahinschwindenden Thron wimmeln. Seit langem geben sich die Aufwiegler keine Mühe mehr, den Plan, die königliche Familie zu vernichten, zu verbergen. In den beiden letzten Nachtsitzungen gieng man nur bezüglich des anzuwendenden Mittels auseinander. Sie haben aus meinem vorhergehenden Briefe entnehmen können, wie wichtig es ist, 24 Stunden zu gewinnen; ich erinnere Sie heute nur daran und füge hinzu, dass, wenn man nicht kommt, nur die Vorsehung den König und seine Familie retten kann." [1]

Um jene Zeit herum befand sich die Coalitionsarmee auf dem Marsche. Der Herzog von Braunschweig hatte sich am 28. Juli in Bewegung gesetzt; [2] er rechnete, in 8 bis 10 Tagen an der Grenze zu sein,[3] dort genügende Corps zurückzulassen, um die festen Plätze zu maskieren und ihre Garnisonen zu verhindern, sich seinen Operationen zu widersetzen, und selbst direct auf Paris loszumarschieren.[4] Im Augenblicke, als er ins Feld rückte, am 25., hatte er, dem lebhaften Drängen der Emigranten nachgebend, von Koblenz aus ein drohendes Manifest erlassen. Nachdem er darin die Forderungen des Kaisers und des Königs von Preußen für die in Elsass Besitzungen habenden deutschen Fürsten und ihr Interesse, die Anarchie in Frankreich aufhören zu sehen, ohne sich durch Eroberungen bereichern zu wollen oder zu beanspruchen, „in die Regierung Frankreichs sich einzumischen", dargelegt, ladet er den besseren Theil der Nation ein, auf die Wege der Gerechtigkeit zurückzukehren, und macht sich anheischig, diejenigen zu schützen, die sich dem Könige unterwerfen würden, bedroht aber mit exemplarischer Züchtigung alle jene, die sich gegen seine Armee vertheidigen würden, und erklärt, dass, wenn gegen den König oder die Königin die geringste

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 340 u. 341.
[2] Daselbst, II, 338.
[3] Daselbst.
[4] Daselbst, II, 315.

Gewaltthat verübt würde, die Stadt Paris einer militärischen Execution und vollständiger Zerstörung überliefert werden würde. Durch welch beklagenswerte Geschicklichkeit gelang es doch Fersen, dieses aus der Feder eines Emigranten, Herrn v. Limon,[1] stammende Manifest dem vom accreditierten Agenten des Königs und der Königin, Mallet du Pan, vorgeschlagenen und ursprünglich von den Mächten angenommenen gemäßigten und klugen Texte zu substituieren? Infolge welcher Verblendung konnte er, der Frankreich kannte, der es vor kurzem nochmals bereist hatte, und der schrieb, „dass man weder auf die Nationalgarde noch auf die rechtschaffenen Leute in Paris zählen kann, weil sie sich nicht vorwärts wagen aus Furcht, eine Schramme davonzutragen, während die Ruchlosen handeln,“[2] und hinzusetzte: „Meine Besorgnis um sie ist außerordentlich groß; ich habe keinen Augenblick Ruhe“,[3] glauben, dass diese hochfahrende und herausfordernde Erklärung den Muth der Freunde des Königthums heben und dessen Gegner schrecken würde? Wie konnte er übersehen, dass es auf diese Weise die äußersten Strafen gegen alle Theilnehmer an der Revolution decretieren, ihre Zahl vermehren, sie zur Verzweiflung bringen hieß, und dass die ersten Opfer dieser Verzweiflung gerade die unglücklichen Souveräne sein würden, die man zu retten beabsichtigte? Er schrieb übrigens selbst an seinen Freund Taube, als er ihm das Manifest schickte: „Das ist ein kritischer Augenblick für sie, Gott schütze sie!“[4] Auf seine Bitte schickte Baron de Breteuil den Bischof von Pamiers nach London, um von Pitt*[6] eine Intervention zu Gunsten der unglücklichen Geiseln zu erlangen, die unkluge Drohungen jeglicher Wuth auslieferten.[5]

Doch man machte sich jenseits des Rheines selbst unter den vernünftigsten Leuten seltsame Illusionen. Die Emigranten hatten so oft wiederholt, dass der Krieg nur ein militärischer Spaziergang durch Frankreich sein würde, dass der Herzog von Braunschweig sich einbildete, er werde keinem Widerstande begegnen,[6]*[7] und Mercy

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, II, 25, Anm.
[2] Daselbst, II, 343.
[3] Daselbst, II, 345.
[4] Daselbst, II, 339.
[5] Daselbst, II, 345.
[6] „Mémorial de Gouverneur Morris“, II, 145 u. 146.

selbst, der vermöge seines Alters und seiner Erfahrung sowenig zu übertriebenen Hoffnungen geneigt war, am 9. Juli an Marie Antoinette schrieb: „In einem Monate wird man gerettet sein.“ [1] Man bezeichnete die Marschtage der Coalierten; man sollte an dem und dem Tage in Verdun, an dem und dem in Châlons sein.[2] Die Königin, durch Mercys Wort für den Augenblick beruhigt, sagte in einer ihrer schlaflosen Nächte zu Frau Campan im Vertrauen, dass in einem Monate „sie nicht mehr diesen Mond sehen würde, ohne ihrer Fesseln entledigt zu sein“.[3] Und Baron Breteuil bildete schon das Cabinet, das bei der Rückkehr nach Paris die Geschäfte übernehmen sollte.[4]

Auf jeden Fall war das Ergebnis dieses Manifestes nicht das, welches seine Urheber erwarteten. Es vereinigte niemanden, weil es keinen Vereinigungspunkt bot; es schreckte niemanden, weil es übertriebene Ansprüche stellte, und erlangte schließlich nichts, weil es das Unmögliche verlangte. Ein Theil Frankreichs blieb auf diesen Appell stumm, der andere beantwortete es mit einem Wuth- und Rachegeschrei.“ [5] *[8]

Doch die Girondisten wollten damals noch nicht die Republik, sie sahen ein, dass sie die Unterstützung der Armee nicht für sich hätten, selbst der Südarmee nicht, auf die sie am meisten zählten.[6] Es bestand ein Augenblick Schwanken im Fortschritt der Feinde des Königthums. Die Nationalgarde wollte den König erhalten als Schutzwehr gegen die Wiedervergeltungsmaßregeln der Coalierten, und gewisse Häupter der Revolution hatten sich schon die Mittel verschafft, um nach Amerika zu fliehen.[7] Am meisten sagte Brissot und seinen Freunden der Plan zu, Ludwigs XVI. Absetzung auszusprechen und den Dauphin mit Condorcet als Erzieher und Pétion als Regenten auf den Thron zu setzen. Aber schon waren die Girondisten überflügelt, und um nicht beiseite ge-

[1] Mercy an Marie Antoinette, 9. Juli 1792.

[2] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, II, 336.

[3] „Mémoires de Mme Campan“, p. 340.

[4] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, II, 336.

[5] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck“, III, 349.

[6] „Mémorial de Gouverneur Morris“, II, 160.

[7] Daselbst.

lassen zu werden, genöthigt, sich von den Jakobinern ins Schlepptau nehmen zu lassen.

Am 3. August trat Pétion vor die Schranken der gesetzgebenden Versammlung und verlangte im Namen von 46 der 48 Pariser Sectionen die Absetzung. Die gesetzgebende Versammlung wies ohne Debatte seine Petition an eine außerordentliche Commission, die am 9. August Bericht erstatten sollte.[1] Inzwischen wurde zum letzten Sturm, der auf das Königthum unternommen werden sollte, alles vorbereitet. Das Aufstandscomité befindet sich in Permanenz in der Schänke zum „blauen Ziffernblatt". Die Section Mauconseil beschließt, ohne die Entscheidung der gesetzgebenden Versammlung abzuwarten, die Absetzung; die Section vom Théâtre-Français erklärt sich unter dem Vorsitze Dantons als im Zustande der Insurrection befindlich.[2] Die Marseiller verlassen ihre zu entlegenen Kasernen und verfügen sich in das Centrum der Hauptstadt, in die Sectionen Poissonière und Théâtre-Français,[3] wo man sie den revolutionären Bataillonen einverleibt;[4] man gibt ihnen in verschwenderischem Maße Wein und Geld.[5] Westermann wird an Stelle Santerres, dessen Unfähigkeit zu offenkundig ist, bestimmt, das Commando über die Banden zu übernehmen, und Panis und Sergent lassen unter die Föderierten die Patronen vertheilen, die sie den Nationalgarden verweigern. Man läßt von allen Seiten Recruten kommen, auf die man zählen kann. Jourdan und die Niedermetzler der Glacière sind in Paris.[6] „Jourdan und seine Genossen sind mit Santerre vereinigt," meldet Malouet Herrn Mallet du Pan; „ihre Straßenpromenaden, ihr Geheul sind entsetzlich. Die Affichen und Placate haben dieselbe rothe Farbe. Nie ist diese Stadt so mit Koth besudelt, so pestilentialisch gewesen."[7]

Gleichzeitig entfernte man aus der Hauptstadt die letzten Vertheidiger des Königthums. Ende Juli schon schrieb ein Schweizer Officier: „Es ist ihnen gelungen, die ganze bewaffnete Macht von

[1] Mortimer-Ternaux, „Histoire de la Terreur", II, 173.
[2] Huc, „Dernières années du règne de Louis XVI", p. 310.
[3] Bigot de Sainte-Croix, „Histoire de la conspiration du 10 août", p. 16.
[4] Mortimer-Ternaux, „Histoire de la Terreur", II, 196.
[5] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", III, 206.
[6] Huc, „Dernières années du règne de Louis XVI", p. 305.
[7] „Mémoires de Malouet", II, 357.

Paris hinauszubringen. Da sind nun die fünf Linienregimenter und zwei Drittel des Regiments der Schweizergarde, die man fürchtete, außerstande, den Aufwieglern zu schaden. Bald werden wir das Trauerspiel beginnen sehen." [1]

In der That waren die Linientruppen, deren guten Geist die gesetzgebende Versammlung fürchtete, zur Armee geschickt worden; [2] 300 Schweizer hatte man nach der Normandie beordert unter dem Vorwande, den Getreideverkehr zu schützen, und den in Paris bleibenden hatte man ihre 12 Kanonen weggenommen.[3]

Um den Widerstand vollends zu desorganisieren, beschloss die Municipalität, dass die Garde für den Schlossdienst täglich aus Bürgern aller Sectionen bestehen solle. Alles ist bereit, sich in die Tuilerien zu verfügen und dort den König abzusetzen. Nur der Tag ist noch ungewiss. Zuerst auf den 4., dann auf den 6. festgesetzt, wurde er endlich auf den 9. abends verlegt, sobald die gesetzgebende Versammlung über die Petition der Pariser Sectionen berathen haben werde; wenn an diesem Tage um 11 Uhr nachts durch den gesetzgebenden Körper dem Volke nicht Gerechtigkeit widerfahre, „so wird um Mitternacht die Sturmglocke geläutet und Generalmarsch geschlagen werden, und alles wird sich gleichzeitig erheben".[4] Inzwischen herrschte Schrecken in der Hauptstadt; die Deputierten, die es noch wagen, geschweige dem Könige sich günstig zu zeigen, auch nur nicht einfach den Willen der Clubs auszuführen, werden insultiert und misshandelt.[5] Man verbreitet die düstersten Gerüchte. Man kündigt an, man werde den König in einem eisernen Käfig herumführen, bevor man ihn nach La Force bringe, man werde ihn im Stadthause, dann im Temple einsperren.[6] Schon am 2. August verkauft man in den Straßen eine Druckschrift, die nur das Programm des in Aussicht genommenen Tages ist, und der Arzt Brunier ist in der Lage, sie Frau von Tourzel zu überreichen.[7] Im Volke herrscht eine schreckenerregende

[1] „Mémoires de Weber", p. 486.

[2] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", II, 170.

[3] „Mémoires de Weber", p. 485 u. 496.

[4] Mortimer-Ternaux, „Histoire de la Terreur", II, 182.

[5] Hue, „Dernières années du règne de Louis XVI", p. 154.

[6] Bigot de Sainte-Croix, „Histoire de la conspiration du 10 août", p. 20 u. 21.

[7] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", II, 201.

Aufregung, und eine mit den Revolutionären engverbündete Frau schrieb den Satz nieder: „Es wird Blut regnen; ich übertreibe nicht.“ [1]

Was hatte das Königthum diesen directen und öffentlichen Drohungen entgegenzustellen? Nichts als leere Versprechungen, schwache Hoffnungen und leider auch hartnäckige Täuschungen: den noch weiten Marsch des Herzogs von Braunschweig, das den Häuptern der Aufrührer, Pétion, Danton,[2] Santerre, gegebene Geld, um die Erhebung zu hindern, das nur dazu dient, sie zu bezahlen, und im Schlosse 900 Schweizer, einige wenige treue Nationalgardisten und etwa hundert Edelleute. Was war das gegen die von Barbaroux und Westermann geleiteten Banden?

Vergeblich legten die Getreuen der letzten Zeit, Malouet, Malesherbes,*[9] Morris, Lally-Tolendal, am 7. August einen letzten Fluchtplan vor. Vergeblich boten sie sich an, die königliche Familie unter dem Schutze der Grenadiere Aclocques und der Schweizer Courbevoies am hellen Tage um 8 Uhr morgens vom Pont-Tournant aus nach Pontoise oder Compiègne[3] zu führen und den Präsidenten der gesetzgebenden Versammlung zu verständigen, man gehe kraft der Constitution nach Compiègne.[4] Der König lehnte ab, und Prinzessin Elisabeth begnügte sich zu antworten, die angekündigte Erhebung werde nicht stattfinden, dafür bürge das Wort Pétions und Santerres, die sich gegen 750.000 Livres verpflichtet hatten, die Marseiller zur Partei Seiner Majestät zu bringen.[5]

Trotz dieses anscheinenden seltsamen Vertrauens herrschte im Schlosse fortdauernd Beunruhigung. Wenn man einige Zeit glauben konnte, wie Morris sagt, dass die Nationalgarde und die Pariser den König erhalten wollten „als den wirksamsten Schutz gegen die Plünderung und die Insulten der Feinde“,[6] seit dem 20. Juni konnte man dieses Vertrauen kaum mehr hegen; man suchte nur Zeit zu gewinnen, war aber dabei auf Schritt und Tritt bewacht.

[1] „Journal d'une bourgeoise de Paris“, p. 213.

[2] „Mémoires de Lafayette“, III, 376.

[3] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, II, 43.

[4] Daselbst.

[5] „Mémoires de Malouet“, p. 231 bis 233. — „Mémoires de Mme Campan“, p. 242.

[6] „Mémorial de Gouverneur Morris“, II, 145.

Um eine Flucht zu verhüten, wovon sich noch einmal das Gerücht verbreitet hatte, patrouillierten die Föderierten alltäglich und allnächtlich um das Schloss.[1] Bevor die Pikenträger mit der rothen Mütze auf dem Kopfe in die gesetzgebende Versammlung giengen, um dort mordbrennerische Anträge zu stellen, defilierten sie vor dem Schlosse, beschimpfende Couplets singend; „man konnte meinen, sie kämen, die Örtlichkeiten zu recognoscieren, bevor sie zum Angriffe schritten".[2] Man insultierte die Königin unter den Fenstern ihrer kleinen Cabinette, die auf den Hof giengen, und Frau von Tourzel, deren Appartements im Erdgeschosse waren, getraute sich nicht, den Dauphin dorthin zu führen.[3] Ein Marseiller schrie mit dem Säbel in der Faust den bei der porte du Carrousel wachestehenden Schweizern zu: „Elende, das ist die letzte Wache, zu der ihr aufzieht; wir werden euch alle ausrotten."[4]

Jeder Tag, jede Nacht brachte neuen Schrecken.[5] Der König verbrennt seine Correspondenz,[6] die Königin legt sich nur jede zweite Nacht nieder[7] und ist, wie schon gesagt, genöthigt, einen kleinen Hund in ihrem Zimmer zu haben, um im Falle einer Gefahr verständigt zu werden.[8] Die ganze Nacht vom 4. auf den 5. August ist man gewärtig, erdrosselt zu werden.[9] Ludwig ist auf; „mögen sie nur kommen," sagt der unglückliche Fürst, in sein Schicksal ergeben, „ich bin seit langem bereit; aber," fügte er mit rührender Besorgtheit hinzu, „man wecke nicht die Königin".[10]

Sonntag den 5. August hörte die königliche Familie zum letztenmale in der Kapelle der Tuilerien die Messe. Während sie die Gallerie durchschritt, um sich dahin zu begeben, begrüßte sie eine Anzahl Nationalgardisten mit dem Rufe: „Es lebe der König!" Aber sogleich antworteten die anderen mit fürchterlichem Geheul:

[1] Mortimer-Ternaux, „Histoire de la Terreur", II, 192.
[2] „Souvenirs de quarante ans", p. 126.
[3] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", II, 193.
[4] G. Duval, „Souvenirs de la Terreur", II, 115.
[5] Hue, „Dernières années du règne de Louis XVI", p. 307.
[6] „Mémoires de Malouet", II, 235.
[7] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 29.
[8] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", II, 195.
[9] Hue, „Dernières années du règne de Louis XVI", p. 307.
[10] Bigot de Sainte-Croix, „Histoire de la conspiration du 10 août", p. 15.

„Kein König! Nieder mit dem Veto!“ Abends bei der Vesper gaben sich die das „Magnificat“ singenden Musiker das Wort, beim Gesange des Verses „Deposuit potentes de sede“ *10 „den Ton ihrer Stimmen in schreckenerregender Weise zu verstärken“!¹

Das war der letzte Schimpf. Fünf Tage später sollte die schlimme Prophezeiung der Kapellenmusiker in Erfüllung gehen.

¹ „Mémoires de Mme Campan“, p. 345.

# Einundzwanzigstes Capitel.

## Der zehnte August.

Donnerstag der 9. August war trotz der umlaufenden beunruhigenden Gerüchte verhältnismäßig ruhig verlaufen. Der König spielte nachmittags mit der Prinzessin Elisabeth Billard,[1] und die fromme Dame schrieb an ihre Freundin Frau v. Bombelles: „Dieser Tag, der so lebhaft, so schrecklich sein sollte, war so ruhig als möglich.“[2] Abends ändert sich alles; eine unheilkündende Aufregung herrscht in der Hauptstadt; die Damen des Palastes wagen es nicht, zu Hofe zu kommen, aus Furcht, insultiert zu werden.

Um Mitternacht läutet die Sturmglocke, und bald mengt sich in ihren Schall der der Trommeln, von denen die einen Generalmarsch, die anderen Rappell schlagen; die Sectionen greifen zu den Waffen, die Faubourgs brechen auf. In den Tuilerien befinden sich ungefähr 900 Schweizer, 200 Edelleute und einige Compagnien treuer Nationalgardisten. Das ist wenig; aber diese kleine Truppe steht unter dem Befehle eines entschlossenen und ergebenen Führers, Galiot de Mandat, ehemaligen Capitäns der französischen Garde. Seit frühem Morgen hat er energische Vertheidigungsmaßregeln getroffen; die Brücken werden bewacht, und es wäre leicht, die Faubourgs an ihrer Vereinigung durch Abschneiden der Verbindung und einen Angriff auf die Colonnen, um sie zu zerstreuen, zu hindern.[3] Die Schweizer besetzen den Hof des Schlosses, die Kapelle und die königliche Pforte, den Zugang zur großen Treppe des Königs und der Königin,[4] während die Grenadiere von Filles-Saint-Thomas gegenüber der großen Pforte in Schlachtordnung aufgestellt sind.[5] Leider haben die Soldaten keine Patronen,

[1] Gräfin d'Armaillé, „M^me^ Elisabeth“, p. 299.

[2] „Correspondance de M^me^ Elisabeth“, p. 432.

[3] Mortimer-Ternaux, „Histoire de la Terreur“.

[4] „Mémoires de Weber“, p. 415.

[5] Daselbst.

kaum drei Schüsse kommen auf den Mann.[1] Selbst die Schweizer haben keine dreißig,[2] und ihr Commandant ist ohne Befehle.

Gegen 11 Uhr abends kommt Pétion, dem wiederholten Drängen Mandats nachgebend, ins Schloss. Der König fährt ihn barsch an: „Mein Herr, Sie sind Maire von Paris; es scheint, dass eine große Bewegung herrscht; will man den 20. Juni erneuern?“ — „Sire, die Gährung ist groß, aber ich eile ins Rathhaus, um die Ruhe wiederherzustellen.“ — „Nein, mein Herr,“ antwortet die Königin, die Pétions Pläne erräth, „unter Ihren Augen ist alles veranstaltet worden; Sie werden als Maire den Befehl unterzeichnen, Gewalt mit Gewalt zurückzuweisen, und werden bei der Person des Königs bleiben.“ Pétion unterzeichnete bestürzt den Befehl, entwischt dann und kehrt nach einer kurzen Anwesenheit in der Nationalversammlung in sein Haus zurück, wo er sich gemäß dem mit seinen Freunden verabredeten Plane den Rest des Tages eingeschlossen hält.

Im Schlosse war man während der ersten Stunden ziemlich beruhigt; man vertraute auf die Streitkräfte, über die man verfügte, und die Mandat an den wichtigsten Punkten, im Hofe, im Garten, an den Pförtchen geschickt vertheilt hatte. Meldungen, die man für zuverlässig hielt, stellten zudem die Ansammlung als nicht so erheblich dar, als man anfangs annahm.[3] Die Königin brachte sogar ihren Sohn unter der treuen Obhut Frau v. Tourzels zu Bette; aber als sie ihn umarmte, konnte sie ihre Thränen nicht zurückhalten. „Mama,“ sagte das Kind, als ob es die Gefahr errieche, „warum weinst du? Ich möchte dich gerne diese Nacht nicht verlassen.“ — „Sei ruhig, mein Sohn, ich werde nicht weit von dir sein,“ antwortete seine Mutter.[4]

Doch bald stellte sich die Angst wieder ein; sehr bestimmt lautende schlechte Nachrichten trafen ein. Die königliche Familie war im Rathszimmer versammelt; die Prinzessin von Lamballe, die Prinzessin de Tarente, Frau v. Tourzel und ihre Tochter, die Minister, zwei Municipalbeamte, Borie und Leroux, der Syndicus und Generalprocureur des Departements, Roederer, und einige treue

[1] Roederer, „Chronique de cinquante jours“, p. 352.

[2] „Mémoires de Weber“, p. 498.

[3] Mortimer-Ternaux, „Histoire de la Terreur“, II, 265, Anm.

[4] „Louis XVII“, I, 214.

Diener umgaben sie. Unter der wachsenden Beängstigung war die traditionelle Etikette aufgehoben worden; es bestand keine königliche Sitzordnung mehr; die Königin und Prinzessin Elisabeth saßen auf einfachen Schemeln.[1] Einige ergebene Freunde kamen von Zeit zu Zeit an und setzten sich irgendwohin, auf die Tische, die Consolen, den Boden.

Die Königin sprach zu jedem in der herzlichsten Weise, erwärmte den Eifer und hielt den Muth eines jeden aufrecht. „Meine Herren," sagte sie zu den im Rathszimmer befindlichen Nationalgardisten, „alles, was Sie Theures haben, Ihre Frauen, Ihre Kinder, hängt von unserer Existenz ab; unser Interesse ist ein gemeinsames."[2] Aber zwischen diesen Vertheidigern in der letzten Stunde herrscht kein Einklang; die Vorurtheile gewisser Nationalgardisten gegen die Edelleute dauern fort. Der Chef der Legion Chesnaye will die royalistischen Freiwilligen entfernen. Die Königin widersetzte sich dem lebhaft und sagte: „Sie dürfen kein Misstrauen hegen gegen diese wackeren Leute, die Ihre Gefahren theilen und Sie bis zum letzten Seufzer vertheidigen werden.[3] Ich bürge für all jene, die hier sind; sie werden vorne, rückwärts, in der Reihe marschieren, wie Sie wollen; Sie sind zu allem bereit, was nothwendig ist; das sind verlässliche Männer."[4]

Niemand im Schlosse war schlafen gegangen; nur der Dauphin schlief.[5] Gegen 3 Uhr morgens hört man in der Ferne ein dumpfes Geräusch, wie von herannahenden Wogen. Ein Flintenschuss krachte sogar im Hofe der Tuilerien.[6] „Ach!" sagt die Königin, „es wird nicht der letzte sein." Sie lässt ihren Sohn aufstehen und ankleiden; sie will nicht, dass die Mörder den Thronerben im Bette finden und hütet ihn seit diesem Augenblicke bei sich. „Mama," sagt das arme Kind, beim Anblicke der Verwirrung rings herum in Aufregung versetzt und mit den bösen Tagen schon vertraut, „warum sollte man dem Papa Böses thun? Er ist so gut!"[7]

[1] Mortimer-Ternaux, „Histoire de la Terreur", p. 265.
[2] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", II, 211 u. 212.
[3] Daselbst, II, 211.
[4] „Histoire de la Terreur", II, 266.
[5] „Louis XVII", II, 214.
[6] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 44.
[7] Hue, „Dernières années du règne de Louis XVI", p. 322.

Die Nacht war wundervoll, der Himmel rein, die Luft ruhig; die Stille der Natur stand im Gegensatze zur Aufregung der Straße und Beklemmung der Gemüther. Durch die offenen Fenster hörte man jeden Lärm der Großstadt. Die Morgenröthe erschien; Prinzessin Elisabeth eilt ans Fenster. „Schwägerin," sagte sie, „schauen Sie doch, wie die Morgenröthe aufgeht. Die Sonnenscheibe tritt blutroth hervor." [1]

Inzwischen ruft ein dringender Befehl der Municipalität Mandat ins Stadthaus. Schon hat der Commandant einer ersten Aufforderung nicht entsprochen. Von Roederer gedrängt,[2] wagt er einer zweiten nicht zu widerstehen, und geht zwischen 4 und 5 Uhr morgens fort;[3] aber eine schlimme Ahnung hat ihn erfaßt, und er äußert: „Ich werde nicht mehr zurückkommen." [4]

Er täuschte sich nicht. Kaum im Stadthause angekommen, findet er statt der legalen Commune eine insurrectionelle eingesetzt. Ihr Präsident, Huguenin, wirft ihm heftig die gegen das Volk ergriffenen Maßregeln vor, fordert ihn auf, sie zu widerrufen, und befiehlt auf seine Weigerung hin, ihn in die Abtei zu schaffen.[5] Das ist das Signal zum Tode. Als er aus dem Rathsaale tritt, wird dem unglücklichen Commandanten mit einer Pistole der Kopf abgeschossen, und sein Leichnam in die Seine geworfen. Seitdem ist die kleine Garnison der Tuilerien ohne Führer und der Widerstand desorganisiert.

Das Geräusch wird deutlicher, die Menschenwogen kommen näher. Die Königin bittet den König, sich seinen Vertheidigern zu zeigen und sie durch seine Gegenwart, sein Beispiel, ein Wort der Ermuthigung anzufeuern. Ludwig gibt dem Drängen seiner Frau nach[6] und erscheint auf dem Balkon in einem violetten Rocke, mit ungeordneten Haaren, brennendem Gesichte und aus Mangel an Schlaf gerötheten Augen.[7] Begeisterte Hochrufe empfangen ihn. Er durchschreitet die Gemächer, um in den Hof zu gelangen. Die

[1] „Histoire de la Terreur", II, 267.
[2] „Mémoires de Malouet", II, 433.
[3] „Mémoires de Mlle Clermont-Gallerande", III, 521.
[4] „Louis XVII", I, 213.
[5] „Histoire de la Terreur", II, 275.
[6] Gegen 5 Uhr. — „Mémoires de la duchesse de Tourzel", II, 210.
[7] „Mémoires de Weber", p. 416, Anm.

Königin, ihre Kinder, Prinzessin Elisabeth, die Prinzessin de Lamballe begleiten ihn. Als er die große Gallerie betritt, gibt sich eine lebhafte Begeisterung kund; jene alten Edelleute, die Freiwilligen in der letzten Stunde, bereit, sich selbst niedermetzeln zu lassen, acclamieren das sterbende Königthum; die Erregung schwellt die Gemüther, Thränen benetzen die Augen; „es lebe der König!" erschallt es von allen Seiten.[1] Das Bataillon von Filles-Saint-Thomas hält die Diana-Gallerie besetzt. Die Königin spricht zu ihm mit jener Anmuth und Herzlichkeit, die sie in alle ihre Worte legte, und jene wackeren Leute sind ganz hingerissen.[2] „Sie scheinen," sagt ein gleichzeitiger Geschichtsschreiber, „die erhabene Scene des ‚Moriamur pro rege nostro' zu erneuern."[3]

Weniger sicher war man der äußeren Posten, wo Pétion feindselige Bataillone hatte aufstellen lassen.[4] Der König will seine Familie keinem zweifelhaften, vielleicht übelwollenden Empfange aussetzen. Im Vestibule der großen Treppe angelangt, läßt er seine Frau, seine Schwester und seine Kinder hinaufgehen und setzt allein seine letzte Umschau fort. Das war vielleicht gefehlt; was die etwas weichliche Güte und der resignierte Muth des Königs nicht bewirkten, hätte vielleicht die mehr entschlossene Haltung der Königin und die rührende Schönheit des Dauphin erreicht.

Es war etwa 6 Uhr, als Ludwig in den Hof hinausgieng. Trotz seines ruhigen Auftretens besorgt und verwirrt, vermochte er zu den sich um ihn drängenden Nationalgardisten kein Wort zu sagen. Man ruft indessen noch immer: „Es lebe der König! Es lebe Ludwig XVI.! Wir werden ihn bis in den Tod vertheidigen! Möge er sich an unsere Spitze stellen! Nieder mit den Jakobinern!"[5] Allein der König bleibt stumm. Je weiter man sich vom Schlosse entfernt, um das herum die treuen Truppen stehen, desto kühler wird der Empfang, auf der Terrasse des Flußufers wird er feindselig. Man ruft: „Es lebe die Nation! Nieder mit dem Veto! Nieder mit dem dicken Schwein!"[6] Einige Kanoniere — der schlech-

[1] „Louis XVII", p. 216.
[2] „Souvenirs de quarante ans", p. 129.
[3] Peltier, „Dernier tableau de Paris".
[4] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", II, 210.
[5] „Histoire de la Terreur", II, 464, Anm.
[6] „La Révolution", II, 140.

teſte Theil der Nationalgarde — drängen ſich, dieſe Schmähungen wiederholend, an den Monarchen heran, „wie Fliegen“, ſagt ein Augenzeuge, „die das Thier verfolgen, auf das ſie erpicht ſind“.[1] Bei der Feuillanten-Terraſſe geſellen mit Piken bewaffnete Räuber ihre drohenden Schmähungen zu dieſem feindſeligen Geſchrei; einige ſteigen ſogar in den Garten herab, und die den unglücklichen Monarchen begleitenden treuen Diener ſind genöthigt, ihn mit einer Doppelreihe zu umgeben, um ihn zu ſchützen.[2] „Großer Gott! man verhöhnt den König!“ ruft der Marineminiſter Dubouchage aus.[3] Ludwig kommt verzweifelten Herzens ins Schloſs zurück, und die Königin, die von weitem dieſer ganzen Scene mit dem Blicke gefolgt war und all jenen Rufen mit ſchmerzvoll aufmerkſamem Ohre gehorcht hatte, ſagte zu Frau Campan: „Alles iſt verloren; dieſe Umſchau hat mehr Schlimmes als Gutes gebracht.“[4]

Es iſt indeſſen gewiſs — die zuverläſſigſten Documente und die glaubwürdigſten Zeugniſſe beſtätigen es — daſs, wenn in eben jenem Augenblicke der König kühn zu Pferde geſtiegen wäre und ſich entſchloſſen an die Spitze ſeiner Truppen geſtellt hätte, wie Marie Antoinette ihn bat, er die Angreifer leicht überwältigt und nach dem Kraftausdrucke Napoleons dieſe ganze Canaille weggefegt hätte.[5]

Aber der König zaudert, er hat Furcht vor dem Blutvergießen, und die dort befindlichen Municipalbeamten ſcheinen keinen andern Zweck zu haben als die Vertheidigung zu desorganiſieren. Sie gehen im Carrouſſel-Hofe herum und ſagen ganz laut, daſs es eine Narrheit wäre, ſich einer ſo zahlreichen und wohlbewaffneten Anſammlung widerſetzen zu wollen; und mit Bedauern leſen ſie den Truppen das Standrecht vor und fügen ſorgſam hinzu: „Sie werden nicht ſchießen, ſo lange man auf Sie nicht ſchießt.“[6] Dieſe ſeltſamen Weiſungen bringen die Nationalgarde in Verwirrung; einige Compagnien machen die halbe Wendung; die größtentheils übelgeſinnten Kanoniere protzen ihre Kanonen gegen das Schloſs

[1] „La Révolution“, II, 140.
[2] „Louis XVII“, I, 217.
[3] Roederer, „Chronique de cinquante jours“, p. 362.
[4] „Mémoires de Mme Campan“, p. 347.
[5] Taine, „La Révolution“, II, 240 u. 241.
[6] „Histoire de la Terreur“, II, 469.

ab, und die den Hof des Louvre besetzt haltende berittene Gendarmerie dreht sich gegen das Palais-Royal und läßt so den Aufständischen freien Durchzug.[1]

Gegen 7 Uhr[2] füllt eine compacte Masse den Vendôme-Platz und die Feuillanten-Terrasse.[3] Der Vortrab des Aufruhrs rückt über den Carrousselplatz; schon sind einige berittene Banditen auf der Zinne der Mauer, beobachten alles und rufen ihre Kameraden.[4] Die Municipalbeamten lassen sich mit ihnen ins Parlamentieren ein; ein großes Geschrei erwidert: „Absetzung oder Tod!" Die Municipalbeamten, der Obercommandant, der Generalprocureur sind demoralisiert; sie gehen zum König hinauf. Schon in der Nacht hatte Roederer das Gutachten abgegeben, in die gesetzgebende Versammlung zu gehen. „Mein Herr," hatte die Königin stolz geantwortet, „es sind Streitkräfte hier; es ist endlich Zeit zu erfahren, wer die Oberhand behalten wird, der König und die Constitution oder der Aufruhr."[5] Der Generalprocnreur hatte sich verneigt, aber seine Ansicht nicht geändert.[6] Diesesmal nehmen die Municipalbeamten das Wort:

„Sire," sagt Leroux, „der einzige Entschluss, den man fassen kann, ist, sich in die Mitte der Nationalversammlung zu flüchten; man muss sofort gehen."

„Sie glauben das?" antwortet Ludwig.

„Ja, Sire; Eurer Majestät das Gegentheil sagen, hieße Sie verrathen."

Die Königin springt auf. In der gesetzgebenden Versammlung ein Asyl suchen, in jener Versammlung, die nichts gethan, um dem Aufruhr vorzubeugen, die, während die Monarchie in den letzten Zügen liegt, den traurigen Muth hat, über den Negersclavenhandel zu berathen, das Schloss verlassen, dem Kampfe entsagen, das hieß doch seine Absetzung unterzeichnen, das hieß doch abdanken! „Wir sollen uns in die Nationalversammlung zurückziehen," sagte sie mit zitternder Stimme; „daran denken Sie?" — „Ja, Madame,

[1] „Mémoires de Weber", p. 498.

[2] Hue, „Dernières années du règne de Louis XVI", p. 326.

[3] Daselbst.

[4] „Louis XVI, Marie-Antoinette et Mme Elisabeth", VI, 268.

[5] „Chronique de cinquante jours", p. 361.

[6] „Mémoires de Malouet", II, 435.

die Nationalversammlung ist das einzige, was das Volk respectieren wird."

Gegen halb 8 Uhr[1] kommt Roederer, mit seiner Schärpe angethan,[2] an der Spitze des Directoriums, und sagt zum Könige: „Sire, Eure Majestät dürfen nicht fünf Minuten verlieren; es gibt für Sie nur in der Nationalversammlung Sicherheit." — „Aber," sagt der König, „ich habe beim Carrousel nicht viele Leute gesehen." — „Sire, es sind dort zwölf Kanonen, und es kommt eine ungeheure Menge aus den Faubourgs."[3]

Der Königin wallt das Blut in den Adern. Sie wendet sich zu ihren treuen Dienern und ruft: „Nagelt mich*[1] an diese Wände, ehe ich mich dazu verstehe, sie zu verlassen."[4] Ein Mitglied des Departements, den sie gut kennt, denn es ist ihr Spitzenhändler, Gendret, will Roederers Ansicht unterstützen. „Schweigen Sie, mein Herr," sagt die Königin heftig zu ihm, „lassen Sie den Generalprocureur reden; Sie sind der Einzige, der hier nicht sprechen darf; wenn man Böses gethan hat, darf man sich nicht so stellen, als ob man es wieder gutmachen wollte."[5] Dann sich an Roederer wendend: sagte sie: „Aber, mein Herr, wir haben Streitkräfte." — „Madame, ganz Paris ist auf dem Marsche, die Action ist nutzlos, Widerstand unmöglich.[6] Wollen Sie sich verantwortlich machen für die Niedermetzlung des Königs, Ihrer Kinder, Ihrer selbst, mit einem Worte der treuen Diener, die Sie umgeben?" — „Gott bewahre!" antwortet die tapfere Frau, „möge ich im Gegentheile das einzige Opfer sein!"[7] Aber ihre Erregung ist so heftig, dass, erzählt eine Augenzeugin, „ihre Brust und ihr Gesicht in Zuckungen gerathen".[8]

„Sire," hebt der Generalprocureur wieder an, „die Zeit drängt; wir richten keine Bitte mehr an Sie, wir nehmen uns nicht mehr die Freiheit, Ihnen einen Rath zu ertheilen; wir haben in diesem Augenblicke nur einen Entschluss zu fassen: wir bitten

[1] „Mémoires de Weber", p. 420.
[2] Hue, „Dernières années du règne de Louis XVI", p. 327.
[3] „Chronique de cinquante jours", p. 368.
[4] Bigot de Sainte-Croix, „Histoire de la conspiration du 10 août", p. 28.
[5] „Chronique de cinquante jours", p. 369.
[6] Montjoye, „Histoire de Marie-Antoinette", p. 390.
[7] Hue, „Dernières années du règne de Louis XVI", p. 328.
[8] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", II, 214.

Sie um die Erlaubnis, Sie fortzuziehen.“ [1] Der König erhebt den Kopf, blickt einen Augenblick Roederer an, als ob er dessen geheime Gedanken herausfinden wollte, entschließt sich endlich und sagt: „Wohlan, weil es sein muss, geben wir noch diesen letzten Beweis von Selbstaufopferung.“ [2]

„Ja,“ antwortet die Königin, „es ist das letzte Opfer; aber,“ fügte sie hinzu, auf ihren Gatten und ihren Sohn weisend, „Sie sehen dessen Gegenstand.“ [3] Dann sagte sie zu Roederer:

„Mein Herr, Sie sind verantwortlich für die Person des Königs, Sie sind verantwortlich für die meines Sohnes.“

„Madame,“ entgegnete Roederer, „wir machen uns verantwortlich, an ihrer Seite zu sterben; das ist alles, was wir verbürgen können.“ [4]

Gegen halb 9 Uhr [5] bildet sich der traurige Zug. Grenadiere von Filles-Saint-Thomas und Schweizergarden liefern die Escorte. Der König geht allein voran, in seiner nächsten Nähe der Minister der auswärtigen Angelegenheiten.[6] Die Königin gibt dem Marineminister [7] den Arm und hält den Dauphin bei der Hand; dann kommen Prinzessin Elisabeth und des Königs Tochter, die Frauen von Lamballe und von Tourzel, einige treue Diener wie Prinz de Poix und Graf de la Rochefoucauld,[8] die Minister, die Mitglieder des Departements.[9] Alle Anwesenden weinen,[10] die Bestürzung ist allgemein. — „Wir werden wiederkommen,“ sagt der König. — „Wir werden wiederkommen,“ wiederholt die Königin. Aber weder König noch Königin haben Hoffnung,[11] und die Anwesenden fühlen gleich ihnen, nach dem Ausdrucke Frau v. Tourzels, dass das, was vor ihren Augen geschieht, der „Leichenzug des Königthums ist“.[12]

[1] „Chronique de cinquante jours“, p. 369.
[2] „Récit de Dejoly“, p. 390.
[3] „Histoire de la conspiration du 10 août“, p. 30.
[4] „Récit de Dejoly“, p. 390.
[5] „Louis XVI, Marie-Antoinette et Mme Elisabeth“, VI, 270.
[6] Bigot de Sainte-Croix.
[7] Bouchage.
[8] „Louis XVII“, I, 220.
[9] „Récit de Dejoly“, p. 391.
[10] „Histoire de la Terreur“, II, 470.
[11] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, II, 214.
[12] „Souvenirs de quarante ans“, p. 131.

Der König schreitet gerade einher, mit zerrissenem Herzen, mit entstellten Zügen, aber in fester Haltung; die Königin ist ganz in Thränen aufgelöst; sie trocknet von Zeit zu Zeit ihre Augen und versucht, eine zuversichtliche Miene anzunehmen, kann sie aber nur einige Minuten bewahren.[1] Ein Nationalgardist missversteht den Grund dieser Thränen und sagt: „Fürchte Eure Majestät nichts, Sie ist von guten Bürgern umgeben." — „Ich fürchte nichts," antwortete die Königin, die Hand auf ihre Brust legend.[2]

Der Zug geht durch die Säle, steigt die große Treppe hinab,[3] geht durch das Mittelgitter hinaus[4] und betritt den Garten. Die Nationalgardisten nehmen die rechte, die Schweizer die linke Seite ein. Die sich auf der Feuillanten-Terrasse drängende Menge begrüßt die herannahenden Opfer mit ihrem Geheul. Der König bewahrt nichtsdestoweniger seine Unempfindlichkeit. Die Königin stützt sich einen Augenblick auf den Arm Herrn v. la Rochefoucaulds: ihr Herz schlägt; ihre Hand zittert. Der Dauphin belustigt sich in der Sorglosigkeit seines Alters damit, mit den Füßen die den Garten in Menge bedeckenden abgestorbenen Blätter aufzustöbern. „Da sind viele Blätter," sagte der König, „sie fallen heuer frühzeitig ab." Einige Tage vorher hatte Manuel in einem Journale geschrieben, die Monarchie werde das Abfallen der Blätter nicht überleben.[5] Seine Prophezeiung gieng in Erfüllung.

Als man sich der Feuillanten-Terrasse nähert, wird die Menge dichter; der Weg ist von ihr versperrt, so dass der Zug zehn Minuten lang auf dem Fuße der Treppe zu den Feuillanten festgebannt bleibt. Wüthendes Geschrei erhebt der Pöbel: „Nieder! nieder! kein Veto! Sie sollen nicht in die Versammlung treten!" Man gewahrt die Königin; das Geschrei verdoppelt sich: „Keine Weiber! Wir wollen nur den König, den König allein!"[6] Ein Grenadier erfasst den königlichen Prinzen und nimmt ihn auf seine Arme. Die Königin meint, man wolle ihr ihr Kind wegnehmen und stößt einen furchtbaren Schrei aus; der National-

[1] „Louis XVII", p. 220.
[2] „Histoire de la Terreur", II, 293.
[3] „Récit de Dejoly", p. 391.
[4] „Louis XVII", p. 220.
[5] „Chronique de cinquante jours", p. 371.
[6] „Récit de Dejoly", p. 390.

gardist hebt den Dauphin über seinen Kopf und beruhigt Mutter und Kind.

Inzwischen hat die gesetzgebende Versammlung, vom Präsidenten des Departement-Directoriums von der Ankunft der königlichen Familie verständigt, ihr eine Abordnung von vierundzwanzig Mitgliedern entgegengesandt. „Sire," sagt der sie führende Deputierte, „die Versammlung bietet Ihnen und Ihrer Familie in ihrer Mitte ein Asyl an." Der traurige Zug setzt sich wieder in Bewegung: die Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung haben jene des Directoriums ersetzt. Doch auf der Feuillanten-Terrasse wird das Geschrei immer stärker, die Menge drängt sich, man muss stehen bleiben. Ein Elender schwingt eine Stange und bedroht damit die königliche Familie, schreiend: „Nieder! nieder!" [1] Ein Mann macht sich von der Gruppe los und sagt, sich an den König wendend: „Geben Sie mir die Hand, ich will Sie in die Versammlung führen, aber Ihre Frau kommt nicht hinein; sie hat Frankreichs Unglück gemacht." Roederer stürzt herbei, lässt mit Ermächtigung der Deputierten die Treppe besetzen, besteigt diese selbst und spricht die um ihn her brüllende Menge an. Es entsteht eine Bewegung, die er benützt, um dem Könige und Marie Antoinette einen Durchgang zu bahnen. Mitten zwischen diesen wüthenden Banden, die Beschimpfungen ausstoßen und mit Mühe durch die Escorte zurückgehalten werden, treten die Souveräne in die Versammlung ein. Der König nimmt an der Seite des Präsidenten Platz, die Königin und die übrigen Familienglieder hinter ihm auf den Bänken der Minister. Der den Dauphin tragende Grenadier stellt ihn unter dem Beifall der Tribünen auf den Schreibtisch der Secretäre. Das Kind eilt zu seiner Mutter; „nein, nein," schreit eine Stimme; „er gehört der Nation, die Österreicherin ist des Vertrauens des Volkes unwürdig." [2]

Es tritt wieder Ruhe ein; der König nimmt das Wort und sagt: „Ich bin gekommen, um ein großes Verbrechen hintanzuhalten; ich kann mich nirgends besser befinden als in Ihrer Mitte."

Der präsidierende Vergniaud antwortet: „Sire, Sie können auf die Festigkeit der Nationalversammlung rechnen. Ihre Mit-

[1] „Chronique de cinquante jours", p. 372.

[2] „Louis XVII", I, 223.

glieder haben geschworen, bei Vertheidigung der Volksrechte und der bestehenden Gewalten zu sterben.“[1]

Allein die Constitution untersagt der Versammlung, in Gegenwart des Königs zu berathen; es wird beschlossen, Ludwig und seine Familie auf die Tribüne des Logographen*[2] zu führen.

Das war ein kleiner vergitterter Verschlag, zehn Quadratfuß groß,[3] der Sonnenhitze ausgesetzt,[3] so schmal, dass er kaum einige Journalisten fassen, und so niedrig, dass man kaum darin stehen konnte. Der König setzte sich vorne nieder, die Königin in einer Ecke; die Kinder, Prinzessin Elisabeth und Frau v. Lamballe auf einer Bank, hinter der einige ergebene Freunde Platz nahmen.[4] Man reißt das die Loge vom Saale trennende Eisengitter aus.[5] Es ist 10 Uhr vormittags, und hier in diesem elendem Loche wohnen die Gefangenen achtzehn Stunden lang dem Todeskampfe des Königthums bei.

Plötzlich bricht ein lebhaftes Gewehrfeuer los; in den Tuilerien wird gekämpft. Nach dem Abzuge der königlichen Familie waren die meisten Nationalgardisten nachhause gegangen; die Schweizer leerten den Hof und concentrierten sich im Schlosse. „Lasset Euch nicht überwältigen,“ sagte Marschall de Mailly zum Capitän de Durler. Die aufständischen Colonnen kommen an und fordern sie auf, sich zu ergeben; sie weigern sich heldenmüthig; gleich jenem großen verwundeten Löwen auf dem Luzerner Felsen, der ihre Tapferkeit sinnbildet, bewahren sie stolz und treu den alten halbzerbrochenen Schild Frankreichs. Man sucht sie zu überraschen; mit Haken bewaffnete Individuen bemühen sich, sie bei ihren Pulverhörnern fortzuschleppen: umsonst. Da kracht plötzlich, man weiß nicht, wer ihn abgeschossen, ein Pistolenschuss. Die Schweizer geben eine Salve. Die Angreifer zerstreuen sich ohne den Versuch einer Erwiderung nach allen Seiten in Unordnung, verlassen ihre Kanonen, räumen den Hof, trachten, vom Schlosse fortzukommen und halten sich erst für sicher, als sie wieder in ihren Quartieren angelangt sind; diese überstürzte Flucht zeigte, was ihr Muth wert war, und

[1] „Histoire de la Terreur“, II, 303.

[2] Hue, „Dernières années du règne de Louis XVI“, p. 339.

[3] Daselbst.

[4] „Louis XVII“, I, 224.

[5] Hue, „Dernières années du règne de Louis XVI“, p. 339.

was man hätte ausrichten können, wenn man Widerstand versucht hätte.

Doch der König will den Kampf nicht fortsetzen lassen, es schaudert ihn vor dem Blutvergießen. Von seinem Gefängnisse beim Logographen aus schickt er Herrn d'Hervilly mit dem Befehle ab, das Feuer einzustellen und das Schloss zu räumen. Seinen Weisungen gehorsam, ziehen sich die Schweizer in guter Ordnung durch den Garten zurück. Eine neue Botschaft des Königs heißt sie die Waffen ablegen.[1]

Tapfer gegen diejenigen, die sich nicht vertheidigen, unternehmen die Marseiller einen neuen Angriff, stürzen sich auf das Schloss, plündern und zerschlagen alles,[2] wüthen namentlich gegen der Königin gehörige Gegenstände,[3] zerbrechen die Spiegel, „in denen die Médicis-Antoinette allzulange die Heuchlermiene studiert hat, die sie dem Volke zeigte,“[4] geben den Verwundeten den Gnadenstoss, tödten mit Pikenstichen und Säbelhieben die Dienerschaft des Palastes bis auf den letzten Küchenjungen,[5] zünden die Kaserne der Schweizer[6] und den Marstall des Königs an,[7] brechen in die Keller ein und berauschen sich mit Wein und Blut. Mit der Metzelei im Schlosse geht jene im Garten und auf der Straße Hand in Hand; die unglücklichen, wehrlosen Schweizer werden angefallen, verstümmelt, erwürgt; Clermont-Tonnerre wird ermordet, und der Kopf Suleaus auf der Spitze einer Pike von Théroigne de Méricourt herumgetragen!

Blutbedeckt und bluttrunken erscheinen die Besieger eines Königthums, das sich nicht hat vertheidigen wollen, vor den Schranken der gesetzgebenden Versammlung und bitten um die Absetzung des Königs oder vielmehr verlangen sie. Die Versammlung beugt sich vor dem Willen der neuen Herren von Frankreich; Präsident Vergniaud liest ein Decret vor, das den König bis zur Berufung eines Nationalconvents von seinen Functionen suspendiert, und ent-

[1] „Histoire de la Terreur“, II, 327.
[2] „Journal d'une bourgeoise de Paris“, p. 222.
[3] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, II, 348.
[4] „Histoire de la Terreur“, II, 311.
[5] Daselbst, II, 331.
[6] „Journal d'une bourgeoise de Paris“, p. 228.
[7] „Lettres de Constantin Stamaty sur la Révolution française“, p. 100.

scheidet, dass die königliche Familie unter dem Schutze der Bürger und der Gesetze in den Luxembourg gebracht, und für den königlichen Prinzen ein Gouverneur ernannt werde.

Da der König inzwischen nur von Nationalgardisten umgeben sein darf, stellt man den ihn noch begleitenden und schützenden Getreuen den Befehl zu, sich zurückzuziehen. Die ergebenen Diener entfernen sich traurig; doch Graf de Chabot, der der Nationalgarde angehört, eilt von dannen, um seine Uniform anzuziehen, kehrt zurück und stellt sich als Posten vor der Thür zur Logographen-Tribüne auf.[1]

Von seinem Kerker aus sieht der König, wie die Petitionäre mit blutbefleckten Händen und mit Schmähungen im Munde nach einander vor die Schranken treten; er sieht, wie der Raub aus den Tuilerien auf dem Schreibtische niedergelegt wird; er hört, wie seine Absetzung verhandelt und ausgesprochen wird; er bleibt unempfindlich und resigniert. Die Königin bewahrt ihre stolze Haltung; ihre Lippen bewegen sich zu einem Lächeln der Verachtung gegen all jene Elenden, die sie schmähen, bevor sie sie tödten. Eine einzige Bestimmung des Decrets regt sie auf, jene über die Ernennung eines Erziehers für den königlichen Prinzen; sie bittet mehrere Deputierte, diesen für sie so empfindlichen Schlag abzuwehren zu suchen; dies gelingt ihnen umso leichter, sagt Frau v. Tourzel, als „die Versammlung, welche doch die Errichtung der Republik plant, sich wenig darum kümmert, dem gnädigen Herrn Dauphin einen Erzieher zu geben".[2] Prinzessin Elisabeth senkt das Haupt; Prinzessin Maria Theresia weint; der Dauphin, ganz erschöpft, ist auf dem Schoße seiner Mutter eingeschlafen; es ist zum Ersticken heiß in diesem engen Raume, zu dem die Luft keinen Zutritt hat. Das Gesicht des armen Kindes ist in Schweiß gebadet; die Königin will es abtrocknen; aber ihr Taschentuch ist selbst ganz durchnässt; sie bittet den neben ihr befindlichen Herrn v. la Rochefoucauld um das seinige; dieses ist mit dem Blute ihrer Vertheidiger gefärbt![3]

Gegen 2 Uhr morgens[4] wird die königliche Familie in das neben dem Berathungssaale der Versammlung liegende Kloster der

[1] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", I, 221 u. 222.
[2] Daselbst, II, 225.
[3] „Louis XVII", p. 230.
[4] Daselbst.

Feuillanten gebracht. Man nimmt den Weg durch den Garten mitten durch das Raubgesindel, von dessen Piken das Blut herabtropft, beim Scheine rauchiger Kerzen, die, auf Flintenrohre gesteckt, die ganze Scene düster beleuchten. Einen Augenblick fürchtet die Königin für ihren Sohn; heftig nimmt sie ihn aus den Händen Herrn v. Aubiers, der ihn trägt, und drückt ihn krampfhaft an ihr Herz. Das beruhigte Kind sagt fröhlich: „Die Mama hat mir versprochen, mich in ihrem Zimmer schlafen zu lassen, weil ich gegen diese rohen Leute sehr artig gewesen bin.“ [1]

Vier seit mehr als zwei Jahren unbewohnte Zimmer oder vielmehr Zellen mit einem halbzerstörten Ziegelpflaster und weißgetünchten Wänden waren der neue Palast des Königs und der Königin von Frankreich. Der Architekt der gesetzgebenden Versammlung hatte in der Eile einige Möbel hinbringen lassen. Die Zellen giengen auf einen langen Gang, dessen Ausgänge strenge bewacht wurden. Der König quartierte sich in der zweiten, die Königin und ihre Tochter in der dritten, der Dauphin und Frau v. Tourzel in der vierten Zelle ein. Die erste diente als Vorzimmer; einige wackere Diener wachten dort über das gestürzte Königthum. Ein rasch bereitetes Abendessen wurde aufgetragen; nur die Kinder aßen davon. Draußen tobte die Menge; man verlangte den Kopf der Königin. „Was hat sie ihnen denn gethan?“ fragte der König traurig.[2]

Einige Elende waren bis in den Gang vor dem Zimmer des Königs gedrungen und schrien, dass sie ihn erdrosseln würden, wenn in Paris die geringste Bewegung zu seinen Gunsten entstände. Andere versuchten die niedrigen Fenster, die weder Läden noch Gitter hatten, zu ersteigen und kletterten einander auf die Schultern, „um das dicke Veto um einen Kopf kürzer zu machen“.[3] Die Königin trat auf einen Augenblick in die Zelle ihres Gatten; sie konnte sich noch immer nicht darüber trösten, das Schloss ohne Widerstand verlassen zu haben. „Vielleicht,“ sagte sie, „hätte die Sache eine andere Wendung genommen, wenn man die Marseiller rechtzeitig hätte angreifen lassen?“ — „Von wem?“ antwortete Ludwig etwas missmuthig. Die unglückliche Frau sagte weiter

[1] „Louis XVII“, I, 236.

[2] Hue, „Dernières années du règne de Louis XVI“, p. 338.

[3] Brief Herrn v. Aubiers an Mallet du Pan, December 1792.

nichts, kehrte nach einigen Minuten in ihr Zimmer, einen traurigen, mit einer verblafsten grünen Tapete behängten Aufenthaltsort zurück und warf sich auf ihr Bett, ein hartes Mönchslager.[1] Aber ach! kein Schlaf kam über ihre Lider. Erst am Morgen, gegen 6 Uhr, konnte sie eine Zeitlang jenen schweren und so wenig erquickenden Schlaf genießen, der großer Erschöpfung folgt. Um sie nicht zu wecken, kleidete Prinzessin Elisabeth selbst die Kinder an; als sie fertig waren, führte sie sie zur Mutter. „Arme Kinder," seufzte die unglückliche Souveränin, „wie grausam ist es, ihnen ein so schönes Erbe versprochen zu haben und nun sagen zu müssen: ‚Das ist alles, was wir ihnen hinterlassen. Mit uns ist alles **aus**.'"![2]

In der Eile des Fortgehens hatte man aus den Tuilerien nichts mitnehmen können, und dann waren die Gemächer geplündert worden; die unglückliche königliche Familie hatte nichts mehr, weder Kleider noch Geld. Man hatte Marie Antoinette auf dem Gange aus der Versammlung zu den Feuillanten ihre Taschenuhr und ihre Börse gestohlen.[3] Ein Schweizerofficier von ungefähr derselben Größe wie Ludwig schickte einige Gegenstände für den König; die Herzogin von Gramont ließ der Königin einige Wäsche zukommen; die Gemahlin des englischen Botschafters, Herzogin von Sutherland, deren Sohn mit dem Dauphin im selben Alter stand, gab für den jungen Prinzen Kleidungsstücke her,[4] und die Tochter Maria Theresias, nichts mehr ihr eigen nennend, mufste von einer ihrer Frauen, Frau Auguié, fünfundzwanzig Louisdor annehmen.[5]

Am Morgen konnten mehrere Frauen der Königin, unter anderen Frau Campan und ihre Schwester, zu ihr gelangen. Sie streckte ihnen weinend die Arme entgegen und sagte: „Kommen Sie, kommen Sie, unglückliche Frauen, um eine noch unglücklichere Frau als Sie zu sehen, da ja sie der Grund Ihres Unglückes ist. Wir sind verloren; nun sind wir da angelangt, wohin man uns seit drei Jahren durch alle mögliche Schmach geführt hat; wir werden unter dieser schrecklichen Revolution unterliegen. Jedermann hat zu unserem Verderben beigetragen." [6]

[1] „Mémoires de Mme Campan", p. 356.

[2] Daselbst p. 355.

[3] „Histoire de la Terreur", III, 18, Anm.

[4] Hue, „Dernières années du règne de Louis XVI", p. 339.

[5] „Mémoires de Mme Campan", p. 359.

[6] Daselbst p. 355.

Drei Tage hindurch blieb die königliche Familie im Kloster der Feuillanten; drei Tage hindurch führte man sie jeden Morgen um 10 Uhr in die elende Loge, die sie nach dem Weggange aus dem Schlosse beherbergt hatte; drei Tage hindurch sah der König die Petitionäre an den Schranken einander ablösen, die Köpfe der der Niedermetzelung entgangenen Schweizer verlangen oder seine eigene Absetzung gebieterisch fordern. Er hörte, wie die Versammlung den Helden vom 10. August einen Sold gewährte; den Kriegsminister d'Abancourt in Anklagezustand versetzte und ein Vorspiel zur Abschaffung des gesetzlich noch existierenden Königthums aufführte, indem sie die Umstürzung der Königsstatuen decretierte. Drei Tage hindurch wurden die Gefangenen allabendlich in ihren Kerker zurückgeführt unter einer zahlreichen Escorte von Nationalgardisten, die sie mit Mühe gegen die Ermordung, aber nicht gegen die Beschimpfungen vertheidigte. Eines Tages näherte sich im Klostergarten ein gutgekleideter junger Mensch der Königin, hielt ihr die Faust unter die Nase und sagte: „Infame Antoinette, du wolltest, dass sich die Österreicher in unserem Blute badeten; du wirst es mit deinem Kopfe bezahlen." Auf diese Insulte antwortete die Königin nur mit dem Schweigen der Verachtung.[1]

Die gesetzgebende Versammlung hatte beschlossen, dass die königliche Familie in den Luxembourg gebracht würde; aber Marie Médicis' Palast schien zur Verwahrung solcher Geiseln nicht sicher genug zu sein; der Luxembourg, sagte man, bietet Gelegenheit zur Flucht durch seine unterirdischen Räumlichkeiten. Die Pariser Commune wollte die Gefangenen mehr in der Nähe und von sich abhängiger haben. Man schlug das Kanzlerhotel auf der place Vendôme vor; der Vorschlag wurde zurückgewiesen. Manuel zeigte im Namen der Commune an, man hätte den Temple*[3] gewählt; und die gesetzgebende Versammlung, sich beugend vor der neuen Macht, die der Aufruhr auf den Ruinen der Monarchie errichtet hatte, beeilte sich zu erklären, die königliche Familie würde im Temple eingeschlossen werden. Als die Königin diesen Namen hörte, erschauderte sie, eine düstere Ahnung kam über sie, und sie sagte zu Frau v. Tourzel: „Sie werden sehen, dass sie uns in den Thurm werfen und einen wirklichen Kerker daraus machen werden. . . .

[1] Hue, „Dernières années du règne de Louis XVI", p. 340.

Ich habe immer einen solchen Schauer vor diesem Thurme gehabt, dass ich den Grafen von Artois gebeten habe, ihn abtragen zu lassen; das war ohne Zweifel eine Ahnung von all dem, was wir darin zu leiden haben werden. . . . Sie werden sehen, ob ich mich täusche." [1]

Ach! sie täuschte sich nicht.

Die Versammlung beschloss gleichzeitig, dass alle nicht zur Dienerschaft des Königs gehörigen Personen von ihm entfernt werden sollten. „Ach!" rief der unglückliche Fürst, „ich bin also ein Gefangener? Karl I. war glücklicher als ich; man ließ ihm seine Freunde bis zum Schafott!" [2] Dann wandte er sich zu den ihn Umstehenden und befahl ihnen, sich zurückzuziehen. „Meine Herren," sagte die Königin mit Thränen in den Augen zu ihnen, „erst jetzt fühlen wir den ganzen Schrecken unserer Lage; Sie versüßten sie durch Ihre Gegenwart und Ihre Ergebenheit, und man beraubt uns dieses letzten Trostes." [3]

Bevor die ergebenen Diener fortgiengen, legten sie auf einen Tisch das Gold und die Assignaten, die sie in den Taschen hatten; sie wussten, dass die königliche Familie von allem entblößt war. Der König bemerkte es, wies sachte mit der Hand diese letzte Huldigung zurück und sagte: „Meine Herren, behalten Sie Ihre Brieftaschen; Sie haben, wie ich hoffe, länger zu leben." [4]

Am 13. August, um 6 Uhr abends,[5] halten zwei große zweispännige Hofwagen an der Pforte des Feuillantenklosters; Kutscher und Lakaien sind grau gekleidet, zum letztenmale sollen sie ihre gestürzten Gebieter bedienen. Der König, die Königin, ihre Kinder, die Prinzessin Elisabeth, die Prinzessin de Lamballe, Frau von Tourzel und deren Tochter, der Maire, der Procureur der Commune und ein Municipalbeamter besteigen den ersten Wagen. Der König, die Königin, der Dauphin und seine Schwester sitzen auf dem Rücksitz,[6] Prinzessin Elisabeth, die Prinzessin de Lamballe und Pétion auf dem Vordersitz; Frau v. Tourzel und ihre Tochter bei einer

[1] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", II, 232 u. 233.
[2] Daselbst, II, 223.
[3] Daselbst, II, 230.
[4] Daselbst.
[5] Daselbst, II, 238.
[6] Daselbst, II, 239.

der Wagenthüren, Manuel und der Municipalbeamte Collonge letzteren gegenüber.[1] Die allergewöhnlichsten Rücksichten vergessend, behalten diese zwei Männer und Pétion ihre Hüte auf dem Kopfe. Im zweiten Wagen nehmen zwei Municipalbeamte und das Gefolge der königlichen Familie Platz. Der König bewahrt eine unempfindliche Miene; die Königin sieht düster darein; der Dauphin wendet sorglos die Augen nach allen Seiten, um die Menge zu sehen.[2]

Der Zug setzt sich in Bewegung. Nationalgardisten zu Fuße umgeben die Wagen; aber tausende von mit Piken bewaffneten Gaunern[3] mischen sich unter die Escorte, stoßen Beschimpfungen und Lästerungen aus; bisweilen ist die Stockung so groß, dass die Pferde nicht vorwärts können. Dann stecken Pétion und Manuel die Köpfe zur Wagenthür hinaus, um den Durchgang zu verlangen, thun aber nichts, um die Beschimpfungen zu verhindern.

Auf der place Vendôme hält der Wagen des Königs; man will, dass der gestürzte Monarch mit Muße die Statue Ludwigs XIV. betrachte, die ein wahnsinniger Pöbel von ihrem Piedestal gestürzt hat. „Schauen Sie, Sire, wie das Volk seine Könige behandelt," sagt Manuel. — „Es ist ein Glück für dasselbe, mein Herr," sagt der König mit vor Entrüstung geröthetem Gesichte, „dass es seine Wuth nur an leblosen Gegenständen ausübt."[4]

Der Zug setzt seinen langsamen und unaufhörlich gehinderten Weg über die Boulevards fort.[5] Dieses lange Martyrium dauert fast dritthalb Stunden.[6] Die Wagen fahren im Schritte durch die dichten und feindseligen Massen, die schreien: „Es lebe die Nation! Nieder mit dem Könige!" Die mit der Escortierung der Gefangenen betrauten Municipalbeamten nehmen an diesen Rufen ostentativ theil und provocieren dieselben. „Es ist unmöglich," schreibt ein unverdächtiger Augenzeuge, „diese Schmach zu beschreiben."[7]

[1] „Souvenirs de quarante ans", p. 147.

[2] „Lettres de Coray au Protopsalle de Smyrne", p. 165.

[3] Coray sagt 3000 bis 5000. — Daselbst p. 164.

[4] „Souvenirs de quarante ans", p. 147.

[5] Daselbst p. 148.

[6] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", II, 240.

[7] „Lettres de Coray au Protopsalle de Smyrne", p. 164. — Der Grieche Coray war anfangs ein begeisterter Anhänger der Revolution gewesen.

Es wird schon Nacht, als man beim Temple anlangt. Vermöge einer gehässigen Ironie sind die Fenster beleuchtet wie zu einem Feste; der Salon ist durch unzählige Kerzen erhellt,[1] und beim düsteren Scheine von Lampions, die ihres Sturzes spotten, hält die königliche Familie ihren Einzug in den Hof des Palastes. Santerre kommt ihr zuerst entgegen und winkt den Wagen, bis zur Freitreppe zu fahren; aber die Municipalbeamten ertheilen einen Gegenbefehl, und die hohen Gefangenen müssen mitten im Hofe aussteigen. Die Mitglieder der Commune halten sich neben dem Könige auf, mit dem Hute auf dem Kopfe, und geben ihm keinen anderen Titel als „Herr"; ein Mann mit langem Barte, namens Truchon, wiederholt absichtlich bei jedem Worte diese Titulatur.

Die Menge heult beim Eingange des Temple; um seine lärmende Freude und die Niederlage des Königthums besser zu beleuchten, hat man auf die vorspringenden Theile der äußeren Mauer Lampions gestellt.[2]

Es ist halb 9 Uhr abends; die Thüren werden mit düsterem Geräusch geschlossen, und in diesem in einen Kerker verwandelten Palaste sieht die königliche Familie bald das prophetische Wort eines ihrer treuesten Freunde in Erfüllung gehen:

„Die Geschichte lehrt uns, wie kurz für entthronte Monarchen der Übergang aus dem Kerker in das Grab ist." [3]

[1] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", II, 240.

[2] Huc, „Dernières années du règne de Louis XVI", p. 345 u. 346.

[3] „Mémorial de Gouverneur Morris", II, 204.

# Zweiundzwanzigstes Capitel.

Der Temple. — Beschreibung. — Der Palast des Großpriors. — Der Thurm des Temple. — Großer und kleiner Thurm. — Die königliche Familie wird vorläufig im kleinen Thurm eingeschlossen. — Am 19. August trennt man sie von ihrer Begleitung. — Leben der Gefangenen. — Gesinnungen der Königin betreffs der Invasion. — Cléry kommt in den Thurm. — Die Septembertage. — Man bringt unter die Fenster der Königin den Kopf der Prinzessin de Lamballe. — Schmähungen gegen die Gefangene. — Turlot und Rocher. — Abschaffung des Königthums. — Der König wird in den großen Thurm gebracht. — Ebenso die königliche Familie. — Der Dauphin wird von seiner Mutter getrennt und seinem Vater übergeben.

Der Temple! Welche Summe unsagbarer Schmerzen ruft dieser Name ins Gedächtnis! Alles, was der Hass an Qualen erfinden, alles, was die Roheit an Insulten ersinnen kann, hat die königliche Familie erduldet. Alle Bitterkeiten, die das Herz eines Menschen und eines Königs verkosten kann, Ludwig XVI. hat sie empfunden; alle Thränen, die die Augen einer Frau und einer Königin füllen können, Marie Antoinette hat sie vergossen. Von den fünf Gefangenen, hinter denen sich am 13. August abends die Pforten des Temple schlossen, sollten drei seine Schwelle nur überschreiten, um das Schafott zu besteigen. Der vierte, ein Kind — ach! ein schneller Tod wäre süßer gewesen als die lange und abscheuliche Marter, zu der ihn die Niedertracht seiner Henker verurtheilte!

Die Umfriedung des Temple, in den die Gefangenen soeben geführt worden waren, schloss zwei sehr verschiedene Gebäude ein; das eine war ein geräumiger, stilloser Palast, genannt Palast des Großpriors, ehemals Residenz der Vendôme und der Conti und zuletzt des Grafen von Artois; das andere ein viereckiger Thurm von vier Stockwerken, mit einem spitzen Dache, an den vier Ecken von runden Thürmchen mit spitzen Dächern flankiert. An den großen Thurm stieß ein kleiner und niedrigerer Thurm, geschmückt mit zwei büchsenförmigen Thürmchen und ohne unmittelbare Ver-

bindung mit dem Hauptgebäude. Die kleine Thür, die hineinführte, glich dem Pförtchen eines Kerkers.[1] Die Stockwerke, viel niedriger als die des großen Thurmes, enthielten jedes kaum zwei Zimmer und ein in einem der Thürmchen angebrachtes Cabinet; das andere Thürmchen umschloss eine Schneckenstiege, die bis auf das flache Dach führte. Eine breitere, sich jedoch nach oben verengernde Treppe gieng vom Erdgeschosse aus und verband die Stockwerke unter einander.

In letzteres Gebäude, das lange dem Conservator des Temple-Archivs, Herrn Barthélemy,*[1] als Wohnung gedient hatte, wurde die königliche Familie geführt. Sie musste dort bleiben, bis die für sie im großen Thurme bestimmten Gemächer hergerichtet waren.

Kaum war das Souper beendigt — ein trauriges Souper, das, sagt Frau v. Tourzel, „niemand versucht war zu berühren,“[2] als ein Municipalbeamter sich des vor Schlaf umfallenden Dauphin bemächtigte, mit ihm durch einen unterirdischen Raum gieng und ihn rasch in sein Zimmer trug. Frau v. Tourzel folgte ihm, so schnell sie konnte, legte das Kind ins Bett und setzte sich auf einen Stuhl, in düstere Gedanken versunken. Bald holte die Königin sie ein, drückte ihr die Hand und murmelte: „Hatte ich es Ihnen nicht gesagt?“ — Und als sie zu dem Bette des lieben Kindes, das fest schlief, trat und es ansah, kamen ihr die Thränen in die Augen. Doch weit entfernt, zu verzagen, gewann sie auf der Stelle wieder jenen großen Muth, der sie nie verließ, und beschäftigte sich mit der Zimmervertheilung dieses traurigen Aufenthaltes.“[3]

Die Königin wurde im zweiten Stockwerk im früheren Salon Herrn Barthélemys einquartiert. Die Einrichtung, deren Beschreibung uns eine pietätvolle Hand hinterlassen hat, bewahrte noch einen gewissen Rest von Luxus; sie war aus blauem und weißem Lampas.[4] Die königliche Tochter hatte ein kleines Bett im Zimmer ihrer Mutter, Frau v. Tourzel und Frau v. Saint-Brice schliefen im Zimmer des Dauphin; Frau v. Lamballe in einem finsteren Vorzimmer, das die beiden Zimmer verband. In dem an das Zimmer des jungen Prinzen stoßenden Thürmchen war die

[1] „Souvenirs de quarante ans“, p. 149.

[2] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, II, 241.

[3] Daselbst, II, 242.

[4] „Louis XVII“, II, 249.

der königlichen Familie, den Municipalbeamten und den Soldaten gemeinsame Garderobe; man musste, um dahin zu gelangen, durch das Zimmer des Dauphin gehen.

Der König nahm das dritte Stockwerk ein; sein Gemach war in der Eile möbliert worden; an den Wänden hiengen wenig schickliche Kupferstiche; er nahm sie selbst herab, indem er unwillig sagte: „Ich will das meiner Tochter nicht unter die Augen kommen lassen.“ Das kleine Thürmchen diente ihm als Lesecabinet. In einem ganz kleinen Verschlage nebenan wohnten Hue und Chamilly. Prinzessin Elisabeth war in einer alten, entsetzlich schmutzigen Küche untergebracht; sie hatte dort neben sich ein Gurtbett für Frau von Tourzel aufstellen lassen; aber es war schwer zu schlafen. Das vor dieser Küche befindliche Zimmer diente als Wachstube, und man kann denken, welcher Lärm dort herrschte.[1]

Da das Zimmer der Königin, das ja als Salon gedient hatte, das größte war, versammelte man sich dort untertags; der König selbst gieng schon morgens hinab. Aber die Gefangenen hatten nicht den Trost allein zu sein; ein jede Stunde wechselnder Municipalbeamter war stets in dem Zimmer, in dem sie sich aufhielten. „Die königliche Familie sprach zu allen mit solcher Güte,“ sagt Frau v. Tourzel, „dass es ihr gelang, mehrere von ihnen milder zu stimmen.“ [2]

Zur Zeit des Mahles gieng man in das erste Stockwerk hinab, wo sich der Speisesaal befand,[3] und neben diesem eine Bibliothek von 1200 bis 1500 Bänden. Gegen 5 Uhr nachmittags gieng man im Garten spazieren; es war ein peinlicher Spaziergang, da man allen Insulten ausgesetzt war, aber König und Königin ließen diese über sich ergehen, um ihren Kindern etwas Luft zu verschaffen.[4] Von hier aus sahen sie an ihrem Kerker arbeiten.

Die von der Commune am 13. August beschlossenen und Palloy, dem Zerstörer der Bastille, anvertrauten Vertheidigungsarbeiten giengen eifrig, obwohl mit einer gewissen Unentschlossenheit vonstatten. Man höhlte einen breiten Graben aus, erhöhte

[1] „Souvenirs de quarante ans“, p. 150.

[2] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, II, 243.

[3] Daselbst.

[4] Daselbst.

die Mauern, hieb die Bäume in der Nähe des Thurmes um, maskierte die Fenster, von denen aus man über die Umfriedung hinaussehen konnte. Die Gefangenschaft wurde enger; sie sollte noch härter werden durch die Vereinsamung.

In der Nacht vom 19. auf den 20. August[1] stellten sich im Temple zwei Municipalbeamte ein, die nach ihrer Aussage beauftragt waren, „alle nicht zur Familie Capet gehörenden Personen" wegzuführen. Vergeblich wollte die Königin Frau v. Lamballe unter der Angabe, sie wäre ihre Verwandte,[2] zurückbehalten; man weigerte sich, ihre Einsprache anzuhören. „In der Lage, in der wir waren," sagt Frau v. Tourzel, „hieß es nur gehorchen."[3] Die königliche Tochter war „ganz bestürzt"; die Königin äußerte den lebhaftesten Schmerz, namentlich über die Trennung von ihrer Freundin; sie vermochte nicht, sich ihren Armen zu entziehen.[4] „Pflegen Sie recht Frau v. Lamballe," sagte sie zu Frau von Tourzel und deren Tochter. „Ergreifen Sie das Wort bei allen wichtigen Gelegenheiten, und vermeiden Sie es soviel als möglich, dass sie auf verfängliche und verwirrende Fragen zu antworten hat."[5] Prinzessin Elisabeth kam hinab, um ihren Freundinnen Muth zuzusprechen.

„Wir umarmten zum letztenmale die hohen Fürstinnen," erzählt Frau v. Tourzel, „und zogen, zum Tode betrübt, aus einer Stätte fort, die uns den Gedanken so theuer machte, unseren unglücklichen Souveränen zu einigem Troste gereichen zu können."[6]

Die Municipalbeamten hatten versprochen, dass die Gefangenen in den Temple zurückkommen würden, nachdem sie von der Commune verhört worden.[7] Bloß Hue kam am nächsten Tage wieder. Frau v. Tourzel und Frau v. Lamballe wurden in die Force gesperrt. Wie sie von dort herauskamen, und wie der schöne Lockenkopf Frau v. Lamballes, von seinem Rumpfe getrennt, unter den Mauern des Temple wieder erschien, ist bekannt.

[1] „Souvenirs de quarante ans", p. 152.
[2] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 8.
[3] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", II, 246.
[4] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 8.
[5] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", II, 247.
[6] Daselbst.
[7] „Souvenirs de quarante ans", p. 153.

Die Absonderung war vollständig, und die unglückliche Herrscherfamilie mußte sich in das neue und von nun an einsame Leben fügen, das ihnen die Commune auferlegte. Prinzessin Elisabeth vertauschte das dritte Stockwerk mit dem zweiten und nahm das Zimmer des Dauphin ein, dessen Bett in das Zimmer seiner Mutter getragen worden war; Prinzessin Maria Theresia wurde ihrer Tante zugesellt. Von jetzt an auf sich selbst beschränkt, entwarfen die Gefangenen ihre Tagesordnung, die mit geringen Abänderungen dieselbe blieb bis zur Übersiedlung in den großen Thurm am 26. October.

Der König stand zwischen 6[1] und 7[2] Uhr auf, rasierte sich, kleidete sich an und gieng in das Thürmchen, wo er bis 9 Uhr betete und las. Die Königin und der Dauphin standen noch früher auf; denn wenn um 8 Uhr zuerst Hue, dann Cléry zu ihnen hinabkamen, fanden sie sie schon auf. Diese ersten Stunden des Tages waren die einzigen, wo die unglückliche Frau frei war; mit dem Kammerdiener traten die Municipalbeamten ein und verließen sie nicht mehr. Um 9 Uhr giengen Marie Antoinette, Prinzessin Elisabeth und die Kinder zum Könige hinauf, um zu frühstücken. Um 10 Uhr gieng man wieder ins Zimmer der Königin hinab, wo man den Tag zubrachte. Der König setzte dann die Ausbildung seines Sohnes fort, lehrte ihn Latein, ließ ihn Stellen aus Corneille und Racine hersagen, gab ihm Unterricht in der Geographie und übte ihn im Kartenzeichnen. Die frühreife Verstandeskraft des jungen Prinzen entsprach den väterlichen Bemühungen. Die Königin beschäftigte sich hinwieder mit ihrer Tochter, unterrichtete sie in der Religionslehre und ließ auf diese ernsten Unterweisungen Musik- und Zeichenlectionen folgen. Den Rest des Tages brachte sie mit Nähen, Stricken und Teppichsticken zu, wenn sie nicht die Kleider des Königs ausbessern mußte.[3] Mittags giengen die drei fürstlichen Damen in das Zimmer der Prinzessin Elisabeth, um ihren Morgenanzug, bestehend aus einem weißen Satinkleid und einer einfachen Linonhaube,[4] abzulegen und sich mit einem braunen, kleingeblümten Anzuge zu bekleiden.[5]

[1] „Journal de Cléry", p. 30.

[2] Hue, „Dernières années du règne de Louis XVI", p. 360.

[3] Daselbst.

[4] Daselbst p. 360 ff.

[5] „Six journées passées au Temple" von Moëlle.

Wenn das Wetter schön war, gieng die königliche Familie um 1 Uhr in den Garten hinab; vier Municipalbeamte und ein Bataillonschef der Nationalgarde begleiteten sie. Man ergieng sich in der großen Kastanienallee, und der junge Prinz spielte Wurfstein, Ball oder Schnellauf. Welche Pein waren aber diese Spaziergänge mitten unter feindseligen Gesichtern, beschimpfendem Geschrei, Schmähliedern,[1] elenden Kerlen, die sich absichtlich vor den königlichen Gefangenen bedeckten! Und wenn man durch das Pförtchen gieng, das so niedrig war, dass man sich bücken musste, um hindurchzukommen, musste man den Tabakqualm und das höhnische Gelächter der Kerkermeister Rocher und Risbey mit in den Kauf nehmen. Rocher, aus einem Sattler Municipalbeamter geworden, rühmte sich seiner Frechheit. „Marie Antoinette spielte die Stolze," sagte er grinsend; „aber ich habe sie gezwungen, sich herabzulassen. Ihre Tochter und Elisabeth machen vor mir gegen ihren Willen die Reverenz; das Pförtchen ist so niedrig, dass sie, um es zu passieren, sich wohl vor mir verbeugen müssen. Jedesmal blase ich dieser Elisabeth eine Rauchwolke aus meiner Pfeife ins Gesicht. Sagt sie nicht neulich zu unseren Commissären: ‚Warum raucht denn Rocher immer?' — ‚Offenbar, weil es ihm so gefällt,' antworteten sie."[2]

Zur Essenszeit, um 2 Uhr, gieng man wieder in den Thurm hinauf. Santerre kam oft, um dabei zu sein; der König richtete manchmal das Wort an ihn, die Königin nie. Nach dem Mahle begab man sich in das Zimmer der Königin, um Piquet oder Trictrac zu spielen. Um 4 Uhr ruhte der König ein wenig, während die hohen Damen lasen; nach seinem Erwachen nahm man die Conversation wieder auf; der junge Prinz arbeitete oder spielte. Am Schlusse des Tages[3] versammelte sich die königliche Familie um einen Tisch; die Königin oder Prinzessin Elisabeth las mit lauter Stimme etwas Lehrreiches oder Unterhaltendes vor, wobei mehr als einmal unvorhergesehene und schmerzliche Gegenüberstellungen von Einst und Jetzt vorkamen. Der König fügte öfter einer in der Bibliothek gefundenen Sammlung des „Mercure de France" entnommene Räthsel hinzu. Um 8 Uhr soupierte der

[1] Eckard, „Mémoires historiques sur Louis XVII", p. 344.

[2] Hue, „Dernières années du règne de Louis XVI", p. 351, Anm.

[3] „Mémoires historiques sur Louis XVII", p. 83.

Dauphin und gieng zu Bette; stets verrichtete seine Mutter mit ihm sein Abendgebet. Das Kind ermangelte nicht, ein specielles Gebet für Frau v. Tourzel und Frau v. Lamballe hinzuzufügen; waren die Municipalbeamten da, so sprach er diese beiden Gebete mit leiser Stimme.[1]

Um 9 Uhr soupierte der König; unterdessen lösten Marie Antoinette und Prinzessin Elisabeth einander beim Dauphin ab. Nach dem Abendessen drückte Ludwig seiner Frau und seiner Schwester heimlich die Hand, nahm die Liebkosungen seiner Tochter entgegen und gieng ins dritte Stockwerk hinauf. Die Königin und die Prinzessinnen schlossen sich in ihren Zimmern ein; ein Municipalbeamter blieb in dem kleinen die beiden Zimmer trennenden Gemache und brachte dort die Nacht zu.[2]

Das war die Lebensweise, welche die hohen Gefangenen führten: ein anscheinend so ruhiges und regelmäßiges, in Wirklichkeit so qualvolles und düsteres, zwischen Handarbeit und Kindererziehung getheiltes Leben; ein Leben der Pflichterfüllung und des Leidens, nur durch eine Kraft aufrechterhalten: die Ruhe des Gewissens, und nur durch eine Unterhaltung versüßt: die lustigen Sprünge des Dauphin.

Die Tage flossen dahin mit ihrem Gefolge schmerzlicher Jahrestage und unaufhörlicher Quälereien. Kleidungsstücke, Wäsche, Decken waren in so geringer Menge vorhanden, dass diese kaum für den täglichen Gebrauch genügten. Der König hatte nur einen Rock, den Prinzessin Elisabeth genöthigt war, nachts auszubessern;[3] der Dauphin schlief auf durchlöcherten Tüchern. Die gesetzgebende Versammlung hatte beschlossen, dass der König für seine persönlichen Ausgaben 500.000 Livres erhalten sollte. Aber das Decret wurde nicht ausgeführt, und der unglückliche Monarch war dermaßen von Geld entblößt, dass er eines Tages von seinem Kammerdiener 600 Livres ausleihen musste, um eine Rechnung von 560 Livres zu bezahlen.[4] Man verweigerte ihm Zeitungen, und der treue Hue konnte Neuigkeiten nur erfahren und seinem Gebieter bringen, indem er zu einem halbgeschlossenen Fenster stieg und auf die Straßen-

[1] Hue, „Dernières années du règne de Louis XVI", p. 363.
[2] „Journal de Cléry", p. 34.
[3] Hue, „Dernières années du règne de Louis XVI", p. 360.
[4] Daselbst p. 369.

ausrufer horchte. Eines Tages indessen hatte man im Zimmer des Gefangenen eine Zeitung zur Ansicht zurückgelassen und folgende Drohworte, welche die Schildwachen ihrerseits an die Wände zu kritzeln beliebten, darauf geschrieben: „Zittere, Tyrann. Die Guillotine ist in Permanenz.“ [1] Man war nur in den Ausgaben für die zur Bewachung der Gefangenen bestimmten Arbeiten freigebig; für diese legte man aus, ohne zu rechnen.[2]

Die Kerkermeister belauerten alles, sogar die Erziehung der Kinder. Während die Königin ihrer Tochter Unterricht ertheilte und für sie Auszüge vorbereitete, blickte ein Municipalbeamter über die Schulter des Mädchens, um sich zu versichern, dass es keine Verschwörungen seien.[3] Eines Tages hätte man bald vom Professor der Prinzessin, van Blaremberg, geschickte Zeichenvorlagen nicht passieren lassen, weil man behelmte und lorbeerbekränzte Köpfe, das Bild der coalierten Tyrannen, bemerkt hatte. Man musste darauf verzichten, den Dauphin Arithmetik zu lehren; das war eine Hieroglyphensprache, die zu einer chiffrierten Correspondenz dienen konnte!“ [4]

Alles, was in den Thurm kam, wurde streng untersucht, das Brot entzweigeschnitten, die Speisen gekostet, Flaschen und Kaffeeschalen durften nur in Gegenwart der Commissäre gefüllt werden.[5] Einmal hatte man für den Dauphin ein Damenbrett kommen lassen; ein Municipalbeamter, namens Molinon, ließ alle Felder herausbrechen, um sich zu überzeugen, dass nichts darunter verborgen sei. Der König selbst war gegen solche Nachforschungen nicht geschützt; man suchte sogar in seinen Taschen nach.[6] In der Nacht vom 24. auf den 25. August — seinem Namenstage! — nahm man ihm seinen Degen weg. In der folgenden Nacht kam ein Municipalbeamter, namens Venineux, mit einem Knotenstocke in der Hand, um eine Durchsuchung des Gemaches des Monarchen vorzunehmen unter dem Vorwande, er hätte entweichen können. Andere blieben des Abends hartnäckig im Zimmer der Königin bis

[1] Hue, „Dernières années du règne de Louis XVI“, p. 365 u. 366.
[2] „Journal de Cléry“, p. 201 bis 211.
[3] „Récit des événements arrivés au Temple“, p. 16.
[4] „Journal de Cléry“, p. 37.
[5] Turgy, „Fragments historiques sur le Temple“, p. 346.
[6] Hue, „Dernières années du règne de Louis XVI“, p. 367.

zu ihrer Schlafstunde, und man hatte unendliche Mühe, sie hinauszubringen.[1] Die meisten dieser Leute beobachteten absichtlich gegen die Gefangenen die frechste Haltung, führten die gröbsten Reden, sangen die Carmagnole und obscöne Lieder.[2] „Wenn der Henker diese verdammte Familie nicht guillotinierte, würde ich selbst sie guillotinieren," sagte der Municipalbeamte Turlot.[3] — „In welchem Viertel wohnen Sie?" fragte einmal die Königin einen anderen Municipalbeamten, der dem Mittagessen beiwohnte. — „Im Vaterlande," antwortete er roh. — „Im Vaterlande!" versetzte die Königin traurig; „ach! das ist ja Frankreich."[4]

Um jene Zeit rückten die Coalitionstruppen unter dem Commando des Herzogs von Braunschweig fast ohne Widerstand vor. Marie Antoinette hatte es von Hue erfahren und wusste ebenso von der Aufregung, die die Nachricht von den Erfolgen der Preußen unter den Jakobinern verursacht hatte, und von der doppelten Wuth, die daraus gegen sie und den König entstanden war. Und diese Frau, die man beschuldigt hat, den Untergang und die Zerstückelung Frankreichs vorbereitet zu haben, sagte zu ihrem ergebenen Vertrauten: „Alles kündigt mir an, dass ich vom Könige werde abgesondert werden. Ich hoffe, dass Sie bei ihm bleiben. Als Franzose, als einer seiner treuesten Diener, lassen Sie sich recht von den Gesinnungen durchdrungen sein, die Sie ihm stets ausdrücken sollen, und die ich ihm oft kundgegeben habe. Erinnern Sie den König, wenn Sie mit ihm allein sprechen können, dass die Ungeduld, unsere Fesseln zu brechen, ihm nie ein seines Ruhmes unwürdiges Opfer entlocken darf. Vor allem keine Zerstückelung Frankreichs. Möge ihn betreffs dieses Punktes keine Erwägung irreführen; möge er weder seiner Schwester noch meinetwegen in Sorge sein. Stellen Sie ihm vor, dass wir beide lieber unsere Gefangenschaft ins Unendliche verlängert sehen, als deren Ende dem Aufgeben des mindesten festen Platzes verdanken wollen. Wenn die göttliche Vorsehung uns unsere Freiheit wiedergewinnen lässt, so hat der König beschlossen, seine Residenz vorläufig in Straßburg aufzuschlagen. Das ist auch mein Wunsch. Es wäre

[1] Hue, „Dernières années du règne de Louis XVI", p. 370.
[2] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 10.
[3] „Journal de Cléry", p. 37.
[4] Hue, „Dernières années du règne de Louis XVI", p. 370.

möglich, daſs dieſe wichtige Stadt verſucht würde, ihre Stelle im deutſchen Reichskörper wieder einzunehmen. Man muſs ſie daran hindern und ſie Frankreich erhalten... Das Intereſſe Frankreichs vor allem!“ [1] Man kennt die Antwort des Convents auf dieſe patriotiſchen Geſinnungen.

Da Hue dem Dienſte der geſammten königlichen Familie nicht genügen konnte, ſo verlangte Ludwig, daſs ihm eine Hilfskraft beigegeben werde. Man willfahrte, aber nur um einen ehemaligen, an die Commune verkauften Mautbeamten, namens Tiſon, zu ſchicken. Dieſer Mann und ſeine Frau quartierten ſich im Temple ein, weniger als Dienſtleute denn als Spione. Einige Tage nachher, am 26. Auguſt, wurde Hue ein neuer Helfer beigegeben, der aber trotz der anfänglichen Voreingenommenheit gegen ihn ſich bis zum Ende treu und ergeben erwies: es war Cléry, früher Kammerdiener des Dauphin.

Am 2. September entſtand um den Temple herum eine ungewohnte Bewegung. Der König und ſeine Familie waren wie gewöhnlich in den Garten gegangen; man ließ ſie eiligſt wieder zurückgehen, um ſie den Steinen zu entziehen, die man von den Fenſtern herab auf ſie ſchleuderte.[2] Gegen 5 Uhr kam ein Municipalbeamter, ein Exkapuziner, namens Mathieu, trat wuthſchnaubend in das Zimmer der Königin, wo die ganze königliche Familie verſammelt war, und wandte ſich an den König mit den Worten: „Mein Herr, Sie wiſſen nicht, was vorgeht. Der Generalmarſch iſt geſchlagen worden, die Sturmglocke hat geläutet, die Alarmkanone iſt abgeſchoſſen, die Emigranten ſtehen in Verdun. Wenn ſie kommen, ſind wir alle verloren, aber Sie zuerſt.“ [3] — „Ich habe alles für das Glück des Volkes gethan,“ antwortete der König, „es bleibt mir nichts mehr zu thun übrig.“ [4] Der erſchrockene Dauphin entfloh weinend. Mathieu wandte ſich gegen Hue und ſagte: „Ich verhafte Sie!“ Er ließ ihm kaum ſoviel Zeit, um ſeine Kleider zuſammenzupacken, und führte ihn ins Stadthaus ab.

Nach dieſer Gewaltſcene konnte die Königin die ganze Nacht nicht ſchlafen. Die Aufregung in Paris nahm zu; der General-

[1] Hue, „Dernières années du règne de Louis XVI“, p. 376 u. 377.

[2] „Récit des événements arrivés au Temple“, p. 11.

[3] Daſelbſt.

[4] Hue, „Dernières années du règne de Louis XVI“, p. 379.

marsch wurde geschlagen.[1] Am 3., um 8 Uhr morgens, kam Manuel in den Temple und versicherte den König, dass Frau v. Lamballe und alle aus dem Temple fortgeführten Personen sich wohl befänden und ruhig in der Force wären.[2] Um 1 Uhr wollte Ludwig in den Garten hinabgehen; die Municipalbeamten widersetzten sich.[3] Gegen 3 Uhr hörte man ein gräßliches Geschrei. Ein aus zerlumpten Männern, betrunkenen Weibern, in Fetzen gehüllten Kindern bestehende Menge umgab den Temple, revolutionäre Lieder und Todesdrohungen heulend; man fand die Rufe: „die Lamballe, die Österreicherin" heraus. Es waren die Mörder der unglücklichen Prinzessin de Lamballe, die bis dorthin ihren entstellten Leichnam geschleppt hatten und ihn im Brunnen des Temple wuschen, um ihn ihrer königlichen Freundin zu zeigen. Ihr mit Koth und Blut bespritztes Hemd wurde als häßliche Trophäe auf die Spitze einer Pike gehängt. Auf der Spitze einer anderen Pike wurde der Kopf des unglücklichen Opfers befestigt; ihre langen Lockenhaare, die man raffinierterweise sorgfältig gepudert und frisiert hatte, flatterten um die blutige Stange herum.

Die Commissäre, unentschlossen, was sie thun sollten, einen „unpolitischen, gefährlichen und vielleicht ungerechten"[4] Widerstand nicht wagend, begnügten sich, eine dreifarbige Schärpe vor die Thür zu spannen. Die für einen Augenblick aufgehaltene Bande tobte vor dieser improvisierten Schranke. Man verweigerte ihr den Eintritt in den Thurm, gestattete ihr aber den in den Garten. Der Municipalbeamte Danjou spricht sie an, und die bewegliche Menge, vielleicht von dem unseligen Beweisgrunde des Redners überzeugt,[5] verzichtet auf das Eindringen in den Kerker. Den Leichnam der Prinzessin auf der Straße liegen lassend, aber den Kopf zur großen Freude des Pförtners Rocher mittragend, verbreitet sich die schmähende und heulende Menge unter den Fenstern. Die am Thurme arbeitenden Leute und Rocher selbst gesellen sich ihnen zu, und alle zusammen, entschlossen, sich wenigstens das

[1] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 12.

[2] Daselbst p. 13.

[3] „Journal de Cléry", p. 27.

[4] „Histoire de la Terreur", III, 271.

[5] Danjou hätte nach Cléry gesagt: „Der Kopf Marie Antoinettes gehört nicht euch, die Departements haben darauf Rechte."

Vergnügen des Schmerzes und der „Grimassen" der Gefangenen zu machen, rufen mit großem Geschrei die königliche Familie; einige fügen bei: „Wenn sich die Österreicherin nicht zeigt, müssen wir zu ihr hinaufsteigen und sie den Kopf der Lamballe küssen lassen." [1]

Der König war vom Tische aufgestanden; er spielte mit der Königin eine Partie Trictrac.[2] Cléry war mit Tison und dessen Frau zum Mittagessen hinabgegangen, als letztere einen Schrei ausstößt und ohnmächtig wird; sie hatte den Kopf der Prinzessin gesehen. Cléry stürmt herauf; sein Gesicht ist dermaßen verzerrt, dass die Königin es gewahrt. „Warum gehen Sie nicht zum Essen?" fragte sie. — „Madame, ich bin unwohl." — Der diensthuende Municipalbeamte schließt die Thür, tritt zum Fenster und lässt die Vorhänge herab.[3] Mehrere Municipalbeamte und Nationalgardeofficiere kommen an. Der König fragt sie, ob seine Familie in Sicherheit ist. „Man lässt das Gerücht umgehen, dass Sie und Ihre Familie nicht mehr im Thurme sind," antworteten diese; „man verlangt, dass Sie am Fenster erscheinen; wir werden es aber nicht dulden. Das Volk muss in seine Behörden mehr Vertrauen setzen." Das Geschrei draußen nimmt zu; man hört deutlich die gegen die Königin ausgestoßenen Beschimpfungen. Der Bandit, welcher den Kopf der Prinzessin de Lamballe trägt, ist auf den Schutt der zur Freilegung des Thurmes abgetragenen Häuser gestiegen, um seine gräßliche Trophäe der Mauer näher zu bringen; ein anderer trägt auf einer Säbelspitze das blutige Herz der unglücklichen Prinzessin.

Es kommt abermals ein Municipalbeamter, von vier Abgeordneten des Volkes begleitet, die sich überzeugen wollen, dass die Gefangenen noch im Temple sind. Einer dieser Leute, in Nationalgardeuniform mit zwei Epauletten und einem großen Säbel,[4] besteht darauf, dass die Gefangenen ans Fenster treten. Die Municipalbeamten widersetzen sich. „Nein, gehen Sie nicht hin, welch ein Schauder!" ruft einer der beiden, namens Meneſſier.[5] Es ent-

[1] „Louis XVII", I, 295.
[2] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 13.
[3] Daselbst.
[4] „Journal de Cléry", p. 28.
[5] „Louis XVII", I, 298.

ſteht ein Wortwechſel. Der König fragt um den Grund desſelben. „Nun wohl! Mein Herr," verſetzte roherweiſe der Nationalgardiſt, „weil Sie es wiſſen wollen, man will Ihnen den Kopf Frau von Lamballes zeigen.[1] Ich rathe Ihnen, ſich zu zeigen, wenn Sie nicht wollen, daſs das Volk hieherkomme." [2]

Bei dieſer gräſslichen Eröffnung fällt die Königin in Ohnmacht; „das war der einzige Augenblick," berichtet ihre Tochter, „wo ihre Feſtigkeit ſie verlaſſen hat".[3] Prinzeſſin Eliſabeth und Cléry heben ſie auf und ſetzen ſie in ihren Armſtuhl; ihre Kinder brechen in Thränen aus; der Mann bleibt unempfindlich dabei ſtehen. „Mein Herr," kann der König nicht umhin zu ſagen, „wir machen uns auf alles gefaſst; aber Sie hätten es ſich erſparen können, der Königin dieſes entſetzliche Unglück mitzutheilen."

Das war ſeine einzige Rache. Als ihn etwas ſpäter Malesherbes um den Namen jenes Elenden fragte, ſagte er: „Ich habe nie das Bedürfnis gefühlt, ihn kennen zu lernen."

Der Menſch gieng mit ſeinen Genoſſen fort, „ihr Ziel war erreicht".[4]

Nachdem die Königin zu ſich gekommen, weinte ſie zuſammen mit ihren Kindern und gieng mit ihnen in das Zimmer der Prinzeſſin Eliſabeth, wo man das Geſchrei der Menge weniger vernahm. Die Mörder waren mit ihrer abſcheulichen Trophäe noch immer da. Erſt nach abermaligen langen Unterhandlungen konnte man ſie zum Abzuge bewegen. Es war 8 Uhr abends, als die Ruhe um den Temple wiederhergeſtellt war. Braucht man erſt zu ſagen, daſs Marie Antoinette nach dieſer gräſslichen Scene nicht ſchlief? „Sie brachte die Nacht mit Beten und Schluchzen zu." [5]

Aber die erfinderiſche Grauſamkeit ihrer Verfolger war nicht erſchöpft. Jeden Tag gab es irgendeine neue Quälerei, irgendeine neue Inſulte der Kerkermeiſter. Als die Königin aus dem Garten in ihr Zimmer hinaufgieng, begrüßte ſie auf dem Wege eine von weinſeligen Stimmen geheulte Parodie des Couplets aus Marlborough:

[1] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 13.
[2] „Journal de Cléry", p. 28.
[3] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 13.
[4] „Journal de Cléry", p. 28.
[5] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 15.

„Madame steigt auf ihren Thurm;
Weiß nicht, wann sie herabsteigen wird.“ [1] *[2]

Man legte dem Könige und seiner Familie die unflätigsten Nummern des „Père Duchesne“ oder infame Caricaturen und gehässige Aufschriften vor: „Madame Veto wird schon tanzen... Wir werden das dicke Schwein schon Diät lehren... Man muss die kleinen Wölfe erdrosseln.“ Bald war es ein Galgen, an dem vier Leichname hiengen und die Worte standen: „Ludwig nimmt ein Luftbad“; bald eine Guillotine, unter der man las: „Ludwig spuckt in den Sack.“

Eines Tages hatte sich in Paris die Schreckensnachricht von dem siegreichen Anmarsche und dem nahen Einzuge der Coalitionsarmee verbreitet. Rocher stürzt wüthend und fluchend die Treppe hinauf, hält dem Könige die Faust in das Gesicht und brüllt: „Wenn sie kommen, tödte ich dich!“ [2]

„Eines Abends,“ erzählt die königliche Tochter, „brachte ein ankommender Municipalbeamter tausenderlei Beschimpfungen und Drohungen vor und wiederholte, was uns schon oft gesagt worden war, dass wir alle sterben würden, wenn die Feinde sich näherten. Er setzte hinzu, dass ihm bloß mein Bruder Mitleid einflöße, da er aber der Sohn eines Tyrannen sei, so müsse er sterben. Solche Scenen hatte meine Familie alle Tage zu überstehen.“ [3]

Am 21. September folgte der gesetzgebenden Versammlung der Convent. Dieser decretierte am nämlichen Tage auf Antrag eines Gauklers unteren Ranges, Collot-d'Herbois, die Abschaffung des Königthums. Abends um 4 Uhr proclamierte der Municipalbeamte Lubin, von vier berittenen Gendarmen und einem zahlreichen Pöbel begleitet, diesen Beschluss unter den Fenstern des Temple. Lubin hatte eine Stentorstimme, die königliche Familie konnte deutlich den Wortlaut des Decrets vernehmen, das auf so feierliche Weise mit den jahrhundertelangen Überlieferungen Frankreichs brach. Hébert, der berüchtigte „Père Duchesne“, und Destournelles, der spätere Minister der öffentlichen Auflagen, hielten eben Wache im Temple; sie betrachteten, während Lubin las, den König mit boshafter Neugierde. Der König bemerkte es; ohne eine Erregung kundzu-

[1] Turgy, „Fragments historiques sur le Temple“, p. 344.
[2] „Récit des événements arrivés au Temple“, p. 15.
[3] Daselbst p. 17.

geben, las er in dem Buche weiter, das er in der Hand hatte. Die Königin zeigte dieselbe Festigkeit und gab nicht das mindeste Zeichen von sich, das diesen Elenden den niedrigen Genuss hätte gewähren können, den sie suchten.[1]

Cléry hatte noch am selben Abend für den jungen Prinzen Vorhänge und Decken zu verlangen, und fasste sein Begehren in die Worte: „Der König verlangt für seinen Sohn ...“ — „Sie sind sehr kühn,“ sagte Destournelles zu ihm, „indem Sie sich eines durch den Willen des Volkes abgeschafften Titels bedienen. Sie haben zu sagen ‚Herr‘,“ sagte er, auf Ludwig deutend, „und von einem Titel abzustehen, den das Volk nicht mehr anerkennt.“ Der König verzog keine Miene. Am andern Tage empfahl Prinzessin Elisabeth Cléry, künftig zu schreiben: „Es ist zum Gebrauche Ludwigs XVI., Marie Antoinettes, Ludwig Karls u. s. w. nothwendig.“ [2]

Am 29. erschienen fünf bis sechs Municipalbeamte im Zimmer der Königin, wo die ganze Familie versammelt war. Einer von ihnen, namens Charlonnier, las einen Beschluss der Commune vor, der anordnete, „Papier, Tinte, Federn, Bleistifte und auch beschriebenes Papier sowohl den Personen der Gefangenen als aus ihren Zimmern, wie auch dem Kammerdiener und anderen im Thurme bediensteten Personen wegzunehmen; ihnen keinerlei Angriffs- oder Vertheidigungswaffe zu lassen, mit einem Worte, alle nöthigen Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, um jeden Verkehr ‚Ludwigs des Letzten‘ mit jemand anderem als den Municipalbeamten abzuschneiden“.[3] Der König und die hohen Damen mussten übergeben, was sie hatten; die Commissäre durchsuchten die Zimmer und die Schränke, „sogar mit Härte,“ [4] und nahmen die im Beschlusse bezeichneten Gegenstände weg. Nichtsdestoweniger gelang es der Königin und ihrer Tochter, ihre Bleistifte zu verstecken und zu behalten.[5]

Als am Abend desselben Tages der König soupiert hatte und sich anschickte, in sein Zimmer hinaufzugehen, sagte ihm ein

[1] „Journal de Cléry“, p. 41.
[2] Daselbst p. 41 u. 42.
[3] „Louis XVII“, I, 316.
[4] „Récit des événements arrivés au Temple“, p. 17.
[5] Daselbst.

Municipalbeamter, er solle warten. Eine Viertelstunde später erschienen die sechs Municipalbeamten, die schon morgens gekommen waren, mit Hébert an ihrer Spitze,[1] abermals und verlasen einen neuen Beschluss, der die Trennung der Gefangenen[2] und die unmittelbare Überführung des Königs in den großen Thurm anordnete. Obwohl auf diesen Beschluss gefasst, wurde der König lebhaft davon betroffen; die Königin brach in Thränen aus. Aber Hébert ließ sich nicht erweichen. Man musste scheiden. Cléry begleitete seinen Gebieter in seinen neuen Kerker.

Trotz Santerres Drängen, und obwohl man zu diesen Arbeiten einen Theil der zum Unterhalt der königlichen Familie bestimmten 500.000 Livres verwendet hatte, waren die Gemächer des gestürzten Monarchen kaum vollendet; keine Möbel im Zimmer; bloß ein Bett; die Anstreicher und Spalierer arbeiteten noch, und der Geruch war unausstehlich. Cléry brachte die erste Nacht auf einem Sessel im Zimmer des Königs zu; am andern Tage erreichte es der König, dass sein Diener ein kleines Zimmer neben dem seinigen erhielt.

Der König wollte sich zur gewöhnlichen Stunde, um 9 Uhr, zu seiner Frau begeben, um zu frühstücken; man erlaubte es ihm nicht. Der Königin, der Prinzessin Elisabeth und ihren Kindern wurde eigens aufgetragen; die Königin wollte nichts nehmen. Ihr Schmerz war düster und schweigsam.[3] Um 10 Uhr trat Cléry mit den Municipalbeamten ein, um für den König Bücher zu suchen. Bei seinem Anblicke verdoppelte sich der Schmerz der Gefangenen; sie brachen in Thränen aus und stellten an den treuen Diener tausend Fragen, die er wegen der Gegenwart der Municipalbeamten nur mit Zurückhaltung beantworten konnte. Die Königin wandte sich an diese letzteren und wiederholte lebhaft ihre Bitte, mit ihrem Gatten wenigstens bei den Mahlzeiten beisammen sein zu können. „Das waren keine Klagen noch Thränen mehr," sagt Cléry, „das waren Schmerzensschreie." — „Nun gut!" sagte ein Municipalbeamter, durch diesen Schmerzensausbruch erschreckt oder gerührt, „sie sollen heute mit einander speisen; morgen werden wir thun, was die Commune vorschreibt." Seine Amtsgenossen

[1] „Louis XVII", II, 317.

[2] Daselbst.

[3] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 18.

stimmten dem bei, schärften aber das Verbot ein, leise und in keiner fremden Sprache zu reden; man müsse laut und „in gutem Französisch“ sprechen.[1] Obwohl diese Gunst sehr geringfügig war, war die Freude doch ungeheuer. Die Königin, ihre Kinder umarmend, Prinzessin Elisabeth mit zum Himmel erhobenen Händen, dankten Gott für dieses unerwartete Glück. Selbst die Municipalbeamten fühlten sich erweicht; einige von ihnen konnten ihre Thränen nicht zurückhalten. Einer der wüthendsten, der Schuhflicker Simon, jene häßliche Gestalt, die man jetzt in der Geschichte des Temple auftreten sieht, sagte ziemlich laut: „Ich glaube, daß diese B . . . n von Weibern mich zum Weinen brächten.“ Und sich an Marie Antoinette wendend, sprach er sie an: „Als Sie am 10. August das Volk mordeten, da weinten Sie nicht.“ — „Das Volk ist bezüglich unserer Gesinnungen in großer Täuschung,“ versetzte sanft die arme Frau.[2]

Das Diner wurde im Zimmer des Königs aufgetragen, wohin die ganze Familie sich begab; so schmerzlich dieses Wiedersehen war, man hatte eben durch die Trennung soviel gelitten, daß das Beisammensein ein freudiges war. Man hörte von einem Beschlusse der Commune nichts mehr reden, und die Gefangenen konnten jeden Tag zur Stunde der Mahlzeiten wie auch beim Spaziergang gegen Mittag zusammentreffen. „Des Morgens,“ erzählt Prinzessin Maria Theresia, „blieben wir solange, daß Cléry uns kämmen konnte, weil er zu meiner Mutter nicht mehr kommen durfte, und wir so Zeit gewannen, länger bei meinem Vater zu bleiben.“[3]

Das Unglück macht erfinderisch. Dank geschickter Veranstaltungen, dank der ergebenen Mithilfe eines ehemaligen Unterkochs, namens Turgy, der Mittel gefunden hatte, mit zweien seiner Kameraden, Marchant und Chrétien, beim Dienste im Thurme unterzukommen, zuweilen auch dank dem guten Willen gewisser Municipalbeamten, die besser waren als die anderen, gelang es Cléry, sich manche Nachrichten zu verschaffen und sie den Gefangenen mitzutheilen. Vielleicht war man dieser frommen Verschwörung auf der Spur; wenigstens wurde Cléry am 26. October vor

[1] „Récit des événements arrivés au Temple“, p. 18.

[2] „Journal de Cléry“, p. 45.

[3] „Récit des événements arrivés au Temple“, p. 18.

das revolutionäre Tribunal geladen. Das Verhör verlief glücklicherweise günstig, und um Mitternacht nahm der Kammerdiener seinen Dienst im Temple wieder auf.

Während seiner kurzen Abwesenheit war im Leben der Gefangenen eine große Veränderung vor sich gegangen. Die Königin, ihre Kinder und Prinzessin Elisabeth waren in den großen Thurm übersiedelt. Seit einem Monat sehnten sich die armen Frauen nach dieser Übersiedlung, die sie wenigstens mit dem Könige unter einem Dache vereinigte; man würde sich aber täuschen, wenn man diese Entscheidung der Commune einem Gefühle des Mitleids oder der Gerechtigkeit zuschriebe. Der Hass der Henker gegen die Königin war nicht gesättigt und wusste das königliche Opfer mit Geschick zu quälen; am selben Tage, an dem man sie in die Nähe des Gatten brachte, trennte man sie von ihrem Sohne. Die Pflege, die sie diesem Kinde angedeihen ließ, die Erkenntlichkeit, die er ihr erwies, die Liebkosungen, mit denen er sie überhäufte, waren seit ihrem Eintritte in den Temple ihr einziger Trost; man nahm ihr selbst diese letzte bittere Freude.

„Gemäß den von einem Mitgliede des Dienstes im Temple gemachten Bemerkungen," sagt der am nämlichen Tage vom Generalrathe bestätigte Beschluss des Conseil de service, „dass der Sohn Louis Capets Tag und Nacht unter der Leitung der Frauen, seiner Mutter und Tante ist; in Erwägung, dass dieses Kind in dem Alter steht, wo es unter der Leitung der Männer sein soll, beschließt der Rath, dass der Sohn Louis Capets augenblicklich den Händen der Frauen entzogen werden soll, um seinem Vater übergeben zu werden, und bei ihm Tag und Nacht zu bleiben hat." Man duldete bloß, dass er täglich zur Essensstunde „in das Gemach seiner Mutter und Tante" hinaufgieng, „während der Zeit, als sein Vater ruht, um gegen 4—5 Uhr wieder hinabzugehen".

„Augenblicklich" wurde nach dem grausamen Worte der Commissäre der Beschluss ausgeführt, ohne dass man auch nur die unglückliche Mutter verständigt hätte. Das Kind wurde zu seinem Vater geführt und kam nicht wieder.

# Dreiundzwanzigstes Capitel.

Der große Thurm. — Neue Einrichtung des Lebens der Gefangenen. — Neue Quälereien. — Mitleidige Municipalbeamte. — Drouet im Temple. — Der König wird krank, dann der Dauphin. — Einführung einer neuen Municipalität. — Die Suppe der Königin. — Man nimmt der königlichen Familie alle Schneideinstrumente. — Proceſs gegen den König. — Ludwig XVI. vor dem Convent. — Er wird von ſeiner Familie getrennt. — Seine Unterredungen mit Malesherbes. — Der König wird zum Tode verurtheilt. — Letzte Zuſammenkunft mit der Königin und ſeinen Kindern. — Hinrichtung des Königs.

Als letzter Reſt eines der bedeutendſten Häuſer der Templer bildete der ſpäter als Archiv des Malteſerordens dienende große Thurm einen impoſanten Bau von 150 Fuß Höhe mit Mauern von einer mittleren Dicke von neun Fuß. Er hatte vier gewölbte, in der Mitte vom Grunde bis zur Spitze durch einen mächtigen Pfeiler geſtützte Stockwerke. Das etwa dreißig Quadratfuß große Innere bildete in jedem Stockwerke nur ein Gemach; um aber die königlichen Gefangenen dort einquartieren zu können, hatte man das zweite und dritte Stockwerk durch Scheidewände aus Brettern in vier Zimmer getheilt. Das Erdgeſchoß wurde unter dem Namen „Rathszimmer“ zum Gebrauche der Municipalbeamten beſtimmt; das erſte Stockwerk diente als Wachſtube. Eines der vier an den Ecken des Thurmes angebrachten Thürmchen enthielt die bis zur Zinne führende Treppe; man hatte dort in angemeſſenen Entfernungen ſieben Pförtchen angebracht. Um von der Treppe in eines der Stockwerke zu gehen, muſste man durch zwei Thüren ſchreiten, deren eine aus mit Nägeln beſchlagenem Eichenholz, die andere aus Eiſen war.[1]

Im zweiten für den König beſtimmten Stockwerke war das erſte Zimmer ein Vorzimmer, aus dem man zu allen anderen Gemächern Zutritt hatte. An die mit Tapeten überzogenen Wände hatte man die „Erklärung der Menſchenrechte“, in großen Lettern

[1] „Journal de Cléry“, p. 50.

gedruckt und mit dreifarbigem Rande eingesäumt, angeschlagen. Gegenüber dem Eingange war das Zimmer des Königs. Das daran stoßende Thürmchen diente als Bet- und Arbeitszimmer; das Zimmer Clérys war zur Linken, wie auch ein viertes Gemach, das als Speisezimmer diente und von dem Vorzimmer durch eine Glaswand getrennt war. Jedes Zimmer erhielt sein Licht durch ein Fenster; aber man hatte außen dicke Eisenstangen und Deckenfenster angebracht, die Luft und Licht auffiengen; die Fensternischen hatten eine Dicke von neun Fuß.

Nur das Zimmer des Königs hatte einen Kamin; die übrigen Gemächer wurden durch einen großen, in der Mitte aufgestellten Ofen geheizt.

Die Einrichtung war sehr einfach; ein großes Bett aus grünem Damast für den König, ein kleines Gurtbett für den Dauphin, eine Commode aus Mahagoni, ein Schreibtisch aus Rosenholz und einige Stühle; zwei Barometer an den Wänden; auf dem Kamine ein Spiegel und eine Pendeluhr, die man bald fortnahm, weil das Ziffernblatt die Inschrift trug: „Lepaute, Uhrmacher des Königs.“ Das Betzimmer enthielt nur einen kleinen Ofen, einen Stroh- und einen Rohrsessel und einen Roßhaarschemel. Im Speisezimmer befanden sich ein Mahagonitisch, ein Credenztisch, zwei Eckschränke aus Rosenholz und Stühle.

Das für die hohen Damen bestimmte dritte Stockwerk war eingetheilt wie das zweite. Das Zimmer der Königin war über dem des Königs; die Tochter wohnte im Zimmer ihrer Mutter. Das Thürmchen diente als Cabinet. Die Tapeten waren von matter Färbung, grün und blaugestreift. Das Bett aus grünem Damast. Die Einrichtung beschränkte sich auf eine Commode aus Mahagoniholz, ein großes Canapee und einige Stühle. Die Uhr auf dem stark rauchenden Kamin[1] stellte vermöge einer unbewußten oder beabsichtigten Ironie die ihr Rad drehende Fortuna vor. Im Zimmer nebenan schlief auf einem elenden, mit einer Leinwanddecke überzogenen Eisenbette die Prinzessin Elisabeth. Die Spione, Tison und seine Frau, nahmen das dritte Zimmer ein; das Vorzimmer diente dem Tag und Nacht dort weilenden Municipalbeamten. Das vierte Zimmer war leer. Endlich zwischen dem spitzen Dache und

[1] „Récit des événements arrivés au Temple“, p. 19.

der Zinne zog sich ein Gang hin, auf dem die königliche Familie zuweilen spazieren gieng; doch brachte man in den Schießscharten Jalousien an, damit die Gefangenen weder sehen noch gesehen werden konnten.

Die kleinlichsten Vorsichtsmaßregeln waren zur Bewachung der Gefangenen getroffen worden. Beim großen Thor auf die Straße war ein Portier, namens Darque, früher Pedell im Palais des Großpriors; bei der Thür zum Thurme der Hausmeister Mathey und die beiden Pförtner Rocher und Risbey, jene beiden Elenden, von denen schon die Rede gewesen. Acht Commissäre, deren Dienst achtundvierzig Stunden dauerte und von denen täglich die Hälfte abgelöst wurde, waren mit der Überwachung betraut.[1] Untertags war einer von ihnen beständig beim Könige, ein anderer bei Marie Antoinette; die sechs übrigen hielten sich im Rathszimmer auf. Ein Effectivstand von 287 Mann — nach dem Tode des Königs auf 240 reduciert — unter den Befehlen eines commandierenden Generals und eines Legionschefs mit zwei Kanonen und zwanzig Artilleristen diente zur Bewachung des Temple.[2] Ein Oberkoch, namens Gagnié, mit zwei Unterköchen, ein Pastetenbäcker, ein Bratkoch und die drei schon genannten Mundköche, Turgy, Chrétien und Marchand, waren mit dem Tafeldienste betraut; der innere Dienst war Cléry und der für die Wirtschaft Tison übertragen.

Der König stand um 7 Uhr auf und betete bis 8 Uhr;[3] er las das Officium der Ritter vom heiligen Geist, und da man das Lesen der Messe im Temple selbst an Feiertagen verweigert hatte, ließ er sich ein Brevier zum Gebrauche der Pariser Diöcese kaufen. Um 9 Uhr gieng er zur Königin frühstücken. Gleichzeitig gieng Cléry hinauf, machte den Damen die Haare und unterrichtete auf Anordnung Marie Antoinettes ihre Tochter im Frisieren; die unglückliche Königin, zu gut in die Zukunft sehend, wollte, dass die Prinzessin jede Bedienung entbehren könne. Nach dem Frühstücke gab der König dem Dauphin bis 11 Uhr Unterricht; dann spielte der junge Prinz bis Mittag. Das war die Spazierstunde; die ganze königliche Familie gieng bei jedem Wetter hinab, weil

[1] „Louis XVII", Beilagen, I, 570.

[2] Daselbst, I, 571.

[3] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 19.

die Wache, die um dieſe Zeit abgelöst wurde, ſich mit eigenen Augen von der Gegenwart der Gefangenen überzeugen wollte. Der Spaziergang dauerte bis 2 Uhr, wo man zum Speiſen gieng.[1]

Nach Tiſche ſpielten König und Königin Trictrac oder Piquet oder vielmehr ſtellten ſich, als ob ſie ſpielten, um einander einige Worte ſagen zu können.[2] Unterdeſſen ſpielten der Dauphin und ſeine Schweſter im Vorzimmer Federball oder Siam oder andere Spiele; die Prinzeſſin Eliſabeth beaufſichtigte dieſe Beluſtigungen. Das war die Zeit, die ſie wählte, um an Cléry Fragen zu ſtellen oder ihm Weiſungen zu ertheilen; der junge Prinz und ſeine Schweſter erleichterten durch ihre lärmenden Spiele dieſe Unterredungen ihrer Tante mit dem treuen Diener und verſtändigten ſie durch ein Zeichen, wenn ein oder der andere Municipalbeamte, oder, was ſchlimmer war, wenn Tiſon oder ſeine Frau, die das gütige Vorgehen der königlichen Familie nicht hatte entwaffnen können, ſich näherten.[3] Um 4 Uhr gieng die Königin mit ihren Kindern hinauf; gemäß dem Beſchluſſe der Commiſſäre konnte ſie, während der König ſchlummerte, ihren Sohn mit ſich nehmen. Um 6 Uhr gieng der Knabe zu ſeinem Vater zurück, der ihn bis zum Abendeſſen arbeiten oder ſpielen ließ.[4] Um ſich der Ausbildung ſeines Sohnes erfolgreicher zu widmen, ſtudierte der Monarch täglich, berichtet Cléry,[5] vier Stunden lateiniſche Autoren oder las Reiſebeſchreibungen und naturgeſchichtliche Bücher.

Nach dem Abendeſſen, um 9 Uhr, kleidete die Königin ihren Sohn raſch aus und brachte ihn zu Bette. Die Damen giengen hinauf, der König legte ſich erſt um 11 Uhr nieder. Die Königin arbeitete untertags viel an ihrer Stickerei oder befaſste ſich mit der Ausbildung ihrer Tochter, ließ ſie ſtudieren und laut leſen. Prinzeſſin Eliſabeth brachte einen Theil ihrer Zeit, bei ihrem Bette kniend, im Gebete zu;[6] ſie recitierte täglich ihr Officium und las

[1] „Récit des événements arrivés au Temple“, p. 19.
[2] Daſelbſt p. 20.
[3] „Journal de Cléry“, p. 53.
[4] „Récit des événements arrivés au Temple“, p. 20.
[5] „Journal de Cléry“, p. 52 u. 53.
[6] Daſelbſt p. 53.

Erbauungsbücher,[1] die sie von Cléry hatte kaufen lassen.[2] Oft bat die Königin sie, sie möchte daraus laut lesen.[3]

Im großen Thurme ebensowenig wie im kleinen blieben den Gefangenen Quälereien und Insulten erspart. Am 7. October wurde der König im Namen der Gleichheit seiner Orden beraubt. Alles war willkürlich und hieng von der Stimmung und den Launen der Wächter ab. Eines Tages verbot ein Municipalbeamter Cléry, zur Königin zu gehen, um sie zu frisieren; die unglückliche Frau mußte zu ihrem Gatten hinabgehen und selbst alles zu ihrer Toilette Nöthige mitbringen. Ein anderer wollte ihr folgen, als sie zu Mittag dem Gebrauche gemäß zur Prinzessin Elisabeth gieng, um ihr Morgenkleid abzulegen; angesichts der Zudringlichkeit dieses Menschen mußte die Königin darauf verzichten, sich umzukleiden. Gewisse Commissäre stellten die bizarrsten Forderungen; der eine ließ Pfirsichkerne spalten, um sich zu überzeugen, daß kein Billet darin verborgen sei; ein anderer zwang Cléry, von der für den Bart des Königs bestimmten Seifenessenz zu trinken, unter dem Vorwande, es könnte Gift darin sein; noch ein anderer schnitt die Seitenränder eines Buches ab, das Prinzessin Elisabeth an die Herzogin von Sérent zurückschickte, aus Furcht, es könnte etwas mit sympathischer Tinte darauf geschrieben sein.[4]

Eines Tages hatte die Königin ihren Kamm gebrochen; sie bat Turgy, ihr einen andern zu kaufen. „Kaufen Sie einen aus Horn," sagte der Municipalbeamte Dorat-Cubières, „Buchs wäre zu gut für sie." Die Königin that, als ob sie es nicht hörte. Dorat-Cubières war ein Dichter, der einst die königliche Familie in geschmacklosen Versen beweihraucht hatte; es gab damals keinen diensteifrigeren Schmeichler, als er war.[5]

Man fuhr fort, keine Zeitungen in den Temple zu lassen, und gestattete nur dann sie einzuschmuggeln, wenn sie irgendeine Infamie gegen die gestürzten Souveräne enthielten, wie jener Brief eines Kanoniers, der den Kopf des Tyrannen Ludwig XVI. verlangte, um sein Geschütz damit zu laden und gegen den Feind ab-

[1] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 20.
[2] „Journal de Cléry", p. 53.
[3] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 20.
[4] „Journal de Cléry", p. 58 u. 59.
[5] Turgy, „Fragments historiques sur le Temple", p. 356.

zuschießen, oder jener Artikel, in dem man erklärte, man müsse die im Thurme eingeschlossenen kleinen Wölfe ersticken.[1]

Eines Tages trat ein Municipalbeamter zur Königin und zu den Prinzessinnen und sagte zu ihnen: „Meine Damen, ich melde Ihnen eine gute Nachricht; viele emigrierte Verräther sind gefangen genommen worden; wenn Sie Patriotinnen sind, müssen Sie sich darüber freuen." — „Meine Mutter," erzählt Prinzessin Maria Theresia, „sagte wie gewöhnlich kein Wort und schien gar nicht zu hören. Oft imponierten ihre so verachtungsvolle Miene und so würdige Haltung; man wagte selten, an sie das Wort zu richten."[2]

Zum Unterschiede von diesen gemeinen Seelen, für die es eine Unterhaltung war, das Unglück zu insultieren, begrüßt die Geschichte mit Hochachtung einige Männer, die es sich zur Ehre anrechneten, sich von jenen Elenden zu trennen und die gefallenen Größen mit Ehrerbietung zu behandeln. Es waren: der Lehrer Lepître, der Gewürzhändler Cortey, Moëlle, Leboeuf, Jobert[3] und vorzüglich Toulan, ehemals Mitglied der Commune vom 10. August, und im täglichen Verkehre mit diesen heiligmäßigen Opfern der Revolution Royalist geworden, von den hohen Damen mit dem schönen Namen des „Getreuen" bezeichnet, endlich Michonis, zuerst gleich Toulan stürmischer Revolutionär, der aber wie jener durch den Anblick von soviel heldenmüthig ertragenem Unglücke einer der eifrigsten Diener derjenigen wurde, deren Kerkermeister er anfangs zu sein begehrt hatte, und ihnen, wie ebenfalls Toulan, sein Leben opferte. Wir werden sie im Verlaufe unserer Erzählung wiederfinden und den erfinderischen Veranstaltungen ihrer verborgenen und muthigen Ergebenheit begegnen, die das Glück nicht begünstigte, die aber wenigstens während jener traurigen Tage die Ehre der Menschheit retteten.

Am 1. November kam eine Abordnung des Convents, um durch den Augenschein „den Zustand der Person Louis Capets und seiner Familie festzustellen und von den vom Generalrathe der Commune getroffenen Sicherheitsmaßregeln Kenntnis zu nehmen,

[1] „Journal de Cléry", p. 56.

[2] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 21.

[3] „Mémoires et souvenirs du baron Hyde de Neuville", Paris, Plon, 1888, p. 72 ff.

und ebenso von denen des commandierenden Generals behufs Erhaltung der ihrer Obhut anvertrauten Geiseln".[1] Die Abordnung bestand aus dem Exkapuziner Chabot, aus Du Prat und Drouet, dem Manne von Varennes; sie war begleitet von Santerre und den diensthabenden Commissären. Die Deputierten kamen gegen 10 Uhr morgens im Temple an und giengen ins zweite Stockwerk, wo sie die königliche Familie beisammen fanden. Die Königin erschauderte beim Anblicke Drouets. Dieser Mensch setzte sich neben sie, und nach seinem Beispiele nahm Chabot einen Stuhl. „Wir kommen," sagte Drouet, „um Sie zu fragen, ob Sie sich wohlbefinden, ob es Ihnen an nichts fehlt, ob Sie keine Beschwerden vorzubringen haben." — „Ich beklage mich über nichts," antwortete der König; „ich will mich nicht beklagen, wenn ich bei meiner Familie bin." Cléry machte die Bemerkung, dass man die Lieferanten nicht pünktlich bezahle. „Der Nation kommt es auf einen Thaler nicht an," erwiderte Chabot.[2] Die Abgeordneten besahen das Gemach im einzelnen und versicherten sich, dass man weder Federn noch Tinte noch Bleistifte noch Papier den Gefangenen zur Verfügung gelassen; dann begaben sie sich in das dritte Stockwerk, wo sie dieselben Constatierungen vornahmen.[3]

Nach dem Essen kamen sie zum Könige zurück, stellten dieselben Fragen und erhielten dieselbe Antwort. Drouet gieng zur Königin hinauf. Er war blass, seine Stimme schwach; er fragte die Königin in melancholischem Tone, ob sie keine Klage vorzubringen habe; die Königin antwortete ihm nicht. Er wiederholte seine Frage zweimal und sagte: „Man muss doch wissen, ob Sie sich über etwas oder jemanden zu beschweren haben." Die Königin sah ihn stolzen Blickes an, ohne ein Wort zu antworten, und setzte sich mit ihrer Tochter auf das Canapee. Drouet streckte die Arme aus, wie ein erstaunter Mensch, der aber vielleicht mehr Ärger als Bedauern empfindet, verneigte sich und gieng hinaus. Maria Theresia sah die Erregung ihrer Mutter, drückte sie in ihre Arme und küsste ihr die Hände; da hörte sie, wie sie zur Prinzessin Elisabeth sagte: „Warum, liebe Schwägerin, ist der Mann von Varennes hinaufgekommen? Etwa weil morgen Allerseelen ist?"[4]

[1] „Louis XVII", I, 570.
[2] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 21.
[3] „Louis XVII", I, 571.
[4] Daselbst, I, 350 u. 351.

Ja, es war tagsdarauf Allerseelen und auch der Geburtstag Marie Antoinettes. Aber wie begieng man heute diesen einst so gefeierten Geburtstag, und welche Wünsche richtete das Pariser Volk an jene Souveräne, die es ehemals so geliebt hatte?

„Wir hörten," erzählt die Tochter der Königin, „einen großen Lärm von Leuten, die den Kopf meines Vaters und meiner Mutter verlangten und die Grausamkeit hatten, dies unter unserem Fenster zu schreien." [1]

Am 14. November erkrankte der König an einem ziemlich heftigen Flusse; man verlangte seinen Zahnarzt; die Commune berieth drei Tage und lehnte ab. Am 22. kam das Fieber dazu; diesesmal wurde die Commune besorgt, und gestattete dem ersten Arzte des Königs, Herrn Le Monnier, sich in den Temple zu begeben. Doch kam er nie hinein, ohne durchsucht worden zu sein, und durfte nur laut sprechen. Die Königin und die Prinzessinnen brachten ihre Tage zu Häupten des Königs zu und theilten sich mit Cléry in seine Pflege; doch nachts mufste man hinaufgehen und den hohen Kranken mit seinem Kammerdiener allein lassen. Die Königin hatte vergebens verlangt, dafs ihr Sohn nicht in dieser trüben und verdorbenen Luft bleibe und in ihrem Zimmer schlafe; die Municipalbeamten gestatteten es nicht.

Unter diesem ungesunden Einflusse erkrankte auch das Kind; es bekam den Keuchhusten. Aber umsonst bat die unglückliche Mutter, die Nächte bei ihrem Sohne zubringen zu dürfen; die Municipalbeamten stiefsen sie roh zurück, und die arme Frau mufste in ihr Zimmer hinaufgehen, von Sorgen und Schlaflosigkeit aufgezehrt.

Nur untertags bekam sie die Ermächtigung, sich an das Bett ihres Sohnes zu setzen und ihm ihre Pflege angedeihen zu lassen. Infolge der Trauer und Beängstigung wurden auch die Königin, Prinzessin Elisabeth und die königliche Tochter von der Krankheit ergriffen. Cléry selbst keuchte, und der kaum von seinem Husten wiederhergestellte junge Prinz brachte selbst dem ergebenen Diener die Medicamente.

In der Schule des Unglücks hatte der Knabe seine natürlichen Vorzüge entwickelt und zum Reifen gebracht. Er hatte für alle, aber im besonderen für seine Mutter reizende Aufmerksam-

[1] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 22.

keiten. Nie sprach er ein Wort, das in ihr eine schmerzliche Erinnerung wachrufen konnte; er behandelte sie mit der zärtlichsten Zuvorkommenheit. Sah er einen anständigen oder weniger gehässigen Municipalbeamten als die andern ankommen, so lief er zur Königin und sagte: „Mama, heute ist's Herr N. N." War es im Gegentheil eine widerwärtige Gestalt, die an traurige Ereignisse erinnerte, so schwieg er oder sagte den Namen mit leiser Stimme. Als er eines Tages einen Commissär, den er zu kennen schien, aufmerksam ansah, fragte ihn dieser, wo er ihn gesehen habe. Der junge Prinz gab keine Antwort, wandte sich gegen seine Schwester und sagte mit böser Stimme: „Auf unserer Reise von Varennes." [1]

Am 2. December folgte der revolutionären Commune vom 10. August eine neue Commune. Noch am nämlichen Abend begannen ihre Mitglieder ihren Amtsantritt damit, dass sie in den Temple kamen, um die Gefangenen zu besuchen.[2] Wenn aber diese von diesem Wechsel einige Besserung erwarteten, so täuschten sie sich. Die neuen Commissäre waren vielleicht weniger grob als die alten, aber von überlegterer Bosheit und tyrannischer Wachsamkeit. Statt eines Municipalbeamten waren jetzt beim Könige und der Königin zwei, und es wurde von nun an für Cléry sehr schwierig, ihnen Nachrichten zukommen zu lassen oder die geringste Erleichterung zu erlangen.

Am 3. December konnte die kranke Königin nicht die mindeste Nahrung zu sich nehmen; sie bat Turgy um eine Fleischbrühe zum Abendessen. Turgy brachte sie; da aber die Königin wusste, dass Tisons Frau ebenfalls unwohl war, ließ sie ihr die Suppe geben. Turgy bat die Municipalbeamten, ihn zu begleiten, damit er eine andere holen könne; keiner wollte, und Marie Antoinette war genöthigt, das Abendessen zu entbehren.[3]

Am 7. verlas ein Municipalbeamter — es war Moëlle — mit zitternder Stimme einen Beschluss, der anordnete, den Gefangenen „Messer, Rasiermesser, Scheren, Federmesser und alle anderen Schneidewerkzeuge, deren man die als Verbrecher geltenden Gefangenen entledigt," wegzunehmen „und die genaueste Durchsuchung nach denselben sowohl an den Gefangenen als in ihren

[1] „Journal de Cléry", p. 63.

[2] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 23.

[3] Turgy, „Fragments historiques sur le Temple", p. 357.

Zimmern vorzunehmen." Der König mufste ausliefern, was er in seinen Taschen hatte oder was sich in seinem Zimmer befand: ein Messer von seinem Vater, ein Federmesser, ein kleines Reisekästchen in rothem Maroquin, einen Gürtel, sogar einen Zahnstocher; die Damen mufsten ihre Messer und Scheren und alles, was zu ihrer Arbeit gehörte, hergeben.[1] „Mufs man auch die Nadeln hergeben? Sie stechen recht stark," sagte die Königin ironisch. Die armen Frauen mufsten von nun an auf gewisse Arbeiten verzichten, die ihnen während der langen Stunden ihrer Gefangenschaft eine Zerstreuung verschafft hatten. Eines Tages besserte Prinzessin Elisabeth die Kleider des Königs aus, und rifs, da sie keine Schere mehr hatte, den Faden mit den Zähnen ab. „Welcher Gegensatz," sagte der König; „in deinem hübschen Hause in Montreuil mangelte dir nichts." — „Ach! lieber Bruder," erwiderte sie, „kann ich es bedauern, wenn ich dein Unglück theile?"[2]

Beim Mittagessen besprach man die Frage, ob man den Gefangenen Gabeln und Messer lassen solle. Einige Commissäre wollten sie wegnehmen; auf Bitten Moëlles überwog jedoch die weniger vexatorische Ansicht,[3] und es wurde beschlossen, dafs die königliche Familie ihre Gabeln und Messer behalten, und man dieselben indessen am Ende der Mahlzeit wegnehmen würde.[4]

Vielleicht als Ersatz für diese neuen Quälereien gewährte der Municipalbeamte Lepître am 9. ein Clavier, das sich beim Eintritt in das Zimmer der Prinzessin Elisabeth befand und der Königin gestattete, ihrer Tochter Unterricht darauf zu ertheilen. Das erste Stück, das ihr in die Hände fiel, trug den Titel: „Die Königin von Frankreich!"[5]

Am 11. December wurde um 5 Uhr morgens in den Straßen von Paris Generalmarsch geschlagen; Reiter und Kanonen besetzten den Tuileriengarten. Dank Turgy und Cléry kannte die königliche Familie schon seit mehreren Tagen den Grund dieser ungewöhnlichen Machtentfaltung. Am 3. December hatte der Convent be-

[1] „Journal de Cléry", p. 65.
[2] Daselbst p. 66.
[3] Moëlle, „Six journées passées au Temple", p. 19.
[4] „Journal de Cléry", p. 66.
[5] „Souvenirs de Lepître."

schlossen, dass Louis Capet vor ihre Schranken geführt werden sollte; dieser Beschluss sollte nun ausgeführt werden.

Um 9 Uhr gieng der König gewohnterweise in das Appartement der Königin, um zu frühstücken. Er blieb dort eine Stunde; wie groß aber auch ihre Beängstigung sein mochte, sie konnten unter dem forschenden Blicke der Municipalbeamten einander nichts sagen; Blicke mussten die Worte ersetzen. Man musste sich endlich trennen. Der König gieng in sein Zimmer zurück, der Dauphin begleitete ihn wie gewöhnlich. Sorglos und von den Ereignissen nichts wissend, bat der junge Prinz um eine Partie Siam. Er war nicht glücklich, zweimal konnte er die Zahl 16 nicht überschreiten. „Jedesmal, so oft ich diesen Punkt 16 habe," sagte er etwas ärgerlich, „kann ich nicht gewinnen." Der König sagte nichts, aber ein unwillkürliches Zucken gieng durch sein Gesicht bei dieser naiv-grausamen Erinnerung.

Um 11 Uhr verließ der Dauphin sein Spiel und nahm eine Lesestunde, als zwei Municipalbeamte ihn holten und zu seiner Mutter führten. Ludwig fragte um den Grund dieser plötzlichen Wegführung, man begnügte sich, ihm zu antworten, dass es Befehl der Commune sei; der Angeklagte sollte von seiner Familie abgesondert werden. Der unglückliche Vater umarmte seinen Sohn, und Cléry führte das Kind zu seiner Mutter.

Um 1 Uhr gieng der König in den Convent, begleitet vom Maire von Paris, Chambon, vom Procureur der Commune, Chaumette, vom Secretär-Actuar, Coulombeau, und von Santerre. Abends um 6 Uhr kam er in den Temple zurück; seine erste Sorge war, zu bitten, dass man ihn zu seiner Familie führe; man verweigerte es unter dem Vorwande, man hätte keine Befehle. „Aber wenigstens mein Sohn," sagte er, „wird die Nacht bei mir zubringen; sein Bett und seine Effecten sind hier." Schweigen war die Antwort. Nach dem Essen wiederholte der Monarch seine Fragen und Bitten. Man antwortete einfach: man müsse die Weisungen des Convents abwarten.

Die Königin und die Prinzessinnen hatten den Tag in Todesängsten zugebracht. Die Königin hatte alles versucht, um von den sie bewachenden Municipalbeamten etwas zu erfahren; es war das erstemal, dass sie sich herbeiließ, sie auszufragen. Die Municipalbeamten lehnten jede Antwort ab. Nach der Rückkehr des Königs

bat Marie Antoinette inständig, ihn sehen zu dürfen; sie ließ den Maire Chambon darum bitten; dieser würdigte sie nicht einmal einer Antwort.[1]

Vom Kummer aufgezehrt, hatte die unglückliche Frau nicht mehr die Kraft zu weinen, selbst der Anblick ihres Sohnes schien sie unempfindlich zu lassen. „Mein Bruder," erzählt die Prinzessin Maria Theresia, „brachte die Nacht bei ihr zu; er hatte kein Bett, sie gab ihm das ihrige und blieb die ganze Nacht auf in einem so tiefen und stummen Schmerze, dass wir sie nicht verlassen wollten, aber sie nöthigte meine Tante und mich, schlafen zu gehen."[2]

Tagsdarauf erneuerte die Königin ihre Bitten; sie wollte ihren Gatten sehen und die Zeitungen lesen, die über den Process berichteten, und wenn man die Gunst, den König zu sehen, ihr verweigere, so möge man sie wenigstens ihren Kindern gewähren. Die Zeitungen wurden abgeschlagen, die Bitte wegen Vereinigung der Kinder mit ihrem Vater vor den Convent gebracht. Nach langer Berathung entschied die Versammlung am 15. December vermöge eines falschen Scheines von Mitleid, den der Wortlaut des Beschlusses Lügen strafte, „Louis Capet könne seine Kinder sehen, diese aber dürfen bis zu seiner endgiltigen Aburtheilung mit Mutter und Tante nicht verkehren".

Das hieß gleichzeitig gewähren und abschlagen. Der unglückliche König wollte keine Begünstigung, die eine Marter für seine Frau geworden wäre, und zog es vor, sich selbst ein neues Opfer aufzuerlegen, und der Königin den Trost zu lassen, in Gesellschaft ihrer Kinder zu sein. Am nämlichen Abend ließ er das Bett des Dauphin in die Wohnung der Damen bringen, Cléry nahm Wäsche und Kleidung in Verwahrung; es wurde ausgemacht, dass er jeden zweiten Tag das Nothwendige schicken würde.

Während sechs langer Wochen blieb so der König von seiner Familie abgesondert; die Königin und die Prinzessinnen erhielten von ihm nur Nachrichten dank der Ergebenheit Turgys und Clérys, die Billette in Zwirn- oder Wollknäuel steckten und letztere unter die Betten warfen oder mittelst sorgfältig aufbewahrter Bindfäden in die Fensterblenden hinabließen,[3] dank auch dem gefühlvollen

[1] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 24 u. 25.

[2] Daselbst p. 25.

[3] „Journal de Cléry." — „Fragments historiques" von Turgy.

Vorgehen einiger Municipalbeamten, die menschlicher waren als ihre Collegen. Einige versicherten die Königin, der König werde nicht sterben, und seine Sache werde vor die ursprünglichen Versammlungen verwiesen werden, die ihn sicher retten würden:[1] großherzige Täuschungen oder barmherzige Lügen, die die Gefangenen kaum hintergehen konnten.

Der unselige Process nahm seinen Verlauf. Am 12. December wählte Ludwig zum Vertheidiger Tronchet, dem er tagsdarauf Malesherbes und etwas später De Sèze hinzufügte. Am 15. theilte ihm eine Abordnung des Convents die Anklagepunkte mit. Jeden Tag begaben sich fortan die drei Vertheidiger in den Temple, wo sie nach genauer Durchsuchung seitens der Municipalbeamten zur Besprechung mit ihrem Clienten zugelassen wurden. Am Weihnachtsfeste schrieb der König, mit Gott und sich selbst allein, vollständig mit eigener Hand sein Testament nieder, jenes bewunderungswürdige Denkmal seiner christlichen Ergebung und seiner Liebe zu seinem Volke.

Am 26. wurde der Angeklagte zum zweitenmale in den Convent geführt; aus Furcht, der Lärm der Trommeln und der ihn abholenden Escorte könnte die Königin erschrecken, ließ er sie gleich morgens verständigen.

Wir haben hier keinen ausführlichen Bericht über jene denkwürdige Sitzung zu liefern. Es war der Tag, an dem De Sèze jenes beredte Plaidoyer hielt, das mehr als einmal das Herz selbst der vorurtheilsvollsten Richter mit einem Schauer durchzog. Das war auch der Tag, an dem Malesherbes, vom Conventsmitgliede Treilhard befragt: „Was macht Sie so kühn, hier Namen auszusprechen, die der Convent geächtet hat?“ die einfache und heroische Antwort gab: „Verachtung gegen euch und Verachtung des Lebens.“

Als De Sèze seine Rede beendet hatte, erhob sich der König und sprach festen Tones folgende Worte:

„Meine Herren, man hat Ihnen soeben meine Vertheidigungspunkte auseinandergesetzt; ich werde sie Ihnen nicht noch einmal sagen. Indem ich zu Ihnen vielleicht zum letztenmale spreche, erkläre ich Ihnen, dass mein Gewissen mir nichts vorwirft, und dass meine Vertheidiger Ihnen nur die Wahrheit gesagt haben.“

[1] „Récit des événements arrivés au Temple“, p. 26.

Kümmerten sich aber die Conventsmitglieder um das Gewissen, und konnten sie nicht mit Pilatus sagen: „Was ist Wahrheit?“

Am nächsten Tage brachte De Sèze dem Könige mehrere Exemplare seiner Vertheidigungsrede. Ein Municipalbeamter, namens Vincent, nahm es auf sich, ein Exemplar heimlich der Königin zu bringen. Die unglückliche Frau las es mit athemloser Aufmerksamkeit, ließ sich aber durch keine Hoffnung ködern und schrieb mit fiebernder, aber fester Hand auf das erste Blatt: „Oportet unum mori pro populo.“ [1*1]

Dienstag den 1. Jänner 1793 war ein trauriger Tag im Thurme. Morgens trat Cléry zum Bette des Königs und bat ihn um die Erlaubnis, ihm seine Wünsche darzubringen. „Ich nehme Ihre Wünsche an,“ antwortete der König, während er dem treuen Diener eine Hand reichte, die dieser mit Thränen benetzte. Sobald er aufgestanden war, bat er einen Municipalbeamten, bei seiner Familie Erkundigungen einzuholen und ihr seine Neujahrswünsche zu überbringen. Sein Ton war so herzzerreißend, dass einer der Commissäre ganz ergriffen zu Cléry sagte: „Warum verlangt der König nicht, seine Familie zu sehen? Jetzt, da das Verhör beendigt ist, würde das gar keine Schwierigkeit erleiden.“ Inzwischen kam der Municipalbeamte, der zur Königin gegangen war, zurück und meldete dem Könige, dass seine Familie ihm für seine Wünsche danke und ihm die ihrigen schicke. Der König war gerührt und sagte traurig: „Welch ein Neujahrstag!“

Abends theilte ihm Cléry seine Unterredung mit dem Commissär mit und versicherte ihn, dass der Convent ihn gewiss ermächtigen würde, die Seinigen zu sehen. „In einigen Tagen,“ antwortete der König, „werden sie mir diesen Trost nicht versagen; man muss warten.“ [2]

Inzwischen weilten die Gedanken des unglücklichen Souveräns beständig bei seiner Familie; immer wieder kam er in den Unterredungen mit seinen Vertheidigern auf sie zurück, und seine Stimme wurde weich, seine Augen füllten sich mit Thränen, wenn er von seiner Schwester sprach, deren Leben „nur herzliche Liebe, Ergebenheit und Muth“ gewesen, von seinen „in ihrem Alter schon so

[1] Dieses Exemplar mit dem Autograph der Königin wird in der Bibliothek von Saint-Germain-en-Laye verwahrt.

[2] „Journal de Cléry“, p. 88.

unglücklichen" Kindern, von der so geschmähten, so verleumdeten, so misskannten Königin. „Wenn sie — die Franzosen — wüssten, was sie wert ist," sagte er, „wenn sie wüssten, bis zu welchem Grade von Vollkommenheit sie sich seit ihrem Unglücke erhoben hat, sie würden sie verehren und lieben; aber seit langem üben ihre Feinde und die meinigen die Kunst, Verleumdungen unter das Volk zu streuen und jene Liebe, deren Gegenstand sie solange gewesen, in Hass zu verwandeln."

Und nach einem raschen Überblick über das Betragen der Königin und die Beschuldigungen, durch die man sie hatte anschwärzen wollen, fügte er bei: „Die Aufwiegler sind nur deswegen so erpicht, die Königin zu verschreien und anzuschwärzen, um das Volk darauf vorzubereiten, sie sterben zu sehen. Ja, meine Freunde, ihr Tod ist beschlossen. Man fürchtete, sie würde mich rächen, wenn man sie am Leben ließe. Unglückliche Fürstin! Die Verehelichung mit mir versprach ihr einen Thron; welche Aussicht bietet sich ihr heute?" Als er diese Worte sprach, drückte er Malesherbes die Hand, und seine Augen füllten sich mit Thränen.[1]

Am 15. Jänner sprach der Convent Louis Capet schuldig; am 17. sprach nach einer zweiundzwanzigstündigen Sitzung eine künstliche Majorität von fünf Stimmen über ihn das Todesurtheil; am selben Abend kam ganz zitternd Malesherbes, um es dem Gefangenen anzukündigen. Tagsdarauf entschied ein Beschluss der Commune, dass jeder Verkehr zwischen Ludwig und seinen Räthen unterbrochen, und der Verurtheilte Tag und Nacht in Sicht bewacht werden solle. Der König protestierte vergeblich gegen diese Verdoppelung der Strenge; sein Protest wurde nicht angehört.

Am 20. wies der Convent mit 380 gegen 310 Stimmen jeden Aufschub der Hinrichtung zurück. Am nämlichen Tage begab sich um 2 Uhr nachmittags das Executivcomité in den Temple, und Justizminister Garat ließ mit dem Hute auf dem Kopfe durch den Secretär Grouvelle das Decret der Versammlung vorlesen. Nachdem dies geschehen, nahm Ludwig einfach das Decret, legte es in seine Brieftasche, zog dann ein Papier hervor und sagte: „Herr Minister, haben Sie die Güte, dieses Actenstück dem Convent mitzutheilen." Es war ein Brief, in dem der Verurtheilte um einen

[1] Hue, „Dernières années du règne de Louis XVI", p. 435 bis 438.

dreitägigen Aufschub bat, „um sich vorzubereiten, vor Gott zu erscheinen," und um die Erlaubnis, mit einem von ihm bezeichneten Priester frei zu verkehren. Er fügte die Adresse des Priesters — Abbé Edgeworth de Firmont*[2] — bei, den ihm seine Schwester empfohlen hatte, und drang darauf, dass ihm eine Zusammenkunft mit seiner Familie ohne Zeugen gestattet werde.

Während dieser grausamen Scene war die Haltung des Königs so fest, seine Majestät so hoheitsvoll, dass selbst Hébert davon betroffen wurde. „Der Adel und die Würde seiner Haltung und seiner Sprache," sagte er, „erpressten mir Thränen der Wuth," und da er seine Erregung nicht zeigen wollte, zog er sich zurück.

Der Aufschub wurde verweigert; der Convent hatte Eile, die Sache zu beendigen; die anderen Bitten wurden gewährt. Man holte den Abbé Edgeworth, und Garat brachte ihn selbst in seinem Wagen in den Temple. Er versicherte den König, gegen seine Familie bestehe keine Anklage, und man werde sie außerhalb Frankreichs schicken.[1]

Die unglücklichen Familienmitglieder des Königs erfuhren dessen Verurtheilung erst Sonntag den 20., morgens, durch die Zeitungscolporteure, die sie unter ihren Fenstern ausriefen. Am selben Tage, um 8 Uhr abends, erfuhren sie, dass ein Decret des Convents ihnen erlaube, zum Könige hinabzugehen. Sie eilten zu ihm.[2] Der Monarch hatte Abbé Edgeworth in das Thürmchen treten lassen aus Furcht, der Anblick des Priesters könnte den Damen allzugroßes Leid bereiten; er wartete im Speisezimmer. Der Convent hatte entschieden, er würde mit seiner Familie allein sein; aber die Commune, stets erfinderisch in der Marterung ihres Opfers, verlangte, dass die Municipalbeamten dieser letzten Zusammenkunft hinter einer Glasthür beiwohnen sollten. Eine elende Zuglampe erleuchtete den Saal;[3] der Tisch war auf die Seite geschoben worden; die Sessel standen im Hintergrunde, um mehr Raum zu schaffen; auf dem Tische war eine Flasche Wasser und ein Glas. „Bringen Sie nicht überschlagenes Wasser," sagte der König, der trotz seiner grausigen Lage seine volle Geistesgegenwart bewahrte; „wenn die Königin davon tränke, könnte ihr übel werden."

[1] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 28.

[2] Daselbst p. 28.

[3] „Souvenirs de Mme Vigée-Lebrun", II, 8.

Um halb 9 Uhr öffnete sich die Thür; zuerst trat die Königin ein, ihren Sohn bei der Hand führend, dann Prinzessin Maria Theresia und Prinzessin Elisabeth. Alle stürzten in die Arme des Königs. Tiefes Schweigen herrschte durch einige Minuten, nur durch Schluchzen unterbrochen. „Der König setzte sich, die Königin zu seiner Linken, Prinzessin Elisabeth zu seiner Rechten, seine Tochter fast gegenüber; der junge Prinz stand zwischen den Füßen des Königs; alle waren gegen ihn geneigt und umarmten ihn oft und oft.“ [1] — „Wir fanden ihn sehr verändert,“ erzählt seine Tochter, „er weinte vor Schmerz über uns, nicht aus Furcht vor dem Tode; er erzählte meiner Mutter seinen Proceſs und entschuldigte die Ruchlosen, die ihn sterben ließen... Er gab dann meinem Bruder religiöse Unterweisungen, empfahl ihm besonders, seinen Mördern zu verzeihen und ertheilte ihm und mir seinen Segen.[2] Um nun auf seinen Sohn einen stärkeren Eindruck hervorzubringen, nahm er ihn auf die Knie und sagte zu ihm: ‚Mein Sohn, du hast gehört, was ich dir soeben gesagt; da aber der Eid noch etwas Heiligeres ist als einfache Worte, so schwöre mit erhobener Hand, dass du den letzten Willen deines Vaters erfüllen wirst.‘ Mein Bruder gehorchte ihm, in Thränen ausbrechend, und diese rührende Willfährigkeit verdoppelte noch unsere Thränen.“ [3]

Die Königin hätte gerne die Nacht mit ihrer Familie beim Könige zugebracht. Der unglückliche Fürst lehnte es ab; er bedurfte der Ruhe, um sich auf den Tod vorzubereiten. Die Königin bat, ihn wenigstens am nächsten Tage einen Augenblick sehen zu dürfen; er gab es zu, aber, „als wir fort waren,“ berichtet Prinzessin Maria Theresia, „sagte er zu den Wachen, uns nicht hinabkommen zu lassen, weil unsere Gegenwart ihm zuviel Pein verursachen würde“.[4]

Diese ergreifende Zusammenkunft dauerte unter Schluchzen und Thränen sieben Viertelstunden. Während dieser Zeit hielten sich vier schlecht gekleidete Municipalbeamte, den Hut auf dem Kopfe, in der Fensternische auf, wärmten sich am Ofen und ver-

[1] „Journal de Cléry“, p. 101.

[2] „Récit des événements arrivés au Temple“, p. 28.

[3] „Mémoires de la duchesse de Tourzel“, II, 316.

[4] „Récit des événements arrivés au Temple“, p. 29.

sahen die Überwachung durch die Glaswand.[1]*[3] Um viertel 11 Uhr stand zuerst der König auf, und alle folgten ihm. Die Königin hielt ihm bei der rechten Hand, stützte sich auf seine Achsel und konnte sich kaum aufrechterhalten; der Dauphin, auf derselben Seite, war vom rechten Arme seiner Mutter umschlossen, die ihn an ihr Herz drückte, und er selbst drückte mit seiner kleinen Hand die rechte Hand des Königs und die linke der Königin, sie küssend und mit seinen Thränen benetzend;[2] seine Schwester, zur Linken, hielt den König um die Mitte des Leibes umschlossen;[3] Prinzessin Elisabeth, hinter ihrer Nichte stehend, hielt mit ihren beiden Händen den linken Oberarm ihres Bruders fest und erhob ihre thränengebadeten Augen zum Himmel.[4] Ludwig bemühte sich, seine Ruhe zu bewahren, hatte aber einen peinvollen Kampf zu bestehen, um nicht schwach zu werden.[5] „Ich versichere euch," sagte er, „dass ich euch morgen um 8 Uhr morgens sehen werde." — „Du versprichst es uns?" versetzten alle zusammen. — „Ja, ich verspreche es euch." — „Warum nicht um 7 Uhr?" sagte die Königin. — „Nun wohl! Ja, um 7 Uhr," antwortete er. „Adieu!" — Er sprach dieses Adieu mit einem so schmerzlichen Ausdrucke, dass das Schluchzen sich verdoppelte. Seine Tochter wurde ohnmächtig; Cléry hob sie auf und stützte die Prinzessin Elisabeth. Der König wollte dieser herzzerreißenden Scene ein Ende machen, drückte zum letztenmale diese theuren Wesen an sein Herz, machte sich sachte von dieser ergreifenden Umschließung los, murmelte: „Adieu! Adieu!" und gieng langsam in sein Zimmer zurück.[6] „Ach!" sagte er zu Abbé Edgeworth, „welche Zusammenkunft! Muss ich denn so zärtlich lieben und geliebt werden! Doch es ist geschehen; vergessen wir alles übrige, um nur mehr an das einzige Geschäft zu denken. Dieses allein muss jetzt all meine Liebe und all meine Gedanken zusammenfassen."

Unterdessen giengen die Damen in ihre Wohnung hinauf, und obwohl die Thüren geschlossen waren, hörte man noch im Appar-

[1] „Souvenirs de Mme Vigée-Lebrun", II, 9.
[2] Daselbst, II, 8.
[3] „Journal de Cléry", p. 101.
[4] „Souvenirs de Mme Vigée-Lebrun", II, 9.
[5] Daselbst.
[6] „Journal de Cléry", p. 101.

tement des Königs ihr Stöhnen und Schluchzen.[1] „Die Henker!“ schrie die Königin, wandte sich gegen den Dauphin und sagte: „Mein Sohn, versprich mir, dass du nie daran denken wirst, den Tod deines Vaters zu rächen.“[2] Dann drückte sie auf die blonden Locken des Kindes einen langen, bittern Kuss, kleidete ihn aus und brachte ihn zu Bette. Sie selbst warf sich ganz angekleidet auf ihr Bett, „wo wir sie,“ sagt Prinzessin Maria Theresia, „die ganze Nacht vor Kälte und Schmerz zittern hörten“.[3]

Tagsdarauf trat um viertel 7 Uhr ein Municipalbeamter ein. Die Königin war auf und glaubte, man hole sie zur letzten Zusammenkunft, die ihr ihr Gatte tagsvorher versprochen hatte. Eitle Hoffnung; der Mann holte ein Gebetbuch für die Messe des Königs.[4] Die unglückliche Frau hoffte noch, hoffte fort und fort, mit schmerzlichster Angst auf das Geräusch der Schritte horchend, welche die Stiege hinaufkamen... Vergebliches Warten, niemand kam.

Der König hatte sich um halb 1 Uhr nachts niedergelegt; kaum im Bette, schlief er fest ein. Um 5 Uhr stand er auf, machte wie gewöhnlich seine Toilette, hörte kniend die Messe und communicierte. Als er seine Danksagung beendet hatte, rief er Cléry und gab ihm verschiedene Gegenstände, mit gebrochener Stimme sagend: „Sie werden dieses Siegel meinem Sohne . . ., diesen Ring der Königin übergeben; sagen Sie ihr, dass ich ihn — es war sein Ehering — mit Schmerz hintangebe... Dieses kleine Paket enthält Haare von meiner ganzen Familie; das werden Sie ihr ebenfalls übergeben... Sagen Sie der Königin, meinen theuren Kindern, meiner Schwester, dass ich ihnen versprochen habe, sie heute morgens zu sehen; aber ich habe ihnen den Schmerz einer so grausamen Trennung ersparen wollen. Wieviel kostet es mich, fortzugehen, ohne ihre letzten Umarmungen zu empfangen!“ Er trocknete einige Thränen und fügte in schmerzlichstem Tone hinzu: „Ich betraue Sie mit meinem letzten Lebewohl.“[5]

Um 9 Uhr erschien Santerre in Begleitung von Municipalbeamten und Gendarmen. Der König gieng aus seinem Cabinete,

[1] „Journal de Cléry“, p. 102.
[2] „Procès de Bourbons“, II, 153.
[3] „Récit des événements arrivés au Temple“ p. 31.
[4] Daselbst.
[5] „Journal de Cléry.“

wo er sich mit Abbé Edgeworth unterhielt, und fragte: „Sie holen mich ab?“ — „Ja,“ erwiderte Santerre. — „Ich bin noch beschäftigt,“ versetzte der Monarch in befehlendem Tone, „warten Sie hier auf mich.“

Er gieng wieder in sein Cabinet, empfieng den letzten Segen seines Beichtvaters, gieng hinaus und wandte sich an den ihm zunächststehenden Municipalbeamten Jacques Roux, einem abgefallenen Priester, mit den Worten: „Ich bitte Sie, dieses Papier der Königin, meiner Frau, zu übergeben.“ Es war sein Testament. „Das geht mich nichts an,“ versetzte roh der Elende, „ich bin nur hier, um Sie zum Schafott zu führen.“ — „Ganz richtig,“ sagte der König, wandte sich an einen anderen Municipalbeamten und händigte ihm das Testament ein. Dann nahm er seinen Hut aus Clérys Händen und sagte zu Santerre im Commandotone: „Gehen wir.“

Eine Stunde nachher, um 10 Uhr 20 Minuten, fiel das Haupt Ludwigs XVI. auf dem Schafott des Revolutionsplatzes, und während um die Guillotine eine wahnsinnige Menge das königliche Blut auffieng, das auf sie herabfloss, beteten im dritten Stockwerke des Thurmes zwei Frauen und zwei Kinder, in Thränen aufgelöst, die Arme umeinander geschlungen, für das Opfer und seine Henker.

# Vierundzwanzigstes Capitel.

Die Königin als Witwe. — Ihr stummer Schmerz. — Krankheit ihrer Tochter. — Man bringt den Gefangenen Trauerkleider. — Toulan und Lepître. — Der von diesen beiden Municipalbeamten und Herrn v. Jarjayes vorbereitete Fluchtplan. — Änderungen im Plan. — Neues Project; es mißlingt gleich dem ersten. — Toulan rettet Ring und Siegel des Königs. — Die Königin schickt beide Gegenstände an den Grafen von Provence und den Grafen von Artois. — Denunciation Tisons. — Nächtliche Durchsuchungen. — Bemühungen der Freunde der Königin im Auslande. — Abfall Dumouriez'. — Thätigkeit und Hoffnungen Fersens. — Alles mißlingt. — Ludwig XVII. wird krank. — Der 31. Mai. — Chaumette und Hébert kommen in den Temple. — Baron Batz. — Michonis. — Fluchtplan. — Das Mißtrauen Simons läßt ihn scheitern. — Die Tison wird irrsinnig. — Ludwig XVII. wird seiner Mutter weggenommen. — Er wird dem Schuhflicker Simon ausgeliefert. — Neuer Besuch Drouets im Temple. — Der junge Prinz von Simon mißhandelt. — Herzdurchbohrende Verzweiflung der Königin. — Die Königin wird in die Conciergerie gebracht.

Die Königin ist Witwe; sie hat durch das Freudengeschrei eines zügellosen Pöbels erfahren, daſs der Königsmord vollbracht ist. Ihre Augen sind trocken, sie hat keine Thränen mehr, sie erstickt fast;[1] nur ein heftiges Rütteln vermag sie aus ihrer Erstarrung herauszubringen. Gierig, sich an ihrem Unglücke zu weiden und dessen traurige Einzelheiten zu vernehmen, hofft sie, daſs Cléry, der letzte Getreue, der bei dem unglücklichen Monarchen geblieben, ihr wird noch von dem erzählen können, der nicht mehr ist; sie drückt diesen Wunsch gegen die Municipalbeamten aus; diese schlagen ihn ab. Sie läſst um sehr einfache Trauerkleider bitten für sich und ihre Familie; man antwortet ihr, daſs die Commune darüber berathen werde.

Wie lang war dieser 21. Jänner mit seinem dichten Nebel, der die Hauptstadt mit einem Leichentuche umhüllte. Abends giengen der Dauphin und seine Schwester schlafen; aber letztere konnte nicht

[1] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 31.

schlafen; die Königin und Prinzessin Elisabeth wachten am Bette des jungen Prinzen, der der einzige im dritten Stockwerke des Thurmes friedlich schlummerte. „Er ist jetzt so alt," sagte Marie Antoinette, „wie sein Bruder war, als er in Meudon starb; glücklich diejenigen unseres Hauses, die früher gestorben sind; sie haben dem Untergange unserer Familie nicht beigewohnt." [1]

Es war halb 2 Uhr morgens, als Tison und seine Frau erwachten; erstaunt, zu dieser Stunde reden zu hören, kamen sie zur Thüre, um die Gefangenen zu überwachen. „Um Gotteswillen," sagte Prinzessin Elisabeth zu ihnen, „lassen Sie uns in Frieden weinen." — „Die Inquisition," sagt Herr v. Beauchesne, „hielt, von diesen Engelstimmen entwaffnet, inne, und die Thränenverschwörung wurde nicht denunciert." [2]

Als der Dauphin am nächsten Tage erwachte, nahm ihn die Königin in ihre Arme und sagte: „Mein Kind, man muss an den lieben Gott denken." — „Mama," antwortete er, „auch ich habe an den lieben Gott gedacht; aber wenn ich ihn anrufe, so tritt immer mein Vater vor mich hin." [3]

Am 23. Jänner, nach zweitägigem Warten, gewährte die Commune großmüthig die von der Witwe und den Waisen verlangten Trauerkleider; sie gestattete aber nicht, dass Cléry, wie die Königin bat, bei ihrem Sohne den Dienst fortsetze, den er bei dem Vater versehen hatte. Das war ein neuer Schlag für die Königin. „Nichts," sagt Prinzessin Maria Theresia, „war fähig, ihre Angst zu beruhigen; keinerlei Hoffnung konnte man mehr in ihr Herz senken; Leben und Tod waren ihr gleichgiltig geworden. Sie sah uns manchmal so mitleidsvoll an, dass wir erzitterten." [4] Dieses Mitleid rettete sie, und ihre Mutterliebe riss sie aus jener stummen Niedergeschlagenheit. Ihre Tochter litt seit einiger Zeit an einem Fußübel; Angst und Schmerz hatten ihr Blut versäuert. „Glücklicherweise", erzählt sie, „vermehrte wenige Tage nach dem 21. Jänner der Kummer mein Übel, was die Königin beschäftigte." Das Gerücht davon verbreitete sich sogar in Paris, und die einstige Amme der Prinzessin bat um die Gunst, sie pflegen zu dürfen; man wies

[1] „Louis XVII", II, 9.
[2] Daselbst, II, 10.
[3] Daselbst.
[4] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 32.

ihre Bitte verächtlich ab, duldete aber das Eingreifen des früheren Arztes der königlichen Kinder, Brunier. Dieser kam in den Temple, und man begreift seine Erregung, als er seine erhabenen Gebieter in einer derartigen Dürftigkeit wiederfand, dass es selbst an Wäsche fehlte, um das Bein der jungen Prinzessin zu verbinden; er musste deren aus seinem Hause bringen.[1] Dank seiner Pflege und der des Chirurgen Lacaze war die Prinzessin in einem Monate wiederhergestellt.[2]

Am 27. und 30. wurden die Trauerkleider gebracht. Als die Königin zum erstenmale ihre Kinder schwarz angezogen sah, konnte sie nicht umhin, seufzend zu sagen: „Für Euch, meine armen Kinder, ist es für lange Zeit; bei mir ist es für immer.[3]

Die Kleider passten schlecht; das war ein Glück; man ließ, um sie zu richten, eine ehemalige Kammerdame der jungen Prinzessin, Fräulein Pion, in den Temple kommen. Der Anblick dieses freundlichen Gesichtes that den Gefangenen einigermaßen wohl. „Ihre Blicke," erzählt Fräulein Pion, „sagten mir mehr als ihre Worte vermocht hätten, und der gnädige Herr Dauphin, dessen Alter Schelmereien entschuldigte, benützte dies, um mir unter dem Scheine eines Spieles alle Fragen zu stellen, die die königliche Familie wünschen konnte."[4]

Die Überwachung schien übrigens etwas nachzulassen. „Die Wächter," sagt Prinzessin Maria Theresia, „glaubten, man werde uns entlassen."[5] Mitleidige Municipalbeamte drangen in den Thurm. Toulan und Lepître, zwei bescheidene Helden, fanden dank einer erfinderischen List ein Mittel, mitsammen in Dienst zu sein und oft Sonntags. „Als wir das erstemal nach dem 21. Jänner kamen, fanden wir," erzählt einer von ihnen, „die königliche Familie in die tiefste Betrübnis gestürzt. Als uns die Königin, ihre Schwägerin und ihre Kinder erblickten, brachen sie in Thränen aus; wir wagten nicht, uns zu nähern. Die Königin winkte uns, in ihr Zimmer einzutreten. ‚Sie haben mich nicht getäuscht,' sagte sie zu uns, ‚sie haben den besten der Könige sterben

[1] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", II, 306.
[2] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 32.
[3] „Louis XVII", II, 11.
[4] „Mémoires de la duchesse de Tourzel", II, 306.
[5] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 32.

lassen.'" [1] Die beiden Municipalbeamten konnten den Gefangenen einige Zeitungen einhändigen, und so erfuhren die unglücklichen Frauen die Einzelheiten des Königsmordes.

Einige Tage nachher, am 7. Februar, brachte Lepître ein Lied mit, das er über Ludwigs XVI. Tod verfasst und Frau Cléry in Musik gesetzt hatte.*[1] Als er drei Wochen darauf, am 1. März, wieder in den Temple kam, ließ ihn die Königin in das Zimmer der Prinzessin Elisabeth eintreten, wo der Dauphin die Romanze sang, und seine Schwester sie begleitete. „Unsere Thränen flossen," erzählt Lepître, „und wir beobachteten ein düsteres Schweigen. Wer könnte aber das Schauspiel beschreiben, das ich vor Augen hatte? Die Tochter Ludwigs XVI. vor ihrem Claviere, ihre Mutter neben ihr sitzend, ihren Sohn in ihren Armen haltend, und mit Thränen in den Augen mühevoll das Spiel und die Stimme ihrer Kinder dirigierend; Prinzessin Elisabeth neben ihrer Schwägerin stehend und ihre Seufzer unter die traurigen Töne ihres Neffen mischend." [2]

Aber Toulan und Lepître kamen nicht bloß darum in den Temple, um der königlichen Familie diese platonischen Tröstungen zu bieten; sie hatten vielmehr einen entscheidenderen und kühneren Plan gefasst. Man traf in Paris, in der Menge verloren, noch ergebene Royalisten an; ehemalige Hofbedienstete, frühere Agenten der königlichen Familie streiften um den Temple herum und suchten nach Mitteln, sich einzuschleichen und mehr noch, die Gefangenen herauszuschaffen. Da war vor allem Baron Batz, bei der Emigration schlecht angeschrieben, selbst, man weiß nicht warum, Fersen verdächtig,[3] aber so treu wie nur irgend jemand, ein unerschrockener Soldat und erfindungsreicher Verschwörer, „der infame Batz," wie ihn scherzend Barère nannte, der Ludwig XVI. am 21. Jänner zu entführen versucht hatte, und, da es ihm nicht gelungen, den König zu retten, alles daran setzte, seine Familie zu retten. Da war auch der Feldmarschall Chevalier de Jarjayes, der Gatte einer der der Königin ergebensten Frauen, ehemaliger Agent des Königs im Auslande, der nach der Einkerkerung seiner Gebieter die Haupt-

[1] „Quelques souvenirs ou notes fidèles sur mon service au Temple" von Lepître, p. 33.

[2] Daselbst p. 43.

[3] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 360.

ſtadt nicht verlaſſen wollte, um auf Mittel zu ſinnen, ihnen noch nützlich zu ſein. Das augenblickliche Nachlaſſen in der Überwachung, von dem die Prinzeſſin Maria Thereſia ſpricht, hat ihm vielleicht den Gedanken eingegeben, eine Flucht wäre möglich. Anfangs März wurde zwiſchen Jarjayes, Toulan und Lepître ein Plan verabredet. Der erſte übernahm es, die Flucht außerhalb vorzubereiten, die beiden anderen, ſie im Innern zu ermöglichen. Jarjayes ließ für die Königin und die Prinzeſſin Eliſabeth Männerkleider machen, die Toulan und Lepître in den Thurm ſchmuggelten. In dieſe Coſtüme geſteckt, mit dreifarbigen Schärpen umgürtet und mit Karten, ähnlich denen der Municipalbeamten verſehen, wären die fürſtlichen Damen unter dieſer Verkleidung hinausgegangen. Schwieriger war es, die Kinder zu entführen, beſonders den jungen König, der ganz beſonders überwacht wurde. Wie ſollte man dieſe Überwachung vereiteln? Man fand dennoch ein Mittel. Jeden Abend kam der Laternenanzünder in Begleitung zweier Kinder von etwa derſelben Körpergröße wie Ludwig XVII. und ſeine Schweſter, und gieng gewöhnlich um 7 Uhr fort, um welche Stunde die Schildwachen abgelöst wurden. Ein ergebener Royaliſt, Herr Ricard, Inſpector der Nationaldomänen,[1] hätte die Stelle dieſes Mannes eingenommen, wäre abends zur Zeit der Wacheablöſung gekommen und mit ſeiner Blechlampe in der Hand bis in die Wohnung der Königin gedrungen. Hier hätte man aus den Händen Toulans, der ihn heftig und mit lauter Stimme ausgezankt hätte, weil er nicht ſelbſt gekommen und ſein Geſchäft durch ſeine Kinder habe beſorgen laſſen, die beiden als kleine Lampenanzünder verkleideten Kinder in Empfang genommen, die ſo ihre vor ihnen hinausgegangene Mutter eingeholt hätten. Zur beſtimmten Stunde und am verabredeten Orte wären drei Cabriolets bereit geſtanden. Die Königin und ihr Sohn wären mit Herrn v. Jarjayes in das erſte geſtiegen, Prinzeſſin Maria Thereſia mit Lepître ins zweite, Prinzeſſin Eliſabeth mit Toulan ins dritte. Vollkommen ordnungsmäßige Päſſe[2] ließen für den Weg keine Sorge aufkommen. Der Plan war derart ausgehegt worden, daſs man ſich erſt fünf bis ſechs Stunden nach ihrer Abreiſe zur Verfolgung der Flüchtlinge hätte aufmachen können. Das wäre Vorſprung genug geweſen, um

[1] Eckard, „Mémoires historiques sur Louis XVII", p. 147.

[2] Lepître hätte als Präſident des Comités die Päſſe ſelbſt ausgefertigt.

die Küsten der Normandie zu erreichen, wo ein Fahrzeug bei Havre ihrer gewartet und sie nach England überschifft hätte.[1]

Alles war verabredet, und die Königin billigte das Project, das am 8. März hätte zur Ausführung kommen sollen. Unglücklicherweise gab sich am 7. eine durch die Theuerung der Lebensmittel und die schlechten Nachrichten von der Armee verursachte ziemlich heftige Aufregung kund; die Franzosen hatten Aachen räumen und die Belagerung von Mastricht aufheben müssen; die Österreicher waren wieder in Lüttich eingezogen. Unter dem Einflusse dieser Nachrichten begehrten die Sectionen die Schließung der Barrièren, um das Entkommen der Verdächtigen zu hindern. Der Rath begnügte sich, die Ausfolgung von Auslandpässen zu suspendieren. Es wäre aber nicht klug gewesen, bei dieser Aufregung und diesem Misstrauen eine stets schwierige Flucht zu versuchen, die jetzt umso schwieriger war, da die Wachsamkeit zugenommen hatte. Man musste den Plan verschieben, dann aufgeben.

Wenn aber auch die Flucht der königlichen Familie unmöglich geworden war, wenn die des ganz besonders überwachten jungen Königs auf fast unübersteigliche Hindernisse stieß, wäre es nicht möglich gewesen, wenigstens die Königin, die dem Volkshasse am meisten ausgesetzt war, zu retten? Die beiden unerschrockenen Verbündeten, Toulan und Jarjayes, ersannen einen neuen Plan. Nach diesem neuen Plane nahm es Toulan auf sich, Marie Antoinette hinauszuschaffen und sie an einen bestimmten Ort zu führen, wo sie Jarjayes getroffen hätte. Dieser hinwieder hatte sich Mittel verschafft, sie in Sicherheit zu bringen. Würde aber die Königin diese Veranstaltungen annehmen? Würde sie sich herbeilassen, allein zu fliehen, ihre Schwägerin, besonders aber ihre Kinder in den Händen ihrer Henker zu lassen? Die Bitten Toulans und Jarjayes', das Flehen der Prinzessin Elisabeth, die Gewissheit, dass diese bewunderungswürdige Tante eine ebenso bewunderungswürdige Mutter für die Waisen sein würde, hatten endlich über das Widerstreben Marie Antoinettes triumphiert. Sie hatte sich, nicht ohne schreckliche Rückfälle und beständige Versuchungen zur Ablehnung, entschlossen, dem Wunsche ihrer Retter zu entsprechen. Der Tag zur

[1] Lepître, „Quelques souvenirs ou notes fidèles sur mon service au Temple", p. 35 ff.

Flucht nahte; es war der Abend des Vortages; die Kinder waren zu Bette gegangen, aber Prinzessin Maria Theresia schlief nicht; die Königin und Prinzessin Elisabeth sprachen miteinander über die bevorstehende Trennung; man kann sich denken, mit welcher Angst und welchem Leid. „Entschlossen zu dem Opfer, das man von ihr verlangte," erzählt Herr v. Beauchesne, der betreffs dieser ergreifenden Scene die kostbaren Erinnerungen der Herzogin von Angoulême gesammelt hat, „saß die Königin neben dem Bette ihres Sohnes. ‚Wollte Gott, dass dieses Kind glücklich sei!' sagte sie. — ‚Er wird es sein,' antwortete Prinzessin Elisabeth, die Königin auf das naive, offene, sanfte und stolze Gesicht des Dauphin hinweisend. — ‚Jede Jugend ist kurz wie jede Freude,' murmelte Marie Antoinette in unsagbarer Herzensbeklemmung; ‚es geht mit dem Glück zu Ende wie mit jedem anderen Dinge!' Dann stand sie auf und gieng einige Zeit im Zimmer auf und ab, während sie sagte: ‚Und du, meine theuere Schwägerin, wann und wie werde ich dich wiedersehen? Es ist unmöglich, es ist unmöglich!'" [1]

Und als am folgenden Tage Toulan kam, zur Abreise gerüstet und ganz glücklich bei dem Gedanken, er werde die Witwe seines Königs retten, gieng ihm die Königin entgegen und sagte: „Sie werden auf mich böse sein, aber ich habe es überlegt. Es ist nur Gefahr dabei; besser ist der Tod, als Gewissensvorwürfe."

Dann übergab sie ihm an Jarjayes folgendes Billet, das zum erstenmale von Chauveau-Lagarde ans Tageslicht gebracht worden ist:

„Wir haben einen schönen Traum gehabt. Das ist alles. Doch haben wir dabei viel gewonnen, indem wir bei dieser Gelegenheit einen neuen Beweis Ihrer gänzlichen Ergebenheit gegen mich fanden. Mein Vertrauen in Sie hat keine Grenzen. Sie werden bei mir immer Charakter und Muth finden; doch mich leitet einzig und allein das Interesse meines Sohnes. Wie groß auch immer mein Glück gewesen wäre, von hier fort zu sein, ich kann mich nicht entschließen, mich von ihm zu trennen. Ich könnte nichts genießen ohne meine Kinder, und dieser Gedanke läßt in mir nicht das mindeste Bedauern*[2] aufkommen." [2]

[1] „Louis XVII", II, 27.

[2] Chauveau-Lagarde, „Note historique sur le procès de Marie-Antoinette et de M^me^ Elisabeth", p. 20.

„Ich werde unglücklich sterben," sagte die Königin noch zu Toulan, „wenn ich Ihnen nicht meine Dankbarkeit bezeigen kann." — „Und ich, Madame," antwortete Toulan, „wenn ich Ihnen nicht meine Ergebenheit zeigen kann." Der treue Municipalbeamte lieferte bald einen neuen Beleg für diese Ergebenheit. Er wusste, wie sehnsüchtig die Königin und die Prinzessinnen die letzten Andenken des Königs, jene kostbaren Gegenstände zu besitzen wünschten, die der unglückliche Monarch Cléry für Marie Antoinette übergeben hatte, und die der königlichen Adressatin zu überbringen die Commune nicht erlaubte. Der Ring, die Petschaft Ludwigs XVI., das kleine Paket mit den Haaren war dem treuen Diener bei seinem Herausgange aus dem Temple am 1. März[1] abgenommen, unter Siegel gelegt und in der Wohnung des Verurtheilten verwahrt worden. Mit seltener Geschicklichkeit fand Toulan Mittel, die Gegenstände wegzunehmen und der Königin diese theuren Reliquien des Martyrers zu bringen. Die Königin nahm sie, weinend vor Rührung und Freude, entgegen; aber sie fürchtete, dass eine Denunciation Tisons oder eine genaue Durchsuchung diese kostbaren Unterpfänder der Liebe ihres Gatten entdecken könnte, und entschloss sich, um sie in Sicherheit zu bringen, sie ins Ausland zu schicken. Auch hierin wandte sie sich an die beiden wackeren Mitschuldigen Toulan und Jarjayes; ersterer nahm die Gegenstände zu sich, und letzterer machte sich anheischig, sie dem Grafen von Provence und dem Grafen von Artois sammt Briefen der königlichen Gefangenen zu überbringen.

An den Grafen von Provence schrieb die Königin: „Da ich ein treues Wesen habe, auf das wir rechnen können, benütze ich es, um meinem Schwager und Freunde dieses Depot zu schicken, das nur seinen Händen anvertraut werden kann. Der Überbringer wird Dir sagen, durch welches Wunder wir diese kostbaren Unterpfänder gewinnen konnten; ich beschränke mich darauf, Dir den Namen desjenigen zu sagen, der für uns so nützlich ist. Die Unmöglichkeit, in der wir uns bis jetzt befinden, Euch Nachrichten von uns zu geben, und das Übermaß unseres Unglückes lassen uns noch lebhafter unsere grausame Absonderung fühlen; möchte sie nicht lange dauern! Ich umarme Dich unterdessen, sowie ich

[1] „Revue des questions historiques", Jänner 1889.

Dich liebe, und Du weißt, daſs dies von ganzem Herzen*3 der Fall iſt.“ [1]

An den Grafen von Artois ſchrieb ſie:

„Nachdem ich endlich ein Mittel gefunden habe, meinem Schwager eines der einzigen Unterpfänder anzuvertrauen, die uns von dem Weſen geblieben, das wir alle lieben und beweinen, habe ich geglaubt, daſs es Dich freuen wird, etwas von ihm Stammendes zu bekommen; behalte es als Zeichen der zärtlichſten Freundſchaft, mit der ich Dich von ganzem Herzen umarme.“ [2]

Die Miſſion wurde erfüllt. Doch reiste Jarjayes nicht ſogleich ab; er hoffte noch immer. Aber als Barnave, der General, der mehr als einmal als Vermittler der Beziehungen des Hofes zu den Conſtitutionellen gedient hatte, verhaftet wurde, fürchtete er, ſelbſt verhaftet zu werden, und entſchloſs ſich, eine Confrontation mit dem beredten Deputierten beſorgend, die für beide und beſonders für die Königin hätte compromittierend werden können, nach Turin zu flüchten.[3] Von dort aus ließ er durch die Vermittlung des Königs von Sardinien dem Grafen von Provence und dem Grafen von Artois die Andenken Ludwigs XVI. und die Briefe Marie Antoinettes zukommen. Bevor er jedoch abreiste, empfieng er von der „großen und unglücklichen Souveränin“ folgendes Billet:

„Adieu, ich glaube, daſs, wenn Sie feſt entſchloſſen ſind, abzureiſen, es beſſer iſt, daſs dies raſch geſchehe. Mein Gott, wie bedauere ich Ihre arme Frau! T. wird Ihnen die ausdrückliche Verpflichtung mittheilen, die ich übernehme, ſie Ihnen zurückzugeben, wenn es möglich iſt.

„Wie glücklich werde ich ſein, wenn wir bald vereinigt ſein können! Nie werde ich dankbar genug ſein können für das, was Sie für uns gethan haben.

„Adieu! Ein grauſames Wort!“ [4]

So wurde die Vereinſamung täglich größer, der eiſerne Ring um die Gefangenen enger; doch bewahrten ſie noch — vorſtehendes Billet beweiſt es — die Hoffnung auf eine mögliche und vielleicht

[1] Eckard, „Mémoires historiques sur Louis XVII“, p. 478.

[2] Daſelbſt.

[3] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, II, 431.

[4] Daſelbſt, II, 408.

baldige Befreiuung — eine nur zu bald zerstörte Täuschung. Am 27. März verlangte Robespierre die Verbannung der Bourbonen mit Ausnahme Marie Antoinettes, die vor das Revolutionstribunal verwiesen werden, und Capets Sohnes, der im Thurme des Temple gefangen bleiben sollte. Der Convent gieng dermal zur Tagesordnung über; hatte aber vielleicht die Commune von den großherzigen Plänen Toulans und Jarjayes' Wind bekommen? Wenigstens wurde ihr Misstrauen argwöhnischer, ihr Hass verfolgungssüchtiger.

Am 25. März fieng der Kamin der Königin Feuer. „Abends," erzählt Prinzessin Maria Theresia, „kam der Procureur der Commune, Chaumette, zum erstenmale, um meine Mutter zu sehen und sie zu fragen, ob sie etwas wünsche. Meine Mutter bat nur um eine Verbindungsthür zu dem Zimmer meiner Tante; in den beiden schrecklichen Nächten, die wir bei ihr zugebracht hatten, schliefen meine Tante und ich auf Matratzen auf dem Boden. Die Municipalbeamten widersetzten sich dieser Bitte; aber Chaumette sagte, dass in dem Zustande der Entkräftung, in dem sich meine Mutter befand, dies für ihre Gesundheit nothwendig sein könnte, und dass er im Generalrathe darüber sprechen würde. Des andern Tages kam er um 10 Uhr morgens mit dem Maire Tache und jenem entsetzlichen Santerre, commandierendem General der Nationalgarde. Chaumette sagte zu meiner Mutter, er habe im Generalrathe über ihre Bitte wegen der Thür gesprochen, und diese sei abgeschlagen worden. Sie antwortete nichts. Pache fragte sie, ob sie keine Beschwerde vorzubringen habe. Meine Mutter sagte nein und achtete nicht auf das, was er sagte."[1]

Neue Vorsichtsmaßregeln wurden getroffen; man führte im Garten eine Mauer auf, brachte Jalousien an und verstopfte sorgfältig alle Öffnungen.[2] Am 1. April beschloss die Commune, „dass keine im Temple wachehaltende Person dort irgend etwas zeichnen könne, dass die diensthabenden Commissäre mit den gefangenen Personen keinerlei Verkehr unterhalten noch für sie irgendeinen Auftrag übernehmen dürfen, und dass Tison und seine Frau nicht aus dem Temple gehen noch mit wem immer auswärts verkehren dürfen.[3] Aber dieses neue, für die Gefangenen so harte Verbot war

[1] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 34 u. 35.

[2] Daselbst p. 34.

[3] „Louis XVII", II, 30 u. 31, Anm.

dies auch für das Ehepaar Tison; sie hatten nicht mehr das Recht, jemanden zu empfangen, nicht einmal ihre Verwandten. Als man ihnen eines Tages — es war der 19. April — abgeschlagen hatte, ihre Tochter hinaufkommen zu lassen, gerieth Tison in heftigen Zorn, und da er nicht wusste, an wem er seine Wuth auslassen sollte, verfiel er natürlich auf die Gefangenen und diejenigen, die ihnen einige Theilnahme zu bezeigen schienen. Er erklärte dem sich im Thurme befindlichen Pache, dass gewisse Commissäre mit der Königin und der Prinzessin Elisabeth leise sprächen. Aufgefordert, ihre Namen anzugeben, denuncierte er Toulan, Lepître, Brunot, Moëlle, Vincent und den Arzt Brunier und fügte hinzu, dass die Gefangenen nach außen einen Verkehr unterhielten. Als Beleg erzählte er, dass die Königin eines Tages nach dem Abendessen, als sie ihr Taschentuch herauszog, einen Bleistift habe fallen lassen, und dass sich bei der Prinzessin Elisabeth Oblaten, Siegellack und Federn in einer Schachtel befänden. Seine Frau wurde gerufen und wiederholte dasselbe; die von den beiden Spionen unterzeichnete Denunciation wurde an die Commune geschickt, die, nachdem sie bei den verdächtigen Municipalbeamten die Siegel hatte anlegen lassen, die Vornahme einer genauen Durchsuchung im Temple beschloss.

Am 20., um drei Viertel 11 Uhr abends,[1] hatten sich die hohen Damen soeben zu Bette gelegt, als Hébert in Begleitung mehrerer Municipalbeamten ankam; der Gehässigkeit der Durchsuchung wollte er, mitten in der Nacht, den Schrecken der Überraschung hinzufügen. Die Gefangenen standen eilends auf. Hébert las ihnen einen Beschluss der Commune vor, der anordnete, sie „nach Belieben" zu durchsuchen.[2] Man suchte in allen Möbeln, überall, selbst unter den Matratzen. Der junge Prinz schlief; man riss ihn hartherzig aus seinem Bette, um darin zu suchen; seine Mutter nahm ihn, der vor Kälte ganz erstarrt war, in ihre Arme. Die Visitation dauerte fünf Stunden, bis 4 Uhr morgens; man fand nichts, außer bei der Königin ein Portefeuille aus rothem Maroquin, das einige Adressen und einen stählernen Bleistifthälter ohne Fassung enthielt, und bei der Prinzessin Elisabeth eine Stange schon gebrauchtes rothes Siegellack und etwas Streusand. Der Prinzessin Maria Theresia nahm man ein Sacré-Cœur und ein

[1] „Louis XVII", II, 40, Anm.

[2] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 37.

Gebet für Frankreich.*[4] Wüthend darüber, nur diese Kleinigkeiten erwischt zu haben, zwangen Hébert und seine Helfershelfer die Königin und Prinzessin Elisabeth, das Protokoll der Durchsuchung zu unterschreiben, unter der Drohung, im Weigerungsfalle ihnen Maria Theresia und Ludwig XVII. wegzunehmen.[1] Drei Tage später kamen sie nochmals und entdeckten diesmal unter dem Bette der Prinzessin Elisabeth einen in einer Schachtel verschlossenen Männerhut; es war ein alter Hut, den Ludwig XVI. im Anfange seiner Gefangenschaft im Temple getragen und den seine Schwester von ihm erbeten hatte, um ein Andenken an ihn zu bewahren.[2] Eine derartige Reliquie war verdächtig; die Commissäre trugen den Hut fort trotz des Flehens der Prinzessin Elisabeth; mussten aber im Protokolle gestehen, „keine Spur eines Verkehres mit auswärts oder eines Einverständnisses zwischen ihnen — den Gefangenen — und den sechs in Tisons Berichte beschuldigten Mitgliedern des Rathes" gefunden zu haben.[3] Nichtsdestoweniger wurden die sechs Municipalbeamten ihrer Functionen enthoben, und die beiden am meisten compromittierten, Toulan und Lepître, aus der Liste der mit der Überwachung des Temple betrauten Commissäre gestrichen.

Unterdessen blieben im Auslande die Freunde der königlichen Familie nicht unthätig; Fersen verdoppelte seine Schritte bei allen Höfen.

Aber wie war ein Einvernehmen herbeizuführen, wenn die Höfe, wenn selbst die Getreuen der Monarchie gespalten waren? Katharina II. liebte Marie Antoinette nicht;[4] Österreich misstraute Preußen;[5] Russland war mit Österreich unzufrieden;[6] Fersen selbst gegen von der Marck und Mercy voreingenommen.[7] Doch ließ er sich nicht entmuthigen. Schon im September 1792 hatte er England zum Handeln bringen wollen, das, da es damals mit Frankreich nicht im Kriege war, vielleicht in Paris gehört worden wäre; aber Pitt war kalt geblieben und hatte sich auf platonische Be-

[1] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 37.
[2] Daselbst.
[3] „Louis XVII", II, 42, Anm.
[4] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 415.
[5] Daselbst.
[6] „Le comte de Fersen et la Cour de France."
[7] Daselbst, II, 409.

theuerungen seiner Theilnahme beschränkt. Nur Spanien hatte durch seinen Botschafter Bemerkungen machen lassen. Der Mord vom 21. Jänner war die Antwort des Convents auf die Erklärungen Englands und Spaniens. Nach dem Tode Ludwigs XVI. dachte Österreich daran, die Auslieferung der Königin zu verlangen. „Da man die Ermordung des Königs von Frankreich nicht für möglich hielt," schrieb Mercy an den Fürst von Arenberg gewordenen von der Marck, „hat man vielleicht nicht alles Thunliche gethan, um diese Missethat zu verhindern. Trachten wir wenigstens, dass es nicht dieser unglücklichen Königin ebenso ergehe, die jetzt der beständige Gegenstand unserer Sorge sein muss." [1] Aber bald verzichtete man auf diese Schritte aus Besorgnis, sie würden mindestens nutzlos, vielleicht schädlich sein. „Wird die Theilnahme des Kaisers für seine Tante," schrieb Fersen, „nicht ein Grund für die Aufrührer und ein Mittel sein, dessen sie sich bedienen werden, um sie zu verderben, indem sie den Hass gegen Österreich wieder anfachen und die Königin als Ausländerin und Mitschuldige an den dem Könige beigemessenen Verbrechen hinstellen?" [2] War es nicht besser, mittelst Geld und Versprechungen einige einflussreiche Führer, wie Laclos, Santerre, Dumouriez, zu gewinnen? [3] Besonders der damals an der Spitze eines siegreichen Heeres stehende Dumouriez konnte als einstiger Diener der Monarchie den Gedanken haben, sie mit Ludwig XVII. wiederherzustellen. In der That schlugen einige Zeit nachher, wie um der Voraussicht des ergebenen Schweden Recht zu geben, die Constitutionellen — dieses Ausdruckes bedient er sich — Baron de Breteuil vor, ein Verbannungsdecret gegen die Königin und ihre Kinder zu erlangen; sie forderten hiefür sechs Millionen, zahlbar, sobald die Gefangenen auf fremdem Boden in Sicherheit wären; der Baron bat Pitt um die sechs Millionen; dieser machte Einwendungen, und die Sache zerschlug sich. [4] Aber etwas später kam ein Vertrauensmann Dumouriez', um sich mit De Breteuil zu besprechen; [5] der General war des Despotismus

[1] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck", III, 369.

[2] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 403.

[3] Daselbst.

[4] Daselbst, II, 65.

[5] Daselbst.

des Convents müde und entrüstet über den Tod des Königs und die in Paris begangenen Greuelthaten. Der Baron wandte sich von neuem an England, das diesmal wiederum die Sache in die Länge zog. Doch Dumouriez verfolgte mit oder ohne Emigranten seinen Plan. Am 12. März hatte er mit den Commissären des Convents einen lebhaften Wortwechsel. Am 25. empfieng er in seinem Hauptquartiere den vom Prinzen von Koburg geschickten österreichischen Obersten Mack, machte vor ihm allen seinen Beschwerden gegen die revolutionäre Regierung Luft und rief aus: „Es ist uns unmöglich, länger ruhige Zuschauer so vieler Greuelthaten zu sein. Ich will diesen verbrecherischen Convent auseinandertreiben, das constitutionelle Königthum wiederherstellen, den Dauphin zum Könige von Frankreich ausrufen, das Leben der Königin retten." Einige Tage darauf war das Einvernehmen zwischen dem deutschen Prinzen und dem französischen General hergestellt. Koburg verpflichtete sich, Dumouriez nicht zu beunruhigen, und dieser sollte an der Spitze seiner Armee auf Paris marschieren, den Convent auflösen und die Monarchie wiederherstellen.

„Ein vom Vicomte de Caraman an Baron de Breteuil abgeschickter Eilbote," schreibt Fersen ganz freudig in seinem Tagebuche, „hat das von Dumouriez mit dem Prinzen von Koburg getroffene Übereinkommen überbracht. Ich sandte eine Estafette, um die Nachricht nach Schweden zu bringen. Die Freude war sehr lebhaft. Ich hatte eine umso größere, als ich für die Königin nun nichts mehr fürchtete." [1]

Doch schon begannen wieder die Intriguen. Wer sollte im Falle der Wiederaufrichtung der Monarchie die Regentschaft bekommen? Die Umgebung des Grafen von Provence verlangte sie für diesen.[2] Die Freunde der Königin forderten sie, gestützt auf Präcedenzfälle, für sie, und es war nicht ganz sicher, ob nicht der siegreiche Dumouriez einen Titel beanspruchte, auf den ihm die Größe des erwiesenen Dienstes ein Anrecht zu geben schien. Um diesen Conflicten vorzubeugen und die zu beobachtende Haltung zu regeln, wollte Fersen einerseits den Marquis de Limon nach Wien und nach Hamm senden, um den Grafen von Provence zu bestimmen, auf seine Ansprüche zu verzichten, andererseits nach Paris den

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 67.

[2] Daselbst, II, 69.

Bischof von Pamiers, Monseigneur d'Agout, um „die Königin im Augenblicke ihrer Befreiung zu sehen, sie über ihre Lage zu unterrichten und ihr Rathschläge bezüglich dessen zu geben, was sie zu thun hätte".[1] Er selbst verfasste einen langen Brief an Marie Antoinette, um ihr seine ganze Politik auseinanderzusetzen. Man müsse sich Dumouriez' bedienen, ohne sich ihm auszuliefern; denn das wäre ein „Tropf, der in der That nur der Nothwendigkeit gewichen und sich nur gut aufführen wollte, als er die Unmöglichkeit sah, länger zu widerstehen".[2] Er sei nichtsdestoweniger ein nützlicher Helfer zur vollständigen Wiederherstellung der Monarchie, so wie die Königin sie wolle, und die Umstände es gestatteten, denn er könne einerseits den Einfluss der Emigranten lahmlegen, andererseits den Mächten, wie Österreich und England, Widerstand leisten, die ein Interesse daran hätten, „Frankreich eine Regierung zu geben, die es im Zustande der Schwäche erhalte". Man würde einen Regentschaftsrath bilden und Sorge tragen, dass darin die verschiedenen Einflüsse im Gleichgewichte erhalten werden, die Prinzen von Dumouriez, der Graf von Provence von Baron de Breteuil. „Man wird an den Kaiser und an die Könige von Preußen und England schreiben müssen. Sie sind vollkommen für Sie, besonders der König von Preußen. Man sollte auch an die Kaiserin schreiben, aber einen einfachen und würdevollen Brief; denn ich bin mit ihrer Haltung nicht zufrieden; sie hat auf Ihren Brief nie geantwortet." Jedenfalls „muss man bis zum Augenblicke, wo Sie als Regentin anerkannt sein und Ihren Rath gebildet haben werden, so wenig als möglich thun und jedermann mit Artigkeiten abspeisen".[3]

So ordnete man alles und vertheilte Stellen und Ehren, als ob das noch gar nicht angefangene Unternehmen schon zuende geführt gewesen wäre. Es schnürt einem das Herz zusammen, wenn man in all seinen Einzelnheiten diesen Restaurationsplan liest, der nicht ausgeführt werden sollte, und wenn man bedenkt, dass jene, auf deren Haupte die feurige Phantasie Fersens schon die Krone von Frankreich prangen sah, keine andere Krone empfangen sollte, als die des Martyriums. Wer zweifelte aber damals am Erfolge?

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 67.

[2] Daselbst, II, 408.

[3] Daselbst.

Wenn die Generale der Republik die Republik im Stiche ließen, wie sollte man nicht an die Wiederaufrichtung der Monarchie glauben? Die Täuschung war von kurzer Dauer; am nämlichen Tage, wo Fersen für die Königin jenen Verhaltungsplan entwarf, erfuhr er die vollständige Zerstörung seiner Träume. Dumouriez befand sich schon seit vier Tagen auf der Flucht; von seiner Armee verlassen, von seinen Freiwilligen mit Flintenschüssen verfolgt, hatte er sich mit seinem ganzen Generalstab nach Mons flüchten müssen.[1]

Eine letzte Hoffnung blieb übrig; die Auswechslung der Gefangenen des Temple gegen die von Dumouriez ausgelieferten und in Mastricht gefangen gehaltenen Commissäre des Convents. Es wurden Unterhandlungen eingeleitet; sie scheiterten,[2] und diese letzte Aussicht schwand.

Statt Befreiung stellte sich im Temple Krankheit ein. Soviel moralische und physische Leiden hatten die Gefangenen angegriffen. Prinzessin Maria Theresia hatte ihre Schlafstätte im Zimmer ihrer Mutter aufgeschlagen, aus Furcht, es könnten der Königin oder dem Dauphin des Nachts Üblichkeiten zustoßen und sie ohne Hilfe sein.[3] Auch die Gesundheit des jungen Prinzen nahm ab; das arme Kind, an ein thätiges Leben gewöhnt, machte fast gar keine Bewegung mehr und lebte mit acht Jahren, einem Alter, das des Glückes und freier Entwicklung bedarf, „stets unter Thränen und Erschütterungen, beständigen Beklemmungen und Schrecken".[4]

Nach dem 21. Jänner hatte es die Königin abgelehnt, in den Garten zu gehen; sie konnte sich nicht entschließen, vor dem leeren Zimmer ihres Gemahls vorüberzugehen. Aber fürchtend, dass der Mangel an Luft ihren Kindern übelbekommen könnte, bat sie gegen Ende Februar um die Ermächtigung, mit ihnen auf das flache Dach des Thurmes zu steigen; die Commune, zufällig an jenem Tage menschlich, erlaubte es.[5] Es war wenigstens Luft und etwas Freiheit, sobald es der Prinzessin gelang, die Überwachenden hinter das Dach des Thurmes zu ziehen, um die Königin außer Sicht zu lassen, wenn man mit einem mitleidigen Municipalbeamten, wie

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 68.
[2] Daselbst, II, 417.
[3] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 40.
[4] Daselbst.
[5] Daselbst p. 33.

Moëlle war, zu thun hatte.[1] Das war aber ein auf einen Raum von vier Quadratfuß beschränkter Spaziergang, denn die den Thurm überragende Spitze nahm die Mitte der Plattform ein,[2] und man mußte sich damit begnügen, um die Brustwehr herumzugehen. Kein Spiel, keine Bewegung, kein Laufen mehr wie im Garten. Allerdings war die Aussicht schön, die Luft frisch, aber auch der Wind war in dieser Höhe heftig, und der Schatten der Mauern wirkte nicht wohlthuend.

Anfangs Mai klagte eines Tages der junge König, bei der Rückkehr von dieser traurigen Promenade, über Seitenstechen; am 9. wurde er um 7 Uhr abends von einem heftigen, von Kopfschmerz begleitetem Fieber ergriffen. Er konnte nicht liegen, weil ihm erstickend heiß war. Die besorgte Königin bat, man möge den gewöhnlichen Arzt ihrer Kinder, Brunier, kommen lassen. Der Rath lachte nur über die Beunruhigung der armen Mutter; die Municipalbeamten sagten, sie sei in Sorge wegen nichts.[3] Hébert hatte das Kind um 5 Uhr ohne Fieber gesehen, und überdies war Brunier verdächtig; er hatte vor seinen früheren Gebietern achtungsvoll den Hut abgenommen und war von Tison sammt Toulan und Lepître denunciert worden. Das Fieber nahm zu. Um nicht in dieser ungesunden Luft zu bleiben, verließ Prinzessin Maria Theresia das Zimmer ihrer Mutter, und Prinzessin Elisabeth nahm während der Nacht ihre Stelle ein. Die Krankheit wich der mütterlichen Pflege nicht, die Königin verlangte abermals einen Arzt. Diesesmal entschloss sich die Commune, einen zu gewähren, aber nicht Brunier, sondern den gewöhnlichen Gefängnisarzt, Thierry, „in Anbetracht, dass es die Gleichheit verletzen hieße, ihm einen andern zu schicken". Thierry kam des Morgens und fand beim Kinde etwas Fieber, er kam im Laufe des Tages und stellte ein stärkeres Fieber fest. Glücklicherweise war er ein wackerer Mann, geschätzt als Mensch und als Fachmann. Er pflegte den jungen Kranken mit Aufopferung und hatte die Aufmerksamkeit und den Muth, über die zu befolgende Behandlung sich mit Brunier zu besprechen, der, seit langem mit der Leibesbeschaffenheit des Prinzen bekannt, das Heilmittel besser bezeichnen konnte. Das Heilmittel — eine Medicin — hatte in der

[1] Moëlle, „Six journées passées au Temple", p. 51.

[2] Daselbst p. 46, 50 u. 51.

[3] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 38.

That eine gute Wirkung; allein die Königin schlief die ganze Nacht nicht, weil ihr Sohn bei der letzten Purgierung entsetzliche Krämpfe gehabt hatte. Doch das Übel wich; aber Fieber und Seitenstechen kehrten von Zeit zu Zeit wieder. Die Gesundheit des unglücklichen Kindes begann sich zu schwächen, ohne je wieder vollständig hergestellt zu werden.[1] Während der Monate Mai, Juni und Juli findet man in den Rechnungen des Apothekers Robert zahlreiche für den Dauphin gelieferte Medicamente.[2] Am 11. Juni bemerkte man sogar, dass der junge Prinz sich beim Spielen auf einem Stocke verletzt hatte,[3] und der Bandagist des Gefängnisses musste ihn besuchen.[4] Um ihn zu zerstreuen, während er im Bette lag, las im die Königin „Gil-Blas" vor.

Die Rückwirkung der Pariser Bewegungen machte sich stets im Temple fühlbar. Am 31. Mai verbot man den Gefangenen, auf den Thurm zu steigen, um Luft zu schnappen. Einige Tage nachher kam um 6 Uhr abends Chaumette mit Hébert, beide betrunken. Chaumette fragte die Königin, ob sie Wünsche auszudrücken oder Klagen vorzubringen habe; die Königin antwortete verneinend und achtete nicht weiter auf ihre unseligen Besucher, aber ihre längere Gegenwart war ihr lästig. Um ihre Schwester von dieser Qual zu befreien, fragte Prinzessin Elisabeth Chaumette, warum er gekommen und warum er bleibe. „Weil," antwortete der Procureur der Commune, „ich die Gefängnisse visitiere, und da alle Gefängnisse gleich sind, bin ich in dem Temple wie anderswohin gekommen." In der folgenden Nacht befand sich Ludwig XVII. übel; diese Anfälle waren jetzt bei dem armen, der Luft und Bewegung beraubten Kinde häufiger; Thierry besuchte ihn, und für diesesmal hatte die Unpässlichkeit keine Folgen.[5]

Unterdessen wachten die Freunde der Königin noch immer um den Temple. Dank der Nachsicht mitleidiger Municipalbeamten gelang es einigen, sich in das Gefängnis zu schleichen, wie jener La Caze, von dem Ferfen spricht, der Marie Antoinette wenig verändert, hingegen Prinzessin Elisabeth so unkenntlich fand, dass

[1] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 41.
[2] „Louis XVII", II, 496 bis 499.
[3] Daselbst p. 171.
[4] Daselbst, II, 40, Anm.
[5] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 41 u. 42.

er sie erst erkannte, als die Königin sie „meine Schwägerin“ nannte.[1] Ein anderesmal drang eine Engländerin, Frau Atkyns, bis zur Königin hinauf und bot ihr an, ihre Kleider mit den ihrigen zu vertauschen, und ihr Entweichen zu erleichtern. Aber sie hätte allein gehen müssen; auch diesesmal lehnte Marie Antoinette ab.[2] Besonders der unerschrockene und unermüdliche Baron Batz *[5] war immer auf der Lauer, um eine günstige Gelegenheit zu ergreifen, und stets bereit, seinen Kopf einzusetzen, um die Reste der königlichen Familie zu retten. Als ehemaliges Mitglied der Constituante und Besitzer eines großen Vermögens, das er dem Könige großmüthig zur Verfügung gestellt hatte, fand Batz Mittel nnd Wege, mehrere Mitglieder des Convents und mehrere Municipalbeamte zu kaufen oder zu gewinnen; zu Paris bald in seinem Hause, bald in einem andern verborgen, führte er die Polizei bei der Nase herum, und er allein verbreitete Schrecken unter denjenigen, die Frankreich terrorisierten. Seine Hauptzufluchtsstätte war in der rue Richelieu bei einem Gewürzkrämer, namens Cortey, einem heimlichen Royalisten, dem es durch seine Beziehungen zu Chrétien, Geschwornen des Revolutionstribunals und Hauptagenten des Comités der Section Lepelletier, gelungen war, sich unter die Wachcommandanten des Thurmes einschreiben zu lassen. Durch dessen Mithilfe wurde Batz unter dem Namen Forget unter die Bedienstteten des Temple aufgenommen und konnte so die Örtlichkeiten zum Behufe des geplanten Unternehmens studieren. Als er alles geprüft hatte, entdeckte er sich einem Municipalbeamten, der, ehemals ein feuriger Revolutionär, ebenfalls durch den Anblick der Tugenden der Gefangenen umgewandelt worden war und unter dem Scheine eines aufdringlichen Bürgersinnes eine erprobte Ergebenheit gegen die königliche Familie verbarg und auch mit dem Leben bezahlte. Michonis — so hieß er — war vermöge seiner Findigkeit und Kaltblütigkeit gerade der rechte Helfershelfer für Batz; er nahm die ganze Veranstaltung im Innern auf sich. Gleichzeitig versicherte sich der Baron in seiner Section der thätigen Mitwirkung von einigen dreißig Getreuen, deren Muth und Verschwiegenheit er

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, II, 73.

[2] De la Sicotière, „Frotté et les insurrections normandes“, Paris Plon, I, 46 u. 47.

kannte. Doch damit die Sache gelänge, mufsten Michonis und Cortey mitsammen Dienst haben.

Der ersehnte Tag kam endlich.[1] Cortey betritt den Temple mit seinem Detachement, in dem Batz unter seinem entlehnten Namen figuriert; er vertheilt den Dienst derart, dafs er seine dreifsig ergebenen Leute auf die Posten des Thurmes und der Treppe stellt oder zu Patrouillen zwischen 12 bis 2 Uhr nachts beordert. Zur selben Zeit soll Michonis in der Wohnung der Damen Wache halten, während seine Collegen sich im Rathszimmer befinden werden.

Er wird den Gefangenen die Thür öffnen und sie mit weiten Uniform-Überröcken bekleiden, mit denen sich einige von Corteys Leuten vorsichtshalber versehen haben. Die Damen werden unter dieser Verkleidung mit dem Gewehr im Arm in eine Patrouille gesteckt werden, in deren Mitte der junge König verborgen sein soll. Die Patrouille wird von Cortey geführt sein, der als commandierender General allein die Vollmacht hat, die grofsen Thore während der Nacht öffnen zu lassen; draufsen, in der rue Charlot,[2] wird alles für eine rasche Flucht vorbereitet sein. Die getroffenen Maßregeln waren nach Sénar, der sie gekannt, „ebenso kühn als gut durchgeführt".

Die Stunde ist nahe; es ist 11 Uhr. Plötzlich kommt Simon athemlos an; ein Gendarm hat ihm folgendes Billet übergeben: „Michonis wird Euch heute nachts verrathen; gebt acht." Als Simon diese Denunciation gelesen, verständigte er seine Collegen, die ihn mit der Wache betrauten. „Wenn ich dich hier nicht sähe," sagte er zu Cortey, „wäre ich nicht ruhig." Bei diesen mit barscher Stimme gesprochenen Worten erkennt Batz, dafs er verrathen ist; einen Augenblick denkt er daran, mit einem Pistolenschufs dem Spion den Kopf zu spalten, aber es kommt ihm der Gedanke, dafs die Detonation eine allgemeine Bewegung verursachen und diejenigen, die er retten will, gefährden würde. Simon steigt auf den Thurm und trägt Michonis auf, seine Functionen einzustellen und ihm zu folgen. Michonis gehorcht mit unerschütterlichem Gleichmuthe; beim Hinausgehen flüstert er Cortey ein Wort zu; schon

[1] Es war nach Baron Hyde de Neuville im Juni.

[2] Unter denen, die in der rue Charlot warteten, befand sich der junge Hyde de Neuville.

aber hat dieser seinen Entschluss gefasst; unter dem Vorwande eines auswärts vernommenen Geräusches schickt er eine Patrouille hinaus, in die er Baron Batz steckt. Das Unternehmen war gescheitert, aber die Verschworenen gerettet. Michonis, vor die Commune geführt, hatte dort ein strenges Verhör zu bestehen, antwortete aber mit solcher Geistesgegenwart, dass er seine Richter aus der Fassung brachte, und Simon als Gespensterseher und Verleumder bezeichnet wurde.[1]

Unterdessen übten bei einer Bewohnerin des Thurmes Gewissensbisse ihre Wirkung. Schon seit einiger Zeit gab Tisons Frau Zeichen von Geistesverwirrung; sie wollte nicht mehr ausgehen, lachte, schrie, weinte, wenn sie ganz allein war, sprach von ihren Fehlern, ihren Angebereien, von Kerker und Schafott, von der königlichen Familie, der sie nicht würdig sei, sich zu nähern. Des Nachts hatte sie entsetzliche Träume, stieß ein fürchterliches Geheul aus, das den Schlaf der Gefangenen störte. Man ließ eines Abends um 10 Uhr ihre Tochter kommen, um sie zu beruhigen; diese späte Stunde erschreckte sie noch mehr; sie wollte nicht hinabgehen, schrie: „Man wird uns einkerkern," und wälzte sich auf der Stiege.[2] Sie gewahrte die Königin und warf sich ihr zu Füßen. „Madame," sagte sie, „ich bitte Eure Majestät um Verzeihung; ich bin eine Unglückliche; ich bin die Ursache Ihres Todes und jenes der Prinzessin Elisabeth." Turgy trat ein; sie eilte auf ihn zu, warf sich auf die Knie und wiederholte beständig: „Ich bin eine Unglückliche; ich bin die Ursache des Todes der Königin und der Prinzessin Elisabeth."[3] Die Damen hoben sie auf, suchten sie zu beruhigen und pflegten sie mitleidsvoll — eine Liebe, die das Verhalten dieses Weibes nicht verdiente. Sie versicherten sie auch ihrer Verzeihung. Aber nichts vermochte ihren den Gewissensvorwürfen entsprungenen Wahnsinn zu beruhigen; die Unglückliche wand sich fortwährend unter Krämpfen und Geschrei. Man musste acht Männer herbeirufen, um sie zu halten; am 29. Juni[4] schaffte man sie ins Schloss des Großpriors, am 6. Juli musste man sie ins Hôtel-Dieu bringen lassen, wo man sie unter die

[1] Eckard, „Mémoires historiques sur Louis XVII", 169 bis 176.

[2] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 43.

[3] Turgy, „Fragments historiques sur le Temple", p. 367 u. 368.

[4] „Louis XVII", II, 90.

Obsorge eines Weibes gab, das zugleich beauftragt war, sie auszuspionieren.[1]

Die Königin schrieb in ihrer unerschöpflichen Barmherzigkeit an Toulan eines jener Billette, die der getreue Turgy den Nachforschungen der Municipalbeamten zu entziehen wusste, und das lautete: „Ist Tisons Frau in guter Pflege?“[2]

Die Bosheit Tisons hielt gegen diese bewundernswerte Versöhnlichkeit nicht stand. Ebenfalls von Gewissensbissen ergriffen, bemühte er sich, sein früheres Benehmen in Vergessenheit zu bringen, und widmete sich, wie Turgy, dem Dienste derjenigen, die er solange belauert hatte.[3]

Doch Convent und Commune hatten keine solchen Anwandlungen von Reue, sondern waren unerbittlich in ihrem Hasse; sie verfolgten, weil sie fürchteten. Das Bild des Königthums, das sie am 21. Jänner zerstört zu haben glaubten, verfolgte sie wie ein drohendes Gespenst. Ludwig XVI. war todt, aber Ludwig XVII. lebte. Der Name des Königskindes belebte immer wieder die Hoffnungen seiner Anhänger und die Besorgnisse der Henker seines Vaters. Am 30. Juni begaben sich die Mitglieder der Section Pont-Neuf zum Comité der öffentlichen Wohlfahrt und meldeten, es habe sich unter der Anführung des Generals Dillon ein Complot gebildet, um den Convent zu stürzen, Ludwig XVII. zu entführen und unter der Regentschaft Marie Antoinettes zum Könige auszurufen. Am 1. Juli beantwortete der Ausschuss der öffentlichen Wohlfahrt diese Denunciation durch den Beschluss, der junge Louis Capet solle von seiner Mutter getrennt, in eine eigene, „die bestvertheidigte des Temple,“ Wohnung gebracht und einem von der Commune zu wählenden Lehrer übergeben werden. Der Convent beeilte sich, den Beschluss seines Ausschusses zu sanctionieren; am 3. Juli wurde der Beschluss ausgeführt.

Um halb 10 Uhr abends begaben sich sechs Municipalbeamte in den Temple, um das Königskind zu rauben. Der junge Prinz schlief; ein um sein Bett statt eines Vorhanges gespannter Shawl schützte ihn gegen Luft und Licht. Die Königin und Prinzessin Elisabeth besserten, neben seinem Lager sitzend, mit eigenen Händen

[1] „Récit des événements arrivés au Temple“, p. 44.

[2] Turgy, „Fragments historiques sur le Temple“, p. 370.

[3] Daselbst p. 371 u. 372.

seine zerrissenen Kleider aus; Prinzessin Maria Theresia las mit lauter Stimme aus einer „Semaine sainte“ vor, die Turgy im Monate März der Prinzessin Elisabeth zu verschaffen gewusst hatte. Die Religion war die Seele jener traurigen Nachtwachen, ihre ernste Stimme heiligte jene Arbeiten und stählte jene so zarten Herzen gegen die schon gebrachten und ihrer noch harrenden Opfer.

Plötzlich öffnet sich die Thür, die Municipalbeamten treten ein. „Wir kommen,“ sagt einer von ihnen, „Ihnen den Befehl des Ausschusses bekanntzugeben, der die Trennung von Capets Sohn von seiner Mutter und seiner Familie verfügt.“ Die Königin erhebt sich, blass und zitternd. „Mir mein Kind wegnehmen!“ ruft sie; „das ist nicht möglich! Man kann nicht daran denken, mich von meinem Sohne zu sondern. Meine Pflege ist für ihn nothwendig.“ — „Das Comité hat diesen Beschluss gefasst, der Convent ihn bestätigt; wir müssen dessen sofortige Ausführung sichern.“ — „Nein,“ antwortete die unglückliche Mutter, „fordern Sie von mir nicht diese Trennung.“ Und mit gefalteten Händen, nassen Augen und keuchendem Athem stellt sie sich mit ihrer Schwägerin und ihrer Tochter vor das Bett wie eine Löwin, die ihre Jungen vertheidigt. Bei diesen Bewegungen fällt der Shawl; das Kind erwacht, hört den Lärm und sagt, da er die drohenden Männer und seine Mutter in Thränen sieht: „Mama, Mama, verlass mich nicht!“ Die Mutter nimmt ihren Sohn, bedeckt ihn mit Küssen, drückt ihn an ihr Herz, klammert sich gewissermaßen an die Füße des Bettes, damit man sie nicht wegreißen kann. „Eher werdet ihr mich tödten?“ sagte sie, „bevor ihr ihn mir entreißet.“ Dann ihren Stolz ablegend, um sich zu Bitten herabzulassen, vergessend, dass sie Königin ist, und nur an die Mutter denkend, beschwört sie die Räuber, sich ihrer und ihres Kindes zu erbarmen, und wendet Thränen, Schluchzen und Bitten an. Neben ihr weinen und bitten Prinzessin Maria Theresia und Prinzessin Elisabeth und bemühen sich, das Herz der Kerkermeister zu rühren, doch vergeblich; diese Menschen haben kein Herz. „Wozu all dieses Geschrei,“ versetzt roh einer der Municipalbeamten; „man wird ihn nicht tödten, deinen Sohn, liefere ihn uns gutwillig aus, sonst werden wir uns seiner zu bemächtigen wissen.“ Und ein anderer schlug vor, die Gardisten kommen zu lassen, und das Kind mit Gewalt fortzunehmen.[1]

[1] „Récit des événements arrivés au Temple“, p. 44.

„Eine Stunde," erzählt Prinzessin Maria Theresia, „vergieng so im Widerstande ihrerseits — seitens der Königin — in Beschimpfungen und Drohungen seitens der Municipalbeamten, in Thränen und Sträuben unser aller. Endlich bedrohten sie ihn und mich so ausdrücklich mit dem Tode, dass sie aus Liebe zu uns nachgeben musste." [1]

Jawohl, um einer Mutter ihr Kind zu entreißen, hatte man den abscheulichen Muth, diese Mutter mit dem Tode ihrer Kinder zu bedrohen. Die Feder entfällt einem angesichts einer solchen Niedertracht.

Prinzessin Elisabeth und Prinzessin Maria Theresia hoben den jungen Prinzen aus dem Bette; die arme Mutter hatte nicht mehr die Kraft dazu.[2] Man kleidete ihn an, Gott weiß es, mit welchen Blicken, mit welchem Herzeleide, mit welch berechneter Langsamkeit! Als die Toilette beendet war, stellte die Königin ihren Sohn vor sich hin, schöpfte aus ihrem christlichen Glauben die Kraft, das Wort an ihn zu richten, legte beide Hände auf das Haupt des Kindes und sagte mit ernster Stimme: „Mein Sohn, wir müssen einander verlassen. Gedenke deiner Pflichten, wenn ich nicht mehr bei dir sein werde, um dich daran zu erinnern. Vergiss nie den lieben Gott, der dich prüft, und deine Mutter, die dich liebt. Sei artig, geduldig und ehrlich, und dein Vater wird dich segnen von der Höhe des Himmels herab." Hierauf drückte sie auf die Stirne des armen Kleinen einen letzten Kuss und einen letzten Segen und übergab ihn seinen Wächtern. Der Knabe riss aus und hielt sich am Kleide seiner Mutter. „Es heißt gehorchen," sagte sie traurig. — „Vorwärts," sagte barsch einer der Municipalbeamten; „Du hast ihm hoffentlich keine Lehre mehr zu geben; man muss gestehen, du hast unsere Geduld ordentlich missbraucht." — „Du könntest es bleiben lassen, ihm Lehren zu ertheilen," versetzte ein zweiter. — „Sei unbesorgt," sagte ein dritter; „die Nation, stets groß und großmüthig, wird für seine Erziehung sorgen." Und die sechs Municipalbeamten schleppten den jungen Prinzen gewaltsam fort und verließen das Zimmer.[3]*[6]

[1] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 44 u. 45.

[2] Daselbst p. 45.

[3] „Louis XVII", II, 64, Anm.

Einige Augenblicke hörte man noch die Schritte der sich entfernenden Kerkermeister und das Geschrei des sich sträubenden Kindes. Dann trat Stille ein, und die drei Frauen blieben allein, um neben einem leeren Bettchen zu weinen. Die Commune ersparte ihnen wenigstens die Qual, Zeugen ihres Schmerzes zu haben; von jenem Tage an blieben die Municipalbeamten nicht mehr im Zimmer der Gefangenen; diese wurden allnächtlich hinter Schloss und Riegel gesperrt.[1] Die Wächter kamen nur mehr dreimal des Tages, um die Mahlzeiten zu bringen und sich zu versichern, dass die Fensterstangen unverrückt waren. Keine dienende Person war mehr da; Prinzessin Elisabeth und Prinzessin Maria Theresia machten die Betten und bedienten die Königin. Den armen Frauen war es so lieber; sie konnten ruhig beten und weinen.

Der Convent hatte erklärt, er werde für die Erziehung von Capets Sohn sorgen; man weiß, wie er dafür gesorgt hat. Der Lehrer, den man Ludwig XVII. gab, war der Schuhflicker Simon,* einer der rohesten und hasserfülltesten unter den Municipalbeamten, dem die Bewachung der Gefangenen des Temple anvertraut war. Einige Monate darauf war das hübsche und reizende Kind mit den rosigen Wangen, den Lockenhaaren, dem lebhaften Geiste, dem zärtlichen Herzen nur mehr ein armer, rhachitischer Kleiner, dessen Körper man mit Peitschenhieben tödtete, und dessen Verstand man mit Flüchen und obscönen Liedern nährte. „Bürger," fragte Simon das Comité, als man ihn mit der Bewachung des jungen Königs betraute, „was beschließt ihr bezüglich des kleinen Wolfes? Es war ihm gelehrt worden, frech zu sein; ich werde ihn schon mürbe machen. Umso schlimmer, wenn er daran crepiert. Ich übernehme keine Verantwortung. Was will man denn überhaupt? Ihn deportieren?" — „Nein." — „Tödten?" — „Nein." — „Vergiften?" — „Nein." — „Was denn?" — „Sich seiner entledigen!"[2]

Das war das vom Convent Simon vorgezeichnete Programm, das dieser mit ausnehmender Gewissenhaftigkeit erfüllte, wenn man sich des Wortes Gewissen in Bezug auf einen solchen Menschen bedienen kann!

[1] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 45.

[2] „Révélations de Sénar."

Wir haben die Geschichte dieses langen und schmerzenreichen Martyriums hier nicht zu schreiben; De Beauchesne und Chantelauze haben sie mit Meisterhand geschrieben.

Seitdem Ludwig XVII. diesem seltsamen Lehrer anvertraut worden, war er aus seinem Zimmer nicht hinausgekommen; die Wachen des Temple hatten ihn nicht gesehen. Es verbreitete sich in Paris das Gerücht, er sei aus seinem Kerker entführt und im Triumphe nach St. Cloud gebracht worden. Um diesem Gerede ein Ende zu machen, das eine gewisse Aufregung herbeiführte, beschloss der Ausschuss der allgemeinen Sicherheit am 7. Juli, dass sich vier Commissäre, Dumont, Maure, Chabot und Drouet, in den Temple verfügen sollten. Die erste Handlung der Commissäre war, das Kind in den Garten hinabgehen zu lassen, damit es von der aufziehenden Wache gesehen werde. Kaum im Garten, begann der Prinz mit großem Geschrei seine Mutter zu rufen und sich über die Trennung von ihr zu beschweren. „Man zeige mir," rief er, „das Gesetz, das befiehlt, mich von meiner Mutter zu trennen." Dieses Geschrei war den Commissären lästig. „Man brachte ihn zum Schweigen," sagt lakonisch Prinzessin Maria Theresia.[1] Wie? Sie sagt es nicht, aber man erräth es; man ließ ihn rasch in sein Zimmer hinaufgehen, wo Simon beauftragt wurde, ihn zu bearbeiten[2] und zu dressieren.

Vom Sohne weg begaben sich die vier Abgeordneten zur Mutter. Beim Anblicke Drouets konnte die Königin eine Regung des Abscheues nicht zurückhalten; als sie es überwunden hatte, „beklagte sie sich in den rührendsten Ausdrücken über die Grausamkeit, die man begangen, ihr ihren Sohn zu nehmen,"[3] und bat, dass man ihn ihr zurückgebe, dass man ihr wenigstens erlaube, ihn zu den Essensstunden zu sehen.[4] Weder Bitten noch Gründe konnten die Härte der Commissäre beugen; sie begnügten sich zu antworten, man halte diese Maßregel für nothwendig.

Diese Leute hatten kein Gefühl. „Wir haben uns in den Temple begeben," berichtet Drouet kaltblütig an den Convent. „Im

[1] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 47.
[2] „Louis XVII", II, 78.
[3] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 45.
[4] Daselbst.

ersten Zimmer haben wir Capets Sohn gefunden, wie er ruhig mit seinem Mentor auf dem Damenbrett spielte.

„Wir sind in die Wohnung der Frauen hinaufgegangen und haben dort Marie Antoinette, ihre Tochter und ihre Schwägerin in vollkommener Gesundheit getroffen. Man gefällt sich noch immer darin, bei den auswärtigen Nationen zu verbreiten, sie würden misshandelt; und nach ihrem in Gegenwart der Commissäre des Convents abgelegten Geständnis mangelt nichts zu ihrer Bequemlichkeit."

Von der dramatischen Scene im Garten, von den Reclamationen der Königin kein Wort.

Damit die arme Mutter ihren Sohn erblicken oder über ihn Nachrichten bekommen konnte, durfte man nicht auf das Mitleid von Amtspersonen rechnen, sondern nur auf die Ergebenheit einiger Freunde und auf sich selbst. Der junge Prinz gieng von Zeit zu Zeit, um Luft zu schöpfen, auf die Plattform des Thurmes; die Königin machte die Entdeckung, dass man durch ein kleines Fenster ihrer Wohnung den Knaben über die Treppe gehen sehen konnte. „Sagen Sie Fidelis" — Toulan — schrieb Prinzessin Elisabeth, „dass wir den Kleinen alle Tage durch das Fenster der Garderobestiege sehen."[1] Die unglückliche Frau blieb ganze Stunden auf der Lauer nach ihrem Sohne; wenn er vorübergegangen war, stieg man auf die Plattform, die durch eine Scheidewand in zwei Theile getheilt worden war, und hier konnte man durch eine Spalte ebenfalls den jungen König gewahren. „Wir stiegen sehr oft auf den Thurm," erzählt Prinzessin Maria Theresia, „weil auch mein Bruder hinaufgieng, und weil das einzige Vergnügen meiner Mutter darin bestand, ihn durch eine kleine Spalte von weitem zu sehen. Sie blieb stundenlang dort, um den Augenblick abzuwarten, das Kind zu sehen; das war ihre einzige Erwartung, ihre einzige Beschäftigung."[2] Manchmal bekam man auch Nachrichten über den kleinen Gefangenen, entweder durch die Municipalbeamten oder durch Turgy oder durch Tison, der durch verdoppelten Diensteifer sein früheres unwürdiges Verhalten in Vergessenheit bringen zu wollen schien. Diese Nachrichten waren herzdurchbohrend. Simon misshandelte seinen königlichen Zögling „über alle Vorstellung",[3]

[1] Turgy, „Fragments historiques sur le Temple", p. 374.

[2] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 46.

[3] Daselbst.

und Prinzessin Elisabeth musste Tison bitten, all diese Greuel der armen Mutter aus Mitleid zu verschweigen; sie wusste und ahnte ohnehin genug.[1] Aber eines Tages — man hatte soeben die Nachricht vom siegreichen Vormarsch der Coalitionsarmee erhalten — sieht die Königin auf ihrem Beobachtungsposten auf dem Thurme das Kind und seinen Kerkermeister heraufkommen; der Knabe ist blass, sieht leidend aus und lässt den Kopf hängen; er trägt nicht mehr die Trauer nach seinem Vater, sondern die Carmagnole und die rothe Mütze. Und der Kerkermeister flucht und lästert, beschimpft und schlägt den Knaben. An jenem Tage hat die Königin zuviel gesehen; sie wirft sich weinend der Prinzessin Elisabeth in die Arme, schickt die Prinzessin Maria Theresia, die ebenfalls zur Spalte treten wollte, weg und geht niedergeschmettert in ihr Zimmer hinab. „Meine Ahnungen täuschten mich nicht," sagte sie zur Prinzessin Elisabeth, in Thränen ausbrechend; „ich wusste wohl, dass er leide; wäre er auch hundert Meilen von mir weg, so würde mein Herz es mir sagen. Seit zwei Tagen litt ich, war aufgeregt und zitterte; die Thränen, die mein armes Kind fern von mir vergießt, fühle ich auf mein Herz fallen. Ich habe zu nichts mehr Lust; Gott hat sich von mir zurückgezogen; ich getraue mich nicht mehr zu beten." Plötzlich, das letzte Wort bereuend, sagte sie: „Verzeihung, mein Gott, und du, liebe Schwägerin, Verzeihung; ich glaube an dich, wie ich an mich selbst glaube; aber das, was ich leide, sagt mir, dass ich von einem neuen Unglück bedroht bin. Mein Kind! mein armes Kind! Ich fühle in meinem zerrissenen Herzen die Qualen des seinigen." Maria Theresia war neben ihr; Prinzessin Elisabeth fürchtete, sie hätte jene verzweiflungsvollen Worte vernommen, und suchte sie zu trösten; das Mädchen verrichtete sein Gebet und schlief ein.[2]

Das von der Königin befürchtete neue Unglück brach bald über sie herein. Am 1. August beschloss der Convent auf einen Bericht Barrères hin, dass Marie Antoinette vor das Revolutionstribunal gewiesen und sofort in die Conciergerie gebracht werden solle.

„Am 2. August, um 2 Uhr morgens," erzählt Prinzessin Maria Theresia, „weckte man uns, um meiner Mutter den Be-

[1] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 46 u. 47.

[2] „Louis XVII", p. 95 u. 96.

schluſs des Convents vorzulesen, der anordnete, sie solle in die Conciergerie gebracht werden, damit man ihr den Proceſs mache. Sie hörte diesen Beschluſs an, ohne sich zu rühren und ohne ein Wort zu sagen; meine Tante und ich baten sofort, meiner Mutter folgen zu dürfen, aber man gewährte uns diese Gnade nicht. Während sie ihre Kleider zusammenpackte, wichen die Municipalbeamten nicht von ihr; sie war sogar genöthigt, sich vor ihnen anzukleiden. Sie verlangten ihre Taschen zu sehen, sie wies sie ihnen vor; sie durchsuchten dieselben und nahmen alles heraus, obwohl nichts Bedeutendes darin war. Sie machten daraus ein Paket und sagten, sie würden es an das Revolutionstribunal schicken, wo man es vor ihr öffnen werde. Sie ließen ihr nur ein Sacktuch und ein Riechfläschchen, aus Furcht, sie könnte ohnmächtig werden. Nachdem mich meine Mutter zärtlich umarmt hatte, empfahl sie mir, Muth zu fassen, meine Tante gut zu pflegen und ihr wie einer zweiten Mutter zu gehorchen, und ertheilte mir dieselben Lehren wie mein Vater; dann warf sie sich meiner Tante in die Arme und empfahl ihr ihre Kinder. Ich antwortete ihr nichts, so war ich von dem Gedanken betroffen, sie das letztemal zu sehen; meine Tante sagte einige ganz leise Worte zu ihr. Hierauf gieng meine Mutter fort, ohne die Augen auf uns zu richten, jedenfalls aus Furcht, es könnte sie ihre Festigkeit im Stiche lassen. Unten im Thurme fand noch ein kurzer Aufenthalt statt, weil die Municipalbeamten ein Protokoll aufnehmen mussten, um den Thürhüter der Verantwortlichkeit für ihre Person zu entheben. Als sie hinausgieng, stieß sie mit dem Kopfe an ein Pförtchen, da sie vergaß, sich zu bücken; man fragte sie, ob sie sich wehgethan hätte. „O nein!“ antwortete sie, „nichts kann mir jetzt weh thun.“ [1]

Sie stieg mit einem Municipalbeamten und zwei Gendarmen in einen Wagen und fuhr nach der Conciergerie.*[8]

[1] „Récit des événements arrivés au Temple“, p. 47 bis 49.

# Fünfundzwanzigstes Capitel.

Die Conciergerie. — Der Kerker der Königin. — Michonis. — Die Richard. — Rettungsversuche. — Die Nelkenangelegenheit. — Neue Quälereien. — Der Thürhüter Bault und seine Familie. — Neue Fluchtversuche. — Das Complot Basset. — Unthätigkeit Österreichs.

Wir sind bei der letzten Station angelangt; nach der Conciergerie kommt nur noch das Schafott.

Es war 3 Uhr morgens, als die Königin in ihrem neuen Gefängnisse ankam; anstatt sie in das Register der Gefangenen einzuschreiben, führte man sie unmittelbar in ihr Zimmer. Dies war ein kleines, niedriges, feuchtes und kaltes Gemach im Erdgeschosse,[1] zu dem ein langer, dunkler Gang führte, und das mit einer schweren, mit zwei ungeheuren Riegeln versehenen Thür verschlossen war. Der unter dem Niveau des Hofes liegende Fußboden war mit Backsteinen gepflastert; an den Wänden, längs deren das Wasser herabrieselte, wann die Seine hoch gieng,[2] bemerkte man noch die Fetzen einer alten, vom Salpeter zerfressenen, mit Lilien besetzten Tapete. Dieses Zimmer, genannt Rathszimmer, weil vor der Revolution zu gewissen Zeiten die Beamten des Pariser Parlaments dahin kamen, um die Beschwerden der Gefangenen anzuhören, hatte General Custine inne, der es eiligst räumen musste, um der Königin Platz zu machen.[3] Nur ein niedriges, sorgsam vergittertes und in den inneren Hof des Gefängnisses gehendes Fenster erleuchtete diese düstere Räumlichkeit; ein Gurtbett, ein Tisch, zwei Strohsessel, ein Rohr-Fauteuil[4] bildeten seine elende Einrichtung;[5] auf dem Bette an mehreren Stellen mit Stricken zusammengebundene Gurten, ein halb-

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 102.

[2] Beaulieu, „Essais historiques sur les causes et les effets de la Révolution française".

[3] Campardon, „Marie-Antoinette à la Conciergerie", p. 183.

[4] Daselbst p. 58.

[5] Daselbst p. 183.

verfaulter Strohsack, eine zerrissene Matratze, eine durchlöcherte Wolldecke, grobe, graue Leintücher; kein Vorhang, nur eine alte spanische Wand.[1] Die Gendarmen, die auf einem ähnlichen Bette wie die Königin schliefen, fanden es zu hart und beschwerten sich darüber. Es war außerdem ein Weidenkorb, eine hölzerne Schachtel für Puder und eine blecherne für Pomade da.[2]

Als die Königin eintrat, warf sie unwillkürlich einen Blick auf die kahlen Wände. Der Tag graute schon. Sie hieng ihre Uhr auf einen Nagel und streckte sich auf ihr Bett hin.[3]

Doch der Hass ihrer Henker konnte ihr nicht einmal den Trost der Einsamkeit gönnen. Schon des Morgens stellten sich zwei Gendarmen im Zimmer der Gefangenen ein, um sie zu überwachen; dazu kam ein Dienstweib, eine achtzigjährige Person, namens Larivière, früher Thorhüterin in der Admiralität, deren Sohn Schlüsselbewahrer des Gefängnisses war. Doch bald wurde dieses Weib, dessen Haltung der Königin ein gewisses Vertrauen eingeflößt hatte, durch ein sechsunddreißigjähriges Weib ersetzt, die Harel, „ein wahres Fischweib," sagt Rougeville,[4] deren Mann im geheimen Polizeibureau angestellt war, und die keine andere Aufgabe hatte, als die Gefangene auszuspionieren. Die Königin misstraute ihr instinctiv und richtete an sie fast nie das Wort.[5]

Gleichzeitig wurden zwei neue Betten gebracht: eines für das Bedienungsweib, das andere für die Gendarmen, die ihre Gefangene nie aus den Augen ließen, selbst dann nicht, sagt Rougeville, „wenn sie sich die natürliche Pflege angedeihen lassen musste".[6]

Ein Dieb und Galeerensträfling letzter Sorte, namens Baraffin, mit einem Viehgesichte und einem Hyänenherzen,[7] der in den Gefängnissen mit den ekelhaftesten Verrichtungen betraut war, drang bisweilen in den königlichen Kerker, um dort seine widerlichen Dienste zu versehen.[8] Eines Tages befragte ihn der damals in der

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 102.
[2] Daselbst.
[3] De Goncourt, „Histoire de Marie-Antoinette", p. 436.
[4] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 102.
[5] Campardon, „Marie-Antoinette à la Conciergerie", p. 185.
[6] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 102.
[7] Campardon, „Marie-Antoinette à la Conciergerie", p. 191.
[8] Daselbst.

Conciergerie gefangen gehaltene Beaulieu über die Art und Weise, wie Marie Antoinette dort behandelt wurde.

„Wie die anderen," antwortete er.

„Wie? Wie die anderen?"

„Ja, wie die anderen; das kann nur die Aristokraten überraschen."

„Und was that die Königin in ihrem traurigen Zimmer?"

„Die Capet! Na, sie war recht armselig daran; sie stopfte ihre Strümpfe, um nicht barfuß einherzugehen."

„Wie war sie gebettet?"

„Auf einem Gurtbett, wie du."

„Wie war sie gekleidet?"

„Sie hatte ein schwarzes, ganz zerrissenes Kleid und sah wie eine Äffin aus." [1]

Wie ergreifend ist dieses Gemälde in seiner realistischen Roheit!

In aller Eile aus dem Thurme geführt, hatte Marie Antoinette nur sehr wenige Kleidungsstücke mitnehmen können. Am nächsten Tage ließ sie um solche bitten, und die Municipalbeamten des Temple übermittelten an jene der Conciergerie ein Oberkleid, einen Rock, zwei Paare Floretseidenstrümpfe, ein Paar Socken und einen Strickstrumpf in einem Körbchen, den die arme Mutter für ihren Sohn angefangen hatte.[2] Prinzessin Elisabeth und ihre Nichte legten in das Paket alles, was sie an Wolle und Seide finden konnten; sie wusten, wie sehr die Königin stets die Beschäftigung geliebt hatte. Auch zur Zeit ihres Glückes war sie gewohnt, unablässig zu arbeiten; in der Conciergerie muste das ihre einzige Zerstreuung sein! Aber selbst diese Zerstreuung wurde ihr versagt; die Hoffnung der Gefangenen und die erfinderische Liebe ihrer Schwägerin wurden getäuscht. Man wollte der Königin die Stricknadeln nicht einhändigen aus Furcht, wie die Municipalbeamten sagten, dass sie sich ihrer zu einem Angriffe auf ihr Leben bediene.[3] Die arme Frau war genöthigt, in ihrem Kerker nichts anderes zu thun als zu beten, zu betrachten und an die traurige Vergangenheit und die traurige Zukunft zu denken. Ihr einziger Zeitvertreib

[1] Beaulieu, „Essais historiques sur les causes et les effets de la Révolution française".

[2] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 50.

[3] Daselbst p. 50 u. 51.

war, ihren Kerkermeistern beim Kartenspiele zuzuschauen oder einige Bücher zu lesen, die das Mitleid eines menschlicheren Wächters oder die Ergebenheit eines treuen Dieners, wie Hue oder Montjoye, ihr zu verschaffen gewußt, unter anderen die Reisen Cooks, und als man sie fragte welche Bücher sie wünsche, antwortete sie: „Die fürchterlichsten Abenteuer.“ [1]

Zur selben Zeit, als man der Gefangenen in der Conciergerie die Nadeln verweigerte, nahm man den Gefangenen des Temple die von der Königin gestickten Teppiche und die, an denen sie selbst arbeiteten, weg unter dem Vorwande, es könnten in diesen Arbeiten geheime Zeichen und Correspondenzmittel stecken.[2]

Marie Antoinette hatte nie Wein getrunken und konnte das Seinewasser nicht vertragen. Das einzige Getränk, das ihr nicht übel bekam, war das Wasser von Ville-d'Avray; während ihrer Gefangenschaft im Temple hatte man dieses Wasser stets vorräthig gehalten. Prinzessin Elisabeth bat die Municipalbeamten, etwas davon in die Conciergerie schaffen zu lassen, und am 5. August gaben die Polizeiadministratoren ihre Zustimmung; jeden Tag wurden zwei Flaschen Ville-d'Avray-Wasser dem Vorrathe im Temple zum Gebrauche der Witwe Ludwigs XVI. entnommen.

Neben den Verfolgern gab es immer noch Freundesherzen. Die auf Frankreich lastende Schreckenszeit hatte das heilige Feuer der Ergebenheit und des Mitleids nicht unterdrücken können. Da war noch immer Michonis; er wachte über die Königin und erlangte, zum Polizeiadministrator ernannt, die Inspection über ihren Kerker. Er diente als Vermittler zwischen dem Temple und der Conciergerie und reclamierte z. B. am 19. August die vier nicht numerierten Hemden und ein Paar Schuhe, die die Gefangene „dringendst“ bedurfte. Turgy und Toulan setzten ihre Zeichencorrespondenz fort, und durch sie konnten die Prinzessinnen Elisabeth und Maria Theresia bis zum Ende Nachrichten bekommen von der „Person“, wie sie Marie Antoinette bezeichneten.[3] Aber bis ins kleinste gehende Vorsichtsmaßregeln waren nöthig. Dieser Verkehr war schließlich ruchbar geworden; sofort warfen die Prinzessinnen aus Furcht vor einer Durchsuchung alles, was sie noch unter ihren

[1] Campardon, „Marie-Antoinette à la Conciergerie“, p. 59.

[2] „Récit des événements arrivés au Temple“, p. 53.

[3] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, II, 102.

Kleidern versteckt hatten, Papier, Tinte, Bleistift,[1] weg; zu ihrer Correspondenz mit Toulan hatten sie nur mehr Galläpfel und Mandelmilch.[2]

Hue that noch mehr; er schlich sich in die Conciergerie ein und es gelang ihm — übrigens ohne große Mühe, denn der Boden war wohlbereitet — den Thürhüter und dessen Frau, die Prinzessin Elisabeth in ihren Billetten unter dem Namen die „Gefühlvolle" (Sensible)[3] bezeichnete, zu gewinnen. Durch diese beiden bekam er Nachrichten von der Gefangenen, die er Toulan übermittelte und die dieser mittelst Hornsignale Turgy mittheilte, und die so etwas Balsam auf die Herzen der Gefangenen im Temple gossen. Der Königin von ihren Kindern Nachrichten bringen, die Prinzessinnen Maria Theresia und Elisabeth über den Zustand der Königin unterrichten, das war das doppelte Ziel, dass sich Hue steckte — er heißt in der Correspondenz der „Standhafte" — und das großherzige, aus Turgy, Toulan, Richard und seiner Frau bestehende Quartett unterstützten ihn hiebei treulich.

Die Eheleute Richard waren mitleidige Herzen. Alles, was sie zur Milderung der harten Gefangenschaft Marie Antoinettes thun konnten, thaten sie, und fanden leicht Helfer bei diesem frommen Complot. Eines Tages hatte die Gefangene den Wunsch, eine Melone zu essen; Frau Richard eilte auf den nächsten Markt und sagte zu einer bekannten Verkäuferin: „Ich brauche eine vortreffliche Melone." — „Ich errathe, für wen," antwortete die Verkäuferin; „für unsere unglückliche Königin; wähle, nimm die schönste." Sie selbst warf den ganzen Melonenhaufen durcheinander, um die beste zu finden. Frau Richard wollte bezahlen; „behalte dein Geld," versetzte die wackere Frau, „und sage der Königin, dass es unter uns solche gibt, die seufzen".[4]

Selbst revolutionäre Häupter ließen sich durch das Unglück ihres Opfers rühren oder durch den Reiz einer Geldsumme verführen. Manuel war einer der ersten unter den Bekehrten; Camille Desmoulins wurde von Mitleid ergriffen, er wollte aus aller Kraft die Gefangene retten,[5] erreichte aber nur sein eigenes Verderben.

[1] „Louis XVII", II, 119, Anm.

[2] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 52.

[3] Turgy, „Fragments historiques sur le Temple", p. 374 u. 375.

[4] Hue, „Dernières années du règne de Louis XVI", p. 446, Anm.

[5] „Mémoires et correspondance de Mallet du Pan", II, 497.

Selbst Hébert, der infame „Père Duchesne“, ließ sich gewinnen; aber man verdächtigte ihn, und um den Verdacht abzulenken, zeigte er sich heftiger als je.[1] Der Exkapuziner Chabot war durch den Köder einer Million versucht, die ihm die Marquise de Janson bot,[2] und der stets unerschrockene und unermüdliche Fersen verabredete mit von der Marck und Mercy die Sendung des Tanzmeisters Noverre und des Banquiers Ribbes nach Paris, um Danton durch das Angebot von Geld und der Sémonville weggenommenen Diamanten zu bestechen.[3] Andererseits erneuerte der Prinz von Koburg sein Anerbieten betreffs Auswechslung der Königin gegen die von Dumouriez verhafteten Commissäre.[4]

Das Gerücht von der besseren Stimmung bei gewissen Regierungshäuptern verbreitete sich in Paris, und eines Tages sprach Frau Richard zur Königin von der Möglichkeit einer Befreiung; aber die infolge des Unglückes klarer sehende Königin schüttelte den Kopf und sagte: „Sie haben den König geopfert; sie werden ebenso mich umbringen. Nein, ich werde meine unglücklichen Kinder nicht mehr sehen, noch auch meine zärtliche und tugendhafte Schwägerin.“ Und bei diesen Worten brach sie in Thränen aus.

Immerhin führte das Mitleid der Wächter ein gewisses Nachlassen in der Überwachung herbei. Einige Gendarmen hatten Rücksichten gegen die Gefangene. Einer von ihnen zerbrach seine Pfeife, weil er bemerkte, dass der Tabakrauch die Königin belästigte und des Nachts zu schlafen hinderte.[5] Andere, die ihre Vorliebe für Blumen kannten, brachten ihr Nelken, Tuberosen, Nachtviolen.[6] Die Harel wurde ebenfalls mitleidig gestimmt.[7] Dank der Mitschuld der Polizeiadministratoren und der Thürhüter schlichen sich verschiedene Personen, sogar Priester,*[1] in die Conciergerie und bis in den Kerker der Königin.[8] Der ebenfalls gefangen gehaltene Abbé Emery konnte sie, allerdings vom Innern des Gefängnisses aus,

[1] „Mémoires et correspondance de Mallet du Pan“, II, 497.
[2] Eckard, „Mémoires historiques sur Louis XVII“, p. 483, Anm.
[3] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, II, 86 bis 91.
[4] Daselbst p. 87.
[5] Montjoye, „Histoire de Marie-Antoinette“.
[6] Campardon, „Marie-Antoinette à la Conciergerie“, p. 15 u. 16.
[7] Daselbst.
[8] Daselbst.

Beichte hören und sich einige Augenblicke mit ihr besprechen.[1] Und Fouquier-Tinville gestand, dass es in der Conciergerie „weit mehr leichte Gelegenheiten" gab als im Temple, um mit der Außenwelt Verkehr zu haben".[2]

Ohne Zweifel waren es diese leichten Gelegenheiten, die bei einigen ergebenen Anhängern den Gedanken nährten, die Gefangenen zu entführen und so Frankreich ein neues Verbrechen zu ersparen. „Viele Leute interessierten sich für meine Mutter," erzählte Prinzessin Maria Theresia. „Ich habe nach ihrem Tode erfahren, dass man sie aus der Conciergerie retten wollte, und dass der Plan unglücklicherweise nicht gelang. Man hat mich versichert, dass die sie bewachenden Gendarmen und die Frau des Thürhüters von einem unserer Freunde gewonnen waren, dass sie mehrere sehr ergebene Personen in ihrem Kerker gesehen, unter anderen einen Priester, der ihr die Sacramente spendete, die sie mit großer Andacht empfieng. Die Gelegenheit sich zu retten wurde einmal verfehlt, weil man ihr empfohlen hatte, mit dem zweiten Wächter zu sprechen, und sie irrthümlich mit dem ersten sprach. Ein anderesmal war sie außer ihrem Zimmer auf dem Gange, als ein Gendarm sich ihrem Weggehen widersetzte, obwohl er gewonnen war, und sie nöthigte, in ihren Kerker zurückzukehren, was das Unternehmen zum Scheitern brachte."[3] Vom ersten dieser Projecte wissen wir wenig. Es ist indessen wahrscheinlich, dass es von Baron Batz, „diesem Infamen, diesem Ungeheuer," auf dessen Kopf der Convent einen Preis gesetzt hatte,[4] entworfen worden, dass die Gendarmen bestochen waren, und dass der Plan scheiterte, weil es die Königin versäumte, mit demjenigen ihrer Wächter zu sprechen, der zwei Überröcke über einander trug und ihr einen davon geben sollte, um sie aus der Conciergerie hinauszubringen, von wo aus sie ein junger Mann, namens Rousset, an einen sicheren Ort hätte führen sollen.[5]

Das zweite, besser bekannte Project scheint das in der Geschichte mit dem Namen „Nelken-Affaire" bezeichnete zu sein.

[1] „Vie de l'abbé Emery", I, 362 u. 363.

[2] Campardon, „Marie-Antoinette à la Conciergie".

[3] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 55.

[4] Eckard, „Mémoires historiques sur Louis XVII", p. 479 u. 481.

[5] Daselbst p. 197.

Unter den Getreuen, die um die Conciergerie herumstreiften, bereit, ihr Leben zu opfern, um das Marie Antoinettes zu retten, befand sich ein St. Ludwigsritter, namens Rougeville, einer von denjenigen, die am 20. Juni und am 10. August Ludwig XVI. zur Seite gestanden. Durch Vermittlung einer Amerikanerin, der Witwe Dutilleul, und eines Holzhändlers, namens Fontaine, hatte Rougeville mit Michonis Bekanntschaft gemacht. Beide waren dazu gemacht, einander zu verstehen; das Einvernehmen war schnell hergestellt, und Mittwoch den 28. August begleitete Rougeville Michonis in die Conciergerie. Die Gefangene war schwarz gekleidet, ihre grauen Haare rückwärts und auf der Stirne abgeschnitten; sie war so abgemagert, dass Rougeville sie nicht ohne Schwierigkeit erkannte, und so schwach, dass sie kaum aufrechtstehen konnte; an den Fingern trug sie vier armselige Ringe.[1] „Ah, Sie sind's, Herr Michonis," sagte sie und erkundigte sich, zu ihm tretend, wie gewöhnlich um ihre Kinder.[2] Als sie sodann Rougeville gewahrte, wurde sie so ergriffen, dass sie in einen Stuhl sank.[3] Ihr Gesicht wurde glühend,[4] ihre Glieder zitterten,[5] Thränen flossen aus ihren Augen.[6] Rougeville suchte sie zu beruhigen, näherte sich ihr und gab ihr ein Zeichen, Nelken zu nehmen, in denen er ein Papier versteckt hatte.[7] Aber die Königin war noch so ergriffen, dass sie nicht sofort verstand, und Rougeville ließ die Nelken hinter den Ofen fallen.[8] Dann gieng er mit Michonis hinaus.[9] Beide, von den Gendarmen zurückgerufen,*[2] kamen bald wieder,[10] und während Michonis die letzteren beschwichtigte,[11] besprach sich die Königin hinter einer spanischen Wand[12] mit Rougeville und bat ihn, sich nicht so auszusetzen. „Ich habe Waffen und Geld," erwiderte dieser,

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 101.
[2] Daselbst.
[3] Daselbst.
[4] Campardon, „Marie-Antoinette à la Conciergerie", p. 33.
[5] Daselbst p. 23.
[6] Daselbst p. 33.
[7] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 101.
[8] Campardon, „Marie-Antoinette à la Conciergerie", p. 23.
[9] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 101.
[10] Daselbst.
[11] Daselbst.
[12] Campardon, „Marie-Antoinette à la Conciergerie", p. 33.

„fassen Sie Muth.“ Und er versprach ihr, man würde ihr zuhilfe kommen, er werde ihr Geld bringen, um die Gendarmen zu gewinnen u. s. w.[1] „Fehlt Ihnen denn der Muth?“ fragte er. — „Er fehlt mir nie,“ antwortete die Königin, „aber ich bin tiefbetrübt.“[2] Und die Hand auf ihr Herz legend, setzte sie hinzu: „Wenn auch ich schwach und niedergeschlagen bin, das ist's nicht.“[3] Michonis, fürchtend, dass diese Scene die Aufmerksamkeit der Gendarmen errege, gab Rougeville ein Zeichen, und beide giengen hinaus. „Ich sage Ihnen also auf ewig Lebewohl?“ sagte die Königin zu Michonis, der ihr gemeldet, er sei nicht wieder zum Polizeiadministrator gewählt worden. — „Nein, Madame,“ antwortete er, „wenn ich auch nicht mehr Polizeiadministrator bin, so bin ich doch noch Polizeibeamter und habe das Recht, Sie so oft zu besuchen, als es Ihnen angenehm sein wird.“[4]

Bei dieser zweiten Zusammenkunft hatte Rougeville die Königin von dem Dasein der Nelken verständigen können.[5] Sobald man fort war, benützte die Königin den Umstand, dass die Harel mit den Gendarmen Karten spielte, um die Blumen und die darunter befindlichen Billette rasch aufzuheben. Sie enthielten ein Geldangebot[6] und unbestimmte Redensarten, wie: „Was gedenken Sie zu thun? Ich bin im Kerker gewesen; ich bin wie durch ein Wunder entkommen; ich werde Freitag wiederkommen.“[7] Die Königin beeilte sich, die Billette zu vernichten, indem sie sie in tausend Stücke zerriss, bemühte sich dann, sie zu beantworten, und war genöthigt, da sie weder Papier noch Feder hatte, zu versuchen, mit einer Stecknadel einige Worte auf ein kleines Stück Papier zu stechen, und zwar: „Ich bin strenge bewacht; ich spreche und schreibe nicht; ich vertraue auf Sie; ich werde kommen.“[8]

Kannte sie damals schon den Plan der Verschworenen? Glaubte sie, dass die Gendarmen gewonnen seien? So unwahrscheinlich das scheinen mag, so erscheint doch als gewiss, dass sie selbst, während

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, II, 101.
[2] Campardon, „Marie-Antoinette à la Conciergerie“, p. 47.
[3] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, II, 101.
[4] Campardon, „Marie-Antoinette à la Conciergerie“, p. 24.
[5] Daselbst p. 44.
[6] Daselbst.
[7] Daselbst p. 43 u. 44.
[8] Daselbst p. 46.

die Harel Wasser holte, dieses kleine Papier dem Gendarmen Gilbert einhändigte, um es Rougeville zukommen zu lassen.[1] Gilbert nahm das Billet, steckte es in seine Weste und übermittelte es Frau Richard, die sich beeilte, es Michonis zu geben, als dieser am 29. wiederkam.[2] Am 30. kam auch Rougeville, wie er versprochen hatte, und benützte dies nach seiner Aussage, um der Gefangenen eine gewisse Summe in Louisdor und Assignaten zu übergeben.[3]

Die Ausführung des Planes war für die Nacht vom 2. auf den 3. September festgesetzt worden. Der Thürhüter und seine Frau waren gewonnen. Zwei Administratoren hatten Geld erhalten. Michonis sollte um 10 Uhr abends die Königin abholen unter dem Vorwande, sie auf Befehl der Municipalität in den Temple zu führen, und sie, einmal draußen, entkommen lassen. Rougeville hätte sie dann empfangen und ins Schloss Livry in Sicherheit — so lautet eine Version[4] — und von da auf deutsches Reichsgebiet gebracht. Um den Thorwart nicht zu compromittieren, wäre in seinem Register der Name gelöscht worden. Die Verschworenen kamen in der That an dem genannten Tage; mittelst fünfzig Louisdor hatten die Gendarmen zu schweigen versprochen; aber im letzten Augenblicke besann sich einer von ihnen, obschon er seine Summe empfangen hatte, eines andern; trotz Michonis' Drängen, der Befehle der Municipalität vorschützte, erklärte er, wenn man die Königin hinausließe, würde er die Wache rufen.[5] Der Streich war misslungen, und am 3. September brachte der Gendarm Gilbert das Complot zur Anzeige. Rougeville entkam, aber Michonis wurde am 4. verhaftet, Richard und seine Frau eingekerkert, und die beiden Conventsdeputierten Amar und Seveſtre begaben sich in Begleitung eines Mitgliedes der Municipalität in die Conciergerie, um eine Untersuchung vorzunehmen. Marie Antoinette wurde zweimal vernommen;[6*3] mit bewundernswerter Geistesgegenwart bemühte sie sich, jede Belastung von Michonis und Rougeville fernzuhalten. Die

[1] Campardon, „Marie-Antoinette à la Conciergerie", p. 23.

[2] Daselbst.

[3] „Revue des questions historiques", April 1886, p. 552.

[4] Graf de Reiset, „Lettres inédites de Marie-Antoinette et de Marie-Clotilde de France", p. 167.

[5] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 101 u. 102.

[6] Campardon, „Marie-Antoinette à la Conciergerie", p. 12.

Unterſuchungsrichter brachten nichts heraus, und ohne den Bericht, den zwei Monate ſpäter Rougeville an Ferſen richtete, ohne die Denkſchrift, die er an den Grafen Metternich und noch ſpäter an die Fünfhundert ſandte, würden wir auch heute die Einzelheiten des von den beiden treuen Dienern*[4] der Monarchie ausgearbeiteten Planes nicht kennen.[1]

Aber der Convent ſchauderte vor der Gefahr, in der er geſchwebt, ſeine Beute zu verlieren. Am 10. September nahmen Polizeiadminiſtratoren der Königin ihre letzten Kleinodien weg, die jedenfalls verdächtig waren, die Richter beſtechen zu können: die kleinen Ringe, die Rougeville an ihren Fingern geſehen,[2] und die nur Haare enthielten, eine goldene Taſchenuhr von Bréguet, dieſe letzte Freundin der Gefangenen, deren Stunden ſie zählt, Siegel, ein ebenfalls Haare und zwar, wie es hieß, vom Dauphin, enthaltendes Medaillon.[3] Gleichzeitig wurde die Gefangene vollſtändig iſoliert, die Gendarmen und die Harel aus dem Zimmer gewieſen, ein Wachtpoſten vor die Thüre geſtellt mit dem Befehl, ſie mit niemandem als dem Thorwart und ſeiner Frau verkehren zu laſſen, und ein anderer Poſten im Hofe aufgeſtellt mit der Weiſung, unter keinem Vorwande wen immer ſich dem Fenſter auf zehn Schritte nähern zu laſſen.[4]

Das war nicht alles. Der Kerker, in den ein St. Ludwigsritter ſich einſchleichen konnte, und aus dem die Königin bald entwichen wäre, war augenſcheinlich nicht ſicher genug, um ſie ferner zu beherbergen. Am 11. September kamen die Polizeiadminiſtratoren wieder in die Conciergerie, „um für die Haft der Witwe Capet ein anderes Local zu ſuchen als dasjenige, wo ſie jetzt gefangen gehalten wird“. Sie unterſuchten ſorgfältig die verſchiedenen Gemächer des Gefängniſſes und blieben ſchließlich bei jenem, das als Apotheke diente. Es wurde beſchloſſen, daſs der Apotheker Jakob Anton Lacour es am ſelben Tage noch räumen ſollte, um dem Bürger Godard zu geſtatten, „in möglichſt kurzer Friſt“ die zur Umwandlung in einen Kerker nöthigen Arbeiten auszuführen. Das große, in den Frauenhof gehende Fenſter muſste mittelſt liniendickem

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France“, II, 160.
[2] Daſelbſt, II, 102.
[3] „Histoire de M^me^ Elisabeth“, II, 153 u. 154, Anm.
[4] Daſelbſt, II, 154.

Schwarzblech bis zur fünften Querſtange verſtopft und der Reſt mit einem ſehr engmaſchigen Netze aus Eiſendraht vergittert werden; das zweite auf das Krankenhaus gehende Fenſter mußte mittelſt Schwarzblech gänzlich verſtopft, und das kleine auf den Gang gehende Fenſter vollſtändig beſeitigt, die vorhandene Thür ſollte von außen mit zwei Riegeln verſehen werden, dazu kam eine zweite, ſich nach innen öffnende und mittelſt Sicherheitsſchloſſes geſperrte Thür von beträchtlicher Dicke. Die zum Ablauf des Waſſers vorhandene Rinne beſchloſs man zu verſtopfen.[1]

Sobald die Adaptierungsarbeiten vollendet waren, wurde die Königin in dieſen Kerker gebracht; ſie ſollte nur aus ihm herauskommen, um vor das Revolutionstribunal zu gehen.

Die Überwachung wurde noch ſchärfer. Es wurde keine Frau mehr zum Dienſt zugelaſſen; die Harel war nach der Nelken-Affaire entlaſſen worden; der Thorwart beſorgte jeden Morgen die Haare der Königin.[2] Die Gendarmen blieben Tag und Nacht im Zimmer, durch eine einfache ſpaniſche Wand abgeſondert;[3] zwei Schildwachen ſtanden unter den Fenſtern im Hofe,[4] unabläſſig wurden Durchſuchungen im Kerker von Polizeiadminiſtratoren oder Mitgliedern des Ausſchuſſes der allgemeinen Wohlfahrt vorgenommen.[5] Abends gab es kein Licht mehr;[6] untertags keine Arbeit, da man der Königin ſeit ihrem Eintritte in die Conciergerie ſogar die Stricknadeln weggenommen hatte. Die Königin las und betete; „der größte Theil ihrer Zeit war dem Gebete gewidmet," ſagt ein Augenzeuge.[7] Das Unglück hatte die religiöſen Geſinnungen, die ſie ihrer chriſtlichen Erziehung verdankte und die der Wirbel des Weltlebens nicht hatte in Vergeſſenheit bringen können, entwickelt und verſtärkt; „ihre Gefangenſchaft," ſagt Prinzeſſin Maria Thereſia, „hatte ihr ſehr viel Religion verliehen".[8] Tinte und Bleiſtift waren längſt entzogen worden; die Königin war genöthigt, den Beſtand ihrer Wäſche mit einer Nadelſpitze an die Wand zu

[1] Campardon, „Marie-Antoinette à la Conciergerie", p. 55 bis 57.
[2] Witwe Bault, „Récit exact", p. 10.
[3] Daſelbſt p. 14.
[4] Daſelbſt p. 15.
[5] Daſelbſt p. 6.
[6] Daſelbſt p. 14.
[7] Daſelbſt p. 14.
[8] „Récit des événements arrivés au Temple."

schreiben. Ihre Kleider fielen in Fetzen; sie hatte nur zwei Roben, eine schwarze und eine weiße, beide gleich abgetragen, nur drei Hemden, von denen sie alle zehn Tage ein anderes anzog.[1] Die Tochter des Thorwarts war unaufhörlich mit der Ausbesserung ihrer Wäsche, Kleider und Schuhe beschäftigt; sie machte um ihr schwarzes Kleid einen schwarzen Saum.[2] Die Aufregungen, die Entbehrungen, die schlechte Luft und der Mangel an Bewegung hatten die Gesundheit der Gefangenen angegriffen, und entsetzliche Blutflüsse gesellten sich noch zu ihrer Schwäche und ihren sonstigen Leiden.[3]

Glücklicherweise war es Hue, der mit der Conciergerie stets Verbindungen hatte, durch die Vermittlung des Polizeiadministrators Dangé gelungen, Richard einen Nachfolger zu geben, der ihm an Menschlichkeit nicht nachstand; es war Bault, Thorwart in der Force.[4] Unter einem rauhen und strengen Äußern[5] und dem Kleide eines Jakobiners[6] verbarg Bault ein mitleidiges Herz und suchte, unterstützt von seiner Frau und seiner Tochter, seiner hohen Gefangenen alle mit der Überwachung, deren Gegenstand er selbst war, vereinbarlichen Erleichterungen zu verschaffen. Unter dem Vorwande, er allein habe die Verantwortlichkeit für die ihm anvertrauten Gefangenen, hieß er die Gendarmen aus dem königlichen Zimmer gehen und steckte den Schlüssel in die Tasche, und die Königin hatte von nun an nicht mehr die Gegenwart jener Leute zu erdulden, die deren Gespräche und Lästerungen, der Klang der Gläser und der Tabakrauch noch widerwärtiger machten.[7] Die bei der äußeren Thür consignierten Gendarmen begleiteten allerdings den Thorwart, so oft er in den Kerker trat, blieben aber nie allein darin. Die Nahrung der Königin wurde, ohne luxuriös zu sein, sorgfältig zubereitet; sie bestand morgens aus Kaffee, und zu Mittag aus gesottenem Fleisch, Geflügelbraten, Gemüse und Nachtisch;[8]

[1] „Récit exact", p. 7.
[2] Daselbst.
[3] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 102.
[4] Campardon, „Marie-Antoinette à la Conciergerie", p. 186.
[5] Daselbst p. 187.
[6] „Récit exact", p. 13 u. 14.
[7] Daselbst p. 6.
[8] Campardon, „Marie-Antoinette à la Conciergerie", p. 58.

doch die arme Frau hatte nicht viel Appetit und konnte oft nichts eſſen.[1]

Dieſer beſcheidene Speiſezettel verletzte indeſſen die Gleichheitsideen gewiſſer Municipalbeamten; ſie bedeuteten dem Thorwart, die Angeklagte müſſe wie die anderen mit der gröbſten Gefängniskoſt genährt werden. „Das verſtehe ich nicht," antwortete Bault; „es iſt meine Gefangene, ich bürge mit meinem Kopfe für ſie. Man könnte ſie zu vergiften ſuchen, ich muſs über ihre Nahrungsmittel wachen; nicht ein Tropfen Waſſer kommt mir ohne meine Erlaubnis herein." Die Municipalbeamten gaben nach; der Thorwart blieb mit der Speiſung der Königin betraut; er gab ihr wenigſtens geſunde und zuträgliche Nahrung und ſtets ſehr klares und reines Waſſer.[2]

Doch, um Menſchlichkeit zu üben, muſste ſich Bault in die Maske der Strenge und Verfolgung ſtecken. Der Herbſt nahte, der October war kalt und regneriſch; Bault ſuchte in jenem ungeheizten Zimmer, wo das Waſſer auf dem Fußboden und längs der Wand rieſelte, ſeine Gefangene gegen die Feuchtigkeit zu ſchützen, indem er um ihr Bett einen alten Teppich ſpannte. Die Adminiſtratoren ſahen das und verhehlten ihr Miſsvergnügen nicht. „Sehen Sie denn nicht," ſagte der Thorwart zu ihnen, „daſs es dazu dient, das Geräuſch zu dämpfen und zu verhindern, daſs man aus dem Nebenzimmer etwas höre?" — „Ganz richtig," antworteten die Commiſſäre; „das haſt du gut gemacht."[3] Eine Maßregel des Mitleids hätten ſie getadelt, einen Act des Miſstrauens muſsten ſie billigen.

Ein anderesmal indeſſen war Bault minder glücklich; er hatte um eine engliſche Baumwolldecke gebeten, um die armſelige Bedeckung zu vermehren, welche die Gefangene gegen Kälte und Feuchtigkeit nicht ſchützte. Fouquier-Tinville wurde aufgebracht und gab die rohe Antwort: „Du verdienteſt zur Guillotine geſchickt zu werden." Aber der Thorwart hielt ſich noch nicht für geſchlagen und erſetzte, da er keine Decke erlangen konnte, dieſe durch eine Matratze.[4] Frau Bault, die in Charenton einen Garten hatte,

[1] „Le comte de Fersen et la Cour de France", II, 102.

[2] „Récit exact", p. 5.

[3] Daſelbſt.

[4] Daſelbſt p. 9.

behielt aus demselben die besten Erzeugnisse, das köstlichste Obst, der Königin vor, und zuweilen fügten die Hallenhändler, wie zur Zeit Richards, Pfirsiche und Melonen hinzu.[1]

In ihrer schmerzlichen Einsamkeit dachte die unglückliche Königin ohne Unterlass an ihre Kinder, besonders an ihren Sohn. Als eines Tages Bault in den Kerker trat, näherte sie sich ihm und suchte ihm ein Paar Handschuhe und eine Haarlocke in die Hand zu stecken. Aber Bault war nicht allein; die Gendarmen begleiteten ihn wie gewöhnlich, sahen die Bewegung, stürzten auf den Thorwart los und sagten: „Was hat man dir eingehändigt?“ Bault musste die Hand öffnen; Handschuhe und Haare wurden beschlagnahmt und Fouquier-Tinville überbracht. Glücklicher war die Königin einige Tage darauf, als sie ein armseliges kleines Strumpfband zu Baults Füßen fallen ließ, das sie mittelst zweier Zahnstocher mit aus ihrer Decke gerissenen Fäden gestrickt hatte. Diesmal wurde sie nicht gesehen. Bault hob das traurige und doch so kostbare Andenken auf, das in der Folge Hue an die Herzogin von Angoulême, die einzige Überlebende jener hohen, im Temple und in der Conciergerie zusammengeschmolzenen Familie, gelangen ließ.[2]

Ein letzter und unvorhergesehener Trost war der unglücklichen Frau vorbehalten; dank der Mitwirkung der Kerkermeister konnte in einer Nacht ein getreuer Priester in den Kerker dringen, dort Messe lesen und ihr sogar die Communion spenden. In jener Nacht ward es etwas ruhiger im Herzen der Gefangenen, und drang vielleicht ein Hoffnungsstrahl hinein. Die Menschen schienen sie zu verlassen, Gott verließ sie nicht.

Die der Königin ergebenen Herzen ruhten noch immer nicht. Im October wurde noch einmal ein Complot geschmiedet, um das Opfer seinen Henkern zu entreißen; wer dessen Haupt war, ob etwa Rougeville oder Batz, weiß man nicht. Nur die untergeordneten Theilnehmer sind bekannt: der Perückenmacher Basset, ein buckliges Weib, namens Fournier, das Ehepaar Lemille. Man hatte eine Anzahl Soldaten in Paris, Courbevoie und Vincennes gewonnen; man sollte einen Aufruhr erregen, sich des Convents und der Jakobiner bemächtigen und während des Tumultes die

[1] „Récit exact“, p. 5.

[2] Daselbst p. 13.

Königin befreien. Es war ein ausgedehntes Complot, es scheiterte wie alle übrigen. Von den Spionen, denen sie sich unklugerweise anvertraut hatten, denunciert, wurden die Verschworenen am 12. October verhaftet und büßten ihr großherziges Vorhaben*[5] mit ihrem Kopfe.[1]

Während jene Wackeren kämpften, um die Kaisertochter dem Schafott streitig zu machen, und ihre Kerkermeister sich bemühten, ihre letzten Augenblicke zu erleichtern, was that ihre Familie, um sie zu befreien? Sobald sie in die Conciergerie gebracht worden war, hatte sich Mercy beeilt, an den Prinzen von Koburg, Obercommandanten der österreichischen Armee, die soeben in Valenciennes eingezogen war, zu schreiben, um ihn zu bitten, rasch ein Reitercorps nach Paris zu dirigieren, um das sichtlich vorbereitete Verbrechen zu verhindern. „Könnte die Nachwelt wohl glauben," schrieb er, „dass ein so großes Attentat vollbracht werden konnte, nur wenige Märsche entfernt von den siegreichen österreichischen und englischen Heeren, ohne dass diese Heere einige Anstrengungen gemacht, es zu verhindern?"[2]*[6]

Aber Koburg war nicht der Mann kühner Handstreiche. Aus Schablonenhaftigkeit oder Berechnung oder Ohnmacht[3]*[7] bezog er lieber sein Winterquartier,[4] und Mercy sah sich zwei Monate später genöthigt zu schreiben:

„Ich zittere für die Königin. Wenn man die Zeitungen liest, kann man sich des Entsetzens nicht erwehren."[5]

Als Mercy diesen Alarmruf ausstieß, war es zu spät; der letzte Act des großen Dramas hatte begonnen.

[1] Campardon, „Marie-Antoinette à la Conciergerie", p. 139 bis 159.

[2] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck", III, 403, 406 u. 407.

[3] Sybel, „Geschichte Europas während der französischen Revolution", II, 369 ff.

[4] „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck", III, 431.

[5] Daselbst, III, 437 u. 438.

# Sechsundzwanzigstes Capitel.

Proceſs der Königin. — Decret des Convents. — Erſtes Verhör Marie Antoinettes. — Chauveau-Lagarde und Tronçon-Ducoudray werden als ihre Vertheidiger beſtellt. — Das Tribunal. — Die Geſchwornen. — Sitzung vom 14. October. — Anklageact. — Die Zeugen. — Ausſage Héberts. — Erhabenes Wort der Königin. — Manuel und Bailly. — Der Gendarmerieofficier De Busne. — Sitzung vom 15. October. — Verhör des Präſidenten. — Tiſſet und Garnerin. — Anklageſchrift Fouquier-Tinvilles. — Reden der Vertheidiger. — Verurtheilung. — Die Königin wird in die Conciergerie zurückgeführt.

Schon ſeit zwei Monaten befand ſich die Königin in der Conciergerie, um vor das Revolutionstribunal geführt zu werden, und noch hatte der Haſs ihrer Feinde keinen Anklageact gegen ſie verfaſſen können. Umſonſt rief Hébert, begierig, einen Augenblick des Mitleids durch doppelte Heftigkeit vergeſſen zu machen, und ungeduldig, „die öſterreichiſche Wölfin um einen Kopf kürzer machen“ zu ſehen, aus: „Man ſucht Mittag um 14 Uhr, um die öſterreichiſche Tigerin zu richten, und verlangt Beweiſe, um ſie zu verurtheilen, während, wenn man ihr Gerechtigkeit widerfahren ließe, ſie wie Fleiſch zu Brei zerhackt werden müſste.“[1] Umſonſt machte ſich die gräſsliche Phantaſie der gewöhnlichen Lieferanten für die Guillotine ans Werk, ſchmiedete Vorwände und erfand Verbrechen. Die Arbeit Herons war auch nach ihrer Durchſicht und Correctur ſeitens Marats ſo abgeſchmackt, daſs der Ausſchuſs der allgemeinen Sicherheit auf ihre Benützung verzichtete.[2] Am 3. October beſtieg Billaud-Varennes die Tribüne. „Das Weib Capet,“ ſagte er, „iſt nicht beſtraft. ... Ich verlange, daſs der Convent ausdrücklich decretiere, daſs das Revolutionstribunal ſich ſofort mit dem Proceſs und der Aburtheilung des Weibes Capet befaſſen ſoll.“ Das Decret wurde erlaſſen; aber am 5. October beſchwerte ſich Fouquier-Tinville, daſs man es ihm übermittelt

[1] „Le Père Duchesne“, Nr. 296.

[2] Montjoye, „Histoire de Marie-Antoinette“, p. 477 bis 481.

habe, ohne ihm gleichzeitig „irgendwelche Marie Antoinette betreffende Beweisstücke“ zu übermitteln.[1] Das Tribunal wußte nicht, was thun, und Fouquier hatte Bedenken. Der Ausschuß der öffentlichen Wohlfahrt öffnete ihm das Nationalarchiv und ließ ihm die Proceßacten Ludwigs XVI. zustellen; vergebliche Mühe: man fand nichts darin. Schließlich begaben sich Pache, Chaumette und Hébert Montag den 7. October in den Temple und marterten die Prinzessinnen Maria Theresia und Elisabeth durch infame Fragen;[2] sie konnten aus deren Antworten keinerlei Beschuldigung gegen die Königin ziehen. Doch glücklicher waren sie bei Ludwig XVII., indem sie dem unschuldigen, mit Brantwein überladenen und durch Simons Roheiten terrorisierten achtjährigen Kinde eine abscheuliche Verleumdung gegen seine Mutter auspreßten.

Fouquier-Tinville konnte jetzt den Grund zu seinem „höllischen Werke“ legen; seine Phantasie und der Volkshaß sollten das übrige thun.

Am 12. October, um 6 Uhr abends, wurde Marie Antoinette in den großen Gerichtssaal des Justizpalastes gerufen. Mit einem elenden schwarzen Kleide angethan, setzte sie sich, dem öffentlichen Ankläger gegenüber, zwischen zwei Gendarmen, auf eine Bank. Der Saal war düster. Zwei vor dem Actuar Fabricius stehende dünne Wachskerzen verbreiteten ein ungenügendes Licht, und die Königin konnte in dem Schatten, in dem sie sich verborgen, die Machthaber des Tages nicht unterscheiden, die mit fieberischer und boshafter Neugierde dem Todeskampfe der Witwe des letzten Königs von Frankreich beiwohnten.

Der Präsident Herman beginnt das Verhör, geht das von Fouquier mühsam aufgerichtete Gebäude, alle Beschwerden der Revolutionäre gegen diese Frau, die allein der Revolution die Spitze geboten, die angeblich ihrem Bruder geschickten Millionen, die Beziehungen zu den Prinzen, das vorgebliche österreichische Comité, das den Decreten gegen die Emigranten und die Priester entgegengesetzte Veto, die Complote gegen das Volk durch.

Frage: „Sie haben Louis Capet jene Verstellungskunst beigebracht, mit der er das französische Volk so lange getäuscht hat,

[1] Campardon, „Marie-Antoinette à la Conciergerie“, p. 63.

[2] „Récit des événements arrivés au Temple“, p. 59.

das nicht ahnte, daſs man die Ruchloſigkeit und Hinterliſt ſoweit treiben könne?"

Antwort: „Ja, das Volk iſt getäuſcht worden, grauſam getäuſcht worden; aber weder von meinem Gatten noch von mir."

Man gelangt zur Flucht nach Varennes.

Frage: „Sie ſind die Hauptanſtifterin des Verrathes Louis Capets geweſen; infolge Ihrer Rathſchläge und vielleicht Ihrer Verfolgungen wollte er aus Frankreich fliehen, um ſich an die Spitze der Wütheriche zu ſtellen, die ihr Vaterland zerfleiſchen wollten?"

Antwort: „Mein Gemahl hat nie aus Frankreich fliehen wollen; ich bin ihm überallhin gefolgt; hätte er aber aus ſeinem Lande fliehen wollen, ſo hätte ich alle Mittel angewendet, um ihn davon abzubringen; das war aber nicht ſeine Abſicht."

Man bedrängte die Königin mit Fragen über dieſen Punkt, wie man ſie bei der Nelken-Affaire bedrängt hatte. Wie am 4. September antwortet ſie mit einer Kaltblütigkeit und Geiſtesgegenwart, die ſich nie verleugnen und Herman in Verlegenheit bringen.

Frage: „Sie haben nicht einen Augenblick aufgehört, die Freiheit zerſtören zu wollen; Sie wollten um jeden Preis herrſchen und über die Leichname der Patrioten wieder auf den Thron ſteigen?"

Antwort: „Wir brauchten nicht auf den Thron zu ſteigen, weil wir ja ohnehin oben waren; wir haben immer nur das Glück Frankreichs gewünſcht; wenn es glücklich iſt, werden wir ſtets zufrieden ſein."

Frage: „Welchen Antheil nehmen Sie an den Waffen der Republik."

Antwort: „Ich ſetze das Glück Frankreichs über alles."

Frage: „Sie bedauern es ohne Zweifel, daſs Ihr Sohn einen Thron verloren hat, den er hätte beſteigen können, wenn nicht das Volk, endlich über ſeine Rechte aufgeklärt, dieſen Thron zerbrochen hätte?"

Antwort: „Ich werde für meinen Sohn nichts bedauern, wenn mein Land glücklich ſein wird."

Herman kommt auf das Bankett der Gardes du corps, die Octobertage, die Beziehungen der Königin zu den Polizeiadminiſtratoren und Municipalbeamten im Temple und in der Conciergerie, das Nelken-Complot u. ſ. w. zu ſprechen, die Antworten

der hohen Angeklagten ausspionierend, aus ihr ein Geständnis herauszubringen suchend, das das monstruöse und gebrechliche Gerüste Fouquiers hätte stützen können, sie sozusagen in jenem Halbdunkel wie der Tiger seine Beute belauernd. Die Königin antwortet ihm mit seltener Gewandtheit und einfacher Würde, ohne Afterstolz und ohne Schwäche; in diesem Gewirre absichtlich verwickelter und verfänglicher Fragen deckt sie die Schlingen auf, macht die List zuschanden und versteht mit erstaunlichem Takte sich zu vertheidigen und niemanden bloßzustellen.

Herman, in diesem Kampfe besiegt, ernennt für sie von amtswegen zwei Vertheidiger, Chauveau-Lagarde *[1] und Tronçon-Ducoudray, und gibt den Befehl, sie in die Conciergerie zurückzuführen. Die Königin geht in ihren Kerker zurück, wo man sie von diesem Tage an unter die besondere Überwachung eines Gendarmerieofficiers stellt, der sie nicht mehr verläßt.[1]

Chauveau-Lagarde war auf dem Lande, als man ihm die ihm anvertraute große und schmerzliche Mission meldete. Er reiste sogleich nach Paris und begab sich am 13. abends mit seinem Collegen Tronçon-Ducoudray in die Conciergerie. Am Tage vorher hatte Fouquier-Tinville in der Kanzlei des Revolutionstribunals den von ihm zusammengestoppelten Anklageact hinterlegt. Die Königin nahm mit verachtungsvoller Festigkeit davon Kenntnis und begnügte sich, einige kühle Bemerkungen zu machen, ohne sich um die Gegenwart des sie möglicherweise hörenden Gendarmen zu kümmern. Der Advocat, aufgeregter als sie und erschrocken über den umfangreichen und formlosen Haufen von Beweisstücken, der das Processmaterial bildete, bat sie, einen zur Prüfung dieser Acten unerläßlichen Aufschub zu verlangen. „An wen muss man sich wenden?“ fragte sie. — „An den Nationalconvent,“ murmelte der Vertheidiger. — „Nein,“ versetzte sie kopfschüttelnd; „nein, nein!“ Ihr königlicher Stolz und ihre Witwenwürde weigerten sich, die Autorität der Mörder ihres Gatten anzuerkennen.

Chauveau-Lagarde bestand darauf, machte das Interesse des Andenkens Ludwigs XVI., das ihrer Kinder und der Prinzessin Elisabeth geltend, und, so berichtet er, „bei den Worten Schwester, Gattin und Mutter trug die Natur über die Herrscherin den Sieg

[1] Chauveau-Lagarde, „Notes sur le procès de Marie-Antoinette“, p. 8.

davon, und die Königin nahm, ohne ein Wort hervorzubringen, aber einen Seufzer ausstoßend, die Feder und schrieb an den Convent in unserem Namen einige Worte voll Adel und Würde, indem sie sich in der That beschwerte, dass man uns nicht Zeit gelassen hatte, die Processacten zu prüfen, und für uns den nothwendigen Aufschub verlangte".[1*2]

Das dem öffentlichen Ankläger übermittelte Gesuch blieb unbeantwortet. Montag den 14. October begann die Debatte.

Richter und Geschworne sind auf ihrem Platze. Die Richter sind: Herman, Präsident; Coffinhal, Robespierre, Deliège, Maire, Donzé-Verteuil. Die Geschwornen sind: Exmarquis Antonelle Renaudin, einer der entsetzlichsten unter dieser Bande von entsetzlichen oder feigen Menschen,[2] Fiévée, Besnard, Thoumain, Desboisseaux, Baron, Sambat, Devèze, der Chirurg Souberbielle, der sich weigern will, und dem der Präsident in folgenden Ausdrücken Stillschweigen auferlegt: „Wenn jemand dich abzulehnen hätte, so wäre es die Anklage; denn du hast der Angeklagten eine Pflege angedeihen lassen und hättest von der Größe ihres Unglückes dich rühren lassen können";[3] ferner der Limonadenschänker Chrétien, der Musiker Lumière, der Drucker Nicolas, der Perückenmacher Ganney, der Tischler Trinchard, der froh war, „das Raubthier, welches einen Theil der Republik aufgezehrt hat," richten zu können.[4]

Die Königin wird hereingeführt; vermöge eines Restes weiblicher Koketterie, nach Mercier, oder vielmehr vermöge des unzerstörbaren Gefühles ihrer Würde hatte sie auf ihre Witwentoilette mehr Sorgfalt verwendet; ihre durch das Leid gebleichten Haare sind kunstvoller geordnet; unter ihrer Haube von gewöhnlichem Linon trägt sie einen schwarzen Flor. Majestätisch und stolz steht sie vor jenen Leuten, die sich ihre Richter nennen. Vom Präsidenten befragt, erklärt sie, sie heiße „Marie Antoinette von Österreich, ungefähr achtunddreißig Jahre alt, Witwe nach dem Könige von Frankreich, und befinde sich seit ihrer Verhaftung an dem Sitzungsorte der Nationalversammlung".

[1] „Louis XVI, Marie-Antoinette et M^me^ Elisabeth", VI, 530.

[2] „Révélations de Sénar", p. 245.

[3] Campardon, „Marie-Antoinette à la Conciergerie", p. 98.

[4] Daselbst p. 99.

Der Saal ist überfüllt. Mehrere Mitglieder des Ausschusses der allgemeinen Sicherheit, Vadier, Amar, Vouland, Moïse, Bayle, sitzen zur Rechten des öffentlichen Anklägers, die Geschwornen und die Zuhörerschaft überwachend, die Zögernden ermuthigend, die Schwachen stützend, den Todeskampf des Opfers ausspähend.[1] Auch die Strickerinnen sind auf ihrem Posten; seit der Einsetzung des Revolutionstribunals haben sie keine ähnliche gute Gelegenheit gehabt, sich an den Leiden derjenigen zu weiden, die einst eine angebetete Königin gewesen.

Herman empfiehlt den Geschwornen Festigkeit und Unparteilichkeit! Dann sich an die Angeklagte wendend, fordert er sie auf, auf das aufmerksam zu sein, was sie hören wird. Es werden die Zeugen aufgerufen, und der Actuar Fabricius liest den Anklageact vor.

Anton Quintinus Fouquier-Tinville, öffentlicher Ankläger beim Revolutionstribunal,

„Setzt auseinander ... dass nach Prüfung aller dem öffentlichen Ankläger übermittelten Acten daraus hervorgeht, dass nach Art Messalinas, Brunhildens, Fredegundens und der Médicis, die man ehemals als Königinnen von Frankreich bezeichnete und deren Namen, auf ewig verhasst, aus den Annalen der Geschichte nicht verschwinden werden, Marie Antoinette, Witwe des Louis Capet, seit ihrem Aufenthalte in Frankreich die Geisel und Blutsaugerin der Franzosen gewesen; dass sie vor der glücklichen Revolution, die dem französischen Volke seine Souveränetät wiedergegeben, politische Beziehungen mit dem als König von Böhmen und Ungarn bezeichneten Manne gehabt; dass diese Beziehungen den Interessen Frankreichs entgegen waren; dass sie, nicht damit zufrieden, im Einverständnisse mit den Brüdern des Louis Capet und dem infamen und fluchwürdigen Calonne, damals Finanzminister, die Finanzen Frankreichs (die Frucht des Schweißes des Volkes) vergeudet zu haben, um ihre unordentlichen Gelüste zu befriedigen und die Agenten ihrer verbrecherischen Anschläge zu bezahlen, es notorisch ist, dass sie zu verschiedenen Zeiten dem Kaiser Millionen hat zukommen lassen, die ihm dazu gedient haben und noch dienen, den Krieg gegen die Republik zu unterhalten; und dass es ihr

[1] „Révélations de Sénar", p. 247.

durch diese maßlosen Vergeudungen gelungen ist, den Nationalschatz zu erschöpfen."

Fouquier zählt dann alle von Herman in seinem ersten Verhöre aufgehäuften Klagen auf. Er beschuldigt die Königin, am 1. October 1789 zwischen den Officieren der Gardes du corps und denen des Regiments Flandern „ein Mahl" veranstaltet zu haben, „das in eine wahre Orgie ausartete, so wie sie es wünschte"; die Gäste angeeifert zu haben, „in der Trunkenheit Lieder zu singen, die die vollständigste Ergebenheit für den Thron und die entschiedenste Abneigung gegen das Volk ausdrückten, die weiße Cocarde aufzustecken und die Nationalcocarde mit Füßen zu treten".

„Durch ihre Agenten in Paris und Umgebung eine Hungersnoth verursacht zu haben, die zu einer neuen Erhebung Anlass gegeben hat, infolge deren eine unzählbare Menge von Bürgern und Bürgerinnen sich am 5. desselben Monats nach Versailles begeben hat;

„in ihrem Palaste Zusammenkünfte gehalten zu haben, in denen mit Lafayette und Bailly die Flucht nach Varennes beschlossen wurde; für dieses Entweichen alles selbst zugerüstet und vorbereitet zu haben, wie sie selbst in ihrem Verhöre zugegeben hat;[1]

„die am 17. Juli 1791 stattgehabte gräßliche Niedermetzlung der eifrigsten Patrioten, die sich auf das Marsfeld begeben hatten, gewollt zu haben; in den seit langem mit Recht als ‚österreichisches Cabinet' bezeichneten Zusammenkünften gegen die von der gesetzgebenden Versammlung erlassenen Gesetze sprechen gelassen zu haben."

Des weiteren bringt er vor:

„Dass die Witwe Capet mit ihren hinterlistigen Agenten die am 10. August ausgebrochene entsetzliche Verschwörung ausgedacht und ersonnen hat, die nur durch die muthigen und unglaublichen Anstrengungen der Patrioten gescheitert ist; dass sie zu diesem Zwecke in ihrer Wohnung in den Tuilerien sogar in den Souterrains die Schweizer versammelt hat, die nach dem Inhalte der Decrete nicht mehr die Garde Louis Capets bilden sollten; dass sie dieselben vom 9. bis 10., morgens, dem für die Ausführung jener furchtbaren Verschwörung bestimmten Tage, im Zustande der

[1] Sie hatte gerade das Gegentheil gesagt.

Trunkenheit erhalten hat; daſs ſie ebenſo und in derſelben Abſicht eine Menge der als ‚Ritter vom Dolche‘ bezeichneten Leute verſammelt hat, die ſchon an demſelben Orte am 28. Februar 1791 und ſeither am 20. Juni 1792 aufgetreten waren;

„daſs die Witwe Capet, ohne Zweifel fürchtend, daſs jene Verſchwörung nicht die volle Wirkung hätte, die ſie ſich davon verſprochen, am Abend des 9. Auguſt, gegen halb 10 Uhr, in dem Saale, wo die Schweizer oder andere ihr Ergebene an Patronen arbeiteten, gleichzeitig als ſie dieſelben aufmunterte, die Anfertigung dieſer Patronen zu beſchleunigen, um ſie mehr und mehr aufzuſtacheln, Patronen genommen und die Kugeln gebiſſen hat — die Ausdrücke fehlen mir, um einen ſo greulichen Zug wiederzugeben . . .; daſs man nicht bezweifeln kann, daſs in der die ganze Nacht hindurch andauernden Zuſammenkunft beſchloſſen worden iſt, man müſſe auf das Volk ſchießen, und daſs Louis Capet und Marie Antoinette, die die große Lenkerin jener Verſchwörung war, ſelbſt den Befehl, zu ſchießen, gegeben haben.“

Sodann hob Fouquier am Ende ſeiner Anklageſchrift in einigen kurzen Sätzen, als ob er ſich deſſen ſelbſt ſchämte, die abſcheuliche Verleumdung hervor, die nur dem unverſchämten Gehirne des „Père Duchesne“ entſpringen konnte, und faſste ſeine ganze Arbeit in drei Hauptpunkte zuſammen. Die Königin wurde angeklagt:

„1. Boshafterweiſe und abſichtlich im Einverſtändniſſe mit den Brüdern des Louis Capet und dem Exminiſter Calonne auf furchtbare Art die Finanzen Frankreichs verſchleudert und unberechenbare Summen dem Kaiſer zukommen laſſen und ſo den Nationalſchatz erſchöpft zu haben.

„2. Sowohl ſelbſt als durch ihre gegenrevolutionären Agenten Verbindungen und Briefwechſel mit den Feinden der Republik unterhalten und dieſe nämlichen Feinde über die im Rathe beſchloſſenen Angriffs- und Feldzugspläne unterrichtet und unterrichten laſſen zu haben.

„3. Durch ihre Intriguen und Umtriebe und die ihrer Agenten Verſchwörungen und Complotte gegen die innere und äußere Sicherheit Frankreichs angezettelt, zu dieſem Zwecke auf verſchiedenen Punkten der Republik den Bürgerkrieg entzündet und die Bürger gegen einander bewaffnet und dadurch das Blut einer unberechenbaren Zahl von Bürgern vergoſſen zu haben.“

Soweit die Anklage; aber wo sind die Beweise? Welche Belege hat Fouquier zur Unterstützung seiner Behauptungen vorgelegt?

Man hat den Vertheidigern nicht einmal Zeit gelassen, die Belege auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Beweise sind keine vorhanden. Es wird Sache der Zeugen sein, sie zu liefern, wenn sie können.

Die Königin hat die lange Vorlesung des Actuars schweigend angehört, ohne irgendein Zeichen der Erregung von sich zu geben. Kaum, dass eine unmerkliche Regung der Verachtung ihre Lippen in Bewegung setzte, als Fouquier die Verleumdung Héberts wiederholte; aber ihre Haltung blieb ruhig und sicher. Während der übrigen Zeit ließ sie die Finger sorglos auf der Seitenlehne des Fauteuils, auf dem sie saß, wie auf einem Fortepiano herumgleiten.[1]

Das Zeugenverhör beginnt. Zuerst wird Lecointre aus Versailles hereingeführt; er erklärte sich einst für „einen der treuesten Unterthanen" des Königs und der Königin,*[3] und ist seit vier Jahren einer ihrer erbittertsten Feinde, einer von denjenigen, auf denen am schwersten die Verantwortlichkeit für die Octobertage von 1789 lastete. Eben über diese Tage soll er sich erklären. Er wiederholt alle Verleumdungen, die er einst dem Journale von Gorsas zur Verfügung gestellt hat, und bestrebt sich, Marie Antoinette zu belasten. Diese beantwortet die Ausführungen Lecointres und die Fragen des Präsidenten nur mit bündigen Verneinungen.

Der Generaladjutant Lapierre sagt über die Flucht nach Varennes, der Kanonier Roussillon über den 10. August aus. Letzterer behauptet, er habe während der Plünderung der Tuilerien unter dem Bette der Angeklagten Flaschen gesehen — ein augenscheinlicher Beweis, dass sie den Schweizern zu trinken gegeben habe, um sie zu berauschen. Auch den grotesken Anschuldigungen dieses untergeordneten Maulhelden setzt die Königin nur ein stolzes Nein entgegen. Es scheint übrigens, dass man in den Berichten der Zeugen weniger Beweise gegen sie, die im voraus verloren ist, als gegen gewisse Persönlichkeiten sucht, die man verderben will; gegen Lafayette, Bailly, Pétion, oder Polizeiadministratoren, wie

[1] „Moniteur" vom 27. October 1793.

Michonis, Marino, Jobert ꝛc. Mit der Anklage geht es nicht vorwärts, als endlich Hébert hereingeführt wird.

Hébert erzählt unbestimmte Dinge; er hat in einem Buche der Angeklagten gegenrevolutionäre Zeichen, ein von einem Pfeil durchbohrtes Herz gefunden; er verdächtigt Toulan, sich vor den Mitgliedern der exköniglichen Familie ausgesprochen zu haben. Dann wiederholt dieser Elende, der alle Gemeinheiten besitzt, dieser Mensch, der wie ein Ehrloser gelebt und wie ein Feigling sterben soll, im einzelnen die unflätige Verleumdung, die Fouquier den letzten Paragraph seines Anklageactes geliefert hat.

Sonderbar! Die Zuhörerschaft verharrt in Schweigen, der Beifall, auf den Hébert gerechnet, wird ihm nicht zutheil; haben also die Strickerinnen mehr Schamgefühl als er? Selbst der Präsident scheint in seinen Fragen an die Angeklagte die Aussage des Procureur-Substituten der Commune zu vergessen; er fragt über Michonis, über die Nelken-Affaire, und läßt, vielleicht infolge eines Restes von Anstandsgefühl, die abscheulichen Erzählungen des „Père Duchesne“ beiseite.

Aber es findet sich ein Mensch, der nicht weniger Schamlosigkeit als Hébert besitzt. Ein Geschworner — warum hat man seinen Namen nicht gedruckt? Ist er später erröthet oder der Herausgeber des „Bulletin du Tribunal révolutionnaire“ statt seiner? — interpelliert Herman:

„Bürger Präsident, ich lade Sie ein, der Angeklagten bemerken zu wollen, daſs sie auf die Thatsache nicht geantwortet hat, von der der Bürger Hébert gesprochen, betreffs dessen, was zwischen ihr und ihrem Sohne vorgegangen.“

Der Mann kann zufrieden sein, seine Schamlosigkeit ist von Erfolg gekrönt. Die Königin hat bisher den Ausführungen der Zeugen wie dem Geschwätz des öffentlichen Anklägers nur eine eherne Stirne und ein unempfindliches Herz entgegengesetzt. Bei der Frage des Geschwornen röthet sich ihre Stirne und empört sich ihr Herz; sie erhebt sich halb in ihrem Fauteuil und sagt unter einer Geberde der Entrüstung mit zitternder Stimme:

„Wenn ich nicht geantwortet habe, so geschah es, weil die Natur sich sträubt, auf eine derartige Beschuldigung gegen eine Mutter zu antworten.“

Und mit einem Blick auf die Zuhörerschaft fuhr sie fort:

„Ich berufe mich auf alle etwa anwesenden Mütter!“

Bei diesem Aufschrei eines Mutterherzens geht es wie ein magnetischer Strom durch die Anwesenden; die Strickerinnen fühlen sich gegen ihren Willen gerührt; es fehlt wenig, so applaudieren sie wie am 6. October. Man vernimmt Wehgeschrei; Frauen werden ohnmächtig weggetragen, und das Tribunal sieht sich genöthigt, die Störer der Ordnung zu bedrohen.[1] Hébert knirscht und senkt den Kopf; der Aufschrei der Königin hat ihn zu Tode getroffen.“[*1]

Um dem nach der Ansicht der Richter für die Angeklagte zu günstigen Eindrucke schnell ein Ende zu machen, wird das Zeugenverhör wieder aufgenommen. Allein der Notar Silly versucht vergebens den Hass wieder anzufachen durch seine Aussage über die Flucht vom 20. Juni 1791. Er findet keine Aufmerksamkeit mehr; man muss der Erregung der Anwesenden Zeit geben, sich zu beruhigen; um 3 Uhr[2] wird die Sitzung unterbrochen.

So viele Erschütterungen haben die Königin noch immer nicht gebeugt, ihr Bewusstsein hält sie aufrecht. „Schau, wie stolz sie ist,“ murmelt ein Weib, als es sieht, wie sie sicheren Schrittes den Saal verlässt. Die Königin vernimmt dieses Wort und wird betroffen; sie besorgt, zuviel Würde in ihre Antworten gelegt zu haben.[3] Dann wendet sie sich zu ihren Vertheidigern und fragt sie, was sie von den Zeugenaussagen denken; auf die ihr ertheilte Versicherung, dass sich aus der Verhandlung noch nichts Bestimmtes ergebe, sagt sie: „Ich fürchte nur Manuel.“

Um 5 Uhr wird die Sitzung wieder aufgenommen. Die Aussagen folgen einander; aber wie am Vormittage, keine bestimmte Thatsache, keine auf Beweise gestützte Angabe; nur Beschuldigungen, leere Zumuthungen, Annahmen.

Terrasson hat die Angeklagte bei der Rückkehr von Varennes gesehen, wie sie auf die Nationalgarde „den rachsüchtigsten Blick“ geworfen. Reine Millot, „Hausmädchen,“ hat im Jahre 1788 den Herzog von Coigny sagen hören, dass Marie Antoinette ihrem Bruder wenigstens zwanzig Millionen habe zukommen lassen, als ob es wahrscheinlich wäre, dass Coigny, dessen Titel sie nicht ein-

[1] Madame Simon Viennot, „Marie-Antoinette devant le XIX^e siècle“, Paris, Augé, 1838, II, 351.

[2] Chauveau-Lagarde, „Notes sur le procès de Marie-Antoinette“, p. 11.

[3] Daselbst p. 25.

mal kennt, da sie ihn als Grafen bezeichnet, derartige Mittheilungen einer Magd niederen Ranges gemacht habe. Sie weiß auch, daſs die Königin eines Tages zwei Pistolen bei sich gehabt habe, um den Herzog von Orléans zu tödten, und daſs ihr der König habe vierzehn Tage Zimmerarrest geben müssen. Woher weiß sie dies? Sie sagt es nicht. Labenette, Redacteur des „Journal du diable“, der untergeordnete Nacheiferer Marats, erklärt, die Königin habe drei Leute abgeschickt, um ihn zu ermorden. Und außer diesen lächerlichen oder gehässigen Behauptungen kein Beweis, nichts, gar nichts.

Manuel selbst, der einzige Zeuge, den Marie Antoinette zu fürchten scheint, klagt sie nicht an. Er begnügt sich, zu betheuern, er habe nie Beziehungen zum Hofe noch zur Frau des ehemaligen Königs gehabt. Und eigentlich ist Manuel, wie der ihm folgende Bailly, beide als denkwürdige Beispiele der Unbeständigkeit der Volksbegeisterung, eher Angeklagter als Zeuge. Vergebens läſst man eine ganz neue Reihe von Zeugen erscheinen, vergebens wärmt man die Nelken-Affaire wieder auf, vergebens werden Dufraisne, Gilbert, das Ehepaar Richard, die Harel mit Fragen über Rougevilles Besuch in der Conciergerie bestürmt. Um 11 Uhr abends wird die Sitzung aufgehoben; Richter, Geschworne und Zeugen bedürfen der Ruhe.

Die Königin, von der fünfzehnstündigen Verhandlung ermüdet und abgequält, von Hitze, Entrüstung und Ekel erschöpft, hat Durst und verlangt zu trinken. Die Gerichtsdiener sind abwesend; in dieser Menge, wo vor zehn Jahren jeder sich um die Ehre beworben hätte, ihr ein Glas Wasser zu holen und es ihr kniend geboten hätte, hat keiner den Muth, ihr einen Dienst zu leisten, den die einfachste Menschlichkeit fordert. Nur der sie begleitende Gendarmerie-Officier, De Busne, wagt sich zu opfern; er gibt ihr zu trinken.[1] Die Königin fühlt eine Schwäche, ihre Augen werden umflort, und bei der Rückkehr in den Kerker wird sie fast ohnmächtig. „Ich sehe nicht mehr,“ murmelt sie; „ich kann nicht mehr, ich kann nicht gehen.“ Achtungsvoll und von Mitleid ergriffen, bietet ihr De Busne den Arm und hilft ihr die drei schlüpfrigen Stufen hinab, die in ihr Zimmer führen. Am andern Morgen wird De

[1] Chauveau-Lagarde, „Notes sur le procès de Marie-Antoinette“, p. 8, Anm.

Busne, der Menschlichkeit verdächtig und gegenrevolutionären Mitleids überwiesen, in den Kerker geworfen.[1]

Am 15. wird die Sitzung um 9 Uhr morgens wieder aufgenommen. Es ist der letzte Tag dieses furchtbaren Todeskampfes; morgen ist der Todestag.

Der erste Zeuge, der erscheint, ist der Sieger in den Antillen, d'Estaing, „Matrose und Soldat," wie er sich nennt; er besitzt militärische Einsicht und Tapferkeit, ermangelt aber der Selbstachtung wie der Achtung gegen andere. D'Estaing beginnt damit, er habe sich über die Angeklagte zu beschweren, da sie ihn verhindert habe, Marschall von Frankreich zu werden, bringt aber keinerlei Belastung gegen sie vor, ja, seine Aussage ist sogar eine Huldigung für die Großherzigkeit der Königin, denn er hat sie am 5. October sagen hören: „Wenn die Pariser kommen, um mich hier zu ermorden, so werde ich zu den Füßen meines Gatten sein, aber fliehen werde ich nicht."

Auf d'Estaing folgen beide La Tour du Pin, seine einstigen Waffengefährten, bald seine Todesgefährten — alle drei wurden den 28. April 1794 guillotiniert — im Range ihm gleichstehend, an moralischer Größe ihn übertreffend. Ihre Aussagen belasten die Königin ebensowenig wie jene d'Estaings. Der ehemalige Kriegsminister begrüßt sie mit derselben Achtung, wie einst auf den Gängen von Versailles. Man fragt ihn, ob er die Angeklagte kenne. „O ja!" antwortet er, sich verbeugend, „ich habe die Ehre, die hohe Frau zu kennen." Gleich ihr angeschuldigt, vertheidigt er sich und sie mit einer Unbefangenheit und einem Muthe, die ihre Richter aus der Fassung bringen. Man suchte Ankläger, man findet nur Vertheidiger.

Aber Hermans Leidenschaft, Marie Antoinette aufzustacheln, ist erfinderisch. Er kommt ohne Unterlass auf die alten gegen sie vorgebrachten Anklagen zurück, legt ihr ganzes Leben bloß, sucht aus den Pamphleten der Höflinge und der Demagogen die früheren, vom Hasse in der Antichambre wie auf der Gasse eingegebenen Verleumdungen hervor, wie die Ausgaben für Trianon, den Halsbandproceß, die Ernennung freiheitsmörderischer Minister, die angeblich dem Kaiser geschickten Millionen.

[1] Chauveau-Lagarde, „Notes sur le procès de Marie-Antoinette", p. 8, Anm.

Frage: „Woher haben sie das Geld genommen, mit dem Sie Klein-Trianon erbaut und eingerichtet haben, wo Sie Feste gaben, deren Göttin Sie stets waren?“

Antwort: „Es war für diesen Zweck ein Fonds bestimmt.“

Frage: „Dieser Fonds musste ein dauernder sein, denn Klein-Trianon muss enorme Summen gekostet haben?“

Antwort: „Es ist möglich, dass Klein-Trianon große Summen gekostet hat, vielleicht mehr als ich gewünscht hätte; man war nach und nach in die Kosten hineingezogen worden. Übrigens wünsche ich mehr als sonst jemand, dass man sich über das unterrichte, was dort geschehen ist.“

Frage: „Haben Sie nicht in Klein-Trianon zum erstenmal die La Motte kennen gelernt?“

Antwort: „Ich habe sie nie gesehen.“

Frage: „Ist sie nicht in der berüchtigten Halsband-Affaire Ihr Opfer gewesen?“

Antwort: „Sie hat es nicht sein können, da ich sie ja nicht kannte.“

Frage: „Sie beharren also darauf, zu leugnen, dass Sie sie gekannt haben?“

Antwort: „Meine Absicht ist nicht die Ableugnung; ich sage die Wahrheit und werde sie sagen.“

Frage: „Haben Sie nicht die Finanzminister gezwungen, Ihnen Fonds auszuliefern, und wofern sich einige von ihnen geweigert haben, haben Sie sie nicht mit Ihrem Unwillen bedroht?“

Antwort: „Nie!“

Frage: „Haben Sie nicht Vergennes aufgefordert, dem Könige von Ungarn und Böhmen sechs Millionen zukommen zu lassen?“

Antwort: „Nein.“

Man öffnet ein mit dem Communalsiegel versehenes Paket, das die am 2. August bei der Königin, als sie in die Conciergerie überstellt wurde, gefundenen Gegenstände enthält; es sind Brieftaschen, Porträte, Haare.*[5] Könnte die Anklage nicht einen überführenden Beleg gegen die Angeklagte darin finden? Sollten das nicht etwa gegenrevolutionäre Insignien sein? Sollten diese Brieftasche aus rothem Maroquin und dieses Büchlein aus grünem Moire nicht die vertrauliche Mittheilung irgend eines Complots gegen die Freiheit enthalten? Nein, die Porträts sind die der

Prinzessin de Lamballe und der beiden Jugendfreundinnen, der „Damen von Mecklenburg und Hessen". Die Brieftasche enthält nur die Adresse des Arztes der Königin und der mit ihrer Wäsche betrauten Frauen. Die Haare sind von ihrem Gatten und ihren Kindern.

Wird man, aus Mangel an Anklägern unter den Dienern des alten Regimes und des einstigen Hofes oder unter den Männern von 1789, wenigstens deren unter den Dienern der Revolution, bei den Männern von 1793, bei den Helfershelfern Robespierres und Héberts finden? Sie traten jetzt vor den Gerichtshof. Da ist Simon, der „Erzieher des Sohnes von Capet", und Mathey, der Thorwart des Thurmes im Temple. Haben sie etwas Ernsthaftes anzuführen? Gegen die Polizeiadministratoren unbestimmte Anschuldigungen, bedeutungslose Aussprüche, Vermuthungen, gegen die Königin nichts.

Jetzt indessen kommt ein Polizeispion, Tisset, der Verfasser der infamen Sammlung „Rechenschaftsbericht an die Sansculotten der französischen Republik durch die sehr hohe, sehr mächtige und sehr flinke Frau Guillotine", der, glücklicher oder geschickter als die anderen, die Hände voll Thatsachen anlangt. Tisset hat beim Schatzmeister der Civilliste, Septeuil, zahlreiche Belege über an Favras, Bouillé und andere Verschwörer geleistete Zahlungen entdeckt. Er hat zwei mit „Antoinette" unterzeichnete Bons über 80.000 Livres gesehen, ja, mit seinen Fingern gehalten. Dieselben sind bei der seither aufgelösten Commission der Vierundzwanzig hinterlegt worden.

Jetzt kommt der vormalige Secretär der Commission der Vierundzwanzig, Garnerin, der erklärt, den Bon über 80.000 Livres mit der Unterschrift „Antoinette", zu Gunsten der Polignac, gesehen zu haben. Dieser Bon ist, wie die anderen Belege, Valazé, Mitglied der Commission, eingehändigt worden. Garnerin weiß noch mehr, nämlich, dass der Hof Aufkäufe von Lebensmitteln gemacht hat, um „eine Preissteigerung herbeizuführen und dadurch das Volk der Revolution und der Freiheit überdrüssig zu machen". Die Königin, hierüber befragt, erklärt, von diesen Aufkäufen keine Kenntnis zu haben, fragt aber ihrerseits, welches Datum die beiden Bons tragen, die bei Garnerin schon auf einen zusammengeschrumpft sind, und Tisset antwortet verwirrt, der eine sei vom 10. August

1792, als ob die Königin an jenem Tage während des Angriffes auf die Tuilerien oder in der Logographenloge hätte einen Bon über 80.000 Livres an Septeuil schicken können. Die Anklage zerfällt unter ihrer Lächerlichkeit, und Valazé gibt ihr den Todesstoß, indem er den Bon über 80.000 Livres in eine Quittung über 15.000 bis 20.000 Livres verwandelt, an deren Adressaten er sich nicht erinnert. Und auch diese Quittung kann man nicht vorweisen.

Bei dieser Niederlage der Anklage wird die Sitzung um 3 Uhr nachmittags unterbrochen. Die Königin wird nicht in ihren Kerker zurückgeführt; man bringt ihr eine Suppe, die sie eilends zu sich nimmt; sie bedarf der Kräfte für diese letzte, für die Todessitzung, die erst spät in der Nacht enden soll.

Um 5 Uhr tritt der Gerichtshof in den Saal. Diesmal werden die Municipalbeamten und die Polizeiadministratoren zur Aussage berufen: Leboeuf, Jobert, Moëlle, Vincent, Bugnot, Dangé, Michonis ꝛc.; aber diese Männer, deren die meisten sich gegen die Gefangene mit einer Zuvorkommenheit und Ergebenheit benommen haben, die mehrere mit ihrem Kopfe büßen sollten, haben gegen sie nichts vorzubringen. Brunier, der Arzt der königlichen Kinder, der zu wiederholtenmalen in den Temple bestellt worden, um ihnen seine Pflege angedeihen zu lassen, hat auch nichts zu sagen. Man wirft ihm vor, sich den Kindern der Angeklagten mit allen Erniedrigungen des alten Regimes genähert zu haben. „Das war Wohlanständigkeit und nicht Erniedrigung," antwortet muthig Brunier.

Didier-Jourdeuil erklärt, einen von den Angeklagten an den Commandanten der Schweizer, Grafen d'Affry, gerichteten Brief gesehen zu haben, in dem es hieß: „Kann man auf Ihre Schweizer zählen? Werden sie sich gut halten, wenn es Zeit sein wird?" Aber Marie Antoinette stellt diesen Brief in Abrede, und Jourdeuil kann ihn nicht vorweisen.

Was bleibt also von dieser Sitzung wie von der vorausgehenden übrig? Die lächerliche Aussage Michael Gointres, der die Königin im Verdachte hat, zu Passy eine Fabrik für falsche Assignaten gegründet zu haben, oder die abgeschmackte Frage Hermans, ob sie den Plan der Vereinigung Lothringens mit Österreich gefaßt habe: aber keine einzige ernsthafte Aussage, kein einziger

authentischer Beleg, keine einzige Grundlage für das monstruöse Werk des öffentlichen Anklägers. „Die Königin," sagt einer ihrer Geschichtschreiber, „ließ sich nur herbei, sich zu rechtfertigen, um andere zu rechtfertigen, und während jener langen Verhandlung entschlüpfte ihr kein Wort, das einen ihr Ergebenen in Gefahr bringen oder das Gewissen der Richter beruhigen konnte." [1]

Die Zeugenliste ist erschöpft; das Verhör mit seinen Beängstigungen ist vorüber. Der Präsident fragt die Angeklagte, ob sie noch etwas zu ihrer Vertheidigung beizufügen habe.

„Gestern," antwortet sie einfach, dem Urtheil der Geschichte zuvorkommend, „kannte ich die Zeugen nicht; ich wusste nicht, was sie gegen mich vorbringen würden. Nun gut! Niemand hat gegen mich eine bestimmte Thatsache ausgesagt. Ich schließe mit der Bemerkung, dass ich nur Ludwigs XVI. Frau war und mich seinem Willen fügen musste."

Herman erklärt das Beweisverfahren für geschlossen, und Fouquier-Tinville ergreift das Wort. Man wird von uns keine Analyse seiner langen Ausführungen erwarten, die nur eine Widergabe der bekannten Anklageschrift sind. Doch auf einen Punkt, die Aussage Héberts, kommt er nicht zurück.

Die Vertheidiger erheben sich. Um Mitternacht hat sie der Präsident verständigt, dass das Beweisverfahren zuende gehe und sie eine Viertelstunde Zeit haben, sich vorzubereiten. Chauveau-Lagarde spricht zuerst; er hat es übernommen, auf die Anklage wegen Einverständnisses mit den äußeren Feinden zu antworten, während sein College die Königin gegen die Anklage wegen Einverständnisses mit den inneren Feinden vertheidigen soll. „Ich bin bei dieser Angelegenheit," sagt er, „nur ob eines Punktes in Verlegenheit; nicht etwa um Erwiderungen, sondern um Anklagen zu finden." [2] Und die beiden Advocaten reducieren „mit ebensoviel Eifer als Beredsamkeit", sagt das „Bulletin du Tribunal révolutionnaire", das von Fouquier mühsam aufgeführte Gebäude auf nichts.

„Da Sie ermüdet sein müssen, Herr Chauveau-Lagarde," flüstert die Königin ihrem Vertheidiger ins Ohr, „bin ich Ihnen für alle

[1] De Goncourt, „Histoire de Marie-Antoinette", p. 466.

[2] Montjoye, „Histoire de Marie-Antoinette", p. 508.

Ihre Mühe dankbar.“[1*6] Diese Worte werden gehört, und während der Sitzung, unter den Augen ihrer hohen Clientin, werden Chauveau-Lagarde und Tronçon-Ducoudray verhaftet.

Herman resumiert die Verhandlung, oder vielmehr, spricht eine neue, heftige Anklage aus, dazu bestimmt, den Geschwornen zu zeigen, welche Leistung man von ihnen erwartet. „Das französische Volk,“ sagt er, „klagt Marie Antoinette an“; und nach einem gehässigen Rückblick auf das öffentliche Leben der Angeklagten und einer Erinnerung an die politischen Ereignisse der letzten fünf Jahre, „die Namen unserer infolge der höllischen Machinationen dieser modernen Médicis erwürgten Brüder“ aufrufend, stellt er folgende vier Fragen:

1. „Ist es constatiert, dass Umtriebe und Einverständnisse mit den fremden Mächten und den auswärtigen Feinden der Republik bestanden haben, die darauf gerichtet waren, ihnen Hilfe in Geld zu liefern, ihnen den Einmarsch auf französisches Gebiet zu gewähren und den Fortschritt ihrer Waffen zu erleichtern?“

2. „Ist Marie Antoinette, Witwe nach Louis Capet, überführt, bei diesen Umtrieben mitgewirkt und solche Einverständnisse gehabt zu haben?“

3. „Ist es constatiert, dass ein Complot und eine Verschwörung existiert haben zu dem Zwecke, den Bürgerkrieg im Innern der Republik anzufachen, mittelst Bewaffnung der Bürger gegen einander?“

4. „Ist Marie Antoinette, Witwe nach Louis Capet, überführt, an diesem Complot und dieser Verschwörung theilgenommen zu haben?“

Die Geschwornen ziehen sich in das Berathungszimmer zurück, und die Angeklagte wird hinausgeführt.[2] Nach ungefähr einer Stunde treten die Geschwornen wieder ein und beantworten alle Fragen einstimmig mit Ja.

Herman, Heuchler bis zum Ende, ermahnt die Anwesenden, sich jeder Beifallskundgebung zu enthalten, lässt Marie Antoinette wieder hereinführen und ihr den Ausspruch der Jury verlesen.

Fouquier ergreift das Wort und begehrt gemäß Artikel I, Section 1, Titel 1 des zweiten Theiles des Strafgesetzes, gegen

[1] Chauveau-Lagarde, „Notes sur le procès de Marie-Antoinette“, p. 45.

[2] Campardon, „Marie-Antoinette à la Conciergerie“, p. 118.

die Angeklagte die Todesstrafe. Der Präsident fragt die Königin, ob sie betreffs der Anwendbarkeit der Strafe eine Einwendung zu machen habe. Die Königin schüttelt den Kopf, ohne ein Wort zu sagen.

Der Präsident berieth sich mit seinen Collegen; der Gerichtshof fällt das Erkenntnis, und Herman erklärt, dass Marie Antoinette von Österreich-Lothringen, Witwe nach Louis Capet, zum Tode verurtheilt wird.

Die Königin bleibt unempfindlich; kein Zucken in ihrem Gesichte, keine Thräne in ihren Augen.*[7] Gebrochen vor Ermüdung, erschöpft durch Blutverlust, geschwächt durch Mangel an Nahrung — sie hat seit zwölf Stunden fast nichts zu sich genommen — hält sie dennoch ihre unvergleichliche Willenskraft aufrecht. Sie spricht kein Wort, macht keine Geberde; ruhig, stolz, erhobenen Hauptes verlässt sie den Sitzungssaal und geht in die Conciergerie zurück, wo die Gendarmen sie in den Kerker der zum Tode Verurtheilten führen.[1]

[1] Moëlle, „Six journées passées au Temple", p. 67 u. 68.

# Siebenundzwanzigstes Capitel.

Der letzte Tag. — Brief Marie Antoinettes an Prinzessin Elisabeth. — Die Königin kleidet sich an und legt sich auf einige Augenblicke auf ihr Bett. — Abbé Girard. — Der Henker Samson. — Vorbereitungen in Paris. — Die Königin besteigt den Karren der Verurtheilten. — Die Fahrt von der Conciergerie auf den Revolutionsplatz. — Der Schauspieler Grammont und die Bürgerin Lacombe. — Das Schafott. — Tod. — Schluss.

Es ist halb 5 Uhr morgens; in einigen Stunden wird der Henker sein Opfer holen. Die Königin verlangt Tinte; bevor sie stirbt, fühlt sie das Bedürfnis, ihr Herz auszuschütten und ihren Kindern und ihrer Schwägerin mit ihren letzten Thränen ihren letzten Gedanken zu senden. Sie schreibt an Prinzessin Elisabeth:

„Am 16. October, um halb 5 Uhr morgens.

„Mein letztes Schreiben, liebe Schwägerin, richte ich an Dich. Ich bin verurtheilt worden, nicht zu einem schimpflichen Tode — der gehört nur für die Verbrecher — sondern Deinem Bruder nachzufolgen. Unschuldig, gleich ihm, hoffe ich in den letzten Augenblicken dieselbe Festigkeit zu zeigen wie er. Ich bin so ruhig, wie man ist, wenn einem das Gewissen nichts vorwirft. Ich bedauere sehr, meine Kinder verlassen zu müssen. Du weißt, dass ich nur für sie lebte; und Dich, liebe gute Schwägerin, die Du vermöge Deiner Freundschaft alles geopfert hast, um bei uns zu bleiben, in welcher Lage lasse ich Dich zurück!

„Ich habe durch das Plaidoyer im Processe erfahren, dass meine Tochter von Dir getrennt ist; ach! das arme Kind, ich wage nicht, ihr zu schreiben;*[1] sie würde meinen Brief nicht erhalten; ich weiß nicht einmal, ob Dir dieser da zukommen wird.*[2] Empfange für sie beide meinen Segen; ich hoffe, dass sie einst, wenn sie größer sind, sich mit Dir vereinigen und ganz Deine zärtliche Sorgfalt werden genießen können. Mögen sie beide bedenken, was ich ihnen unaufhörlich eingeflößt habe, dass Grundsätze und genaue Erfüllung der Pflichten die Grundlage des Lebens sind, dass ihre gegenseitige Freundschaft und Vertrauen ihr Glück ausmachen

werden. Möge meine Tochter begreifen, daſs sie bei ihrem Alter ihren Bruder durch die Rathſchläge unterſtützen ſoll, die ihr die größere Erfahrung und ihre Freundſchaft eingeben werden. Möge mein Sohn ſeiner Schweſter alle Sorge, alle Dienſte erweiſen, die die Freundſchaft einflößen kann. Mögen ſie endlich beide erkennen, daſs, in was immer für einer Lage ſie ſich befinden mögen, ſie nur durch ihre Einigkeit wahrhaft glücklich ſein werden. Mögen ſie ſich an uns ein Beiſpiel nehmen; wieviel Troſt hat uns in unſerem Unglücke unſere Freundſchaft gewährt, und im Glücke genießt man doppelt, wenn man es mit ſeinem Freunde theilen kann, und wo findet man eine zärtlichere und innigere als in ſeiner Familie? Möge mein Sohn nie die letzten Worte ſeines Vaters vergeſſen, die ich ihm hiemit ausdrücklich wiederhole: er ſolle nie unſeren Tod zu rächen ſuchen!

„Ich habe zu Dir von einer meinem Herzen ſehr peinlichen Sache zu ſprechen. Ich weiß, wie viel Mühe Dir dieſes Kind gemacht haben muſs. Verzeihe ihm, liebe Schwägerin, bedenk, wie leicht es iſt, einem Kinde ſeines Alters das ſagen zu laſſen, was man will, und was es nicht einmal verſteht. Ich hoffe, daſs ein Tag kommen wird, wo es den Wert Deiner Güte und Zärtlichkeit gegen beide beſſer erkennen wird.

„Es bleibt mir noch übrig, Dir meine letzten Gedanken mitzutheilen. Ich hätte ſie gerne am Anfange des Proceſſes niedergeſchrieben; aber abgeſehen davon, daſs man mich nicht ſchreiben ließ, war der Verlauf ein ſo raſcher, daſs ich wirklich keine Zeit dazu gehabt hätte.

„Ich ſterbe in der römiſchen, katholiſchen und apoſtoliſchen Religion, in der meiner Väter, in der ich erzogen worden bin und die ich ſtets bekannt habe. Da ich keinen geiſtlichen Troſt zu erwarten habe und nicht weiß, ob hier noch Prieſter dieſer Religion exiſtieren — und überdies würde ſie der Ort, wo ich bin, zuſehr in Gefahr bringen, wenn ſie einmal hineinkämen — ſo bitte ich aufrichtig Gott um Verzeihung für alle Fehler, die ich etwa begangen habe, ſeitdem ich lebe; ich hoffe, daſs er in ſeiner Güte meine letzten Wünſche gut aufnehmen wird, wie auch diejenigen, die ich ſeit langem hege, daſs er meine Seele in ſeiner Barmherzigkeit und Gnade zu ſich nehmen wolle. Ich bitte um Verzeihung alle jene, die ich kenne, und Dich, liebe Schwägerin, ganz beſonders, für alle

Beschwerden, die ich, ohne es wollen, ihnen etwa verursacht habe. Ich verzeihe allen meinen Feinden das Böse, das sie mir angethan. Ich sage meinen Tanten und all meinen Schwägern und Schwägerinnen Lebewohl. Ich hatte Freunde; der Gedanke, von ihnen geschieden zu sein für immer, und ihre Leiden gehören zu den größten Kümmernissen, die ich sterbend mit mir nehme; mögen sie wenigstens erfahren, dass ich bis zu meinen letzten Augenblicken an sie gedacht habe.

„Lebe wohl, liebe, gute Schwägerin; möchte dieser Brief an Dich gelangen! Denke immer an mich; ich umarme Dich aus meinem ganzen Herzen, wie auch meine armen Kinder. Mein Gott! wie herzdurchbohrend ist es, sie für immer zu verlassen! Adieu! Adieu! Ich will mich nur mehr mit meinen geistlichen Pflichten beschäftigen. Da ich in meinen Handlungen nicht frei bin, wird man mir vielleicht einen Priester herbeiführen; aber ich betheuere hier, dass ich kein Wort zu ihm sagen und ihn absolut als fremdes Wesen behandeln werde."

Die Königin hat, während sie diesen Brief schrieb, geweint, nicht über sich, sondern über ihre Kinder. Sie hat geweint beim Gedanken an die unwürdigen Hände, in denen sie ihren Sohn zurücklässt, an das, was man ihn schon hat sagen und thun heißen, und was man ihn vielleicht noch zwingen wird zu sagen und zu thun. Aber diese Gedanken dürfen sie nicht weich stimmen; sie braucht all ihren Muth und all ihre Kräfte, um zu sterben. Sie drängt ihre Thränen zurück, gibt ihren Brief dem Thorwart Bault,[1] kniet nieder und ergießt lange vor Gott ihre ganze Seele.[2] Dann steht sie auf, isst eilig einen Hühnflügel und ein kleines Brot,[3] legt ihr von den seit einem Monate sie erschöpfenden Blutflüssen ganz beflecktes, armseliges Hemd ab, zieht ein von der Frau des Thorwarts ihr besorgtes anderes an und legt sich, gebrochen von all den Aufregungen, ganz angekleidet auf ihr Bett, wickelt ihre Füße in eine Decke und schläft ein.[4]

Um 6 Uhr weckt man sie. „Hier ist," hieß es, „ein Pariser Pfarrer, wenn Sie beichten wollen." — „Ein Pariser Pfarrer?"

[1] „Récit exact", p. 15.

[2] „Récit des événements arrivés au Temple", p. 62.

[3] Moëlle, „Six journées passées au Temple", p. 68.

[4] Montjoye, „Histoire de Marie-Antoinette", p. 513.

flüstert sie, „es gibt keinen.“ [1] Der weltlich gekleidete Priester tritt näher; [2] es ist ein gewisser Abbé Girard, „Pfarrer“ von Saint-Landry in der Altstadt Paris. Die Königin dankt, lehnt aber, treu der in obigem Briefe übernommenen Verpflichtung, die Dienste des Schismatikers ab. Sie hat übrigens die Dienste nicht nöthig. Gott hat ihr die Gnade gewährt, ihr einige Tage vorher einen treugebliebenen Priester zu senden, und, wie Prinzessin Maria Theresia berichtet, soll sie noch am selben Morgen, vor ihrem Fenster kniend, von dem ihr gegenüber eingekerkerten Pfarrer von Sainte-Marguerite die Lossprechung und den Segen erhalten haben. [3]

Die Königin friert; die schon kühle Luft der ersten Herbstnächte, die Flussnebel und die Feuchtigkeit ihres Gefängnisses machen das Blut in ihren Adern starr. Auf Abbé Girards Rath legt sie einen Polster auf ihre Füße und versenkt sich in ihre Gedanken und stummen Gebete. [4]

Um 7 Uhr betritt eine neue Persönlichkeit den Kerker; es ist der letzte Schauspieler dieses Trauerspieles, der Henker. „Sie kommen früh, mein Herr,“ sagt Marie Antoinette zu ihm, „könnten Sie nicht noch warten?“ — „Nein, Madame, ich habe Befehl, zu kommen.“ [5] Die Königin schneidet sich selbst das Haar ab, [6] und Samson — so hieß der Scharfrichter — schreitet rasch zur Todestoilette. Dann wartet man. Der Priester versucht einige Ermahnungen; die Königin hört nur mit halbem Ohre; ihre Gedanken weilen nicht mehr hienieden. Als sich aber Girard herausgenommen, zu sagen: „Ihr Tod wird sühnen . . .,“ unterbricht sie ihn lebhaft mit den Worten: „Oho! Fehler, aber kein Verbrechen.“ [7]

Schon um 5 Uhr morgens war in den achtundvierzig Pariser Sectionen Rappell geschlagen worden. Um 7 Uhr ist die gesammte bewaffnete Macht auf den Beinen; vom Palais bis zum Revolutionsplatze sind bei den Brücken, auf den Plätzen und Kreuzungen Kanonen aufgestellt. Um 10 Uhr durchziehen zahlreiche Patrouillen die Straßen. [8]

[1] „Révolutions de Paris“, Nr. 212, p. 96.
[2] „Moniteur“ vom 27. October 1793.
[3] „Récit des événements passées au Temple“, p. 62 u. 63.
[4] Montjoye, „Histoire de Marie-Antoinette“, p. 513.
[5] „Révolutions de Paris“, Nr. 212, p. 96.
[6] Daselbst.
[7] Montjoye, „Histoire de Marie-Antoinette“, p. 514.
[8] „Révolutions de Paris“, Nr. 214.

Eine ungeduldige Menge drängt sich an den Thoren der Conciergerie; Tausende von Sansculotten[1] sind da, ihr Opfer beschimpfend und ihrer Beute harrend.

Um 11 Uhr entsteht eine Bewegung. Die Thür des Gefängnisses öffnet sich; die Königin erscheint, stolz und majestätisch wie in Versailles; sie ist mit einem Morgenkleide von weißem Piqué angethan,[2] wie zu einem Triumphtage, sagt ein Augenzeuge,*[3] und trägt Schuhe aus schwarzer Prunelle mit sehr hohen Absätzen à la Saint-Huberty;*[4] um den Hals hat sie ein weißes Mousselintuch, auf dem Kopfe eine Linonhaube — es ist ihr nicht gestattet worden, barhaupt zum Schafotte zu gehen;[3] — die Ellbogen sind durch eine große Schnur zurückgezogen, deren Ende der Henker hält; das Gesicht ist blass, bei den Backenknochen etwas geröthet, die Augen mit Blut unterlaufen, die Brauen steif und unbeweglich;[4] die Lippen umspielt ein unausdrückbarer Zug von Geringschätzung.[5] Ihre Begleitung bilden Gendarmen und der „Pfarrer" von Saint-Landry. „Wollen Sie, dass ich Sie begleite?" hat der „constitutionelle Priester" zu ihr gesagt. — „Wie Sie wollen," hat die Königin gleichgiltig geantwortet.[6]

30.000 Mann bilden Spalier von der Conciergerie bis zum Revolutionsplatze.[7] Dieser militärische Aufwand, diese Furcht vor der Möglichkeit eines Entweichens, vor einem Complot zur Entführung der Verurtheilten während der Fahrt,*[5] diese ungeheure wogende Menschenmenge sind die letzte, unfreiwillige Huldigung für Marie Antoinettes Größe; denn man hat gegen diese gestürzte Majestät nicht dieselben Rücksichten geübt wie gegen ihren Gatten. Der Wagen, der sie einige Schritte vor dem Thore erwartet, ist keine Caroſſe wie für Ludwig XVI., sondern der elende Karren für die gewöhnlichen Verurtheilten, mit seinen Rädern voll Koth, und einem Brette als Sitzbank, ohne Stroh oder Heu unter den Füßen, von einem plumpen Schimmel gezogen; als Kutscher figuriert

[1] „Père Duchesne", Nr. 299.
[2] „Moniteur" vom 27. October 1793.
[3] „Révolutions de Paris", Nr. 212, p. 97.
[4] „Louis XVII."
[5] Siehe das Porträt von David.
[6] „Révolutions de Paris", Nr. 212.
[7] Daselbst Nr. 214.

ein Mann in der Blouse, mit wildem, unheimlichem Gesichte. Die Königin kann beim Anblicke dieses seltsamen Vehikels eine Regung der Überraschung nicht unterdrücken,[1] doch alsbald ist diese vorübergehende Gemüthsbewegung überwunden.

An dem hinter dem Karren angebrachten Auftritte lehnt man eine ziemlich breite Leiter von vier bis fünf Sprossen. Samson bietet der Verurtheilten die Hand, um ihr beim Hinaufsteigen zu helfen; die Königin wehrt ab und steigt allein hinauf. Sie setzt sich auf die Bank, mit dem Rücken gegen das Pferd; der Priester setzt sich neben sie. „Jetzt, Madame," sagt er, „ist der Augenblick da, sich mit Muth zu wappnen." — „Mit Muth!" versetzte sie lebhaft; „ich habe schon so viele Lehrjahre hinter mir, dass es nicht glaublich ist, es werde mir heute daran fehlen."[2] Der Priester bleibt bei seinen Worten, sie aber gebietet ihm Schweigen, und wiederholt mit Entschiedenheit, dass sie nicht zu seiner Religion gehöre, „dass sie im Bekenntnisse derjenigen ihres Gemahls sterbe, und nie die Grundsätze vergessen werde, die er ihr so oft eingeschärft hat".[3] Der Henker und sein Gehilfe stehen hinter der Königin, an die Wände des Wagens gelehnt und „sichtlich bemüht, nach Herzenslust die Schnüre zu schwingen," die die Hände des Opfers binden, und deren Enden sie halten.

Eine matte Herbstsonne beleuchtet dieses Schauspiel. Der Karren setzt sich in Bewegung; die Gendarmen haben Mühe, ihm einen Weg zu bahnen durch die geschlossene Masse von Sansculotten und Strickerinnen, für die heute ein großer Tag ist. Ein seltsames Schweigen herrscht in der Menge, aber beim Eintritte in die rue Saint-Honoré beginnt das Geschrei. Rohe Witze, gemeine Späße, infame Beschimpfungen, Todesrufe erschallen aus diesem wahnsinnigen Pöbel, und vermengen sich mit den Rufen: „Es lebe die Republik! Nieder mit den Tyrannen!"[4] Einige Elende klatschen in die Hände;[5] der Schauspieler Grammont tänzelt auf seinem Pferde um den Karren herum und gibt das Signal zu den Schmähungen. Unempfindlich und kaltblütig, „ohne Erniedrigung

[1] „Révolutions de Paris", Nr. 212, p. 96.
[2] Montjoye, „Histoire de Marie-Antoinette", p. 515.
[3] A. de Ségur, „Un épisode de la Terreur", p. 68.
[4] „Moniteur" vom 27. October 1793.
[5] „Révolutions de Paris", Nr. 212, p. 96.

und ohne Stolz,“[1] schweifen die Blicke der Königin über die hafserfüllte Menge, fast ohne sie zu sehen, und an ihre Ohren dringt der Lärm, ohne dafs sie ihn hört. Kaum dafs von Zeit zu Zeit eine besonders gehässige Beschimpfung zu ihr gelangt und für einen Augenblick ihre Gedanken auf die Erde zieht, die beharrlich nach dem Himmel streben.

Niemand ist an den Fenstern; nur die thierische Roheit der Straße kommt zur Geltung.[2] Jede Sympathie mufs schweigen, nur der Hafs hat ein Recht sich zu zeigen. Doch sollen einige Zuschauer vor Schmerz ohnmächtig geworden sein.[3]

Der Karren fährt langsam; die Königin mufs, schreibt ein Journalist, „lange an dem Tode trinken“.[4] Vor St. Roch hält der Zug; hier ist eine Station, die die erfinderische Wuth der Henker ihrem Opfer auf seinem langen Kreuzwege bereitet hat. Auf der Kirchentreppe ist die Blüte der revolutionären Furien, das Bataillon der Bürgerin Lacombe aufgepflanzt. Grammont richtet sich in seinen Steigbügeln auf, schwingt seinen Säbel und schreit: „Da ist die infame Marie Antoinette; sie ist . . . ., meine Freunde!“ Das ist das Signal; ein Gemurmel durchzieht die Menge; ein Geheul von Schmähungen, Verwünschungen und Beschimpfungen erhebt sich. Welch ein Genufs für diese Weiber, diese „Ableckerinnen der Guillotine“, wie sie so ausdrucksvoll die Commune nannte, wenn sie auf dem Gesichte der Verurtheilten ein Zittern und in ihren Augen eine Thräne sehen könnten! Aber diese Lust ist ihnen nicht gewährt; unter der Wucht des Schimpfes bleibt die Königin unempfindlich, sieht nichts und hört nichts.

Hundert Schritte weiter, gegenüber dem Jakobinerclub, scheint sie die Inschrift über dem Durchgangsbogen entziffern zu wollen. Sie neigt sich gegen den constitutionellen Priester und scheint ihn zu fragen. Statt aller Antwort erhebt der Priester ein kleines Elfenbeincrucifix, und die Königin verharrt in ihrer schweigenden, gleichgiltigen Haltung.[5]

[1] „Moniteur“ vom 27. October 1793.
[2] Rougyff, „La France en vedette“, Nr. 35.
[3] Montjoye, „Histoire de Marie-Antoinette“, p. 516.
[4] Audouin, „Journal universel“, Nr. 1423.
[5] „Louis XVII“, II, 147.

Um 12 Uhr mittags langt der Zug auf dem Revolutionsplatze an. Vermöge einer letzten, blutigen Ironie ist das Schafott bei dem Pont-Tournant am Fuße der Freiheitsstatue errichtet. Die Königin wirft einen langen Blick auf die Tuilerien, wo sie zum erstenmale als lichtumflossene Dauphine, begrüßt von den begeisterten Acclamationen des Volkes, eingezogen ist, und die sie am 10. August 1792 unter dem Wuthgeschrei desselben, so grausam wankelmüthigen Volkes verlassen hat; sie blickt hin auf jene Bäume, in deren Schatten ihr Sohn so oft gespielt, und deren in der Herbstsonne gelbgewordene Blätter zu Boden fallen; auf jenen Palast, in dem sie seit den Octobertagen 1789 unter Todesqualen drei Jahre verlebt, und angesichts dessen sie sterben soll. Unter der Wucht dieser Erinnerungen und Gedanken senkt sich ihr Haupt und erblasst ihr Gesicht;[1] sie bricht einen Augenblick unter unergründlichen Schmerzen zusammen, richtet sich jedoch alsbald wieder auf, steigt „leicht und rasch" vom Karren herab und, „obwohl ihre Hände noch immer gebunden sind," ohne Unterstützung die Stufen des Schafotts hinauf, „mit noch ruhigerem Aussehen, als da sie aus dem Gefängnisse gieng".[2]

Als sie die Treppe hinaufgeht, setzt sie aus Versehen einen Fuß auf den des Scharfrichters; Samson stößt einen Schmerzensschrei aus. Die Königin wendet sich um und sagt mit einer in einem solchen Augenblicke unerhörten Geistesgegenwart und Würde: „Mein Herr, ich bitte Sie um Verzeihung!"[3] Dann erhebt sie die Augen gegen Himmel und flüstert ein letztes Gebet.

Vier Minuten später hatte das nationale Hackmesser seine Schuldigkeit gethan.[4] Der Scharfrichter zeigte dem Volke diesen blutigen Kopf, dessen Wangen noch ein lebhaftes Incarnat färbte und dessen Augenlider convulsivisch zuckten. „Es lebe die Republik!" schrie das Volk. Es war viertel 1 Uhr.

Alles war zuende, die Kaisertochter war zum Sohne des heil. Ludwig in den Himmel gekommen. Die Menge verlief sich, schweigend, wie bestürzt, von jenem unwillkürlichen Schauder er-

[1] Dauban, „La démagogie à Paris en 1793", p. 461.

[2] Daselbst.

[3] „Révolutions de Paris", Nr. 212.

[4] Dauban, „La démagogie à Paris en 1793", p. 461.

faßt, der selbst die verhärtetsten Gewissen nach Vollbringung eines großen Verbrechens zermalmt.

Inzwischen trat aus jener haßerfüllten und wuthgesättigten Pöbelmasse ein Mann hervor, schlich sich unter die Guillotine und tauchte sein Taschentuch in das vom Schafott herabfließende Blut wie in das Blut einer Martyrin.[1]

Gleich dem Gendarmen Maingot hat die Geschichte das Blut des Opfers aufgefangen — aufgefangen, um es den Mördern Marie Antoinettes als Kainszeichen auf die Stirne zu drücken. „Das erste Verbrechen der Revolution," sagt Chateaubriand, „war der Tod des Königs, aber das entsetzlichste war der Tod der Königin."[2] — „Paris hat kein Verbrechen mehr zu begehen," schrieb Cardinal Bernis, als er die Hinrichtung vom 16. October erfuhr. „Das letzte erhebt alle andern auf einen bis heute unbekannten Grad der Abscheulichkeit und Infamie."[3] Und Napoleon hat gesagt: „Der Tod der Königin war ein ärgeres Verbrechen als der Königsmord,"[4] ein gänzlich grundloses Verbrechen, weil man keinerlei Vorwand als Entschuldigung anführen konnte; ein höchst unpolitisches Verbrechen, weil es „eine auswärtige Prinzessin, ein unverletzliches Unterpfand" traf; ein höchst feiges Verbrechen, weil dessen Opfer eine Frau war, „die Ehren ohne Macht gehabt hatte".

Vierzehn Tage nachher[5] vergrub der Todtengräber Joly in einem dunkeln Winkel des Madeleiner Friedhofes die verstümmelten Reste der großen Todten und legte der Bestätigung des Präsidenten des Revolutionstribunals, Herman, folgende Rechnung vor:

„Die Witwe Capet, für die Bahre . . . 6 Livres
Für das Grab und die Todtengräber . . 25 Livres."[6]

Das war die letzte „Rechnung über die zum Dienste der Königin von Frankreich gemachten Lieferungen".*[6]

[1] M. Campardon, „Marie-Antoinette à la Conciergerie".

[2] Rede in der Pairs-Kammer in der Sitzung vom Donnerstag den 23. Februar 1816.

[3] „Le cardinal de Bernis depuis son ministère", p. 539.

[4] „Mémoires d'un ministre du trésor public", III, 123.

[5] Am 11. Brumaire des Jahres II oder 1. November 1793.

[6] Goncourt, „Histoire de Marie-Antoinette", p. 488.

# Anmerkungen zum zweiten Bande.

**In diesem Bande sind mehrere erst nach dem Drucke der bezüglichen Textbogen als nothwendig erschienene Noten anstatt mittelst des bisher üblichen Citatzeichens (Stern und Ziffer) mittelst Angabe der betreffenden Seite und Zeile des Textes aufgeführt.**

## Erstes Capitel.

*1 „Starke Frau" (femme forte) wird offenbar mit Anlehnung an die Stelle in den „Sprichwörtern" (Capitel 31) gesagt: „Mulierem fortem quis inveniet?" ꝛc.

*2 In einem Briefe des Barons d'Aubier an Baron de Breteuil heißt es: „Sie besaß jene Würde, jenen Muth, jenen kraftvollen Schwung, der eine von Geburt aus starke Seele beweist, aber es mangelte dieser Seele die Übung im Gebrauche ihrer Kraft."

*3 „Privilegierte" nannte man die beiden ersten Stände: Clerus und Adel. Ersterem gehörten rund 130.000, letzterem 140.000 Personen an. Der Clerus unterschied sich in politischer Beziehung in den französischen (clergé de France) und den ausländischen (clergé étranger) Clerus; ersterer umfaßte die sozusagen altfranzösischen Provinzen, letzterer die seit Heinrich II. eroberten und annectierten Länder. Der Clerus der alten Provinzen zählte 16 Erzbischöfe und 100 Bischöfe, der fremde Clerus 2 Erzbischöfe und 22 Bischöfe. Pfarrer und Vicare gab es zusammen 60.000, männliche Ordenspersonen 23.000 (einige Jahrzehnte vor der Revolution noch 80.000) in 2500 Klöstern, Nonnen 37.000 in 1500 Klöstern. Daß trotz des am Marke der Kirche Frankreichs fressenden Giftes des Gallicanismus und Jansenismus sowohl die Bischöfe als der einfache Clerus und die Ordensgeistlichkeit im allgemeinen von gutem Geiste beseelt und von der Heiligkeit ihres Standes durchdrungen waren, geht aus der großen Zahl Martyrer und Bekenner, die sich unter ihnen in der Stunde der Prüfung während der Revolutionszeit fanden, unwiderleglich hervor. Daß es auch traurige Beispiele des Gegentheils gab, haben wir schon gesehen. Namentlich manche dem Hochadel entsproffenen Kirchenfürsten vergaßen gänzlich ihrer geistlichen Würde und spielten nur den Grandseigneur, und über solche Prälaten machte ein Pfarrer jener Zeit seinem Grolle in folgenden bitteren Worten Luft: „Wir unglückliche Priester mit fixen Gehalten, wir sind gewöhnlich den größten Pfarrsprengeln zugetheilt; von unserem Schicksale wiederhallen die Steine und Sparren unserer elenden Wohnungen; wir haben es mit Prälaten zu thun, die uns vielleicht noch Processe anhängen würden, weil wir uns in ihren Wäldern Stöcke abschneiden als unsere einzige Stütze auf unseren langen Gängen. Wenn so ein Prälat dahergefahren kommt, ist der arme Mann genöthigt, sich tappend auf einer Böschung zu halten, um sich vor den Hufen der Pferde, den Rädern des Wagens und vielleicht auch

der Peitsche eines unverschämten Kutschers zu schützen. Dann muss er, seinen elenden Stock in der einen, und seinen Hut — wie er ihn eben besitzen mag — in der andern Hand, flink und demüthig durch das Fenster des geschlossenen vergoldeten Wagens hindurch den Pseudohierarchen grüßen, der auf der Wolle der Herde schnarcht, die der arme Hirte zur Weide führt, und von der er ihm nur den Talg und den Koth lässt."

Necker schätzte das Gesammteinkommen der Geistlichkeit in der „Administration des finances" auf 130 Millionen Livres. Wenn es heißt, die Geistlichkeit sei steuerfrei gewesen, so ist dies eine Phrase, deren Wahrheit bei näherer Untersuchung sehr zusammenschrumpfte. Abgesehen von den Leistungen des Clerus und der Klöster für das öffentliche und allgemeine Wohl, namentlich auf dem Gebiede der Armenpflege, der Wohlthätigkeit und Hilfeleistung jeder Art, war die sogenannte ausländische Geistlichkeit in einigen Provinzen den allgemeinen Abgaben unterworfen, und was den Clerus der übrigen Provinzen betrifft, so hatte er zunächst einen eigenen Zehent an den Staatsschatz zu zahlen (décime du clergé, nach dem ersten Schätzungscommissär auch décime paschaline genannt), der zuerst 1561 auf der Versammlung des Clerus zu Poissy als Verpflichtung übernommen und dann regelmäßig auf den Decennalversammlungen des Clerus erneuert wurde. Außer diesem „ordentlichen Zehnten" legte sich der Clerus außerordentliche Zehnten auf, deren Ertrag als dons gratuits extraordinaires der Regierung zur Verfügung gestellt wurde. Daneben bestanden die dons gratuits ordinaires, die alle fünf Jahre im Betrage von 15 bis 18 Millionen Livres bewilligt wurden. Die Geistlichkeit pflegte diese Beiträge zu den Staatslasten gewöhnlich durch Anlehen aufzubringen und hatte 1789 eine Schuldenlast von 136 Millionen, für deren Zinsen und allmähliche Abzahlung durch eine auf alle Präbenden und Beneficien vertheilte Abgabe gesorgt war. Ferner zahlten die Abteien und Priorate königlicher Nomination in die Casse des Invalidenhauses (hôtel des Invalides) zu Paris einen jährlichen Beitrag von 300.000 Livres als Äquivalent der Verpflichtung, verwundete und kranke Soldaten zu beherbergen und zu ernähren. Und so gab es noch mancherlei andere Titel und Formen, unter denen die Geistlichkeit zu den Staatseinnahmen beitrug, so dass es mit ihrer Steuerfreiheit nicht soweit her war, als man vielfach annimmt.

Den zweiten Stand des Reiches bildete der Adel, und es war in Frankreich Grundsatz: „Der Cleriker ist der ältere Bruder des Adels." Es gab aber unter dem Adel sehr viele Abstufungen, von denen die höheren auf die niederen mit Geringschätzung herabsahen und diese kaum als ebenbürtig betrachteten. Den höchsten Adel bildete die Pairschaft, die 38 weltliche Mitglieder zählte, welche ducs et pairs hießen, dann kamen die ducs héréditaires non pairs, nach diesen die ducs à brevets et brevets d'honneurs, die zum Theil nur die Ehrenvorzüge, nicht den Titel eines Herzogs hatten. Zum hohen Adel rechnete man dann noch die Grafen, Marquis, Vicomtes und Barone, welche Titel keinen Rangsunterschied begründeten. Dieser höchste und hohe Adel (die Seigneurs und Gentils hommes), der sich auf kriegerisches Verdienst und Grundbesitz gründete, sonderte sich scharf ab von den bloßen Nobles, die ihren Adel erworben oder erkauft hatten. Ferner unterschied sich — wenigstens gesellschaftlich — der

Adel im Militär vom Adel in der Beamtenschaft (Magistratur), der Hofadel vom Land- oder Provinzialadel.

Der alte grundbesitzende Adel war in höherem Maße steuerfrei als die Geistlichkeit. Sobald ein Adeliger sein Grundstück selbst oder durch einen Beamten bewirtschaftete (also nicht verpachtete), war er von der Taille befreit; außerdem war der Adel frei vom Militärdienst, von der Einquartierung, von den Beiträgen zum Straßenbau und vom Frohndienste; die Capitation (Kopf- und Vermögenssteuer) zahlte er. Alle jene Befreiungen waren ein Product der historischen Entwicklung und beruhten auf der einstigen Unabhängigkeit der Lehensinhaber dem Lehensherrn gegenüber. Formell und historisch genommen, waren die Vorrechte des Adels weder Willkür noch Usurpation; das theilweise Ungerechte und für die übrige Bevölkerung Drückende derselben lag darin, daſs die Verhältnisse ganz andere geworden, und die Leistungen und Verpflichtungen, auf denen die Privilegien beruhten, nicht mehr erfüllt wurden, ja nicht mehr erfüllt werden konnten.

Über die Rechte der alten Unabhängigkeit des begüterten Adels ist des weitern aus Taine („L'ancien régime") zu entnehmen: Der Gutsherr hat in der Kirche seine Ehrenbank, das Recht der Incensierung und der Bestattung im Chor; er ist Oberrichter, ernennt die Beamten und erhält als Ersatz für seine Mühe und Kosten in Ausübung der Rechtspflege das Vermögen der zum Tode oder zur Confiscation Verurtheilten; er erbt, was ein illegitim Geborener hinterläſst, der ohne Testament und legitime Kinder stirbt. Gefundene Sachen, ein Drittel aller vergrabenen Schätze, sowie alle seit zehn Jahren nicht mehr bebauten Grundstücke gehören ihm. Er bezieht Taxen für den allgemeinen Schutz, Ohmgelder, Herdsteuer, Triftgelder, ein Sechstel vom Erlös aller verkauften oder auf mehr als neun Jahre verpachteten Güter, den doppelten Zins beim Tode des Eigenthümers oder des Zinsmannes in Form des einjährigen Fruchtertrages. Er erhebt Zölle auf Brücken und Fuhrten, sowie die Marktsteuer; die Grundholden sind gegen eine Abgabe auf seine Weinpresse, seine Mühle und sein Schlachthaus angewiesen. Er bezieht die Weidesteuer, er hat das Fischrecht, das Jagdrecht, 30 bis 40 Tage nach der Lese den alleinigen Weinverkauf. Er darf sein Vieh auf den Wiesen der Unterthanen weiden, seine Tauben auf ihre Felder zur Fütterung fliegen lassen, er hat seinen Antheil an der Ernte seiner Unterthanen, in einigen Gegenden ein Viertel, in anderen ein Zwölftel.

*4 In der Dauphiné hatte kurz vorher ein Aufruhr stattgefunden.

*5 Wie erwähnt, wurden die Deputierten nach Oberämtern (Bailliages) gewählt.

*6 Gouverneur Morris war damals nordamerikanischer Gesandter in Paris und hat sich als Schriftsteller hervorgethan.

*7 Das Drückende der Salzsteuer (gabelle) bestand in folgenden Punkten: 1. in ihrer ungleichen territorialen Vertheilung, indem einige Ländertheile viel härter damit belastet waren als andere. Zwischen den einzelnen Ländertheilen fand infolge dessen ein ebenso lebhafter als demoralisierender Schmuggel statt, auf den die strengsten Strafen gesetzt waren, und zu dessen Bekämpfung ein Heer von Agenten nöthig war, deren Unterhalt schwere Kosten verursachte; 2. in dem enormen Preise, um den sich gewisse Provinzen dieses zu den noth-

wendigsten Lebensmitteln gehörende Gewürz verschaffen mussten, das sie ohne die fiscalischen Hemmnisse zu sehr mäßigen Bedingungen hätten haben können: 3. in der Verschiedenheit des Einhebungsmodus; die Bestimmungen hierüber variierten auf ganz kurze Entfernungen je nach den localen Gebräuchen oder Privilegien, was die Abgabe der Bevölkerung nur noch unbilliger und vexatorischer erscheinen ließ; 4. schließlich genossen die als „francs salés“ bezeichneten Personen (meistens hohe Beamte und Hofleute) kraft königlicher Verleihungen Befreiungen von der Salzsteuer, die sich auf etwa eine Million Livres beliefen. Diese ganz und gar zu Gunsten von Leuten, die deren durchaus nicht bedurften, ertheilten Immunitäten erschienen umso ungerechter, je schwerer die Abgabe die armen Classen belastete. So konnte denn mit Recht Forbonnais die Salzsteuer folgendermaßen charakterisieren:

„Ein Lebensmittel, das die Güte der Vorsehung für einen Theil der Bürger zu niedrigem Preise liefert, wird allen anderen theuer verkauft. Arme Leute sind gezwungen, eine bestimmte Quantität dieses Lebensmittels mit Gold aufzuwiegen, und es ist ihnen verboten unter Strafe des vollständigen Ruins ihrer Familie, ein anderes anzunehmen, auch nicht als pures Geschenk. Derjenige, der dieses Lebensmittel einsammelt, hat nicht die Erlaubnis, es außerhalb gewisser Grenzen zu verkaufen; dieselben Strafen bedrohen ihn. Die Gier nach Gewinn überwindet die Furcht, und die Leichtigkeit, das Gesetz zu umgehen, erniedrigt dieses. Furchtbare Strafen sind festgesetzt gegen diese Menschen, die sich allerdings gegen die Staatsgewalt vergangen, aber kein Naturgesetz verletzt haben. Das Vieh schmachtet dahin und stirbt, weil die ihm nöthige Hilfe das Vermögen der von der Salzquantität, die sie selbst consumieren dürfen, schon überlasteten Landwirte übersteigt, und an einigen Orten hindert man die Thiere, sich dem Meeresufer zu nähern, wohin sie der Trieb der Selbsterhaltung treibt.“

*8 Der Saal diente längst nicht mehr seiner ursprünglichen Bestimmung, da die Menus-Plaisirs abgekommen waren.

*9 Meudon, Flecken unfern der Seine und von Reims, hatte ein altes königliches Schloss, dessen Ursprung sich nicht bestimmen lässt. Es kam unter Ludwig XIV., der es dem Kriegsminister Louvois abkaufte, in königlichen Besitz. Dieser König ließ auch neben dem alten Schlosse ein neues aufführen. Jenes brannte 1795 vollständig ab, dieses ließ Napoleon aufs prachtvollste herstellen und einrichten. Die Kaiserin Maria Luise bewohnte es während des russischen Feldzuges.

*10 Jean Sylvain Bailly (geboren 1736, gestorben 1793) hatte sich als Astronom und sonst auf wissenschaftlich-literarischem Gebiete einen Namen gemacht, war aber vor der Revolution politisch nicht hervorgetreten. Die Stadt Paris wählte ihn 1789 zum Deputierten des dritten Standes, und nachdem sich dieser zur Nationalversammlung erklärt hatte, wurde er zum Präsidenten derselben erwählt. Am 12. Juli desselben Jahres wurde er zum Maire der neueingesetzten Commune von Paris ernannt und verwaltete dieses Amt mit Uneigennützigkeit und wahrscheinlich mit den redlichsten Absichten, war aber dem Treiben einer bis zur Fieberhitze aufgeregten und von den wildesten Instincten geleiteten Pöbelmasse nicht gewachsen; er ließ es mit Ausnahme eines

einzigen, später zu berichtenden Falles, durchaus an Energie und Festigkeit fehlen. Am 19. November 1791 nahm er seine Entlassung, zog sich ganz von den öffentlichen Angelegenheiten zurück und begab sich aufs Land. Aber die Matadoren der Revolution verziehen ihm seine ein einzigesmal gegen die Pariser Banditen entfaltete Strenge nicht: er wurde vor das Revolutionstribunal geschleppt, zum Tode verurtheilt und unter vielen Mißhandlungen hingerichtet.

## Zweites Capitel.

*1 Guillotin (geboren 1738, gestorben 1814) lebte zu Paris als praktischer Arzt, als die Revolution ausbrach. Nachdem er wegen einer die Regierung tadelnden Schrift vor Gericht gezogen worden war, wurde er von einem Volkshaufen im Triumph vom Gerichte zurückgeführt und in die Nationalversammlung gewählt. Er schlug allerdings die nach ihm benannte Köpfmaschine als Hinrichtungsmittel vor, allein seine Erfindung ist sie nicht.

*2 „Man machte dem Volke vor, es würden tausenderlei gefährliche Verschwörungen gegen seine Freiheit angezettelt; die Aufwiegler der Menge sahen bald, daß der Augenblick gekommen war, die Massen in Bewegung zu setzen." So schreibt Herr von Turckheim an seine Wähler am 23. November 1789. („Revue d'Alsace", April—Juni 1880, p. 202.)

*3 Malouet hatte verlangt, daß man in die Eidesformel einen Satz einschiebe, der bezeuge, daß die Ansprüche der Nationalversammlung sich darauf beschränken, „die Constitution im Einvernehmen mit dem Könige zu entwerfen". Mehrere Deputierte schlossen sich ihm an, um ein ähnliches Amendement zu begehren. „Das ist ganz recht," antwortete ihnen Bailly, „ich werde mich aber wohl hüten, Ihren Antrag zur Abstimmung zu bringen, damit er nicht verworfen werde." Aimé Chéveſt („La chute de l'ancien Régime") fügt hinzu, Mirabeau habe die Ansichten Malouets getheilt, aber, daran verzweifelnd, sie an jenem Tage durchzubringen, gar nicht versucht, sie während der Sitzung auszusprechen.

*4 Arthur Young spricht sich hierüber also aus: „Der Schritt der Communen, wodurch sie sich zur von den anderen Ständen und vom Könige selbst unabhängigen Nationalversammlung erklärten und des weitern erklärten, daß keine Macht sie auflösen könne, heißt in der That, sich der ganzen Autorität im Königreiche bemächtigen. Sie haben sich so durch ein einziges Decret dem ‚langen Parlament' Karls I. (von England) ähnlich gemacht. . . . Ein so kühner und so verzweifelter, allen anderen Interessen des Reiches entgegenstehender, für die königliche Autorität, das Parlament, die Armee gleichmäßig unheilvoller Schritt kann nicht gebilligt werden."

Daß nicht alle Deputierten des dritten Standes mit dem extremen Vorgehen der sich durch einige kühne Sprecher oder Schreier hinreißen lassenden Mehrheit einverstanden waren, beweisen mancherlei Äußerungen. Die Deputierten der Straßburger Commune waren zwar sehr mißmuthig über das Schwinden ihrer Hoffnungen und die Aufrechterhaltung der drei Stände, gaben aber zu, daß die Erklärung des Königs „wirkliche Milderungen" enthalte, und schrieben noch am Abend des 23. Juni an die Commissäre der Straßburger

Bürgerschaft: „Wir bemerken Ihnen, daſs, wenn alle von Sr. Majestät als Erleichterung angekündigten Dinge dem Volke gewährt werden, dieſes darin einen mächtigen Trost finden wird bezüglich des Grades politischer Freiheit, deren Wohlfahrt es von der Gerechtigkeit des Monarchen und von der Aufklärung des Jahrhunderts erwartete, und die ihm zu entschlüpfen schien." — Einer dieſer Deputierten, Herr von Turckheim, schrieb später in seinem an seine Wähler am 2. November 1789 erstatteten Berichte: „Die königliche Sitzung vom 23. Juni, wo wir zum letztenmale die Stimme des Monarchen vernahmen, hatte die besten Gesinnungen hinsichtlich des Glückes seines Volkes bekundet. Alles, was unsere Beschwerdeschriften verlangten, wurde gewährt, und wenn die, die heute auf künstliche Weise sosehr aufgestachelt sind, damals befragt worden wären, so wären sie in Freuden- und Dankesbezeigungen ausgebrochen." — Und Young schrieb über denſelben Punkt: „Jedermann kennt die vom Könige gemachten Vorschläge; der Plan war gut; man gewährte dem Volke viel bezüglich wesentlicher Punkte ... Indem die Communen hartnäckig verwerfen, was man ihnen vorlegt, überlassen sie sichere und gewaltige Vortheile dem Zufalle, und der Zufall wird es vielleicht bewirken, daſs die Nachwelt sie verwünschen wird, statt ihr Andenken als das wahrer Patrioten zu segnen."

*5 „Man ließ Truppen aus der Provinz kommen, um den aufrührerischen Conventikeln einige Furcht einzuflößen: aber es war nur ein Einschüchterungsmittel: denn die äußerste Milde des Königs und seine Liebe zu seinen Unterthanen gestatteten ihm nie, auch nur daran zu denken, Blut zu vergießen, um seine höchste Autorität aufrechtzuerhalten." — So von Turckheim an seine Wähler am 23. November 1789.

*6 Ferrières erzählt („Mémoires", I, 59 bis 60), daſs infolge der königlichen Sitzung vom 23. Juni die Deputierten des Adels, nachdem sie beim Grafen von Artois gewesen, sich der Königin vorstellten. „Man hatte gegen sie," sagt er, „nicht geringe Verpflichtungen. Die Königin kam aus dem Spielsalon heraus; sie hielt Madame bei der Hand und trug den jungen Dauphin auf ihrem Arme — wonniges Bild einer Mutter, lieblicher Ausdruck der Natur! Die Königin stellte den gnädigen Herrn Dauphin den Deputierten vor und sagte zu ihnen mit großer Anmuth, sie übergebe ihn dem Adel und werde ihn lehren, ihn als die festeste Stütze des Thrones zu lieben und anzusehen." Allein weiter unten erzählt Ferrières, daſs die Königin die Initiative ergriff, um Necker zu bestimmen, zu bleiben. Die Schritte des Adels bei der Königin und die Worte dieſer scheinen demnach hauptsächlich von der Artigkeit dictiert zu sein. Wäre die Königin die Hauptstütze der aristokratischen Reaction gewesen, wären dann die Deputierten des Adels nicht gleich zu ihr gegangen, statt beim Grafen von Artois anzufangen?

*7 „Der König erinnerte Herrn Necker daran, daſs er zu vier verschiedenenmalen ihn — den König — um die Ermächtigung gebeten habe, sich zurückzuziehen, und sagte, daſs die gegenwärtige Lage der Umstände ihm erlaube, ihm nun dieſe Gunst zu gewähren; er ermächtigte ihn also, sich ohne Zögern und ohne Aufsehen zu entfernen, und behielt sich vor, ihm später Beweise seiner königlichen Gunst und Befriedigung zu geben." — Mercy an Kaunitz, 23. Juli 1789.

Frau v. Staël, Neckers Tochter, sucht in ihren „Considérations sur les principaux événements de la Révolution française“ ihres Vaters Verhalten durch folgende Schilderung der Lage zu rechtfertigen: „Womit ließ sich damals die Macht des Königs erhalten? Entweder dadurch, daſs er die öffentliche Meinung niederhielt, oder daſs er auf sie einging. Gewalt, Gewalt! rufen so viele, die etwas davon zu gewinnen meinen, wenn sie dieſes Wort im Munde führen. Aber worin besteht die Gewalt eines Herrschers, wenn nicht im Gehorsam seiner Soldaten? Nun theilte aber 1789 die Armee die Ansichten des Volkes, gegen das man sie verwenden wollte; seit 25 Jahren war kein Krieg mehr, es war eine Armee von Bürgern, die die Stimmung des Volkes theilte und sich eine Ehre daraus machte, ihm zum Siege zu verhelfen. Man sagt allerdings: Hätte sich der König an die Spitze eines Heeres gestellt, so hätte er es vollkommen zu seiner Verfügung gehabt. Doch der König hatte gar keine kriegerische Erziehung genoſſen, und kein Minister der Welt, selbst kein Richelieu, vermag einem Könige eine Haltung zu geben, die wider seine Natur ist. Man mag für ihn schreiben, aber nie an seiner Stelle ein Heer befehligen, namentlich wenn dieſes im Innern verwendet werden soll. Hätte sich der thatkräftigste Wille der neuen Zeit, hätte sich Napoleon auf dem Throne befunden, er wäre der öffentlichen Meinung gegenüber zur Zeit der Eröffnung der Stände gescheitert. Die Politik war damals ein neues Feld für die Einbildung der Franzoſen. Jeder schmeichelte sich, etwas davon zu verstehen, und suchte in der Zukunft eine Rolle darin zu spielen; ein Jahrhundert von Geschichte und Literatur hatte Güter ohne Zahl, die man erreichen zu können hoffte, in Aussicht gestellt. Als Napoleon den Despotismus neu begründete, war man der Unruhen müde, man hatte Angst vor den schrecklichen Übeln, die man erduldet, und deren Wiederkehr man selbst vom Parteileben fürchtete, die Siege hatten überdies den Stolz der Nation geweckt. Damals aber war der Krieg außer der Mode, die Geister befaſsten sich nur mit Verbesserungen im Staatsleben; dies ist eine böse Zeit für einen Minister; verläſst er sich auf die Gewalt und scheitert er damit, so ist das andere Mittel, die öffentliche Meinung, auch gegen ihn, er kann sie nicht zwingen, sie ist für ihn für immer verloren.“ Dieſe Ausführungen Frau v. Staëls enthalten gewiſs viel Wahres, allein andererseits beweisen sie keineswegs die Richtigkeit des Satzes: Wenn der Monarch schwach ist, muſs auch sein Minister schwach sein.

*8 Benoit Camille Desmoulins (geboren 1762, gestorben 1794), ein Mensch von unedlem Äußern, abstoßendem Blicke und dunkler Gesichtsfarbe, hatte sich vor der Revolution der Advocatur gewidmet. Gleich vielen anderen Anstiftern und Hauptförderern der Revolution empfieng auch er den Lohn seiner Unthaten dadurch, daſs er selbst der Revolution zum Opfer fiel. Er hatte sich mit Danton gegen Robespierre verbunden, ward deswegen vor das Revolutionstribunal gestellt und zum Tode verurtheilt, „weil er das Revolutionssystem beschimpft habe und die Monarchie wiederherzustellen willens gewesen sei“. Seine Beschimpfung des Revolutionssystems bestand darin, daſs er sich gegen das Schreckenssystem erklärt und in seinem Journal „Le vieux cordelier“ den Ausdruck „clémence“ (Milde) gebraucht hatte. Man hatte große Mühe, ihn auf den Richtplatz zu bringen, da er sich aus allen Kräften sträubte, den Verbrecherkarren zu besteigen.

*9 Die Bastille war ein Castell in Paris am Thore Saint-Antoine, ursprünglich zu Vertheidigungszwecken erbaut, später als Staatsgefängnis und zur Verwahrung der mittels Lettres de cachet Verhafteten dienend. Gewiss schmachteten in früheren Zeiten manche Opfer der Rachgier und Willkür hinter den Mauern dieser Feste; allein bei der „Erstürmung" derselben fand man gar keine der Befreiung würdigen Gefangenen darin; von sieben darin Verwahrten waren vier Fälscher, zwei gefährliche Wahnsinnige und Graf Solages wegen Ermordung eines Bauern. Allein es reizte die Wuth der sonderbaren „Erstürmer" aufs äußerste, als sie Folterwerkzeuge fanden, düstere Kerkerräume erblickten und aus früherer Zeit stammende Beweise der Sehnsucht von Gefangenen nach Luft, Licht und Freiheit entdeckten, so von Mazers de Latude ein Schreiben an die Pompadour vom 5. September 1560, worin es hieß: „Heute um 4 Uhr leide ich schon 100.000 Stunden." Der Unglückliche war nämlich auf Veranlassung jenes abscheulichen Weibes in die Bastille gebracht worden.

Chateaubriand, der als junger Mann Zeuge des sogenannten Kampfes um die Bastille gewesen, schreibt über das Treiben nach demselben in seinen „Mémoires d'outre-tombe": „Man fuhr in Fiakern die Sieger der Bastille durch die Stadt; verworfene Frauenzimmer und Sansculotten begannen zu regieren und bildeten ihr Geleit. Die Vorübergehenden zogen mit der Ehrerbietung der Furcht den Hut vor diesen Helden, die mitten im Triumphe bis zum Tode erschöpft waren. Hätte man das Thor nicht geöffnet, nie wären die Pariser hineingekommen. Jetzt eilen die Sachverständigen herbei, um die Bastille zu untersuchen. Es wurden Kaffeehäuser unter Zelten errichtet, in denen man sich drängte wie auf den Jahrmärkten von Saint-Germain oder in Longchamps, eine Menge Wagen fahren vorüber oder halten am Fuße der Thürme, von denen man Steine unter einem Staubwirbel herabwirft. Elegant gekleidete Damen, junge Modeherren, die auf verschiedenen Punkten der gothischen Trümmer stehen, mischen sich unter die halbnackten Arbeiter, die unter dem Beifallsgeschrei der Menge die Mauern einreißen. Auf diesem Sammelplatze begegnen einander die berühmtesten Redner, die bekanntesten Schriftsteller, die größten Maler, die begabtesten Schauspieler, die gefeiertsten Tänzer, die vornehmsten Fremden und die Gesandten von ganz Europa. Das alte Frankreich kam her, um zu enden, das neue, um zu beginnen."

*10 Es war zuerst die Rede davon gewesen, Necker allein ohne die anderen Minister, besonders ohne den Grafen de Montmorin und den Grafen de Saint-Priest, gegen die man dem Könige eine lebhafte Voreingenommenheit eingeflößt hatte, zurückzuberufen. Die Königin, durch Mercy überzeugt, dass diese Ausschließung der beiden populären Minister bei dem aufgeregten Zustande der Menge schwere Folgen haben könnte, bestimmte schließlich den König, das ganze Ministerium zurückzuberufen und allen Ministern einen gnädigen Empfang zu bereiten.

*11 Ludwig Anton Heinrich von Bourbon, Herzog von Enghien (geboren 1774, gestorben 1804) war, wie schon erwähnt, der natürliche Sohn des Herzogs von Bourbon, Sohnes des Prinzen Condé. Er kämpfte mit Auszeichnung 1792 bis 1799 im Condéschen Corps gegen die Truppen der Re-

volution. Im Jahre 1804 begab er sich, vermählt mit der Prinzessin Charlotte von Rohan-Rochefort, als Privatmann nach Ettensheim in Baden. Auf ganz vage und unbegründete Anschuldigungen hin ließ ihn hier Napoleon überfallen, zuerst nach Paris, von da nach Vincennes bringen und hier am 21. März d. J. erschießen. Nachträglich wollte weder Napoleon noch sonst ein Theilnehmer an diesem Morde die Schuld haben. Ludwig XVIII. und die französischen Kammern ließen dem Unglücklichen in der Kirche zu Vincennes ein Denkmal errichten.

*12 „Drei-Bisthümer" (Trois-Évêchés) hieß das Gebiet der in Lothringen gelegenen, früher zum Deutschen Reiche gehörenden Bisthümer Metz, Toul und Verdun, die König Heinrich VI. 1552 wider alles Recht mit verrätherischer Beihilfe deutscher Reichsfürsten an sich gerissen hatte, und deren Besitz Frankreich im westfälischen Frieden definitiv zugesprochen wurde.

*13 Generallieutenant (Lieutenant général) hieß derjenige Prinz, der in Verhinderung des Königs die Regierungsgewalt ausübte.

*14 „Où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille?"

*15 Nach einem Berichte des russischen Gesandten, Herrn von Simolin, an Graf Ostermann rief man deswegen statt: „Es lebe der König!" „Es lebe die Nation!" weil man den König erst bei seiner Abreise acclamieren wollte, falls man mit ihm zufrieden wäre.

*16 Der obgenannte russische Gesandte berichtet: „Herr Marquis von Lafayette verbot jede Freudenkundgebung und gab den Befehl, dass die Arrondissements sich wie gewöhnlich versammelten, um die Runden zu veranstalten."

*17 Frau Campan gibt in ihren Memoiren (239 und 240) den Anfang der Ansprache wieder, die ihr zufolge die Königin an die Nationalversammlung richten wollte; er lautet: „Meine Herren, ich komme, um Ihren Händen die Gemahlin und die Familie Ihres Souveräns anzuvertrauen. Dulden Sie nicht, dass man auf Erden trenne, was im Himmel vereint worden ist." Begleitet vom Grafen von Provence, wollte sie gleichzeitig die Versammlung ersuchen, den Ort ihrer Sitzungen auf eine gewisse Entfernung von Versailles zu verlegen. Mercy, der diese Einzelheiten mittheilt, meint, dass die Versammlung, welche über die Gährung in Paris und dessen Vorherrschaft zu erschrecken begann, diesen Vorschlag angenommen hätte.

*18 Baron von Turckheim, elsässischer Deputierter, legte infolge der ihn anwidernden Lage sein Mandat nieder und zog sich in seine Heimat zurück. In dem Berichte, den der sehr liberale, aber zugleich sehr gut königlich gesinnte Deputierte am 23. November 1789 an seine Wähler erstattete, schrieb er: „Wir wollten anfangs nicht ohne Noth das Wort ergreifen angesichts einiger hundert geschwätziger Advocaten, die mehr Unordnung als Aufklärung verbreiteten, angesichts auch des Mangels an Freiheit, der uns hinderte, es zu thun, seitdem eine zügellose Menge in unsern Sitzungssaal geführt worden war, und freche Clubs, die in den Kaffeehäusern des Palais-Royal ihren Sitz hatten, sich zu Richtern und Rächern über die Angelegenheiten der Nation aufgeworfen hatten. Wir haben die traurige Überzeugung gewonnen, dass die Stimme der Mäßigung nicht gehört werden würde. . . . Was hemmte denn den Gang der Geschäfte? Ich sage es mit vollem Freimuth vor Gott und meinen Mitbürgern:

nicht der Adel war es, der in grausamer Weise alte und ungerechte Missbräuche büßt; nicht die Geistlichkeit war es, die sich freiwillig anbot, ihren verhältnismäßigen Antheil an den Abgaben zu tragen, die man aber alles Eigenthums berauben wollte. Nein, es war eine kleine Zahl Männer, die miteinander übereingekommen waren, nur alles umzustürzen und, ohne sich um ihre kategorischen Wahlaufträge zu kümmern, 25 Millionen Menschen, die in Ruhe unsere Arbeiten hätten verfolgen und segnen können, zur Empörung treiben wollten."

## Drittes Capitel.

*1 Sieh die betreffende Anmerkung im vorausgehenden Capitel.

*2 Der französische Anfangstext dieser Arie wurde oben mitgetheilt.

## Viertes Capitel.

*1 „Abtei" (Abbaye) hieß ein in ein Gefängnis umgewandeltes ehemaliges Nonnenkloster.

*2 Jean Joseph Mounier (geboren 1758, gestorben 1806) war der Sohn eines Kaufmannes, widmete sich der Rechtswissenschaft und ward 1788 zur Beilegung der zwischen der Bevölkerung und der Regierung wegen verschiedener Maßregeln der letzteren ausgebrochenen Zwistigkeiten zum Schiedsrichter gewählt. Zum Präsidenten der Nationalversammlung erwählt, erwarb er sich durch seine Festigkeit und Redlichkeit die Achtung aller Bessergesinnten. Einsehend, dass Zerstören nicht Reformieren heißt, trat er für die Rechte des Königs ein und suchte der Pöbelherrschaft entgegenzuwirken. Als aber die wildeste Anarchie die Oberhand gewonnen hatte, zog er sich in die Dauphiné zurück, forderte von hier aus seine Entlassung von der Präsidentenstelle und schrieb sein „Exposé de sa conduite et des motifs de son retour en Dauphiné". Um sich den Verfolgungen der Jakobiner zu entziehen, gieng er nach Genf und gab den „Appell au tribunal de l'opinion publique" heraus, eine Schilderung der Ereignisse vom 5. und 6. October und eine Widerlegung des Berichtes Chabrauds zu Gunsten des Herzogs von Orléans und dessen Mitschuldigen. Von Genf durch die Revolution vertrieben, gieng er 1795 nach Deutschland, kehrte später nach Frankreich zurück, ward Präfect des Departements der Ille und Vilaine und schließlich in den Staatsrath berufen.

*3 Die Sprecherin der Weiber vor der Königin war die siebzehnjährige Louison Chabry, Sculpturarbeiterin. Als der König so freundlich und gütig sprach, ward sie so ergriffen, dass sie in Ohnmacht fiel. Der König fieng sie in seinen Armen auf und ließ ihr alle Hilfe zutheil werden, bis sie wieder zu sich kam.

*4 Antoine Graf de Rivarol (geboren 1753, gestorben 1801) war zuerst Soldat, dann eine Zeitlang Hofmeister, und kam nach Paris, wo ihn seine mannigfachen Kenntnisse und seine gesellschaftlichen Talente mit der literarischen Welt und mit den Salons in Verbindung brachten; wie er zu seinem Grafentitel gekommen, ist nicht klar, vielleicht hat er sich ihn selbst beigelegt. Sein bekanntestes Werk ist der „Discours sur l'universalité de la langue française", eine mehr glänzende als gründliche Schrift. Bald nach Ausbruch

der Revolution begab er sich nach Hamburg und dann nach Berlin, wo er im genannten Jahre starb.

(S. 59, Z. 3 v. o.) Gilbert Mottier Marquis de Lafayette (geboren 1787, gestorben 1834), der etwas fadenscheinige „Held zweier Welten", stammte aus einem der ältesten Geschlechter der Auvergne. Nachdem die Revolutionspartei im August 1792 die Acht über ihn ausgesprochen hatte, wanderte er nach den österreichischen Niederlanden aus, wurde aber zu Rochefort in Flandern von den Österreichern verhaftet und in der Festung Olmütz interniert. Bonaparte bewirkte später seine Befreiung, konnte ihn aber nicht bewegen, eine öffentliche Stellung anzunehmen. Zur Zeit der Restauration wiederholt in die Kammer gewählt, verfocht er stets seine alten halbrevolutionären Ideen. Er nahm thätigen Antheil an der Julirevolution und wurde noch einmal Commandant der Nationalgarde.

## Fünftes Capitel.

*1 Die Tuilerien (les Tuileries, von tuile, Ziegel, weil an der Stelle des nachmaligen Palastes eine Ziegelbrennerei stand) wurden von Katharina von Medici, der Gemahlin Heinrichs II., 1564 zu bauen angefangen; der Bau wurde fortgesetzt unter Heinrich IV., Ludwig XIII., Ludwig XIV. und Napoleon I. und eigentlich nie recht vollendet. Der erste König, der in den Tuilerien residierte, war Ludwig XIII., aber schon Ludwig XIV. verweilte nur mehr kurze Zeit daselbst und verlegte die Residenz nach Saint-Germain-en-Laye, später nach Versailles. Nach dem Sturze des Königthums wurde der Palast der Sitz des Convents und dann des Directoriums. Napoleon bewohnte die Tuilerien als erster Consul und als Kaiser, und die Tuilerien blieben dann wieder Residenzschloss bis zum Ende des zweiten Kaiserthums. Das Schicksal des großartigen Gebäudes in den Tagen der Commune 1871 ist bekannt.

*2 Das „Hospice des Enfants-trouvés" war nicht bloß ein Findelhaus im gewöhnlichen Sinne, sondern gleichzeitig eine Erziehungsanstalt für jene unglücklichen Kinder.

(S. 69, Z. 15 v. o.) Pierre Victor Baron de Malouet, früher Kanzler des Consulats in Lissabon, im siebenjährigen Kriege bei der Heeresverwaltung verwendet, dann in dem damals französischen San Domingo und in Französisch-Guyana angestellt, endlich Intendant in Toulon, war einer der wenigen Männer in der Nationalversammlung, die gründliche Kenntnisse mit redlicher Gesinnung verbanden und dem Königthum aufrichtig ergeben waren.

(S. 69, Z. 1 v. u.) Fréteau sagte: „Madame, der erste Wunsch der Nationalversammlung bei ihrer Ankunft in der Hauptstadt ist gewesen, dem Könige den Tribut ihrer Achtung und ihrer Liebe zu zollen; sie hat dem so natürlichen Anlasse nicht widerstehen können, Ihnen ihre Gefühle und ihre Wünsche darzubringen. Empfangen Sie dieselben, Madame, so wie wir sie hegen, als lebhaft, dienstfertig, aufrichtig. Mit wahrer Genugthuung würde die Nationalversammlung jenes erlauchte Kind, den Sprössling so vieler von Ihrem Volke zärtlich geliebter Könige, den Erben Ludwigs IX. und Heinrichs IV., desjenigen, dessen Tugenden die Hoffnung Frankreichs sind, in Ihren Armen sehen. Nie werden weder er noch die Urheber seines Lebens soviel Glück genießen, als wir Ihnen wünschen." — Die Königin antwortete: „Ich bin gebührendermaßen gerührt

von den Gefühlen, die die Nationalversammlung mir ausspricht. Wenn ich von Ihren Absichten unterrichtet gewesen wäre, so hätte ich Sie auf eine Ihrer würdigere Weise empfangen."

(S. 70, Z. 15 v. o.) Die Mons-de-Piété (Mons pietatis) waren eine ursprünglich auf kirchlichem Boden in Italien erwachsene Einrichtung. Die dortigen monti di pietà sollten es der armen Bevölkerung ermöglichen, gegen sehr mäßige Zinsen in momentaner Noth Hilfe zu bekommen.

(S. 73, Z. 15 v. o.) Marie Joseph de Chénier (geboren 1764, gestorben 1811) kam aus Constantinopel, wo sein Vater Generalconsul war, jung nach Paris, diente als Officier bei den Dragonern, nahm seinen Abschied und widmete sich der Literatur. Der „Charles IX" war sein Erstlingswerk. Nachdem er schon in diesem Drama den Volksleidenschaften geschmeichelt hatte, legte er in seinen folgenden Stücken nicht nur den auftretenden Personen immer die Sprache der herrschenden Partei in den Mund, sondern trat auch selbst persönlich immer mehr auf die Seite der extremen Revolutionäre. In den späteren Jahren seines Lebens wandte er sich von der literarisch producierenden der literar-historischen Thätigkeit zu.

## Sechstes Capitel.

*1 Doch entsendete die Nationalversammlung einen Deputierten, um der Königin ihr Beileid auszudrücken. Abbé Montesquiou, der Führer der Deputation, benützte diese Gelegenheit, um dem Charakter der Königin die ihm gebürende Huldigung zu erweisen, und schloss seine Ansprache mit der bemerkenswerten Wendung: „Die Versammlung, Madame, setzt ihre Hoffnung auf jene Charakterstärke, die Eure Majestät über alle Schicksalsschläge erhebt."

*2 Châtelet hießen ursprünglich die beiden Thürme, durch welche Paris, als es noch auf die Cité (Altstadt) beschränkt war, und man nur über die beiden Brücken, genannt le petit pont und le pont au change, hineingelangen konnte, befestigt war. Der größere der beiden Thürme (Grand Châtelet) wurde im neunten Jahrhundert das Residenzschloss des Grafen von Paris und der ersten Könige von Frankreich, und als solches auch Sitz der königlichen Gerichte. Später nahm das Châtelet als Gerichtshof nach dem Parlament und anderen höchsten Gerichtshöfen (cours souveraines) die erste Stelle ein und bestand aus 5 Amtsverwesern (Lieutenants), 56 Räthen, 13 Staatsanwälten, 63 Greffiers, 113 Notaren, 236 Procuratoren u. s. w.

(S. 99, Z. 18 v. u.) Bischof von Autun war damals Karl Moriz de Talleyrand-Périgord (geboren 1754, gestorben 1836), unter Napoleon zum Fürsten von Benevent erhoben. Er stammte aus einem der ältesten adeligen Häuser Frankreichs, das einst sogar über eine Landschaft die Souveränetät ausübte. Ohne Beruf in den geistlichen Stand getreten, hatte er es durch Entwicklung mannigfacher Talente vor dem Ausbruche der Revolution bis zum Bischof von Autun gebracht. In der Nationalversammlung äußerte er Grundsätze, die den Clerus seiner Diöcese bewogen, dieselben öffentlich zu missbilligen. Er legte den Eid auf die Constitution ab, suchte diesen Schritt in einer Zuschrift an die Geistlichkeit zu rechtfertigen und forderte sie auf, seinem Beispiele zu folgen; ja er consecrierte, ohne sich um den Papst zu kümmern, sogenannte „consti-

tutionelle" Bischöfe, wofür ihn Pius VI. mit der Excommunication belegte. Talleyrand legte dann sein Bisthum nieder und laisierte sich selbst. Seine diplomatische Rolle unter Napoleon ist bekannt. Auch Ludwig XVIII. behielt den Apostaten anfangs noch im Ministerium. Auf dem Sterbebette bekehrte sich Talleyrand, wobei namentlich der damals noch junge Priester, spätere Bischof Dupanloup intervenierte.

## Siebentes Capitel.

*[1] Honoré Gabriel Victor Riquetti Graf von Mirabeau (geboren 1749, gestorben 1791) gehörte einer ursprünglich italienischen, aus Florenz stammenden Familie namens Arrighetti an. Sein Vater Victor Riquetti Marquis von Mirabeau (1715 bis 1789) war in seiner Jugend ein tapferer Soldat, verließ den Dienst, ward Schriftsteller und einer der hervorragendsten Anhänger des physiokratischen Systems. Obwohl er selbst vielfachen sittlichen Anstoß gab, so spielte er doch zuhause den unerbittlichen Tyrannen; „er war ein Gassenengel und Hausteufel", wie ein bewährter Historiker sich treffend ausdrückt. Gegen alle Mitglieder seiner Familie erwirkte er unaufhörlich lettres de cachet und ließ sie in die Bastille oder andere Gefängnisse sperren; die Zahl dieser Verhaftsbefehle belief sich im ganzen auf 54. Als ihn ein Bekannter, der ihn schon lange nicht gesehen, fragte, wo seine Frau sei, antwortete er: „Im Kloster" — „Und Ihr Herr Sohn?" — „Im Gefängnis." — „Und Ihre Tochter? — „Im Kloster." — „Sie haben es wohl unternommen, die Klöster zu bevölkern?" — „Ja, wären Sie mein Sohn, Sie wären auch schon lange im Gefängnis." — Einmal saß mit Ausnahme seines Bruders und einer Tochter seine ganze Familie hinter Schloss und Riegel. Was den jungen Mirabeau betrifft, so sagt der obgedachte Geschichtsschreiber: „Unter einer vernünftigen Erziehung wäre aus dem Knaben nicht bloß ein großer, sondern auch ein glücklicher Mann geworden. Allein der Vater verstand es nicht, sein Kind zu behandeln; es wurde ihm mißliebig, als die Blattern sein Gesicht zerrissen. Es gab im Hause kein reines Familienleben, der Knabe war der Liebling der Mutter und darum dem Vater verhaßt, der mit einer anderen Frau lebte. Der Vater spannte den Sohn in das Prokrustesbett seines Systems, für welches dieser zu groß war, darum nennt er ihn früh schon in seinen Briefen bald hochherzig, bald niederträchtig, bald ein Wunder von Verstand, Gedächtnis und Fassungskraft, bald einen Auswurf der Menschheit, wie es dessen in jeder Familie gibt."

Nachdem der Knabe zuerst unter Hofmeistern gestanden, wurde er 1764 in eine strenge Schule gegeben, lernte dort Latein, Griechisch, Italienisch, Spanisch und Deutsch sowie Mathematik, und wurde ein tüchtiger Musiker, Tänzer, Fechter und Schwimmer. Dann kam er auf Veranlassung seines Vaters in ein Cavallerieregiment, wurde aber wegen einer Liebschaft, eines Duells und Schulden mittelst eines Verhaftsbefehles auf der einsamen Insel Rhé im atlantischen Ocean gefangengesetzt. Hier gewann der geistvolle und liebenswürdige Jüngling seine ganze Umgebung, vor allem aber den Kerkermeister, für sich, und darum steckte ihn der Vater in ein nach Corsica bestimmtes Regiment.

Der Commandant der Insel, Viomesnil, hatte dem Vater versprochen, ihn auf gemeinsame Kosten hängen zu lassen, wenn er nicht gutthue; aber derselbe Commandant wurde ganz für ihn eingenommen, die Corsin Maria Angela erbot sich, um ihm ihre Liebe zu beweisen, jeden zu erdolchen, der ihm Eifersucht einflöße, und der Corsica seine Heimat nennende Oberst Buttaglini bat ihn, die Geschichte der Insel zu schreiben. Kaum ein Jahr war der junge Mirabeau in Corsica gewesen, als ihn, der beim Militär bleiben wollte, sein Vater zurückberief — um ihn zuhause die Landwirtschaft lernen zu lassen. Auf der Heimreise traf Honoré Gabriel seinen Oheim, der Bailli beim Malteserorden war, und dieser war so entzückt von ihm, dass er an den Vater schrieb: „Wenn er nicht schlimmer ist als Nero, so wird er besser als Marcus Aurelius. Entweder ist er der geschickteste und abgefeimteste Possenreißer von der Welt, oder es steckt in ihm das Zeug zu einem Feldherrn oder Seehelden, zu einem Minister, Kanzler oder Papst." Der Vater schrieb zurück: „Geht mir mit Eurem guten Herzen, damit fängt man nur Tröpfe, nimm Dich inacht vor seinem Satansschnabel. Niemand versteht es besser als er, immer aus der Hand zu fressen, sein Kopf ist eine Wind- und Feuermühle, mit seiner unerschütterlichen Verwegenheit wird er einst sein Glück machen, wenn er nicht mehr toll ist."

Sein Vater suchte ihm als Frau die Tochter des Marquis von Morignan, die nach dem Tode ihrer Eltern 600.000 Livres erben sollte, aus. Da aber er selbst den Sohn knapp hielt, so gerieth dieser in kurzer Zeit in bedeutende Schulden. Der alte Mirabeau ließ ihn deshalb durch das Châtelet in Paris für einen Verschwender erklären, unter Curatel stellen und ihm Stadtarrest in Momosque, einem Städtchen in den Niederalpen, ertheilen. Nachdem der Gemaßregelte eigenmächtig diesen Aufenthaltsort verlassen hatte, ließ ihn sein Vater auf die Insel If im mittelländischen Meere bringen, und nach acht Monaten ward er in die Burgfeste Joux im Jura geschafft, wo im Mai noch Schnee liegt. Hier beendigte der trotz alles Missgeschickes unermüdlich thätige junge Mann seine berühmt gewordenen „Essais sur le despotisme", lernte aber leider auch die neunzehnjährige Gattin Sophie des neunundsiebzigjährigen Präsidenten Lemonnier kennen, und beide entbrannten in heftiger Leidenschaft zu einander.

Als der Commandant von Joux, der selbst Absichten auf Sophie gehabt und zurückgewiesen worden war, hievon Kenntnis bekommen hatte, sah sich Mirabeau zur Flucht genöthigt. Sophie eilte ihm nach, beide giengen zuerst in die Schweiz, dann nach Holland (1776 bis 1777). Unterdessen hatte Sophies Gatte Mirabeau wegen Entführung verklagt, das Parlament von Besançon ihn zum Tode verurtheilt und sein Bild an den Galgen schlagen lassen. Sein Vater erwirkte gegen ihn abermals einen Verhaftsbefehl, mit dem ein Polizeiorgan nach Holland geschickt wurde. Dort wurden er und Sophie ohne Einsprache der holländischen Regierung verhaftet, Mirabeau nach Vincennes, Sophie in ein Kloster gebracht. Nach seines Vaters Absicht sollte Mirabeaus Gefangenschaft jetzt eine „ewige" sein; jedoch nach vier und einem halben Jahre ließ er sich herbei, in seine Befreiung aus dem Kerker zu willigen, ließ ihm aber die Stadt Vincennes als Aufenthaltsort anweisen. In Vincennes schrieb der im Gefängnisleben Vielerfahrene seinen „Essai sur les lettres de cachet et les

prisons d'État", in dem er zu dem Schlusse kommt, dass die Despoten des Orients keine größere Gewalt besitzen als die französischen Könige, dass die Lage der Franzosen nicht besser sei als die der Türken, dass in Paris nicht mehr Freiheit bestehe als in Constantinopel. Ludwig XVI. bekam dieses Buch in die Hände und wurde durch dessen Lectüre veranlasst, für die Erleichterung des Loses der Staatsgefangenen zu sorgen, während er die schlimme Aufführung des Verfassers des „Essai" bedauerte. Mirabeau versöhnte sich jetzt sogar mit seinem Vater, bewirkte die Aufhebung des gegen ihn wegen Entführung gefällten Todesurtheils und warf sich, ohne Vermögen und Stellung, ganz auf die Schriftstellerei. Die acht Jahre von 1781 bis 1789 können als sein politisches Noviziat bezeichnet werden. Leider hatten seine Leidensjahre ihn zwar ernster und reifer gemacht, aber keineswegs seine Geistesrichtung wesentlich geändert.

## Achtes Capitel.

(S. 135, Z. 5 v. o.). Die „Constitution civile du clergé" bestimmte im wesentlichen Folgendes: Die 135 bestehenden Diöcesen wurden auf 83 (nach der Anzahl der Departements) reduciert, wovon 10 Erzbisthümer sein sollten. Die Bischöfe sollten zugleich Pfarrer ihres Sitzes sein. Bischöfe und Pfarrer sollten vom Volke gewählt werden und die canonische Institution vom Bischof, respective vom Erzbischof, letzterer aber vom ältesten Bischof seiner Kirchenprovinz empfangen. Dem Papste sollten sie nur die geschehene Wahl anzeigen, ohne dessen Bestätigung zu erbitten, und vor ihrer Weihe den Eid leisten: mit Sorgfalt über die ihm anvertrauten Gemeinden zu wachen, der Nation, dem Gesetze und dem Könige treu zu sein und die Verfassung, die von der Nationalversammlung beschlossen und vom Könige angenommen worden, aus allen Kräften aufrechtzuerhalten." Es ist klar, dass kein katholischer Priester diese Civilconstitution annehmen und leisten konnte, ohne damit von der Kirche abzufallen. Papst Pius VI. verwarf übrigens ausdrücklich die gesammte Civilconstitution. Die Bischöfe mit verschwindenden Ausnahmen und die weitaus größere Zahl der Priester verweigerten den geforderten Eid und wurden deswegen „unvereidigte" (prêtres insermentés) oder „widerspänstige" Priester (prêtres réfractaires) genannt, während die verhältnismäßig wenigen den Eid leistenden „vereidigte" Priester (prêtres assermentés) hießen. Soweit es den eidweigernden Priestern nicht gelang, rechtzeitig über die Grenze zu gelangen oder sich verborgen zu halten, wurden sie entweder deportiert oder, manchmal nach ausgesuchten Misshandlungen, hingerichtet; der Wütherich Carrier ließ in Nantes einmal 58 ertränken. Wieweit die Frevelhaftigkeit der „constitutionellen" Bischöfe und Priester gieng, beweist das Beispiel des „constitutionellen" Bischofs von Paris, Joh. Bapt. Jos. Gobel, eines siebenundsechzigjährigen Mannes, der früher Weihbischof von Basel gewesen war. Er trat vor die Schranken des Revolutionstribunals, bekannte sich als Betrüger, der das Volk bisher mit Lehren, an die er selbst nicht glaube, getäuscht habe, und die Insignien der bischöflichen und priesterlichen Würde von sich warf; er wurde bald darauf guillotiniert.

(S. 136, Z. 5 v. o.) Cordeliers hießen sonst wegen ihres knotigen Strickgürtels (corde) in Frankreich die Franciscaner-Reformaten. Während

der Revolution nannte sich eine Abzweigung der Jakobiner „Cordeliers“, weil sie im ehemaligen Kloster der Reformaten zu Paris ihren Versammlungsort hatten. Ihre Häupter waren Marat und Danton. Camille Desmoulins gab unter dem Titel „Le vieux cordelier“ ein Blatt heraus, in dem er gegen Robespierre und Hébert zu Felde zog, was ihn unter die Guillotine brachte.

(S. 143, Z. 19 v. u.) Mirabeau schrak indessen vor einer diplomatischen Intervention der auswärtigen Mächte nicht zurück. Marie Antoinette schreibt hierüber im Juni 1790 an Mercy: „Es scheint mir, dass einer der vernünftigsten Punkte im Plane M .... der ist, wenn sich der Friede zwischen Preußen und Österreich erhält, diese beiden Mächte zu veranlassen, unter dem Vorwande der Gefahren, die sie selbst bestehen können, wenn sich das je befestigt, aufzutreten, nicht um eine Gegenrevolution zu machen oder hier bewaffnet einzudringen, sondern als Bürgen aller Verträge, für Elsass, für Lothringen, und um die Art und Weise zu verurtheilen, mit der man einen König behandelt. Sie könnten alsdann in dem Tone desjenigen sprechen, der sich hinsichtlich seiner guten Sache und seiner Truppen als der Stärkere fühlt.“

(S. 149, Z. 16 v. o.) Der Prinz von Condé schrieb am 27. Februar: „Der Graf von Artois hat einen Brief vom Könige und von der Königin erhalten ... Der von der Königin ist noch stärker in der Schwäche als der des Königs. Nach allen schlechten Gründen, die Sie sich denken können, verlangt sie von ihm das Opfer jedes Gedankens an eine Gegenrevolution. Das ist die Frau, die La Queuille und so viele andere als ein Muster der Thatkraft hinstellen.“

## Neuntes Capitel.

*1 François Claude Amour Marquis de Bouillé (geboren 1739, gestorben 1803) wählte früh die militärische Laufbahn, zeichnete sich im siebenjährigen Kriege aus, eroberte im amerikanischen Kriege mehrere westindische Inseln, kehrte 1783 nach Paris zurück und wurde zum Generallieutenant befördert. Nach einer längeren Reise in England, Holland und Deutschland bekam er das Gouvernement der Drei-Bisthümer und später den Oberbefehl über ganz Lothringen, Elsass und die Franche-Comté. Im Jahre 1796 begab er sich nach England, schrieb dort seine Memoiren und starb in London.

*2 Man hat behauptet, dass Frau v. Tourzel aus eigensinnigem Bestehen auf ihren Vorrechten als Gouvernante der königlichen Kinder sich geweigert habe, ihren Platz im königlichen Wagen abzutreten, wodurch Herr von Agout verhindert worden sei, mitzufahren. Frau v. Tourzel vertheidigt sich dagegen lebhaft, indem sie in ihren Memoiren schreibt: „Die Königin, die allein mir von der Reise Mittheilung machte, hat mir niemals gesagt, dass die Rede davon gewesen, und sprach nur vom Hindernis meiner Gesundheit (Frau von Tourzel war kurz vorher sehr leidend gewesen); ich hätte sicherlich keine Einwendung gemacht, wenn sie mir einen solchen Wunsch geäußert hätte. Ich hatte übrigens den Ausweg, den Platz einer der beiden die königliche Familie begleitenden Frauen im folgenden Wagen einzunehmen. In einem solchen Falle geht die Anhänglichkeit über Schicklichkeit und Rechte, und ich hätte alsdann

die Pflicht, die mir meine Stellung auferlegte, Monseigneur Dauphin nie zu verlassen, mit dem Wunsche in Einklang gebracht, den Ihre Majestäten mir etwa kundgegeben, sich von einer Persönlichkeit begleiten zu lassen, deren Dienste ihnen nützlicher sein konnten als die meinigen."

*3 Die Herzogin von Angoulême — so hieß später Marie Antoinettes Tochter — erzählt hierüber (bei Weber): „Meine Mutter nahm mich auf dem Spaziergange beiseite und sagte mir, ich solle mich über alles, was ich sehen würde, nicht beunruhigen; wir würden nicht lange voneinander getrennt sein und uns bald wiedersehen. Ich war ganz verblüfft, ich verstand nichts von allem; sie umarmte mich dabei. Als wir zurückkamen, gieng ich traurig in mein Zimmer und verstand nicht, was meine Mutter meinte. Kaum war ich im Bette, so kam meine Mutter und fand mich bloß mit Frau Brunier und sagte mir, ich müsse alsbald abreisen und in welcher Kleidung. Sie wünschte zwar, dass Frau Brunier mitreise, aber, da sie einen Mann habe, so möge sie bleiben. Die Frau antwortete ohne Bedenken, meine Mutter thue sehr wohl daran, dass sie fortgehe, sie sei nur zulange unglücklich gewesen, und ihr zulieb möchte sie selbst ihren Mann verlassen, um ihr in alle Welt zu folgen. Meine Mutter war gerührt durch diesen Beweis von Anhänglichkeit. Indes waren der Graf und die Gräfin von Provence gekommen, um mit meinem Vater wie gewöhnlich zu Abend zu essen. Der Graf wusste von der Reise. Als er nachhause kam, legte er sich zu Bett, stand aber bald wieder auf und reiste mit Herrn von Avaray, einem jungen Manne, ab, der ihn aus allen Fährlichkeiten rettete. Die Gräfin aber wusste nichts von der Reise; erst als sie im Bette war, sagte ihr ihre Vorleserin, dass sie vonseiten ihres Gemahls und der Königin den Auftrag habe, sie aus Frankreich hinauszuführen. Erst auf der nächsten Post kamen der Graf und die Gräfin zusammen, thaten aber, als ob sie einander nicht kännten, und gelangten glücklich nach Brüssel."

*4 Frau v. Tourzel behauptet, dass der König nur ein einzigesmal ausstieg, in den Stall trat, wo sich niemand befunden habe, und sofort wieder in den Wagen stieg. Die Kinder stiegen nur zweimal aus; „doch diese kleine Promenade verursachte keine Verzögerung". Aber so ausdrücklich dieses Zeugnis Frau v. Tourzels lautet, es scheint uns die nicht minder ausdrücklichen Zeugnisse der drei Leibgardisten und Frau Bruniers nicht umstoßen zu können.

*5 Das „Tagebuch eines Freiwilligen von 1791" beschreibt diesen Durchgang folgendermaßen: „Varennes liegt drei Wegstunden von Clermont. Ich habe dort nichts bemerkt als die Stelle, wo der König angehalten wurde. Es scheint absichtlich dort geschehen zu sein wegen der Unmöglichkeit, dass zwei Wagen gleichzeitig hindurchfahren. Es ist eine Art sehr niedrigen und schmalen Thores oder Bogens. Danach kommt die Brücke."

*6 Antoine Pierre Josef Marie Barnave (geboren 1761, gestorben 1793) war der Sohn eines reichen protestantischen Procurators. Vor der Flucht der königlichen Familie ein offener Feind der Monarchie, war er nach der Rückkunft jener in die Tuilerien wie umgewandelt. Dadurch zerfiel er immer mehr mit der Revolutionspartei, die ihn unter dem Vorwande, Beweise seiner geheimen Verbindungen mit dem Hofe gefunden zu haben, auf das Schafott brachte.

*7 Jérome Pétion de Villeneuve (geboren 1759, gestorben 1794) war beim Ausbruche der Revolution Advocat. Am 14. November 1791 zum Maire von Paris gewählt, spielte er als solcher jene verrätherische Rolle, die in unserem Buche des nähern erzählt wird. Nach den Ereignissen des 10. August 1792 verlor er nach und nach die Gunst seiner revolutionären Freunde und des großen Haufens. Nachdem er sich mit Robespierre überworfen hatte, wurde er angeklagt, als Landesverräther erklärt und ein Haftbefehl gegen ihn und 52 Deputierte erlassen. Pétion war flüchtig geworden und irrte lange in der Bretagne und an den Ufern der Gironde herum. Endlich fand man ihn 1794 todt, entweder Hungers gestorben oder ermordet, halb von Wölfen aufgefressen, in den Niederungen des Departements Gironde.

*8 Frau Campan behauptet, dass die Haare der Königin infolge der auf der Reise ausgestandenen Angst plötzlich weiß geworden seien. Montjoye verlegt in seiner „Geschichte Marie Antoinettes" dasselbe Factum in die Octobertage. Wir ziehen letztere Version vor, erstens weil Montjoye seine „Geschichte" zu einer den Ereignissen näherstehenden Zeit als Frau Campan ihre Memoiren geschrieben hat, und dann hauptsächlich, weil Fersen, der die königliche Familie im Februar 1792 wiedersah und das Tagebuch über seine Reisen hinterlassen hat, über diese Thatsache schweigt, die ihm ja hätte lebhaft auffallen müssen, und die er sicherlich verzeichnet hätte. Auch Herr von Staël spricht in seinem damaligen Briefwechsel nichts davon.

## Zehntes Capitel.

*1 Franz Joachim de Pierres Comte de Lyon et de Bernis (geboren 1715, gestorben 1794) ward, nachdem er einige Zeit im Seminar Saint-Sulpice zu Paris zugebracht hatte, ein sogenannter Abbé, wusste die Gunst der Pompadour zu gewinnen, kam dadurch immer mehr empor, bis er sogar Minister des Auswärtigen ward. Später jedoch fiel er bei Ludwig XV. in Ungnade und ward vom Hofe verwiesen, 1764 jedoch zum Erzbischof von Alby ernannt und 1769 zum französischen Gesandten in Rom. Auf Betreiben des Hofes erhielt er auch den Cardinalspurpur. In Rom spielte er den Päpsten gegenüber eine höchst unwürdige Rolle und war besonders thätig für die Aufhebung der Gesellschaft Jesu. Infolge der revolutionären Ereignisse verlor er alle seine Einkünfte, und wäre ohne Subsistenzmittel gewesen, wenn ihm nicht der spanische Hof eine ansehnliche Pension gewährt hätte. Er lebte bis zu seinem Tode in Rom.

## Elftes Capitel.

*2 König von Schweden war damals der schon mehrmals im Buche erwähnte Gustav III. (geboren 1746, König von 1771 bis 1792). Sein Bestreben, die königliche Gewalt möglichst zu stärken und von den Launen der Reichsstände unabhängig zu machen, brachte ihn mit der Adelspartei, die sonst den meisten Einfluss auf die Regierungsangelegenheiten ausgeübt hatte, in Conflict, und diese beschloss sein Verderben. Der den König persönlich hassende Ankerström feuerte den tödtlichen Schuss ab, der dem Leben des Königs nach einigen Tagen ein Ende machte.

*3 Der wahre Wert des „règne réparateur“ — so heißt es im französischen Original — Ludwigs XVIII. trat in der Julirevolution deutlich zutage.

*4 Cardinal Bernis, der von Rom aus alles beobachtete und über die Pläne der Emigranten im Laufenden war, glaubte nicht an die von Calonne und seiner Partei geträumte effective Coalition der Mächte; er schrieb am 4. Jänner 1792 an seinen Freund Flavigny: „Ich habe immer geglaubt, dass Frankreich allein seine Ketten brechen und seine Höhe wiedergewinnen könne. Die auswärtigen Mächte haben ihre Verlegenheiten und ihre Absichten; das Kürzeste für sie ist, unseren Prinzen einige schöne Briefe und ungenügende Unterstützungen zu senden; sie werden bald uns einander selbst zerfleischen und aufzehren lassen, und wenn Polen und Bayern ihrem Gefallen gemäß geordnet sein werden, werden sie unsere Fetzen unter sich vertheilen. Ich wünsche, mich zu täuschen.“

## Zwölftes Capitel.

*1 Die besten Freunde des Grafen von Artois, wie der Graf von Vaudreuil, hatten alles gethan, um ihn davon abzubringen, Calonne zu sich zu berufen. „Ein Gegenstand, betreffs dessen ich meine Ansicht nicht geändert habe,“ schreibt Vaudreuil an den Prinzen, „und bezüglich dessen Sie einen meinem Rathe entgegengesetzten Entschluss gefasst haben, bezieht sich auf Herrn von Calonne. Niemand auf der Welt liebt ihn mehr als ich, niemand ist überzeugter von der Überlegenheit seiner Talente, seiner Begabung, seines Geistes und seiner Loyalität. Aber man muss hier in Betracht ziehen, dass die öffentliche Meinung alles gemacht hat, und dass man nur Erfolg haben kann durch Wiedergewinnung der öffentlichen Meinung und der verirrten Geister, durch Befolgung eines klugen, aber mit Weile eilenden Planes. Darf man denn den Mann, den, ebenso wie Sie, die Verleumdung angegriffen hat, voranstellen, wenn es sich darum handelt, zur öffentlichen Meinung zu sprechen? Wird die Voreingenommenheit des Königs und der Königin nicht ein beständiges Hindernis für sie sein, das zu billigen, was von ihm ausgeht? Gerade den zum Führer nehmen, den die Königin hasst (?), den der König geopfert hat, heißt das nicht Ihren Feinden Anlass geben, zu veröffentlichen und glaubhaft zu machen, dass Sie gegen den König Partei nehmen?“

*2 „Wenn die Königin sich den Anschein gibt, die Tollköpfe fernzuhalten, so geschieht es sicher, um sie einzuschläfern. Sie ist Mutter und ist Gattin; sollen wir grausam genug sein, ihr Irrthümer nicht zu verzeihen, die ihre Feinde nur zu sehr gerechtfertigt haben? ... Übrigens wollen wir ja Ludwig XVI. und Marie Antoinette wieder auf den Thron setzen; wir sollen also ihre Fehler übersehen, und wir übertreiben sie.“ — So schreibt Herr von Vaudreuil an den Grafen d'Entraignes am 22. August 1791.

*3 Frau v. Staël schreibt in ihren „Considérations“ über das Verhalten der Emigranten: „Die Nachwelt wird entschieden erklären, dass der Adel Frankreichs bei diesem Anlass von den wahren Grundsätzen abwich, die die Ordnung der Gesellschaft stützen. Wenn man auch nicht der Ansicht ist, dass der Adel besser gethan hätte, gleich von Anfang sich zu den Opfern zu entschließen, die der Fortschritt der Bildung und des Anwachsens des dritten

Standes erforderte, so hätten doch 10.000 Edelleute, die sich um den König scharten, verhindern können, dass er vom Throne gestürzt wurde. Es gibt aber unerlässliche Pflichten in der Politik wie in der Moral, und die erste heißt: man darf sein Vaterland niemals den Fremden überliefern, selbst wenn sie, um ihren Heranzug zu unterstützen, die Art der Regierung einführen wollen, die man für die bessere hält. Eine Partei hält sich für die allein tugendhafte, die am Gesetze festhält, eine andere für die allein volksthümliche, patriotische — wie soll man zwischen ihnen entscheiden? Wäre der Sieg der fremden Waffen ein Gottesurtheil für die Franzosen gewesen? Das Sprichwort sagt: Die Stimme des Volkes ist die Stimme Gottes. Wäre ein Bürgerkrieg nöthig gewesen, um die Kräfte zu messen und die Mehrheit zu erproben, so wäre die Nation in ihren eigenen Augen wie in denen der eifersüchtigen Nachbarn größer erschienen. Die Häuptlinge der Vendée stehen viel achtungswerter da als jene Franzosen, die einen Bund der Mächte nach dem andern gegen Frankreich zu stiften suchten. Man muss im Bürgerkriege nur siegen mit Hilfe des Muthes, der Thatkraft und der Gerechtigkeit! Auf die Kräfte des Geistes gründe sich der Erfolg in einem solchen Streite; um aber fremde Mächte ins Land zu ziehen, dazu kann eine Intrigue, ein Zufall, eine Verbindung mit einem General oder Minister hinreichen, der gerade in Gunst steht. Zu allen Zeiten haben die Auswanderer mit der Unabhängigkeit ihres Vaterlandes ihr Spiel getrieben; sie wollen es haben wie ein Eifersüchtiger seine Geliebte, unterwürfig oder todt, und die Waffe, mit der sie die Parteimänner bekämpfen, entgleitet oft ihrer Hand und versetzt dem Vaterlande, das sie retten wollen, eine tödtliche Wunde. Eine Nation, die fremder Hilfe bedarf, um das Joch einer Partei abzuschütteln, ist erniedrigt, dass lange keinerlei Tugend sich entwickeln könnte, sie müsste über ihre Unterdrücker schamroth werden wie über ihre Befreier." — Ohne allen diesen Ausführungen der geistreichen Frau absolute Geltung beizumessen, muss man doch gestehen, dass sie manche Wahrheit enthalten.

*4 Etwas später, kurz vor der Abreise nach Varennes, forderte der sonst gewöhnlich kluge Vaudreuil den Grafen von Artois auf, auf den König durch Einschüchterung zu wirken und ihm mit dem gänzlichen Abfall des Adels zu drohen, wenn er ihm nicht die Vollmacht geben wolle, die er Breteuil ertheilt hatte.

## Dreizehntes Capitel.

*1 Jacques Mallet du Pan (geboren 1750, gestorben 1800), aus Genf gebürtig, war einer der talentvollsten und überzeugtesten Gegner der Revolution und Vertheidiger des Königthums. Seine Hauptthätigkeit entwickelte er auf publicistischem Gebiete. Nach dem 10. August 1792 flüchtete er nach der Schweiz und gieng dann nach London, wo er bis zu seinem Ende verblieb.

*2 Mallet du Pan berichtet, dass er und Malouet dem Könige durch Montmorin einen Plan in dem von der Königin angedeuteten Sinne hatten vorlegen lassen: Ludwig XVI. wäre diesem gemäß in die Nationalversammlung gegangen, hätte dort die Depeschen der Mächte gezeigt und erklärt, dass, da die Mächte ihn nicht für frei halten, es nothwendig sei, seine Freiheit zu

constatieren, dass er folglich verlange, mit seiner eigenen Garde nach Compiègne oder Fontainebleau gehen und dort ein neues Ministerium wählen zu können, das zur Constitution nicht mitgewirkt habe. Die Nationalversammlung hätte entweder sich geweigert und dadurch die Knechtschaft des Königs constatiert, oder sie hätte angenommen, und der König sich von den Verräthern in seinem Rathe befreit. Herr von Montmorin hat sich dreimal bemüht, er hat sich der Königin zu Füßen geworfen: alles ist vergeblich gewesen. Man ist über die Folgen erschrocken und fürchtete einen Aufstand. („Mémoires et correspondance de Mallet du Pan.") Trotz Mallets Ansicht scheint aber die Königin Recht gehabt zu haben; die Nationalversammlung hätte nicht angenommen, und der Pöbel hätte sicherlich den Plan nicht zur Ausführung kommen lassen; jedenfalls hätte man den Dauphin als Geisel zurückbehalten, was seine Mutter nicht zugeben konnte.

## Dirzehntes Capitel.

*1 Dieses Congressproject, das die Emigranten lahmlegte, erbitterte Calonne. Er schrieb an Cardinal de Bernis: „Ich wundere mich nicht, dass der Intrigant Breteuil, der sich nur damit befasst, die Pläne der Prinzen zu durchkreuzen und sie zur Unthätigkeit zu verurtheilen, den Plan eines Congresses ausgeheckt hat; aber ich wundere mich, dass es ihm gelungen ist, wie man behauptet, dessen Annahme beim Wiener und vielleicht auch beim Madrider Cabinet durchzusetzen."

*2 Die Königin theilte ihren Plan der Kaiserin von Russland am 3. Februar 1791, der Königin von Spanien am 4. Jänner 1792, etwas später der Königin von Portugal mit. Sie erhielt nur unbestimmte Antworten, von Katharina II. eine wenig wohlwollende Note. Dem Könige empfahl diesen Plan seinerseits Breteuil am 25. November 1791, dem König von Preußen am 3. December desselben Jahres, dem König von Schweden am 10. December und dem König von Spanien um dieselbe Zeit.

## Fünfzehntes Capitel.

*1 Die Pariser Nationalgarde nannte diese neuen Deputierten „Bettelbuben" (va-nus-pieds). „Es ist wahr," bemerkt von der Marck, der dies erzählt, „dass neunzehn Zwanzigstel der Mitglieder dieser Legislative keine andere Ausrüstung haben als Überschuhe und Regenschirme. Man hat berechnet, dass alle diese neuen Deputierten zusammen keine 300.000 Livres Einkommen in Grundeigenthum haben. Eine solche Versammlung, die sich nicht durch guten Anstand in Ansehen zu setzen weiß, da die meisten ihrer Glieder keine Erziehung erhalten haben, die nur mittelmäßige Talente ankündigt, die dem Volke nichts mehr zu opfern hat, wenn nicht die Gesellschaft gänzlich aufgelöst werden und zum ‚Rette sich wer kann' kommen soll: eine solche Versammlung kann sich weder die Achtung noch das Vertrauen, noch die Gunst des Publicums erwerben."

*2 Die Insel San Domingo oder Haïti war von Spanien an Frankreich abgetreten worden. Die Bevölkerung bestand aus Weißen, aus Negern und

aus Mulatten, d. h. farbigen Abkömmlingen von Weißen und Negerinnen. Die von der Revolution erweckten Ideen von der Gleichheit aller Menschen verpflanzten sich auch auf jene ferne Insel, und die Mulatten verlangten gleiche Rechte mit den Weißen. Es brachen deshalb blutige und verheerende Kämpfe zwischen den Weißen einer- und den Mulatten und Negern andererseits aus. Die Folge davon war der Ruin des französischen Colonialhandels und der Verlust San Domingos für Frankreich.

## Sechzehntes Capitel.

*1 Indessen erzählt Frau v. Tourzel, dass der Kriegsminister, Herr von Narbonne, die Königin gebeten habe, ihn zum Premierminister ernennen zu lassen, mit dem Versprechen, er werde die Nation mit einem Kriege beschäftigen, den man sie würde als einen nationalen betrachten lassen, um durch dieses Mittel dahin zu gelangen, dem Könige die zum Glücke Frankreichs nöthige Autorität wiederzugeben. Die Königin lachte nur über diesen Vorschlag, da sie in Herrn von Narbonne, der ihr als sehr ehrgeizig bekannt war, kein Vertrauen setzte.

*2 Eine Denkschrift des Marquis de Bombelles besagte: „Von Compiègne an kann man durch eine ununterbrochene Reihe von Wäldern sich bis an die Grenze begeben, ohne ein einziges Dorf zu passieren; es ist nur eine Mühle da, die man leicht rechtzeitig besetzen kann, und was eine oder zwei Flussübersetzungen betrifft, so würde man sich der Kupfernachen bedienen, von denen die Schmuggler einen ebenso häufigen als sicheren Gebrauch machen.“ — Graf de Vaudreuil spricht ebenfalls in seiner Correspondenz von einem Jagdaufseher, namens Bron, „einem Manne voll Einsicht, Muth und Treue, der mit Hilfe gut ausgerüsteter und ebenso zuverlässiger als wackerer Wächter“ mit seinem Kopfe dafür bürgte, die königliche Familie entkommen zu lassen.

*3 Die Prinzen hatten zur selben Zeit einen anderen Fluchtplan für die königliche Familie. Derselbe hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Fersens, insofern er durch die Wälder führte und die Dörfer vermied; sein Endpunkt war Marquenoise auf österreichischem Gebiete, 47 bis 48 Wegstunden von Paris.

*4 „Ah! comme j'aime ma maîtresse!“

*5 „Il faut les rendre heureux.“

## Siebzehntes Capitel.

*1 Das Pariser Blatt „Babillard“ charakterisierte Condorcet also:

„Jadis mathematicien,
Marquis, académicien,
Sous d'Alembert panégyriste,
Sous Pankoucke encyclopédiste,
Puis sous Turgot économiste,
Puis sous Brienne royaliste,
Puis sous Brissot républiciste,
Puis du trésor public gardien,
Puis citoyen — soldat — puis rien.

Auch Condorcet verfeindete sich später mit den revolutionären Machthabern, ward eingekerkert, starb aber im Gefängnis, bevor das Urtheil über ihn gefällt wurde (1794).

*2 Charles François Dumouriez (geboren 1739, gestorben 1823) lebte nach seiner Flucht in die Niederlande in verschiedenen Ländern, zuletzt in England.

*3 André Chénier (geboren 1762, gestorben 1794), älterer, aber durchaus nicht gesinnungsverwandter Bruder des schon erwähnten Joseph Chénier, war, gleich diesem, Dichter. Er schrieb zu Gunsten Ludwigs XVI., wollte diesen vor dem Convent vertheidigen und verfasste Ludwigs Berufung an das französische Volk. Er ward deswegen verhaftet und guillotiniert.

*4 Die Nummer 120 des „Père Duchesne" war betitelt: „Die großen Vorbereitungen des ‚Père Duchesne', um die Schweizer von Châteauvieux zu empfangen. Der große Schmaus, den er ihnen bereitet, um sie für alle Qualen zu trösten, die sie für die Freiheit ausgestanden haben. Seine große Freude, Madame Veto Käse essen zu sehen an dem Tage, wo diese Wackeren ... im Triumphe in Paris werden eingeführt werden. Einladungen an alle Sansculotten, an alle Wollmützen der Pikenarmee, diese Gelegenheit zu benützen, das Marsfeld zu reinigen."

Nummer 123 war betitelt: „Gegen die Knechte und Polizeispione der Madame Veto, die das Fest verhindern wollen, das die guten Bürger vorbereiten, um die Schweizer von Châteauvieux zu empfangen. Großer Wachtbefehl an alle Sansculotten, ihre Piken zu wetzen, um die Aristokraten zu ... die dieses Fest stören wollen."

## Achtzehntes Capitel.

*1 Der Widerwille der Königin gegen die Emigranten war lebhafter als je. Als der Marquis de Jancourt in die Legislative gewählt worden war, ließ er sich durch seine Schwester, Gräfin du Cayla, entschuldigen, dass er nicht mehr bei Hofe erscheine. „Mein Bruder fürchtet, Eurer Majestät zu missfallen," sagte Frau du Cayla zu Marie Antoinette. — „Sagen Sie Herrn von Jancourt," antwortete die Königin, „dass ich ihn unendlich lieber in der Nationalversammlung als in Koblenz weiß."

*2 Bezüglich der beiden letzten Punkte hatte Mallet vollständigen Erfolg; er schreibt in seinen Noten über die Conferenzen, die er mit den preußischen und österreichischen Ministern hatte: „Man erklärt mir positiv, dass kein Ausblick auf Ehrgeiz, persönlichen Vortheil oder Zerstückelung zum Zwecke des Krieges gehören. Man gibt die Gewissheit hierüber, sowie auch, dass man, weit entfernt, eine Regierung aufzudrängen, dem Könige absolute Freiheit lassen wird, sich hierüber mit seinem Volke zu verständigen."

*3 Den Namen dieses Griechen schreibt der Verfasser „Coray", und ist ohne Zweifel gemeint „Korais" (Κοραῆς). „Protopsalte" ist das Griechische πρωτοψάλτης und bedeutet „erster Kirchensänger".

*4 Girondisten (Girondins) hieß eine Partei der gesetzgebenden Nationalversammlung und später des Nationalconvents, weil ihre Häupter mit

ihren ersten zwanzig Anhängern aus dem südfranzösischen Departement der Gironde waren. Zuerst entschiedene Königsfeinde, näherten sie sich später dem Hofe, beobachteten aber fortan ein widerspruchsvolles Verhalten, konnten jedoch im allgemeinen der sogenannten Bergpartei gegenüber als die Gemäßigten im Convent betrachtet werden. Sie unterlagen zuletzt den Extremen (Marat, Chaumette, Sacca ꝛc.) und wurden größtentheils guillotiniert.

*5 Jean Pierre Brissot de Warwille (geboren 1754, gestorben 1793), war der Sohn eines Kuchenbäckers und Garkochs, der eine kleine Besitzung, genannt Ouarville, hatte. Darum nannte er sich Brissot d'Ouarville, was er in England der englischen Schreibung gemäß in Warwille verwandelte. Er trieb sich vor der Revolution in dem genannten Lande und in Amerika herum. In der ersten Periode der Revolution gewann er großen Einfluss und zahlreiche Anhänger, doch später überwarf er sich gleich so vielen andern mit Robespierre und ward — guillotiniert.

*6 Die Eudisten, benannt nach ihrem Stifter Eudes, sind eine noch jetzt in Frankreich segensreich wirkende Priestercongregation, die eigentlich Congregation von Jesus und Maria heißt.

## Neunzehntes Capitel.

*1 George Jacques Danton (geboren 1759, gestorben 1794) war beim Ausbruche der Revolution Advocat. Er war von kolossaler Körpergestalt, in seinen Geberden wild und ungestüm, sein Antlitz war ein Muster von Häßlichkeit und durch eine eigenthümliche Muskelbewegung und, wie er selbst sagte, meduſenartige Augen furchteinflößend; dabei hatte er eine rauhe und donnernde Stimme. Auch er machte sich zuletzt Robespierre zum Feinde, wozu wohl sein bedeutendes Vermögen, das confisciert wurde, nicht wenig beigetragen haben mochte.

*2 Feuillants (lateinisch Falienses) waren eine Congregation reformierter Cistercienser, deren Kloster in Paris an den Tuilerien-Garten stieß. Während der Revolution nannte sich ein in dem unterdrückten Kloster seine Versammlungen haltender Club Feuillants.

*3 Sansculotte heißt eigentlich ein Mann ohne Hosen (sans ohne, culotte Kniehose) und konnte für die ersten Leute dieser Art in wörtlichem Sinne gelten; dann wurde der Name „Sansculottes“ für alle Anhänger des extremsten Radicalismus gebräuchlich.

## Zwanzigstes Capitel.

*1 „Madame Veto avait promis
De faire égorger tout Paris.“

*2 Als die Königin das letztemal im Garten auf der Terrasse erschien, wurde sie von den Föderierten gröblich insultiert. Diesesmal that die Nationalgarde — es war das wackere Bataillon von Filles-Saint-Thomas — ihre Schuldigkeit und zwang die Föderierten zu schweigen. Als die Königin ins Schloss zurückkam, brach ein heftiges Gewitter los, es schlug zu wiederholtenmalen in der Umgebung der Tuilerien ein. Als sich wenige Tage nachher

d'Epréménil auf die Feuillanten-Terrasse gewagt hatte, wurde er erkannt, geschlagen, und wäre ohne die Dazwischenkunft der Nationalgarde niedergemetzelt worden.

*3 Sie willigte jedoch später ein, wenigstens berichtet Frau v. Tourzel: „Da Herr von Paroy für das Leben Ihrer Majestäten und des gnädigen Herrn Dauphin fürchtete, bat er mich, der Königin in seinem Namen drei kugel- und dolchfeste Panzer anzubieten, die er für sie, den König und den gnädigen Herrn Dauphin hatte machen lassen, und überreichte mir einen Dolch, um die Probe zu machen. Ich brachte sie der Königin, die sofort den für sie bestimmten probierte und, da sie den Dolch in meinen Händen sah, mit der größten Kaltblütigkeit zu mir sagte: ‚Stechen Sie mich, um die Probe zu machen.' Ich konnte einen solchen Gedanken, der mich erschaudern machte, nicht ertragen und erklärte ihr, dass mich nichts zu einer solchen Handlung bestimmen würde. Sie legte ihren Panzer ab, ich bemächtigte mich desselben, legte ihn über mein Kleid und stach mit dem Dolche darauf, der, wie Herr von Paroy gesagt hatte, nicht durchdringen konnte. Die Königin verabredete dann mit dem Könige, dass jedes von ihnen sich beim ersten Anscheine einer Gefahr damit bekleiden würde, was auch ausgeführt wurde."

*4 Anne Louise Germaine de Staël-Holstein (geboren 1766, gestorben 1817), die Tochter des nachmaligen Ministers Necker, Gemahlin des schwedischen Gesandten Baron von Staël-Holstein, berühmte französische Schriftstellerin. Sie lebte bis 1802 meistentheils in ihrer Vaterstadt Paris; nachdem sie sich aber dem ersten Consul (Bonaparte) mündlich und schriftlich, besonders durch tägliche Epigramme (so nannte sie ihn einmal wenig zutreffend „Robespierre zu Pferde") unangenehm gemacht hatte, ließ ihr dieser sagen, er überlasse ihr den Erdkreis, Paris aber wolle er für sich behalten, und verbannte sie auf vierzig Wegstunden von der Hauptstadt. Sie unternahm dann eine längere Reise nach Deutschland, deren Frucht ihr vielgenanntes Buch „De l'Allemagne" ist. Sie kehrte dann wieder nach Frankreich zurück, durfte aber nicht nach Paris kommen, ja es wurde ihr später sogar das kleine Coppet als Aufenthaltsort angewiesen. Von hier entfloh sie 1802 nach Wien und durchreiste hierauf fast ganz Europa, bis sie nach Napoleons Sturz wieder nach Paris kam, wo sie bis zu ihrem Tode blieb. Die Würdigung ihrer literarischen Wirksamkeit gehört selbstverständlich nicht hieher.

*5 Die Marquise de Lâge behauptet auf das Zeugnis des Abbé Montesquiou hin, dass sich der König, von der Königin und der Prinzessin Elisabeth überzeugt, dass seine Schwäche die Aufrührer außerordentlich ermuntert habe, für sich selbst Verhaltungsregeln voll Weisheit und Energie vorgezeichnet habe. Die Marquise sagt uns aber weder etwas Näheres über diesen Plan, noch warum ihn der König nicht befolgt hat.

*6 William Pitt (geboren 1759, gestorben 1806), berühmter britischer Staatsminister, war der heftigste Gegner der jakobinischen Machthaber in Frankreich und blieb beharrlich bei dem Grundsatze, dass an einen Frieden mit ihnen nicht zu denken sei. Dafür wurde er nicht nur vom Convent feierlich für einen Feind des menschlichen Geschlechtes erklärt, sondern zog sich auch unter seinen Landsleuten viele Gegner zu.

*7 Doch darf man nicht übersehen, dass auch in Paris, selbst bei verständigen Männern, dieselbe Meinung Eingang fand. Gouverneur Morris schreibt am 10. Juni: „Da die allgemeine Meinung unter den Bürgern dahin geht, dass den sich der Hauptstadt nähernden österreichischen und preußischen Truppen kein ernstlicher Widerstand geleistet werden wird, so betrachtet sie — die Nationalgarde — die Person Ludwigs XVI. als den wirksamsten Schutz gegen Plünderung und Insulten."

*8 Mercy war mit dem Manifeste so unzufrieden, dass er wollte, das Wiener Cabinet sollte ein anderes verfassen, um die schlimme Wirkung des ersten zu zerstören. Gouverneur Morris empfand denselben Eindruck wie Mercy. „Die Erklärung des Herzogs von Braunschweig," schreibt er, „kann man in wenigen Worten also verdolmetschen: seid alle gegen mich, denn ich bin gegen euch alle, und leistet tapferen Widerstand, denn ihr habt keine Hoffnung."

*9 Chrétien Guillaume Lamoignon-Malesherbes (geboren 1721, gestorben 1793) war einer der tüchtigsten und ehrenhaftesten Staatsmänner Frankreichs. Er wurde, nachdem er früher mehrere andere hohe Staatsämter bekleidet hatte, 1775 Minister des Innern, schied aber nach einem Jahre gleichzeitig mit Turgot aus dem Ministerium und begab sich auf Reisen. Zu Anfang der Revolution nach Frankreich zurückgekehrt, stellte er sich, als der König vor das Revolutionsgericht kommen sollte, diesem als Vertheidiger zur Verfügung und entledigte sich seiner Aufgabe in der rühmlichsten Weise. Dies wurde aber auch der Grund seiner eigenen Verhaftung und Hinrichtung. Ludwig XVIII. ließ ihm im großen Saale des Justizpalastes zu Paris ein Denkmal setzen mit der von ihm selbst verfassten Inschrift: „Strenue, semper fidelis regi suo, in solio veritatem, praesidium in carcere attulit."

*10 Ein Vers des täglich bei der Vesper im Officium vorkommenden bekannten Lobgesanges der seligsten Jungfrau lautet: „Deposuit potentes de sede, et exaltavit humiles." (Die Mächtigen hat er — Gott — vom Throne gestoßen, die Demüthigen hat er erhöht.)

(S. 299, Z. 14 v. o.) Lafayette klagt in seinen Marie Antoinette sehr feindseligen Memoiren den Hof und besonders die Königin an, ihm einen schlechten Empfang bereitet und seine Pläne vereitelt zu haben. Das wird von Frau v. Tourzel ausdrücklich mit folgenden Worten in Abrede gestellt: „Herr von Lafayette hatte sich dem Könige als Vertheidiger der königlichen Autorität vorgestellt, obwohl er kein anderes Ziel hatte, als die Jakobiner zu vertreiben und, um dies zu erreichen, den Einfluss, den er auf die Nationalgarde bewahrt zu haben glaubte, in Anwendung zu bringen. Man verlangte von allem, was dem Könige anhänglich war, viele Rücksichten für ihn (Lafayette), und da sein Unternehmen noch am nämlichen Tage stattfinden sollte, hatte man im Schlosse eine große Überwachung veranstaltet und alle jene, die darin wohnten, aufgefordert, nicht hinauszugehen oder um 8 Uhr abends zurück zu sein. Herr von Lafayette machte die traurige Erfahrung, dass er nur mehr sehr wenig Einfluss besitze; er konnte nur ungefähr ein Dutzend Nationalgardisten zurückhalten und sah binnen einigen Stunden die Hoffnungen dahinschwinden, die er bezüglich des Erfolges seines Auftretens erregt hatte."

## Einundzwanzigstes Capitel.

*1 Roederer stellt diese Worte der Königin in Abrede, indem er behauptet, er habe sie nicht gehört. Aber Bigot de Sainte-Croise und Hue, die am 10. August gleich Roederer in den Tuilerien waren, und Fersen, der gierig alle Zeugnisse über die letzten Acte seiner hohen Clientin gesammelt hat, bestätigen sie. Hue citiert sogar als Ohrenzeugen die Herren von Bigot und von Saint-Priest; Fersen nennt als solchen von Viomesnil und von Clermont-Galleranche.

*2 Die „Logographe" hatte die im Nationalconvent gehaltenen Reden aufzunehmen.

*3 Der Pariser „Temple" war ursprünglich der Sitz des geistlichen Ritterordens der Tempelherren in Paris. Nach der Aufhebung dieses Ordens kam das Gebäude in den Besitz des Johanniter- oder Malteserordens und ward der Sitz eines Großpriors desselben. In einem Theile des weitläufigen Gebäudes stiftete 1816 die Prinzessin Luise von Bourbon ein Kloster der Benedictinerinnen von der ewigen Anbetung des heiligsten Sacramentes, wobei der Saal, in dem Ludwig XVI. mit seiner Familie während der Gefangenschaft sich aufhielt, in eine Kapelle verwandelt wurde.

## Zweiundzwanzigstes Capitel.

*1 Jean Jacques Barthélemy (geboren 1716, gestorben 1795) war einer der vielseitigsten Gelehrten seiner Zeit, dabei ein sehr bescheidener und rechtschaffener Mann. Sein bekanntestes Werk ist die „Reise des jüngeren Anacharsis nach Griechenland", die Frucht dreißigjähriger Vorarbeiten, das 1788 in Paris erschien und fast in alle europäischen Sprachen übersetzt wurde.

*2 „Madame à sa tour monte;
Ne sait quand descendra."

(S. 359, Z. 3 v. o.) Jacques René Hébert (geboren 1755, gestorben 1794) hatte sich bis zur Revolution hauptsächlich durch Betrügereien fortgebracht, gab dann das berüchtigte Journal „Le Père Duchesne" heraus und ward einer der ruchlosesten und gewaltthätigsten Schreckensmänner. Er endete, wie so viele andere seinesgleichen, auf dem Blutgerüste.

## Dreiundzwanzigstes Capitel.

*1 So sprach der Hohepriester Kaiphas im jüdischen Synedrium, um den Tod Christi zu rechtfertigen.

*2 Heinrich Allen Edgeworth de Firmont (geboren 1745, gestorben 1807) war ein gebürtiger Irländer und Sohn eines protestantischen Predigers. Sein Vater kehrte mit seiner Familie zum katholischen Glauben zurück und zog nach Frankreich. Der junge Edgeworth studierte zuerst bei den Jesuiten in Toulouse, dann an der Sorbonne in Paris. Er erwarb sich den Ruf großer Frömmigkeit und priesterlichen Eifers, weswegen ihn Prinzessin Elisabeth zu ihrem Beichtvater wählte. Nach dem Ausbruche der Schreckenszeit lebte er unter dem Namen Essex zu Choisy bei Paris verborgen. Nach Ludwigs XVI.

Hinrichtung gelang es ihm nach Überstehung vieler Gefahren nach England zu gelangen (1796). Minister Pitt bot ihm im Namen des Königs einen ansehnlichen Jahresgehalt an; Edgeworth lehnte diesen aber ab, weil er die Lasten nicht vermehren wollte, die die britische Regierung bereits zu Gunsten der französischen Emigranten auf sich genommen habe. Später begleitete er Ludwig XVIII. nach Russland. Er hatte ein so ehrwürdiges Äußeres, dass Kaiser Paul von Russland, dem er im Namen Ludwigs XVIII. den Orden des Heiligen Geistes zu überbringen hatte, von seinem Anblicke dergestalt ergriffen ward, dass er sich vor ihm auf die Knie warf und ihn um seinen Segen bat. Bei der unermüdlichen Pflege französischer Kriegsgefangener in Mitau zog er sich die unter diesen herrschende Seuche zu und starb so im Dienste der Nächstenliebe.

*8 Die der königlichen Familie sehr anhängliche Frau Vigée-Lebrun kam auf den Gedanken, diese Abschiedsscenen auf einem Gemälde darzustellen. Sie zog bei Cléry Erkundigungen ein, der ihr einen langen, in ihren „Erinnerungen" mitgetheilten Brief schrieb, in dem u. a. die Kleidung jedes einzelnen Mitgliedes der königlichen Familie sehr genau angegeben ist. Wir entnehmen daraus, dass der König einen braunen Rock, eine weiße Weste und graue Kaschmirhose trug, während die Königin, Prinzessin Elisabeth und Prinzessin Maria Theresia weiße Kleider hatten. Der Dauphin trug einen grünlich-grauen Kaschmirrock, eine ebensolche Hose und eine blaugestreifte Weste.

(S. 381, Z. 1 v. u.) Über die Stimmung im Convent unmittelbar nach der Hinrichtung des Königs schreibt ein Mitglied desselben, Mercier, in seinem „Nouveau Paris": „Das kann ich bezeugen, fünf oder sechs Tage nach der Hinrichtung des Königs war die Mehrzahl der Abgeordneten, die für den Tod gestimmt hatten, wie erschreckt über ihr eigenes Thun; einer sah den andern mit Staunen an; sie hatten eine Art innere Angst, die bei einigen der Reue glich. Bald suchten, bald mieden sie jene, die der entgegengesetzten Ansicht gewesen waren: sie wagten nicht, sie zu fragen. Ich erinnere mich noch ganz gut, wie sie sich zusammenthaten, wie sie leise miteinander redeten und wie unsere Annäherung sie in Verlegenheit brachte. Eines ist gewiss: in dieser Zeit trat eine vollständige Spaltung ein zwischen denen, die für oder gegen den Tod gestimmt hatten; der Hass wuchs, die Feindschaft erhitzte sich, die verdeckten oder offenen Vorwürfe nahmen einen erschrecklichen Charakter an und — zuletzt bedrohte die Hinrichtung des Königs alle jene, die ihn davor hätten retten wollen. Auf ihre kecken und unverschämten Drohungen sagten wir ihnen zwar späte aber dennoch niederschmetternde Wahrheiten ins Gesicht. Wir hatten jetzt auch keine Schonung mehr gegen Collegen, die uns Kleingeister zu nennen und uns zu beschimpfen und dem Hasse des Pöbels herzuwerfen wagten. Es gab fortan keine Gemeinschaft mehr zwischen uns, weil sie unsere Ansicht nicht gelten lassen wollten. Weil sie Ludwig XVI. den Kopf heruntergeschlagen hatten, wollten sie auf derselben Stelle ihre Collegen enthaupten. Es war ein Fieber der Wuth, der Rache und des Ingrimms, und ich glaube, dass sie vielmehr Angst für sich selber als republikanische Gesinnung hatten. Bei mehreren entdeckte ich tiefe Gewissensbisse; Desazy, ein milder, rechtschaffener und bescheidener, in der Geschichte bewanderter Mann, ist vor Kummer gestorben. So sind die Menschen,

sie werden erregt und lassen sich wider ihren Willen fortreißen, geben den Leidenschaften anderer nach und haben nicht den Muth einer eigenen Meinung; es gibt sehr wenige, die ihren Charakter zu wahren verstehen, wenn alles um sie herum droht, knirscht und tobt."

## Vierundzwanzigstes Capitel.

*1 Das Gedicht, betitelt „La pitié filiale" lautete:

„Eh quoi! tu pleures, ô ma mère!
Dans tes regards fixées sur moi
Se peignent l'amour et l'effroi:
J'y vois ton âme tout anxère.
Des maux que ton fils a soufferts
Pourquoi te retracer l'image?
Puisque ma mène les partage,
Puis-je me plaindre de mes fers?
Des fers, ô Louis! ton courage
Les ennoblit en les portant,
Ton fils n'a plus, en cet instant,
Que tes vertus en héritage.
Trône, palais, pouvoir, grandeur,
Tout a fui pour moi sur la terre;
Mais je suis auprès de ma mère,
Je connais encore le bonheur."

*2 Die königliche Sache zählte noch gar manche andere treue Anhänger in allen Classen der Bevölkerung, und mancher büßte diese seine treue Anhänglichkeit mit dem Tode. So wurde in Paris ein Zahnarzt, namens Bouther, zum Tode verurtheilt „wegen Fanatismus für das Königthum". Als ihm das Urtheil vorgelesen wurde, rief er: „Es lebe Ludwig XVII., zum Teufel mit der Republik!" An der Hinrichtungsstelle sprach er zur zahlreich versammelten Menge: „Ist es nicht sehr seltsam, einen Menschen sterben zu sehen, weil er gesagt hat, man müsse einen König haben? Ja, ein König thut noth. Darum lebe Ludwig XVII!" Dann wandte er sich zum Henker mit den Worten: „So, jetzt guillotiniert mich."

*3 Prinzessin Elisabeth fügte diesen Briefen der Königin folgende zwei Billette bei: An den Grafen von Provence: „Ich genieße im voraus das Vergnügen, das Du empfinden wirst beim Empfange dieses Unterpfandes der Freundschaft und des Vertrauens; mit Dir vereinigt zu sein und Dich glücklich zu sehen, ist alles, was ich wünsche; Du weißt, daſs ich Dich liebe, ich umarme Dich aus meinem ganzen Herzen."

An den Grafen von Artois: „Welches Glück für mich, mein lieber Freund, mein Bruder, nach einem so langen Zeitraume Dir meine Gefühle ausdrücken zu können. Wie viel habe ich für Dich gelitten! Ich hoffe, es wird eine Zeit kommen, wo ich Dich werde umarmen und Dir sagen können, daſs Du nie eine wahrhaftigere und zärtlichere Freundin finden wirst als mich; ich hoffe, Du zweifelst nicht daran."

*4 Das Gebet lautete: „Und wir weihen Dir alle Herzen dieses Königreiches, vom Herzen unseres erhabenen Königs bis zu dem geringsten seiner Unterthanen in der Sehnsucht der Liebe, unser ganzes Vaterland und alle seine Kinder, nimm sie auf, durchglühe sie, segne sie, heilige sie; dann wird ganz Frankreich gerettet werden und die heilige Religion wiederaufleben. Amen."

*5 Wie sehr die revolutionäre Regierung den Baron Batz fürchtete, geht aus einem Schreiben des Sicherheitsausschusses an Fouquier-Tinville hervor, in dem es heißt: „Der Ausschuss trägt Dir auf, Deine Bemühungen zu verdoppeln, um den heillosen Batz zu fangen. Denk bei Deinen Verhören daran, dass seine Verbindungen nach allen Seiten sich ausdehnen, sogar in die Gefängnisse, und dass dieser Catilina beständig die Seele aller Verschwörungen gegen die Freiheit und die Nationalvertretung ist, dass er für die Tyrannen in der constituierenden Versammlung sich aussprach und dann in Paris und Charonne das vom Weibe des Tyrannen geleitete österreichische Comité aufrecht erhielt, dass, um Capet zu retten, er einer der vier war, die man am 31. Jänner auf dem Boulevard rufen hörte: ‚Wer den König retten will, der komme zu uns'; dass er mit Hilfe der Schurken Michonis und Cortey nahe daran war, die Familie Capet aus dem Temple zu entführen, in den ihn als ein Mitglied seiner Compagnie und der Wache Corby einführte, und wo ohne Simon ihre ruchlosen Mitverschwornen, die man bis jetzt der Mehrzahl nach noch nicht kennt, die Posten der Stiege des Thurmes bekommen sollten; dass ferner dieses Ungeheuer Gold aufkaufen ließ, um die Assignaten zu entwerten; dass dieser Verbrecher umso gefährlicher ist, als er uns den Faden seines brieflichen Verkehres mit Pitt, mit der Vendée, mit Toulon, Lyon und Marseille, mit den Emigranten entzieht und seine Ränke, um die Republik meucheln zu lassen, der Gegenstand seiner beständigen Wuth sind. Vernachlässige darum in Deinen Verhören keine Anzeige, spare kein Versprechen, kein Geld oder sonstige Auslagen, fordere von uns die Freilassung jedes Verhafteten, der ihn Dir zu entdecken oder lebend oder todt auszuliefern verspricht, ebenso von jenen, durch die man ihn fassen könnte, indem man ohne ihr Wissen ihren Schritten nachgeht. Wiederhole, dass er geächtet, dass ein Preis auf seinen Kopf gesetzt ist, dass seine Körperbeschreibung überall angeschlagen ist, dass er uns nicht entrinnen kann, dass alles aufgedeckt ist, und dass es für jene keine Gnade gibt, die ihn anzeigen können und es nicht thun. Also merke es Dir, wir wollen um jeden Preis diesen Schurken haben, und der Ausschuss rechnet dabei wesentlich auf Dich."

*6 Die Namen dieser sechs Municipalbeamten waren: Eudes, Gagnaut, Armand, Vèron, Cellier und Devèze. Die drei ersten wurden guillotiniert, Eudes und Armand am 10. Thermidor (nach dem neuen republikanischen Kalender) mit Robespierre, Gagnant nach der Affaire von Grenelle. Sie hatten den traurigen Muth, ihr Protokoll also zu schließen: „Die Trennung wurde bewerkstelligt mit aller Schonung, die man bei dieser Gelegenheit erwarten konnte, wo die Beamten des Volkes alle mit der Strenge ihres Amtes vereinbarlichen Rücksichten gehabt haben."

*7 Über Simon schreibt Weiß in seinem „Lehrbuch der Weltgeschichte" (II. Aufl., Bd. 8, p. 380): „Ein Schuhflicker, namens Simon, 57 Jahre alt,

derb von Gestalt, von rauher Stimme, rohem Benehmen, ein eifriger Zuhörer Marats, wenn dieser unter den Bäumen im Vorhofe der Cordeliers Vorträge hielt, darob von ihm bemerkt und empfohlen, ein glühender Cordelier, der den Hafs, den er unter dem Fanatiker aus Neufchâtel gegen das Königthum eingesogen hatte, jetzt an dem Sohne des letzten Königs zu bethätigen für seine Pflicht hielt. Neben Marat verehrte er Robespierre, und er war ein würdiger Schüler dieser beiden, dabei sehr jähzornig und gewaltthätig. Seiner würdig war seine Frau Marie Jeanne Aladame, ein Weib vom Lande, von gleichem Alter, dick und häfslich; sie war nie Mutter gewesen, hatte nie gefühlt, was ein Kind für Pflege und Liebe bedürfe; sie fühlte, wie ihr Mann, dem feinen Benehmen, der Schönheit des Königs gegenüber, dafs sie häfslich, dafs sie roh sei, und nahm durch Härte dafür Rache an ihm. So waren die neuen Zieheltern."

** Es ist hier Zeit, über das Schicksal der beiden Prinzessinnen Elisabeth und Maria Theresia nach ihrer Trennung von der Königin das Wesentliche zu berichten.

Prinzessin Elisabeth Philippine Marie Helene (geboren 1764) schmachtete nach der Hinrichtung der Königin noch bis zum 9. Mai 1794 im Temple. An diesem Tage, um 7 Uhr abends, wurde sie in die Conciergerie gebracht und sogleich bei verschlossenen Thüren verhört. Ihr Verbrechen bestand darin, dafs sie mit ihren Brüdern Briefe gewechselt hatte. Als sie am andern Tage wieder vor dem Revolutionstribunal erschien, antwortete sie auf die Frage nach ihrem Namen und Range mit Würde: „Ich heiße Elisabeth von Frankreich und bin die Tante eures Königs." Diese in einem Augenblicke, wo sie ohne irgendwelchen Beistand ihren blutdürstigen Richtern preisgegeben war, ausgesprochene muthige Antwort consternierte den Gerichtshof und unterbrach das Verhör. Man hatte mit ihr noch 24 andere Schlachtopfer verurtheilt, war aber grausam genug, sie zur Zeugin der Hinrichtung all dieser Unglücksgenossen zu machen. Mit himmlischer Ergebung gab sie ihr unschuldiges Leben hin, keine Klage kam über ihre Lippen.

Prinzessin Maria Theresia Charlotte (geboren 1778) mufste bis 25. December 1795 im Temple ausharren und wurde dann gegen die Deputierten, die Dumouriez den Österreichern ausgeliefert hatte (Camus, Quinette, Bancal, Lamarque, Beurnonville, Sémonville und Maret) zu Basel ausgewechselt und nach Wien geführt. Während ihres Aufenthaltes daselbst hatte Ludwig XVIII. beschlossen, sie mit dem Sohne des Grafen von Artois, der bekanntlich den Titel Herzog von Angoulême führte, zu vermählen; dies geschah in Mitau, der Hauptstadt von Kurland, wo sich damals die Brüder Ludwigs XVI. aufhielten, und von nun an hieß die Prinzessin Herzogin von Angoulême. Nach der Wiedereinsetzung der Bourbons hielt sie am 4. Mai 1814 mit dem Könige ihren Einzug in Paris. Bei der Rückkehr Napoleons von Elba befand sie sich mit ihrem Gemahl zu Bordeaux und bemühte sich vergebens, diese Stadt dem Könige zu erhalten. Sie schiffte sich nach England ein, gieng dann nach Genf und kehrte 1814 nach Frankreich zurück. Beim Ausbruche der Julirevolution befand sie sich in den südöstlichen Departements, kehrte verkleidet über Dijon nach Saint-Cloud zurück und folgte Karl X. ins Exil.

## Fünfundzwanzigstes Capitel.

*1 Herr von Rocheterie hat im Jännerheft des Jahrganges 1870 der „Revue des questions historiques“ unter dem Titel „La communion de la Reine à la Conciergerie“ eine Arbeit veröffentlicht, in welcher er den strengen Beweis führt, dass es namentlich Abbé Maguin, unter der Restauration Pfarrer von Saint-Germain-l'Auxerrois, gelungen ist, in den Kerker der Königin zu dringen und ihr die heilige Communion zu reichen.

*2 Dieses Aus- und Eingehen Michonis' und Rougevilles wurde durch den Bericht Fersens, der ihn von Rougeville bekommen hatte, durch das zweite Verhör der Königin und durch das von Michonis in der Affaire, die ihm das Todesurtheil eintrug, bestätigt.

*3 Wir citieren bloß eine Stelle aus ihrem ersten Verhör:

Frage: „Wie konnten Sie, nachdem Sie gestanden haben, dass Sie nur das Gedeihen und die Größe der französischen Nation wünschen, einen so lebhaften Wunsch äußern, alle Mittel anzuwenden, um sich mit Ihrer Familie zu vereinigen, die mit der französischen Nation im Kriege ist?“

Antwort: „Meine Familie sind meine Kinder, ich kann mich nur bei ihnen wohlbefinden und ohne sie nirgends.“

Frage: „Sie betrachten also diejenigen als Ihre Feinde, die gegen Frankreich Krieg führen?“

Antwort: „Ich betrachte alle jene als meine Feinde, die meinen Kindern Unrecht zu thun vermögen.“

*4 Man hat von Rougeville drei Versionen der Nelken-Affaire. Das erstemal, am 18. November 1793, wurde er, von den Österreichern als Spion verhaftet, von Fersen ausgefragt, der die Antworten des Gefangenen in seinem Tagebuche aufgezeichnet hat. Fünf Monate später, im April 1794, sandte er eine Rechtfertigungsschrift an den Grafen Metternich. Endlich im Jahre V der Republik schickte er eine andere an die Fünfhundert. Lecestre hat sich in seiner Arbeit über „Die Fluchtversuche Marie Antoinettes“ auf die beiden letzten Versionen gestützt, unser Buch folgt zunächst der ersten, da sie den Ereignissen am nächsten steht und überdies von den officiellen Documenten bestätigt wird. Rougeville ist, wie Lecestre richtig bemerkt, etwas redselig; er thut gerne groß, und man muss gegen emphatische Schilderungen in seinen Memoiren auf der Hut sein. Fersen beurtheilte ihn ebenso und schrieb, nachdem er ihn gesehen, in sein Tagebuch: „Ich fand einen etwas närrischen, von sich und dem, was er thut, sehr eingenommenen, sich eine große Wichtigkeit beilegenden, aber wohldenkenden Mann, der durchaus kein Spion ist.“

*5 Es scheint mit der Ausführung des Complots ein Anfang gemacht worden zu sein. Basset erklärt, 52 Mann, in Courbevoie kasernierte Leute zur Verfügung gehabt zu haben. Nun denuncierte ein Bürger, Moire, 52 Freiwillige, die sich aus der Kaserne in Vanes entfernt hatten, „am Tage vor der Hinrichtung der Witwe Capet, um „die Ausführung des infamen Projects der Verschwörung gegen die Republik zu unterstützen. Daraus geht hervor, dass der Plan bestand, die Königin auf der Fahrt von der Conciergerie zum Schafott zu entführen.

*6 Ebenso schrieb von der Marck an Mercy: „Man soll in Wien begreifen, wie peinlich, ich möchte sagen, wie misslich es für die kaiserliche Regierung wäre, wenn die Geschichte sagen könnte, dass vierzig Wegstunden von der gewaltigen, siegreichen österreichischen Armee die erhabene Tochter Maria Theresias auf dem Schafott umgekommen ist, ohne dass man einen Versuch gemacht hätte, sie zu retten."

*7 Nach Mercys und Starhembergs Correspondenz wäre Koburgs Unthätigkeit durch den Abzug der Engländer, Holländer und Hannoveraner verursacht worden, die ihn nach der Einnahme von Valenciennes verließen, um Dünkirchen zu belagern.

## Sechsundzwanzigstes Capitel.

*1 Chauveau-Lagarde (geboren 1767) war während der Revolution einer der ausgezeichnetsten gerichtlichen Redner, der u. a. auch Charlotte Corday und Brissot vertheidigte. Er wurde 1814 von Ludwig XVIII. in den Adelstand erhoben und erhielt das Kreuz der Ehrenlegion.

*2 Dieses unter den Papieren Courtois' gefundene Billet lautet: „Bürger Präsident! Die Bürger François und Chauveau, die das Tribunal mir zu Vertheidigern gegeben hat, machen mich aufmerksam, dass sie erst heute von ihrer Mission unterrichtet worden sind; ich soll morgen gerichtet werden, und es ist ihnen unmöglich, in einer so kurzen Frist sich über die Processacten zu unterrichten, ja sie nur zu lesen. Ich schulde es meinen Kindern, kein zur vollkommenen Rechtfertigung ihrer Mutter nothwendiges Mittel zu unterlassen. Meine Vertheidiger verlangen drei Tage Aufschub; ich hoffe, dass der Convent ihnen dieselben gewähren wird."

*3 In einer bei Grangé, rue de la Tarcheminerie, gedruckten und im Nationalarchiv aufbewahrten Adresse an den König vom 9. November 1789 beginnt Lecointre also: „Sire, einer Ihrer treuesten Unterthanen kommt, um vertrauensvoll Eurer Majestät die Huldigung seiner Achtung zu Füßen zu legen." Er schließt mit der Versicherung, dass die Bewohner von Versailles, zu denen er gehöre, unfähig seien, dem besten der Könige zu missfallen."

*4 Ein Geschworner des Revolutionstribunals, Vilate, erzählt in seinem Buche über die „Ursachen des 9. Thermidor", dass noch am Abend nach der Hinrichtung der Königin Robespierre, als er mit Saint-Just und Barrère beim Essen saß, ein lebhaftes Missvergnügen gegen „diesen Dummkopf von einem Hébert" geäußert habe, dessen Aussage Marie Antoinette in ihrem letzten Augenblicke „diesen Triumph des öffentlichen Interesses" gegeben. Robespierre soll schon damals beschlossen haben, sich eines so compromittierenden Genossen zu entledigen.

*5 Das genaue Verzeichnis der der Königin am 2. August abgenommenen Gegenstände, wie es im Gerichtsprotokoll steht, ist folgendes: Ein kleines, mit grünem Moire überzogenes, acht Blättchen, von denen vier gummiert sind, enthaltendes Büchlein, auf dessen erstem Blatte folgende Adressen mit Bleistift geschrieben sind: Brégnet, quai de l'Horloge du Palais, n. 65; Madame Salantin, bei Madame Lapassade, rue de Grenelle-Saint-Germain, n. 14;

Mademoiselle Vion, rue Saint-Nicaise, bei Mademoiselle Angié, n. 22; Madame Chaumette, rue de Bourgogne, Faubourg Saint-Germain, n. 44; Brunier, rue Sainte-Anoye, hôtel Caumartin, n. 90. — Weiters eine kleine Brieftasche aus rothem Maroquin, ein Reisekästchen mit Stahlcharnieren, eine kleine Schachtel, enthaltend zwei Frauenporträts unter Glas; eine zweite ähnliche kleine Schachtel, enthaltend ein Frauenporträt, das sie als die Lamballe erklärt hat; dann eine Rolle von 25 einfachen Louisdor; eine kleine Elfenbeinschachtel, enthaltend einen Spiegel und einige Papiere, auf denen nichts geschrieben stand, wie auch einige kleine Pakete mit Haaren, welche die Angeklagte als von ihrem Gatten und ihren Kindern herrührend erklärt hat."

*6 Frau v. Staël hatte von London beredte und muthige „Erwägungen über den Proceſs der Königin" eingeſchickt; ſie hatten leider nicht mehr Erfolg als die Vertheidigung Chauveau-Lagardes.

*7 Chauveau-Lagarde meint in ſeinen „Notes sur le procès-verbal de Marie-Antoinette", daſs die Königin „durch die Überraſchung vernichtet worden ſei", und daſs „ſie bis zum letzten Augenblicke Hoffnung bewahrt hätte". Trotz der Autorität eines ſolchen Zeugen iſt die Annahme gerechtfertigter, daſs die Königin ſeit langem ſich keiner Täuſchung über ihr Schickſal mehr hingab. Jedenfalls, wenn ſie einen Augenblick „von der Überraſchung vernichtet war", iſt dieſer Augenblick der Schwäche ſehr kurz und das Erſtaunen wenig ſichtbar geweſen. Der „Moniteur Universel" und das „Bulletin du Tribunal révolutionaire" ſtimmen darin überein, daſs man auf dem Geſichte der Verurtheilten keine Veränderung bemerkt habe, und Chauveau-Lagarde ſelbſt ſchreibt, daſs „ſie nicht das geringſte Zeichen von Furcht, Entrüſtung oder Schwäche gab".

## Siebenundzwanzigſtes Capitel.

*1 Auf der letzten Seite eines vom Verfaſſer gekauften Exemplars der „Histoire de Marie-Antoinette" von Montjoye befindet ſich folgende handſchriftliche Bemerkung von Herrn von Montmarqué: „Es war ein an Madame (Prinzeſſin Maria Thereſia) adreſſierter Brief der Königin vorhanden, den ihr Ludwig XVIII. eingehändigt hat, und der wahrſcheinlich einſt bekannt werden wird." Es iſt nicht erſichtlich, worauf Herr von Montmarqué dieſe Meinung ſtützt, ſie ſcheint aber durch den Wortlaut ſelbſt des Briefes der Königin an Prinzeſſin Eliſabeth vollſtändig widerlegt zu ſein.

*2 Dieſer Brief gelangte in der That nicht an die Prinzeſſin Eliſabeth. Er wurde vom Thürhüter Bault Fouquier übergeben und bei dieſem von der mit der Unterſuchung ſeiner Papiere betrauten Commiſſion des Convents beſchlagnahmt und den Proceſsacten beigelegt. Hier wurde er jedenfalls vom Conventsmitgliede Courtois genommen, der ihn 1826 durch eine zuverläſſige Perſon Ludwig XVIII. übergeben ließ.

*3 Brief von Barthélémy Bimbenet de la Roche, citiert von A. de Ségur in „Un épisode de la Terreur". Bimbenet de la Roche war ein in der Conciergerie gefangen gehaltener junger Soldat aus Condés Armee, der von ſeinem Kerker aus die Königin während dieſer traurigen Tage mehrmals vorübergehen ſah. Seine Briefe an ſeine Familie ſind von Herrn von Ségur in

dem genannten Buche veröffentlicht worden. Er starb ebenfalls auf dem Schafott mit dem Glauben eines Martyrers am 25. Februar 1794.

*4 Die Königin soll beim Besteigen des Schafotts einen Schuh verloren haben; dieser soll von einem Manne aus dem Volke aufgehoben und von Herrn von Guernon-Manville, dem Vater des gleichnamigen Ministers unter der Restauration, gekauft worden sein. Andererseits besitzt Herr Gustav Bord, der gelehrte Director der „Revue de la Révolution", ein Bruchstück von der Schuhschnalle der Königin; diese soll ebenfalls zu einem der Schuhe gehört haben, die die unglückliche Königin an ihrem letzten Tage getragen; er war von Baron d'Aubier, Kammerjunker Ludwigs XVI. und einem derjenigen, die der königlichen Familie bis zum Ende treu blieben, an Baron Breteuil geschickt worden.

*5 Es fand kein derartiger Versuch statt; es bestanden wahrscheinlich Hoffnungen, wie dies aus der Erzählung des Vicomte Desfossés und der Anwesenheit jener 52 Soldaten, die am Tage vor der Hinrichtung die Kaserne von Vauves verlassen hatten, in Paris hervorzugehen scheint. Jedenfalls wurden Versuche gemacht, im Verhandlungswege die Befreiung der Königin zu erreichen. So befindet sich im Nationalarchiv der Brief eines Grafen von Leiningen (Linange), der am 15. October dem Convente vorschlägt, er wolle nach Wien reisen, um mit dem Kaiser über den Frieden zu unterhandeln auf Grundlage der Freilassung der Königin.

*6 Am 18. Jänner 1815 fand auf Anordnung Ludwigs XVIII. die Ausgrabung, Agnoscierung und kirchliche Beisetzung der irdischen Überreste der Königin statt, und am 16. October 1816 ließ derselbe König eine Sühnfeier zu ihrem Andenken veranstalten.

Noch einige Worte über das Schicksal des unglücklichen Ludwigs XVII. Über die Lage des Knaben nach der Hinrichtung seiner Mutter schreibt Weiß (l. c. 418): „Die Lage des Kindes war eine verzweifelte. Seine Mutter hatte es beten gelehrt; im Kampfe um Sein und Nichtsein kam ihm im Traume vor, im Gebet sei Schutz und Stärke. Im Traume erhob er sich im Bette, kniete nieder und sprach ein glühendes Gebet. Simon erwachte darüber, wurde zornig, griff zu einem Krug voll mit kaltem Wasser und goss es dem Armen über den Kopf. Der Knabe sank im nassen Bette zusammen, schluchzend und vor Kälte zitternd. „Ich will Dich lehren, Vater unser herzusagen und in der Nacht aufzustehen wie ein Trappist," schrie Simon, nahm seine eisenbeschlagenen Schuhe, stürzte auf ihn los und schlug ihn entsetzlich. Der Kleine hob seine schwachen Hände flehend empor: „Was habe ich Ihnen denn gethan, dass Sie mich tödten wollen?" — „Dich tödten! Als ob ich es wollte, als ob ich es gewollt hätte! O diese Viper! sie weiß nicht einmal, dass, wenn ich sie einmal am Halse nähme, sie nicht mehr schreien würde!"

Von diesem Tage an, 15. Jänner 1794, war der arme Knabe wie gebrochen; theilnahmslos ließ er alles über sich ergehen, seine Kraft schien erlahmt. Von Simon hatte er wenig mehr zu leiden — dieser kehrte am 19. Jänner in den Gemeinderath zurück. Ein eigener Erzieher wurde nicht mehr aufgestellt, dagegen sollten vier Gemeinderäthe die Aufsicht über den ganzen Temple haben. Man sperrte den jungen König in das Gemach, wo Cléry einst gewohnt hatte,

vernagelte die Thür, in der man ein kleines Fenster anbrachte. Durch dasselbe sahen die Gemeindebeamten jeden Tag in das Gemach, durch dasselbe schob man dem armen König einen Topf mit robuster Kost und etwas Wasser zu, durch dasselbe schob er den Topf zurück, und was er herauszugeben hatte. Er selbst mochte sich das Bett herrichten und das Zimmer fegen. Bei Nacht fehlte ihm Licht, bei Tag freie Luft und Verkehr mit anderen, das anregt. Der junge König von Frankreich war abgesperrt wie ein wildes Thier; war der Einsamkeit, der Abstumpfung, war, wenn er sich in der Nacht fürchtete, der Verzweiflung überlassen, oder, wenn er bei Sinnen blieb, den qualvollsten Erinnerungen an die Vergangenheit und den bangsten Sorgen um die Zukunft. Niemand kümmerte sich um seine Thränen, um seinen Jammer, um sein leibliches oder geistiges Elend. Dieser beabsichtigte langsame leibliche und geistige Mord des jungen Königs ist eine unauslöschliche Schmach der französischen Revolution."

Ludwig XVII. erlag am 8. Juni 1795 seinen Qualen.

# Inhalts-Verzeichnis.


Seite

Erstes Capitel: Die Generalstaaten. — Unpopularität der Königin inmitten der allgemeinen Begeisterung. — Eröffnung der Generalstaaten. — Ahnungen der Königin. — Die erlöschenden Kerzen. — Tod des ersten Dauphin . . . . . 1

Zweites Capitel: Fortschritte der Revolution. — Der Eid im Jeu de Paume. — Die königliche Sitzung vom 23. Juni. — Einnahme der Bastille. — Abreise des Grafen von Artois und der Polignac. — Der König geht am 17. Juli nach Paris. — Die Nacht vom 4. August. — Unordnungen in den Provinzen. — Briefe der Königin an Frau v. Polignac. — Pariser Drohungen gegen Versailles. — Malouet schlägt vergeblich vor, die Versammlung nach Compiègne zu verlegen . . . . . 14

Drittes Capitel: Gährung in Paris und Versailles. — Berufung von Truppen nach Versailles. — Bankett der Leibgarden. — Vorbereitungen zu den Octobertagen . . . . . 33

Viertes Capitel: Der 4. und der 5. October. — Rückkehr nach Paris. 42

Fünftes Capitel: Verfall der Tuilerien. — Erstes Zusammentreffen der Königin mit der Menge; gegenseitiges gutes Einvernehmen. — Officielle Besuche der bestehenden Corporationen. — Murren im Volke. — Wohlthaten der Königin. — Sie lässt Schuldscheine des Leihhauses auslösen. — Sie schickt ihre Juwelen zu ihrem Juwelier Daguerre. — Verabschiedung der Leibwache. — Plünderung des Hauses des Bäckers François. — Aufführung von „Charles IX“. — Wie die königliche Familie in den Tuilerien wohnt und lebt. — Erziehung der Kinder. — Brief der Königin an Frau v. Tourzel. — Wohlthätigkeit Marie Antoinettes. — Reizende Züge vom Dauphin. — Erste Communion der königlichen Prinzessin . . . . . 65

Sechstes Capitel: Arbeiten der Nationalversammlung. — Die Güter des Clerus werden zur Verfügung der Nation gestellt. — Aufhebung der Parlamente. — Affaire Favras. — Sein heldenmüthiger Tod. — Fluchtplan d'Augeards. — Der König in der Nationalversammlung am 4. Februar 1790. — Man stellt der Königin die Witwe und den Sohn Favras' vor. — Tod Josefs II. — Veröffentlichung des Rothbuches. — Beunruhigung in den Tuilerien. — Aufenthalt in Saint-Cloud. — Föderation vom 14. Juli 1790. — Die königliche Familie wird von den Föderierten acclamiert. — Untersuchung über die Octobertage und Bericht Chabrouds . . . . . 85

Seite

Siebentes Capitel: Mirabeau. — Seine Zusammenkunft mit Necker. — Seine Mittheilungen an den Grafen von der Marck. — Erste Erklärung Mirabeaus für den Hof. — Seine Zusammenkunft mit der Königin. — Seine Pläne. — König und Königin hören sie, ohne ihnen zu folgen. — Die Königin wird neuerdings bedroht. — Neue Pläne Mirabeaus. — Siebenundvierzigste Erklärung. — Nutzen, aber auch Schwierigkeiten dieses Planes . . . . . 105

Achtes Capitel: Beunruhigende Lage in Paris; der Aufruhr in Permanenz. — Entlassung Neckers. — Abreise der Prinzessinnen-Tanten. — Der 28. Februar. — Der 18. April. — Fluchtpläne. — Graf d'Hinnisdal. — Hoffnung aus St. Cloud zu entkommen. — Plan Mirabeaus. — Zaudern des Königs. — Mittheilungen an Marquis de Bouillé. — Der Plan wird erörtert, dann zwischen der Königin, Fersen und Bouillé abgemacht. — Die mehrmals verschobene Abreise wird endgiltig auf den 20. Juni festgesetzt . . . . . 131

Neuntes Capitel: Flucht nach Varennes. — Anhaltung der königlichen Familie und Rückkehr nach Paris . . . . . 151

Zehntes Capitel: Die königliche Familie wird in den Tuilerien streng bewacht. — Ihr Leben in der Gefangenschaft. — Die Königin wird von den Commissären der Nationalversammlung vernommen. — Der 17. Juli. — Auf dem Marsfelde wird das rothe Banner entfaltet. — Die Constitutionellen nähern sich dem Hofe . . . . . 176

Elftes Capitel: Unterhandlungen der Königin mit den Mächten. — Plan des Kaisers. — Plan des Königs von Schweden. — Pläne der Emigranten. — Zunahme der Zahl und Bedeutung dieser letzteren. — Ihr Zwiespalt mit dem Hofe und mit Baron de Breteuil, dessen officiellem Agenten. — Brief Marie Antoinettes vom 30. Juli, geschrieben unter dem Einflusse der Constitutionellen. — Missionen Chevalier de Coignys und des Abbé Louis. — Die Königin verleugnet durch ihre geheimen Briefe ihre officiellen. — Warum sie den Constitutionellen mistraute . . . . . 183

Zwölftes Capitel: Die Königin entwirft einen Plan. — Worin er besteht; keine unmittelbare Action; nur Unterhandlungen. — Brief vom 8. Juli an Fersen. — Feindseligkeit der Königin gegen die Emigranten. — Schlechte Haltung einer Anzahl letzterer gegen Marie Antoinette. — Kälte Leopolds gegen die Prinzen. — Pillnitzer Erklärung. — Ihre wahre Tragweite. — Wie sie von der Königin beurtheilt wird. — Brief vom 12. September an Mercy. — Grausame Lage Marie Antoinettes . . . . . 198

Dreizehntes Capitel: Vollendung der Constitution. — Die Königin fragt Mercy und Leopold um Rath. — Man kann die Sanction nicht verweigern, denn man hat keine Widerstandsmittel. — Verschiedene Rathschläge. — Der König nimmt die Constitution an. — Festlichkeiten in Paris. — Volksbegeisterung . . . . . 207

Seite

Vierzehntes Capitel: Folgen der Annahme der Constitution. — Protest der Prinzen. — Brief Ludwigs XVI. an seine Brüder. — Brief der Prinzessin Elisabeth an die Marquise de Raigecourt. — Meinungsverschiedenheiten zwischen den Tuilerien und Koblenz. — Briefwechsel zwischen der Königin und Fersen. — Plan Marie Antoinettes. — Der bewaffnete Congress. — Warum der Plan der Königin unausführbar ist 217

Fünfzehntes Capitel: Die gesetzgebende Versammlung. — Ihre Feindseligkeit gegen den König tritt gleich im Anfang hervor. — Unzufriedenheit der Bourgeoisie. — Die Deputation von San Domingo wird der Königin vorgestellt. — Der König will keinen Civilhofstaat bilden. — Der gefasste Fluchtplan wird wieder aufgegeben. — Unthätigkeit des Königs und der Königin. — Schwankungen in der öffentlichen Meinung. — Traurige Lage der königlichen Familie. — Plänkeleien im Innern. — Die Königin begehrt fortwährend einen Congress. — Zaudern des Kaisers und Missvergnügen Marie Antoinettes. — Brief an Frau v. Polignac. — Drohender Artikel in den „Révolutions de Paris“ . . . . . 229

Sechzehntes Capitel: Erste Maßregeln der gesetzgebenden Versammlung gegen Emigranten und Priester. — Der König verlangt die Zerstreuung der Emigranten-Ansammlungen. — Kriegsrüstungen. — Denkschrift der Constitutionellen an den Kaiser. — Mission Herrn v. Simolins. — Brief der Königin an Mercy. — Reise Fersens nach Frankreich. — Er schlägt einen Fluchtplan vor, erkennt ihn aber als unmöglich. — Vorstellung in der Comédie-Italienne am 20. Februar . . . . 242

Siebzehntes Capitel: Tod Leopolds II. — Ermordung Gustavs III. — Boshafte Freude der Jakobiner. — Neue Schmähungen gegen die Königin. — Heftiger Angriff Vergniauds. — Dumouriez zum Minister des Äußern ernannt. — Er bietet Marie Antoinette seine Mitwirkung an, die zurückgewiesen wird. — Das Girondisten-Ministerium. — Ostern 1792. — Der einzige Trost der Königin sind ihre Kinder. — Der Dauphin. — Herr v. Fleurieu wird zu seinem Erzieher ernannt 256

Achtzehntes Capitel: Kriegserklärung an Österreich. — Brief der Königin an Mercy vom 30. April 1792. — Sendung Mallet du Pans. — Erste Misserfolge der französischen Truppen. — Lafayette schlägt dem Könige vor, sich zu seiner Armee zurückzuziehen. — Aufregung in Paris. — Denunciation des österreichischen Comités. — Wiedererscheinen der Memoiren Frau v. la Mottes. — Sie werden in Sèvres verbrannt. — Entlassung der constitutionellen Garde. — Herr d'Hervilly bietet dem Könige an, die gesetzgebende Versammlung zu verjagen. — Der König lehnt ab. — Abreise Barnaves. — Decrete vom 26. Mai über die Deportation der eidweigernden Priester, vom 8. Juni über die Bildung eines Lagers von 20.000 Mann bei Paris. — Entlassung der girondistischen Minister. — Dumouriez verlässt das Ministerium. — Der König setzt den Decreten sein Veto entgegen . . . . . 267

Seite

Neunzehntes Capitel: Der 20. Juni . . . . . 279

Zwanzigstes Capitel: Folgen des 20. Juni. — Zusammenkunft des Königs mit Pétion. — Proclamation Ludwigs XVI. — Reise Lafayettes nach Paris. — Brief der Königin an Mercy. — Angriffe der Girondisten auf den König. — Pétion suspendiert, dann wiedereingesetzt. — Insulten gegen die königliche Familie im Tuilerien-Garten und auf der Feuillanten-Terrasse. — Ein Meuchelmörder schleicht sich in die Tuilerien. — Ankunft der Föderierten in Paris. — Der König läßt sich einen Brustharnisch anfertigen. — Versuche, die königliche Familie den Gefahren in Paris zu entziehen. — Prinz Georg von Hessen. — Frau von Staël. — Der Herzog von Liancourt. — Plan Lafayettes. — Die Königin lehnt alles ab. — Ihre Abneigung gegen Lafayette. — Warum? — Unaufhörliche Überwachung der Tuilerien. — Die Föderation vom 14. Juli 1792. — Beständige Unruhen; der 26. Juli. — Briefe der Königin an Fersen. — Einzug der Marseiller. — Deren Conflict mit den Grenadieren von Filles-Saint-Thomas. — Letzter Brief der Königin an Fersen. — Marsch der Coalitionsarmee. — Manifest des Herzogs von Braunschweig. — Dessen beklagenswerte Wirkung. — Anträge der Girondisten bei Hof. — Die Jakobiner verdoppeln ihre Anstrengungen. — Pétion verlangt die Absetzung des Königs. — Beschluss der Section Mauconseil. — Vorbereitungen für den 10. August. — Täuschungen des Hofes. — Seine Ohnmacht. — Letzte Messe der königlichen Familie in den Tuilerien 297

Einundzwanzigstes Capitel: Der 10. August . . . . . 324

Zweiundzwanzigstes Capitel: Der Temple. — Beschreibung. — Der Palast des Großpriors. — Der Thurm des Temple. — Großer und kleiner Thurm. — Die königliche Familie wird vorläufig im kleinen Thurm eingeschlossen. — Am 19. August trennt man sie von ihrer Begleitung. — Leben der Gefangenen. — Gesinnungen der Königin betreffs der Invasion. — Cléry kommt in den Thurm. — Die Septembertage. — Man bringt unter die Fenster der Königin den Kopf der Prinzessin de Lamballe. — Schmähungen gegen die Gefangene. — Turlot und Rocher. — Abschaffung des Königthums. — Der König wird in den großen Thurm gebracht. — Ebenso die königliche Familie. — Der Dauphin wird von seiner Mutter getrennt und seinem Vater übergeben. 344

Dreiundzwanzigstes Capitel: Der große Thurm. — Neue Einrichtung des Lebens der Gefangenen. — Neue Quälereien. — Mitleidige Municipalbeamte. — Drouet im Temple. — Der König wird krank, dann der Dauphin. — Einführung einer neuen Municipalität. — Die Suppe der Königin. — Man nimmt der königlichen Familie alle Schneideinstrumente. — Proceß gegen den König. — Ludwig XVI. vor dem Convent. — Er wird von seiner Familie getrennt. — Seine Unterredungen mit Malesherbes. — Der König wird zum Tode verurtheilt. — Letzte Zusammenkunft mit der Königin und seinen Kindern. — Hinrichtung des Königs . . . . . 362

Seite

Vierundzwanzigstes Capitel: Die Königin als Witwe. — Ihr stummer Schmerz. — Krankheit ihrer Tochter. — Man bringt den Gefangenen Trauerkleider. — Toulan und Lepitre. — Der von diesen beiden Municipalbeamten und Herrn v. Jarjayes vorbereitete Fluchtplan. — Änderungen im Plan. — Neues Project; es mißlingt gleich dem ersten. — Toulan rettet Ring und Siegel des Königs. — Die Königin schickt beide Gegenstände an den Grafen von Provence und den Grafen von Artois. — Denunciation Tisons. — Nächtliche Durchsuchungen. — Bemühungen der Freunde der Königin im Auslande. — Abfall Dumouriez'. — Thätigkeit und Hoffnungen Fersens. — Alles mißlingt. — Ludwig XVII. wird krank. — Der 31. Mai. — Chaumette und Hébert kommen in den Temple. — Baron Batz. — Michonis. — Fluchtplan. — Das Mißtrauen Simons läßt ihn scheitern. — Die Tison wird irrsinnig. — Ludwig XVII. wird seiner Mutter weggenommen. — Er wird dem Schuhflicker Simon ausgeliefert. — Neuer Besuch Drouets im Temple. — Der junge Prinz von Simon mißhandelt. — Herzdurchbohrende Verzweiflung der Königin. — Die Königin wird in die Conciergerie gebracht . . . . . 382

Fünfundzwanzigstes Capitel: Die Conciergerie. — Der Kerker der Königin. — Michonis. — Die Richard. — Rettungsversuche. — Die Nelkenangelegenheit. — Neue Quälereien. — Der Thürhüter Bault und seine Familie. — Neue Fluchtversuche. — Das Complot Basset. — Unthätigkeit Österreichs . . . . . 411

Sechsundzwanzigstes Capitel: Proceß der Königin. — Decret des Convents. — Erstes Verhör Marie Antoinettes. — Chauveau-Lagarde und Tronçon-Ducoudray werden als ihre Vertheidiger bestellt. — Das Tribunal. — Die Geschwornen. — Sitzung vom 14. October. — Anklageact. — Die Zeugen. — Aussage Héberts. — Erhabenes Wort der Königin. — Manuel und Bailly. — Der Gendarmerieofficier De Busne. — Sitzung vom 15. October. — Verhör des Präsidenten. — Tisset und Garnerin. — Anklageschrift Fouquier-Tinvilles. — Reden der Vertheidiger. — Verurtheilung. — Die Königin wird in die Conciergerie zurückgeführt . . . . . 427

Siebenundzwanzigstes Capitel: Der letzte Tag. — Brief Marie Antoinettes an Prinzessin Elisabeth. — Die Königin kleidet sich an und legt sich auf einige Augenblicke auf ihr Bett. — Abbé Girard. — Der Henker Samson. — Vorbereitungen in Paris. — Die Königin besteigt den Karren der Verurtheilten. — Die Fahrt von der Conciergerie auf den Revolutionsplatz. — Der Schauspieler Grammont und die Bürgerin Lacombe. — Das Schafott. — Tod. — Schluß 446

Anmerkungen zum zweiten Bande . . . . . 455

YC 74164

537712

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY